

Globus.

XVIII. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

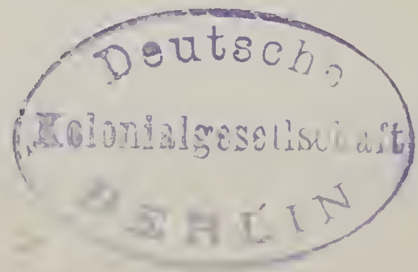
besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.



Achtzehnter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1870.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.

Zur Völkerkunde.

Vermischte Mittheilungen.

Personalnotizen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Durch Slavonien und die Militärgrenze.

I.

Politische und nationale Stellung der Südslaven. — Donaufahrt und Pusztenbilder. — Essek, die dreitheilige Stadt. — Völkermischung. — Latifundien. — Aeußere Erscheinung der Bauern. — Das Princip der Geschlechtsgemeinschaft bei den alten Slaven. — Mangel an Verkehrsmitteln. — Das projectirte Eisenbahnnetz. — Bildungszustände. — Aberglauben. — Mängel der Justiz.

K. F. Ueberall rühren sich die Slaven Oesterreichs in so übereinstimmender, genau berechneter Weise, daß an einer gemeinschaftlichen Organisation kaum noch zu zweifeln ist. Während in der Reichshälfte diesseit der Leitha die Tschechen und Slovenen immer heftiger und energischer auf eine selbständige Stellung dringen, in Galizien sich Ruthenen und Polen unter einander befehden, beide aber von der Centralregierung in Wien wenig wissen wollen, ist auch in der östlichen Reichshälfte jenseit der Leitha, wo die Magyaren zur Suprematie gelangten, der Kampf zwischen diesen und den verschiedenen slavischen Völkerschaften, die im Bereiche der Länder der Stephanskrone wohnen, wieder offen ausgebrochen; er ist dort nur eine Fortsetzung der alten Gegnerschaft, welche schon 1848 und 1849 zu blutigen Kriegen führte. Im Nordwesten Ungarns sind es die Slowaken, tschechischen Stammes, die mit den Magyaren auf gespanntem Fuße stehen; am Südfuße der Karpathen wohnen in Ungarn zahlreiche Ruthenen, welche gleichfalls über Bedrückung durch die Magyaren klagen, und im Süden Ungarns endlich gährt unter den verschiedenen serbischen Stämmen ein mächtiger Haß gegen alles Ungarische.

Wohl haben seit 1868 Croatien und Slavonien ihren „Ausgleich“ mit Ungarn vollzogen, allein unter wesentlicher Einwirkung der Wiener Regierung. Die national-serbische Partei in jenen Ländern ist jedoch die innerlich stärkere; über kurz oder lang muß sie wieder zur Herrschaft gelangen, denn das gegenwärtige Verhältniß ist ein künstliches und unnatürliches.

Die Serben, welche im ununterbrochenen Zusammenhange von den Grenzen Steiermarks und Krains bis zur bulgarischen Morawa und darüber hinaus, von der Drau bis ans Adriatische Meer wohnen und etwa 5,200,000 Seelen zählen, werden ganz entschieden einmal eine Rolle spielen. Es ist nicht zu leugnen: in ihnen ruht ein guter Kern, und bei ihnen ist es in vieler Beziehung vorwärts gegangen. Sie nehmen heute den südlichen Theil Istriens, ganz Croatien und Slavonien, Dalmatien (mit Ausnahme der italienisch gemischten Küstenplätze), den größern Theil der Militärgrenze, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und das Fürstenthum Serbien ein, dieses letztere mit Ausnahme des nordöstlichen Winkels, der von Walachen bewohnt ist.

Wir haben hier kurz die politischen Verhältnisse und die ethnographische Ausdehnung des Volkes charakterisirt, werden aber beides im Verlaufe unserer Darstellung noch weiter auszuführen Gelegenheit haben. Neuerdings ist zu dem ver-



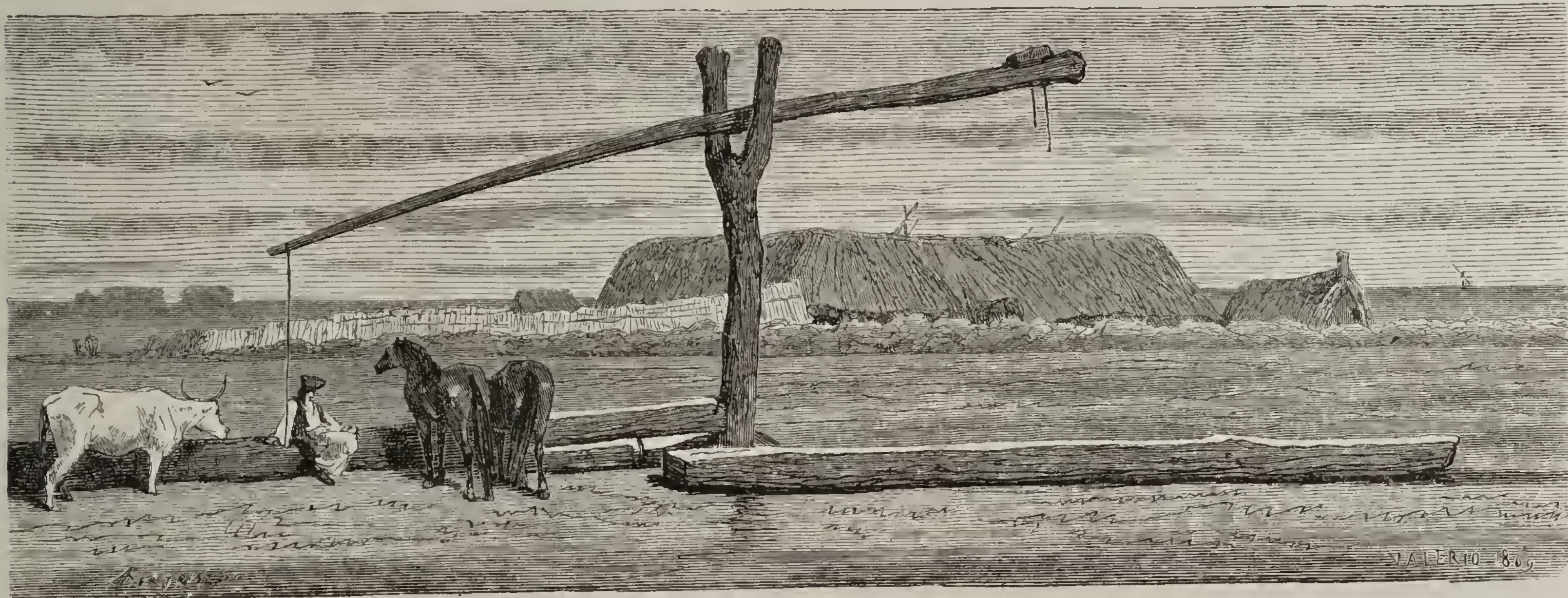
Auf dem Verdeck eines Donaudampfers.

wirrten Chaos staatsrechtlicher, politischer und nationaler Fragen noch die Frage nach Auflösung der Militärgrenze und Zutheilung derselben an Ungarn aufgetaucht, und auch diese werden wir bei der großen Bedeutung, welche ihr zukommt, ausführlich erörtern.

Mit Ausnahme des Fürstenthums Serbien, Dalmatiens und Montenegros sind mir die erwähnten serbischen Länder aus persönlicher Anschauung bekannt. Ich habe sie zu wiederholten Malen besucht, bin sowohl aus dem deutschen wie aus dem magyarischen Gebiete in dieselben gelangt, und habe hier wie da Gelegenheit zur Beobachtung der scharfen Gegensätze gefunden. Zwischen Serben und Deutschen sind die Slovenen eingeschoben, und deshalb sind die Berührungen zwischen den beiden erstgenannten Völkern keine unmittelbaren; der Haß des Serben, welcher allerdings, wie alle Slaven, dem Deutschen nicht hold ist, richtet sich zumeist gegen die Wiener Regierung. Anders aber ist es gegenüber den Magyaren, mit denen er in ein Haus gezwängt ist, und von denen er Magyarisirung befürchtet. Gegen diese wehrt er sich nun. Hier besteht ein offener Haß.

Meine Tour, die ich hier schildern will, fällt in das verflossene Jahr, und die meine Darstellungen begleitenden Bilder, welche der italienische Künstler Valerio gezeichnet hat, sind außerordentlich naturgetreu, wie ich ausdrücklich hervorheben will; auch sind die Schilderungen des Franzosen Georges Perrot, die im „Tour du Monde" kürzlich (Nr. 537 bis 541) veröffentlicht wurden, im Ganzen zuverlässig, wenn er auch über die staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse in Slavonien, der Militärgrenze und Croatien nicht immer genau berichtet ist. Gelegentlich werde ich seine Aufsätze benutzen, wenn ich mir auch im Uebrigen die Selbständigkeit der Darstellung wahre.

Von Pesth ab eine Donaufahrt auf den gut eingerichteten Dampfern der k. k. österreichischen privilegirten Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft durch die pannonischen Steppen gewährt uns schon ein zutreffendes Bild ungarischer Natur und Landschaft. Schon vom Dampfer aus kann man Vieles beobachten, was charakteristisch für die große Tiefebene, das Alföld, ist, die in den magyarischen Volksliedern, in den Dichtungen Petöfi's so prächtig geschildert sind, daß man schon aus diesen ein vollständiges Bild des Landes sich zusammensetzen kann. Hunderten und Tausenden von Hirten dienen die Weideplätze dieser Ebene, der Puszta, zum Aufenthalte. Die Einförmigkeit der zu beiden Seiten des Stromes sich ausdehnenden Fläche wird nur hier und da von dem einen oder andern einzeln stehenden Csárda (Wirthshaus,



Ziehbrunnen in der Puszta.

sprich Tscharda) unterbrochen, und am fernen Horizonte taucht die Délibab (die Fee des Südens, Fata morgana) auf, welche in der Luft ihre trügerischen Zauberbilder webt. Dann erscheint einer der langarmigen charakteristischen Ziehbrunnen in der Nähe, wie sie in der Ferne schon vielfach sichtbar waren. Ueber der Puszta liegt jetzt die tropische Gluth des Sommers. Kühe und Kälber ruhen trotz des fetten Futters träg im Grase, wo der Rinderhirt (Gulyásch) auf seinem Mantel im Schatten der Eiche die Glieder dehnt, wo selbst die Hunde vor Hitze und Trägheit Niemanden, der vorübergeht, anbellen.

Aber wie anders gestaltet dieses Bild sich wiederum in der trostlosen Oede des Winters, wenn der Sturm durch die Luft wirbelt, der Nebel auf der weiten Schneefläche liegt und den eilig dahinreitenden Strolch der Puszta, den Betyár, Rabe und Wolf begleiten. Auf den zahlreichen Donauinseln, im Schilfe des Ufers, da ist es zunächst das rege Vogelleben, das uns anzieht: wir sehen den hochbeinigen Storch seinen Kopf ins Wasser stecken, um sich seinen Fraß zu holen, den schönen Reiher, wir hören den klagenden Kibitz und vernehmen das Schnarren des Wachtelkönigs. Nicht leblos ist diese weite Fläche, und Petöfi ruft mit Recht aus:

Sage Niemand: ohne Schönheit sei die Puszta!
Ihre Reize deckt
Nur ein Flor, wie sich die Jungfrau unterm Schleier
Hold verschämt versteckt;
Nur Verwandte sehen sie und gute Freunde
Ohne Schleier nah,
Und ein herrlich Feenmädchen steht dann plötzlich
Vor dem Auge da.

Solcher Art sind etwa die Eindrücke, die wir bei einer Donaufahrt von Pesth abwärts empfangen. Sie werden natürlich noch gesteigert, wenn wir im leichten, von flinken ungarischen Rossen bespannten Wagen selbst über die Puszta dahinrollen. Und auch weiter unten, in Syrmien und Slavonien, wenigstens in den ebenen Theilen, wo nicht die schönen Wälder sich ausdehnen, behält die Landschaft viel von dem gleichen Charakter.

An der Draumündung wird das Schiff gewechselt; während der große Dampfer weiter donauabwärts nach Neusatz, Semlin, Belgrad seinen Weg fortsetzt, benutzt derjenige, welcher in die Drau einfahren will, das sogenannte Localschiff. Eine kurze Fahrt schon genügt, um uns nach Essek zu bringen, wo am Ufer ein babylonisches Sprachgewirr uns entgegenschallt; denn die Lastträger, welche sich unseres Gepäcks

bemächtigen wollen, reden durch einander serbisch, magyarisch, deutsch. Die Stadt liegt in der That nahe der Sprachgrenze. Alles nach Süden zu ist serbisch. Von Norden her sind die Magyaren bis an die Drau vorgedrungen, und Deutsche, die heute aber großentheils ihrer Nationalität verlustig gegangen, machen einen Theil des Bürgerstandes aus. Zahlreiche deutsche Colonien, „Schwabendörfer“, liegen namentlich nach Norden im ungarischen Gebiete und zeichnen sich durch ihre Sauberkeit, Ordnung, durch die freundlichen rothen Ziegeldächer, durch den Fleiß ihrer Bewohner vortheilhaft aus vor den benachbarten slavischen und magyarischen Dörfern. — Man darf sich unter Essek nicht eine Stadt in unserm Sinne vorstellen. Es trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter, ist dreitheilig und besteht aus der obern, untern und Neustadt, zwischen welche sich die Festung einschiebt, die mit ihren Gebäuden für sich eine vierte Stadt bildet. Alle zusammengenommen zählen 14,000 Einwohner, die aus den oben erwähnten verschiedenen Elementen bestehen. Die Festung, welche der Prinz Eugen gegen die Türken erbaute, ist von keiner großen Bedeutung; die Bürger wünschen ihre Entfernung, um die drei Städte zu einer einzigen verschmelzen zu können, allein das Wiener Kriegsministerium widerstrebt dem. Die obere Stadt, in welcher die besseren Gebäude stehen, die Festung und die untere Stadt ziehen sich in langer Linie längs der Drau hin, während die Neustadt landeinwärts liegt. Omnibus von ziemlich primitiver Einrichtung unterhalten den Verkehr der einzelnen Theile unter einander. Im Uebrigen ist Essek ein gutes Bild einer Stadt in den Süddonauländern, denn es verkörpert dieselben im Kleinen mit ihren Vorzügen und Nachtheilen. Da finden wir in der Bevölkerung Slaven, Magyaren, Deutsche, Juden. Zu den ethnischen Verschiedenheiten gesellen sich die religiösen: katholische und protestantische Deutsche, eben solche Magyaren, Israeliten, römisch-katholische und griechische Serben, halbheidnische Zigeuner, und alle diese Völker, Religionen und Interessen wogen durch einander, berühren sich, stoßen sich ab und bilden ein keineswegs homogenes Ganzes. Die Serben, welche die Mehrzahl ausmachen, richten ihren Sinn nach Agram und glauben an das große serbische Zukunftsreich, und die Magyaren agitiren für die Verschmelzung mit Ungarn; das deutsche Element ist im Absterben — wie in den meisten ungarischen Städten. Ueber das Warum? ließen sich Bücher schreiben. Hier ist es nicht meine Aufgabe, darauf näher einzugehen.



Slavonischer Bauer.

Von Essek führte mich mein Weg nach Süden über die Vuka und nach Diakovar, dann in die Militärgrenze. Die Landschaft in der Nähe der Stadt zeigt sich als die große Ebene, die ich schon zu charakterisiren versuchte. Diese ganze Gegend, in welcher der Pflug nun immer weiter seine Furchen zieht, ist den Urwäldern und Sümpfen mühsam abgerungen worden. Noch vor zwanzig Jahren reichte der Wald bis an die Glacis der Essеker Festung; in seinem Dunkel bargen sich Räuber, welche gelegentlich in die Stadt einbrachen. Daher haben auch noch alle alten Häuser Esseks eisenvergitterte Fenster, wie wir sie bei uns an den Gefängnissen sehen. Von dem weiten Walde ist nichs übrig geblieben, als die vereinzelt stehenden, aufgesparten Muttereichen, in deren Schatten sich die bei der Ernte beschäftigten Bauern in der Mittagshitze flüchten.

Bis auf diese spärlichen Reste ist der Wald verschwunden und auch die weiten Sümpfe, die wir auf funfzehn oder zwanzig Jahre alten Karten noch finden, sind zum größten Theile ausgetrocknet worden. Noch giebt es genug Leute in Essek, die sich erinnern, aus jenen Sümpfen zwanzigpfündige Karpfen geholt zu haben. Das Land ist nun gesunder geworden, die einst robotpflichtigen Bauern sind frei, und fremde herbeigerufene Colonisten, Deutsche, Tschechen, auch Polen, wirken als Lehrmeister im Ackerbau für das Volk, welches allerdings noch viel zu lernen hat. Hier treffen wir auf segensreiche Wirkungen der österreichischen Regierung; was sie aber nicht beseitigen kann, und was entschieden noch zum Nachtheile des Landes gereicht, das sind die ganz immensen Latifundien. Die Umgebung von Tschepin, dem nächsten Dorfe auf meiner Route, gehört der Familie Adamowitsch; dieselbe besitzt hier etwa 32,000 preußische Morgen, und doch gilt diese Herrschaft noch für klein; der Baron Brandon hat dagegen 240,000 Morgen, darunter 160,000 Morgen Wald; die Pejaewitsch haben 160,000 Morgen; zum Bischofssitz Diakovar, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird, gehören Domänen, die jährlich 250,000 Gulden einbringen.



Bäuerinnen aus der Umgegend von Essek.



Hütten in der Puszta.

Die Bauern, welche uns begegnen und mit denen wir verkehren, sind ein schöner Menschenschlag. Die meisten haben blondes oder ein mehr oder minder tiefes kastanienbraunes Haar; obgleich von der Sonne stark gebräunt, sind sie dennoch weniger dunkel als die Magyaren. Unter den Frauen findet man einzelne große, üppige Gestalten mit angenehmen Gesichtszügen. Valerio's Bild, das zu Markte gehende Bäuerinnen darstellt, ist zutreffend. Die Augen dieser Slavonierinnen sind meist sehr schön, lebhaft, funkelnd und von grauer oder blauer Farbe. Das eigentliche schwarze Auge der Südslaven wird hier seltener gefunden. Sind auch Kopf und Büste oft tadellos, so ist dieses doch vom Unterkörper selten zu behaupten. Der Fuß ist groß und plump. Die Tracht hat schon den echt orientalischen Anstrich: je weiter nach Süden und Osten hin, desto bunter wird Alles. Der Hut mit zurückgekremptem Rande, der helle, blaue oder weiße, mit Metallknöpfen besetzte und bunt verzierte Rock, die dicken Stiefeln (Opanken, Bundschuh) des Mannes — das Bild zeigt sie besser, als ich sie zu beschreiben vermag. Die Frauen sind weit leichter gekleidet; das weiße, oft schön gestickte Hemd fällt bis auf die Knöchel herab und wird über den Hüften von einem mit Spangen versehenen Gürtel zusammengehalten. Das kurze Mieder ist von hübschem Schnitt; es läßt die Brust offen. Den Hals ziert ein reich mit Münzen behangenes Halsband. Alle Stoffe aber, welche die Bauern tragen, sind selbstverfertigte. In den langen Winterabenden schwirrt die Spindel und klappert bei ihnen der Webstuhl.

Die Dörfer auf meiner Route waren dünn gesäet; die Bevölkerung ist nur schwach, zumal in Oberslavonien, wo noch weite Wälder vorhanden sind. Auch lassen die großen Besitzstände in den Händen der Magnaten keine starke Bevölkerung aufkommen. Doch ist seit der Bauernemancipation und seit einige Großgrundbesitzer fremde Colonisten herbeigerufen haben, eine langsame Vermehrung zu erkennen. Was außer den Arbeitskräften noch besonders mangelt, das sind die Verkehrsmittel. Die Straßen sind herzlich schlecht, und was man oft so nennt, verdient kaum den Namen. Ich habe Wege von hundert Fuß Breite und darüber gesehen, wo ein Geleis neben dem andern sich hinzog, da jeder neue Wagen sich eine Bahn neben der seines Vorgängers gewählt hatte. Bei Regenwetter war oft kaum durchzukommen. Noch hat Slavonien keine Eisenbahn, ebensowenig die Militärgrenze; aber die Linien dafür sind schon vorgezeichnet. Von Essek ist eine Route nach Villany in Ungarn abgesteckt (etwa sechs Meilen). Villany ist Station der Fünfkirchen-Mohacs'scher Bahn, und damit wäre eine Verbindung mit der untern Donau einerseits, andererseits mit Graz und Wien hergestellt, denn von Fünfkirchen bis zu diesen beiden Städten ist die Bahn schon vollendet. Eine zweite Bahn wird den Süden Slavoniens durchziehen. Sie geht von Essek nach Diakovar, weiter in westlicher Richtung nach Poschega, Pakratsch und Sissek an der Save. Von hier aus ist die Bahn bis Agram bereits vollendet. Dann erst wird der Reichthum Slavoniens an Holz, Getreide, Wein einen bessern Absatz finden.

Um das Land zu heben, ist es auch durchaus nothwendig, daß der Unterricht sich hebe. Die Kinder, die

in der Zadruga stark beschäftigt werden, kommen nur abwechselnd in die Schulen, und diese sind entweder sehr dürftig oder mangeln an vielen Orten gänzlich. Eine natürliche Folge ist die große Unwissenheit des gemeinen Volkes, der stark unter ihm verbreitete Aberglaube; das verschiedene Religionsbekenntniß bewirkt darin keinen Unterschied. Der Aberglaube ist stark und giebt Anlaß zum Faullenzen und zur Einführung besonderer Feiertage, die neben den zahlreichen bereits vorhandenen in bestimmten Dörfern gefeiert werden. Als vor längerer Zeit die Felder eines Dorfes in der Umgebung Esseks von einem starken Hagelwetter verwüstet wurden, führte man zur Erinnerung daran eine besondere Feierlichkeit, die vier Hageltage, ein, an denen alle Arbeit ruht und nur für die Abwendung der Wiederkehr jenes Naturereignisses gebetet wird. Unter einem ähnlichen Vorwande wurden dann noch vier „Donnertage" eingeführt, Alles in Allem acht neue Festtage, die zu den bereits vorhandenen 60 Normtagen und 50 Sonntagen hinzukommen! Perrot erzählt folgendes Beispiel von Aberglauben gleichfalls aus einem Dorfe in der Nähe Esseks. Dort wurde ein neues Haus der Zadruga Koplyar gebaut. Die Arbeiten begannen im Frühjahr 1867; während sie im Fortgange begriffen waren, erkrankten zahlreiche Mitglieder der Hauscommunion und starben. Was war natürlicher, als daß man annahm, ein besonderer Fluch ruhe auf dem Hause, und daß bei dessen Errichtung ein großer Fehler begangen worden sei. Aber was für ein Fehler war es? Man sann hin und her. Endlich kam ein Schlaukopf auf das Richtige. Bei dem Bau war ein Eichenbalken verwandt worden von einem Baume, den der Blitz getroffen hatte. Darin lag das Unglück, und Alle stimmten mit dieser Auffassung, die als die einzig wahre erkannt wurde, überein. Schnell begab man sich ans Werk und riß das zu drei Viertheilen schon vollendete Haus wieder ein. Alles dabei verwandte Material wurde auf die Seite geworfen und ein völlig neues Gebäude aufgeführt!

Weiter sind dann Justiz und Gesetzgebung dem Fortschreiten des Landes außerordentlich hinderlich. Ein Proceß wird in Essek, der Comitatshauptstadt, entschieden. Die verurtheilte Partei ist mit der Entscheidung unzufrieden und appellirt nach Agram, der croatischen Hauptstadt, denn Slavonien ist mit Croatien staatsrechtlich verbunden. Die weitere Instanz ist dann Pesth, seit der Dualismus durchgeführt und Croatien-Slavonien zu den Ländern der Stephanskrone geschlagen wurde. Vor dem ging die Appellation an die höchste Instanz in Wien. So weit wäre Alles in Ordnung. Nun aber kommt der Haken: in Slavonien, in Pesth, in Wien, überall herrscht eine andere Sprache, und so muß denn in jedem Falle die ganze Actenmasse übersetzt werden aus dem Serbischen ins Magyarische und ins Deutsche. Wie das den Proceßgang vertheuert und verlangsamt, liegt auf der Hand.

Man nehme dazu die Verwickelungen, welche aus der großen Verschiedenartigkeit der österreichischen und der so mangelhaften ungarischen Gesetze entspringen, ohne auf Localgebräuche einzugehen, die in Croatien und Slavonien massenhaft vorhanden sind. Das Civilrecht der Länder der Stephanskrone z. B. unterscheidet sich sehr wesentlich in vielen Punkten von dem Civilrecht, das in Cisleithanien gilt. Stirbt z. B. in Ungarn ein Ehemann, ohne ein Testament zu hinterlassen, so beerbt ihn seine Frau, nicht, wie in Deutschland, die Kinder. Sofort wird man einsehen, welche Streitigkeiten dadurch entstehen, wenn ein Ungar in Oesterreich wohnt oder umgekehrt, und wenn der Besitzstand in der einen und andern Reichshälfte vertheilt ist. Ueber solche Verhältnisse hört man denn auch in Slavonien mit Recht überall klagen. In politischer Beziehung sind aber die meisten Klagen wider Ungarn gerichtet, mit dem man nur höchst ungern vereinigt ist. Der südslavische Gedanke des „dreieinigen Königreichs" wiegt in Slavonien vor. Das ist auch ganz natürlich, befinden wir uns doch im Kirchensprengel des hervorragendsten Vertreters dieser südslavischen Idee, des Bischofs Stroßmayer, von dem wir im nächsten Aufsatze handeln werden.

Die Tibbu Reschade in Tibesti, ihr Charakter und ihre Sitten.

Von **Dr. Nachtigal** *).

In Kunst und Industrie stehen die Tibbu auf einer sehr niedrigen Culturstufe. Sie verarbeiten ihre Ziegenhäute, welche sie mit Hülfe des Geredd (Acacia nilotica) — Gubbur in der Tedasprache genannt — gerben und zu Wasserschläuchen und zur Kleidung verwenden, verfertigen einen geringen Theil ihrer Waffen, zu denen ihnen Borgu das Eisen liefert; flechten Matten aus Dumblättern, und zwar ist das eine Kunst der Frauen; und wissen Theer aus Knochen und Dattelkernen zu kochen. — Ihre Kameelsättel bestehen aus einem Gerüste von Talhastäben, welches durch Kissen aus Palmenbast gepolstert wird, und ihre Stricke drehen sie ebenfalls aus dem Baste der Palmen.

Trotz der Beschäftigungslosigkeit der Bewohner der westlichen Thäler, die ja nur ihre Herden haben, und diese werden von den wenigen Sklaven und eingeborenen Dienern besorgt, und trotz des Reichthums ihrer Thäler an Gazellen und Antilopen, zu denen im südlichen Theile noch der Strauß kommt, sind sie merkwürdiger Weise der Jagd nicht ergeben, deren Ausübung, sollte man meinen, ihrem energischen Sinne entsprechen würde. Zur Befriedigung ihrer Rastlosigkeit haben sie nur die Ghazien (Raubzüge) und Reisen. Doch letztere unternehmen sie kaum als größere Kaufleute und Sklavenhändler. Als Verkehrs- und Tauschmittel dient, wie schon früher erwähnt, der gewöhnlich als Cham-Mahmudi bekannte, von Tripoli eingeführte Baumwollenstoff, dessen Maßeinheit der Draa ist. In neuester Zeit hat sich auch der Maria-Theresia-Thaler sehr eingebürgert (Buteïr) und wird bei der Abwesenheit kleinerer Münze halbirt und auch geviertheilt. Das Stück (Makta) Cham kostet ungefähr 3 Buteïr zu Mursuk und hat 44 Draa; in Tibesti kostete dasselbe zur Zeit meiner Anwesenheit $5\frac{1}{2}$ Buteïr. Ein gutes Kameel, das man gegen einen jungen Sklaven umtauschen kann, hatte den Werth von 30 bis 40 Thalern, ein Schaf von circa 3 und eine Ziege von 1 Thaler.

*) In den ausführlichen Berichten, welche wir von Dr. Nachtigal über seine Reise von Mursuk nach Tibesti erhielten, bildet die Charakteristik der Tibbu Reschade einen besondern Abschnitt der „Sechsten Abtheilung". Die Erzählung der Flucht, auf welcher der muthige Reisende so große Entbehrungen erlitt, soll in einer der folgenden Nummern mitgetheilt werden. Red.

Die Tibbu Reschade bekennen sich jetzt alle zum Islam. Obgleich die Zeit der Annahme desselben der Gegenwart nicht sehr fern liegen dürfte, wird sie doch durch keine Tradition präcisirt, wie sie ja überhaupt ohne jeden Blick in die Vergangenheit, ohne allen Zusammenhang mit den Jahrhunderten ihrer Vorväter leben. Man irrt sich sehr in der Annahme, daß die Lehre des Propheten keine tiefen Wurzeln bei ihnen geschlagen habe und sie deshalb toleranter und weniger abgeschlossen gegen Fremde seien. Sie sind im Gegentheil ihrer Religion mit der naiven Gluth zugethan, welche die ungebildeten Massen stets erfüllt. Freilich sprechen die Araber höchst verächtlich von ihrer Kenntniß der Lehre Sidna Mohammed's, doch scheinen sie nur gerade so viel davon zu wissen, als diese selbst, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich ihrer Unkenntniß mehr bewußt sind und durch scrupulöse Erfüllung der äußeren Pflichten dieselbe zu ersetzen suchen. Freilich endigt bei Vielen das Gebet schon mit seinem Anfange „Allah akbar", doch dürften sie dabei gerade so viel denken, als viele Araber, welche in feierlich klingender Modulation nach „allen Regeln der Kunst" zu beten wissen. Genug, ich habe sie als sehr eifrige Mohammedaner kennen gelernt, denen die eigentlichen Lehren ihrer Religion und die Sprache des Koran ein Geheimniß sind, die aber vielleicht deshalb um so stolzer waren, jener anzugehören. Daß dieser Eifer nicht erkaltet, dafür sorgt die religiöse Genossenschaft, welche sich das Seelenheil der östlichen Wüste angelegen sein läßt. Sidi Senussi, ihr Stifter, ist zwar todt, doch seine Söhne und Nachfolger setzen von Dscherhabub bi Siwah aus die Mission mit bedeutend vermehrten Mitteln fort. Dort unterhalten sie Hunderte von Studenten und Nachfolgern, senden Missionäre unter Heiden und Laue und gründen weit und breit Zanien als Glaubenscentren.

Auch die Tibbu Reschade schwören nur bei ihm, und wenn sie eine heikle Frage von allgemeinem Interesse haben, so wenden sie sich sicher nach Wau, im Fesanischen District Scherkiya gelegen, wo die nächste Zania des heiligen Mannes ist. Ich zweifle nicht, daß binnen Kurzem eine solche zu Bardai, das ein sehr geeignetes Centrum abgeben dürfte, gegründet sein wird. Ihr Glaube muß natürlich von außen geschürt werden, da aus ihrer Mitte noch keine Erklärer des Koran und Kirchenlichter hervorgegangen sind. Mühsam züchten sie in Fesan einen oder zwei „Maalem", deren Kenntnisse gerade hinreichen, um die heranwachsende Jugend die nothwendigsten Gebete stammeln zu lehren und um dem seltenen Ereignisse eines Briefes gewachsen zu sein, der doch gelesen und beantwortet werden muß. Gegenwärtig besitzen sie zwei solcher „Gelehrten", welche beide Enneri Bardai bewohnen.

Von den religiösen Ideen ihrer Väter ist keine Erinnerung geblieben, wenigstens ist es mir nicht gelungen, etwas darüber zu erfahren; doch dürften ihre häufigen Opferfeste zur Erflehung von Regen und Fruchtbarkeit, die mit Schlachtung von Ziegen gefeiert werden, ein Ueberbleibsel aus dieser dunkeln Zeit sein.

Die Beschneidung (Kazakinti) wird sehr spät vorgenommen. Zur Beerdigung ihrer Todten graben sie eine Grube, welche im Allgemeinen tiefer ist als die der Araber und Fesaner. Sie kennen die seitliche Nische der Gruft zur Aufnahme des Leichnams, welche die letztgenannten anbringen, nicht. Das auf den Leichnam geworfene Erdreich consolidiren sie von Zeit zu Zeit durch darauf geworfene Steine.

Den Glauben an Talismane, zauberhaften Einfluß von Koransprüchen, von besonders heiliger Hand geschrieben, die sie in wahrer Unmasse an Takia, Turban und Oberarm oder an besonderer Schnur um den Hals in kleinen Lederfutteralen tragen [(ja, ich sah die Beine der Kameele durch sie gefeit), theilen sie mit den Arabern; es handelt sich nur um einen kleinen Gradunterschied.

Von der Erlaubniß der Polygamie machen sie einen sehr mäßigen Gebrauch; höchstens fügen sie zur heimischen Tibestifrau noch eine in Fesan oder Kanar, je nachdem sie ihre Verbindungen mehr hierhin oder dorthin führen. Wäre es anders, so könnte auch die Frau gar nicht die Stellung im Hause und in der Familie einnehmen, deren sie sich thatsächlich erfreut.

Den Heirathen gehen sehr bindende Verlöbnisse voraus, die kaum jemals gebrochen werden, so lange auch oft die Realisation des Bundes hinausgeschoben werden muß. Ja, dies geht so weit, daß, wenn der Verlobte stirbt, gemeiniglich sein Bruder oder nächster Anverwandter, wenn unverheirathet, an seine Stelle tritt.

Die Verlöbnisse dauern oft so lange, um dem Bräutigam Zeit zu geben, sich das nöthige Vermögen zu erwerben. Je nach den Umständen beansprucht nämlich der Vater der Braut einen Kaufpreis von Kameelen, Eseln, Sklaven, von denen er allerdings bei der Etablirung des neuen Haushaltes einen Theil als Aussteuer zurückgiebt. Am Tage der Hochzeit, die übrigens ganz nach arabischer Sitte gefeiert wird (Herumführen der Braut auf einem Kameele — Begleitung von Frauen und Mädchen mit dem üblichen Zungenschlage — kümmerliche Musik, zu der sie keine ihnen eigenthümlichen Instrumente besitzen ꝛc.), führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie dann in das elterliche Haus zurück, indem er seinen Geschäften in Fesan, Kanar, Bornu nachgeht und oft Jahre lang ausbleibt. Während dieser Zeit bleibt sie bei den Eltern; kommt jedoch später wieder eine längere Abwesenheit vor, so bleibt sie im ehelichen Etablissement. Die Ehen sind im Allgemeinen nicht kinderreich, was gewiß in den allzu häufigen und langen Abwesenheiten der Männer seinen Grund hat. Während derselben befleißigen sich die Frauen, wie ich schon zu erwähnen Gelegenheit genommen habe, eines musterhaften Lebenswandels.

Bei Gelegenheit der Familie kann ich nicht umhin, ihrer Sklaven Erwähnung zu thun, obgleich sie dieselben nicht zur Familie zu rechnen scheinen. Sie tauschen ihren Bedarf davon in Kanar gegen Kameele ein, und ihre Armuth verhindert sie glücklicherweise daran, viele zu haben. Dieselben sind in einem herzzerreißenden Zustande der Verkommenheit. Lebt schon jeder Tibbu Reschade in einer Mäßigkeit, die oft dem Hunger nahe kommt, so ist der unglückliche Sklav stets zu letzterm verurtheilt. Den Luxus von Kleidern erlaubt man ihnen ebenfalls sehr selten; ein Stückchen Cham oder Fell mit der Bestimmung des paradiesischen Feigenblattes und kaum viel größer, muß ihnen genügen, und führt im Verein mit dem Hunger die für Kälte so empfindlichen Negerorganismen oft einem frühzeitigen Tode entgegen. Nicht selten führten Herren mir ihre Sklaven als krank zu, während die Bedauerungswürdigen in der That nur auf dem Wege des Verhungerns und Verkommens waren. Hat ein Sklav in anderen Ländern einen bösen Herrn, so bleibt ihm die Hoffnung, in die Hände eines wohlwollendern überzugehen, oder in günstigen Verhältnissen die, im Nothfalle davonzulaufen. Aus Tibesti giebt es keine Rettung: Entlaufen ist früher Tod in der Wüste, Bleiben ist eine endlose Reihe von Qualen, denen er nur zu oft auch unterliegt. Die Furcht vor der Sklaverei bei den Tibbu ist so groß und verbreitet, daß die unglücklichen Neger, wenn sie in Kanar von diesem Loose betroffen werden, trotz der ihnen eigenthümlichen, uns unverständlichen Resignation zuweilen zum Selbstmorde getrieben werden.

Diese Grausamkeit paßt ganz zur egoistischen, abgeschlos-

senen Natur der Tibbu, deren Charakterbild ich, da ich mich einmal habe verleiten lassen, aus dem Gebiete persönlicher Erlebnisse auf allgemeinere Schilderungen überzugehen, hier vervollständige.

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, die Unwahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens, ihren Hang zur Lüge und zur Dieberei, ihre Verrätherei zu accentuiren. Gegenseitiges Mißtrauen regiert alle ihre Schritte, charakterisirt ihren Verkehr untereinander. Jeder schlägt seine Hütte, so zu sagen, „außer Schußweite“ des Nachbars auf, zwischen Felsen verborgen, und macht die Nacht zum Tage.

Da ist keine Spur von gemüthlichem Gemeinleben, das Vergnügen findet an gemeinsamen Erholungen und Ergötzungen, an Musik, Tanz, Spiel und Scherz. Wohl hört man bei festlichen Gelegenheiten die Trommel, das Tamburin und eine Art Dorluka ertönen, doch vergeblich sucht man die harmlosen, von Heiterkeit und Frohsinn strahlenden Gesichter der Fesaner; die ernsten Physiognomien, die verschlossenen Züge scheinen die Instrumente Lügen zu strafen. Wohl sind sie „Freunde der Rede“, ja geschwätzig, doch selten kommt ein Scherz über ihre Lippen. Da sitzen sie Tag für Tag, Abend für Abend, und discutiren, conferiren, räsonniren über Ghazien (Raubzüge) und ihre heimathlichen Streitigkeiten. So lange dann ihr eigenes Interesse nicht ins Spiel kommt, sind sie verständig und urtheilsfähig genug; doch wird dies berührt, dann ist es mit ihrem klaren Urtheil zu Ende. Mit bemerkenswerthem Talente, sich in Spitzfindigkeiten zu ergehen und über Nebenumstände die Hauptfrage in den Hintergrund zu drängen, scheinen sie endlich eigensinnig und gewaltsam ihr eigenes Rechtsbewußtsein zu verdrehen. Es ist trostlos, sie dann in ihrer Discussion zu beobachten, aber geradezu verzweifelt, selbst darin verwickelt zu sein. Mit unglaublicher Zähigkeit seine Scheinargumente festhaltend und neue erfindend, vertheidigt der Tibbu dieselben nicht offen, Auge in Auge, sondern bohrt diesen „Spiegel seiner Seele“ entweder vor sich in den Sand, oder läßt ihn vague in die Ferne schweifen, sicherlich aber nichts von dem verrathen, was in seiner Seele vorgeht.

Habsüchtig sind wohl alle auf etwas primitiver Culturstufe stehenden Völker, deren Land stiefmütterlich von der Natur behandelt ist; doch bestehen bedeutende Gradverschiedenheiten. Die Tibbu Reschade speculiren fortwährend auf ihren Vortheil und lassen sich keine Gelegenheit entgehen, ihm zu dienen. Ihr Hang zur Eitelkeit, der von früheren Reisenden oft constatirt wurde, gewinnt nicht leicht die Oberhand über ihren praktischen Sinn. Instrumente, selbst Uhren, waren sicher vor ihrer Begehrlichkeit; ebensowenig strebten sie nach Schießgewehren (wenn mir eine Doppelflinte gestohlen wurde, so geschah dies von Jemand, der darauf rechnete, seinen Bruder, der von den Arabern gefangen gehalten wurde, gegen dieselbe auszutauschen), sondern forschten unermüdlich Gegenständen nach, welche eine unmittelbare Benutzung und Verwerthung zuließen.

Gefühlseigenschaften treten diesem Egoismus gegenüber gänzlich in den Hintergrund. Nie hoffe ich wieder eine Nation zu besuchen, die sich durch eine so allgemeine Abwesenheit aller Gutmüthigkeit auszeichnet. Jeder Appell an ihr Herz ist für sie unverständlich und ohne Wiederhall. Vom Morgen bis zum Abend hörte ich nur unangenehme, kränkende, drohende Worte. Beide Geschlechter, vom zartesten bis zum vorgerücktesten Alter, wetteiferten darin. Selbst wenn es ihr Vortheil nicht erheischte, fanden sie sichtliches Vergnügen daran, mich moralisch zu peinigen, ebensowenig wie sie die Dankbarkeit für etwa erhaltene Medicamente abhielt, sich diesem Vergnügen hinzugeben.

Zur mildern Beurtheilung dieses unvortheilhaften Bildes darf man jedoch außer der Armuth ihres Landes die Thatsache nicht vergessen, daß die Einwohner des Landes Tibesti stets die unglücklichen Opfer ihrer stärkeren Nachbaren waren. Verfolgt von den Arabern, deren Sklavenjagden sich früher von Fesan aus über ihr Land ergossen und von den Tuareg, welche ihnen durch kriegerisches Wesen überlegen sind, weshalb sie dieselben mit Yeburda (Legyeburde), die kriegerischen, bezeichnen, haben sie sich ganz in ihre Bergnester zurückgezogen und sind wild und mißtrauisch geblieben. Der beste Beweis, daß sie im Stande sind, ihren Charakter zu modificiren und daß sie es bei harmloserm Verkehr mit den sie umgebenden Völkerschaften thun würden, liegt in der Thatsache, daß diejenigen ihrer Brüder, welche das südliche Fesan bewohnen, sich den immerhin gesetzlicheren Zuständen dieses Landes nicht allein mit Leichtigkeit fügen und sich gewöhnen, in ihren Transactionen zuverlässiger zu sein, sondern daß sie sich später nur schwer entschließen, nach Tibesti zurückzukehren und nur mit Furcht an die Wildheit und Treulosigkeit ihrer Landsleute denken. Doch freilich sind auch sie noch wegen ihrer Lügenhaftigkeit berüchtigt.

Proben venezuelanischer Volksdichtung.

Von **A. Ernst** in Caracas.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die venezuelanische Volksdichtung in fast allen Beziehungen denselben Charakter zeigt, wie die spanische. Nur ist das bigott katholische Element weniger in ihr vertreten. Die großartige Naturverschiedenheit zwischen dem europäischen Mutterlande und der neuen tropischen Heimath hat nur einen beschränkten Einfluß ausgeübt. Doch war auch nichts Anderes zu erwarten, da die Völker lateinischen Stammes durchgängig weniger mit dem poetischen Sinn und Verständniß für die Natur begabt sind, die einen so wesentlichen Zug im Charakter der germanischen Familie bilden.

Selten sind längere Dichtungen. Mit Ausnahme einiger Balladen (wie z. B. die von Marcelino, citirt bei Paëz, Wild Scenes in South America u. s. w.) und sogenannter Galerones sind es meist kurze Strophen, jede aus vier achtsilbigen Versen gebildet. Diese epigrammatische Kürze entspricht dem Inhalte, und steht andererseits mit der Leichtigkeit im Zusammenhange, mit welcher selbst der gewöhnliche Mann zu improvisiren im Stande ist.

Hierin zeichnen sich namentlich die Bewohner der großen Ebenen des Innern, die sogenannten Llaneros, aus. Wenn die Hauptmahlzeit gegen Sonnenuntergang genossen ist, versammeln sich die Hausgenossen vor ihren Wohnungen, um sich der kühleren Stunden des Abends zu erfreuen. Zu dem engen Kreise der Vergnügungen gehört außer dem leidenschaftlich geliebten Kartenspiele der Gesang. Gewöhnlich

begleitet man denselben mit einer kleinen Guitarre, die Cinco genannt wird, da sie fünf Saiten hat. Oft geschieht es, daß zwei Llaneros eine Art Wettstreit beginnen, und sich gegenseitig auf höchst witzige Weise mit ihren Versen angreifen und necken. Solche Sängerstreite dauern nicht selten bis spät nach Mitternacht und sind interessante Episoden in dem eintönigen Leben der Llanos.

Zu den begleitenden Instrumenten gehört auch noch die Maruca. Es ist dies die ausgehöhlte und getrocknete Schale der Frucht des Calebassenbaumes (Crescentia Cujete, L.), in welche einige kleine Steinchen, Maiskörner oder Erbsen geworfen werden. An einem Ende befindet sich ein Handgriff, um das Instrument rhythmisch schütteln zu können, wodurch ein rasselndes Geräusch, wie das einer Kinderklapper, hervorgebracht wird.

Die Melodien sind häufig in Molltonarten (siehe die weiter unten gegebene Probe). Ein Vorsänger hebt an mit dem gewöhnlich von ihm improvisirten Texte, und der Chor wiederholt ihn entweder ganz oder nur die beiden letzten Verse.

Doch nun zu den Proben! Einige längere Stücke, die ich bis jetzt noch nicht vollständig habe erhalten können, sowie einige Märchen sollen Gegenstand späterer Mittheilung sein. Unter den letzteren verdient der Cyclus der Erzählungen von tio tigre y tio conejo (Onkel Tiger und Onkel Kaninchen) namentlich Interesse. Der Tiger spielt mehr oder weniger die Rolle des Bären in der deutschen Thierfabel.

1. Las muchachas son de oro
y las casadas de plata;
las viudas son de cobre
y las viejas de hoja lata.

Die Mädchen sind von Gold
und die Verheiratheten von Silber;
die Wittwen sind von Kupfer
und die Alten von Blech.

2. La mujer enamorada
se le conoce en los ojos;
porque fija la mirada
como gato con anteojo.

Die verliebte Frau
erkennt man an den Augen;
denn sie heftet den Blick
wie eine Katze mit einer Brille.

3. El enamorado bobo
con agua se desayuna,
y se va para su casa
sin esperanza ninguna.

Der einfältige Verliebte
trinkt Wasser zum Frühstück,
und geht nach seinem Hause
ohne irgend welche Hoffnung.

4. Cuando un pobre se enamora
y un rico se le atraviesa,
sale el pobre por la calle
rascándose la cabeza.

Wenn ein Armer sich verliebt
und ein Reicher ihm in die Quere kommt,
geht der Arme seines Weges
und kratzt sich den Kopf.

5. A la astucia y al querer
les es inútil el rigor;
porque tienen mayor poder
la juventud y el amor.

Der Schlauheit und dem Willen
ist alle Strenge unnütz;
denn größere Macht haben
Jugend und Liebe*).

6. El amor y el interes
se fueron al campo un dia,
y mas pudo el interes
que el amor que le tenia.

Die Liebe und das Interesse
gingen eines Tages ins Feld,
und mehr vermochte das Interesse
als die Liebe, die ich zu ihr hatte.

7. Quererles cortar los pasos
á dos que se quieren bien,
es echarle leña al fuego
y sentarse á verlo arder.

Hindernisse in den Weg legen wollen
Zweien, die sich innig lieben,
heißt Holz ins Feuer werfen
und sich hinsetzen, um es brennen zu sehen.

8. Si la mar fuera de tinta
y las olas de papel,
te escribiria una carta
para enseñarte querer.

Wenn das Meer Dinte wäre
und die Wellen Papier,
würde ich Dir einen Brief schreiben
um Dir das Lieben zu lehren.

9. Si tu madre te regaña
porque conversas con migo;
el remedio está en la mano:
yo me casaré contigo.

Wenn Deine Mutter Dich schilt,
weil Du mit mir plauderst,
so ist das Mittel nahe zur Hand:
ich will mich mit Dir verheirathen.

10. Cuando un blanco está comiendo
con un negro en compañia:
ó el blanco le debe al negro
ó es del negro la comida.

Wenn ein Weißer ißt
in Gesellschaft mit einem Neger,
so ist entweder der Weiße des Negers Schuldner
oder dem Neger gehört die Mahlzeit.

Als die Reste Simon Bolivar's, des „Befreiers" von Santa Marta, nach Caracas gebracht wurden, empfing man sie mit dem größten Pompe. Nicht bloß die Behörden, auch Privatpersonen brachten alle möglichen Opfer, um den Tag der Beisetzung in der Kathedrale in würdiger Weise zu feiern. Die Damen erschienen alle in schwarzen Sammetkleidern, und es sollen sogar Leute ihre Häuser und anderes Eigenthum verkauft haben, um diese allgemeine Mode mitmachen zu können. Mit Bezug hierauf entstand folgendes Epigramm, welches zugleich ein Wortspiel enthält:

11. El que compra terciopelo
gasta su real mal gastado;
porque se le cae el pelo
y queda el tercio pelado.

Wer Sammet kauft,
giebt sein Geld schlecht aus;

*) Quis legem dat amantibus?
Major lex amor est sibi.
(Boëthius, consol. phil. III. 12.)

denn die Haare fallen aus
und der Käufer behält nichts nach.
(tercio = irgend eine unbestimmte Person, ein quidam.)

Von Einem, der über dem Essen alles Andere vergißt, sagt man:

12. Yo me llamo Juan de Orozco,
cuando como no conozco;
cuando acabo de comer
es que empiezo á conocer.

Ich heiße Juan von Orozco,
wenn ich esse, kenne ich Niemand;
wenn ich aufhöre zu essen,
dann fange ich an zu erkennen.

13. Me dijiste que eres firme
como la palma en desierto:
si la palma fuera firme
no la tremolaria el viento.

Du sagtest mir, Du seiest fest
wie die Palme in der Wüste:
doch wenn die Palme fest wäre,
würde der Wind sie nicht erschüttern.

14. La piedra que mucho rueda
no sirve para cimiento;
la mujer que á muchos ama
nunca encuentra casamiento.

Der Stein, welcher viel rollt,
Taugt nicht zum Fundament;
die Frau, die viel liebt,
kommt nie zur Heirath.

15. La mujer que quiere á dos
quiere á tres y quiere á cuatro;
tiene la vida de un perro
y la conciencia de un gato.

Die Frau, die zwei liebt,
liebt auch drei und auch vier;
sie führt ein Hundeleben
und ein Katzengewissen,

16. Desde aquí te estoy mirando,
cara á cara, frente á frente;
y no te puede decir
lo que mi corazon siente.

Von hier aus blicke ich Dich an,
Gesicht gegen Gesicht, Stirn gegen Stirn;
und kann Dir nicht sagen,
was mein Herz fühlt.

17. Si vieres un tuerto bueno,
escríbelo por milagro;
haga la cruz á un cojo
y Dios te libre de un calvo!

Wenn Du einen einäugigen guten Menschen sehen solltest,
so schreib' es als ein Wunder auf;
mach' vor dem Lahmen ein Kreuz
und Gott beschütze Dich vor einem Kahlkopf.

18. La mujer que quiere á dos
los quiere como hermanitos;
que el uno cargue la jaula
y el otro los pajaritos.

Die Frau, welche zwei liebt,
liebt sie wie Brüderchen,
damit der eine für den Bauer
und der andere für die Vögelchen sorge.

19. Los amores de Pepe
me tienen loca,
yo me muero por Pepe
y Pepe por otra.

Joseph's Liebschaften
machen mich toll;
ich sterbe für Joseph
und Joseph für eine andere.

20. Agua de arco
no hace charco;
y si lo hace
nada un barco.

Regen während eines Regenbogens wird
nicht so stark, daß er Pfützen bildet; und
wenn er es thut, so schwimmt ein Boot
auf ihnen.

21. Mi mujer y mi caballo
se me murieron á un tiempo:
que mujer, ni que demonio,
mi caballo es lo que siento.

Mein Weib und mein Pferd
starben mir zusammen:
doch nicht das Weib, beim Henker!
Mein Pferd nur thut mir leid.

22. Amarillo es el oro,
blanca es la plata,
y azules son tus ojos
que á mi me matan.

Gelb ist das Gold,
weiß ist das Silber,
und blau sind Deine Augen,
die mich umbringen.

23. Qué bonito luce un negro
vestido de muselina,
parece un tronco quemado,
con la ceniza por encima.

Wie hübsch sieht ein Neger aus
in Musselin gekleidet,
er scheint ein verbrannter Baumstamm,
mit der Asche darüber.

Die Llaneros nehmen es angeblich weder betreffs des sechsten noch des siebenten Gebotes sehr genau; daher sagen sie:

24. Si en el sesto no hay perdon
ni en el sétimo rebaja,
es que debe nuestro Señor
llenar el cielo con paja.

Wenn es im sechsten keinen Pardon
und im siebenten keinen Rabatt giebt,
kann sich unser Herrgott
den Himmel mit Stroh füllen.

Schnellspruchsatz:

25. Pararse en Parapara para aparar paraparas.

In Parapara (einem Dorfe) anhalten, um Paraparas (Früchte des Sapindus Saponaria, L.) aufzufangen.

Kinderspruch bei einem gewissen Spiel:

26. Tilingo, Tilingo,
mañana es domingo;
se casa la Pita
con un burriquito.
¡ Quien es la madrina?
Nana Catalina.
¡ Quien es el padrino?
Don Juan Barrigon.

El que hablara primero
Se traga el . . . . .
Tilingo, Tilingo,
morgen ist es Sonntag.
Pita verheirathet sich
mit einem Eselchen.
Wer ist die Gevatterin?
Mamsell Katherine.
Wer ist Gevatter?
Don Juan Schmerbauch.
Wer zuerst sprechen sollte
der verschluckt den . . . . .

Das letzte Wort ist leider eine Zote („mojon“ = merda). Die Hauptsache ist, daß alle Spieler, welche den Spruch singend hersagen, dieses letzte Wort nicht aussprechen.

Die nachstehende Melodie, nach der einige der sogenannten Aguinaldos oder Weihnachtsgesänge gesungen werden, verdanke ich der Freundschaft des hiesigen Musiklehrers Herrn C. Krebs, Betreffs des Wortes Aguinaldo, welches nach Diez, Etymolog. Wörterbuch der romanischen Sprachen, II, 83, unbekannter Herkunft ist, erlaube ich mir eine vielleicht annehmbare Deutung zu geben. Sollte in der zweiten Silbe nicht der französische Name der Mistel gui zu suchen sein? Es ist bekannt, daß der Freudenruf aguilanneuf (siehe Roquefort, Glossaire de la langue romane, und Grimm, deutsche Mythologie 716, 1158) in einigen Gegenden Frankreichs gerade der Zeit der Jahreswende, also auch der Weihnachtszeit angehört, und eine Aufforderung zum Pflücken der heiligen Mistel ist. Dieses Wort steht der spanischen Form aguinaldo nicht eben fern, und die Bedeutung hat ebenfalls Anklänge von Uebereinstimmung. Doch nun die Melodie:

Allegro molto. *mf*

Por la calle ar - ri - ba vie - nen tres her - ma - nas, por la calle ar - ri - ba vie - nen tres her - ma - nas: el

Coro.

ela - vel y la ro - sa y la me - jo - ra - na, el ela - vel y la ro - sa y la me - jo - ra - na, Por

f

la calle ar - ri - ba vie - nen tres her - ma - nas el ela - vel y la ro - sa y la me - jo - ra - na.

(— Die drei Schwestern, welche die Straße herabkommen, sind also Blumen: Nelke, Rose und Majoran. —)

Lebenslauf eines afghanischen Briganten.

Im nordwestlichen Indien, an der Grenze Afghanistans, wird das Gebirgsland von streitbaren, unruhigen Afghanenstämmen bewohnt. Diese „Zweige“ (Chaïl) stehen unter besonderen Häuptlingen oder Anführern, und können mehr als 60,000 Krieger aufstellen. Während die Afridis, Momands und Wazziri den Engländern mehrfach lästig und gefährlich geworden sind, haben die Jussufzaï und die Chattak (— die Engländer schreiben Eusufzie und Khuttuck! —) sich ihnen gegenüber friedlich verhalten.

Dem Volksstamme der Chattak gehörte Dilawar Chan an, ein Brigant, dessen romantischen Lebenslauf wir erzählen wollen, weil die Schilderung helle Schlaglichter auf die wilden und wirren Zustände in jenen Gegenden wirft und der Charakter der Volksstämme dadurch zur Anschauung gebracht wird. Als Leitfaden dient uns der Bericht des Missionärs Robert Clark, der im Pendschab „arbeitet“ und mit dem Briganten genau bekannt war. Er umgiebt denselben mit einem leuchtenden Strahlenkranze, denn der weiland fanatische Mohammedaner war — ein frommer anglikanischer Christ geworden, daneben auch ein standhafter Freund der Briten, welche ihm eine Offizierstelle im Guidencorps übertragen hatten.

Dilawar Chan stammte aus den Chattakbergen und gehörte einer Räuberfamilie an. Raub und Plünderung sind in jener Gegend uralte und berechtigte Eigenthümlichkeiten; jede gute Mutter sorgt dafür, daß ihre männlichen Sprößlinge von Kindesbeinen an in dem edeln Handwerk unterrichtet werden. Clark, welcher Land und Leute kennt, erzählt („Church Missionary Intelligencer, 1. Juli, S. 219), daß jene Afghanen ein Diebsinstrument, einen großen und starken Meißel besitzen, mit welchem schon die Knaben umzugehen wissen. Die Mutter begiebt sich mit ihnen an eine aus Schlamm aufgeführte Mauerwand, macht ein großes Loch in dieselbe, schiebt den Knaben nach vorwärts und rückwärts hindurch und spricht dabei: Ghal scha, d. h. werde ein Dieb. „Diebe durchbrechen die Mauern; thue Du ein Gleiches; so wie ich Dich jetzt durch das Mauerloch schiebe, so schiebe Du Dich in der Leute Häuser und plündere sie aus.“ Je gewandter ein Kind beim Stehlen sich zeigt, um so mehr wird es gelobt und als tüchtig gepriesen. Diese Räuber von Handwerk sind, genau so wie ihre christlichen Berufsgenossen in Italien, Spanien und Griechenland, ungemein fromm; sie sprechen mindestens fünfmal an jedem Tage ihre Gebetsformeln und danken ihrem Herrgott für den Segen, welchen er ihnen verleiht. Selbst wenn sie mitten im Gebete sind und ein Reisender läßt sich blicken, dann rollen sie rasch den Gebetteppich zusammen, verüben den Raub und fahren nachher in dem Gebete genau da fort, wo sie dasselbe abgebrochen haben. Aus dem Menschenleben machen sie sich blutwenig; auch auf ihr eigenes legen sie keinen Werth. Ein Chattak hatte einen armen Hindu todtgeschossen; als er ihn ausplündern wollte und kein Geld fand,

rief er ärgerlich; „Wisch! da habe ich eine Patrone für nichts und wieder nichts verloren!“ Wer einen Ungläubigen umbringt, gewinnt schon dadurch Anspruch auf einen Platz im Himmel.

Dilawar Chan war ein würdiger, sehr frommer Sohn seines Stammes. Er trieb sein Gewerbe an den Chattak-hügeln, am Kabulflusse, nicht weit von Attock; das letztere bildet bekanntlich einen wichtigen Punkt am Indus, über welchen eine Brücke führt. Er trug sein Schwert an der Seite und sein Luntengewehr in der Hand, und wenn ein Handelsmann des Weges zog, schoß Dilawar wie ein Adler auf ihn herab, nahm ihn gefangen und schleppte ihn nach einem seiner Schlupfwinkel. Falls das Lösegeld allzu lange auf sich warten ließ, hieb er dem Gefangenen einen Finger ab (— genau die Praxis der italienischen Briganten —), schickte denselben an Freunde oder Verwandte der Unglücklichen und ließ sagen, daß der Kopf bald nachfolgen werde, wenn die Ranzion nicht binnen der und der Zeit erfolge.

Jene Stämme an der Nordwestgrenze sind niemals unterworfen worden, und für alle Beherrscher des Pendschab seit den ältesten Zeiten eine wahre Landplage gewesen. Sie leben des felsenfesten Glaubens, daß der liebe Gott ihnen die Wohnsitze im Gebirge zu dem Zwecke angewiesen habe, damit sie die Leute im Unterlande ausplündern können. Im Jahre 1840 hatten die englischen Truppen beim Zuge durch den Chaiberpaß viel von ihnen zu leiden. Der gewaltige Großmogul Akbar schickte seiner Zeit 40,000 Mann Kerntruppen gegen sie aus und vermochte ihnen trotzdem nichts anzuhaben; er versuchte dann eine andere Methode. Wenn er aus Indien nach Kabul durch das Gebirge zog, ließ er viele tausend Münzen, Gold und Silber, an verschiedenen Punkten ausstreuen. Der eine Stamm gönnte dem andern das Geld nicht, und während sie in ihrer Habgier mit einander rauften, zog der Großmogul unangefochten durch das Land!

Der fromme Dilawar Chan war ein so gefährlicher Mann, daß die Engländer gleich nachdem sie die Stadt Peschawar in Besitz genommen, einen Preis auf seinen Kopf setzten. Einst wurde er von einer Reiterschaar verfolgt, rettete sich jedoch in ein Kornfeld und wurde dort nicht aufgefunden. Ein andermal traf ein Civilbeamter in einem Dorfe jenseits der Grenze mit ihm zusammen. Beide führten ein langes Gespräch, und der Beamte sagte: „Fang ein ordentliches Leben an; ich verschaffe Dir eine Stelle im Guidencorps; bleibst Du, wie Du bist, so fangen wir Dich über kurz oder lang doch ein und dann, merke Dir's, mußt Du am Galgen baumeln.“ Dilawar versprach, sich die Sache zu überlegen; er schwankte längere Zeit, einmal weil das wilde Abenteurerleben großen Reiz für ihn hatte, sodann weil die Priester, deren Werkzeug er war, Einfluß auf ihn übten; sie sagten ihm, daß er ein Gott wohlgefälliger Mann und des Paradieses sicher sei. Als dann der auf seinen Kopf gesetzte Preis verdoppelt wurde, dachte er, wie er späterhin dem Missionär erzählte: „Ei, das Geld kannst du selber so gut verdienen, wie irgend ein Anderer; nimm deinen Kopf auf deine Schultern, gehe hin und fordere das Geld für dich.“ Das erhielt er auch, nachdem er sich bereit erklärt hatte, als Soldat im Guidencorps zu dienen. Als solcher leistete er, der das Land weit und breit vortrefflich kannte, so wichtige Dienste, benahm sich auch so tapfer und treu, daß er nach einiger Zeit eine Offiziersstelle erhielt.

Er blieb jahrelang ein strammer Mohammedaner, hielt die Fasten und sprach an jedem Tage seine fünf Gebete. In Peschawar, im Hauptbazar, hörte er einen Engländer predigen, und zwar nicht einen Geistlichen, sondern einen Obersten von der Armee, Namens Wheeler. Mit diesem „Soldaten des Evangeliums“ ließ Dilawar Chan sich ohne Weiteres in eine Controverse ein. Nachdem sie lange hin und her gestritten, und Jeder behauptet hatte, daß nur er allein die ganze Wahrheit habe, schenkte Wheeler unserm Afghanen ein Buch, das den Titel führt: Misan ul Hagg, d. h. Waage der Wahrheit, und dessen Verfasser der deutsche Missionär Pfänder ist. Dilawar fand jedoch keine Wahrheit darin und übergab es seinem Priester, der ihm das Lesen verbot, weil er sonst ein Ungläubiger werden würde. Nun ging das Raufen um die Seele und die Seligkeit des Räubers an; der mohammedanische Priester wollte ihn im Glauben an den Koran festhalten, der Missionär Pfänder, welchen Dilawar manchmal besuchte, gab sich alle Mühe, ihn zur Bibel zu bekehren. Mit jener grasgrünen Naivetät, in welcher die Missionäre so Wunderbares leisten, rühmt Clark von seinem Helden: „Dr. Pfänder öffnete ihm die Augen über das Wesen des Mohammedanismus. Dilawar hat stets die Politik befolgt, es mit der stärkern Seite zu halten; nun lernte er, daß das Christenthum diese stärkere Seite und der Mohammedanismus unhaltbar sei. Dieselben Ursachen, welche ihn bewogen, bei der starken englischen Regierung Dienste zu nehmen, führten ihn jetzt dem Christenthume zu. Er forderte die Priester auf, zu beweisen, daß der Islam wahr und das Christenthum falsch sei, und als sie das nicht konnten, stellte er sich auf Seite des letztern und griff den erstern an.“

Es vergingen freilich liebe lange Jahre, bevor er sich taufen ließ; er lehnte alle Zumuthungen ab und scheint in Folge der Controversen eine Art von Skeptiker geworden zu sein. Er fuhr einmal bei Sturmwetter über den Indus; als das Boot in Gefahr schwebte, an einem Felsen zerschellt zu werden, legte das Schiffsvolk die Ruder bei Seite, um mit erhobenen Händen zwei Heilige, die am andern Ufer begraben liegen, um Rettung anzuflehen. Da rief Dilawar den englischen Obersten des Guidencorps, der gar nicht auf dem Boote war, bei seinem Namen, und flehete zu diesem um Rettung: „O, Oberst Sahib (Herr), rette uns!“ Die Leute fragten ihn, ob er toll wäre, denn der Oberst sei gar nicht da. „Allerdings,“ so entgegnete Dilawar, „er ist nicht hier, indeß er lebt und kann uns möglicherweise hören, wenn wir ihn laut genug rufen; aber welche Hülfe können wir von den Knochen todter Menschen erwarten?“ Mit Heiligen und Reliquienkram war er nun allerdings fertig.

Man hatte übrigens mancherlei Noth mit ihm, denn er wollte nichts glauben, wofür ihm kein handgreiflicher Beweis gebracht werden konnte, und das ist gerade keine leichte Sache, wenn es sich überhaupt um „glauben“ handelt. Bei einem Schotten, Mac Carthy, sah er Land- und Himmelskarten im Zimmer hängen, und fragte sofort, ob die Astronomie mit dem Christenthum etwas zu schaffen habe. Die Antwort lautete, daß dasselbe sich keinem wissenschaftlichen System gegenüber binde, doch sei es nützlich, wenn ein Geistlicher etwas von Astronomie verstehe, weil dann und wann Einwendungen gegen die Bibel aus astronomischen Gründen erhoben würden. Clark erzählt wörtlich: „Dilawar schlug mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch und rief: Ich habe eine derartige Einwendung zu machen; heute früh las ich in meiner persischen Bibel die vier ersten Capitel der Genesis; dort heißt es, Gott habe am ersten Tage das Licht, die Sonne jedoch erst am vierten Tage geschaffen. Nun ist aber die Sonne Ursache des Lichtes, und wie soll man mit solcherlei Widersprüchen fertig werden?“

Während der vormalige Brigant mit derlei naseweisen Fragen den Missionären allerlei zu schaffen machte, sahen die Mohammedaner einen Renegaten und Ungläubigen in ihm, und ein Mollah erklärte geradezu, er habe den Tod

verdient und solle sterben, sobald er über die Grenze komme. Einige seiner ehemaligen Glaubensgenossen wiesen ihm barsch die Thür; er aber lachte sie Alle aus und wurde hüben wie drüben wegen seiner bittern Kritik gefürchtet. Beim Ausbruche der großen Sipahimeuterei marschirte er mit seinem Regimente nach Delhi, zeigte sich ungemein tapfer und erhielt den höchsten Rang, welchen ein Eingeborener in der indischen Armee bekleiden kann, den eines Subahdar. Dann zog er nach Peschawar zurück; sein Regiment hatte so gut geplündert, daß der Zug, in welchem die Beute befördert wurde, eine Länge von drittehalb englischen Meilen einnahm. Und, Wunder über Wunder, Dilawar hatte reine Hände behalten und es verschmäht, Beute zu machen. Getauft war er immer noch nicht; endlich verstand er sich dazu. Man schenkte ihm eine Bibel in Folioformat, mit der er dann in den Straßen und Bazaren paradirte, und in welcher er viel auf freien Plätzen las, damit die Menschen es hübsch sehen könnten. „Er war für viele Leute ein Wunder geworden, denn man wußte ja recht gut, was er ehemals gewesen war. Die Mulvis (Ortsgeistlichen) verwünschten und verfluchten ihn, und der Akhun (Oberpriester) der Swats (— eines Bergvolkes in der Nähe von Peschawar, das überaus fanatisch ist —) hatte mehrmals Mörder gegen ihn ausgesandt. Aber Dilawar kannte keine Furcht; er hatte große Selbstbeherrschung, trug stets seine Waffen, war schlagfertig mit Hand und Zunge, blieb auf der stärksten Seite und erlaubte sich die bitterste Kritik. Während eines Zuges gegen einen Stamm im Gebirge sagte ihm ein Mohammedaner: „Wenn Du ein Christ sein willst, so mußt Du die Leute mit dem Worte bekehren und nicht mit dem Säbel.“ Dilawar's Antwort lautete: „Ich werde sie bekehren; aber mit Pulver und Blei; die sind jetzt meine Beweisgründe.“ Er hatte sich viele Feinde gemacht, aber die Zahl seiner Freunde war größer, und etwa zweihundert derselben bilden eine Art von Secte. Diese Leute wollen sich nicht taufen lassen, sie scheinen Freidenker zu sein; die Mohammedaner mögen nicht mit ihnen essen, während die Missionäre an ihnen ihr Heil mit Predigten versuchen.

Unter den obwaltenden Verhältnissen in Centralasien sind die nachfolgenden Angaben von Interesse. Dilawar hatte sich im Dienste als treu und zuverlässig bewährt, und deshalb verwandte die indische Regierung ihn zu einer Mission nach Innerasien. Er zog durch Afghanistan nach Badachschan; ohne Zweifel sollte er sich über die Lage der Dinge in jener Gegend, wo Afghanen und Turkestaner zusammenstoßen, genau unterrichten. (— Die Hauptstadt von Badachschan ist Faizabad, etwa 36° 23′ N., 90° 12′ O. von Ferro; die Landesbewohner sind zum großen Theile Tadschiks; im Norden liegt die Hochebene von Pamir, im Süden der Hindukusch. —) Wir wissen nicht, wann er seine Reise angetreten hat, wahrscheinlich zu Ende vorigen oder zu Anfang des laufenden Jahres; es scheint ihm jedoch ein Unfall zugestoßen zu sein. Clark schreibt: „Er reiste in Verkleidung (— wahrscheinlich als Mohammedaner —), wurde jedoch unterwegs von einem Manne erkannt, der ihn im Bazar zu Peschawar predigen gehört hatte, und an den Richter (— wo? —) verrathen. Dieser sprach das Urtheil, man solle ihn, als einen Abtrünnigen, durch eine Kanonenkugel wegblasen. Während er vor Gericht stand, fiel ein von Dr. Pfänder verfaßtes christliches Buch aus seinem Kleide; der Richter zerriß das Buch. Als der König des Landes (?) davon hörte, verlangte er das Buch zu sehen; er las darin, erklärte, das Buch sei gut und gab Dilawar die Freiheit. Bald nachher kam nach Peschawar die Nachricht, er sei eines gewaltsamen Todes gestorben, und man hält dieselbe für begründet. Anderen Angaben zufolge wäre er in den Gebirgen, nicht weit (?) von Kaschgar im Schnee umgekommen.“

Das Alles scheinen sogenannte Bazargerüchte zu sein; die Geschichte von dem „König“ und dem „guten Buche“ klingt abenteuerlich. Wo ist dort ein „König“ und in welchem Lande? Clark meint, „er hätte wohl weniger streitsüchtig sein müssen und mehr ein kindergleicher Christ sein sollen, aber mit einem biegsamern und hartnäckigern Wesen wäre er ja niemals Dilawar Chan, ein Schmiedehammer für die Mohammedaner, geworden.“ Seine Ersparnisse, die sich auf manche hundert Pfund Sterling belaufen, hat der ehemalige afghanische Brigant der indischen Regierung testamentarisch vermacht, weil sie mehr als Vater und Mutter für ihn gewesen sei. Sie giebt aber das Geld nebst einer Pension an Dilawar's Frau und Kinder.

In den centralasiatischen Wirren ist den Afghanen eine wichtige Rolle vorbehalten; die Russen haben einige Regimenter derselben angeworben, Mißvergnügte, die mit Schir Ali's Regierung nicht zufrieden sind. Dieser Beherrscher Afghanistans ist gegenwärtig mit den Engländern befreundet, weil sie ihm ein Jahrgeld zahlen; die letzteren haben gleichfalls afghanische Krieger im Solde.

Aus allen Erdtheilen.

Karawanenhandel der Russen nach Kaschgar in Ostturkestan.

Die Steppen der Kirgisen nehmen den weiten Raum ein, welcher von der westlichen Grenze der Dsungarei und vom Altai, südlich vom obern Irtysch nach Westen hin bis zum Uralflusse reicht; sie umfassen auch die Ischimsteppe und die Gegend am obern Tobol. Schon im vorigen Jahrhundert haben die Russen der Nordgrenze entlang eine Linie von kleinen Festungen angelegt und die Kirgisen in mehr oder weniger Abhängigkeit von sich gebracht, um die Karawanenstraßen, welche von Orenburg, Troïtzk, Petropawlowsk und Semipalatinsk durch die Steppe nach Innerasien führen, zu sichern. Seit 1846 gründeten sie dann namentlich im östlichen Theile des Kirgisengebietes eine Anzahl von Städten, in welchen sie Besatzungen unterhalten und in welchen sich nach und nach ein bedeutender Handelsverkehr entwickelt hat, z. B. Sergiupol (früher Ajagus), Kopal und Wjernoje. Dieses letztere (43° 16′ N. 94° 39′ O. v. F.) ist nun als Hauptort für die Region im Süden des Balchasch-Sees zu betrachten und schon zu einem wichtigen Handelscentrum geworden. Von dort aus gehen Karawanen nach Kaschgar.

Unsere Leser erinnern sich der beiden englischen Reisenden Shaw und Hayward, welche im vorigen Jahre von Indien aus bis Kaschgar vordrangen und von dem dortigen Herrscher „Jakub Beg“ freundlich aufgenommen, aber doch mißtrauisch beobachtet wurden („Globus“ XVII, S. 265, „Hayward und Shaw in Ostturkestan“, von Hermann Vambery). Atalik Gazi, wie der amtliche Titel Jakub Kuschbegi's lautet, empfing sie in feierlicher Audienz und schickte einige Monate später

eine Gesandtschaft nach Calcutta, um freundschaftliche Beziehungen mit der englisch-indischen Regierung anzuknüpfen. Die letztere hat nun, in offener Mission, einen mit den innerasiatischen Verhältnissen sehr vertrauten Civilbeamten, Forsyth, nach Kaschgar geschickt, und wir lasen in Berichten aus Indien vom 28. Mai, daß er seine Reise dorthin angetreten habe. Jakub Kuschbegi fürchtet die Uebergriffe der Russen, während er wohl weiß, daß er von den Engländern dergleichen nicht zu besorgen habe. (— Die Handelsrivalität der beiden Großmächte in Innerasien ist ausführlich und eingehend dargestellt in Karl Andree, Geographie des Welthandels, II, S. 251 bis 268. —) Unter diesen Umständen gewinnt die nachstehende Mittheilung russischer Blätter ein erhöhetes Interesse.

„Die Karawane des Kaufmanns Njemtschinow kehrte Ende Decembers aus Kaschgar nach Wjernoje zurück. Wie die Zurückgekehrten berichten, wird jede in Kaschgar ankommende Karawane einer strengen Besichtigung unterworfen. Jakub Bek hat eine alerte Polizei, welche bereits vor Ankunft der Karawane nicht nur wußte, wer mit derselben ankommen würde, sondern auch die Lebens- und Familienverhältnisse der Fremden kannte. Trotzdem standen die Commis des Hrn. Njemtschinow während ihres viermonatigen Aufenthalts in Kaschgar unter einer strengen Aufsicht. Vor den Beherrscher Kaschgars, Jakub Bek, wurden sie nicht gelassen. Von den Waaren, welche einen Erlös von 5824 Rubel ergaben, erhob man eine Steuer von 160 Rubel. Ein freier Handel existirt übrigens nicht. Der Beherrscher Kaschgars nimmt die Waaren in Beschlag und giebt dafür andere Waaren, deren Preis er nach Belieben ansetzt. Von russischen Waaren werden verlangt: Tuch, Nanking, Plüsch, Zitz, Kupfergeschirre, Flußotterfelle, Saffian, schwarzes Bockleder, Stahl, Eisen, Gußeisen, Korallen, Flittern, Gold- und Silbergewebe, Honig und Wachs. Von dortigen Waaren sind für Rußland zu gebrauchen: Rohseide, Baumwolle, Schaffelle, Häute, baumwollene Schlafröcke, weißer Filz, Fuchs- und Marderfelle &c. In der Umgegend von Akssu wird viel Kupfer gewonnen, und man verkauft es zu 5 und 6 Rubel das Pud, die Ausfuhr desselben ist aber verboten. Auf dem Markte von Kaschgar wird auch Gold verkauft, welches in der Umgegend von Chotan aus dem Flußsande gewonnen wird. — Jakub Bek führt ein ganz despotisches Regiment; die Köpfe fliegen bei ihm. Es ist daselbst ein Sprüchwort üblich, welches besagt, daß in Kaschgar zwei Dinge schwer zu bewahren sind: ein Pferd und der eigene Kopf. Der Beherrscher wirbt für sein Heer, das 10,000 Mann stark sein mag, was er nur bekommen kann, vorzugsweise Kirgisen, an; die Blüthe des Heeres bilden die Chinesen und (mohammedanischen) Dunganen. Aus Allem ergiebt sich, daß Kaschgar über große Mittel disponirt, und dieser Ort sowohl wie Chotan und Jarkend gute Märkte sein würden, wenn nur der Handel frei wäre."

Die japanische Regierung und die Missionäre.

Die jüngsten Nachrichten aus Japan, welche wir in californischen Blättern finden, rühmen das Bestreben der japanischen Regierung, dem Fortschritte Bahn zu brechen. Was die sogenannten Christenverfolgungen betrifft, so wird betont, daß überhaupt in Ostasien die Irrungen zwischen den dortigen Regierungen und den Ausländern zumeist ihre Quelle in dem Treiben der Missionäre haben; ohne die Zudringlichkeit dieser Leute, welche für eine „public nuisance" erklärt werden, könnte Alles glatt und gut gehen. Man lobt die Holländer, welche im Indischen Archipelagus die Proselytenmacherei nicht dulden und nur auf Celebes in Minehassa einigen braven, durchaus nicht anmaßenden deutschen Missionären Erlaubniß gegeben haben, unter wirklichen Wilden das Werk der Civilisation zu beginnen. Dasselbe hat auch gedeihlichen Fortgang. Dagegen sind die ostasiatischen Reiche schon oftmals in Zwistigkeiten und Kriege gerade durch die Missionäre verwickelt worden, welche sich um die Landesgesetze gar nicht kümmern und dieselben übertreten. Sie privilegiren sich zu „Verkündigern der alleinigen Wahrheit" und wähnen, in dieser Rolle sich Vieles erlauben zu können, was den Landesbehörden anstößig erscheint. Japan hat bekanntlich vor dritthalbhundert Jahren sich von der Außenwelt nur deshalb abgeschlossen, weil durch die Jesuiten blutige Bürgerkriege entstanden. Nun haben sich wieder Missionäre verschiedener Secten eingedrängt. „Wenn nun," so schreibt man aus Yokohama, „eine größere Abneigung gegen die Ausländer hervortritt, so ist daran hauptsächlich das Treiben der katholischen Missionäre schuld, welche durch ihre Proselytenmacherei im Volke, dessen Religion sie als eine verkehrte und als ein Satanswerk schildern, große Erbitterung und bei der Regierung, welche sich wohl an das erinnert, was früher geschehen ist, politische Besorgnisse erregen. Die letztere hat daher auch von den Gesandten und Consuln erlangt, daß dieselben es den Missionären ernstlich untersagen, Proselytenmacherei zu treiben. Es sind Maßregeln gegen die etwa 6000 durch die Sendlinge zur Abtrünnigkeit verleiteten, zumeist den ärmsten Classen angehörigen Japaner getroffen worden. Zwar haben diese Leute nur die äußeren Formeln angenommen, aber die Regierung will das, was sie für gemeinschädlich hält, nicht weiter wuchern lassen. Sie besorgt, daß eine Ausdehnung des Einflusses, welchen die Missionäre auf die ungebildeten Classen ausüben, zu gewaltsamen Auftritten führen könne, wie in China, wo man jüngst wieder von Seiten des Volkes sehr unsanft mit den Sendlingen umgegangen ist. Sie schritt deshalb zur Auflösung der christlichen Gemeinden in Osaka, Nagasaki und Hiogo und schaffte zunächst die männlichen Mitglieder derselben fort, dann aber auch die Frauen und Kinder, damit die Familien beisammen blieben. Als die englische Gesandtschaft dagegen Vorstellungen machen wollte, gab man ihr sehr bündig zu verstehen, daß die Einmischung Fremder in eine innere Angelegenheit durchaus unstatthaft erscheine. Die auswärtigen Diplomaten würden weit mehr im Interesse Japans wie der dort angesiedelten Ausländer handeln, wenn sie den übelberathenen Eifer der Missionäre zügeln und mäßigen wollten, denn das Mißtrauen und der Unwille, welchen diese erregen, erstrecke sich mehr oder weniger auf alle Ausländer, und der Verkehr derselben mit den Landeseingeborenen werde dadurch gestört." Der Widerwille, welchen alle gebildeten Japaner gegen jene Missionäre hegen, sei Ursache, daß manche sich gegen die fremde Civilisation ablehnend verhielten. Der Fortschritt werde nicht im mindesten durch die Missionäre befördert. Auf jeden Fall werde die Regierung gegen so unwillkommene Gäste energisch verfahren und eine Einmischung der Ausländer nicht dulden. Wenn diese friedlich seien und die Gesetze nicht überträten, werde man ihnen nach wie vor keine Hindernisse in den Weg legen; Kaufleute, Techniker, Männer der Wissenschaft, alle nützlichen Leute seien erwünscht in Japan, nicht aber Friedensstörer und Proselytenmacher.

Mildes Klima und Pflanzenwuchs im südlichen Schweden.

F. Daß die südlichste Landschaft Schwedens, Skåne (Schonen), mit ihrer insularen Lage, an drei Seiten von dem Meere umgeben, besonders an den Küsten ein außerordentlich mildes Klima hat, ist allgemein bekannt. Gleichwohl dürften für den Botaniker folgende Beobachtungen Interesse haben, und es wäre wünschenswerth, wenn von Zeit zu Zeit mehrere dergleichen von verschiedenen Stellen veröffentlicht würden. Bekannt ist es, daß in Schonen Walnüsse und schwarze Maulbeeren in jedem Jahre zur Reife kommen, daß es von echten Kastanien große Bäume giebt, z. B. bei Krapperup, Bälteberga, Jordberga und andere mehr, daß in warmen Sommern sowohl die Früchte derselben als auch die der Mandelbäume reif werden, daß spalirte Feigen-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, sowie auch die Weinstöcke reife Früchte tragen, daß es bei Orup und Borreby große blühende Tulpenbäume giebt, und daß mehrere in neuerer Zeit eingeführte Nadelhölzer, darunter die californische Mammuthtanne, den Winter im Freien ertragen. Weniger bekannt aber dürfte es sein, daß z. B. Magnolia acuminata bei Orup ohne

Bedeckung im Freien cultivirt wird, daß Lilium lancifolium ebenfalls im Freien cultivirt werden kann, z. B. bei Hörby, daß Farfugium grande (neu, mit großen gelbgefleckten Blättern, eingeführt aus Japan) in dem mittlern Theile der Landschaft den letzten Winter unter einer ganz leichten Bedeckung ertragen hat, daß bei Krapperup Heliotropen und Skarlett-Pelargonien sich im Freien vermehrt haben aus Samenkörnern, die im folgenden Jahre aufgegangen sind.

Schwefel am Kaukasus. Seit der Unterwerfung Daghestans ist daselbst ein sehr bedeutendes Schwefellager zwischen den Auls Tschirkat und Tschirkej, nicht weit von Petrowsk, entdeckt worden. Vor der Unterwerfung des Kaukasus benutzten die Bergbewohner diesen Schwefel zur Pulverbereitung, und schickten denselben in Form eines Tributs auch an Schamil. Der Russe Kortschewski hat bei der Untersuchung dieser Lager fünf Galerien angelegt, von denen die reichste eine Schicht von der Mächtigkeit eines Fadens (6 Fuß) enthält. Da nach den ersten Untersuchungen angenommen wurde, daß diese Schicht mindestens 100 Faden breit und 300 Faden lang sei, berechnete man den Schwefelreichthum mit 3 Millionen Pud Schwefel. Eine spätere Besichtigung hat jedoch erwiesen, daß diese Schicht noch viel reicher ist. Auch wird die Gewinnung des Schwefels so billig zu stehen kommen, daß derselbe mit dem sicilischen wird concurriren können.

Die bengalische Provinz Assam, welche vom Brahmaputra durchströmt wird und insbesondere durch ihre ausgedehnten Theeplantagen wichtig geworden ist, soll eine angemessene Provinzialverwaltung erhalten. Sie liefert auch Kohle, Kalk Reis, Kartoffeln und Südfrüchte in den Handel. Assam erstreckt sich von Dardschiling bis Arrakan; in ihm liegt die Gesundheitsstation Schillong. Die öffentlichen Einnahmen haben sich, trotz administrativer Vernachlässigung, binnen zehn Jahren verdoppelt und betragen nun jährlich 400,000 Pf. St. Die Assamesen sind dem Genusse des Opiums ergeben und sie haben 1869 davon für 160,000 Pf. St. gekauft.

Anzahl der Indianer in Nordamerika. Nach einer 1869 vom Commissär Parker entworfenen Schätzung leben im Gebiete der Vereinigten Staaten 378,577 „Rothhäute". Von diesen kommen etwa 75,000 auf das vor Kurzem erworbene ehemals russische Territorium Alaska, so daß für das übrige Gebiet nur etwa 300,000 übrig bleiben; 31,290 entfallen auf Californien und 4991 leben in „Reserve" im Staate Neuyork. Demnach ist die Zahl sämmtlicher Indianer westlich vom Mississippi und bis zur Sierra Nevada hin auf etwa 277,000 zusammengeschmolzen. Von den Stämmen, mit welchen die Vereinigten Staaten gegenwärtig Fehde haben, kommen auf die Komantsches 2538, die Arrapahoes 1158, die Cheyennes 1500, die Apatsches 8000, die Sioux 28,120, zusammen 41,316, welche etwa 5000 Krieger ins Feld zu stellen vermögen.

* * *

— Die Art und Weise, in welcher die Engländer geographische Namen aussprechen und schreiben, ist geradezu abscheulich. Sie haben kein phonetisches Ohr und werfen die Vocale durch einander. Die Folge ist, daß sie oftmals selber nicht wissen, wie sie einen beliebigen Namen aussprechen sollen und daß sie ihn auch auf verschiedene Weise schreiben. An Besserung ist kaum zu denken. Der Eine schreibt Kurds, der Andere Coords, und nicht selten findet man in ein und demselben Buche desselben Verfassers beides. Am allerärgsten werden von ihnen die indischen Länder- und Städtenamen verhunzt, schriftlich wie mündlich. Es ist ein, in unserer Zeitschrift mehr als einmal betontes Verdienst der Brüder Schlagintweit, daß sie in ihren Werken über Indien und auf den dazu gehörenden Karten statt der englischen Kakographie die phonetische Bezeichnung eingeführt haben. Auch J. H. Brauer hat in seiner „Geographie von Asien" die Namen so geschrieben, wie sie in Indien ausgesprochen werden. Unsere politischen Blätter nehmen, wenige ausgenommen, die englische Kakographie an und schreiben z. B. Punjaub statt Pendschab; — Bijnour statt Bainör; — Jeleysur statt Dschaläsar; — Kunnouj statt Konnödsch; — Jounpoor statt Dschönpur; — Chunar statt Tschannar und so weiter. Sogar Orientalisten bequemen sich „dem Skandal" und schreiben Pahlawi statt Pehlewi. — Wir lesen nun, daß die indische Regierung ein alphabetisches Ortsverzeichniß (einen „Gazetteer") anfertigen lassen will; dasselbe soll noch 1871, sobald die allgemeine Volkszählung stattgefunden hat, veröffentlicht werden. Bisher hatten die Engländer zweierlei Systeme der Transscription, das von den wissenschaftlichen Männern Jones und Horace Hayman Wilson, und jenes eines Herrn Gilchrist; das letztere, als das schlechteste, ist von der Presse und dem großen Publicum angenommen worden. Diese schreiben also wie oben gezeigt wurde; sie schreiben auch Poori statt Puri; Juggernauth statt Dschagarnat. Es scheint, als ob die Commission, welche mit Vorbereitungen für die große Arbeit beschäftigt ist, der bisherigen Anarchie ein Ende machen wolle, aber die „Gilchrister" schlagen darüber Lärm; sie wollen, daß statt des a ein u, statt des u ein oo geschrieben werden solle; daß man nicht Ambala schreibe, sondern, wie bisher, Umball, nicht Dschabalpur, sondern Jubbulpoor; wenn man anders verfahre, mache man sich der „Pedanterie" schuldig! Es ist nun abzuwarten, ob der Anarchie wirklich ein Riegel vorgeschoben wird.

— Das Fell'sche System, welches sich bei der Bahn über den Mont Cenis bewährt hat, soll auch auf der Eisenbahn nach Cantagalla, Provinz Rio de Janeiro, in Anwendung kommen.

— Die Bevölkerung Schwedens hat an Zahl abgenommen, und zwar 1869 um 14,343 Köpfe (die Auswanderung betrug in diesem Jahre 38,500); im Jahre 1868 betrug die Abnahme 22,601 Personen.

— In der Stadt Colon, d. h. Aspinwall, dem Atlantischen Hafen auf der Landenge von Panama, ist im Mai eine Broncestatue des Christoph Columbus angekommen, um demnächst dort aufgestellt zu werden. Sie ist ein Geschenk der Kaiserin Eugenie von Frankreich.

— In Rio de Janeiro hat seit 30 Jahren keine Volkszählung stattgefunden; nun ist im April eine solche vorgenommen worden; bisher schwankte die Annahme zwischen 350,000 und 500,000 Seelen.

— Aus Californien geht in jeder Woche eine Ladung in Eis verpackter Lachse nach Boston und Neuyork. Neulich kamen in London zwei Kisten Lachse an, die von San Francisco bis zur Themse gerade 25 Tage unterwegs gewesen sind. Sie waren vollkommen wohl erhalten und schmeckten sehr gut, wenn auch nicht ganz so fein wie ganz frische.

— Die Polizei der Stadt Neuyork ließ für den 1. Mai 1869 eine Liste sämmtlicher Schänklokale aufstellen, welche zum Gebrauche der Accisecommission bestimmt ist. Es wurde die Zahl von 6335 ermittelt!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Durch Slavonien und die Militärgrenze.

II.

Die Hauscommunion oder Zadruga. — Ihre Vor- und Nachtheile. — Slavoniens Holzreichthum. — Mangel an Verkehrsmitteln. — Vuka. — Zigeuner. — Diakovar. — Bischof Stroßmayer und seine nationale Thätigkeit.

Was Jedem, der in diesen südslavischen Ländern reist, zunächst auffallen muß, das ist die ganz enorme Ausdehnung der einzelnen Bauerngehöfte, und man ist geneigt, dadurch vorschnelle Schlüsse auf den Reichthum des Inhabers zu ziehen. Aber schon ein Blick in das Innere und in die Verfassung dieser Bauernhöfe genügt, um diesen Irrthum zu zerstören. Es ist hier nämlich gar nicht von einem einzelnen Besitzer die Rede, sondern eine höchst merkwürdige Form des Communismus tritt uns bei diesen serbischen Bauern entgegen. Sie haben dieselbe gemeinsam mit ihren Stammesbrüdern jenseit der Save in der Türkei und im Fürstenthume Serbien. Wir meinen die Hauscommunion, oder, wie sie slavisch heißt: die Zadruga. Tüchtige slavische Forscher, wie Dr. Hermenegild Jiretschek, dann F. Kanitz, der Serbe Utjeschenowitsch und Andere, haben sich neuerdings damit beschäftigt und nach diesen Quellen*), wie nach unseren eigenen Erfahrungen, wollen wir über diese merkwürdige communistische Erscheinung hier Einiges mittheilen.

Das Princip der Geschlechtsgemeinschaft tritt schon bei den alten Slaven ungemein scharf und charakteristisch hervor. Wir finden bei ihnen ein mehr generelles als individuelles Leben; der Einzelne zählt wesentlich durch das Geschlecht, dem er angehört, und tritt nicht aus der Masse hervor. Innerhalb des Geschlechts, das sein Gattungs- (Sippschafts-) Kennzeichen hat, sind alle einander gleich. Hierauf ist nun auch das ganze Recht und die ganze gesellschaftliche Verfassung gegründet. Die slavische Gemeinde hat noch das volle patriarchalische Familienbewußtsein; sie betrachtet sich als große Familie und Nachkommenschaft eines Vaters, der ihr sein Erbe gelassen. Sie kennt keine Erbtheilung, kein Mein und Dein unter Brüdern. Der Grund und Boden, der ihr gehört, ist Gemeingut, das untheilbare gemeinsame Vatererbe. Daher heißt dieser Grund dedina, bastina, oder otcina, von ded (sprich djed), batja, ot — lauter Ausdrücke, die im Slavischen Vater, Ahnherr ausdrücken. Die dedina ernährt die Familiengenossen; diese sind nur Nutznießer, ebenso ihre Nachkommen. Sie treten durch ihre Geburt, nicht durch irgend welche Rechtsübertragung, in den Nutzgenuß ein. Sie bebauen gemeinschaftlich ihr Land; Getreide wie Vieh ist Gemeingut, und in Mähren heißt dedina jetzt noch geradezu das Dorf. Auf dieser Gemeinschaft beruht nun das slavische Erbrecht des Mittelalters.

Bei normalen Verhältnissen war die Gemeinde befähigt, alle ihre Mitglieder hinreichend zu ernähren, und es gab daher keine Arme, keine Dürftigen und Nothleidenden. Arm und vermögenlos war nur derjenige, welchen die Genossenschaft als „böse" ausgestoßen hatte. Daher die Bedeutung

*) Dr. H. Jiretschek, „Das Recht in Böhmen und Mähren." 1. Band. Prag 1865. F. Kanitz. Serbien, Leipzig 1868.

des Wortes chudy = arm, das früher „böse" bedeutete. Bei den Westslaven*) ist nun diese Art der Gütergemeinschaft abgestorben und hat unter westlichen Einflüssen den allgemein in Europa geltenden Grundsätzen Platz gemacht. Doch trifft man heute noch in böhmisch-mährischen Dörfern vielfach die Sitte, daß bei Feldarbeiten sämmtliche Insassen einander wechselseitig aushelfen. Die patriarchalische Form der Familiengenossenschaft findet man heute aber, wie gesagt, bei den Serben, mit dem Unterschiede, daß hier nicht mehr die gesammte Dorfbewohnerschaft ein Geschlecht bildet, sondern daß das Dorf aus mehr oder weniger gemeinsamen Haushaltungen besteht, welche Familiengemeinschaften darstellen. Das Princip ist darum gleichwohl dasselbe. Und diese Communionen können sehr groß sein, wie denn z. B. Wuk im dalmatischen Dorfe Nitschani eine solche traf von 62 Köpfen, darunter 13 Gattenpaare und 2 Wittwen, mit einem Besitzstande von 1400 Ziegen, 50 Stück Rindvieh und 14 Pferden.

Ganz so zahlreich waren die Hauscommunionen freilich nicht, die ich auf dem Wege nach Diakovar antraf, doch zählte eine in Vuka 40 Köpfe. Ich will es versuchen, hier ein eingehenderes Bild der Zadruga zu liefern. Der Befähigtste in der Familie wird nach dem Tode des Vaters, des natürlichen Familienoberhauptes, zum Starjeschina, zum Aeltesten, erwählt. Bewährt er sich nicht, so kann zu einer Neuwahl geschritten werden. Er vertritt die ganze Hausgenossenschaft gegenüber den politischen Behörden, schlichtet die Streitigkeiten und leitet die Arbeiten des Hauses, an



Bauernhaus und Wagen.

denen die ganze Familie theilnimmt. Die erwachsenen Männer und Frauen arbeiten im Felde und Walde, die jüngeren hüten das Vieh. Die Anordnungen des Starjeschina werden willig befolgt. Er vertheilt alle Einkünfte und Ausgaben des Hauses zwischen den Communiongenossen und sorgt für diese wie für sich selbst. Die Erträgnisse aus dem Feldbau, manchmal aus der Obst- und Weincultur, der Vieh-, besonders der Schweinezucht &c., bilden die gemeinschaftlichen Einnahmequellen. Zu dem Verkaufe, zu bedeutenderer Anschaffung und zur Schuldenbelastung des genossenschaftlichen Vermögens ist die Zustimmung der Mehrheit der Hausgenossen nöthig. Der Starjeschina ist auch der Vormund der zurückgebliebenen Kinder.

Das Wohl und Wehe der einzelnen Mitglieder der Zadruga ist auf das Engste mit dem Schicksale der ganzen Genossenschaft verbunden. Je mehr der Einzelne durch seine Arbeit zum Wohle des Ganzen beiträgt, desto größer ist auch sein Anspruch an den Gesammtbesitz im Falle eines Austrittes aus dem Verbande.

Die geschilderten Grundzüge der serbischen Zadruga bedingen und charakterisiren die äußere Erscheinung und innere Einrichtung eines Bauernhofes, die auch aus den beigefügten Zeichnungen sich gut erkennen läßt. Da ist vor Allem das Haus des Starjeschina. Ganz im Gegentheil zu den kleinen deutschen Ausgedingstuben kündigt es sich schon durch seine Größe und bessere Bauart als den Sitz

*) Eine Nachwirkung dieser slavischen Sitte hat sich auch in den früher wendischen Dörfern im Braunschweigischen, z. B. Wendeburg, Wendezell u. s. w., erhalten, wo es noch vielfach Häuser giebt, die zwei Besitzer unter gleichem Dache beherbergen und wo es gesetzlich noch jetzt feststeht, daß solch ein halbes Haus nicht ohne Einwilligung des andern Mitbesitzers verkauft werden darf. T.

des Familienoberhauptes an und bildet den stattlichen Mittelpunkt, um den sich die kleinen Häuschen der verheiratheten Familienglieder abgesondert von einander gruppiren. Das Haus des Starjeschina ist gewöhnlich aus Holz und Lehmziegeln aufgeführt, hat einen weißen Kalkanstrich und enthält nebst dem großen Küchenraume zwei bis drei Stuben. Die kleinen Nebengebäude dagegen sind weit nothdürftiger eingerichtet. Sie enthalten die Schlafstellen der verheiratheten Familienglieder und das, was jene etwa sich abgesondert erwerben; denn die gemeinsamen Fruchtvorräthe, Herden, Geräthe u. s. w. werden in den dem ganzen Hause eigenen Speichern, Kammern und Hürden verwahrt. Sie heißen Vajate, sind von quadratischer Form, bestehen aus Weiden- und Rohrgeflecht und ruhen auf rohen Pfählen, um die Vorräthe gegen die frei umherlaufenden Hausthiere zu sichern. Unsere Abbildung zeigt ein solches Vorrathshäuschen.

Die gemeinsame Hauswirthschaft wird wechselweise von einer der verheiratheten Frauen geführt. Sie heißt dann Redurscha (von red, die Ordnung, d. h. an welche die Reihe kommt); sie besorgt mit Hülfe der jüngsten weiblichen Hausgenossen die Küche für die ganze Familie und macht die Kräfte der übrigen Frauen des Hauses für die Feldarbeit und sonstige häusliche Geschäfte verfügbar.

Wie bei allen südslavischen Völkern theilt auch bei den Serben die Frau beinahe alle Arbeiten des Mannes. Dieselbe ist nie müßig, sondern immer beschäftigt. Draußen besorgt sie die schwere Arbeit auf dem Felde; sie bricht den Hanf mit einer höchst einfachen Maschine, die aus einem



Vorrathshaus für Mais.

Schwibbbrett besteht, welches sie auf- und niedertritt, während ein Kind die Hanfstengel unterschiebt und sie selbst den Oberkörper auf ein Lattengerüst stützt. Im Hause spinnt, webt, bleicht oder färbt sie die zur Wäsche und Kleidung des Hauses nothwendigen Stoffe. Größere Wohlhabenheit oder die Erfüllung mütterlicher Pflichten ändert hieran nur wenig. Die serbische Frau ist arbeitsam, ja in weit höherm Grade als der mehr die Bequemlichkeit liebende Mann.

Der Abend findet die Familie am häuslichen Herde, um die große Feuerstelle, am lustig brennenden Feuer im Hause des Starjeschina versammelt. Die Männer schnitzen und bessern an Werkzeugen und Geräthen für Haus und Feld. Die älteren ruhen von der Arbeit aus, rauchen und besprechen das, was am nächsten Tage zu thun ist, oder auch die Angelegenheiten des Dorfes, des Landes. Die Frauen gruppiren sich still arbeitend im Kreise neben ihnen, die kleinen Sprößlinge spielen zu den Füßen der Eltern, und der eine oder andere spielt die Gusle, die einsaitige Geige der Serben, die mit einem Roßhaarbogen gestrichen wird.

Jedenfalls ist diese Zadruga in volkswirthschaftlicher Beziehung eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Die Südslaven, bei welchen sie vorkommt, stellen sich allein schon hierdurch in radicalen Gegensatz zu den übrigen vorgeschrittenen Völkern Europas.| Sie hat ihre guten Seiten. Der Pauperismus und das Proletariat sind bei den Serben unbekannt; Armensteuern sind nicht nothwendig; Gebär-, Findel-, Kranken-, Waisen-, Alterversorgungshäuser und wie diese zehrenden Anstalten alle heißen — sie sind nicht von Nöthen. Welche Vorzüge! so wird der westeuropäische Communist ausrufen; nehmen wir die Serben zum Muster, gehen wir auf ihre Einrichtungen ein! Wir aber sind andererseits keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß unsere ganze abend-

ländische Civilisation bei dieser schönen, patriarchalischen Einrichtung ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Die Entwickelung des Individuums wird dadurch entschieden gehemmt, Handel und Industrie im modernen Sinne sind dabei unmöglich. Wollen jene Serben — in Slavonien, in der Militärgrenze, im Fürstenthum — ganz und voll in den Strom des neunzehnten Jahrhunderts, in die Civilisation unserer Tage eintreten, dann muß auch die beschränkende Zadruga fallen oder wenigstens stark geändert werden. Mit unseren Begriffen von Bürgerthum, bei dem denn doch die Cultur und der Fortschritt sind, ist die Zadruga unvereinbar. Sie mag am Platze sein für ein Volk, das nur nach der Urväter Weise den Boden bebaut, das ewig im Bauernstande verbleiben will, nicht aber bei einem Volke, das Anspruch darauf erhebt, einzutreten in den Kreis der vorgeschritteneren Nationen.

* * *

Der Anblick des Landes auf dem Wege nach Vuka zu ist ein etwas einförmiger. Ueberall sieht man ausgedehnte Maisfelder, zwischen denen hier und da gewaltige Eichenstämme verrottend umherliegen. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß das Holz hier keinen Geldeswerth hat. Hin und wieder verbrennt man diese Stämme und düngt mit deren Asche den ohnehin fruchtbaren Boden. Slavonien ist noch überreich an Wäldern, die dereinst, wenn die Eisenbahn vollendet ist, große Holzmassen in den Handel liefern werden. Jetzt sind sie von einer eigenthümlichen, halbwilden



Backofen slavonischer Holzhauer im Walde.

Bevölkerung von Holzhauern bewohnt, die bald hier, bald da, je nachdem sie zu arbeiten haben, kleine Dörfer aus Blockhäusern und Reisig aufschlagen. Die ganze Lebensweise dieser Leute hat etwas Nomadenhaftes, an die zahlreichen Zigeuner des Landes Erinnerndes. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn man plötzlich im hohen Eichenwalde auf eine gelichtete Stelle trifft, in der eine solche Holzhauerstadt steht. Alles, was diese Leute gebrauchen, verfertigen sie sich selbst mit den urthümlichsten Instrumenten. Auch das Brot wird im Walde gebacken, in besonders roh construirten Oefen aus geschlagenem Lehm, die auf einer Unterlage von starken Eichenbohlen stehen. Diese Holzhauer sind es, welche namentlich die ausgezeichneten Faßdauben herstellen, welche einen großen Handelsartikel abgeben. Sie gehen bis nach Frankreich, wo die Bordeauxweine in die aus ihnen hergestellten Fässer gefüllt werden, oder nach Spanien und Griechenland, lauter holzarmen Ländern. Wie billig könnte man diese vortrefflichen Faßdauben liefern, wenn der Transport sie nicht so sehr vertheuerte! Aber ehe sie bis zur Save und aus dieser in die Donau und weiter ins Schwarze Meer gelangen, haben sie einen Landweg zurückzulegen, dem es fast gänzlich an Straßen fehlt. Ganz Slavonien besitzt überhaupt nur drei große, auf Steingrundlage hergestellte Chausseen, und diese sind oft so schlecht unterhalten, daß die Landleute es vorziehen, mit ihrem plumpen Fuhrwerke zur Seite derselben hinzufahren. Sind nun tiefe Geleise zu beiden Seiten der Straße entstanden, so fahren die Wagen immer weiter ins Land hinein, und es entsteht auf diese Weise ein Weg von außerordentlicher Breite, der einen höchst wüsten Anblick darbietet. Die Zustände sind in dieser Beziehung hier kaum

besser als in in der benachbarten Türkei, und sehr verschieden von jenen in den deutsch-österreichischen Kronländern, wo wenigstens gute, zum Theil ganz vortreffliche Landstraßen angetroffen werden. Dem schlechten Zustande der Wege entsprechen auch die Brücken, und unsere Abbildung zeigt das Muster einer solchen. Sie führt über das Flüßchen Vuka und ist nur ein barbarischer Steg zu nennen, der einzig für Fußgänger passirbar ist.

Bei dem Flecken Vuka, der gegen 5000 Einwohner zählt, passirte ich das gleichnamige Nebenflüßchen der Donau. Es läßt sich von diesem Orte, einem Conglomerat von Dorfgebäuden, nicht viel berichten. Die zahlreiche Einwohnerschaft darf nicht auffallen, denn Dörfer und Marktgemeinden mit 10,000 oder 13,000 Einwohnern sind hier keine Seltenheit; dabei ist aber keineswegs eine Spur von städtischem Elemente vorhanden. In Ungarn sind diese großen



Brücke über die Vuka.

Dörfer noch zahl- und volkreicher; so hat z. B. Vascharhely gegen 43,000 Einwohner. Andere, von 20,000 Einwohnern, sind gleichfalls häufig.

In Vuka trafen wir auf eine große Bande Zigeuner, die keine seltene Erscheinung in Slavonien sind. Die alten Frauen kamen in den Ort und bettelten an den Thüren. Obgleich die älteren Weiber von abschreckender Häßlichkeit sind, das wirre Haar und die kurze Schemnitzer Pfeife in



Hanfbrecherinnen.

ihrem Munde ihnen ein abschreckendes Aeußere gaben, so war doch die Gestalt derselben, mit Lumpen behangen, ungemein malerisch. Unter den jungen Frauen und Mädchen bemerkt man dagegen classisch schöne Gesichter mit großen schwarzen, leuchtenden Augen. Die Kinder waren nur dürftig bekleidet oder ganz nackt. Wir werden noch Gelegenheit haben, von den Zigeunern der Militärgrenze weiter zu berichten.

Wir näherten uns nun Diakovar, dem Bischofssitze des in letzter Zeit durch seine Thätigkeit im Concil zu Rom, sowie durch seine national südslavischen Bestrebungen bekannt gewordenen Bischofs Georg Joseph Stroßmayer. Auch Diakovar ist keine Stadt. Es ist gleich allen anderen slavonischen Marktgemeinden und Dörfern aus ärmlichen Hütten zusammengesetzt, und das ganze Leben daselbst gruppirt sich um die bischöfliche Residenz, welche aus der sie umgebenden



Bettelnde Zigeunerinnen in Slavonien.

Armuth fast großartig und mächtig hervortritt, obgleich sie in ihrem Baustil den nüchternen architektonischen Charakter zeigt, der zu Ende des verflossenen Jahrhunderts herrschte. Sie ist ein weit ausgedehntes, massives, einstöckiges Gebäude mit hohem Ziegeldach inmitten eines Parks. Daran schließt sich das Priesterseminar, und große Massen umherliegenden Baumaterials bewiesen, daß man daran dachte, noch andere Gebäude aufzuführen. In der That baut Bischof Stroßmayer auf seine Kosten hier eine Kathedrale. Den Bau leitet ein Wiener, und die Fresken, welche sie dereinst schmücken sollen, werden nach Entwürfen unseres verstorbenen Landsmannes Overbeck ausgeführt. Erscheint es staunenswerth, daß ein einzelner Mann auf seine Kosten eine Kathedrale baut, so schwindet dieses Staunen doch, wenn man die Einkünfte bedenkt, welche dem apostolischen Vicar von Bosnien und Serbien zur Verfügung stehen. In guten Jahren liefern ihm die Ländereien von etwa zwanzig bischöflichen Dörfern an Korn, Heu, Holz, Wein und Vieh für 250,000 Gulden, und damit läßt sich schon etwas bewerkstelligen. 60,000 Gulden hat Stroßmayer allein für seine in Italien zusammengebrachte Bildergallerie ausgegeben, und 60 schöne Rosse in den bischöflichen Marställen beweisen, daß er fürstlich zu leben versteht.

Es ist gewiß am Platze, hier einige Nachrichten über das Leben Stroßmayer's einzuschalten. Er wurde 1815 zu Essek als der Sohn eines deutschen Bürgers, wie schon sein Name beweist, geboren. Aber seine Mutter war eine Slavin, und diese war es auch, welche die Liebe zum slavischen Volksstamme in ihrem Sohne großzog. Hier liegt wieder ein Beispiel vor, wie Deutsche oder Männer deutscher Abstammung in Oesterreich oft den fremden Nationalitäten die besten Lehrer und Vorkämpfer liefern. Die Befähigung des Knaben veranlaßte seinen Vater, ihn für den geistlichen Stand zu bestimmen. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte im Seminar zu Diakovar und später an der Universität in Pesth Theologie und Philosophie, und erwarb den philosophischen Doctorgrad. Die Liebe zu der Wissenschaft trieb ihn noch zu weiteren Studien in Wien, wo er die höhere theologische Bildungsanstalt, welche der Bischof Frint gegründet hatte, besuchte und Doctor der Theologie wurde. Als solcher übernahm er die Professur der Kirchengeschichte im Seminar zu Diakovar.



J. G. Stroßmayer, Bischof von Diakovar.

Frühzeitig schon interessirte Stroßmayer sich für slavische Bestrebungen. Er trat zu den Führern der croatischen Partei in nähere Beziehungen und erwarb sich die Freundschaft des Banus Jelatschitsch, mit dem er namentlich im Hasse gegen alles Magyarische sympathisirte. So unterstützte er denn 1848 und 1849 den Aufstand der Serben gegen die Ungarn aufs Nachdrücklichste, und noch heute ist er einer der unversöhnlichsten Gegner Ungarns. Im croatischen Landtage zu Agram war er Führer der nationalen Partei; dort strebte er nach der Bildung eines autonomen dreieinigen Königreichs (Croatien, Slavonien, Dalmatien). Als aber 1868 seine Partei unterlag und der sogenannte Ausgleich mit Ungarn vollzogen, d. h. Croatien und Slavonien den Ländern der Stephanskrone einverleibt wurden, zog sich Stroßmayer von der Bühne des politischen Lebens zurück.

Sein ungewöhnliches Talent, sowie seine echte Religiosität und Sittenreinheit hatten die Aufmerksamkeit der Kirchenoberen auf ihn gelenkt, und als der Bischofssitz seiner Heimath 1849 erledigt war, wurde ihm derselbe namentlich auf Anregung Jelatschitsch's hin übertragen. Er war 34 Jahre alt. Seine Einführung geschah jedoch erst im Jahre 1856. Seitdem ist er Bischof von Bosnien und Serbien. In dieser Stellung suchte er mit voller Kraft die wahre Religiosität, die Liebe zu Gott und den Menschen zu nähren und den Sinn für Civilisation in dem Volke zu wecken. Zu diesem Zwecke verwandte er die ihm zu Gebote stehenden Mittel. Da es für Croatien und Slavonien noch keine höhere Lehranstalt gab, so gründete er die südslavische Akademie und Universität in Agram, indem er für deren Stiftung hunderttausend Gulden hergab. Auch die Bibliothek derselben ist seine Schenkung. Stroßmayer's wissenschaftliche und gesellige Bildung ist vorzugsweise deutsch; er spricht auch die deutsche Sprache rein und gewandt, daneben gut französisch, das Latein in der eigenthümlichen Färbung seiner Heimath, aber mit bewundernswerther Leichtigkeit und Klarheit, und zwar aus dem Stegreife mit derselben Sicherheit wie seine Muttersprache. Daß er ein Mann von wissenschaftlicher Ueberzeugung ist, gab seiner Stellung beim Concil die volle Stärke und Bedeutung. Seine äußere Erscheinung ist sehr einnehmend. Er ist von mittlerer Größe, aber eine energische Gestalt, entschlossen und thatkräftig. Für sein Alter (55 Jahre) sieht er noch sehr jugendlich aus; er hat markirte und dabei sehr angenehme Gesichtszüge, lebhafte und geistvolle Augen und eine schöne hohe Stirn. Sein ganzes Wesen, getragen von innerer Wahrheit, ist Vertrauen erweckend und gewinnend. „Er ist unser Mäcenas," sagt der Croate mit Stolz. Auf die Bedeutung, welche Stroßmayer für das Concil hatte, brauche ich hier nicht näher einzugehen. Sie ist in der letzten Zeit hinreichend und oft genug gewürdigt worden.

Wenige Stunden südlich von Diakovar liegt die Grenze Slavoniens. Wir überschreiten sie, ohne eine Aenderung

in der Landschaft oder in den Zuständen zu bemerken, und doch befinden wir uns in einem Lande von total verschiedener Verfassung, das staatsrechtlich und historisch gänzlich von dem benachbarten Slavonien getrennt ist, in der Militärgrenze. Von ihr, die in unseren Tagen erhöhte Bedeutung erlangte, wird im nächsten Aufsatze die Rede sein.

Das nördliche Texas.

Eine Skizze zur Culturstatistik des „neuen Südens".

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Clarksville, Texas, im Juni 1870.

Eine der reichsten Gegenden im Süden der Vereinigten Staaten ist das nördliche Texas, jener Landstrich, der sich in einer Breite von etwa hundert englischen Meilen unmittelbar südlich an den Red River lehnt, und vom Red River County im Osten bis zur westlichen Grenze der gegenwärtigen Niederlassungen erstreckt. Obgleich dieses Land von den großen Verkehrsadern ganz abgeschlossen liegt, bis jetzt keine Eisenbahnverbindung nach den Hauptmärkten der Union hat und nur eine ganz unzuverlässige Fahrstraße in dem der Dampfschifffahrt außerordentlich gefährlichen Red River besitzt, sind seine Hülfsquellen doch so groß und mannichfaltig, daß es die meisten der günstiger gelegenen Landstriche im Süden der Vereinigten Staaten an Wohlstand überflügelt hat.

Der obere Red River ist nur bei Hochwasser für Dampfboote befahrbar. Monatelang im Jahre ist der Fluß so seicht, daß auf ihm alle Schifffahrt aufhört; dann wieder steigt er in unglaublich kurzer Zeit 20 bis über 40 Fuß, und tritt oft verheerend aus seinen Ufern, um eben so schnell wieder abzulaufen. Zahlreiche in sein Bett eingesunkene, herabgeschwemmte Baumstämme, Snags genannt, und häufige Sandbänke bilden ein sehr gefährliches Fahrwasser, wie es auf ähnliche Weise in Amerika kaum der den Dampfschiffen so verderbliche Missouri bietet. Außerdem ist der obere Red River durch eine gegen dreißig englische Meilen lange, dichtverschlungene Ansammlung von den Fluß herabgeschwemmten Baumstämmen ganz verschlossen, das berüchtigte Red River Raft. Diese Stelle wird bei Hochwasser von Dampfschiffen durch natürliche Canäle, Bayous, welche sich der Fluß seitwärts durch Waldungen und überschwemmte Niederungen gebildet hat, auf gefährlichen Wasserwegen umfahren.

Zur Verkehrsverbindung mit der civilisirten Außenwelt ist das nördliche Texas auf den vom Red River County bis zum Verschiffungsorte Shreveport noch an 150 englische Meilen entfernten untern Red River, oder auf die 50 Meilen näher gelegene schnell emporblühende Stadt Jefferson am Cypreß Bayou und den Caddosee angewiesen. Der Caddosee (der weiter nichts ist, als eine durch das Raft verursachte permanente Ueberschwemmung waldreicher, früher, ehe sich das Raft gebildet, zum Theil angebauter Niederungen) bietet als Dampfschiffsverderber ein gutes Seitenstück zu dem obern Red River, und auch der untere Red River, von der Stadt Shreveport bis zu seiner Mündung, hat ein nichts weniger als zuverlässiges Fahrwasser.

Daß ein auf solche Verkehrswege angewiesenes Land rasch emporblüht, erscheint fast als eine Anomalie. Man sollte vermuthen, es wohne hier ein besonders arbeitsamer und unternehmender Volksstamm, der die Hülfsquellen seiner von der Welt abgeschlossenen Heimath trotz aller äußeren Hindernisse sich auf das Aeußerste zu Nutzen gemacht hat. Dem ist aber nicht so. Die Ansiedler des nördlichen Texas haben eben nicht zum Meisten das Emporblühen ihres Landes gefördert und verdanken ihren Wohlstand fast nur der außerordentlich productiven Kraft der von ihnen bewohnten Scholle.

Ich will die gesellschaftlichen Zustände dieses Landes zunächst etwas eingehend beleuchten.

Vor dem Bürgerkriege führten die Bewohner des nördlichen Texas, wo ich damals meine Heimath aufgeschlagen hatte, in bedeutendem Wohlstand ein recht gemüthliches Leben. Unter den Ansiedlern, die zuvorkommend und freundlich gegen die wenigen hier ansässigen Fremden waren, herrschte ein bedeutenderer Grad von Bildung, als ich sonstwo in anderen Südstaaten auf dem Lande gefunden habe. Die Neger bebauten den reichen Boden und versorgten die Pflanzer und indirect die Kaufleute mit dem zum angenehmen Lebensunterhalte nöthigen Gelde. Sorgen hatte eigentlich Niemand. Brachten die reichen Ernten einen höhern Ertrag, als die Lebensbedürfnisse des Pflanzers erforderten, so legten diese den Ueberschuß in Land, Negern und Mauleseln an. Dabei herrschte hier ein zwölf Monate langes Creditsystem; bezahlte Einer nicht in zwölf Monaten, so nahm man von ihm jährlich zehn Procent Zinsen, und Schuldner und Schuldgeber waren gleich zufrieden.

Die Texas-Kaufleute legten ihren Waarenbedarf in Neuorleans oder in Neuyork ebenfalls auf einen Zahltermin von zwölf Monaten ein, gerade so wie sie es mit den Pflanzern hielten. In Neuyork und in Neuorleans verlangten die Großhändler nicht eher Zahlung, als bis die Pflanzer liquidirt, d. h. ihre Baumwolle verkauft hatten. Es war nichts Seltenes, daß ein Kaufmann aus Texas, der 20,000 Dollars und mehr in jenen Städten bereits seit zwölf Monaten schuldete, fast ohne einen Cent in der Tasche dorthin reiste, und ohne Schwierigkeit oder Garantie zu geben, seinen weitern Bedarf an Waaren für das laufende Jahr, wieder auf zwölf Monate Credit, einlegte. Die alte Schuld ward dann in achtzehn, vielleicht gar erst in vierundzwanzig Monaten berichtigt. Ein sorgenfreieres Leben, als das eines Kaufmannes in Texas vor dem Kriege, läßt sich gar nicht denken. Und dabei wurden sie schnell reich, denn der Profit war enorm; den Pflanzern war es egal, wie viel sie für die Waare bezahlten, wenn man ihnen nur borgte. Der liebe Gott sorgte für das Bezahlen. Fabriken gab es hier zu Lande nicht, und auf Speculationen ließ man sich nicht gern ein; man vermied mit einem Worte alle Unternehmungen, die aus dem gewöhnlichen Lebensgeleise herausgeführt und die damit verbundene Gemüthlichkeit gestört hätten. Ein angenehmeres, sorgenfreieres Leben als damals habe ich in Ame-

rika nie geführt. Mit dem Bürgerkriege hatte natürlich die Gemüthlichkeit ein Ende.

Als ich vor jetzt etwa vier Jahren von Oregon aus diese selbige Gegend besuchte, sah es hier wild aus. Von Sicherheit der Person und des Eigenthums war keine Rede; die meisten Ausländer hatten sich geflüchtet; Yankee-Cottondiebe plünderten das Land unter dem Deckmantel des Gesetzes, indem sie den Pflanzern die Baumwolle als sogenannte „conföderirte Baumwolle", das Eigenthum der Vereinigten Staaten, wegnahmen. Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung; fast jeder Texaner hatte zum wenigsten einen scharfgeladenen Revolver umgeschnallt, den er ohne sonderliche Gewissensscrupel, und ohne die Civilgesetze des Landes fürchten zu müssen, gebrauchte. Die Neger gingen im Wonnegefühl der neuerworbenen Freiheit spazieren, hofften bestimmt, daß die Yankees jedem von ihnen eine Plantage schenken würden und bestellten die Felder nur auf das Nothdürftigste; die Weißen arbeiteten natürlich noch weniger, und die öden Pflanzungen, die verfallenen Fenze und Gebäude machten einen trübseligen Eindruck. Und doch hatte die Kriegsfurie dieses Land verschont; keine nördlichen Truppen drangen je bis hierher vor, und der Handel in Baumwolle mit Mexico hatte einen Ueberfluß von gemünztem Gelde in das Land gebracht.

Mit der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums ward es hier vor drei Jahren so arg, daß die Vereinigte-Staaten-Regierung eine Militärbesatzung in das Land legte und in jedem County einen Commandanten mit fast unbeschränkter Machtbefugniß einsetzte. Ueber das Wirken der Occupationstruppen hört man heute noch die verschiedenartigsten Urtheile. Während Viele die Tyrannei der Militärcommandanten verwünschen und sagen, daß diese nur Partei für die Neger nahmen und die Weißen en canaille behandelten, hört man doch nicht selten die Meinung äußern, daß es eine Wohlthat für das Land war, wenn so ein Lieutenant-Autokrat z. B. die halbe Bevölkerung auf die Landstraßen ausrücken ließ, um die fast grundlosen Wege und die halsbrechenden Brücken in guten Stand zu setzen; wenn den raufslustigen Texanern ihre Revolver genommen wurden und das Tragen derselben bei Geldstrafe untersagt ward, das Militär die Räuber und Mörder hetzte und einfing. Die auf ihren Männerwerth überaus stolzen Texaner hätten sich allerdings weit lieber mit Räubern und Mördern herumgeschlagen, als sich einen solchen Segen von den verhaßten Yankees aufzwingen lassen.

Daß übrigens die Militärbeamten stets die Partei der Neger gegen die Weißen nahmen, ist unbestreitbar. Sie ermunterten sogar die Schwarzen, wegen der größten Lappalien Klagen zu stellen. Erst als diese einsahen, daß die Angebereien wenig Vortheil brachten und die Yankees die den hiesigen Weißen abgezwungenen Geldstrafen für sich in Beschlag nahmen, statt mit ihren schwarzen Freunden zu theilen, hörten solche oft ganz unsinnige Klagen einigermaßen auf.

Manchem heißblütigen Südländer mag die Galle übergelaufen sein, wenn er z. B. einen faulen Neger, der sich bei dringender Feldarbeit in die Sonne schlafen legte, anstatt zu pflügen, oder Baumwollenstauden zu behacken und Baumwolle zu pflücken, mit einem wohlverdienten Fußtritt aufgeweckt hatte, oder einer schwarzen Köchin, die Mittags, wenn die Familie zu Tisch gehen wollte, nichts gekocht hatte und spazieren gegangen war oder, ohne ihrer Herrschaft ein Wort zu sagen, eine heulende Methodistenversammlung von ihres Gleichen aufgesucht, um zu beten, statt zu kochen, eine Ohrfeige oder einen Hieb mit der Reitpeitsche gegeben hatte, — wenn ein solcher Texaner dafür von dem Lieutenant in das Gefängniß gesperrt oder zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt wurde. Doch das sind so ziemlich „tempi passati". Die Herren Militärs sind abmarschirt, und die Civilgesetze des Landes haben wieder ihre Geltung; die meisten Räuber und Mörder wurden eingefangen und schadlos gemacht, sind landesflüchtig geworden oder haben sich unter einander umgebracht. Die Neger haben sich, durch Nothwendigkeit gezwungen, das Nichtsthun einigermaßen abgewöhnt und sind den Weißen, die mit rühmlichem Beispiel vorangingen, an die Arbeit gefolgt, und ein schneller Umschwung zum Bessern ist im ganzen Lande unverkennbar.

Schlimm ist es in Texas und überall im Süden mit den Dienstboten, namentlich mit Köchinnen, bestellt. Die ledigen Mädchen oder ärmeren weißen Familien sind zu stolz, um in den wohlhabenderen Häusern Küche und Wirthschaft zu besorgen, die Negerinnen, welche in der alten Zeit Köchinnen waren, sind über alle Begriffe träge und ganz unzuverlässig geworden; sie verlassen ihre Herrschaft oft aus purer Laune, unangemeldet und ohne jeglichen Grund, und die Ladies selbst können nicht kochen und verstehen nichts vom Hausstand! Dabei sind die Hausfrauen gezwungen, die Speisevorräthe stets unter Schloß und Riegel zu halten, da die Neger auf eine unglaublich verschwenderische Weise mit den Lebensmitteln umspringen und nebenbei fast ohne Ausnahme sehr verwirrte Begriffe über das Mein und Dein haben. Junge Hühner, fette Truthähne und Ferkel sind Nachts auf dem Hofe und selbst im Stalle nichts weniger als ihres Lebens sicher; manches Mahl wird arg compromittirt, wenn der Truthahn, der bestimmt war, bei demselben zu glänzen, und den die Hausfrau sich mit Lust und Freude heranfütterte, nirgends zu finden ist. Da die Texaner außerdem sich nicht sonderlich auf den Gartenbau und die Gemüsezucht verstehen und überhaupt bei allem Ueberfluß diesen nicht zu verwenden wissen, so ist von den Freuden der Tafel hier wenig zu sagen. Ich darf kühn die Behauptung wagen, daß man seit dem Kriege im nördlichen Texas einen schlechtern Tisch hält, als irgend sonstwo in Amerika. Daß die Leute bei solcher Kost so frisch und kräftig aussehen, ist ein sicherer Beweis von ihren guten Verdauungsorganen und von einem gesunden Klima.

Die unglücklichen Reisenden, welche gezwungen sind, in den sogenannten Hotels einzukehren, wissen bedauerliche Geschichten von den leckeren texanischen Gerichten zu erzählen. In den Privathäusern ist es hiermit nicht viel besser bestellt. Die Tafel wohlhabender Bürger ist oft mit Speisen besetzt, die der ärmste deutsche Handwerker verächtlich von sich weisen würde. Gemüse giebt es sehr wenig, und dieses wird schlecht zubereitet, obgleich man in diesem Lande geradezu Alles ziehen kann; sogenanntes Grünes (greens), ein erbärmliches Aequivalent für Spinat oder dergleichen, hat einen grasähnlichen Geschmack; oft giebt es keine Butter und keine Milch bei der Mahlzeit, obschon Dutzende von Kühen, das Eigenthum des Gastgebers, im Walde und auf der Prairie frei herumlaufen, oder die Milch hat einen bittern Geschmack, von dem Laube von Büschen und Unkraut, das die Kühe statt Gras und Heu zu fressen bekommen. Ausnahmen finden natürlich, und zwar sehr lobenswerthe, wie in Allem, so auch in Küche und Speisezettel in Texas statt; doch sind die Familien in einem Landstädtchen, die etwas auf einen guten Tisch halten, leicht zu zählen, und auch diese gerathen durch die Unzuverlässigkeit ihrer schwarzen Köchinnen oft in arge Verlegenheit.

Es wird deutsche Hausfrauen interessiren, wenn sie hören, daß die Amerikaner in Texas und überall im Süden keine Gänse essen. Es laufen hier der prachtvollen fetten Gänse genug herum, welche der Federn halber gehalten wer-

den. Das Fleisch, behaupten die Südländer, tauge nichts. Die Federn werden den lebendigen Gänsen in jedem Jahre ausgerupft; dieselben sind weicher als die von todten Gänsen. Die Gänse genirt diese etwas barbarisch scheinende Procedur nicht sonderlich. Eine solche gerupfte Gans giebt unter dem andern Federvieh einen verwahrlosten Anblick.

Der allgemeine Jammerschrei ist im Süden nach guten Köchinnen und zuverlässigen Dienstboten, deutschen, irischen, Chinesen, wie man sie bekommen kann. Deutsche Familien giebt es im nördlichen Texas, außer einigen Handwerkern und Kaufleuten, letztere fast nur jüdischer Abkunft, nur wenige, deutsche Köchinnen und Dienstmädchen gar keine; irländische Köchinnen, die übrigens auch nicht die beste Sorte sind, findet man hier eben so wenige als deutsche, und Chinesen bis jetzt noch keine. Die Amerikanerinnen selber, wie schon bemerkt wurde, verstehen wenig oder gar nichts vom Kochen, und die ärmeren unter ihnen wollen nicht dienen. Bis jetzt sind also die Amerikaner hier zu Lande fast allein auf Negerinnen angewiesen.

Eine feine und gebildete amerikanische Familie, charmante Leute, mit denen ich auf intimem Fuße stehe und die mit nichtswürdigen schwarzen Köchinnen und Dienstboten geplagt werden, hatte das Glück, vor nicht langer Zeit einen deutschen Gärtner zu erwerben, und sprach sich ganz entzückt aus über dessen Fleiß. So ein thätiger Mann war ihnen noch gar nicht vorgekommen; er besorgte nicht nur den Garten ganz ausgezeichnet, sondern brachte die verwahrloste Heimstätte unaufgefordert so nebenbei in Ordnung. Gustav, so heißt unser Landsmann, sei zum Mindesten so brauchbar wie vier Neger, die nie etwas thäten und beschafften, wenn es ihnen nicht ausdrücklich befohlen würde, und auch dann nur halb. Hätten sie nun noch eine deutsche Köchin und Haushälterin, so würden sie ganz glücklich sein. Die Leute sind hier, wenn ich mich so ausdrücken darf, an die Bummelei dermaßen gewöhnt, daß ein fleißiger Deutscher ihnen wie ein halbes Wunderthier vorkommt.

Seit der Negeremancipation haben die Pflanzer hier wie überall im Süden, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, um die zum Ackerbau nöthige Arbeitskraft zu beschaffen. Von Chinesen befinden sich bis jetzt nur einige Hundert Eisenbahnarbeiter in Texas, die an der „Texas-Centraleisenbahn" angestellt sind und von dem weltberühmten Holländer mit dem euphonischen Namen Cornelius Koopmanschap (im Yankee: Kuhpmantschap) aus San Francisco hierher gebracht wurden. Mit diesen Eisenbahnarbeitern ist man sehr zufrieden, und man erwartet nächstens fernere Abtheilungen derselben. Chinesische Feldarbeiter, Dienstboten, Waschleute, Köche 2c. giebt es in Texas noch nicht. Herr Koopmanschap befindet sich gegenwärtig in der Stadt Houston im östlichen Texas, um Contracte für Chinesenarbeiter zu jeglichem Zweck mit Gesellschaften und Privaten unter gegenseitiger Garantie abzuschließen, und verspricht, bis zum nächsten Januar den Bedarf von Zopfträgern für Texas in Galveston zu landen. Mir scheint es namentlich sehr zweifelhaft, daß eine auch nur geringe Zahl von chinesischen Köchen, Waschleuten und Dienstboten nach Texas kommen wird. Diese Classe von Himmlischen bereist die Welt mehr auf eigene Faust, wird sich so leicht nicht hierher verlieren, und Herr Koopmanschap große Schwierigkeiten haben, dieselben zu bewegen, unter seinem Protectorate nach dem Süden auszuwandern. Für einen Monatslohn von 6 bis höchstens 8 Dollars, den die schwarzen Köchinnen hier erhalten, kommen gute chinesische Köche gewiß nicht nach Texas, denn sie stehen sich besser in Californien und bleiben dabei ihrer Heimath näher. Chinesische Feld- und Eisenbahnarbeiter werden dagegen immer mehr ihren Weg hierher finden.

Von der Schwierigkeit, Chinesen als Arbeiter nach dem Süden zu ziehen, hat die „Immigrationsgesellschaft der Pflanzer des Mississippithales" (Mississippi Valley Immigration Society of Planters) vor Kurzem ein schlagendes Beispiel gehabt. Diese Gesellschaft schickte einen Agenten, den Capitän G. W. Gift (fast jeder Amerikaner ist bekanntlich ein General, Major, Capitän 2c.) direct nach Hongkong, um Chinesen als Arbeiter anzuwerben. Trotz aller erdenklichen Mühe gelang es diesem nur, 250 Mann als Arbeiter zu engagiren, die um das Cap der Guten Hoffnung nach Neuorleans unterwegs sind und dort bald eintreffen müssen. Capitän Gift, der nach St. Louis zurückgekehrt ist, sagt, daß die Chinesen große Abneigung zeigen, nach dem Süden zu kommen, und überhaupt nur gegen die sichersten Garantien für gute Behandlung und guten Lohn darauf eingehen wollen. Außerdem tritt der amerikanische Consul in Hongkong in Folge einer von Washington City erhaltenen Instruction den südlichen Arbeiteragenten hindernd in den Weg, und erlaubt durchaus keine Verschiffung von Arbeitern nach südlichen Häfen, wenn er nicht fest überzeugt ist, daß auch nicht der allergeringste Zwang zu ihrer Auswanderung angewendet worden ist. Die Barke „Ville de St. Loo" brachte vor Kurzem die erste Ladung von Chinesenarbeitern direct von Hongkong nach Neuorleans. Es waren ihrer 167, die von der „Immigrationsgesellschaft des Arkansasthales" (Arkansas Valley Immigration Company) engagirt wurden. Dieselben haben sich verpflichtet, drei Jahre im Süden zu arbeiten und erhalten 8 Dollars per Monat in Gold. Die Reisekosten, 13 Pf. St. per Kopf, werden von den Pflanzern bezahlt, ebenfalls der während der Reise nöthige Lebensunterhalt. Eine fernere Chinesenladung von 220 Köpfen, die ein Pflanzer mit Namen Williams für seine Zuckerpflanzung am Bayou Lafourche in Louisiana und für einige seiner Nachbarn in den chinesischen Landdistricten engagirte, wird nächstens in Neuorleans eintreffen. Herr Williams hat mit denselben Schwierigkeiten wie der Capitän Gift in China zu kämpfen gehabt.

Die Korallriffe West- und Mitteleuropas.

r. Professor Duncan, ein Hauptforscher im Gebiete der Paläontologie niederer Thiere, hat im 26. Bande der Vierteljahrsschrift der Londoner Geologischen Gesellschaft eine Arbeit über die Korallenfaunen, besonders die Riffbildungen, welche Europa seit mesozoischer Zeit auf seinem Boden besessen hat, veröffentlicht, in der er eine ausführliche Zusammenstellung der einschlägigen geologischen Thatsachen giebt, und aus diesem Material eine Reihe von Schlüssen zieht, wie sie aus dem Vergleiche der Verbreitung und sonstiger Lebensverhältnisse heutiger Korallen mit den entsprechenden Zuständen der vorweltlichen, soweit sie unserer Erkenntniß zugänglich, sich ergeben. Wir wollen im Folgenden einige

der thatsächlichen Angaben herausheben und die wichtigste der auf sie gegründeten Folgerungen in Kürze darlegen.

Die Korallen, welche zur Riffbildung beitragen, sind stets durch eigenthümliche Organisationsverhältnisse ausgezeichnet und lassen sich nach diesen auch im fossilen Zustande ohne Schwierigkeit von den vereinzelt lebenden unterscheiden. Das Fehlen der Kalkmasse, die bei fast allen Riffkorallen in reichlicher Ausbildung die einzelnen Wohnkelche der Thiere umhüllt und unter einander verbindet, sowie besondere Art der Verzweigung und Knospung sind für Tiefseekorallen charakteristisch und sondern sie von den Riffkorallen. Aber bei Beurtheilung des geologischen Auftretens beider Gruppen genügt meistens schon die eigenartige „Facies" der Riffe, die Menge zusammengeballter Korallen-, Muschel-, Seeigel- und Seelilienreste, welche, dicht an einander gedrängt, das ganze Gestein zusammensetzen und nur, wo es sich darum handelt, vereinzelte Riffkorallen als solche zu erkennen (und es giebt Fälle, in denen das von Wichtigkeit erscheint), ist man genöthigt, zu den feineren Distinctionen zu schreiten. Die Riffe Europas, welche im Nachstehenden genannt sind, sind fast ohne Ausnahme für das geübte Auge schon durch ihr äußeres Ansehen als solche zu erkennen.

In der Triaszeit, der Periode, während welcher in Centraleuropa sich die besonders in Süddeutschland mächtigen Schichten des Buntsandsteins, Muschelkalks und Keupers ablagerten, bestanden nur an wenigen Orten Europas zeitweis Korallenriffe, und zwar nur an Localitäten, die östlich von den Vogesen gelegen sind, besonders in den Alpen. Zu ihnen gesellten sich mit dem Beginne der Juraformation (bezeichnet durch die Ablagerung des Lias) auch auf englischem, deutschem und französischem Boden wohl ausgebildete Riffe, die aber noch vor dem Beginne der Oolithbildung, d. h. der zweiten Phase der Juraformation, wieder schwanden; auch die seit der Trias im heutigen Alpenlande bestandenen Riffe verschwanden in dieser Zeit, in der die äußeren Bedingungen der Riffbildung im ganzen europäischen Jurameer ungünstig geworden zu sein scheinen. Allein mit der Periode der Oolithablagerungen begann ein neuer Aufschwung der Riffkorallenfauna, der dahin führte, daß ganz Westeuropa eine Korallensee wurde, in welcher die verschiedensten Formen von Riffen und riffartigen Bauten in Masse vorhanden waren; die bekannten Riffe der schwäbischen, frankischen (hier das von Nattheim, welches gleichalterig mit den Solenhofener Schiefern, wegen seines Fossilienreichthums hervorragend) und schweizerischen Juragebilde fallen in diese Zeit. In der Kreideperiode waren diejenigen Gebiete, in denen das charakteristischste Gestein dieser Formation, die Kreide, abgelagert wurde, ganz rifflos; es ist das von Bedeutung, weil auch heute die Bildung kreideartiger Gesteine, wie die Tiefseeforschungen bewiesen haben, in sehr großen Tiefen vor sich geht, während die Korallriffe im Allgemeinen seichtes Meer anzeigen. Man darf wohl daraus schließen, daß England, Norddeutschland und Belgien in dieser Epoche von einem tiefen Meere bedeckt waren, während das Alpenland, Frankreich, Spanien den Grund eines weniger tiefen mit Riffen durchsäeten Meeres bildeten. In der Tertiärformation dauerte in verschiedenen Theilen Europas die Riffbildung fort, und noch in der mittlern (miocänen) Abtheilung derselben bestanden solche im südwestlichen Frankreich, in Norditalien, Spanien, Ungarn, auf Malta. Aber hier begann plötzlich eine Veränderung in den bisher ihrer Verbreitung günstigen äußeren Bedingungen einzutreten, und es zeigte sich bereits in der nächstfolgenden Epoche, der der Eiszeit vorhergehenden pliocänen, in ganz Westeuropa eine Korallenfauna, welche im Allgemeinen der gegenwärtig diese Gegend bewohnenden analog ist. Die Riffe waren verschwunden und zogen sich auf die Regionen zurück, in denen wir sie heute noch allenthalben finden, und wo sie, wenn auch durch andere Arten, doch in gleicher Weise, durch die gleichen Mittel, wie schon zur Jurazeit, vom Grund zum Meeresspiegel aufgebaut werden, auf die warmen Theile des Westatlantischen, des Stillen und des Indischen Oceans; diejenigen, welche dem einst in so großer Ausdehnung von ihnen eingenommenen Europa am nächsten blieben, sind jene des Rothen Meeres.

Dieses Verschwinden der Korallriffe aus einem weiten Raume, in dem sie die Millionen Jahre, die seit dem Beginn der triassischen oder mesozoischen Periode in Europa verflossen, fast beständig an einem oder dem andern Theile vorhanden gewesen waren, ist wichtig für die Erkenntniß der Ursachen, die das Auftreten neuer und den Untergang alter Thier- und Pflanzenbevölkerungen bewirkten. Es trifft zusammen mit einer Reihe von Neubildungen im Gebiete des europäischen Landes und der benachbarten Meere, und es ist sicher, daß dieses Zusammentreffen kein Zufall ist. Das Aufsteigen der Alpen, die vulcanischen Erscheinungen im Rheinlande und in Mittelfrankreich, das Zurücktreten des Mittelmeeres aus Westasien, wo Aral- und Kaspisee seine letzten Reste darstellen, die Erhebung Nordafrikas, das nun aus Meeresboden Wüste ward, sind tief eingreifende Wandelungen in der Configuration dieses Bezirkes. Aber in welcher Richtung wirkten dieselben auf die Korallenfauna? Welcher Art war ihr Einfluß auf die Lebensbedingungen dieser Thiere, von denen die gesammten riffbauenden Arten mit dem Schluß der Miocänperiode, in der eben diese Veränderungen stattfanden, Europas Meere verlassen haben? Wir sehen, daß sie sich von allen Seiten nach den wärmsten Theilen der Erde, in einen Bezirk, der sich weder südlich noch nördlich mehr als dreißig Breitengrade vom Aequator entfernt, zurückgezogen haben. Dies zeigt ohne Zweifel an, daß wenigstens gegenwärtig ein warmes Klima zu ihrem Gedeihen erforderlich ist, denn im andern Fall würde sich doch ein Rest von ihnen im Norden oder Süden lebend erhalten haben. In der Zeit, in der sie aus Europa schwanden, war aber in der That das Klima dieses Erdtheiles, wie die übrige Thier- und Pflanzenwelt beweist, ein wärmeres als gegenwärtig, und es ist ziemlich sicher, daß Europa zur Zeit des Verschwindens der Riffe aus seinen Meeren in eine Periode fortschreitender Abkühlung eintrat, die in der Eiszeit ihren Höhepunkt erreichte. Es läßt sich wohl hieraus der Schluß ziehen, daß klimatische Veränderungen es gewesen, die aus unseren Breiten jene nunmehr exclusiv tropischen Organismen verbannten, und es wird nun eine interessante Aufgabe sein, zu erforschen, ob auch den, wie wir gesehen, in früheren Perioden mehrfach stattgehabten Rückzügen der europäischen Riffe die gleichen Ursachen zu Grunde lagen. Vergleichung der sie begleitenden Reste von Thieren und Pflanzen wird hierüber aufzuklären haben.

Fortschritt und Gedeihen in der argentinischen Republik.

Unsere Leser wissen, daß wir mit nicht geringer Theilnahme dem Aufschwunge folgen, welcher seit mehreren Jahren kennzeichnend ist für die Provinzen der argentinischen Republik. Es ist erfreulich, zu sehen, wie ein Land aus theilweise halbbarbarischen Zuständen sich zu höherer Gesittung und Wohlstand emporarbeitet; wie die ungemein reichen Hülfsquellen nach und nach erschlossen werden, wie der Ackerbau mehr und mehr Boden gewinnt, der Handelsverkehr wächst, und wie eifrig für den öffentlichen Unterricht gewirkt wird. Dazu kommt, daß an der Spitze jener Republik als Präsident ein Mann steht, der in Südamerika seines Gleichen nicht hat, — kein säbelrasselnder General, kein Revolutionär von Handwerk, kein Pronunciamientomacher oder Phrasenheld, sondern ein ehrlicher Vaterlandsfreund, ein gebildeter Geist, der viele Reisen gemacht und wechselvolle Schicksale erlebt hat, und der die große Aufgabe, welche er sich gestellt hat, vollkommen begreift, — Don Domingo Sarmiento.

Am 15. Mai dieses Jahres eröffnete er den argentinischen Congreß mit einer Botschaft, welche den Mann und die öffentlichen Zustände vortrefflich kennzeichnet. Sie kann als ein Unicum betrachtet werden; die ganze Geschichte der übrigen spanischen Republiken hat kein Document, das ihr an die Seite zu stellen wäre; sie ist einfach, ohne allen castilianischen Pomp, ohne Floskeln. Wir wollen das Wesentliche mittheilen.

Zunächst wird die Beendigung des Krieges hervorgehoben, zu welchem der „Tyrann von Paraguay" auch die Argentiner zwang. Dann geht Sarmiento auf die Beziehungen zum Auslande über, die friedlich und freundlich sind. Die Argentina, welche stets ihre pecuniären Verpflichtungen erfüllt hat, genießt auf der Londoner Börse den besten Credit. „Es giebt aber auch einen moralischen Credit, welchen der Börsenzettel nicht notirt, und diesen Credit genießt unser Land in hohem Grade. Die civilisirte Welt folgt mit ausgesprochenem Wohlwollen unseren Bestrebungen und Fortschritten, seitdem sie zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß wir die Periode der permanenten Anarchie hinter uns haben."

„Der Krieg ist beendigt worden; unsere Aecker wurden durch reichlichen Regen befruchtet; Schiffe aus allen Gegenden brachten Erzeugnisse der Industrie und führten hingegen unsere werthvollen Producte aus. Bei Volk und Regierungen bewurzelte sich mehr und mehr der feste Entschluß, uns diese Segnungen durch Ordnung und Achtung vor dem Gesetze, durch Fleiß und Strebsamkeit auf die Dauer zu sichern."

Der Präsident erwähnt der Verkehrsmittel. Die Eisenbahnen der Provinz Buenos Ayres, die argentinische Centralbahn, die vermessenen Uruguay- und die Rio-Quartobahnen, und die Strecke der vermessenen Tucumanbahn bilden ein ansehnliches Bahnnetz. Es sind im Betrieb 458 Miles, 60 im Bau, 210 unter Contract, 400 in Vorarbeit. Die Länge der in Wirksamkeit befindlichen Telegraphendrähte beträgt 836 Miles, mehr als 1000 Miles sind in Arbeit, und die argentinischen Drähte sollen demnächst mit jenen Brasiliens, also künftig mit Europa, in Verbindung gebracht werden. Es sind manche Brücken und drei eiserne Hafendämme gebaut worden.

Dem Straßenbau wendet die Regierung ganz besondere Sorgfalt zu. Von großer Bedeutung erscheint es, daß es gelungen ist, mit 33 beladenen Wagen über das Hochgebirge nach Chile hinüberzufahren. Acht andere, unter der Führung eines Deutschen, fuhren gleichfalls über die Cordilleren (— das galt bisher für unmöglich; die Waaren wurden auf Maulthieren transportirt —). Der Präsident beantragt, daß man dem „Bahnbrecher Castro" eine angemessene Belohnung zubillige. — In den Provinzen San Juan und Rioja sind größere Chausseebauten vollendet worden, die man leicht mit jenem neuentdeckten Fahrwege über die Andes in Verbindung bringen kann. Auch ein Theil der Landstraße zwischen Cordova und San Juan ist vollendet, und es wird der Weiterbau rüstig gefördert. Die Centralregierung giebt den Provinzen Geldmittel für den Straßenbau.

Die östlichen Abhänge des Hochgebirges und die verschiedenen Gebirgszüge in den nördlichen Provinzen: Cordova, San Luis, Mendoza, San Juan, Rioja und Catamarca sind reich an Metallen, deren Ausbeutung bislang vernachlässigt wurde, weil Capital und Sachkenntniß fehlten. Nun aber haben mehrere europäische Gesellschaften den Betrieb in die Hand genommen. Die Regierung hat genaue Berichte über die Minen veröffentlicht, und sie wird demnächst durch sachkundige Männer Untersuchungen über die geognostischen Verhältnisse, über den Mineralreichthum und die Ackerbauverhältnisse vornehmen lassen. Nach den wichtigsten Grubenbezirken sind Straßenbauten in Angriff genommen und theilweise schon vollendet worden, um die Versendung der Minenproducte und das Hinschaffen von Maschinen zu erleichtern. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Steinkohlenlager ergiebig sein werden.

Im Jahre 1869 sind etwa 40,000 Einwanderer angelangt, und Alle fanden sofort lohnende Beschäftigung. „Der eine Hauptstrom geht vorzugsweise vom nördlichen Europa aus und zieht nach den Vereinigten Staaten, während ein anderer, aus dem Süden, Argentinien zu seinem Ziele auserkoren hat. Die Einwanderung ist eine wichtige Frage für uns, und wir haben mit diesem Factor bei unseren agrarischen, Unterrichts- und Naturalisationsgesetzen zu rechnen, damit die Einwanderer möglichst rasch nutzbringende Bestandtheile unserer Gesellschaft werden." — Die verschiedenen Colonien sind in einem durchaus blühenden Zustande. „Sie allesammt in Entre Rios, Santa Fé, Cordova und Buenos Ayres gedeihen prächtig, und darin liegt eine Gewißheit dafür, daß, wenn wir durch weise Gesetze eine tüchtige Einwanderung befördern, in nicht allzu langer Zeit unsere ausgedehnten Pampas mit blühenden Ansiedelungen bedeckt sein werden. Der Regierung gehen fortwährend Anträge zu, die Einwanderung von Ackerbauern zu befördern, und unsere Beauftragte im Auslande wirken mit Eifer und Intelligenz in diesem Sinne auch durch Veröffentlichung statistischer Nachrichten."

Die erste Volkszählung, welche überhaupt in Argentinien vorgenommen wurde (September 1869), ergab die Ziffer von 1,736,701 Seelen.

In Bezug auf die Wollproduction nimmt Argentinien die erste Stelle ein. Im Jahre 1869 wurden im Zollhause von Buenos Ayres nicht weniger als 140,000,000 Pfund Wolle ausgeführt, gegen 134,000,000 Pfund im Vorjahre. Um die Bedeutung der Schafzucht in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß außerdem 100,000,000 Pfund Talg und 45,000,000 Pfund Schaffelle exportirt wurden. Auch die anderen Zweige der Viehzucht weisen einen Fortschritt auf, und die Erzeug-

nisse des Ackerbaues sind derart gestiegen, daß sie schon in der nächsten Zeit zu den argentinischen Stapelartikeln im Welthandel gehören werden. Schon widmen sich sechs Provinzen dem Getreidebau, und der Boden ist so fruchtbar, daß ein Landwirth, der 11 Fanegas Weizen ausgesäet hatte, davon einen Ernteertrag von 800 Fanegas erzielte!

Die Finanzen befinden sich in der besten Ordnung. — „Meinen Mitbürgern lege ich dringend ans Herz, dahin zu wirken, daß die Criminaljustiz, welche von den Provinzen ressortirt, besser und rascher gehandhabt werde. Die Straflosigkeit von Verbrechen führt zur Auflösung aller gesellschaftlichen Bande und stellt uns den Fremden in einem ungünstigen Lichte dar, während wir doch vor Allem dem Einwanderer Sicherheit bieten müssen.“

Am längsten verweilt Sarmiento beim öffentlichen Unterricht. „Es ist die rühmliche Aufgabe unseres Jahrhunderts, die ganze Masse der Bevölkerung eines Landes eines möglichst hohen Grades von Unterricht theilhaftig zu machen, damit Jeder, der es will, sich auf ehrenhaftem Wege Zutritt verschaffen könne zu dem Nießbrauch an den gesellschaftlichen Vortheilen und der Theilnahme an der Regierung Aller über Alle. Das ist eine Bedingung, ohne welche eine wirkliche Republik nicht bestehen kann, und die Bezeichnung Demokratie wird da zum Spotte, wo die Regierung, welche auf derselben zu beruhen hat, es hinten ansetzt und versäumt, den Bürger zu einem moralischen und intelligenten Menschen heranzubilden.“

Der Präsident zählt dann auf, was geschehen ist. Der Congreß bewilligte Gelder, um amtliche Angaben über Stand und Ausbreitung des öffentlichen Unterrichts zu erhalten. Den Provinzialregierungen wurden gedruckte Tabellen zum Ausfüllen übersandt, und nach Verlauf von acht Monaten waren allgemeine Uebersichten eingeliefert worden. Das Verlangen nach Schulen ist allgemein; die Regierungen von Tucuman, Salta, Jujuy, San Juan und Cordova haben viele derselben in Districten gegründet, welche bisher keine Unterrichtsanstalten besaßen. In Rioja ist auch eine höhere Mädchenschule gegründet worden, und in dieser Provinz, welche bisher so viel durch innere Unruhen gelitten hat, bekommen jetzt etwa 2300 Kinder Unterricht.

Den Angaben des Census zufolge besuchen 89,976 Kinder die Schulen. In San Juan (— der Heimath Sarmiento's —) kommt 1 Schulkind auf 10 Einwohner; in Buenos Ayres, Santa Fé, Corrientes, Entre Rios, San Luis und Cordova 1 auf 17; in Catamarca, Jujuy und Rioja 1 auf 23; in Salta, Mendoza, Santiago und Tucuman 1 auf 27. „Was wird die Zukunft von Republiken, wie der unserigen sein, wo die Bevölkerung ganzer Districte in geistiger Beziehung unter den freigelassenen Sklaven der nordamerikanischen Südstaaten steht, wenn wir nicht in kräftiger Weise die Unwissenheit beseitigen?“

Die Centralregierung hat den Provinzen das Jahrgeld von 100,000 Silberpiastern ausgezahlt, welche der Congreß für Erziehungszwecke bewilligt. Die Provinz San Juan, welche im Schulwesen sich am eifrigsten gezeigt, erhielt eine dafür ausgesetzte Prämie; sie gründet eben jetzt auch zwei höhere Lehranstalten; für das Lehrerseminar in der Stadt Parana sind die Professoren eingetroffen. Neuerdings wird darauf gesehen, daß beim Unterricht eine praktische Tendenz befolgt werde. Je nach den wirthschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Provinzen wird der eine oder andere Zweig bevorzugt; so hat man z. B. in Catamarca und San Juan Lehrstühle für Mineralogie errichtet; in Buenos Ayres wird Stenographie gelehrt; in den meisten Provinzen sind Abendschulen und Volksbibliotheken vorhanden.

Präsident Sarmiento weiß die deutsche Wissenschaft nach Gebühr zu würdigen. Er verkündete dem Congresse, daß an der vormaligen Jesuitenuniversität zu Cordova durchgreifende Neuerungen eingeführt worden seien. „In den alten Klostermauern werden demnächst sieben oder acht deutsche Professoren auftreten, um die in jenen Hörsälen bisher unbekannten Naturwissenschaften, insbesondere auch Physik zu lehren.“ Das astronomische Observatorium steht unter der Leitung des Engländers Gould.

„So haben wir denn die ersten Umrisse entworfen für den Plan, welcher sich rasch weiter ausdehnen läßt. Das Volk wünscht dies von ganzem Herzen; man vernimmt zahlreiche und wiederholte Kundgebungen zu Gunsten der Herstellung von Schulanstalten, welche auch den entlegensten Gegenden der Republik nicht fehlen sollen.“

Im Fortgange der Botschaft wird hervorgehoben, daß ein ausgedehntes Gebiet, welches bis zum vorigen Jahre durch die Indianerhorden unsicher gemacht wurde, der Herrschaft der Gesetze unterworfen worden sei. Die Wilden sind empfindlich gezüchtigt worden; zwei große Straßen, welche seit langer Zeit unsicher und deshalb verlassen waren, laufen jetzt innerhalb der Grenzlinien, und auf beiden, jener im Grean Chaco und der in den südlichen Pampas, wird ein reger Handelsverkehr getrieben. Die Sicherstellung der Grenze wird Mühe kosten, soll und muß aber geschehen. Man hat Cantonirungen für die Grenzsoldaten, und sie bilden den Kern für größere Ansiedelungen; es sind Casernen für die Truppen gebaut worden, und man hat mit dem Ackerbau begonnen. Mit den Ranqueles-Indianern ist ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen die Kaziken ein Interesse an friedlichem Verkehr gewonnen haben.

Es ist nothwendig, das Strombett des La Plata zu verbessern. Hier ist kein Hafen vorhanden, welcher den Schiffen beim Einladen und beim Löschen Bequemlichkeiten böte. Die Regierung hat den Italiener Gioia, welcher bei den Arbeiten am Suezcanale thätig gewesen, kommen lassen, um dessen Gutachten für großartige und umfassende Hafenarbeiten zu erhalten. Der Hafen von Buenos Ayres wird gereinigt; an vielen Stellen sind die fahrbaren und sicheren Canäle durch Tonnen bezeichnet worden, und die Feuerbaken zeigen dem Schiffer seinen Weg. Die Regierung wird Alles thun, um die Schifffahrt auf den Strömen sicher zu machen.

Am Schlusse fordert der Präsident die Senatoren und Deputirten auf, einmüthig auf der Bahn des Fortschrittes zu verharren. „Lassen Sie uns, alle Meinungsverschiedenheiten der Parteien bei Seite setzend, das Gemeinwohl fördern. Lassen sie uns zum Abschluß bringen die gesetzlose Periode, und zeigen wir, daß es unter uns keine einander feindliche Gewalten giebt, sondern nur Freunde der Verfassung und des Fortschrittes.“

Wir wiederholen es: eine Botschaft solchen Inhalts, in so einfacher Sprache, ist in den südamerikanischen Republiken noch nicht dagewesen, und es ist nur zu wünschen, daß im Congresse nicht das alte Uebel der Parteiwuth wieder aufwuchere.

Die Einnahmen der Republik, welche 1869 schon 12,676,880 Silberdollars betrugen, werden 1870 voraussichtlich auf 16,000,000 steigen. Die auswärtige Schuld stellt sich auf 2,435,700 Pf. St. Bei der wachsenden Einwanderung, der Ausdehnung der Verkehrswege, der Zunahme des Handels kann es nicht fehlen, daß Wohlstand und Civilisation in Argentinien rasch zunehmen und das Gauchoelement, also die Halbbarbarei, immer mehr abgeschwächt wird. A.

Aus allen Erdtheilen.

Der Kindermord in Indien.

Die schauderhafte Praxis, neugeborene Mädchen umzubringen, geht leider noch immer im Schwange und ist nicht, wie man bisher ziemlich allgemein annahm, auf Radschputana beschränkt. Ein aus amtlichen Quellen zusammengestellter Bericht in der „Homeward Mail" zeigt, wie es sich gegenwärtig mit dem Kindermorde verhält.

Schon im Jahre 1789 machte Duncan, Resident zu Benares, die Regierung aufmerksam, und gab sich alle mögliche Mühe, bei den Radschkumars dem Uebel zu steuern. Von 1795 bis 1804 wurden mehrmals Verordnungen gegen den bösen Brauch eingeschärft, ohne daß eben viel gebessert wurde. Ein Beamter in Azimghar (Provinz Benares) überzeugte sich 1836, daß in den Radschputendistricten, welche an Audh grenzen, in einer aus 10,000 Köpfen bestehenden Gruppe kein einziges Mädchen vorhanden war. Nur durch einen Zufall kam er auf die Spur; dann aber forschte er emsig nach. Er sprach einmal mit Zemindars (vornehmen Grundbesitzern) und hielt einen derselben für den Schwiegersohn eines andern. Sie lächelten und einer sagte: „Glauben Sie denn etwa, daß es unter uns hier in Kuka Mädchen gebe?" Diese Baïs-Radschputen sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag und ungemein stolz auf ihr „edles Blut"; sie wollen ihre Töchter, falls oder so viel sie deren nicht umbringen, nur an Männer von noch edlerm Blute verheirathen. Das ist aber allemal mit geradezu ungeheuern Unkosten verbunden, welche die gesammte Habe der Familien aufzehren würde, und diesen Uebelstand vermeidet man, wenn man das Mädchen gleich nach der Geburt umbringt!

Montgomery überzeugte sich, daß der Kindermord auch im nördlichen Indien und im Duab, zwischen dem Ganges und der Dschamuna, vorkommt; im Districte Agra war er unter den reichen Classen ganz allgemein. In Manikpury, wo der Oberbeamte Raikes sich keine Mühe verdrießen ließ, um Daten zu sammeln, befindet sich eine alte Burg der früheren Herrscher, Radschas, die als Schohans bezeichnet wurden, und dort lebt die Blüthe der radschputischen Edelleute. Die Geburt eines Knaben wurde allemal mit Jubel begrüßt, aber seit Hunderten von Jahren hat dort kein neugeborenes Mädchen vierundzwanzig Stunden gelebt.

Vor nun etwa zehn Jahren, nach der großen Menterei der Sipahis, wurde der Beamte Moore beauftragt, sorgfältige Nachforschungen anzustellen. Er fand, daß die Mordpraxis in 308 Ortschaften geübt wurde; in 26 derselben fand er kein einziges Mädchen unter sechs Jahren, in 28 anderen kein einziges unter dem mannbaren Alter; sehr wenige Ehen. In einigen Ortschaften war seit Menschengedenken gar keine Hochzeit vorgekommen; in einem Dorfe hatte die letzte vor etwa 80 Jahren stattgefunden. In einzelnen Ortschaften der Provinz Benares ist seit etwa zweihundert Jahren gar kein Mädchen verheirathet worden. —

Ein anderer Beamter, Unwin, ermittelte, daß in 20 Dörfern auf 329 Knaben nur 27 Mädchen kommen; in 11 anderen fand er gar kein Mädchen. Nach 1857 traf man endlich strenge Maßregeln, und die Talukdare, d. h. großen Grundbesitzer, die zugleich erbliche Beamte sind, waren gleichfalls bestrebt, dem Uebel zu steuern. Theilweise ist das gelungen, theilweise nicht, denn als 1869 der Gouverneur der Nordwestprovinzen eine Rundreise hielt, überzeugte er sich, daß in sieben Radschputendörfern auf 104 Knaben 1, sage ein einziges, Mädchen kam und daß seit zehn Jahren keine Verheirathung stattgefunden hatte. In einer Gruppe von 22 Dörfern zählte er 284 Knaben und nur 23 Mädchen; in 10 Dörfern keine Verheirathung seit mindestens 100 Jahren; in 16 anderen Dörfern wußte man nichts von einer solchen; in 9 kamen auf 71 Knaben nur 7 Mädchen.

Was ist nun die Ursache einer solchen Barbarei? „Sie liegt in den ungeheuern Kosten, welche bei gewissen Classen, in manchen Bezirken, eine Heirath verursacht. Bei den oberen Classen der Radschputen verlangt die Ehre, daß man die Tochter recht vornehm verheirathe, sonst würdigt man sich herab. Die Ehre verlangt auch, daß man dabei einen geradezu unsinnigen Luxus entfalte, welcher Hab und Gut einer Familie verschlingt. Das will der Radschpute vermeiden und deshalb bringt er seine Tochter gleich nach der Geburt um; dann braucht er nach 15 Jahren keine Ausstattungskosten zu zahlen. Außerdem fällt das Herkommen schwer ins Gewicht, denn dieses gilt gleichsam als ein Gebot der Gottheit. Die Väter haben ihre Mädchen getödtet, also thun es auch die Söhne und halten das für wohlgethan."

Einzelnen Beamten ist es gelungen, die Leute von dem unsinnigen Aufwande bei Verheirathungen abzubringen; außerdem sind Männer, welche Kinder getödtet haben, schwer bestraft worden, und so vermindert sich der abscheuliche Brauch. Raikes fand 1842 in einem Districte nur ein einziges kleines Radschputenmädchen, aber 1851 dort schon 88 und 1860 schon 250. Auch im Bezirke von Agra hat sich binnen wenigen Jahren die Zahl der Mädchen verdoppelt.

Der Oranje-Freistaat in Südafrika.

Um das Jahr 1836 waren Tausende holländischer Ansiedler namentlich in den nördlichen und östlichen Theilen der Capcolonie der Herrschaft Englands satt und müde. Sie zogen fort nach Norden, hatten mit den englischen Truppen wie mit den Kaffern blutige Kämpfe zu bestehen und mußten sich im Gebiete der heutigen Colonie Natal und des gegenwärtigen Freistaates unterwerfen. Der letztere wurde jedoch 1854 als selbstständig anerkannt; für die weiter nach Norden gelegene Transvaal-Republik war die Anerkennung schon 1852 erfolgt. Der „Oranje-Vry-Staat", so wird er amtlich bezeichnet, hat im vorigen Jahre seine Grenzen erweitert durch Einverleibung eines Theils des Basutolandes. Die Boers führten Krieg mit den Basutos, deren Oberhaupt Moschesch, wie wir vor mehreren Wochen meldeten, in den ersten Monaten des laufenden Jahres gestorben ist. Der Rest des Basutolandes ist den Engländern zugefallen.

Das Klima des Freistaates ist gesund; die meist wellenförmigen Hochebenen steigen bis zu 5000 Fuß Höhe empor und haben vortreffliche Viehweiden; 1868 betrug die Zahl der Schafe bereits mehr als drittehalb Millionen. Ein schiffbarer Strom fehlt dem Lande. Die Bevölkerung ist noch schwach und zählt etwa 35,000 Seelen, wovon etwa 12,000 Mischlinge sind. Dazu kommen dann noch wilde Buschmänner, Koranna-Hottentoten und Betschuanas, welche eine Art von Uebergang zu den Kaffervölkern bilden.

Die Hauptstadt Bloemfontein (sprich Blumfontein) liegt 240 Kilometer von der Nordostgrenze der Capcolonie und 1094 von der Capstadt entfernt, hat ungefähr 200 Häuser und 1200 Einwohner, aber drei Zeitungen, wovon 2 in holländischer, 1 in englischer Sprache. Staatsschuld 2,625,000 Francs im Jahre 1869; Einfuhr 7,500,000, Ausfuhr 6,625,000 Francs, wovon 5,750,000 auf Wolle entfallen, das Uebrige auf Straußfedern, Ochsenhäute und lebendiges Vieh.

Aus dem russischen Asien. In Taschkend erscheint, in großem Format und guter Ausstattung, eine „Turkestaner Zeitung". Sie giebt Kunde von zwei wissenschaftlichen Expeditionen, welche nach der bisher unbekannten Quellenregion des Serafschan abgegangen sind. Dieser, das Sogdiana der Alten durchziehende Strom hat seine Quellen in dem östlichen Alpengebirge zwischen dem Ak Tau, d. h. Weißen Gebirge, und dem

Kara Tau, d. h. Schwarzem Gebirge, etwa 41° N., 88° O. von Ferro, in der Schneegrenze; er fließt an Samarkand vorüber und bewässert vermittelst der von ihm abgeleiteten Canäle weit und breit das Land. Dann verliert er sich in einem Steppensee.

Die eine Expedition geht unter der Anführung des Generalmajors Abramow von Samarkand nach Osten den Fluß aufwärts, die andere dagegen geht unter der Anführung des Obristlieutenants des Generalstabes Dennet aus Ura-Tjube über die Schlucht von Basmandin und vereinigt sich dann mit der erstern. Bei beiden Abtheilungen befinden sich Topographen, welche möglichst ausführliche Aufnahmen machen sollen. Außerdem befindet sich bei der Abtheilung des Generalmajors Abramow ein Bergingenieur, Hr. Myschenkow, zu geologischen Untersuchungen. Die Expedition sollte in der zweiten Hälfte des April abgehen und zwei Monate unterwegs sein. Die Ausgaben für die Expedition sollen, auf Befehl des Generalgouverneurs, aus den für den Sarawschanskischen Bezirk bestimmten Summen bestritten werden. Desgleichen sollen Aufnahmen der Stadt Taschkend und ihrer Umgebungen, sowie einer Menge anderer Bezirke gemacht werden. Zu Ende dieses Jahres wird eine Karte in vier Blättern über diese Gegenden fertig sein im Maßstabe von 40 Werst auf den Zoll; zwei Blätter sind bereits fertig. In jedem folgenden Jahre sollen die Karten verbessert werden, entsprechend den neuesten Forschungen.

Die russischen Telegraphen werden bis nach Taschkend ausgedehnt. Die Arbeiten haben begonnen.

Am Argun, einem der Quellflüsse des Amur, unweit vom Dorfe Tschalbutschinsk, ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden. Am Ufer des Schwarzen Irtysch, im Ergenektinschen Bezirk, hat man Graphit von vorzüglicher Qualität gefunden; dann auch auf dem Berge Dschiltan an der Grenze von Argysin.

Welches ist die Insel Guanahani des Columbus?

Caracas, 24. Mai 1870.

Im Jahre 1863 präsentirte Herr F. A. de Varnhagen der philosophischen Facultät der Universität von Santiago (Chile) eine Abhandlung, die unter dem Titel „La verdadera Guanahani de Colon“ im XXVI. Bande der „Annales de Chile“ (Januar 1864) abgedruckt ist und eine neue Antwort auf die obige Frage giebt. Der Verfasser gehört zu der bekannten deutschen Familie der Varnhagen, ist aber seit langen Jahren als Diplomat in brasilianischen Staatsdienste. Er ist bekannt durch seine Geschichte Brasiliens und eine Arbeit über Amerigo Vespucci. (Amerigo Vespucci. Son carractère, ses écrits, sa vie et ses navigations, avec une carte indiquant les routes, London, Trübner & Co., Folio, p. 124.)

Ein Auszug aus der Abhandlung über Guanahani dürfte ein angemessener Beitrag für den „Globus“ sein, um so mehr, da, wie es scheint, Varnhagen's Idee in Deutschland noch sehr wenig bekannt geworden ist.

Gewöhnlich wird die Insel San Salvador für das erste von Columbus entdeckte Land gehalten und mit seiner Insel Guanahani identificirt. Doch schon der spanische Historiker Juan Baptista Muñoz wies die Unzulässigkeit dieser Annahme nach (in seiner leider unvollendeten trefflichen „Historia del Nuevo Mundo, Madrid 1793) und glaubte in der Insel Watling den gesuchten Punkt zu finden. Dieser Ansicht folgte unter Anderen Oscar Peschel in seiner interessanten „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, und Alexander B. Belcher in seinem Werke: „The Landfall of Columbus on his first voyage“ (London 1856). Navarrete (Coleccion de viajes y descubrimientos etc., Madrid 1825) verwarf auch diese Annahme und reclamirte für eine der Turkinseln den Namen Guanahani. Washington Irving (Life of Columbus) hielt die Insel Catt (Verstümmelung des alten Namens Cigateo) dafür, und seiner Ansicht folgte Humboldt (Ex. crit. III, 169).

Varnhagen ist der Meinung, daß keine der genannten Inseln den im Tagebuche des Columbus gegebenen Bedingungen von Richtung und Entfernung entspreche, und entscheidet sich für die Insel Mayaguana, die ebenfalls zur Gruppe der Lucayen gehört. Der Name wird oft Marignana geschrieben (z. B. bei Kloeden, Erdkunde III, 660); doch scheint die erstere Form, die sich auch auf Colton's Karte von Westindien (1864) findet, nach Analogie anderer Ortsnamen auf den Lucayen, den Vorzug zu verdienen. Vielleicht nicht ganz zufällig ist die Uebereinstimmung der zweiten Hälfte des Namens mit den ersten beiden Silben des Wortes Guanahani.

Varnhagen stützt sich auf nachfolgende Argumente. Nach ihm ist die Insel Babeque der Entdecker nicht Jamaika, wie Las Casas (Navarete I, 95) glaubte, und noch weniger das Festland, wie Navarrete selbst (I, 53) behauptet, sondern die Insel Inagua grande, wobei er sich auf die genauen Angaben im Tagebuche des Columbus beruft, welches bekanntlich im ersten Bande des bereits erwähnten Werkes von Navarrete abgedruckt ist. Unter dem 19. November schreibt Columbus: „Vide la isla de Babeque al E. justó de la cual estaria 60 millas“ („ich sah die Insel Babeque im Osten und mochte 60 Meilen von ihr sein“). An dem genannten Tage lag ihm der Puerto del Principe (Tanamo), im östlichen Theile von Cubas Nordküste, im S.-S.-W. etwa sieben spanische Meilen entfernt. Am 20. November lag ihm Babeque im O.-S.-O., und war er zwölf Meilen von der Insel Isabela (Saometo). Am 5. December war er nahe bei Cap Maysi an Cubas Ostspitze und sah Babeque im N.-O. Nach diesen Angaben muß allerdings mit Babeque die Insel Inagua grande gemeint sein. Columbus scheint auch bereits gewußt zu haben, daß es zwei dieser Inseln gab; denn unter dem 20. November spricht er von ihnen im Plural („las islas de Babeque“).

Darauf bestimmt Varnhagen die Insel, welche Columbus Isabela nannte. Sie hieß bei den Eingeborenen Saometo und findet sich mit einem mehr oder weniger ähnlichen Namen in den Werken der damaligen Historiker und Kartographen. Heute heißt sie Crooked Island. Die Identificirung dieses Punktes mit der Insel Isabela folgt aus dem Tagebuche des Admirals (17. und 19. October).

Unter diesen Umständen muß des Columbus Fernandina das jetzige Long Island sein. Columbus selbst sagt (19. October), daß er von Fernandina nach Isabela einen südöstlichen Cours nahm, und im Nordwesten der letztern die Südspitze von Fernandina genau im Westen liegen sah. Ueberdies erwähnt er, Fernandina sei sehr groß, laufe von N.-W. nach S.-O., habe gegen 28 spanische Meilen Länge, sei sehr flach und ohne alle Berge, ihre Ufer seien frei von Felsen, mit Ausnahme einiger Klippen nahe der Küste; das Meer sei in ihrer Nähe so klar, daß man den Boden sehen könne, und sie habe im N.-W. einen vortrefflichen Hafen, an dessen Eingang eine kleine Insel liege. Alles dies paßt vortrefflich auf Long Island.

Oestlich von Fernandina ist die Insel Santa Maria de la Concepcion zu suchen; denn Columbus sagt (16. October), daß er von ihr aus mit westlichem Cours nach Fernandina segelte. Concepcion muß demnach die Insel Ackling sein, die auf einigen alten Karten auch Yaboque genannt wird.

Zu ihr gelangte Columbus, nach seinen eigenen Worten, (15. October) von Osten her, nachdem er etwa fieben Meilen gesegelt war. Der Ausgangspunkt, sein Guanahani, ist also die Insel Mayaguana gewesen.

Concepcion kann nicht die Insel Samaná oder Atwood sein; denn Columbus sagt ausdrücklich, diese zweite Insel sei größer als Guanahani und die übrigen, welche er in Sicht hatte (einige der Caicos, die Planas, Samaná).

Die Insel Mayaguana entspricht auch heute noch den von Columbus über sie gemachten Angaben. Er sagt von ihr, sie habe viele grüne Bäume, reichliches Wasser und im Innern eine große Lagune, aber keine Berge; sie sei von einem Felsenriff umgeben und innerhalb desselben sei guter Ankergrund und stille See; endlich giebt er als ein charakteristisches Merkmal an, daß sie an der Küste eine Halbinsel habe, auf der man sehr gut ein

Fort anlegen könnte („un pedazo de tierra que se hace como isla, aunque no lo es, el cual se pudiera atajar en dos dias por isla — ein Stück Land, das wie eine Insel erscheint, obschon es keine ist, und welches in zwei Tagen durch einen Durchschnitt zu einer Insel gemacht werden könnte"). Diese Halbinsel ist in allen Karten von Mayaguana an der Nordküste deutlich sichtbar. Die von Columbus erwähnte Lagune ist vielleicht eine von den drei oder vier, welche die Karten auf der Insel angeben. Die Insel ist ganz ohne Berge und hat nur einige Hügel von 30, 50 und 60 Fuß Höhe. Die übrigen von Columbus erwähnten Kennzeichen finden wir auch in Capitän Barnett's „West Indian Pilot" (1849, II, 334): „It is generally low, about 30 feet above the sea, and thickly wooded. There is good water to be found on the island, wood in abundance. The northside is indented with a few small exposed bays, and skirted by a reef along its whole length."

Das citirte Werk von Navarrete ist mir nicht zugänglich; ich habe demnach Varnhagen's Angaben nicht mit dem Tagebuche des Columbus vergleichen können. Wenn sie genau sind — und ich habe keinen Grund, dies zu bezweifeln — so scheint seine Schlußfolgerung richtig zu sein, und wäre also die Insel Mayaguana die Schwelle der Neuen Welt, die der große Entdecker am 13. October 1492 nach 71tägiger Fahrt betrat.

A. Ernst.

* * *

— Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger entfaltet eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Aus ihrem vierten Jahresberichte ersehen wir, daß sie in 35 Bezirksvereine und 51 Vertreterschaften zerfällt; sie zählt schon mehr als 20,000 Mitglieder; die Jahresbeiträge stellen sich auf 22,000 bis 23,000 Thaler. An den Küsten der Ost- und Nordsee hat sie 54 Rettungsstationen, welche 1869 mit Erfolg thätig waren und 59 Menschen retteten. Seit 1866 sind durch diese Anstalten 396 Menschenleben gerettet worden. Auf den 114 Schiffen, welche 1869 an den deutschen Küsten verunglückten, befanden sich 689 Menschen, von denen nachweislich 54 umgekommen sind. Die Gesellschaft besitzt gegenwärtig 41 Rettungsboote und 29 Geschoßapparate; für den Raketenapparat ist durch Einführung der Ankerraketen eine wesentliche Verbesserung erreicht worden. Versuche mit Constructionen, um dünne Taue, Leinen, aus Rohrgeschützen zu schießen, sind in Tegel angestellt worden und sehr günstig ausgefallen; es wurde aus schlichten Geschützen vermittelst eines eigenthümlich geformten Bügelgeschosses eine Schußweite von 1400 Fuß erreicht.

— Mangel an Offizieren findet in Rußland nicht statt. Auf 1 Schulmeister kommen mindestens 4 bis 5 solcher säbeltragenden Leute. Der militärische Jahresbericht von 1867 führt an, daß von den 21,908 (!) Offizieren der rechtgläubigen Kirche 16,685 angehören, 3217 sind katholisch, 1531 protestantisch; dem unirten armenisch-gregorianischen Bekenntnisse und dem Mohammedanismus gehören nur wenige Offiziere an; einen jüdischen oder heidnischen Offizier hat die Armee des Weißen Czars nicht. Von Seiten des Kriegsministeriums wird die Zahl der katholischen Offiziere systematisch vermindert; 1865 betrug sie noch 4288; sie verringerte sich bis 1867 um 1071 Köpfe; man läßt sie, da sie Polen sind, im fernen Kaukasus und in Sibirien Dienste thun. Von der Anzahl der Generäle kommen 25 Procent auf die Protestanten.

— An der Küste von Britisch-Birma sind während der letztverflossenen elf Jahre sechs Leuchtthürme erbaut worden. Früher hatte man nur Leuchtschiffe, die wegen der Wirbelstürme in großer Gefahr schwebten. Binnen fünf Jahren sind vier derselben von ihren Ankern gerissen und in die See hinausgeschleudert worden, wo sie mit Mann und Maus zu Grunde gingen.

— Im August wird die ganze Bahnstrecke zwischen Calcutta und Lahore, der Hauptstadt des Pendschab, in welcher bisher eine Lücke von etwa 10 Miles sich befand, dem Verkehr übergeben. Die große eiserne Brücke über den Setledsch ist vollendet; Calcutta steht nun auch mit Multan in directer Verbindung; die Bahnstrecke ist 1554 Miles lang.

— Die japanische Regierung läßt in der Münzstätte zu Osaka Dollars prägen, welche in Größe, Gewicht und Feingehalt genau dem mexicanischen Silberpiaster entsprechen. Damit wird ein großer Uebelstand beseitigt, der Handel erleichtert und allem Streit über den Cours der Itzebus, welche bisher die wichtigsten Münzen im Verkehr waren, ein Ende gemacht.

— In Capstadt befand sich seit einer Reihe von Jahren eine „gemischte Commission" zur Unterdrückung des Sklavenhandels; sie hatte über eingefangene Sklavenhändler und gekaperte Sklavenschiffe zu urtheilen, war aber seit langer Zeit ohne Beschäftigung. Sie ist nun, als überflüssig, aufgehoben worden.

— Das große Lamakloster zu Tassisudon in Bhutan ist jüngst ein Raub der Flammen geworden, und leider ist bei dem großen Brande auch die Bibliothek vernichtet worden; sie war eine der reichhaltigsten in Asien. In der Stadt leben etwa 10,000 buddhistische Mönche; das Kloster war hochberühmt in der ganzen buddhistischen Welt; in ihm residirte ein fleischgewordener Gott, ein incarnirter Buddha, welcher an Heiligkeit und Würde nur allein hinter dem tibetanischen Dalaïlama in Hlassa zurücksteht und diesem letztern unterworfen ist. Im Tibetanischen wird Tassisudon geschrieben: bKra schis schossr dsong, d. h. der Ruhm des Heils und die Burg des Glaubens.

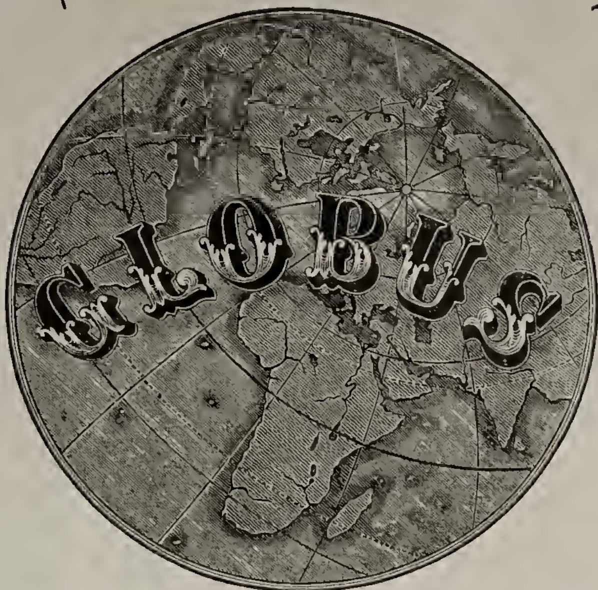
— In der zweiten Hälfte des Juni ist in Neuorleans ein Schiff direct aus Hongkong mit 167 chinesischen Kulis eingelaufen, und damit hat die Einfuhr asiatischer Arbeiter in den Südstaaten begonnen. Das dortige Handelsblatt schreibt: „Behandeln wir diese Fremden wohlwollend und so wie es sich gebührt; wir dürfen nicht etwa Vorurtheile gegen sie hegen, weil sie für Heiden gelten; darüber hat der Himmel zu urtheilen. Auf keinen Fall ist das „Heidenthum" der Chinesen so häßlich und abscheulich wie dasjenige Heidenthum, welches längst in dieser Union grassirt und wuchert, und das auf der einen Seite — bei den „Christen" sich als gottloser Lebenswandel und gemeine Gesinnung kennzeichnet, und auf der andern Seite — bei den Negern — als Schlangenanbeterei und widerwärtiges Fetischwesen (als Vaudou)." Beiläufig bemerkt, weiß der große chinesische Moralphilosoph Confucius nichts von einem christlichen „Teufel" und von „ewigen Höllenstrafen". Ist er nicht schon deshalb „ein mongolischer Barbar"? — Zu Boston in Massachusetts sind 75 chinesische Schuhmacher in Arbeit getreten als „Pioniere" für mehrere Hundert, die demnächst folgen sollen.

— Die Anzahl junger Hindus, welche nach England kommen, um dort zu studiren, wird mit jedem Jahre größer. — In Indien, das eine beträchtliche Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Landessprachen hat, erscheint nun auch ein Journal für Frauen zu Calcutta, in Bengalisprache. Der Titel lautet: „Bungo Mohila".

— Ein Mann in Rhode Island wurde jüngst zu zehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er während der Predigt geschlafen hatte. „Geschieht ihm ganz recht; weshalb geht er in die Kirche zu einem langweiligen Prediger, den man nicht einsperrt!"

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Durch Slavonien und die Militärgrenze.

III.

Die Auflösung der Militärgrenze. — Staatsrechtliche und geschichtliche Verhältnisse. — Zigeunerlager bei Verpolje. — Reichthum der Grenze. — Daten über den Ackerbau, die Holzproduction, den Viehstand und die Mineralschätze. — Typen in Gartschin; Völkermischung. — Die Save, ein südslavischer Fluß. — Handel auf der Save. — Grenzcordon. — Regulirung der Save. — Uferscenerien. — Türkisch-Brod. — Bosnische Tänzerinnen.

Gegenwärtig hat die Auflösung der Militärgrenze, welche in Aussicht genommen ist, in Oesterreich viel Streit erregt, und in der That knüpfen an jenen schmalen Grenzstreifen sich wichtige politische, staatsrechtliche, ethnographische und militärische Fragen. Die Ungarn verlangen nach jenem Lande, und das Ministerium in Pesth bewog den Kaiser von Oesterreich, sich der ihm reservirt gebliebenen absoluten Herrschaft über jene Provinz zu entäußern und auf einen militärischen Organismus zu verzichten, welcher wiederholt entscheidenden Einfluß zu Gunsten seines Thrones geübt hat. Als 1867 die Deputationen des ungarischen und österreichischen Parlaments den sogenannten Ausgleich beriethen, wurde die Verwaltung der Grenze dem absoluten Willen des Monarchen unter Vermittlung des constitutionellen Reichskriegsministeriums überlassen. Daß jedoch ein solches Unding nicht auf die Dauer haltbar sei, sah man damals schon ein. Eine Provinz von 600 Quadratmeilen mit über einer Million Einwohnern sollte absolut regiert, die hierzu nöthige Geldbeschaffung jedoch den Vertretern zweier anderer Staaten überantwortet werden. Schon im Sommer 1869 beantragte die ungarische Regierung, die Bezirke der beiden Warasdiner Grenzregimenter, dann der 11. und 12. Compagnie des Szluiner Regiments in Civil-Croatien einzuverleiben; der absolute Wille des Kaisers hieß diesen Vorschlag durch Handschreiben vom 19. August 1869 auch gut; er schenkte jene Länder der ungarischen Krone. Das Warasdiner Gebiet schied bisher Slavonien von Croatien, zwischen welche es in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks sich einlagerte; die Szluiner Compagnien machten die sogenannte Sichelburger Enclave am südöstlichen Abfall des Uskokengebirges zwischen Krain und Croatien aus. Außerdem wurden die Communitäten Sisek und Zengg den ungarischen Ländern einverleibt.

Um die hierbei in Betracht kommenden staatsrechtlichen Fragen kennen zu lernen, müssen wir auf die historischen Verhältnisse der Militärgrenze zurückgehen. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts sind die Grenzländer mit den deutsch-österreichischen Provinzen verbunden. Sie wurden durch deren Geld erhalten, durch deren Offiziere und Truppen geschützt. Im Waitzener Frieden baten die croatischen Stände, daß die Grenze auch fernerhin durch die deutschen Truppen besetzt bleibe. Der Obercapitän des römischen Kaisers nahm darauf seinen Sitz zu Warasdin. Kaiser Maximilian II. beabsichtigte die Grenze in eine Markgrafschaft des deutschen Reiches zu verwandeln; den unausgeführten Plan beschränkte Rudolf II. auf das sogenannte „ewige und immerwährende



Zigeunerlager in der Militärgrenze.

Generalat der windischen und croatischen Grenzen". Die ungarischen Stände erkannten ausdrücklich diese Institution an, und die innerösterreichischen Stände (Steiermark, Kärnten, Krain) bewilligten die Kosten zur Erhaltung der Grenze, deren Verwaltung bis 1742 auch beim innerösterreichischen Hofkriegsrath verblieb; damals ging die Verwaltung auf den Wiener Hofkriegsrath über.

Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts verblieb das Grenzland unter der ausschließlichen Verwaltung der Militärbehörde. Die croatisch-slavonische Grenze stand bisher unter dem Landesgeneralcommando von Agram, die serbisch-banatische Grenze unter dem von Temesvar. Aus der kurzen Zwischenherrschaft der Franzosen (1809 bis 1813) über die Karlstadter Banalgrenze ging keine Aenderung der militärischen Verwaltung hervor. Im Sommer 1848 begann das ungarische Ministerium Batthyany für die Einverleibung der Grenze in Ungarn zu wirken, aber es stieß auf den thatsächlichen Widerstand der Grenzregimenter, die in den Jahren 1848 bis 1849 eine bedeutende Rolle in der Rettung der habsburgischen Dynastie und gegen Ungarn spielten. Am 7. Mai 1850 erließ der Kaiser ein Patent zur Einführung eines Grundgesetzes der Militärgrenze. Es wird darin eine gesonderte Verwaltung und Vertretung der Grenzgebiete festgestellt; außerdem werden den Grenzern eine freie Gemeindeverfassung und alle den Angehörigen der übrigen Kronländer gebührenden Rechte zugesagt. Ganz im Gegensatze hierzu commandirte 1861 das Ministerium Schmerling Vertreter der croatisch-slavonischen Militärgrenze (nicht aber der Peterwardeiner und der Banalgrenze) zur Theilnahme am Agramer Landtage, um dort an der Lösung der staatsrechtlichen Fragen theilzunehmen. Unter ihrer Mitwirkung kamen nun Gesetze zu Stande, in welchen unzweideutig erklärt ward, „daß in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 jedes andere, wie immer beschaffene, sei es legislative oder administrative, sei es justicielle Band", zwischen den Grenzländern und dem Königreich Ungarn rechtlich aufgehört hat. Dieser Gesetzartikel erhielt die verfassungsmäßige kaiserliche Bestätigung. Trotzdem verleibte der Kaiser 1869 einen Theil der Grenze Ungarn ein und weitere Annectirungen stehen in Aussicht. Die ganze Darstellung ergiebt aber die bodenlose Zerfahrenheit, Willkür und den unberechenbaren Wechsel, der in dem Verfassungsverhältniß der zerfallenden österreichischen Monarchie liegt.

So steht es mit den historischen und staatsrechtlichen Verhältnissen des Landes, das ich bei Verpolje betrat, über das im Ganzen aber noch, selbst in Oesterreich, eine merkwürdige Unkenntniß herrscht. Der erste Anblick, den ich vor meiner Ankunft in Verpolje hatte, war ein Zigeunerlager, welches in seiner urthümlichen Einrichtung an die Wigwams der Indianer erinnerte. Ueber knorrige Aeste war ein Rest von schmutziger Leinwand geworfen, und wo diese zur Bildung des Zeltdaches nicht ausreichte, hatte man Binsen und Stroh zur Vervollständigung des Ganzen genommen. Die innere Einrichtung zeigte einiges Schmiedehandwerkzeug und ein Paar Kochgeschirre. Der Besitzer dieses kaum sieben Fuß hohen, in wenigen Stunden errichteten Obdachs war ein echter Sohn Indiens, eine Gestalt, die viel Aehnlichkeit mit dem beigefügten Bilde Valerios hatte. Er nannte ein Weib, einige splitternackte Kinder, eine alte Schindmähre und ein zahmes Schwein sein eigen *).

Bei Verpolje fielen mir die ungeheuren Gänseherden auf, die zischend an unserm Wege standen und weite Strecken Landes völlig weiß erscheinen ließen. Es ist ein ungeheurer Reichthum an diesen Thieren in der Militärgrenze, deren Federn einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden. In der Umgebung des Dorfes, welches ganz den in früheren Aufsätzen geschilderten slavonischen Ortschaften gleicht, wächst viel und guter Wein. Aber er wird nicht gehörig gepflegt, und oft ist er hier, wie in Ungarn, in solcher Menge vorhanden, daß man den alten Wein weggießt, nur um für den neuen die Gefäße frei zu erhalten.

Wie Slavoniens Reichthum noch zum größten Theile unausgebeutet, so ist es auch in der Militärgrenze der Fall. Aber die Zustände sind doch, Dank der militärischen Verwaltung, weit besserer Art, und das Verhältniß der Production ist hier ein weit günstigeres, als in den benachbarten croatischen, slavonischen oder ungarischen Landstrichen. Von der auf 5,830,000 österreichische Joch vermessenen Staatsarea sind 4,697,366 oder $80\frac{1}{2}$ Procent als productiv zu bezeichnen. Schon dieses ist ein günstiges Verhältniß. Es entfallen von der Gesammtfläche $29\frac{1}{2}$ Procent für Ackerbau und $34\frac{1}{2}$ Procent für Waldungen. Hiernach berechnet sich auf den Kopf der Bevölkerung (1,085,000 Seelen) eine productive Bodenfläche von $4_{,37}$ Joch, während in Ungarn nur $2_{,8}$ Joch, in Croatien und Slavonien nur $3_{,14}$ Joch auf den Kopf entfallen. Von der auf 1,380,000 Joch sich belaufenden Ackerfläche sind $17\frac{1}{2}$ Procent mit Weizen, $20\frac{1}{2}$ Procent mit Mais bebaut. Ungarn, die Kornkammer, hat auch nicht viel mehr, nämlich 18 Procent auf Weizen und 14 Procent auf Mais. In Croatien und Slavonien sind $12\frac{1}{2}$ Procent der Ackerfläche mit Weizen und $30\frac{1}{2}$ Procent mit Mais bebaut. Die Holzproduction, obschon gänzlich vernachlässigt, brachte im Jahre 1865 beiläufig 18 Millionen Cubikfuß Bauholz, 62 Millionen Cubikfuß Brennholz, 18 Millionen Cubikfuß Stuken- und Reisigholz. Man schätzt den Ertrag des productiven Bodens nach den Localmarktpreisen vom Jahre 1865 auf mehr als 59 Millionen Gulden, wozu noch ein Ertrag von über 28 Millionen Gulden für die Viehzucht hinzuzurechnen ist. Hieraus ergiebt sich als Gesammtwerth der landwirthschaftlichen Production die Summe von 87 Millionen Gulden. Der gesammte Realbesitz mit Einschluß der Gebäude, jedoch ohne Viehstand, wird auf 322 Millionen Gulden abgeschätzt. Der Viehstand der Militärgrenze beläuft sich auf 207,451 Pferde, 502,547 Rinder, 880,813 Schafe, 586,533 Schweine. Das ergiebt, auf die Bodenfläche und die Bevölkerung reducirt, mit die höchsten Durchschnittsziffern in Oesterreich-Ungarn. Sehr bedeutende Mineralschätze schlummern zumeist unaufgeschlossen in den Bergen. Schuld der mangelnden Verkehrswege ist es, daß nicht mehr als $4\frac{1}{2}$ Millionen Quadratklafter für Bergbau „verliehen" sind. Die Förderung, aller Hülfsmittel eines Eisenbahnverkehrs entbehrend, beschränkt sich auf 403,000 Centner Steinkohle, 110,180 Centner Eisen, 380 Centner Kupfer, 150 Centner Zinn, 18,000 Centner Chromerze, was zusammen einen Localwerth von einer halben Million Gulden darstellt. Diese wenigen statistischen Daten sollen nur andeuten, wie die Militärgrenze ein reiches und fruchtbares Land ist, das nur besserer Entwickelung bedarf, um zur Blüthe zu gelangen.

Etwa fünf Stunden westlich von Verpolje liegt das große Dorf Gartschin, wo ich Nachtquartier nahm. In einem slavonischen Dorfe würde ich mich nach landesüblicher Sitte wie ein Bauer haben behelfen müssen; hier in der Militärgrenze aber, wo der westösterreichische Einfluß sich weit fühlbarer macht, kann man auf ein civilisirtes Unterkommen rechnen; Alles ist militärisch organisirt, und so stehen denn auch die Wirthshäuser, in denen man häufig deutsche oder tschechische Wirthe trifft, unter der Aufsicht des Divisionscom-

*) Wir übergehen hier, was der Herr Verfasser über die Zigeuner in der Militärgrenze sagt, und verweisen auf den Aufsatz: „Die Zigeuner in den Süddonauländern", „Globus" VIII, 15.

mandos, welches sogar die Preise bestimmt. Mein Bett war sauber, die Speisen hatte die deutsche Wirthin, eine Wienerin, sehr schmackhaft zubereitet. Aus dieser Culturoase überblickte ich nun die benachbarten Bauerhäuser, in denen das urwüchsige Treiben herrschte. Die Kleidung der Bäuerinnen war etwas verschieden von jener in Slavonien; das weiße, lange Hemd und die davor gehängte Schürze bildeten, wie auch die Abbildung es zeigt, die vornehmsten Trachtstücke. Die Brust ist bei den wohlhabenderen mit einem Panzer bedeckt, der aus zusammengehenkelten Silberzwanzigern besteht. Mir fielen hier in Gartschin die große Anzahl blonder und blauäugiger Männer und Frauen auf, die unter den übrigen rabenschwarzen südslavischen Physiognomien bemerkbar abstachen. Das Natürlichste ist wohl, hier an eine Abstammung von deutschen oder tschechischen, ehemals hierher versetzten Soldaten oder Colonisten zu denken. Ja, wenn man an eine Analyse des Blutes der Menschen in diesen Gegenden, wie in den Süddonauländern überhaupt, gehen wollte, wenn man den rothen Saft in seine ethnischen Elemente zerlegen könnte, wie man ein vielfach zusammengesetztes Mineral analysirt, — zu welchen Ergebnissen würde man da gelangen! Völker auf Völker; aus dem Norden und Osten unseres Continentes oder aus Asien stammend, sind über diesen Boden hinweggegangen und haben um dessen Besitz gestritten; aber zumeist waren es barbarische Horden, Nomaden, groß im Zerstören, von denen nur flüchtige Spuren die einstige Anwesenheit bezeichnen!

Zwei Meilen weiter nach Südwesten von Gartschin liegt Brod, wo ich den recht eigentlich serbischen Fluß, die Save, erreichte, die mich dann weiter nach Westen tragen sollte. Ich sage, die Save ist recht eigentlich ein südslavischer Fluß, und zwar von ihrer Quelle am Triglav (Terglou) im Slovenenlande bis zu ihrer Mündung bei Belgrad in die Donau. Ueberall auf ihrem fast 100 Meilen langen Laufe durchzieht sie nur südslavisches Gebiet, dessen Hauptpulsader sie ist. Aber wie vielfach zerrissen und zerspalten ist dieses slavische Gebiet! Krain und Steiermark, Croatien und die Militärgrenze, das türkische Bosnien und das Fürstenthum Serbien haben Theil an diesem Flusse, der ihnen in gewisser Beziehung ein einheitliches Gepräge verleiht. Aber der Satz, daß „Flüsse verbinden“, gilt wohl von keinem Flusse der Welt weniger, als von dieser gelbbraunen Save; sie wird so ängstlich gehütet, als wäre sie ein Strom flüssigen Feuers, dessen verheerendes Austreten täglich zu besorgen steht. Der Türke freilich, der am andern Ufer herrscht, ist seit lange den Nachbarstaaten nicht mehr gefährlich; auch die Pestfurcht ist verschwunden; an deren Stelle gebieten jetzt Staatsmonopole und politische Gründe eine fortgesetzte strenge Uferbewachung, wodurch der von der Natur zur Verbindung beider Gestade bestimmte Fluß in einen trennenden Keil verwandelt wird. Der Handel, die Seele alles modernen Staatenlebens, wird durch Förmlichkeiten aller Art bedrückt, und wir sind überrascht, auf dem Strome neben den Personendampfern noch einigen mit Getreide, Bau- und Brennholz befrachteten Schiffen zu begegnen. Nach einer ungefähren Abschätzung beträgt die Handelsbewegung von Semlin über Sisek die Save aufwärts, ungeachtet der mannichfachen Schifffahrtshindernisse, noch etwa $2\frac{1}{2}$ Million Centner im Jahre allein an Getreide, das, aus dem Banat kommend, seinen Weg weiter nach Karlstadt, Agram, Krain, Steiermark und zur Ausfuhr nach Triest, Fiume, Zengg nimmt. Hierzu gesellen sich noch andere Landesproducte: Taback, Zucker, Wolle, Flachs, Hanf, Fett, Fleischwaaren, und namentlich Eichenholz im Betrage von 1,800,000 Centner. Umgekehrt beträgt aber die Einfuhr an Colonial- und Industrieproducten, die über Fiume und Zengg die Save abwärts gehen, nur 200,000 Centner. Alle mit diesen Waaren beladenen Schiffe müssen es vermeiden, das türkisch-serbische Ufer zu berühren, da sie sonst politischen, sanitätspolizeilichen oder finanziellen Amtshandlungen und Strafen verfallen sind. Hüben wie drüben wird die Sperre durch den Grenzcordon aufs Strengste aufrecht erhalten. Auf jedem nur einigermaßen sich eignenden Landvorsprunge erhebt sich eine mit österreichischen Grenzsoldaten besetzte Tschardake; die wenigen auf der türkischen Seite sichtbaren sind meistens nur während Viehepidemien besetzt. Sie bewahren ihren barackenartigen Charakter und heißen Karaulen. Die österreichischen Tschardaken dagegen sind solide, kleine Steinbauten, deren Errichtung bedeutende Summen kostete.



Zigeuner der Militärgrenze.

Der Lauf der Save gefällt sich in ungeheuren, die Schifffahrt stark erschwerenden Krümmungen, und der Dampfer benöthigt zur Umfahrung mancher Landzungen eine bis zwei Stunden, ein Zeitverlust, welcher durch einen Durchstich auf eine Viertelstunde verringert werden könnte. Jede Regulirung der Save ist aber unmöglich, so lange durch jeden Durchstich die Verrückung der österreichischen Landesgrenze herbeigeführt würde. Zudem müßte der Saveregulirung jene ihrer serbisch-türkischen Nebenflüsse, jedenfalls die der Dosna vorausgehen; denn diese Flüsse führen in ihrer ursprünglichen Wildheit Unmassen Gerölle und Baumstämme mit, welche die Schifffahrt im hohen Grade gefährden. In ihrem gegenwärtigen Zustande bildet die Save nur eine höchst unzuverlässige Verbindungsstraße der Donauländer mit dem adriatischen Seegestade, da eine sichere Berechnung der Frachten und der Lieferzeit zur Unmöglichkeit wird. Die Anlage einer Eisenbahnlinie von Semlin über Sisek nach Fiume und Zengg ist daher ein Gebot höchster Nothwendigkeit, deren Ausführung den lange vernachlässigten Donauländern eine ungeahnte Zukunft sichern dürfte.

Die Bereisung der Save ist, seit die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft Fahrten auf derselben von Semlin bis nach Sisek eingerichtet hat, sehr erleichtert. Vergleicht man eine solche Savefahrt mit einer Dampferfahrt auf Rhein oder Elbe, so fühlt man sich sofort aus Europa herausversetzt. Auf der bosnischen und serbischen Seite sieht man während der ganzen Fahrt nur hier und da einzelne Häuschen, kaum sind es Dörfer. Das linke Ufer bleibt von Agram bis Semlin flach, und erst das Warasdiner Gebirge und die Fruschka-Gora geben dem Auge einen Ruhepunkt; bis dahin füllen meist Wälder und Weideflächen die Landschaft aus. Auf dem rechten Ufer treten von Sisek bis Belgrad die Ausläufer der bosnisch-serbischen Gebirge bis an die Save heran, nur bei der Einmündung der Flüsse einen weitern Blick in das Innere des Landes gestattend. Daß aber hinter den ersten Hügelreihen menschliche Behausungen sein müssen, kann man an den mit Zäunen eingefaßten Feldern erkennen, die hier und da zwischen dem Walde bis ans Wasser reichen. Parallel mit dem Flusse führt auf weite Strecken ein Weg, der aber bei Regenwetter kaum passirbar ist. Der Türke macht es mit seinen lieben Unterthanen wie mit seinen Frauen; da sie durch den Verkehr auf dem Flusse zu klug werden könnten, hält er sie lieber hinter den Bergen und Wäldern versteckt. Waldscenerien bleiben an der Save die herrschenden; namentlich bietet das bosnische Ufer reizende Landschaftsbilder.

So viel von der Save im Allgemeinen. Das Gasthaus in Brod (zu deutsch: Furt) ist vortrefflich und sauber. Die Gäste waren meistens Offiziere, die sich herzlich langweilten. Das Fort, welches auf der Karte wie eine große Festung paradirt, ist in fortificatorischer Beziehung unbedeutend. Gegenüber liegt Türkisch-Brod, das von fern einen hübschen Anblick bietet; doch ist es nur ein gewöhnliches Dorf, ohne jegliche Befestigung. Einer der österreichischen Offiziere schlug mir einen Ausflug nach dem gegenüberliegenden bosnischen Ufer vor, zu dem ich gern bereit war. Wir setzten in einem großen Prahmen über die Save. Dank den guten Beziehungen der österreichischen Offiziere zu den türkischen Behörden hatten wir keinerlei Schwierigkeiten, und auch eine Anzahl Handelsjuden, die mit uns gleichzeitig das jenseitige Gestade betraten, bewegten sich dort völlig frei. Die bosnischen Bauern brachten ihnen Hämmel, Geflügel, Eier, die sie aufkauften und weiter nach Agram spedirten. Dagegen nahmen die Bosniaken österreichische Industrieproducte zurück. Unter den Bauern waren prächtige Gestalten, Muselmänner sowohl wie Christen. Der Unterschied zwischen beiden besteht einzig in der Kopfbedeckung, auf welche mein Begleiter mich aufmerksam machte. Die Christen tragen nämlich meistens einen rothen, schwarz gezeichneten Turban, während die Mohammedaner einen solchen von weißer, grauer oder grüner Farbe tragen. Auch lassen erstere nur den Schnurrbart stehen, während letztere den Vollbart lieben.



Frau aus der Militärgrenze.

Mit der Schilderung einer bosnischen Schenke will ich für diesmal meinen Reisebericht beschließen. Wir wurden durch die Töne einer Zigeunermusik dorthin gelenkt. Der Wirth war ein Jude, welcher schlechtes Bier, Wein und Sliwowitz feil hielt. Mit dem Rücken an die Mauer des elenden Gemaches gelehnt saßen zwei Zigeuner, die eine Geige und eine Guitarre bearbeiteten; unter den Zuhörern befan-



Bosniakische Tänzerin.

den sich auch einige biertrinkende Muselmänner, welche würdevoll ihren Tschibuk rauchten, dem wohlduftende Tabackswolken entstiegen. Hauptsächlich waren aber christliche Bosnier hier vertreten, die dem Sliwowitz in reichem Maße zusprachen. Der Hauptanziehungspunkt für dieses Publicum war aber nicht die originelle Zigeunermusik, sondern die vier Tänzerinnen, die bald einzeln, bald zusammen ihre erotischen Tänze aufführten. Den Tanz selbst will ich nicht schildern; es ist derselbe, der bei allen Orientalen beliebt ist, der mit geringen Abweichungen in den Süddonauländern, am Nil und am Ganges aufgeführt wird. Die Almehs in Aegypten, die Bajaderen in Indien sind die rechten Schwestern dieser Bosniakinnen. Drei von diesen zweifelhaften Wesen waren schon verblüht und häßlich, die vierte aber besaß noch die volle Frische der Jugend, ihre lebhaften und nervösen Bewegungen waren ungemein graciös, und die herrliche Gestalt war deutlich unter dem weißen langen Hemde zu erkennen, das, neben einem rothen Fez und einem kurzen Jäckchen, die einzige Bekleidung der Schönen ausmachte.

Befriedigt von dem kurzen Aufenthalt in Türkisch-Brod kehrte ich am späten Abend wieder auf das österreichische Saveufer zurück.

Das nördliche Texas.

Eine Skizze zur Culturstatistik des „neuen Südens".

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Die Ausdehnung der chinesischen Einwanderung nach dem Süden hängt jetzt ganz davon ab, wie sich Pflanzer und Chinesen zu einander stellen werden, und namentlich, ob das Unternehmen nutzbringend gemacht werden kann. Sollte es diesen Asiaten im Süden gefallen und machen die Pflanzer ein gutes Geschäft mit der neuen importirten Arbeitskraft, so werden diesen Hunderten von Chinesen im nächsten Jahre Zehntausende nachfolgen. Gegenwärtig ist die Chineseneinwanderung nach dem Süden nur ein Versuch, den die Pflanzer gemacht haben, um zu sehen, ob sie sich in ihnen zuverlässigere Arbeiter als die Neger verschaffen und zugleich die so beschränkte Arbeitskraft im Süden vermehren können.

Die Neger sind während der letzten Jahre den Pflanzern nur als Theilnehmer an der Ernte von wirklichem Nutzen gewesen und finden auch fast nur als solche Beschäftigung; als Arbeiter für Monats- oder Tagelohn sind sie sehr unzuverlässig, außer es ist stets ein Aufseher in der Nähe, um aufzupassen, daß sie nicht lässig sind. Ausnahmen giebt es natürlich, aber nicht eben viele. Die Negerinnen, welche in früheren Zeiten wie die Neger Feldarbeit versahen, wollen dies fast gar nicht mehr thun, und es ist dadurch ein großer Theil der ehemaligen Arbeitskraft für den Süden verloren gegangen; sie halten es jetzt unter ihrer Frauenwürde, Baumwolle zu pflücken und sonst auf den Feldern zu arbeiten. Viele derselben wollen sogar nicht einmal kochen und sich bei den Weißen als Dienstboten verdingen. Alle gehen weit lieber spazieren oder sitzen in einem Stuhl und sehen stundenlang die Hände an, statt zu arbeiten. Man sieht sie in den kleinen Landstädten schaarenweise in den Straßen herumbummeln. Im Allgemeinen beweisen sich die Neger ihrer Freiheit weniger unwürdig als die Negerinnen.

Weiße Feldarbeiter, die man im nördlichen Texas allen anderen bei weitem vorzieht, sind dort nicht in genügender Zahl zu bekommen, wenn auch durch die starke Immigration der letzten Jahre jetzt mehr als früher. Solche erhalten hier einen Lohn von 150 bis 200 Dollars in Gold per Jahr mit freier Wohnung und Kost; ihre Familien dazu freie Wohnung. Als Tagelohn zahlt man ihnen, wenn die Nothwendigkeit der Ernte es erheischt, 1 bis $1\frac{1}{4}$ Dollar in Gold per Tag.

In Texas, will ich hier einfügen, wird nur nach Gold gerechnet, gerade so wie in Californien. Unter einem Dollar versteht man hier einen in Münze, nicht einen Papierdollar, wie in allen anderen Staaten der Union. Greenbacks haben einen bestimmten Cours von so und so vielen Cents am Dollar. Texas und die Minenländer am Pacific sind die einzigen Staaten in Amerika, welche von jeher die Goldwährung beibehalten haben.

Eine bedeutende Aushülfe für die dem nördlichen Texas so nöthige Arbeitskraft geben die jenseits des Red River ansässigen Indianer von den Stämmen der Choctaws und der Chickasaws, insbesondere die erstgenannten. Im Herbste und im Winter kommen jene besonders zahlreich von der Nation, wie man hier das Indianerterritorium nördlich vom Red River benennt, nach den benachbarten Counties von Texas, um Baumwolle zu pflücken, im Sommer in geringerer Zahl, um andere Arbeit zu leisten. Als Baumwollenpflücker werden die Indianer geschätzt und den Negern vorgezogen, da sie die Baumwolle sehr rein abpflücken. Sowohl Männer als Frauen der Choctaws betheiligen sich dabei und lieben diese leichte Arbeit. Sie erhalten $^3/_4$ Dollar für 100 Pfund gepflückter Baumwolle mit dem Samen darin (seed Cotton, im Gegensatze zu der in einer Gin vom Samen gereinigten, wie sie an den Markt kommt) und pflücken von 125 bis 200 Pfund per Tag. Ein guter Neger-Baumwollenpflücker in der alten Zeit pflückte 500 bis 800, mitunter sogar über 1000 Pfund per Tag. Heutzutage bringt es einer selten auf 500 Pfund. Die Choctaws sind langsam beim Pflücken, aber, wie gesagt, sie gehen sehr sauber dabei zu Werke und reißen nicht, wie die Neger, allerlei Blätter und dergleichen mit der Baumwolle von den Stauden herunter.

Die Choctaws kommen am meisten nach den ihren Besitzungen gegenüberliegenden östlicheren Counties, Red River und Lamar, die westlich von ihnen ansässigen minder zahlreichen Chickasaws mehr nach den westlicheren Counties des nördlichen Texas. Sie sind leicht zu controliren, sind diensteifrig und gefällig. Sie gehören zu den sogenannten „civilisirten Indianern". Doch ist es mit ihrer Civilisation nicht weit her. Die wilden Indianer sehen viel respectabler aus, als diese Jammergestalten der „civilisirten" Choctaws. Im

Red River County befinden sich im Herbste und Winter stets von 300 bis 500 Choctaws beim Baumwollepflücken; nach den westlicheren Counties kommen sie in geringerer Zahl. Auch beim Behacken der Baumwollenstauden, als Fuhrleute, in den Sägemühlen, beim Holzschlagen ꝛc. finden sie Beschäftigung. Sie sind aber bei alledem sehr unregelmäßig in ihrer Arbeit und nur ein trauriges Substitut für Feldarbeiter nach deutschem Begriff.

Trotz aller in Obigem erörterten wenig erfreulichen gesellschaftlichen Zustände im nördlichen Texas ist dieses Land doch, wie gesagt, in schnellem Emporblühen begriffen. Die einheimischen Weißen sieht man, was in früheren Jahren eine Seltenheit war, zahlreich auf den Feldern beschäftigt, und die ganze Bevölkerung dieses Landes ist augenscheinlich thatkräftiger geworden. Der Herumlungerer giebt es jetzt im Verhältniß zu früheren Jahren in den kleinen Landstädten nur wenige; das Discutiren über Politik und was geschehen sollte, ohne selber etwas zu thun, von den sonst bei Dutzenden vor jedem Store auf leeren Kisten sitzenden holzschnitzelnden Nichtsthuern hat zumeist aufgehört; man hat sich mit den neuen Verhältnissen, wenn nicht zufrieden gegeben, so doch sich als etwas Unabänderliches darein gefunden. Die Amerikaner machen auch gar kein Hehl über ihre Schwächen. Wie oft habe ich nicht von den Intelligenteren unter ihnen den Wunsch äußern gehört, es möchte doch eine starke deutsche Einwanderung in das Land kommen, damit sie lernen könnten, wie man rationellen Ackerbau betreiben sollte; wie ganz anders es in den blühenden deutschen Niederlassungen im westlichen Texas, südlich vom Brazos, als hier, aussähe, und ähnliche Bemerkungen mehr.

Durch den hohen Preis der Baumwolle ist während der letzten Jahre viel Geld in das Land gebracht worden, die Pflanzer sind nicht mehr tief in Schulden, wie vor dem Kriege, und wirthschaften weit rationeller als damals. Der Werth des Landbesitzes steigt rasch, obwohl in Vergleich mit anderen ähnlich wie das nördliche Texas situirten Agriculturdistricten Amerikas, z. B. dem mittlern Tennessee und Kentucky, die hiesigen Ländereien immer noch einen geringen Werth haben. Das beste schwarze Alluvialland, theilweise unter Cultur, und die Gebäulichkeiten der Farm mit einbegriffen, wird für etwa 20 Dollars in Gold per Acker verkauft, in Tennessee und Kentucky für 50 bis 150 Dollars; dasselbe Land, ganz uncultivirt, hat hier einen Werth von 5 bis 7 Dollars. Sandiges, nicht so reiches Waldland, theilweise unter Cultur, kann mit den darauf stehenden Gebäulichkeiten für 5 bis 7 Dollars per Acker gekauft werden; solches Land, ganz uncultivirt, für 1 bis 3 Dollars.

Die Neger, welche von Natur heillos verschwenderisch sind, halten im Allgemeinen sehr schlecht Haus. Sie arbeiten, wenn sie nicht, was selten vorkommt, selbst Grundbesitz haben, meistens für einen Antheil an der Baumwollenernte, weniger für Monats- oder für Tagelohn. Im ersten Falle pflegen sie ihren Antheil an der Ernte im Voraus, und wenn der Samen kaum aufgegangen, an die hiesigen Kaufleute zu verhandeln und denselben darauf eine Hypothek zu geben, damit sie sich während des Sommers Kleidungsstücke, Lebensmittel und Luxusartikel auf Credit anschaffen können. Der Antheil des Negers an der Ernte ist am Ende des Jahres meistens gleich Null; der Kaufmann nimmt den Cotton und giebt Pompey dafür seine quittirte Rechnung, natürlich mit dem geeigneten Profit. Manche der reicheren Pflanzer besitzen kleine „Stores“ auf ihren Plantagen und betreiben den Handel mit den Negern selber, ein sehr profitables Arrangement für die Pflanzer, da sie auf diese Weise den ganzen Nettoertrag der Baumwollenernte beziehen. Haben die Schwarzen bei der Jahresabrechnung einige Zwanzigdollarstücke übrig behalten, so ist ihre nächste Sorge, dieselben so schnell als möglich loszuwerden. Diejenigen von ihnen, welche für Monats- oder für Tagelohn arbeiten, geben das Geld in der Regel so schnell aus, wie sie es verdienen. Einige Wenige kaufen sich Land, und hin und wieder findet man einen, der gut wirthschaftet und wohlhabend wird. Kaufen die Neger sich Land auf Zeit, so machen sie in der Regel ein falsches Calcul mit der Baumwollenernte, können die Termine nicht einhalten und verlieren wieder, was sie kauften.

Erhalten die Neger einen Antheil an der Ernte als Vergütung für geleistete Arbeit, so ist die Regel, daß der Pflanzer den geeigneten Boden hergiebt, die Ackergeräthe, Fuhren und Zugthiere, nebst dem Futter für diese liefert, und eine Wohnung für die Arbeiter herstellt. Der Neger muß sich und seine Familie selber beköstigen und bekommt als Aequivalent für seine Arbeit den halben Ertrag der Ernte. Arbeitet er, wie seltener vorkommt, für Lohn, so erhält er von 12 bis zu 15 Dollars in Gold per Monat, nebst Kost und Wohnung. Negerinnen erhalten als Köchinnen und Dienstfrauen 6 bis 8 Dollars in Gold per Monat, nebst Essen und Wohnung.

Was im nördlichen Texas allen Verhältnissen einen Impuls gegeben hat, ist die riesige Einwanderung der letzten Jahre. Ein stetiger Strom von Immigranten ergießt sich in das Land vom Osten und vom Norden her. Fast alle kommen aus den älteren Südstaaten, wo sie der politischen und gesellschaftlichen Zustände überdrüssig geworden sind, und suchen eine neue Heimath. Andere wieder haben es besonders darauf abgesehen, reichen Bodenbesitz billig zu erwerben. In ihrer alten Heimath entäußerten sie sich ihrer Ländereien zu verhältnißmäßig hohen Preisen und glauben jetzt in Texas viermal so viel und weit besseres Land für dieselbe Summe wieder kaufen zu können. Neger sah ich fast gar keine nach Texas wandern; auch sie sind massenweise auf der Wanderung begriffen, ziehen aber das südliche Alabama und die Staaten Mississippi und Louisiana allen anderen Gegenden im Süden vor. Bleibt die Immigration nach Texas ein paar Jahre so wie jetzt, so muß das schwarze Element in diesem Staate im Verhältnisse zum weißen bald verschwindend klein werden.

Durch das Städtchen Clarksville passirten während meines Dortseins zahlreiche Fuhren, Tag auf Tag, mit Weib und Kind und Hausgeräth jeglicher Art, Alle westwärts ziehend. Und dieses war in den Monaten April bis Juni, zu welcher Zeit die Einwanderung nach Texas von jeher am geringsten ist, da die Jahreszeit zu weit vorgerückt erscheint, um eine Ernte im selben Jahre zu beschaffen, und zu früh für die vom kommenden Jahre. Zum Herbste wird es eine wahre Völkerwanderung werden. Schon bis jetzt hat dieser Menschenstrom eine kolossale Größe erreicht. Bei der Stadt Memphis im Staate Tennessee gingen im laufenden Jahre binnen fünf Monaten 53,000 Emigranten über den Mississippi, fast Alle nach Texas. Im vergangenen Herbste waren alle Red-River-Dampfboote, die nach Jefferson fahren, gedrängt voll mit Emigranten. Leider liegen mir keine Zahlen vor, um die Kopfzahl dieser Menschenmenge annähernd zu bestimmen. Man nimmt an, daß sich seit dem letzten September 50,000 Emigranten im nördlichen Texas niedergelassen haben, und Zehntausende gingen nach dem westlichen Texas und auf dem Seewege über Galveston in das Innere.

Die Einwanderer, fast alle Weiße, welche sich im nördlichen Texas niederlassen, ziehen meistens nach den mehr westlich gelegenen Counties: Fannin, Grayson, Hunt, Collin, Denton, Dallas ꝛc. Das Klima ist dort gesünder, der Boden eben so productiv, wie in den östlichen Counties, und, was die Hauptsache ist, es giebt dort nur wenige Neger, mit

denen die Neuankömmlinge nicht in Berührung kommen wollen. Deutsche Einwanderer ziehen, so sehr man diese herwünscht, bis jetzt nur sehr wenige nach jenen Gegenden; sie wandern nach dem westlichen Texas, zwischen dem Brazos und dem Colorado, wo sie in zahlreichen Colonien beisammenwohnen. Stelle ich mir vor, was deutscher Fleiß und deutsche Arbeit aus den so überaus fruchtbaren Gegenden des nördlichen Texas machen könnten, ich müßte das Bild eines Gartens hinmalen.

Der Boden dort ist einer hohen Cultur fähig. Mit Ausnahme der unmittelbar an den Red River und einige seiner Nebenflüsse, insbesondere den Sulphur, grenzenden Landstriche, welche unter allen Umständen den Weißen als Wohnsitz abzurathen sind, und die, obgleich wunderbar productiv, eine wahre Brutstätte von Wechsel- und kalten Fiebern des schlimmsten Typus sind, ist der ganze Landstrich von der Mitte des Red River County bis 200 englische Meilen nach Westen für den weißen Ackerbauer ein gesundes und herrliches Land. Mit dem prachtvollen Besitzthum der „Indianischen Nationen“ nördlich vom Red River, das aber den weißen Ansiedlern von der Vereinigten-Staaten-Regierung noch verschlossen ist, liegt hier ein compacter Landstrich von über 4000 englischen Geviertmeilen mit unermeßlichen Hülfsquellen. Ich kenne Ländereien von schwarzem Alluvialboden im Red River County, die 30 Jahre lang ohne Unterbrechung die reichsten Ernten getragen haben, ohne daß jemals ein bischen Dünger darauf gebracht wurde. Man kann dort Baumwolle, Mais und Weizen in gleicher Güte neben einander und auf denselben Feldern bauen.

Das sogenannte „schwarze Land“ (black lands), reiches Alluvial, das viel Kalk enthält und sich bei Regenwetter fettig anfühlt, beginnt in wellenförmigen Prairien etwa in der Mitte vom Red River County, in einer Breite von gegen 12 englischen Meilen, und erweitert sich, ein ungeheurer Fächer, mehr und mehr gegen Westen, unter dem Namen „grand prairie“, sich bis nach den „cross timbers“ ausdehnend. Zwischen den reichen Red-River-Bottoms und dem schwarzen Lande liegt ein mit Wald bestandener, sandiger und röthlicher Boden, der von minderer Güte ist. In den Counties von Red River, Bowie und Davis befinden sich Fichtenwaldungen, in denen zahlreiche Dampfsägemühlen den Bedarf von Bauholz für das ganze nördliche Texas schneiden. Der Preis des Bauholzes (lumber) beträgt 2 bis $2^1/_2$ Dollars für 100 Fuß bei den Sägemühlen. Die Mühlenbesitzer zahlen guten weißen Arbeitern einen Lohn von 25 Dollars in Gold per Monat und können nie genug Arbeiter erlangen. Die Laubhölzer sind rothe, schwarze und Wassereichen, Hickory, Cottonwood (populus canadensis), Eschen, Gum, Elm, Black Jack, Dogwood &c., und erstrecken sich oasenweise bis in die Prairien und an den Wasserläufen hin, welche jene durchschneiden.

Die Prairien haben in der Nähe der Niederlassungen und Städte ihren frühern Charakter von mit Gras bewachsenen Flächen verloren. Statt der in alten Zeiten dort oft manneshoch wachsenden Gräser ist häßliches Unkraut aufgeschossen. Wer sich an blumenreichen Prairiegründen erfreuen will, muß dieselben nicht mehr im Red River County, sondern weit von dort im Westen suchen. Gute Weidegründe, auf denen das Vieh im ganzen Jahre im Freien reichliches Futter findet, trifft man jetzt nur noch in den westlichen Counties; dort streift es bei Hunderttausenden auf den Prärien umher und ist stets wohl genährt. In den östlichen Counties dagegen sieht das Vieh, das sich überall in Texas auch im Winter im Freien aufhalten muß, wegen Mangels an Futter in jener Jahreszeit gottesjämmerlich aus; im Sommer dagegen wird es fett. Es wandert dort jetzt meistens in die Waldungen und namentlich in die Bottoms an den Flußläufen, um sich sein Futter zu suchen. Von Stallfütterung weiß man in Texas nichts, und Heu schneiden die Texaner nicht gern. Kann das Vieh im Winter draußen nichts zu fressen finden, so muß es eben crepiren. Daß die Kühe unter so bewandten Verhältnissen hier wenig und oft gar keine Milch geben, ist nicht zu verwundern. In Texas giebt es mehr Kühe und weniger Milch und Butter, als in irgend einem andern Lande. Der in Texas fabricirte Käse ist wohl der schlechteste in der Welt.

Der Baumwuchs ist im nördlichen Texas überall in Zunahme begriffen. Ich habe oft die Bemerkung gehört, daß das Holz hier schneller nachwächst, als es weggeschlagen wird; und die Texaner sind, wie alle Südländer und namentlich die Neger, entsetzlich verschwenderisch mit Brennholz. Auch auf den Prairien beginnt sich ein Holzstand zu zeigen; wo früher meilenweit keine Staude, kein Strauch zu sehen war, springen jetzt vielfältig Gruppen von Büschen auf, die sich in einem Jahrzehnt in Holzungen verwandelt haben werden. Diese Umwandelung der Prairien schreitet stetig, wenngleich langsamer, auch in den westlichen Counties vor und ist für den Anbau jener früher ganz baumlosen Grasflächen von unberechenbarem Vortheil. Eine Ursache von dem in den Prairien aufspringenden Waldstande ist in dem Umstande zu suchen, daß man die Grasflächen nicht mehr so häufig abbrennt, wie früher. Ehedem pflegten die jungen Schößlinge in jedem Jahre in den großen Prairiebränden vernichtet zu werden, was jetzt seltener vorkommt.

Der schwarze Alluvialboden, der eine Tiefe von 2 bis über 4 Fuß hat, lagert auf einer Schicht von Kalkfelsen, entweder direct auf dieser oder auf einem Lehmbett davon getrennt. Diese Kalksteinschichten haben eine gewaltige Mächtigkeit. Artesische Brunnenbohrungen in verschiedenen Localitäten drangen bei einer Tiefe bis zu 900 Fuß noch nicht durch den Kalkfelsen. Für den Bedarf von Trinkwasser ist man im nördlichen Texas auf Cisternen angewiesen. Dieselben werden in den Kalkgrundfelsen eingesprengt und mit Cement ausgefüttert. Brunnen sind in diesem Lande selten. Die Flüsse und Bäche dagegen geben genügend Wasser zum Tränken für das Vieh.

Ein Gerichtstag auf der Insel Dscherba in Tunesien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Als ich im vorigen Jahre (März 1869) auf der schönen palmenreichen Insel Dscherba, der alten Lotophageninsel, weilte, hatte dies von der Natur so reich beglückte, von der Regierung aber schwer mißhandelte Land eben ein glückliches Ereigniß betroffen, welches eine bessere Zukunft versprach. Der alte Chalyfa (Vicegouverneur), der das Eiland drei

Jahre lang für den stets abwesenden Kaid (den wirklichen Gouverneur), einen modernen Reformaraber, der in Paris lebte, verwaltete und mißbrauchte, war eben abgesetzt worden. Schauderhafte Dinge erzählte man sich von dieser eben abgeschlossenen Amtsperiode.

Sadik ben Ali Hassem, so hieß der Chalyfa, war, ehe er diese Würde erlangte, ein ganz gewöhnlicher tunisischer Bummler gewesen, d. h. ein officieller Bummler, dem der Müßiggang goldene Früchte abwarf, der seine Zeit in den Vorzimmern von Ministern und hohen Beamten zubrachte, dort natürlich gar nichts that, aber doch seinen Zweck erreichte, nämlich die Aufmerksamkeit der Großen und ihrer oft sehr einflußreichen Diener auf sich zu lenken.

Unter diesen Dienern befand sich auch der mit Oberstenrang bekleidete und mit dem Commandeurkreuz des Staatsordens geschmückte erste Eunuche des ersten Ministers, eine sehr wichtige Persönlichkeit. Wer diesem „Oberst" den Hof machte, ihm die schwarzen Hände oben und unten küßte, Blumensträuße verehrte und (woran es natürlich nicht fehlen durfte) Geld und zwar recht viel Geld versprach, der konnte es zu etwas bringen. Sadik ergriff diesen für einen Mann, der seine Menschenwürde wohlfeil hält, eben nicht schwierigen Weg. Er kroch vor dem Eunuchen auf allen Vieren, und zum Dank verschaffte ihm dieser die Stelle eines Chalyfa in Dscherba. Eigentlich hätte nur der Kaid (der wirkliche Gouverneur) diese Stelle vergeben können. Da dieser aber, wie gesagt, in Paris lebte und Paris weit war, so wußte ihn der Eunuche zu umgehen, was um so leichter war, da ja der ganze Harem des Pariser Vergnüglings in Tunis geblieben und unter dem Einfluß des Großeunuchen stand. Denn der erste Eunuche des Ministers beherrschte so ziemlich alle Harems von Tunis. Die armen Haremsgeschöpfe, die sonst gar keine Stimme haben, mußten also diesmal in einer wichtigen Verwaltungsfrage entscheiden und das Wort ihres abwesenden Besitzers verpfänden, weil es der Eunuche wollte. Sadik versprach natürlich einerseits, die Einkünfte der Provinz dem Kaid nach Paris zu schicken, andererseits verpflichtete er sich jedoch, dieselben dem Eunuchen zu zahlen, und in der Abschiedsaudienz beim ersten Minister war er so consequent, sie auch diesem zu versprechen. Nie hat einer von diesen dreien auch nur einen Pfennig bekommen. Die Einkünfte waren zu Vielen versprochen worden, und Sadik hatte schlechtes Gedächtniß.

Wie er es machte, so lange (drei Jahre) an einem Posten zu verbleiben, den Tausende an seiner Stelle beanspruchten, und von dem er keine einzige Verpflichtung erfüllte, war ein echtes Meisterstück orientalischer Diplomatie. Stets herrschte Mißwachs, Heuschreckenverheerung, und in Folge davon die schrecklichste Hungersnoth in Dscherba, die Cholera wüthete, die Blattern hörten nie auf, zahlreiche Opfer zu fällen, alle Regierungsschiffe, die mit den schweren Steuergeldern und den Bestechungssummen für Minister, Kaid und Eunuchen beladen von Dscherba nach Tunis segelten, litten Schiffbruch; ganze Oelkarawanen, Dattelsendungen, zahlreiche Viehherden, die er von dem nächstgelegenen Punkte des Festlandes aus zu Lande nach der Hauptstadt schickte, verunglückten durch Straßenraub, — kurz, nie gab es ein so unglückliches Land, wie Dscherba, und nie hatten Gelder ein unglücklicheres Loos, als die von dort entsendeten, wie unter Sadik's Verwaltung, namenlose Calamitäten, welche alle lediglich auf dem Papiere vorhanden waren, die jedoch seltsamerweise drei Jahre lang in Tunis geglaubt wurden. In Wirklichkeit hatte aber die Insel während dieser drei Jahre keine andere Calamität betroffen, als die, daß eben Sadik sie regierte.

Dieses Unglück war allerdings ein großes zu nennen. Sadik brach wie ein Feuerbrand über die arme Insel her und verbrannte ihre fruchtbaren Felder zu dürren Stoppeln. Die Heuschreckenschaar der Spahis (unregelmäßige Reiter) war sein treuestes Hülfsmittel in der Ausplünderung der Steuerpflichtigen. Denn unter diesem Namen, d. h. um die Steuern einzutreiben, geschahen alle Erpressungen Sadiks. Da keine Steuerlisten vorhanden waren (denn Sadik war kein Mann der Feder), so wußte man nie, wer bereits oder wer noch nicht gezahlt hatte. Aber Sadik wußte sich zu helfen. Er ließ die Leute noch einmal, und dann noch ein zweites und ein drittes, ja oft selbst ein zehntes Mal zahlen, und wenn sie sich sträubten, so war das erste Erpressungsmittel die Einquartierung und zwar die schrecklichste von allen, die Einquartierung von Spahis. Wenn ein Spahi in einem Hause einquartiert ist, so beherrscht er es so vollkommen, wie der despotischste Sultan. Alles, was im Hause ist, gehört ihm, alle Insassen sind seinen Mißhandlungen ausgesetzt und so zu sagen seine Sklaven geworden, ja die Felder läßt er für sich selbst bestellen, und zwar durch die Frauen seines gezwungenen Gastgebers, der noch froh sein muß, wenn der Spahi diese nicht sämmtlich als sein eigenes Harem betrachtet.

Natürlich suchte jeder Bürger oder Landmann seinen Spahi so schnell wie möglich loszuwerden und zahlte, so lange er zahlen konnte. Aber oft konnte er es nicht, namentlich wenn er die jährigen Steuern in einem Jahre schon vier- bis fünfmal gezahlt hatte. Dann folgten andere Erpressungsmittel. Man band den Widerborstigen, warf ihn ins Gefängniß, gab ihm die Bastonade u. s. w., und brachte ihn dies nicht dazu, daß er sich das Geld, das er selbst nicht hatte, zusammenborgte, und so dies nimmersatte Steuerungethüm momentan befriedigte, so schritt Sadik zu anderen Mitteln.

Oft kam es auch vor, daß ein Unglücklicher, der das Steuergeld nicht anders auftreiben konnte, dieses einem seiner Mitbürger — stahl. Aber für solche Uebertretungen war Sadik die Toleranz in Person. Wenn nur gezahlt wurde, so fragte er nicht nach der Quelle. Sein Criminalcodex erfreute sich einer sehr aufgeklärten Milde und Menschlichkeit, und nie hatten die eigentlichen Verbrecher bessere Tage, als unter seiner Verwaltung. Die Todesstrafe hatte er sogar ganz abgeschafft! Wozu auch? Wenn ein Mensch todt ist, kann er nicht mehr „zahlen", und aufs „Zahlen" kam es doch allein an. Auch gegen die Verbannung aus dem Vaterlande war der patriotische Mann aus Princip. Niemand wurde unter seiner Verwaltung aus der Insel ausgewiesen, im Gegentheil, selbst diejenigen, welche Geschäfte halber sie verlassen wollten, mußten Sadik's Vorstellungen weichen, daß das „wahre Glück nur in der Heimath" sei. Der Mehrzahl der Dscherbiten war dieses Glück zu groß, und eine Entvölkerung der Insel wäre das Ende gewesen, hätten die Leute ihrem Wunsche folgen können und hätte Sadik sie nicht gezwungen, das „süße Heimathsglück" ferner zu genießen. Daß sie sich für dieses Glück dankbar erzeigen und schreckliche Summen zahlen mußten, versteht sich von selbst.

Jene „anderen Mittel", welche der Chalyfa zur Steuereintreibung anwendete, wenn die einfacheren nichts fruchteten, waren seine eigene Erfindung, wenigstens behauptete er dies, obgleich sie in Wirklichkeit nur eine neue Auflage veralteter, längstvergessener, aber von ihm aus der Vergessenheit gezogener Barbareien des Mittelalters waren. Man band den widerstrebenden Steuerpflichtigen an einen Baum, zündete ein Feuer von nassem Stroh darunter an, und wenn ihn der Rauch nicht erstickte, so weckte doch dessen belebende Kraft in seinem Gehirn die Fähigkeit, sich per fas oder nefas das Steuergeld zu verschaffen. Auf eine „Erfindung" war Sadik besonders stolz. In seinem Garten befand sich eine Art

Aquarium, eine Grube mit etwas schlammigem Wasser gefüllt, in welcher er mit aufgeklärtem naturwissenschaftlichem Kenntnißeifer eine Sammlung der schädlichsten und ekelhaftesten Reptilien und Insecten cultivirte und studirte. Schlangen und Scorpione nahmen unter diesen Thieren die hervorragende Stelle ein. Wenn nun alle Mittel fehlschlugen, einem Steuerpflichtigen die Taschen zu öffnen, so verfehlte doch die Schlangengrube ihre Wirkung niemals. Der Delinquent wurde an die Grube geführt und ihm mit Hineinstoßen gedroht. Er sah die scheußlichen und verderbendrohenden Bestien ihre Hälse zischend nach ihm ausstrecken, sah ihre giftigen, todbringenden Zähne, er erblickte mit haarsträubendem Schauder das Prachtexemplar der Sammlung, die gräßliche, gehörnte Schlange (vipera cornuta), die der Freund der Naturgeschichte, ihr Vicegouverneur, aus der nahen Sahara verschrieben hatte, und das ganze Heer giftiger Scorpione; es wurde ihm grün und gelb vor den Augen. Wenn er auch gar kein Geld hatte, so versprach er doch, zu zahlen, ihm einerlei, wo er es auch hernehmen, wie hohe Zinsen er auch zu entrichten haben würde, wenn er nur nicht in die Grube zu der gefürchteten Hornschlange und den vielen Scorpionen hinunter mußte. Die Schlangengrube erwies sich als das wirksamste Finanzmittel, welches je erfunden worden war, und Sadik hatte (von seinem Standpunkte) nicht so Unrecht, auf diese „Erfindung“ stolz zu sein. Er irrte sich jedoch, wenn er das Monopol dieser Erfindung in Anspruch nahm. Dieselbe war schon einige Jahre vorher von dem tunisischen Kriegsminister, General Seruk, mit Erfolg in Scene gesetzt worden.

So hauste Sadik drei Jahre lang, bis auf der ganzen Insel, außer in seinen Taschen und denen einiger Europäer, die er nicht antasten durfte, kein Silberstück mehr vorhanden war. Daß er sämmtliche „Steuergelder“ für sich behielt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Sein Geld wußte er geschickt außer Landes und nach Tripolis zu schaffen, wo er sich einen Palast und eine Villa für den Fall gekauft hatte, daß er sich zur Ruhe setzen würde. Als er reich genug und in Dscherba nichts mehr zu erpressen war, sehnte er sich auch wirklich nach dem Ruhestande und suchte Mittel, sich bald in denselben versetzen zu lassen. Er schrieb plötzlich gar nicht mehr nach Tunis. Früher waren allwöchentlich Briefe voller Entschuldigungen, warum er nicht zahlen könne, von ihm eingelaufen. Jetzt vollkommenes Schweigen! Wer begriff das? Niemand, als der erste Eunuche. „Sadik ist nun reich,“ so dachte er, „wir müssen ihm erst schmeicheln, dann drohen, später durch Strafen zwingen, uns zu bezahlen, aber wir müssen ihn im Lande behalten. Seine Stelle einem Andern zu geben, wäre ein grober Fehler.“ Sadik wäre also ewig Chalyfa geblieben, wenn er es selbst gewollt oder wenn Alle so gedacht hätten, wie der erste Eunuche.

Aber es dachten nicht Alle so. Die unglückliche Insel Dscherba hatte einen einzigen, aber aufrichtigen Freund in Tunis. Dieser Mann war Hamida ben Ayad, dessen Voreltern selbst aus Dscherba stammten und sich in Tunis, Alexandrien und Marseille durch großartige Handelsspeculationen, deren unter allen Tunisern nur die Dscherbiten fähig sind, ein kolossales Vermögen erworben hatten, welches Hamida noch täglich vermehrte und vermehren konnte, da es zum großen Theil im Auslande angelegt war oder im Handel cursirte und so der Raubsucht des tunisischen Hofes entging. Trotz Sadik's Wachsamkeit drangen dennoch die Klagen der Dscherbiten über ihr namenloses Elend an das Ohr ihres reichen Landsmannes, und da dieser wirklich ein Herz für sein engeres Vaterland hatte, so beschloß er, das wirksamste Mittel zur Linderung seiner Leiden zu ergreifen. Hierzu gab es nur ein einziges Mittel, nämlich das, daß er selbst die Verwaltung der Insel übernahm. Da man in Tunis mit Bestechung Alles ausrichtet, so war bald der erste Minister für Hamida gewonnen, und dieser erlangte nicht nur, daß Sadik abgesetzt wurde, sondern man nahm auch dem unverbesserlichen Pariser Vergnügling, dem wirklichen Gouverneur, der seinen Verwaltungsbezirk nie gesehen hatte, die Stelle eines Kaid (ohne ihn zu fragen, vielleicht ohne es ihm anzuzeigen, nach echt tunisischer Manier), und verlieh dieselbe dem reichen Kaufmanne, der zu diesem Zweck plötzlich zum Militär und zwar gleich mit dem Rang eines Liwa (Generalmajor) creirt wurde. Was er dafür zahlen mußte, war freilich enorm, aber ihm schien es wenig, wenn er nur seinen Landsleuten helfen konnte.

Als Hamida ben Ayad in Dscherba ankam, war ihm das Gerücht von den ungeheuren Summen, die er dem ersten Minister für die Gouverneurstelle gezahlt hatte, vorausgegangen. Wer solche Summen für eine Stelle zahlt, der muß sie doch für eine Goldgrube halten oder in eine solche zu verwandeln wissen. So dachten die unglücklichen Dscherbiten und machten sich auf neue unerhörte Erpressungen gefaßt. Hierin hatten sie die Erfahrung für sich, wonach im ganzen Orient der neue Gouverneur als „leerer Schwamm“ oder als „nüchterner Blutigel“ tausendmal habsüchtiger ist, als der alte, der als „voller Schwamm“ oder „gesättigter Blutigel“ einen weniger starken Appetit verspürt. Sie erwarteten also nichts Gutes, denn wie hätte je ein tunisischer Gouverneur Gutes in Dscherba gethan? Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie von dem Verlauf des ersten Gerichtstages hörten, welchen Hamida in Dscherba abhielt.

Unter der alten Verwaltung bildeten die Gerichtstage stets das wirksamste Mittel der Erpressung. Da wurde gestoßen, geprügelt, durch alle die obigen schönen Mittel Geld aus dem Delinquenten herausgeschunden; der Bastonade austheilende Polizist blieb in Permanenz im Vorzimmer, seine qualenbereitende Thätigkeit jeden Augenblick entfaltend; die Gefängnißdiener schleppten nach jeder Audienz Kläger oder Beklagten, oft beide, bei den Haaren oder, wenn sie keine hatten, bei den Ohren unter Püffen und Tritten ins Gefängniß, kurz, man konnte sich in Dscherba einen Gerichtstag gar nicht ohne die gewaltthätigsten Auftritte denken. Das war nun plötzlich ganz anders geworden. Man hörte kein Geschrei, keine Angstrufe mehr. Die Leute mußten nicht mit Mühe zum Gerichtstag gezogen werden, wie unter Sadik's Verwaltung, sondern sie kamen unaufgefordert, sie wagten es sogar, Eigenthumsklagen anzubringen, was früher gar nicht stattfand, da jedes Eigenthum, das der Richter einem Kläger zusprach, gleich als Steuerquote festgehalten worden war.

Anfangs trauten die Dscherbiten ihren Ohren kaum, als sie vernahmen, in welcher Weise Hamida's erster Gerichtstag verlaufen war. Aus dem Verlaufe der Gerichtstage kann man nämlich in Tunesien mit Sicherheit auf die Regierungsweise des jedesmaligen Gouverneurs schließen. Denn Gerichtstag bedeutet dort keineswegs bloß die Ausübung der richterlichen Gewalt, sondern auch die aller übrigen obrigkeitlichen Befugnisse, welche dem Kaid, der den Souverän vertritt, in vollkommenstem Maße zustehen. Er ist Richter, oberste Administrativ- und Finanzbehörde, ja er spielt zuweilen selbst den Gesetzgeber, wenigstens läßt ihm die Mangelhaftigkeit des einzigen Gesetzbuches, des Koran, eine solche Tragweite der Auslegung und Ergänzung, daß es ganz dasselbe ist, wie wenn er die Gesetze in jedem einzelnen Falle selbst erfinden müßte. Ein „Kanun“, wie in der Türkei, d. h. ein besonderes, neben dem Koran zu Recht bestehendes und diesen ergänzendes Gesetzbuch existirt in Tunesien nicht. Außer dem Koran kein Gesetzbuch. Alle Fälle, die dieser

nicht vorgesehen, oder mangelhaft behandelt hat, bleiben der Einsicht oder Laune des Gouverneurs zur Entscheidung überlassen. Der Kadi ist nur ein religiöser Richter, dessen Wirkungskreis heutzutage sehr beschränkt geworden und von dem man, selbst in denjenigen Fragen, die er unzweifelhaft allein zu entscheiden haben sollte, an den Gouverneur zu appelliren pflegt.

Alle Regierungsgewalten ruhen somit auf dem Gouverneur oder Kaid, aber nicht nur alle Gewalten, sondern auch alle Geschäfte, denn die sogenannten Unterbeamten thun so gut wie gar nichts und sind müßige Zuschauer und Beisitzer. Von ihrer gänzlichen Ueberflüssigkeit überzeugt, hatte sie der praktische Hamida in seinem Amtsbezirke auch fast alle beseitigt. Seine einzigen schriftlichen Helfershelfer waren zwei jüdische Secretäre, die er als große Rechenmeister von Tunis mitgebracht hatte und die das in Dscherba ganz unbekannte Werk unternehmen mußten, regelmäßige Steuerlisten zu entwerfen, so daß nun zum ersten Mal ein Dscherbite sich auf eine Acte berufen konnte, wenn er beweisen wollte, daß er die Steuern gezahlt.

Als Executoren seiner Beschlüsse und Entscheidungen mußte sich freilich Hamida nach wie vor der unvermeidlichen Spahis bedienen, der einzigen Militärpersonen, die es (außer einigen Hundert sogenannter Artilleristen, die einige halbverfallene Festungen bewohnten, aber nicht unter dem Kaid, sondern diesmal unter dem Kriegsminister standen) auf der Insel gab, und die sämmtliche Waffengattungen, Cavallerie, bei Gelegenheit auch Infanterie, vorzüglich aber die Gendarmerie und Schutzmannschaft repräsentiren mußten. Aber diese Spahis waren unter Hamida's Verwaltung plötzlich ganz andere Menschen geworden. Zeigten sie sich unter Sadik brutal und roh, anmaßend und habgierig, grausam und als die schlimmste Landplage der Insel, und die hungerigsten Blutsauger des Volkes, waren sie früher so unverschämt und von Sadik in ihrer Ueberhebung dergestalt ermuthigt, daß Niemand auf der ganzen Insel, außer Sadik selbst, über diesen gemeinen Soldaten zu stehen schien, und daß sie gleichsam die höchsten Würdenträger nach dem Gouverneur waren, so erschienen sie nun plötzlich zu einer solchen Unbedeutendheit herabgedrückt, welche zwar nur ihrer wirklichen Stellung und ihrem wahren Range entsprach, welche aber selbst den unglücklichen Dscherbiten, die vorher wie zu Göttern zu ihnen emporzuschauen pflegten, unbegreiflich vorkam. Hamida wußte diese sonst zügellose Bande mit Geschick und Energie im Zaume zu halten. Gehorchte einer nicht, so schickte er ihn einfach nach Tunis. Da dies das Schrecklichste war, was einem Spahi begegnen konnte, denn in Tunis fiel er in die Hände seiner raubsüchtigen militärischen Oberen, die ihm selten mehr als das bloße Hemd auf dem Leibe ließen, so genügte gewöhnlich die Drohung, sie nach Tunis zu schicken, um den Spahis begreiflich zu machen, daß sie unter Hamida nicht so schalten und walten konnten, wie unter Sadik. Darum waren freilich die Spahis auch die einzigen Menschen in Dscherba, welche über Hamida's Verwaltung kopfschüttelnd den Stab brachen. „Wer giebt uns unsern Sadik zurück?“ so hörte ich sie oft wehmüthig seufzen, aber dieser Seufzer fand kein Echo, auch nicht in der Brust eines einzigen Bewohners der Insel.

Da ich in Hamida's eigenem Hause wohnte, in dem auch die Gerichtstage abgehalten wurden, so war nichts natürlicher, als daß ich mich zu denselben regelmäßig einfand. Anfangs geschah dies alle Tage, denn der Geschäfte waren so außerordentlich viele durch die vorhergehende Mißregierung angewachsen, daß Hamida im ersten Monat seiner Amtsperiode täglich zu Gericht saß. Diese Gerichtstage sind ganz öffentlich; Jedermann kann sich zu ihnen einfinden; ja sie geben sogar eine gute Gelegenheit, dem Gouverneur, ohne ihn zu stören und ohne daß der Besucher sich durch nutzloses Ceremonielwesen gelangweilt fühlt, eine Staatsvisite zu machen. Das Nützliche bei so gemachten Staatsvisiten ist, daß man nach den ersten Begrüßungsformeln ein einfacher Beisitzer oder Zuschauer des Gerichtstages wird, und so eine der interessantesten Phasen des öffentlichen Lebens studiren kann, denn Niemand muthet es dem Gouverneur zu, sich beim Gerichtstag mit seinem Besucher ausschließlich zu beschäftigen, da seine Geschäftsüberhäufung nur zu deutlich in die Augen fällt.

Hamida selbst war eine merkwürdige Erscheinung, ganz das Gegentheil eines gewöhnlichen tunisischen Gouverneurs, der sich meist auf seine sogenannte militärische Würde schrecklich viel einbildet und aus ihr einen unausstehlichen Dummstolz schöpft, mit steifem, unerträglich stolzem Wesen gespreizt dasitzt, die Klagen hochmüthig nur mit halbem Ohr anhört, sich die Hände oben und unten mit Wohlgefallen küssen läßt, und aus dessen Munde nur in abgebrochenen Sätzen die spärlichsten Orakelsprüche fließen, denen, wenn man sie nicht versteht, gleich ein gebieterischer Zornausbruch folgt. Hamida dagegen kleidete sich nur selten militärisch. Meist trug er die tunisische Dschobbe, ein langes, halbseidenes Aermelhemd, die bequemere und dem Klima angemessenere Tracht der Kaufleute. Obgleich eine ausnahmsweise große und kräftige Männergestalt, so sah er doch, wenn er mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Divan dasaß, keineswegs sehr imponirend aus. Das kam daher, weil Hamida nicht müßig und kerzengerade dasaß, d. h. weil er jede der vielen unvermeidlichen Pausen beim Gerichtstage mit Schreiben ausfüllte, und die arabische Art des Schreibens mit auf das Knie gelegtem Papier eine gebückte Haltung mit sich bringt. Er hatte nämlich so außerordentlich viel zu schreiben, denn die ganze verwickelte Steuereintheilung beruhte größtentheils auf seiner Thätigkeit, und nebenbei mußte er noch von Dscherba aus die Geschäfte seines Handelshauses und seiner vielfachen industriellen Unternehmungen leiten, daß er die Zeit, welche ihm die Pausen des Gerichtstages ließen, nicht verlieren durfte. Um der Wirklichkeit gemäß zu reden, hätte man eigentlich eher seine Justizhandlungen als Pausen, und sein Schreiben als die fortlaufende Beschäftigung bezeichnen können, denn dieses Schreiben ging fast immerwährend seinen Lauf. Er kam mir oft vor wie eine Locomotive, die durch einen Stein oder ein anderes mechanisches Hinderniß plötzlich gehemmt, einen Augenblick in ihrem Laufe stockt, dann aber schnell das Hinderniß überwältigt und mit vermehrter Schnelligkeit dahinbraust. Solche Hindernisse waren die Justizentscheidungen, welche er aussprechen mußte. Diese Entscheidungen wurden stets im raschen, hastigen, fast übereilt klingenden Tone gesprochen, aber sie waren doch dabei so bestimmt, daß sie den Eindruck gereifter Ueberzeugung machten, und zugleich so unparteiisch, daß sie allgemeine Zufriedenheit hervorriefen. Das Anhören des Klägers und die Entschuldigungen des Beklagten störten ihn aber gar nicht. Dabei schrieb er ruhig fort. Oft zweifelte ich, daß er ihnen genügende Aufmerksamkeit geschenkt haben könne, denn so ununterbrochen blieb sein Eifer im Schreiben, aber sein Endurtheil belehrte mich jedesmal des Gegentheils, so daß ich zu der Ueberzeugung kam, daß Hamida einer der wenigen Menschen sein müsse, die wirklich zwei Dinge auf einmal mit Erfolg zu betreiben im Stande sind. Unter tunisischen Würdenträgern ist eine solche Eigenschaft sonst ganz beispiellos, da diese gewöhnlich ein einziges Geschäft, dem sie obliegen müssen, nur halb, nur zerstreut und wie im Haschischrausche oberflächlich zu betreiben pflegen. Eine solche Ausnahme war aber eben nur bei einem Dscherbiten möglich,

denn die Dscherbiten sind den übrigen Moslims gegenüber das, was die Juden aller Welt gegenüber sind, d. h. sie zeichnen sich durch scharfe, hauptsächlich aufs Finanzielle gerichtete Intelligenz und in ihrer Praxis durch unermüdliche, fast fieberhafte Thätigkeit aus.

Das Küssen der Hände, welches bei anderen Gouverneuren Kläger und Beklagte stets pflichtschuldigst absolviren müssen, sowie sie in die Gegenwart des Richters kommen und ehe sie diesen verlassen, fand bei Hamida nur in Ausnahmsfällen statt, und auch dann nur aufgedrungen, indem der Küssende die unaufhörlich schreibende Hand mit dem Munde zu erwischen suchte, was ihm aber selten gelang, denn gewöhnlich war diese Hand inzwischen auf dem Papier weiter fortgerückt, so daß der nach ihr Schnappende statt ihrer das eben Geschriebene küßte und seinen Lippen einen Dintenklecks aufdrückte. Eigentlich hatte Hamida den Handkuß ganz abgeschafft, wenigstens beim Gerichtstage, aber es giebt in allen Ländern zudringlich kriechende Schmarotzer, die dem Vorgesetzten eine Ehrenbezeigung, durch die sie sich einzuschmeicheln wähnen, selbst wenn jener sie sich verbeten hat, aufdrängen wollen.

Eine komische Folge der Haltung des Kaids, welche eher der eines Gerichtsschreibers als der eines Richters glich, eine Folge, welche dadurch noch besonders hervorgerufen wurde, daß derselbe, gleichgültig für nichtige Rangesbezeichnungen, nicht auf dem Ehrenplatze, in der Mitte des Divans, zu sitzen pflegte, sondern sich auf den ersten besten Platz, wo es ihm gerade bequem war, hinsetzte, war die, daß Kläger und Beklagte einige Mühe hatten, unter den auf dem Divan sitzenden Personen (denn zuschauende Besucher des Kaid fehlten nie) diejenige ausfindig zu machen, an welche sie ihre Ansprache richten mußten. Wurden die beiden streitenden Parteien ins Gerichtszimmer geführt (denn es waren immer nur die bei einer einzigen Sache Betheiligten anwesend), so sahen sie gewöhnlich auf den drei Bänken des Divans ein halbes Dutzend Menschen sitzen, alle müßig und die Eintretenden mit den Blicken musternd, während nur eine einzige Person verkrümmt in einer Ecke eifrig schreibend beschäftigt war und sie keines Blickes würdigte. Was Wunder also, daß die unwissenden Leute sich nicht denken konnten, daß sie gerade diese Person anzureden, die anderen aber unberücksichtigt zu lassen hätten. Außerdem herrschte in Dscherba einige Unklarheit über die äußere Ausstattung, welche der neue Gouverneur seinem Range gemäß haben müsse. Noch nie früher hatten die Dscherbiten einen wirklichen Liwa (Generalmajor) zum Gouverneur gehabt, oder vielmehr noch nie war ein Gouverneur, der diesen hohen Titel führte, wirklich zu ihnen gekommen; die anderen hatten stets nur Stellvertreter (Chalyfa) geschickt. Ein solcher Liwa mußte sich doch durch ein ganz vorzüglich blendendes Aeußere auszeichnen! So dachten sie und waren völlig berechtigt, so zu denken, wenn sie ihre Schlüsse aus der äußern Erscheinung, die Sadik zur Schau getragen hatte, ableiteten. Sadik besaß zwar nur den Rang eines Hauptmannes, aber seine Uniform war ein Prachtstück. Er hatte sie selbst erfunden. Eine rothe Hose mit breiten Goldstreifen, ein dicker Goldkragen, schwere goldene Epauletten, Goldstickereien auf Brust und Aermeln, einige Phantasieorden machten ihn zu einem Stern ersten Glanzes. Wenn schon ein Hauptmann solchen Glanz entfaltete, wie mußte erst ein General aussehen! Die eigentliche Generalsuniform, wenn sie ordonnanzmäßig getragen wird, ist aber in Wirklichkeit sehr einfach, ohne alle Goldstickerei, ohne Epauletten. Das einzige Rangzeichen sind zwei metallene Sterne am Kragen. Außer bei großen Festen Orden zu tragen, gilt in Tunis nicht für anständig; nur Europäer und niedere arabische Beamte schmücken sich mit ihnen. Jedermann wußte, daß Hamida die schönsten Diamantsterne zu tragen berechtigt war, aber man hätte ihn verachtet, wenn er sie täglich angelegt hätte. Seine Uniform trug nun freilich Hamida fast nie. Wenn er sie aber trug, sah er darin eben so unscheinbar aus, wie gewöhnlich in seiner Dschobba, d. h. wenn er saß und schrieb, denn wenn er stand, verfehlte seine Herkulesgestalt (so groß und kräftig, wie ich sie sonst nie bei Arabern sah) nicht ihren imponirenden Eindruck. Aber er stand bei den Gerichtstagen nicht, sondern saß, und saß noch dazu gekrümmt; er trug eine einfache Dschobba, die anspruchslose Kaufmannstracht! Wie hätten die Dscherbiten in ihm den Gouverneur, den General vermuthen können? In ihrer Verlegenheit begingen sie oft die komischsten Mißgriffe. Einmal wurde sogar ich selbst, obgleich ich ganz europäisch gekleidet war und sogar einen europäischen Reisehut, den ein Moslim nie trägt, aufhatte, für den Kaid gehalten und eine ganze Viertelstunde lang von einem Kläger mit einer Ansprache bombardirt, die mich zuletzt zu einem lauten Lachen reizte. Mein Lachen störte nun zwar Hamida gar nicht, aber sein Tschausch, d. h. der Amtsdiener, der die streitenden Parteien einführt und während der Gerichtshandlung neben ihnen stehen bleiben muß, wurde dadurch aufmerksam, merkte den Irrthum und drehte mit seiner Rechten das Gesicht des Klägers in der Richtung auf den Gouverneur hin, worauf denn dieser seine ganze lange Rede noch einmal von vorn anfing. Das ließ aber Hamida nicht zu. Eine solche Zeitverschwendung konnte er nicht dulden. Er hatte den Redenden sehr wohl gehört, wenn auch nicht angesehen, und gab nun in seiner gewohnten hastigen Weise eine eilige, aber höchst treffende Entscheidung.

Aus allen Erdtheilen.

Ein Canal durch die Landenge von Korinth.

Derselbe wird für einen beschleunigten Handelsverkehr West- und Mitteleuropas mit der Levante von Bedeutung sein, weil er eine lange und schwierige Schiffahrt um den Peloponnes herum durch eine kürzere ersetzt. Die materiellen Schwierigkeiten sind nicht erheblich; auf beiden Seiten des Isthmus liegen tiefe und sichere Buchten. „Die Entfernung zwischen Neapolis und Kalamaki, welche bestimmt sind, das Port Saïd und Suez des neuen Canals zu werden, beträgt nicht ganz 5 Kilometer; die Herstellung desselben wird, im Hinblick auf die Arbeiten am Suezcanal, ein wahres Kinderspiel sein.“ Man hat es nicht mit Sand zu thun, welcher dort so große Schwierigkeit bereitete, sondern mit einem soliden Boden, welchen man mittelst Minen rasch zu bewältigen in der Lage sein wird und welcher dem Werke selbst eine Dauerhaftigkeit sichert, durch die sich die Unterhaltungskosten bedeutend vermindern werden. Der Canal kann mit Bestimmtheit rechnen auf die zahlreichen Dampf- und Segelschiffe, welche aus dem Schwarzen Meere, der Türkei und der Westküste Kleinasiens nach dem Ionischen und Adriatischen Meere fahren, und umgekehrt; dann auf die Fahrzeuge der Messageries imperiales, der Marseiller Dampfer und der österreichischen,

griechischen und italienischen Transportanstalten. Die Kosten sind auf 12 Millionen Francs veranschlagt worden."

(— Ich habe manche Notizen über dieses Canalproject gelesen; merkwürdigerweise finde ich in denselben nicht erwähnt, daß es sich dabei um die Verwirklichung eines Planes handelt, welchen schon Kaiser Nero entworfen hat. In dem in vielen Beziehungen höchst interessanten Werke des Philostratus, „Leben des Apollonius von Thyana," ist darüber eine Stelle zu lesen, die jetzt hervorgehoben zu werden verdient. Apollonius war bekanntlich ein sogenannter Weiser und Thaumaturg, ein Wunderthäter, deren im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung viele auftraten. „Als Apollonius sich auf dem Isthmus befand und das Meer um das Lechäum, diesen westlichen Meerbusen von Korinth, her brüllte, sagte er: Dieser Nacken der Erde wird durchschnitten werden, oder vielmehr nicht. — Dieses war eine Weissagung der Durchstechung des Isthmus, welche Nero sieben Jahre nachher beabsichtigte. Denn damals verließ er seinen Palast und kam nach Hellas, um sich dem olympischen und pythischen Heroldsrufe zu unterwerfen. Er soll zu jener Zeit das Unternehmen auf dem Isthmus begonnen haben, um eine Durchfahrt zu bewirken und das Aegäische Meer mit dem Adriatischen zu vereinigen, damit nicht jedes Schiff Malea — die Südostspitze des Peloponnes, das bekanntlich schon im Homer als gefährlich geschildert wird — zu umsegeln brauche, sondern mit Abkürzung der Fahrt durch den Canal gehen könne. Der Graben nahm seinen Anfang an dem Lechäum und war bei anhaltender Arbeit etwa vier Stadien vorgerückt, als Nero die Fortsetzung hemmte, entweder weil, wie Einige sagen, die Aegypter nach Untersuchung der Meere behaupteten, die See über dem Lechäum werde sich ergießen und Aegina begraben oder weil er Unruhen im Reiche fürchtete. Also wurde der Isthmus durchschnitten und nicht durchschnitten." A.)

Eine Eisenbahn über die chilenische Cordillere.

Wir haben schon erwähnt, daß es einem unternehmenden Manne gelungen ist, das Hochgebirge zwischen Chile und Argentinien mit einem Zuge von beladenen Wagen zu überschreiten. Bis zum April des laufenden Jahres hielt man dergleichen für geradezu unmöglich; die Cordillere war nur mit Llamas und Maulthieren zu passiren. Herr Indalecio Castro traf am 3. April mit 41 Wagen in San Juan ein; er hatte von Copiapo an der chilenischen Küste aus das Wagstück unternommen, nachdem er sechs volle Jahre lang Studien im Gebirge gemacht und alle Vorbereitungen getroffen hatte. Er legte die Strecke in 45 Tagen zurück.

Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß von Argentinien aus eine Eisenbahn über das Hochgebirge gebaut werden wird. Die Schienenstränge rücken dem letztern schon näher, da die Bahn von Cordova nach Tucuman im Bau begriffen ist. Professor Emilio Rosetti von der Universität Buenos Ayres hat im Auftrage der Regierung gemeinschaftlich mit dem Landesvermesser Peña die Andes untersucht, um zu ermitteln, ob eine Bahn über den Planchon-Paß herzustellen sei; sie soll von Chivilcoy gen Westen über denselben geführt werden und sich in Chile bei Curico an die nach Santiago führende Bahn anschließen. Von chilenischer Seite nahmen der berühmte Physiker Domeyko (ein Litthauer) und Herr Pissis Theil an der Untersuchung, und der Vaqueano (Führer) Navarrete, der das Gebirge genau kennt, leistete vortreffliche Dienste.

Wir stellen aus dem Berichte Rosetti's die Angaben über die allgemeine Richtung der transandinischen Bahn zusammen.

Der Schienenweg reicht jetzt von Buenos Ayres nach Chivilcoy. Er soll, immer in westlicher Richtung, durch die Pampa führen bis an einen Punkt etwas oberhalb der Mündung des Rio de las Barrancas in den Rio Grande, der von da an als Rio Colorado bezeichnet wird. Die Bahn folgt dem rechten, südlichen Ufer des Rio Grande bis dahin, wo der Fluß den Namen Tordillo erhält, d. h. da, wo der Valenzuela und der Las Cuevas, nahe dem Planchon-Paß, in ihn einmünden. Sie verläßt dort den Rio Grande und folgt der Thalschlucht des Valenzuela und gelangt vermittelst derselben in das Azuelathal, am südlichen Ende des Thales de los Ciegos. Der höchste Punkt desselben bildet auch den höchsten Theil der Linie, und die Bahn zieht sich auf einer Strecke von 16 Kilometer um die westliche Basis des Peteroa-Vulcans oder Planchon. Sie erreicht somit den chilenischen Abhang und zieht nun gen Norden hin durch die Vergaraschlucht bis dahin, wo der Vergarabach bei dem Las Toscas genannten Punkte in den Teno fällt. Las Toscas ist ein Grubenort, wo Kupfer und silberhaltiges Blei gefördert wird. Die Bahn folgt dann dem Teno bis zur Station Curico, wo sie die Santiagobahn erreicht.

Wir wollen bemerken, daß abgesehen von einem durch Deutsche entdeckten Passe zwischen Chile und Patagonien nicht weniger als zehn Gebirgspässe über die Andes ziehen.

1) Der Paß von Autofagasta in Catamarca, vermittelst der Portezuela de Come Cavallo, noch Guasco und Copiapo, etwa 14,500 Fuß Meereshöhe. 2) Ein Paß aus San Juan nach Coquimbo über die Portezuela de la Laguna, 15,575 Fuß. 3) Der Paß de los Patos, an der Nordseite des Aconcagua. 4) Der Paso de la Cumbre über Uspallata, von Mendoza nach Santiago (107 Leguas), höchster Punkt 12,530; von November bis Mai zu passiren. 5) Der Dehesa-Paß wird nur selten benutzt. 6) Der Portillo-Paß, viel benutzt, von Mendoza nach Chile zum Flußthale des Maypu, von Anfang des Februar bis Ende April gangbar. 7) Der Paß de la Cruz de la Piedra, vereinigt sich auf der westlichen Seite der Andes mit der Portillostraße. 8) Der Paß las Damas, 11,600 Fuß. Man nimmt an, daß er ohne große Schwierigkeit fahrbar gemacht werden könne. 9) Der Planchon-Paß führt etwa unter 35° S., den Flüssen Claro und Teno entlang nach Curico; sein höchster Punkt hat 11,600 Fuß. Nach Gillis (der 1827 ihn untersuchte) reicht die Vegetation bis zum Passe selber; „der Abfall des Planchon ist sehr rauh und steil". 10) Der Paß von Antuco liegt südlicher und führt nach Concepcion in Chile.

Rosetti hat seinem Bericht, welcher demnächst in seinem ganzen Umfange veröffentlicht werden soll, eine Karte hinzugefügt, in welcher jene Pässe verzeichnet sind; er giebt Erläuterungen über jeden einzelnen und kommt, wie gesagt, zu dem Schlusse, daß der Planchon sich vor allen übrigen für die Anlage einer Bahn eigne.

Mißhandlung der Chinesen in Californien.

Die deutschen Arbeiter in San Francisco haben erklärt, daß sie die Concurrenz der Chinesen nicht fürchten, und sie lassen die weizengelben Söhne des Blumenreiches der Mitte ungeschoren. Nicht so die Irländer und die Yankees, welche gern ein Monopol für die Lohnansätze haben möchten und eine brutale Feindseligkeit gegen die Asiaten, welche dem Consumenten die Arbeit billiger liefern, zur Schau tragen. Es ist nun schon zu einem förmlichen Racenkriege gegen die friedlichen Chinesen gekommen, welche systematisch in ganz abscheulicher Weise verfolgt werden, in der Republik, „in welcher Jeder eine Freistätte findet".

Am 22. Mai lief das englische Fahrzeug „Nicaragua" aus Hongkong mit Waaren und Passagieren im Hafen von San Francisco ein und setzte am nächsten Tage einen Theil der letzteren ans Land. Was dann geschah, wird von der „California Staatszeitung" erzählt. „Wie gewöhnlich hatte sich eine große Menschenmenge, bestehend aus Müßiggängern, Bummlern, Straßenjungen und anderm Gesindel am Fuße von Vallejostraße, dem Landungsplatze, eingefunden, und kaum waren die ersten Chinesen gelandet, als auch schon die gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten vorkommenden Scenen brutaler, feiger Beschimpfung ihren Anfang nahmen; doch gelang es der Hafenpolizei und verschiedenen anderen Polizisten, hier noch einigermaßen die Chinesen vor groben Mißhandlungen zu schützen.

Nachdem diese unter fortwährender Belästigung und drohenden Gesticulationen von Seiten des Straßenpöbels die Wagen mit ihrem Gepäck beladen hatten, traten sie den Weg nach ihren Quartieren an, einige auf den Wagen sitzend, andere im Trabe nebenher laufend, und waren glücklich bis zur Ecke von Broadway und Frontstraße gekommen, als eine Rotte von Straßenjungen, im Alter von 10 bis 15 Jahren, sie von allen Seiten mit einem Hagel von Steinen und den gemeinsten Redensarten begrüßte. An der Ecke von Sansome und Pacificstraße war gar keine Polizei anwesend, und sowie ein Wagen mit Chinesen ankam, flogen diesen Stücke Holz, Koth und Steine entgegen. Denen, die zu Fuß waren, ging es noch schlimmer; sie wurden nicht allein mit Koth beworfen, sondern auch, wenn sie sich zu wehren suchten, zu Boden geworfen und in der brutalsten Weise mit Füßen getreten, bis es ihnen gelang, mit blutenden Gesichtern, ausgeschlagenen Zähnen und beschmutzten, zerrissenen Kleidern ihren Peinigern zu entkommen, die sich an ihren Schmerzenslauten ergötzten und sie noch mit Heulen und Schreien verfolgten. Ein kleiner chinesischer Knabe wurde gänzlich mit Koth bedeckt zur Erde geworfen und schamlos mißhandelt; weder sein Jammergeschrei noch sein blutiges Gesicht rührte die verworfene Bande seiner Peiniger. Die Polizei kam, wie gewöhnlich, zu spät und keine Verhaftungen wurden vorgenommen. — Welchen Begriff werden diese Chinesen von der Bildung des amerikanischen Volkes haben, dieses Volkes, welches sich das gebildetste auf der Erde nennt und so stolz ist auf seine Schulen und sein Erziehungswesen? Was würden wir sagen, was würde die Regierung der Vereinigten Staaten verlangen, wenn in diesem Augenblicke in Canton oder Hongkong amerikanische Bürger ähnlichen Mißhandlungen ausgesetzt wären?"

Der Anbau der Fieberrinde in Ostindien.

Derselbe liefert die erfreulichsten Resultate und ist über alle Erwartungen gelungen. Die britische Regierung mußte früher für ihre indische Armee durchschnittlich im Jahre etwa 50,000 Pf. St. für Chinin ausgeben. Nachdem der Anbau der Cinchona den Holländern auf Java (durch Junghuhn's und Haßkarl's Bemühungen) gelungen war, schickte sie im Frühjahr 1861 Herrn Clements Markham nach Bolivia und Peru, um Pflanzen und Samen zu holen. Man fand in den Nilgiris eine für das Gedeihen der Cinchona geeignete Gegend; diese „Blauen Berge" bilden eine in sich abgeschlossene, vor das hohe Tafelland des Dekhan hingestellte Gebirgsmasse, welche sich im Dodabetta bis zu 8640 Fuß erhebt. Bei Utakamand, in einer Höhe von 7490 Fuß, bei einer mittlern Jahrestemperatur von 13,3° C., fand man angemessenes Klima und Feuchtigkeit genug; im dortigen botanischen Garten wurden Pflanzen gezogen und dann weiter vertheilt. Es bildeten sich Compagnien zur Anlage von Cinchonawäldern und schon 1866 wurden 60 Centner Fieberrinde nach Europa verschifft. (Karl Andree, „Geographie des Welthandels" II, S. 347.) Wir lesen nun in der indischen Correspondenz der „Times Mail" vom 28. Juni (Calcutta, 28. Mai), daß die bei Dardschiling am Himalaya gebaute, aus Utakamand dorthin verpflanzte Cinchonapflanze noch besser gedeihe als selbst in den Nilgiris, insbesondere die werthvollste Varietät, die Calisaya. Die beiden dortigen Anpflanzungen sind jene von Rischaf in 2500 und die von Ranghi in 4500 Fuß Höhe; die erstere enthält nur Calisayapflanzen, und die Varietät Succirubra. Stecklinge, die 1867 gepflanzt wurden, waren im März 1869 schon 51 Zoll hoch; die der Varietät Officinalis wuchsen im vorigen Jahre um 12 Zoll. Broughton, welcher die Pflanzen in den Nilgiris auf ihren Gehalt untersucht hat, bezeichnet eine Varietät als Cinchona mirabilis, weil sie 13½ Procent Chininalkaloid und mehr als 9 Procent krystallisirbaren Chinins enthält. Diese Varietät und die Pitaya, welche in Peru selbst aus dem Schnee herauswächst, ist nun in der Pepiniere von Dardschiling in Menge. Im Jahre 1869 wurden von dort aus 5¾ Unzen Samen der Succirubra vertheilt, aus welchen man 50,000 Pflanzen gewinnt; in Sikkim, an der Nordseite des Ranghithales, hat die Dardschiling-Cinchona-Compagnie 500 Acres mit dieser Varietät bepflanzt; dieselbe schickte im vorigen Jahre eine beträchtliche Menge Rinde nach London, welche sie von dreijährigen Pflanzen erhalten hatte. Die Plantagen in Assam und Kaschar erhalten jetzt Samen aus Dardschiling, denn die Pepiniere, welche die Regierung in den Khasiahügeln angelegt hatte, ist nun eingegangen. Im Pendschab, im Kangradistricte und in den Nilgiris haben sich mehrere Privatgesellschaften gebildet, um den Cinchonabau in ausgedehnter Weise zu betreiben. Im Bezirke Dardschiling waren im April 1870 schon mehr als 2¼ Millionen Pflanzen vorhanden.

Australische Notizen.

In der Colonie Victoria ist die Knute als gesetzliches Strafmittel wieder eingeführt worden. Am 21. April wurden fünf englische Verbrecher in Melbourne öffentlich ausgepeitscht.

Die Goldausbeute in Victoria hat 1869 um 316,559 Unzen weniger betragen als im Jahre vorher. Durchschnittlich entfielen auf jeden Goldgräber 79 Pf. St. 7 Schilling Ausbeute. Fast in jedem Monate werden übrigens neue Goldfelder entdeckt.

Aus Südaustralien hat im April eine Auswanderung nach Californien begonnen. Das erste Schiff, welches von Adelaide abging, hatte 160 Fahrgäste an Bord, zumeist Deutsche; andere wollten folgen.

Die Weizenernte Südaustraliens hat von 532,135 Acres 3,052,320 Bushels ergeben, gegen 5,173,970 im Jahre 1868.

Zu Albury am Murray, in Neusüdwales, pflanzten drei Deutsche, die Herren Schubach, Rau und Frauenfelder, im Jahre 1853 die ersten Reben. Jetzt ist dort die Weinproduction wichtiger als die der Wolle und des Oeles. Zum Dank dafür wurden am 29. April den genannten drei Männern drei prachtvolle silberne Ehrenbecher in einer großen Versammlung vom Bürgermeister überreicht; der letztere hielt eine Ansprache, in welcher er die großen Verdienste jener Deutschen um die Ansiedelung hervorhob.

Dr. Schomburgk hat der südaustralischen Regierung einen Vorschlag gemacht, bei Port Darwin im Nordterritorium eine Pflegeanstalt für tropische Pflanzen anzulegen. Boden und Klima jenes Territoriums eignen sich für den Anbau von Baumwolle, Reis, Indigo, Kassave, Arrowroot, Ingwer, Cardamomen, Muskatnüssen, Cacao, Mais, Taback, Pfeffer, Ricinus, Vanille, Sassaparille, Cocospalmen und Ramie, vielleicht auch für Thee.

In Queensland ist ein neues Schulgesetz in Kraft getreten; es bestimmt, daß alle Kinder in den Nationalschulen unentgeltlichen Unterricht erhalten. — Ueber die vorhandenen Wasserfluthen schreibt man aus Towoomba unterm 11. April, daß es drei Wochen lang ohne Aufhören geregnet habe. Bei Ipswich ist die ganze Baumwollenernte verdorben, bei Maryborough die Zuckerernte.

Wir haben oft darauf hingewiesen, daß einerseits langanhaltende Dürre, andererseits übermäßiger Regen zu Australiens Landplagen gehören. Auch Neusüdwales wurde in den letzten Wochen des April wieder schwer heimgesucht. Man schreibt aus Sydney vom 4. Mai: „In einigen Theilen des Landes ist das Wasser höher gestiegen als jemals zuvor seit Gründung der Colonie, und obgleich die Fluthen nicht überall dieses Maximum erreicht, so haben sie sich doch über eine sehr große Fläche ausgedehnt. Die Ueberschwemmung ist in der That niemals vorher so allgemein gewesen wie jetzt. In der Regel sind unsere schwersten Regen local, und gewöhnlich haben wir nur Ueberschwemmungen an einem oder zwei Flüssen zugleich. Aber während der letzten Woche sind der Macquarie und der Castlereagh, die nordwärts in den Darling fließen, der Lachlan im Westen, der obere Murrumbidgee zu Cooma im Süden, und der Shoalhaven, der Hawkesbury und der Hunter an der Ostküste alle zugleich überfluthet gewesen.

Unser Durchschnittsregenfall per Jahr ist etwas unter 50 Zoll, und wir haben jetzt in den ersten vier Monaten dieses Jahres schon 28 Zoll gehabt. Maitland hat durch diese Fluth mehr gelitten als durch irgend eine frühere. Das Wasser ist höher gewesen, und es ist mehr Hauseigenthum zerstört worden. Es hätte auf solchem Platze niemals eine Stadt gebaut werden sollen, aber die Leute kehren in ihre Behausungen zurück und werden sich wahrscheinlich in derselben gefährlichen Localität abermals anbauen. Zu Yass ist die Fluth höher gewesen als sich die Europäer erinnern können, obgleich die Schwarzen eine Tradition von einer Fluth haben, die noch zwei Fuß höher gewesen sein soll. Die Hauptstraße steigt vom Flusse aus allmälig an, und der ganze untere Theil der Stadt stand unter Wasser."

Der deutsche Kriegsdampfer „Hertha" befand sich im April in der Südsee. Man war in Sydney darüber in einiger Aufregung, weil man meinte, derselbe werde die Fidschi-Inseln für Norddeutschland in Besitz nehmen. Die Fidschi-Inseln werden mit der Zeit sowohl die Sandwichs- wie die Gesellschafts-Inseln überflügeln, und jene Besitznahme wäre entschieden zu wünschen, weil wir dann, gleich anderen seefahrenden Völkern, eine Station im Großen Ocean besäßen, wie wir sie nicht besser wünschen könnten.

Die nordamerikanische Expedition nach der Landenge von Darien ist erfolglos geblieben. Auch die neuesten Nachrichten lauten durchaus niederschlagend; es war keine praktikable Route aufzufinden und es stellte sich heraus, daß ein Canal, mit ganz ungeheuerm Kostenaufwande, nur dann zu ermöglichen sei, wenn man ihn vermittelst eines Tunnels von mehr als einer deutschen Meilen Länge unter dem Gebirge hinwegführe. Von einem solchen Wasserwege wird wohl schwerlich im Ernst die Rede sein können; von der Expedition wird nur die Wissenschaft Gewinn haben. — Neuerdings ist wieder das alte Project eines Nicaragua-Canals aufs Tapet gebracht worden; wir unsererseits halten von demselben wenig oder gar nichts. Auch ein Canal durch die Landenge von Tehuantepec ist wieder in Vorschlag gebracht worden. Ein solcher würde an und für sich geringe Bodenschwierigkeiten zu überwinden haben; er hat aber den Nachtheil, daß auf beiden Seiten nur schlechte Häfen vorhanden sind; an der Atlantischen Seite Minatitlan am Flusse Goazacoalcos und am Stillen Ocean nur die sehr unsichere, den Stürmen preisgegebene Rhede von Ventosa.

* * *

— Im Amurgebiete haben die Russen mehrere Ansiedelungen auch am Flusse Ussuri; eine ihrer wichtigsten Niederlassungen dort ist Chabarowka. Nun wird von dort gemeldet, daß die Colonisten auf eine sehr empfindliche Weise durch Tiger belästigt werden und kaum wissen, wie sie sich derselben erwehren sollen. Dieses Katzenthier streift bekanntlich in Ostasien hoch nach Norden hin, bis über den 50. Grad der Breite hinaus.

— Im russischen Gouvernement Archangel liegt das Dorf Njuchtscha (im Pinegaer Kreise), das mehr als 500 männliche „Seelen" zählt. Unter diesen befinden sich 6, sage sechs, welche lesen können, und unter diesen sind zwei ausgediente Soldaten, welche diese Fertigkeit während der Dienstzeit erworben hatten. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner kann nicht einmal ein kurzes Gebet sprechen. Nun ist eine Dorfschule gegründet worden. So im christlichen Rußland; im heidnischen China kann Jedermann lesen.

— Die Waldverwüstung in Nordamerika ist geradezu kolossal. Manche einst dichtbewaldete Gegenden sind abgeholzt, Flüsse und Bäche sind wasserarm geworden, viele Mühlen können nicht mehr mahlen. Ein Blatt im Westen sagt: Allein für Bahnschwellen werden jahraus jahrein 120,000 Acres Wald abgeholzt; für 38 Millionen Dollars Holz wird gebraucht für Wagen, Stationsgebäude, Güterschuppen ꝛc., und die Locomotiven verbrauchen trotz des Reichthums an Kohlen für 56 Millionen Dollars Holz im Jahre. In den Vereinigten Staaten nähren sich etwa 400,000 Menschen von Holzhauen und Holzarbeiten. Wir werden, wenn das so fortgeht, bald ein holzarmes Land sein, denn wir treiben die Waldverwüstung ärger als wären wir wilde Barbaren.

— Der Staat Illinois hatte im Mai 5189 Miles Eisenbahnen; davon waren zu Anfang des Jahres 4708 Miles eröffnet; Kosten mit Betriebsmaterial 112,569,543 Dollars.

— Immer neue christliche Secten! Selbst in Hinterindien reichen für die Yankees alle vorhandenen 101 Denominationen, sammt der jüngst gebildeten „Jehovahbande", nicht aus. Um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und sich der wahren Orthodoxie zu erfreuen, haben sie zu Ranguhn in Britisch-Birma die Religion der Edgiten gestiftet; sie wird so nach einem gottseligen Manne, Mr. Edge, genannt und vereinigt in ihrem Cultus „die Gebräuche der Baptisten und der Plymouth-Brüder". Welche seltsamen Früchte doch aus dem Samen erwachsen, welchen die fanatischen Puritaner, die „Pilgerväter", vor drittehalb hundert Jahren auf den dürren Felsen von Massachusetts ausstreueten! Süß sind sie nie gewesen, immer jedoch bitter, sehr bitter, und herber wie Holzäpfel.

— Die Hungersnoth in den nordwestlichen Provinzen Indiens hat mehr als eine Million Menschen hinweggerafft. Allein in den unmittelbar den Engländern unterworfenen Gebietstheilen haben 4,470,086 Menschen von Seiten der Regierung Nahrungsmittel erhalten.

— In China kommt allerdings Kindermord vor, aber, sagt ein amerikanisches Blatt, bei Weitem nicht so häufig, wie in den neuengländischen Staaten, wo es schon so weit mit der Ermordung der Kinder vor der Geburt gekommen ist, daß die Geistlichen sich veranlaßt sahen, dieses schauderhafte Verbrechen von der Kanzel herab zu bekämpfen.

— Die Diamantenfelder am Vaalflusse, Südafrika, werden als ungemein ergiebig gerühmt. Die Diamantengräber haben sich, in der Nähe der Missionsstation Pniel, eine regelmäßige Organisation gegeben, Gesetze festgestellt und einen Vigilanzausschuß niedergesetzt. Es sind etwa 100 weiße Männer an der Arbeit. Ein Korannahottentot fand einen Stein von 1500 Pf. St. werth; andere Diamanten sind auf 300, 200, 60 Pf. St. ꝛc. geschätzt worden. Auch Rubine und Türkise kommen vor.

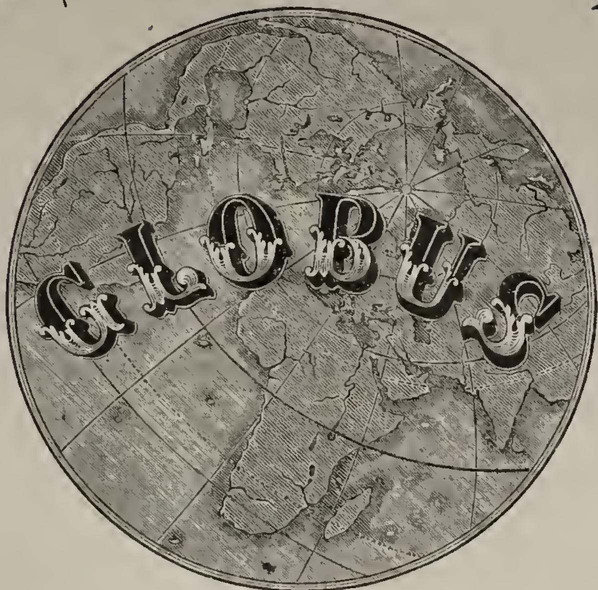
— Auf den Fidschi-Inseln wird vorzugsweise die beste Art Baumwolle, Sea Island, gebaut, und es kommen schon nicht geringe Quantitäten von dort auf den Liverpooler Markt, wo die höchsten Preise dafür gezahlt werden.

— Die Einfuhren in Melbourne haben 1869 betragen 13,908,990 Pf. St.; davon kommen auf das aus Neuseeland importirte Gold 1,451,473 Pf. St., so daß auf alles Andere 12,493,517 Pf. St. kommen, gegen 12,014,836 in 1868. Die Volksmenge ist 1869 von 683,977 auf 710,284 Seelen gestiegen, so daß von der Einfuhr auf den Kopf 17 Pf. St. 11 Sch. 9 Pence entfallen.

— Auf der Insel Java sind im Laufe des Jahres 1869 nicht weniger als 158 Menschen von Krokodilen getödtet und ziemlich eben so viele auf der Insel Singapore von Tigern zerrissen worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Römische Bilder.

Von Franz Koppel.

I.

In jedes gebildeten Menschen Brust muß die Flamme eines heiligen Zornes hell aufgelodert haben bei der Nachricht, die neulich aus Rom gemeldet wurde: daß man nämlich auf eine Mine gestoßen sei, die augenscheinlich keinem andern Zwecke dienen konnte, als im gegebenen Falle den Papst mit Dach und Fach, d. h. den Vatican, in die Luft zu sprengen. Hoffentlich haben wir es diesmal nur mit einer Sensationsente der Jesuiten zu thun, welche im Teich der „Unita cattolica" ausgeheckt wurde, um in diesen stürmischen Tagen über die wilden Wasser der Presse zu steuern. Aber mit klopfendem Herzen muß ich es gestehen: wer die schwarze Schaar auch nur von weitem erblickte, welche in den Herbsttagen von 1867 zu Roms sogenannter Befreiung aus den Schlupfwinkeln der Gebirge sich herabwälzte, der kann mit Recht heute wieder besorgt werden, nicht um den unfehlbaren Papst (denn es circulirt immer wieder ein neues Blut Petri), sondern um das unersetzliche Gut der Kunst, welches durch die Flagge des Statthalters Christi so ungenügend gedeckt wird. Rom kann in den nächsten Tagen wiederholt zum Gegenstande von Belagerungskämpfen und Straßengefechten werden. Betrachten wir auf unserer heutigen Wanderung einzelne Theile der heiligen Stadt auch einmal unter diesem leider so zeitgemäßen Gesichtspunkt.

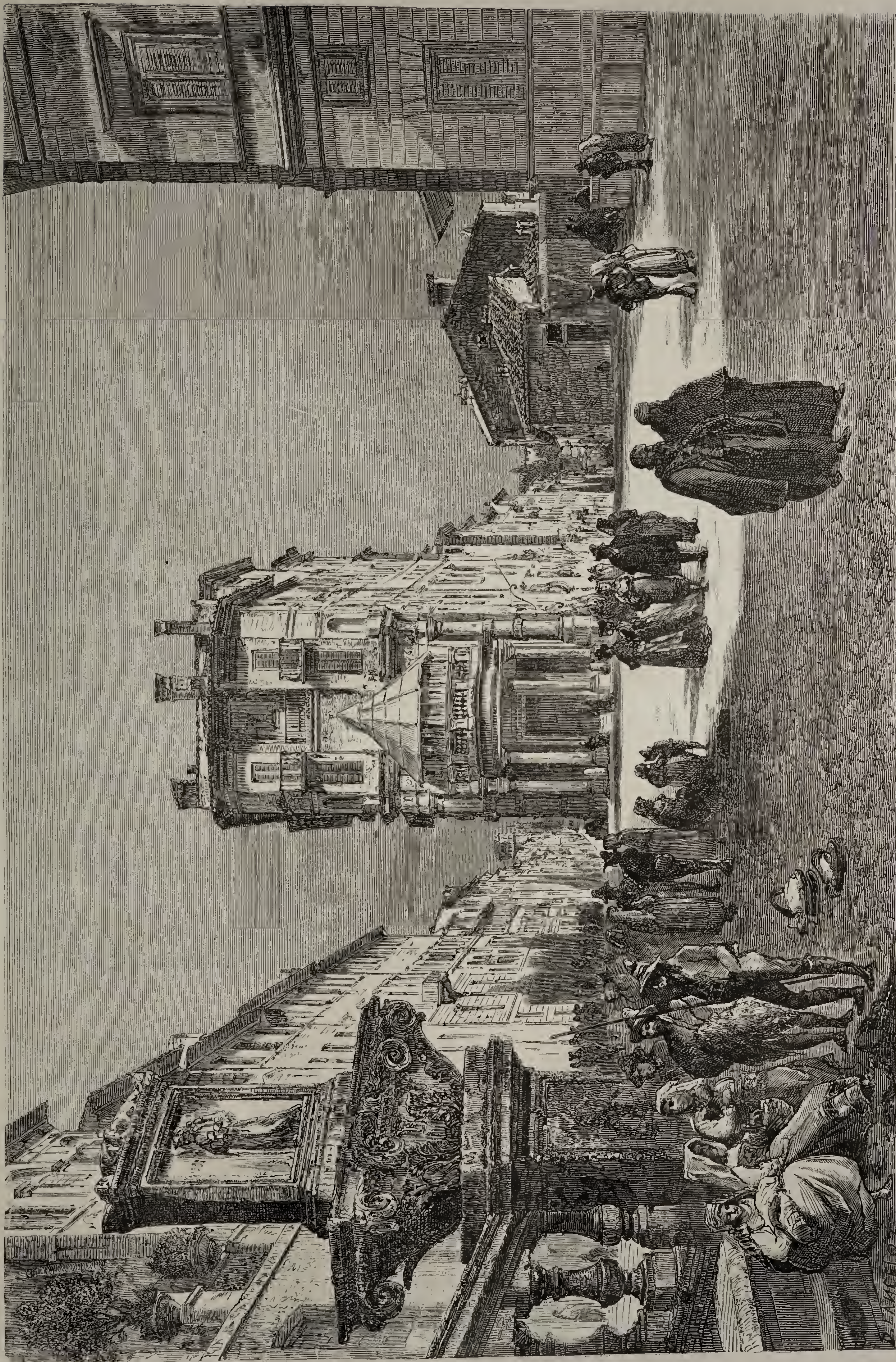
Als der General Oudinot im Frühjahr 1849 von Civita-Vecchia auf Rom marschirte, um im Namen der französischen Republik die römische Republik zu bekämpfen, stieß er sofort auf Terrainschwierigkeiten, die ihm „die militärische Promenade auf das Capitol" über alles Erwarten erschwerten. Die Straße von Civita-Vecchia nach Rom theilt sich etwa 1500 Meter vor den Mauern der Stadt nach zwei Richtungen, rechts nach der Porta San Pancrazio zu und links nach der mit dem Vatican einen spitzen Winkel bildenden Porta Cavallegieri hin. Auf beiden Linien anrückend, spaltete sich das französische Corps, und die nächste Folge davon war, daß der eine Flügel, aus Jägern von Vincennes bestehend, möglichst ungedeckt unter das mörderische Feuer einer römischen Batterie kam und gänzlich unverrichteter Dinge zurückgehen mußte.

Dieses wohlgezielte Feuer kam von den Höhen des Monte Mario, wo Garibaldi in aller Eile eine Batterie errichtet hatte, indem er wohl voraussah, daß der Feind den strategisch wichtigen Hügelrücken des Janiculus nicht verkennen und von dieser Seite aus Rom bedrohen würde.

Es wäre überflüssig, über Garibaldi's damalige Waffenthaten Worte zu verlieren; nach dem Urtheil sachverständiger Männer vom Fach ist und bleibt es seine einzige strategische Leistung. Er schlug, mit einer Hand voll Freiwilliger, französische Kerntruppen in einem äußerst hartnäckigen Kampfe an der Porta San Pancrazio so empfindlich zurück, daß Oudinot vorläufig sogar um Waffenstillstand bitten mußte



Spanische Treppe. Barcaccia. Trinita dei Monti.



Piazza di San Trinita dei Monti.

und erst ganz allmälig zu einer regelrechten Belagerung der Stadt übergehen konnte. Es war eine Demüthigung der französischen Waffen. Am meisten wüthete damals der Kampf in den Gärten der Villa Pamfili Doria, und erst als drei Breschen in der Nähe der Porta Portese geschossen waren, gelang es den Franzosen, unter Oberst Espinasse einzudringen. Die ewige Stadt war wieder in den Händen der Gallier.

Die strategischen Fehler der französischen Befehlshaber mußten natürlich bemäntelt werden. Man leitete die Belagerung, so hieß es, nur deshalb dem taktisch ungünstigsten Punkte entlang, weil Frankreich sich lieber den Sieg erschweren und alle möglichen Opfer kosten lassen wollte, als daß es die hohen Monumente der Vorzeit und ihre Schätze der Kunst durch seine Geschosse auch nur einen Augenblick lang in Gefahr hätte bringen mögen. Immer an der Spitze der Civilisation — mit der Phrase nämlich!

Wir sehen, die Franzosen waren von der Seeseite hergekommen, machten den Mons Janiculus zu ihrer festen Operationsbasis (nachdem ihnen der Handstreich an der Porta San Pancrazio mißlungen war) und gingen direct darauf los, sich in den Besitz der Engelsburg und des Vaticans zu setzen. Zu diesem Behufe sparten sie keine Kugeln, und ob die Rücksicht auf die Kunst dem Impuls der „Gloire“ stets die Wagschale gehalten habe, läßt sich nachträglich nicht mehr unterscheiden. Was die von ihnen behauptete absichtliche „Zerstörungslosigkeit“ ihrer Kanonen betrifft, so mag der Schutzgeist Roms, der auch in schwereren Tagen über der



Pincio-Terrasse.

Tiberstadt geschwebt hat, seinen unsichtbaren Dienst über den Parteien auch damals verrichtet haben. Genug, die Franzosen haben stets den Besitz der Engelsburg als die factische Herrschaft über Rom betrachtet, sie haben deshalb Rom von der Seite aus angegriffen, von wo sie hoffen konnten, sich ihrer zunächst zu bemächtigen.

Ganz anders denken die Italiener, — die Republikaner und italienischen Nationalliberalen. Die ersteren streben eifrig nach dem Capitol, dem altehrwürdigen Sitze republikanischer Tugend und Bürgergröße; auch haben Mazzini und Garibaldi von dort aus dictatorisch das moderne Rom zu neuen Thaten aufgerufen. Für sie ist Rom erobert, wenn die berühmte Glocke des Capitols die neue Aera einläutet; die Engelsburg und der Vatican können, wenn es nicht anders geht, nachträglich abgethan werden.

Die Annexionisten und Roma-Capitale-Ausrufer, welche, um im Kanzleistil Antonelli's zu reden, eine „Roma piemontizzata“ herstellen wollen, fassen einen andern hervorragenden Punkt der heiligen Stadt ins Auge; sie suchen eine Art Palazzo Pitti in Rom und finden ihn mutatis mutandis auf dem Quirinal. Beide Parteien kommen von der Landseite und im Wesentlichen von Nordosten her; für einen Sturm oder eine regelrechte Belagerung der Stadt also, das heißt im Sinne der heutigen politischen Bewegungen, bietet die Stadt auf und unter dem Monte Pincio den Angriffspunkt.

Der nächste Weg dorthin aus der innern Stadt vom Corso aus führt durch die Via dei Condotti über den spanischen Platz die berühmte spanische Treppe hinauf. Es ist ein wahrer Wasserfall von breiten, prächtigen Stufen,

zwei Terrassen umarmend, der sich dem erstaunten Auge darbietet. Keine Stadt der Welt hat eine ähnliche Treppenanlage aufzuweisen.

Die Fontäne an ihrem Fuße erscheint auf den ersten Anblick unbedeutend daneben, und doch ist sie ein Meisterwerk von Pietro Bernini, dem Vater des bekannten Bildhauers, welcher das eigenthümliche Motiv einer gestrandeten Barke hier zu einem der schönsten Brunnen Roms zu verarbeiten verstand. In den Tagen der letzten Unruhen war es bei Nacht nicht ungefährlich, die Treppe zu passiren, und die Franzosen stellten darum mehrere Posten auf ihr aus.

Je höher man die Stufen emporsteigt, um so deutlicher tritt die Kirche Santa Trinita dei Monti hervor, welche einen barocken Abschluß der stilvoll durchgeführten Treppe bildet, während der Obelisk des Platzes seinerseits dazu beiträgt, die Unruhe des Ganzen noch zu vermehren.

Unruhig geht es aber da oben auch in den friedlichsten Zeiten immer her. Eine unermüdliche Schaar von Bettlern treibt dort ihr Wesen, die zahllosen Spaziergänger des Pincio fluthen ab und zu, ganze Heereszüge von buntgekleideten Ordenspriestern haben dort ihren ständigen Wechsel, und für die Künstler Roms scheint hier ein wahrer Knotenpunkt von Etappenstraßen zu sein. Darum lagern auch in allen Ecken die Modelle wie auf einem Sklavenmarkte herum und erwarten die Käufer ihrer vermiethbaren Reize.

Unsere zweite Abbildung zeigt einen Theil dieses Platzes, ohne seine ganze Belebtheit wiedergeben zu können. Das Eckhaus in der Mitte, welches die Via Gregoriana (rechts)



Piazza del popolo.

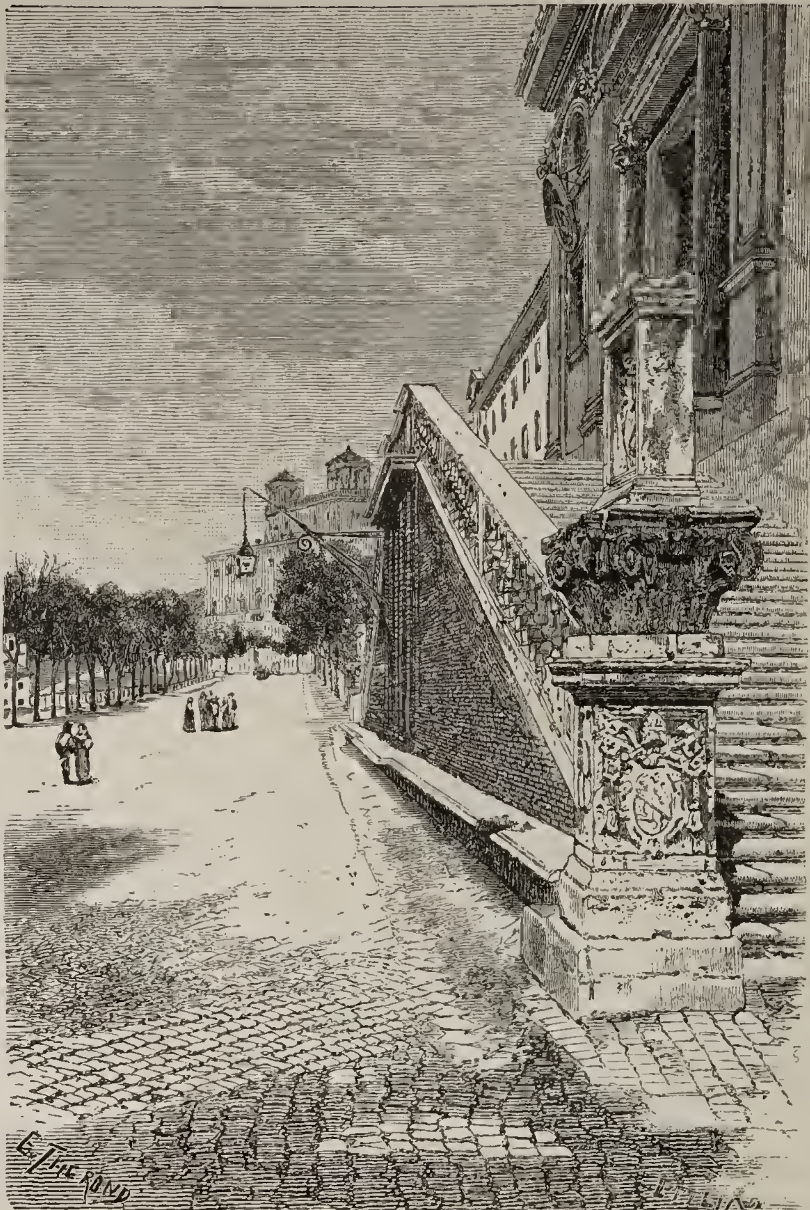
von der Via Sistina scheidet, ist lange eine berühmte Künstlerherberge gewesen; die beiden Zuccari, Poussin, auch Overbeck, Thorwaldsen und andere nennenswerthe Zeitgenossen haben dort gewohnt. Die Aussicht von seinen höher gelegenen Zimmern aus über das zu Füßen liegende Rom ist geradezu bezaubernd. Wir aber wenden uns links; eine Abbildung gewährt uns dem Profil der Dreieinigkeitskirchenfreitreppe entlang eine kleine Durchsicht auf die Villa Medici (S. 54). Dort ist jetzt noch die einzige französische Colonie, aber eine friedliche, welche ohne Trommelwirbel die Gloire zu erwerben sucht, die Akademie der französischen Künstler. Ein prachtvoller Garten liegt bei dem einfachen, aber auch in dieser Umgebung noch imponirenden Gebäude, welches früher den Medicäern gehörte. Hier fand Galilei Aufnahme im Hause des florentinischen Gesandten und befand sich wie im Schooße der Seinigen, bis er auf Befehl des Papstes ausgeliefert und im Gebäude der Inquisition verwahrt wurde.

Die Villa Medici bezeichnet zugleich den Eingang zu der weltberühmten Promenade des Pincio. Dieser herrlichste Spaziergang der Welt mit seiner künstlich noch gesteigerten Vegetation, seinen Palmen und wunderbaren immergrünen Eichen, den prachtvollen Terrassen und Platformen, von denen herab man nur einmal Rom im Abendsonnenglanz gesehen zu haben braucht, um zeitlebens davon zu träumen, — dieser paradiesische gleichsam über Rom schwebende Garten lief in den Octobertagen von 1867 Gefahr, eine Stätte der Verwüstung zu werden. Seiner hohen, unersteiglichen Riesenmauern halber, von denen unsere Abbildung die nach der Piazza del Popolo hinneigenden zeigt, galt

er als ein natürliches Bollwerk gegen die vom Lande der Stadt her drohende Invasion; die päpstlichen Truppen hatten ihn ringsum besetzt und so zu sagen zu einer unvergleichlichen Schanze umgewandelt. Am Fuße derselben nach Nordwesten zu liegt die Piazza del Popolo mit dem Thore gleichen Namens, durch welches die große Heerstraße des Nordens direct auf den Corso und über ihn hinüber auf das Capitol führt. Auch dort waren Schanzen errichtet worden, und man war des Angriffs gewärtig. Wer weiß, wie heute diese herrlichen Plätze und Gärten aussehen würden, wenn der Ueberfall geglückt wäre; — wer weiß, ob in wenig Tagen vielleicht, während die Chassepots an anderen Orten keine Wunder mehr verrichten, sich die Gefahr nicht erneuert?

* * *

Wir geben im Anschluß an das Vorhergehende aus einem soeben erschienenen Schriftchen: „Die europäischen Heere" von E. v. S. (Hildburghausen, Bibliographisches Institut 1870) einen kurzen, sachgemäßen Bericht über die Truppen des Kirchenstaates.



Villa Medici.

„Die Militärverhältnisse dieses Staates sind ganz abweichend von denen aller anderen europäischen Länder geordnet. Die päpstlichen Truppen sind nämlich allesammt geworben, aber nicht wie in England aus Landeskindern oder doch nur in der Minderzahl, sondern überall aus ganz Europa. Daß man dabei nicht sehr wählerisch zu Werke geht, beweisen die sehr häufig vorkommenden Desertionen. Der Stand des mit dem Remington-gewehr bewaffneten Heeres ist aus den angeführten Gründen ein sehr wechselnder; nach officiellen Angaben betrug er Ende vorigen Jahres: Zuaven 3901, römische Legion 2010, Carabinieri 1462, Jäger 1157, Dragoner 533, Artillerie 952, Genie 197 Mann. Dies giebt eine Gesammtzahl von 10,212 Mann. Die Kosten ihrer Unterhaltung belaufen sich jährlich auf etwas über drei Millionen preußische Thaler."

Unsere deutschen Grenzen und unsere Nachbarn.

Von **Karl Andree.**

I.

Endlich ist für uns Deutsche die Zeit der „Compensationen" und der „Revindicationen" gekommen, und wir haben die Machtstellung wiedergewonnen, welche dem geeinigten Deutschland gebührt. Eines gemeinsamen Fühlens Blitz durchzuckt wie mit magischer Gewalt alle Stämme von der Königsau und dem Bernsteinmeere bis tief in die steyerischen Alpen hinein. Das deutsche Bewußtsein und der Stolz, unserm großen Culturvolk anzugehören, ist nicht minder stark und erhebend auch in der Brust unserer Landsleute jenseits des Oceans. Von Newyork am Hudson bis zu Californiens goldener Pforte, in deren Nähe San Francisco steht, und von Neuorleans am untern Mississippi bis nach St. Paul im fernen Minnesota flammen die Deutschen in Nordamerika, gleich uns, auf in heiligem Zorne, in hoher Begeisterung, und bewähren sich als würdige Söhne des Mutterlandes. Allerorten, wo die deutsche Zunge klingt, tritt dasselbe instinctive Gefühl hervor, das uns sagt, es handle sich um einen Riesenkampf, in welchem Deutschland seine Weltstellung wieder erobern müsse.

In der That kommt es auch darauf an, der gediegenen, auf sittlichen Grundlagen beruhenden Cultur des Germanenthums die Zukunft zu sichern und der mit glänzendem Lack angestrichenen Barbarei der französischen „Civilisation" die Stelle anzuweisen, welche ihr gebührt. Der Uebermuth soll erfahren, daß er keine Berechtigung habe; die deutschen Waffen dulden nicht die Verwirklichung eines allromanischen Programmes, nicht eine „lateinische" Hegemonie über Europa und Südamerika. Es muß den Franzosen, unter denen sich mehr als vierundzwanzig Millionen*) Barbaren befin-

*) Es ist ein französischer Diplomat, der mehr als einen Gesandtschaftsposten bekleidet hat und in activem Dienste steht, Graf Gobineau, der in seinem Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1856, 4 Bände, den Nachweis über die „Barbarei" seiner Landsleute führt, und entschieden den Wahn bekämpft, als sei die

den, die weder lesen noch schreiben können, einmal endgültig gezeigt werden, daß sie nicht länger das traurige Privilegium haben, Europa zu beunruhigen; daß sie sich des frevelhaften Wahns entschlagen müssen, als ob sie ihr Raubhandwerk, das sie seit Jahrhunderten mit Vorliebe treiben, auch in unseren Tagen noch ausüben dürften. Es muß ihnen gezeigt werden, was eine natürliche Grenze ist. Sie sollen außer Stand gesetzt werden, über friedliebende Nachbarn herzufallen, müssen Züchtigung erfahren für die Frevel, welche sie verübten, und für die Ränke, welche sie überall angezettelt haben.

Die Tage ihres Prahlerruhmes, ihrer „Gloire“, sind dahin; für Deutschland ist eine neue Zeit angebrochen. Das quecksilberige, unbeständige, leichtsinnige Volk jenseit der Vogesen ist innerlich durch und durch entsittlicht und tief herabgekommen. Dem Abenteurer von Straßburg und Boulogne, dem eidbrüchigen Tyrannen hat sich jene „große Nation“ zum willenlosen Werkzeuge hingegeben. Sie hat unter ihm alle Stufen der Entwürdigung durchgemacht, sie ist ein Spielball in seinen Händen gewesen, und geberdet sich nun wie wahnsinnig, als er einen Raubkrieg unternimmt und sie als Entschädigung für alle höheren Güter, die ihr abhanden gekommen sind, mit Raub an fremdem Gute und mit Soldatenruhm füttern will. Die „glorreichen Spuren“, welche die Franzosen seit drei Jahrhunderten auf deutschem Boden zurückgelassen, zeugen für die Beschaffenheit der französischen Heerführer und Soldaten; die Brandstiftung in Saarbrücken beweist, daß diese Franzosen allzeit dieselben Barbaren sind und bleiben.

Sie konnten ihre Rolle spielen, so lange sie ein getheiltes Deutschland sich gegenüber sahen; in einem solchen fanden sie Boden genug für ihre Ränke; sie theilten und siegten. Auch waren sie, ihr Zwingherr und mit ihm das in bornirter Selbstgenügsamkeit höchst unwissende Volk, von dem Wahne bestrickt, daß sie ein uneiniges Deutschland vor sich haben würden, welches ihnen leichtes Spiel gewähre. Aber sie begriffen den Geist des neuen Deutschlands nicht: Zum ersten Male in der Geschichte steht dasselbe ihnen geeinigt gegenüber, von demselben Willen und Wollen beseelt, endlich einmal Kehraus zu machen mit diesen Feinden der Cultur, und ihnen mit den Waffen zu zeigen, was sich gebührt und was sich für sie schickt.

Es muß aufgeräumt werden mit diesen Störenfrieden, Europa will und muß Ruhe und Frieden haben, um seine Arbeit gesichert zu sehen und die geistigen Güter pflegen zu können. Ruhe ist aber auf die Dauer nicht möglich, Deutschland wird vor Beraubungsattentaten nicht sichergestellt, wenn es dem alten Erbfeinde nicht den Raub wieder abnimmt, welchen er an uns verübt. Das ist die conditio sine qua non, das ist eine absolute Nothwendigkeit.

Als wir vor einem halben Jahrhundert zweimal mit ihnen in Paris abrechneten, wurden wir an dem Einziehen unseres Guthabens durch schnöde Verbündete: den russischen Alexander, durch die Engländer und Metternich gehindert. Heute fechten wir den Kampf allein aus, und wenn gegenwärtig der alte Feldmarschall Vorwärts unter den Lebenden wäre, fände er gewiß keine Ursache mehr, darüber zu fluchen, daß die Federfuchser weggäben, was die tapferen Männer des Schwertes, welche Blut und Leben in die Schanze schlugen, mit so harter Mühe erringen und wofür unser Volk so viele Hunderte von Millionen opfert.

Werfen wir einen Blick auf unser Verlustconto; vergegenwärtigen wir uns die Einbuße, welche wir im Laufe von Jahrhunderten erlitten haben, und sehen wir, was uns nothwendig ist, wenn Deutschland sichergestellt werden soll gegen Frankreichs Raub- und Eroberungsgier.

Vergessen wir nicht, daß es eine Grundmaxime aller französischen Regierungen ohne jegliche Ausnahme ist, „die Grenzen Teutoniens um ein Beträchtliches zu verengen.“ Selbst die älteren Bourbons wollten mit Hülfe des russischen Kaisers Nikolaus die Rheingrenze zu erwerben suchen; Polignac hatte 1829 einen ähnlichen Raubplan in St. Petersburg vorgeschlagen, wie jüngst Benedetti in Berlin, und nur der Ausbruch der Julirevolution verhinderte die Verwirklichung des Planes.

Ein Franzose begreift nur mit Mühe oder auch gar nicht, daß Deutschland so gut wie Frankreich das Recht habe, selbständig dazustehen und seine Angelegenheiten für sich allein zu ordnen und zu besorgen. Er sieht darin ein Attentat auf die Größe seines Volkes und gegen das Uebergewicht Frankreichs; in diesem allein findet er das europäische „Gleichgewicht“. Er fühlt sich in seiner „Würde“ gekränkt, daß die Deutschen Land behalten, welches ihnen gehört hat, so lange es eine Geschichte giebt, das aber einmal funfzehn Jahre lang von den Franzosen in Kriegszeiten besetzt worden war. Er sieht darin einen „Raub an französischem Gebiete!“ Von diesem Wahne kann er nur durch Kolbenschläge auf sein blödes Hirn curirt werden. Levissimus quisque Gallorum — sie sind noch heute wie in den Tagen des Julius Cäsar — fühlt sich gekränkt, wenn Deutschland seinem eigenen Willen folgt und sich die Stichwörter nicht aus Paris holt.

Wir haben ein paar Jahrhunderte lang als Volksganzes und bei der allmäligen Auflösung des Reiches eine leidende Rolle in den großen Welthändeln gespielt und sind erst seit 1813 und 1815 wieder activ geworden. Vorher hatten nur wir den Schaden, das Ausland aber hatte den Vortheil. Es war eine schöne Zeit — für Frankreich, als jeder einzelne Fürst im Reiche sich für einen selbständigen Potentaten hielt und mit fremden Mächten Bündnisse abschließen durfte. Man bezeichnete das als „teutsche Freiheit“, aber was dabei zu Grunde ging, das war das Reich, und ein „teutscher“ Fürst nach dem andern wurde Vasall des Auslandes.

Die Franzosen begreifen heute noch nicht, daß bei uns jede Bündlerei mit dem Auslande für schmachvollen Hochverrath gilt. Jetzt eben wollten sie einen solchen unseren süddeutschen Brüdern zumuthen und können sich nun gar nicht in den Gedanken finden, daß diese keine andere Antwort haben, als die einzig zuläßige, — mit den Waffen. Sie sehen eine Beleidigung darin, wenn der Entwickelungsgang unseres Volkes sie aus Stellungen verdrängt, auf welche sie, als ehemalige Tonangeber, ein alleiniges Anrecht zu haben glaubten; es ist ihnen unerträglich, daß wir uns ihnen nicht als untergeordnet, sondern als vollkommen und in jeder Hinsicht gleichberechtigt betrachten. Wir haben unsere „Sympathien“ lediglich für uns und unsere Interessen und werfen sie nicht an das Ausland weg; der ehemalige verschwommene

---

Masse seiner Landsleute auch nur „civilisirt“. Sie sei der Civilisation völlig fremd geblieben. Gobineau schreibt: „Will man eine annähernde Statistik entwerfen, so kann man, meiner Ueberzeugung nach, sagen, daß in Frankreich etwa 10 Millionen Menschen innerhalb unseres (— d. h. der gebildeten, civilisirten Menschen —) Ideen-, Gesittungs- und Gesellschaftskreises leben, daß aber sechsundzwanzig Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden. Diese Annahme ist eher zu niedrig als zu hoch.“

Gobineau hebt hervor, daß „die Masse der Bevölkerung in Frankreich ein Abgrund ist, über welchem die Civilisation in der Luft hängt.“ — „Wäre unser Landvolk lediglich plump und unwissend, so könnte man mit weniger Besorgniß auf diese Kluft blicken und sich mit dem vulgären Troste beruhigen, daß diese rohen Massen wohl allmälig der Bildung zugänglich gemacht werden könnten. Aber es verhält sich mit diesen französischen Massen platterdings wie mit den Wilden.“ Diese „Wilden“ gaben sieben Millinen Jastimmen für das „Plebiscit“ ab. — Ich werde in einem folgenden Aufsatze auf den ethnischen Charakter der Franzosen näher eingehen.

Kosmopolitismus ist für uns ein längst überwundener Standpunkt; die Allerweltsbürgerlichkeit, welche das eigene Vaterland unbeachtet ließ, eine abgethane Sache. Es giebt in Deutschland keine „französischen Sympathien"; wir verlangen auch keine Sympathien für uns von Seiten der Franzosen. Was wir aber verlangen und was wir erreichen wollen, ist einfach, daß sie endlich aufhören, Attentate gegen uns zu schmieden.

Ein geschichtlicher Rückblick ist belehrend. Die Franzosen können ihren Louis quatorze und „den Glanz seiner Tage" immer noch nicht vergessen, und so ist auch in der jüngsten Zeit in Paris von Seiten einer schmachvoll corrumpirten Presse, welche die schlechten Leidenschaften einer rohen und unwissenden Masse aufzustacheln Befehl erhalten, wieder an den „großen König" erinnert worden. Zu seiner Zeit sei die „deutsche Freiheit" mehr gesichert gewesen, als jetzt, da sie durch „die preußische Tyrannei" zu Boden getreten wäre! Zwei keltisch-französische Eigenschaften sind bekanntlich von altersher: Lüge und eisenstirnige Unverschämtheit. So haben auch die Preßbuben des December-Napoleoniden keinen Funken von Scham in sich.

Freilich, das war eine „schöne Zeit", in welcher Minister und Hofgesinde in deutschen Ländern Erkenntlichkeitsgebühren, politische Trinkgelder, vom Versailler Hofe dafür erhielten, daß sie das Vaterland, Kaiser und Reich verriethen. Ludwig „der Große" besoldete volksvergessene Professoren bis ins Innerste Deutschlands hinein, sogar an der kleinen Universität Helmstädt, und sie waren dafür eifrig beflissen, das Lob des herrlichen Königs zu verkündigen. In jener Zeit schrieben die Diplomaten dicke Actenstöße über die Frage, ob in dem mitten im Frieden verübten Raube Straßburgs ein Friedensbruch liege. Ein Jahrhundert später konnten die Ohnehosen unter Custine eine Festung wie Mainz vermittelst einer Anzahl von Hühnerleitern ersteigen.

Kein Wunder, daß bei der Kleinstaaterei und Zerfahrenheit, und als man an den Höfen nur pariserisch dachte und sprach, Frankreich Alles galt. Aber die Höfe haben dafür gebüßt, — sie haben den Lohn für ihr unvaterländisches Treiben erhalten, — sie sind von dem eisernen Besen der Geschichte aus dem Dasein hinweggefegt worden. Heute steht das geeinigte Deutschland da, und eine neue Epoche hat begonnen, welche am allerwenigsten den Franzosen gefallen wird. Was früher geschehen konnte, ist jetzt unmöglich. Unser Stern ist nicht im Niedergange; den nächsten Jahrhunderten ist die Cultur gesichert. Der Kampf, in welchen wir verwickelt sind, ist ein Kampf des Germanenthums gegen das Romanenthum, und wir werden ihn siegreich durchfechten. Wir haben die Religionswirren des sechszehnten Jahrhunderts überstanden, wir bluteten nach dem dreißigjährigen Kriege aus tausend Wunden und waren todtmatt geworden; auch die Hofwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts hat uns nicht völlig zu Grunde richten können; wir sahen Deutschland unter dem ersten Napoleon tief erniedrigt, zerrissen, zu Boden geworfen. Dann kam unsere Feuertaufe, und wir haben nur zweier Menschenalter bedurft, um so zu werden und dazustehen, wie es jetzt der Fall ist. Deutschland wird fortschreiten.

Wir können nun mit Ruhe einen Blick auf unser Verlustconto werfen, weil die Tage der „Compensationen" nahe sind.

Im Norden haben wir die überelbischen Herzogthümer aus dem Verbande mit Dänemark abgelöst; sie sind wieder da, wohin sie gehören. Dieses Dänemark ist, je nach den Zeitumständen, mehr oder weniger von Deutschland abhängig gewesen; unser Kaiser Otto der Große warf seinen Speer in den Lymfiord im nördlichen Jütland, und die Bucht, wo das geschah, heißt bis auf diesen Tag der Ottesund. Aber so lange Dänemark holsteinische Truppen für den deutschen Bund zu stellen hatte, führte es das Commando in dänischer Sprache. Wir hörten in Altona, als wir einer Soldatenübung beiwohnten, daß der Offizier commandirte: Fäng hätter po! zu Deutsch: Zündhütchen auf!

Kleine Völker pflegen gegen große Nachbarvölker zu grollen, und die Dänen werden es uns in Menschenaltern nicht vergeben, daß wir ihnen Schleswig nicht preisgeben wollten. Dasselbe ist für sie wie für uns eine Art Außenwerk. Die dänische Propaganda, welche ihrer Rücksichtslosigkeit keine Schranke setzte, bezeichnete jenes Herzogthum als „Südjütland"; sie wollte damit andeuten, daß es einen Bestandtheil Jütlands bilde. Aber drei Viertheile der Bewohner sind deutsch, und die Herzogthümer mußten zusammenbleiben, „ungetheilt". Die dänischen Verfolgungen waren widerwärtig, kleinlich, oft geradezu tyrannisch, aber sie haben auf die Dauer nichts auszurichten vermocht gegen die friesischen und altsassischen Deutschen in den Herzogthümern. Diese sind nicht leicht in Bewegung zu bringen, wenn sich ihrer jedoch einmal ein bestimmter Wille bemächtigt, wenn eine Ueberzeugung sie durchdrungen hat, dann leisten sie zäh und fest, je nach den Umständen, thätigen und leidenden Widerstand, und mit diesem wuchs auch ihre Hartnäckigkeit.

In einer Zeit, deren ganzer Zug darauf hingeht, große Organismen im Staatswesen zu bilden, sind kleine Staaten, wie Dänemark, in einer unbehaglichen Lage. Es bildet ein verstreuetes Inselland mit einer Halbinsel, und kann sich schon der mißlichen Finanzlage wegen nicht in der frühern Weise, mit Landheer und Flotte halten. Es hat alte Erinnerungen seiner Kriegsflotte und seines tappern Landsoldaten, aber sie sind verblichen. Deutsche und Dänen bildeten einen unversöhnlichen Gegensatz im „Reiche"; diesen glaubte man durch Danisirung zunächst Schleswigs austilgen zu können. Die Dänen suchten alle aus der Kleinheit und Ohnmacht ihres Staates hervorspringenden Uebelstände durch einen skandinavischen Föderalismus, durch ein dreieiniges Skandinavien beseitigen zu können; sie haben dabei den geistigen Vorbehalt, in demselben die erste Rolle zu spielen. Das würden die Schweden nie zugeben, und die Norweger, welche so lange Zeit von Dänemark abhängig waren, sind glücklich und zufrieden bei ihrer Absonderung und mit ihrer freien Verfassung. So ist das dreieinige Skandinavien bis heute ein Nebelbild geblieben, und die Dänen thun wohl, wenn sie sich in die bescheidene Stellung fügen, welche die Geschichte kleinen Nationalitäten anweist. Groll gegen uns Deutsche mögen sie immerhin hegen, ihnen nützt er nichts und uns fügt er keinen Schaden zu. Vielleicht kommt später eine Zeit, in welcher die Dänen ihrer Abneigung Schweigen gebieten und gute Nachbarschaft halten. Sie sind Germanen, gleich uns, und mit ihren Interessen vielfach, sowohl in materiellen Dingen, wie in geistiger Beziehung, auf uns angewiesen. Die dänische Literatur ist achtbar; sie hat die Fühlung mit der geistigen Welt Deutschlands nie verloren, und das kommt dem dänischen Volke intellectuell zu Gute. Manche Dänen, welche in deutscher Sprache schreiben, haben bei uns alle Anerkennung gefunden, und man hat ihnen gern brüderliche Gesinnung entgegengetragen. Ihrer Tapferkeit zu Land und See hat man von unserer Seite allzeit Lob gespendet; auch ihre Vaterlandsliebe ist achtbar, obwohl von sehr hochgesteigerter Selbstüberschätzung nicht frei.

Zwei von Deutschland aus besiedelte Kernprovinzen, Ost- und Westpreußen, waren vom deutschen Bunde ausgeschlossen, aber doch wenigstens einem deutschen Herrscher angehörig. Jenseit der Memel, der Ostsee entlang bis nach Reval und Narwa, liegen jene baltischen Provinzen, welche seit nun anderthalb hundert Jahren zu Rußland ge-

hören. Auf ihnen lag die Nacht der Barbarei, ehe deutsche Kaufleute und Ritter in jene Region der Liven, Letten und Esthen kamen. Riga ist eine Tochterstadt Bremens, das mit Recht als eine Mutter vieler Ostseestädte bezeichnet worden ist. Der alte Chronist Balthasar Rüssow konnte in seiner sassisch-niederdeutsch geschriebenen Chronik (1548) sagen: „Livland ist solch ein Land gewesen, daß alle die, welche aus deutschen und anderen Landen dorthin kamen und des Landes Verhältnisse und gute Tage recht erfahren, sprechen mußten: Lyffland — Blyfland" (bleib im Land, weil es sich dort so gut lebt). Dem war auch so in den Tagen der Schwertritter und Kreuzbrüder bis auf die Zeit, in welcher die Kriege mit den Czaren der Moskowiter begannen. Der Heermeister Walter von Plettenberg war noch Reichsfürst, aber das Reich war anderweit zu sehr in Anspruch genommen und in Folge der Religionskriege dermaßen in sich zerrüttet, daß es jenen im fernen Nordosten liegenden Außenbollwerken weder Aufmerksamkeit noch Hülfe zuwandte. So konnte es geschehen, daß Livland 1569 mit Polen verbunden wurde. Schon 1561 hatte Gotthard Kettler Kurland von Polen zu Lehen genommen, von Polen, das einst selber ein Lehen des deutschen Reiches gewesen war. Seit jener Zeit war Livland im Nordosten ein Nebenstück zur italienischen Lombardei, — ein Zankapfel zwischen verschiedenen Mächten, um welchen Russen, Polen und Schweden mit einander rauften. Im Frieden von Oliva, 1660, wurde es von den Polen an die Schweden, von letzteren 1721 an Czar Peter abgetreten; dieser erhandelte dasselbe im Nystädter Frieden für zwei Millionen Thaler. So geriethen Riga, Dünamünde, Pernau, Reval, Dörpt, Narwa und die übrigen Städte Livlands und Esthlands, welche allesammt deutsche Bevölkerungen hatten, unter die Herrschaft der Moskowiter. Kaiser und Reich hatten sich längst aller Einwirkung begeben; sie mußten Türken und Franzosen bekämpfen.

Heute ist bei uns in Deutschland keiner, welcher diese baltischen Lande uns einverleiben möchte. Das große russische Hinterland bedarf seiner Ostseehäfen, und diese werden ihm bleiben. Es ist eine allerdings wohlberechnete Albernheit, wenn die Altmoskowiter und die „Moskauer Zeitung" immer wiederholen, daß Preußen gierige Blicke auf Kurland, Esthland und Livland werfe, und daß die Deutschen in den baltischen Provinzen nach einer Lostrennung von Rußland strebten. Man wiederholt diese Lüge, um einen Vorwand für das mit äußerster Rücksichtslosigkeit betriebene Vermoskowitern zu haben. Einhundert Jahre lang hat man den Ostseeprovinzen die beschworenen Zusagen leidlich gehalten; jetzt nicht mehr. Czar Peter gelobte im zehnten Artikel des Nystädter Friedens: „die sämmtlichen Einwohner, Adelige wie Unadelige, Städte, Magistrate, Gilden und Zünfte bei ihren Privilegien, Gewohnheiten und Gerechtigkeiten beständig und unverrückt zu erhalten und zu beschützen, auch in den cedirten Ländern keinen Gewissenszwang einzuführen, sondern vielmehr die evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen und was dem anhängig ist, auf dem Fuße wie es unter der schwedischen Regierung gewesen, zu lassen, jedoch daß die griechische Religion ebenfalls frei und ungehindert ausgeübt werden könne und möge." Aber seit einem Menschenalter wird das deutsche Element mehr und mehr planmäßig bedrängt vom Moskowiterthume, das auch an der Ostsee Alles verrussen möchte. Daran kann Deutschland allerdings nichts ändern, so innig auch unsere Theilnahme für das harte Loos unserer Stammesbrüder ist. Ihr Geschick ist unabänderlich an Rußland gebunden.

Blicken wir nach Westen und Südwesten. Was ist aus den Landen geworden, welche Kaiser Maximilian 1512 für „den burgundischen Kreis des römischen Reiches deutscher Nation" erklärte? In Betreff desselben verfügte Kaiser Karl der Fünfte 1548 zu Augsburg für sich, seine Erben und Nachkommen: „Daß hinführo und zu ewigen Zeiten in der römischen Kaiser und Könige und des heiligen Reiches Schutz und Schirm, Vertheidigung und Hülfe stehen sollten: die Herzogthümer Lothringen, Brabant, Limburg und Lützelburg, Geldern; die Grafschaften Flandern, Artois, Burgund, Hennegau, Holland, Seeland, Namur, Zütphen; die Markgrafschaft des heiligen römischen Reiches (nämlich Antwerpen, hochdeutsch Antorff); die Herrschaften Friesland, Oberyssel, Groningen, Valkenburg, Thalheim, Mecheln und Mastricht, mit allen ihnen mittelbar und unmittelbar zugehörigen und einverleibten geistlichen und weltlichen Fürstenthümern, Prälaturen, Dignitäten, Grafschaften, Frei- und Herrschaften und derselben Vasallen, Unterthanen und Verwandten."

Es wurde von Seiten des Kaisers hinzugefügt, daß sie sich erfreuen sollten des Reiches Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten und Stimme haben auf Versammlungen und Reichstagen.

Nun lasse man das Auge über die Karte schweifen. Von den Landen dieses ehemaligen burgundischen Kreises hat Frankreich abgerissen und sich einverleibt ganz Lothringen bis auf eine kleine Grenzstrecke, Theile von Luxemburg und Flandern, Artois, die Freigrafschaft (Franche Comté), Theile von Namur und Hennegau.

Limburg und Luxemburg sind erst in unseren Tagen in einer für uns unrühmlichen Weise aus Deutschlands Verband abgetrennt worden.

Es soll hier auch betont werden, daß die vielgerühmte Großmuth und Weisheit der Congresse und der Diplomaten die deutsche Grenze nicht etwa bis an die Maas verlegt hat, sondern sie läuft eine halbe Stunde diesseits der Maas. So kann ein deutsches Schiff dieses alte deutsche Wasser in seinem mittlern Laufe ohne holländische Erlaubniß nicht befahren, — man glaubte damit den Niederländern eine Prämie zu geben. Und noch mehr; diese Diplomatie gab die Festungen Mastricht und Venlo gleichfalls den Niederländern, auf daß unsere Grenze dort ja nicht gedeckt sei! So ist es vor einem halben Jahrhundert beliebt worden.

Aus Theilen des alten burgundischen Kreises sind, abgesehen von dem, was Frankreich sich angeeignet, zwei selbständige Staaten gebildet worden: Belgien und Holland. Das erstere, auf welches Frankreich unablässig hingiert, ist zwar von den Großmächten für neutral erklärt worden, befindet sich jedoch in einer schwierigen Lage. Vom Ende des spanischen Erbfolgekrieges an bis zur französischen Revolution gehörte es dem österreichischen Kaiser; von Wien aus geschah aber nichts, das vlaamsche Element zu kräftigen und dem Eindringen des Französischen einen Riegel vorzuschieben. Zwanzig Jahre lang waren dann diese südlichen Niederlande im Besitze Frankreichs, welches in seiner Art französirte und nivellirte; 1815 vereinigte man sie mit Nordniederland; nach 1830 bildete man aus ihnen das Königreich Belgien. Dort haben dann die „Fransquillons" Alles aufgeboten, um die gallischen Einflüsse mehr und mehr überwiegend zu machen.

Belgien ist ethnographisch und sprachlich in zwei Hälften getheilt: in die wallonische, deren Schrift- und höhere Umgangssprache das Französische ist, und in die vlaamsche, d. h. niederdeutsche. Nach der Zählung von 1866 („Globus" XVII, S. 224) stellten sich in Bezug auf das Sprachenverhältniß folgende Ziffern heraus, welche nach den

Aussagen der Familienhäupter zusammengestellt sind. Es sprachen

Französisch	2,041,784	Belgier
Vlaamsch	2,406,491	„
Französisch und Vlaamsch .	308,361	„
Deutsch	35,365	„
Deutsch und Französisch .	20,448	„
Vlaamsch und Deutsch .	1625	„
Alle drei Sprachen . .	4966	„
Andere Sprachen . . .	6924	„

Man sieht, daß das niederdeutsche Element in Belgien um nahezu eine halbe Million Seelen überwiegt. Nichtsdestoweniger rechnen auch wissenschaftlich gebildete Leute in Frankreich ganz Belgien unter die Länder, welche bewohnt seien von der Race latine! Man kann das z. B. aus jedem Jahrgange des „Annuaire de la Revue des deux Mondes“ ersehen.

Noch mehr. Auch die Schweiz, la Suisse, wird ohne Umstände der Race latine zugewiesen und hat dort ihre Stelle zwischen La Belgique und Italie! Ich weiß ganz zuverlässig, daß die Herausgeber des „Annuaire“ mehrmals und seit Jahren auf das Widersinnige einer solchen Behauptung hingewiesen worden sind; sie verharren jedoch bei der falschen Classificirung, und so gehören denn die deutschredenden Schweizer und niederdeutschsprechenden Vlamingen zur Race latine! So will man es in Paris.

Das Eindringen französischer Elemente in Südniederland erhielt durch die Herrschaft der burgundischen Herzöge großen Vorschub. Wenn auch die Privilegien, welche dieselben beim Regierungsantritte zu bestätigen hatten (la joyeuse entrée, de blyde inkomsten) auch in niederdeutscher Sprache verkündet wurden, so war doch die Hof- und zum großen Theile die Amtssprache französisch; was „vornehm“ sein oder scheinen wollte, sprach wie der Hof und bekümmerte sich um Volksliteratur und Niederdeutsch nicht im mindesten. Aber man ließ dasselbe wenigstens gewähren. Bald nachher hatte das volksthümliche Schriftenthum unter Ungunst der Zeiten schwer zu leiden. Die Reformation fand bekanntlich in den Niederlanden, die wallonischen Theile abgerechnet, großen Anklang. Kaiser Karl der Fünfte erließ die strengsten Edicte gegen Ketzer und ketzerische Bücher; selbst Volksbücher, wie der vlaamsche Eulenspiegel und der hürnene Siegfried, wurden theils in Masse verboten, theils von der Censur unbarmherzig verstümmelt*). Es wurde bei empfindlicher Strafe verboten, die alten Lieder zu singen, weil man ihre Melodien ketzerischen Gesängen untergelegt hatte. Die geistliche Gewalt drang auch darauf, daß die Kammern der Rederyker, dieser niederländischen Vereine von Meistersängern, geschlossen wurden. Alba, des Fanatismus rauher Henkersknecht, und sein wilder Blutrichter Vargas, ließen mehr als 70,000 niederdeutschredende Ketzer hinwürgen; das Land seufzte unter spanischem Drucke, war unaufhörlich von fremden Truppen besetzt und als es dann unter den Scepter des deutschen Kaisers zurückkam und einige Ruhe genoß, war in Europa längst die französische Literatur herrschend; sie war es auch in diesem burgundischen Kreise, der ohnehin eine gemischte Bevölkerung hatte und seit der französischen Revolution bis 1814 systematisch französirt wurde.

Bei uns hat es in den Landen, in welchen das Sassisch-Niederdeutsche die Sprache des Volkes ist, also im ganzen Norden von den West- und Südgrenzen Westphalens bis nach Ostpommern, bis nach Schleswig und überall nördlich vom Harze, keine Schwierigkeiten gehabt, allmälig die oberdeutsche Schriftsprache anzunehmen; dasselbe gilt von den fränkischen, bayerischen, schwäbischen Gebieten und von den Deutschen im österreichischen Kaiserstaate. Unsere Schriftsprache, welche auch die des höhern Umgangs ist, läßt die Mundarten und Idiotismen unangetastet, bildet aber ein Verständigungsmittel für alle Deutsche, und durch sie haben wir unsere großartige Literatur gewonnen.

Unsere Nachbarn in Nord- wie in Südniederland nehmen in solcher Beziehung eine ungünstigere Stellung ein. Sie erleiden einen empfindlichen Nachtheil dadurch, daß sie sich gegen das Hochdeutsche als Schriftsprache ablehnend verhalten. Sie trennten sich als Zweig von dem großen, starken und saftkräftigen Stammbaum ab und unterbanden denselben gleichsam, so daß diesem Zweige frische Nahrung nicht genügend zuströmen kann. Die Niederländer bildeten ihre dem Sassisch-Niederdeutschen ganz nahe verwandte*) Mundart selbstständig aus und sonderten sich von der deutschen Literatur ab. Sie beschränkten sich auf ihren provinziellen Boden und wandten sich auch staatlich vom großen Stammkörper weg. Sie haben ein Flachland und eine niedrige Seekante inne; die Bodenverhältnisse ihres Gebietes sind einförmig, und wenn auch die Luft des Meeres über sie hinzieht, so fehlen ihnen doch Hügel und Gebirge. Das ist ein Moment, welches von großer Bedeutung für ihre literarische Entwickelung oder Rückständigkeit erscheint. Die Holländer haben sich lange Zeit von den großen und frischen Strömungen des deutschen Geisteslebens nur schwach berühren lassen; in Bezug auf die schöne Literatur verknöcherten sie geradezu, weil sie provinziell blieben. Original waren und sind sie, selbst in ihren besten Zeiten, nicht gewesen; als sie ihre Dichter Cats und Vondel hatten, waren sie doch nur halbwüchsig und blieben auch später in der Nachahmung der französischen sogenannten Classiker stecken, welche bei uns in Deutschland seit einem Jahrhundert aufgehört haben, irgendwie maßgebend zu sein. Sie liefern noch heute Gedichte in klapperndem Alexandrinermetrum, das wir verschmähen, seit Gottsched uns in seinem „Sterbenden Cato“ ein Musterdrama zu liefern geglaubt hatte. Der Holländer Bilderdyk, den sie immer noch für einen großen Geist ausgeben, bezeichnete unsern Schiller als einen des Tollhauses würdigen Pseudopoeten. — Das Holländische ist übrigens eine Fundgrube für den germanischen Wortschatz geblieben; es hat eine Fülle trefflicher niederdeutscher Bezeichnungen für Dinge, die wir im Hochdeutschen mit romanischen Wörtern geben, aber es hat sich nicht weiter gebildet und leidet an einem Uebermaße schleppender Participialconstructionen.

In Südniederland, Belgien, ist die niederdeutsche Volkssprache viel ungünstiger gestellt gewesen, weil sie stets gegen das Eindringen des Französischen sich wehren mußte bis auf diesen Tag. In Holland war und ist die Volkssprache auch Sprache des Hofes und der Behörden; in Belgien ist die

*) Ich besitze einen vlaamschen Eulenspiegel (ohne Druckort und Jahr), welchen ich zu Brügge in Flandern an einer Straßenecke von einem „Bukenisten“, Büchertrödler, kaufte. Mein biederer braunschweigischer Landsmann aus Kneitlingen am Elme ist darin zu einem guten Katholiken gemacht worden, und nicht zu Mölln im Lauenburgischen Anno 1350 begraben worden, sondern zu Damme in Westflandern. Er erscheint aber auch als großer Seefahrer und Held, denn er ist mit dem Portugiesen Vasco da Gama ums Vorgebirge der Guten Hoffnung bis nach Kalikut an der Malabarküste gefahren, und die dortigen „Heiden“ haben sich sehr vor Till Ulenspegel gefürchtet!

*) Ich habe in ganz Westflandern mit Bürgern und Bauern ohne die allermindeste Schwierigkeit mich auch dann verständigt, wenn ich mit ihnen nicht mehr Vlaamsch sprach, sondern Sassisch, wie es unsere niedersächsischen Bauern reden, und meine lieben vlaamschen Freunde von der Brüsseler „Tael en letterkundig Genootschap“ erhielten die Ueberzeugung, daß ein braunschweigischer Bauer sich in Westflandern sprachlich nicht in die Fremde versetzt fühlen würde. In Antwerpen und Brabant würde er allerdings schon einige Mühe haben, seine niederländischen Sprachgenossen zu verstehen; dort geht das Vlaamsche im Volksmunde schon vielfach ins breitere Holländische über.

Sprache der Minderheit, das Französische, die eigentliche Amts- und politische Sprache, und es hat Mühe gekostet, selbst in rein vlaamschen Gemeinden der Volkssprache ihr Recht zu verschaffen. Aber diese ist zäh und seit von 1837 an die sogenannte vlaamsche Bewegung in immer weiteren Kreisen Boden gewinnt, ist dem fernern Uebergreifen des Französischen ein Riegel vorgeschoben worden. Das germanische Element kam auch dort wieder zum Bewußtsein, und es hat den Kampf aufgenommen. Schon auf dem Sprachcongresse, der zu Gent in Ostflandern, wenn ich nicht irre 1841 oder 1842, abgehalten wurde und an welchem sich hervorragende Männer der Wissenschaft betheiligten, wurde mit Entschiedenheit betont, daß die vlaamsche Literatur nur dann einen frischen Aufschwung nehmen, auf eine gesunde Entwickelung rechnen könne, wenn sie sich eng an jene „der Brüder in deutschem Blut“ anschließe. Man begriff, daß die Tochter der Mutter die Hand reichen müsse, daß es nothwendig sei, aus provinzieller Abgesondertheit herauszutreten. Das ist theilweis auch geschehen; Heinrich Conscience, Alfred de Laet und manche Andere gaben ihrer Sprache Lebendigkeit, Wohllaut, guten Stil, und Vleeschhouwer hat nicht nur Goethe's Faust, sondern auch Shakespeare's Hamlet ganz vortrefflich ins Vlaamsche übersetzt *).

Die vlaamsche Bewegung hat von Anfang an ein germanisches Gepräge getragen; sie ist durch und durch antifranzösisch; sie warf die alten Ketten weg und machte sich frei. Sie ging zunächst auf das Mittelalter zurück, und Conscience trat mit seinem „Löwen von Flandern“ auf, in welchem er die alten niederdeutschen Helden von Gent verherrlicht; er beschwört sie aus dem Grabe herauf und ruft ihnen zu:

Koninck, Breydel, Artevelde,
O stât op, en trekt to velde
Voor de tael en't Vaderland.

Sie sollen heute mitkämpfen für Sprache und Vaterland; damit war die Saite angeschlagen, welche Wiederhall fand. Während Conscience reizende Schilderungen unverdorbenen niederdeutschen Lebens entwarf, um die liederlichen Pariser Romane zu verdrängen, und während überhaupt die neuvlaamsche Literatur planmäßig einen Gegensatz zur frivolen französischen Literatur bildete, erschienen auch Gedichte, aus denen Groll und Erbitterung gegen die „Verbasterten“ unter den Belgiern, gegen diese Fransquillons spricht. Duvilliers, gleich Conscience, trotz des französischen Namens, ein „Kernvlaming“, schleudert, wie ein Archilochos, wilde Verse. „Ich bin ein Vlaming; mein Herz trauert, wenn ich meine Sprache lästern höre; — ich bin in Vlaming und meine Seele ist betrübt, wenn ich ein Volk, das vom Heldenstamm ist, vor fremder Brut kriechen sehe! Dann wallt mein Blut auf, in meinen Adern kocht Grimm; ich gedenke an den Muth unserer mittelalterlichen Ahnen.“ Diese Volkshelden: Peter de Koninck, Artevelde, Breydel rc., stellt auch er dem heutigen Geschlecht als Vorbilder auf.

Das Vlaamsche ist nun, gegenüber dem Französischen, gerettet. Es bleibt ihm übrig, sich näher und mehr von dem Geist unserer hochdeutschen Literatur und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mit großdeutschem Geiste zu erfüllen. In der jüngsten Zeit und in Folge des niederdeutschen Congresses zu Utrecht hat man da und dort auch in Holland angefangen, sich gegen denselben weniger ablehnend zu verhalten. Es kommt der geistigen Entwickelung der Holländer zu gute, daß sie fortwährend eine beträchtliche Anzahl deutscher Werke in ihre Sprache übertragen. Sie haben eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Gelehrten und erwerben sich um die Wissenschaften erhebliche Verdienste.

Was die politische Stellung der beiden Niederlande uns gegenüber anbetrifft, so verlangt Niemand bei uns eine Einverleibung der einen wie der andern. Ein neutrales Belgien genügt, und Deutschland hat mit demselben stets auf freundlichem Fuße gestanden. Nie ist von uns aus ein infames Attentat, wie das Benedetti-Napoleonische, geplant worden. Wir unterhalten mit Belgien ausgedehnten Handelsverkehr, und eine sehr beträchtliche Anzahl der größten Handelshäuser in Antwerpen sind deutsche. — Holland befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Es hat große, ruhmreiche Tage gesehen; es schüttelte das spanische Joch ab, vertrieb die Portugiesen aus dem indischen Archipelagus, wurde See- und Colonialmacht, und die Generalstaaten waren bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein wichtiger Factor in der Politik. Holland war ein glänzendes Meteor, welches allmälig erlosch. Es liegt in der Beschaffenheit der Dinge, daß kleine, vom Hinter- und Mutterland abgetrennte Staaten nicht auf die Dauer eine große Rolle spielen oder eine hervorragende Stellung behaupten können. Holland ist reich, entfaltet aber gegen früher eine nur geringe Thatkraft, und es thut wohl daran, daß es sich mit einem bescheidenen Dasein begnügt. Von deutscher Seite wird es um dasselbe nicht beneidet, und Niemand bei uns wünscht eine Einverleibung Hollands. Wir sehen in unserm Nachbarlande nicht „einen entlaufenen Vasallen“. Was aber im Interesse beider Theile liegt, das ist ein gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß, eine Ausdehnung der geistigen und commerciellen Verbindungen. Die Holländer sind uns gegenüber reizbar und empfindlich, vielleicht eben weil sie sich nicht verhehlen können, daß wir ihr Hinterland, sie nur unser Vorland sind. Ihre Volkszahl ist zu gering, als daß sie aus sich allein ihre Colonialgebiete zu behaupten vermöchten, und sie dürfen sich wahrlich nicht darüber beklagen, daß sie seit länger als anderthalb hundert Jahren so viele Soldaten und Männer der Wissenschaft gerade von uns bezogen haben. Diejenigen Holländer, deren Intelligenz über provinzielle Voreingenommenheiten hinausreicht, wissen das sehr wohl zu würdigen. Auch ist das Volk brav und tüchtig geblieben.

Wir wünschen aufrichtig, daß die Holländer, dem geeinig-

*) Wie leicht es „unseren Brüdern im deutschen Blute“ sein würde, sich das Hochdeutsche anzueignen, in derselben Weise, wie wir Plattdeutschen das thun, ergiebt sich sofort, wenn man Vlaamsch neben Hochdeutsch stellt. Ich will aus Vleeschhouwers Faust den König von Thule hersetzen, und bemerken, daß das Vlaamsche ou wie au gesprochen wird, das ae wie ein a, das z wie ein scharfes s, das y wie ei, oe wie u.

Er was en koning in Thule
Getrouw tot aen het graf,
Wien stervend zyne boele
Eenen gouden beker gaf.

Er ging hem niets daerboven
Hy lêegt hem by jeder mael;
Zy oogen liepen hem over
By't vatten der bokael.

En als hy kwam te sterven
Günde hy en stad en ryk
Aen di het moesten erven, —
Den beker niet te gelyk.

Hy zat by't konings male,
De ridderen rondom nêer,
In de hooge vadrenzale
Ginds op het slot aen't meer.

Dar stond nu de oude drinker,
Dronk laetsten levensgloed,
En wierp den heiligen beker
Beneden in den vloed.

Hy zag hem storten, drinken,
En zinken diep in't meer,
Zyn oogen sloten, zonken,
Hy dronk genen druppen meer.

ten Deutschland gegenüber, die angemessene Stellung einnehmen und die richtigen Gefühle zu finden vermögen, welche Stammgenossen, die ohnehin so vielfach gemeinsame Interessen haben, gegenseitig hegen sollen. Von deutscher Seite wird ihre Selbständigkeit weder beeinträchtigt noch bedroht; ein freundnachbarliches Gebahren wird uns wie ihnen ersprießlich sein. Aber für französische Lockpfeifen dürfen sie keine offenen Ohren haben.

Ein Gerichtstag auf der Insel Dscherba in Tunesien.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Ein anderes Mal war der Irrthum wo möglich noch komischer. Hamida hatte einen funfzehnjährigen Sohn, ein hübsches Bürschchen mit rosenrothen Wangen und gekräuseltem Haar, das, der am Tuniser Hofe eingeführten Reformmode folgend, ein in Paris gemachtes, höchst elegantes, europäisches Costüm trug, eine Lorgnette und ein winzig kleines Spazierstöckchen mit Kopf von Lapislazuli in der Hand führte, kurz ganz wie ein kleiner Stutzer, recht niedlich und puppenhaft, aber keineswegs imponirend aussah. Sollte man es glauben, daß sogar dieses unreife Modepüppchen für den Kaid gehalten und als solcher mit schwierigen juristischen Fragen behelligt wurde? Dennoch geschah es. Aber der Junge blieb nicht so lange ernsthaft wie ich. Er wälzte sich gleich nach den ersten Worten vor Lachen auf dem Divan, bis sein Vater, die Sache merkend, ihn durch einen einzigen Blick seiner klugen Augen zwang, Ernst und würdigere Haltung wieder anzunehmen.

Dergleichen Mißverständnisse sind aber nur dadurch zu erklären, daß die armen Dscherbiten, an den Terrorismus unter Sadik gewöhnt und diesem Einfluß noch nicht entwachsen, meistens alle Geistesgegenwart verlieren, so wie sie nur in das Gerichtszimmer herein- und in die Gegenwart des Mannes kommen, von dessen Milde und Unparteilichkeit sie zwar gehört haben, vor dem sie sich aber trotz alledem doch noch nicht eines instinctmäßigen Grauens erwehren können, wenn sie bedenken, daß er ja ganz dieselbe Macht besitzt, wie der fürchterliche „Mann mit der Schlangengrube“, der sie so lange gequält und geschunden hat, und daß es nur eines Winkes seiner Hand bedarf, um ihnen eine zweite Auflage der Scorpionensammlung zu bereiten.

Die Furcht der armen Teufel war mir sehr leicht erklärlich, nur zu leicht, wenn ich bedachte — und dies war das Allerseltsamste bei den Gerichtstagen Hamida's —, daß ja der gefürchtete „Mann mit der Schlangengrube“, der keineswegs die Insel verlassen, oft ein stummer Beisitzer auf dem Divan seines Amtsnachfolgers war. Da saß er leibhaftig, der schreckliche Sadik, mit seiner rothen Hose und goldgestickten Uniform, die er durchaus nicht ablegen wollte, ein schöner, voller Mann in den besten Jahren, mit wohlgepflegtem, schwarzem Bart, funkelnden Augen und sehr freundlichem, herablassendem Wesen. Seine Anwesenheit würde einem in moslimische Dinge uneingeweihten Europäer im höchsten Grade befremdend erschienen sein. Mir kam sie nicht so vor. Ich wußte, daß die tunisische Regierung ein Interesse dabei haben mußte, Sadik einstweilen zu schonen. Seine Schätze hatte er ja ins Ausland geflüchtet. Dieser habhaft zu werden, konnte nur dann gelingen, wenn die Regierung Sadik in ihre Gewalt bekam. Dies konnte sie einstweilen nicht, da der Mann zu sehr auf seiner Hut und auch Niemand vorhanden war, ihn zu verhaften, als die Spahis, welche jedoch seine treuesten Verbündeten und auf einen Wink von ihm bereit waren, mit ihm nach Tripolis durchzugehen, so wie man ihnen den Befehl gegeben haben würde, ihren einstigen Herrn und Wohlthäter zu verhaften; denn ein solches Brot, wie sie es jetzt unter Hamida aßen, konnte ihnen der Pascha von Tripolis am Ende auch geben, und Sadik hätte sie für die Flucht noch überdies reich belohnt. Sadik durch Nachsicht einzuschläfern, ihn sicher zu machen und dann plötzlich insgeheim Polizei von Tunis abzuschicken, um ihn nach dieser Stadt zu bringen, wo man ihn durch ähnliche Manöver, wie er sie selbst „erfunden“ hatte, zum Zahlen gezwungen hätte, das war der Plan der tunisischen Regierung, den man auch wirklich einige Monate später auszuführen versuchte. Er mißlang jedoch, wahrscheinlich weil Sadik seine Spione in Tunis hatte, noch vor Ankunft der Polizisten das Weite suchte und nach Tripolis entkam, wo ich ihn später täglich in seiner Staatscarosse spazieren fahren sehen sollte.

Einstweilen lebte aber Sadik noch in Dscherba und — besuchte die Gerichtssitzungen seines Nachfolgers, wahrscheinlich um sich die Zeit zu vertreiben und über dessen Dummheit (wie er denken mochte) zu lachen, Menschen zu beglücken, statt sie „zahlen“ zu machen, was doch das A. B. C. jeder Regierungskunst sein mußte. Daß der großmüthige, aber edlen Zornes fähige Hamida ihn an seiner Seite duldete, würde mir vielleicht als ein Räthsel erschienen sein, hätte ich nicht eine lange Erfahrung von Menschen und Dingen im Orient besessen. Unehrlichkeit und Grausamkeit in Erpressen des Geldes ist etwas so Gewöhnliches in diesen Ländern, etwas, woran Jedermann so sehr von Jugend auf gewöhnt ist, daß eigentlich Niemand, und besäße er auch das größte Pflichtgefühl, darüber erstaunt oder in Zorn geräth. Nur als ein Don Quixote würde der Mann erscheinen, der diesen Augiasstall leeren wollte. Selbst der ehrlichste Mensch kommt hier tausendmal in Berührung mit Schurken, und würde selbst zu Grunde gehen, wollte er sich dieser Schurkerei immer energisch widersetzen. Außerdem hatte Hamida den Befehl, Sadik zu schonen. Da er ihn nicht strafen sollte, konnte er ihm auch nicht sein Haus verbieten, noch ihn ganz von seinem Umgang ausschließen, denn Alles dies sind Dinge, die im Orient eine ganz andere Bedeutung haben, als bei uns, und die man nicht vornehmen kann, ohne den schlimmsten Verdacht zu erregen, und ohne daß der Betroffene es als gefahrdrohende Warnung ansieht und seine Gegenmaßregeln trifft. Ein Kaid hat niemals eine Stunde, in der er sich als Privatmann fühlen und als solcher handeln könnte. Alles, was er thut, ist von Amtswegen und hat officielle Bedeutung. Als Privatmann würde Hamida seinen Vorgänger ohne Zweifel gemieden haben. Als Kaid mußte er ihn empfangen und neben sich sitzen lassen.

Sadik war so fein in seinem Benehmen und so klug berechnet in seinen Worten, daß er nicht das geringste Mißfallen über seine Amtsentsetzung äußerte. Dem Buchstaben nach hatte er übrigens auch ganz Recht, wenn er sagte, daß er selbst eigentlich gar nicht abgesetzt worden sei. Abgesetzt war nur sein Chef, der in Paris lebende wirkliche Gouverneur. Damit fiel seine Stelle von selbst. Ein neuer Chalyfa (Vicegouverneur) war noch nicht vorhanden, da ja der Kaid ausnahmsweise seinen Amtsdistrict selbst verwaltete. Aber man munkelte sich damals in Dscherba die schreckliche Möglichkeit in die Ohren, daß Hamida denn doch nicht (seiner vielen anderweitigen Geschäfte wegen) dauernd auf der Insel bleiben könne, daß er dieselbe wahrscheinlich bald verlassen und einem Chalyfa (Vicegouverneur) anvertrauen werde, und daß zu der Stelle dieses Chalyfa Niemand anders ersehen sei, als eben — der schreckliche Sadik, der „Mann mit der Schlangengrube". Zum Glück sollte dieses gefürchtete und nach tunisischen Vorgängen wirklich gar nicht unmögliche Ereigniß nicht eintreten; wenn ich aber an dies damals stark verbreitete Gerücht dachte, so kam mir der Angstschweiß der armen Dscherbiten, die in Gegenwart ihres Kaid, neben dem sie den „Mann mit der Schlangengrube" sitzen sahen, alle Geistesgegenwart, ja beinahe den Verstand verloren, nur zu gerechtfertigt vor.

Diesem plötzlichen Verlieren der Geistesgegenwart war auch der viele, oft heillose Unsinn zuzuschreiben, den die armen Dscherbiten zuweilen in dem Gerichtszimmer zu Tage brachten. Eines Falles erinnere ich mich, in welchem ein alter Mann, wahrscheinlich nur aus Mangel an Geistesgegenwart, einen ganz außerordentlichen Zeitverlust verursachte und alle Anwesenden aufs Entsetzlichste zwei Stunden lang langweilte, Alles ohne irgend etwas zu sagen, was etwa zur Sache gehörte, alle Anwesenden, nur nicht den Kaid, der ruhig weiterschrieb und die ganze unfruchtbare Suade geduldig über sich ergehen ließ. Der alte Mann wurde beim Eintreten, wie üblich, vom Tschautsch (Gerichtsdiener) aufgefordert, seine Klage vorzubringen. Er sah sich nach der Person um, an die er sich zu richten habe, und da Alle im Zimmer sehr unscheinbar gekleidet waren, nur Sadik durch seine strahlende rothe Hose und Goldstickerei auffiel, so erblickte er diesen zuerst. Da überfiel ihn plötzlich ein heftiges Zittern, seine Rede stockte, er vermochte eine Zeitlang kein Wort mehr hervorzubringen. Er mochte wohl die Hornschlange und die Scorpione im Gedächtniß haben. Noch zweimal versuchte er, auf die etwas barsche Aufforderung des Tschausch, seine Rede in Fluß zu bringen, aber immer brachte er es nur zu einigen wenigen hervorgestotterten Silben. Endlich aber schien er das Hinderniß überwunden zu haben, und nun floß seine Rede wie ein gleichmäßiger, ruhiger Strom, der sanft über Wiesen dahingleitet, ohne Aufhalt und Zögerung mit wunderbarer Geläufigkeit fort. Aber was war das für eine Rede? Es war gar nicht das gewöhnliche Arabisch, der tunisische, sehr verderbte Vulgärdialekt, es war die classische Sprache Mohammed's, das geheiligte Idiom des Korans, das in einer Moschee sehr an seinem Platze gewesen wäre, das aber in den Gerichtssaal eines Kaid, eines Civil- und Militärgouverneurs, der durchaus nichts von Gottesgelehrtheit zu wissen braucht, ebensowenig paßte, wie etwa Latein in eine deutsche Arbeiterversammlung. Kein Mensch, außer den Gottesgelehrten, versteht nämlich heutzutage das classische Arabisch. Der alte Mann war aber ein Gottesgelehrter, übrigens ein sehr unbedeutender Kleinbeamter einer Moschee, mußte jedoch als solcher den ganzen Koran auswendig wissen, und war so gewohnt, diesen von Zeit zu Zeit herzuleiern, daß er jetzt, da er vor dem Richter die Geistesgegenwart verlor und sich gar nicht mehr erinnerte, was er denn eigentlich zu sagen gekommen war, aber doch etwas sagen mußte, unwillkürlich in die gewohnte Leier verfiel und eine Sure (Capitel) des Korans zu recitiren anfing, und noch zum Unglück, wie ich bald merkte, eine der längsten und langweiligsten. Da es nun eine schwere Sünde, ja Ketzerei ist, eine Koranlesung zu unterbrechen, und da jede begonnene Sure — und sei sie auch noch so lang — bis zum Ende recitirt und in Andacht angehört werden muß, so hatte der alte Mann (ihm selbst vielleicht, so wie er wieder zur Besinnung gekommen war, sehr unerwünscht) freies Spiel und das Mühlwerk seiner papageienmäßigen Beredtsamkeit ging seinen geregelten Gang, bis es endlich nach etwa zwei Stunden ablief, da die Sure zum Trost der Anwesenden, die vor Langeweile sich kaum mehr zu halten wußten, zu Ende war. Das Komischste von Allem war aber die Folge dieser aufgedrungenen Koranvorlesung, daß nämlich alle anwesenden Moslems, der Gouverneur an der Spitze, und selbst der schreckliche Sadik, nun noch dem alten Mann ihren Dank dafür ausdrücken mußten, daß er sich die Mühe gegeben, sie so gottselig zu erbauen. Aber der Koran ist einmal etwas so Ehrwürdiges, daß er von allen Moslems zur Zeit oder Unzeit mit Andacht und Dank angehört werden muß.

Der alte Mann zog übrigens seinen Vortheil davon, denn alle Anwesenden waren, wenn sie ihn anfangs auch innerlich verwünscht hatten, doch nun auf einmal so von Respect vor ihm erfüllt, daß der Kaid, der diese Stimmung theilte und als guter Moslem theilen mußte, dem Greise, welcher endlich Besinnung genug fand, seine wichtige Klage vorzubringen — es handelte sich um eine gestohlene Kuh —, sogleich Recht gab und einen Spahi abschickte, um die Kuh wieder zu fangen und dem Alten zuzustellen.

Die meisten Angelegenheiten, die auf dem Gerichtstage verhandelt wurden, betrafen die Steuerfrage, denn diese finanziellen Geschäfte gehörten eben so gut zum Ressort des Kaid, ja waren eigentlich seine allerwichtigsten. Hierbei verfuhr Hamida stets mit großer Umsicht. Er ermittelte jedesmal, so gut als möglich war, die Steuerfähigkeit eines jeden Einzelnen. Dann schrieb er ihn ins Steuerregister, das seine Secretäre später ausarbeiten mußten. Da früher keine Steuerlisten geführt oder Quittungen über Steuerzahlungen gegeben worden, es aber doch weltkundig war, daß die Meisten in den letzten Jahren viel zu viel gezahlt hatten, so traf Hamida den großmüthigen Ausweg, sämmtlichen Dscherbiten ein Jahr lang alle Steuern zu erlassen, Alles reiner Verlust für seine eigene Tasche, denn der Tuniser Hof war unerbittlich und der Kaid mußte diesem die Steuern aus seinem eigenen Geldbeutel zahlen. Daß er sie aus Menschlichkeit oder Gerechtigkeitsgefühl nicht erhob, das war (in der Sprache des Tuniser Hofes) sein eigener Fehler. Bei dieser Steuerabwickelung konnte es nicht fehlen, daß für Sadik, der, wie erwähnt, oft gegenwärtig war, manchmal sehr harte Wahrheiten zu Tage kamen. Freilich wagte Niemand, ihn geradezu anzuklagen. Dazu war die „Schlangengrube" noch immer in zu gefürchtetem Andenken. Aber der Sachverhalt selbst brachte diese Wahrheiten zum Vorschein. Sadik wußte jedoch stets allen Enthüllungen dreist die Stirn zu bieten. „Ulkul keddeb", d. h. „Alles ist Lüge", war sein drittes Wort, wenn eine für ihn unliebsame Enthüllung zu Tage kam, und da es an schriftlichen Beweisen fehlte und auch Niemand sich traute, direct gegen ihn als Ankläger aufzutreten, so behielt er einen Schein von Recht und triumphirte nach seiner Ansicht.

Hamida's Gerechtigkeitsliebe strahlte bald im vollen Licht ihres Verdienstes, und nie war in Dscherba ein Gouverneur gewesen, der sich so allgemeiner Achtung und Beliebtheit mit Recht erfreut hatte. Die Existenz eines solchen Mannes,

wie Hamida, mitten in den verderbten tunisischen Zuständen, ist ein deutlicher Beleg für die von allen wahren Freunden des Orients getheilte Ansicht, daß der Islam trotz Allem, was man auch in neuester Zeit dagegen gesagt haben mag, dennoch auch bedeutende Männer hervorzubringen im Stande ist, und daß er selbst einer Regeneration aus sich selbst fähig wäre, wenn nur solchen Männern ein größerer Wirkungskreis eingeräumt wird. Denn Hamida ist keineswegs ein sogenannter „Reformmann", der in der oberflächlichsten Nachäffung europäischer Zustände das einzige Heil für den Orient erblickt. Er hat sich lediglich aus sich selbst entwickelt, er ist aus dem Mittelpunkt arabischer Cultur herangereift, ohne von der nur Zerrbilder erzeugenden Reformwuth des tunisischen Hofes auch nur im Geringsten angesteckt zu sein. Daß er nicht französisch spricht, daß er nicht europäische Kleidermoden und andere Firlefanzereien nachäfft (worin der tunisische Hof die „Civilisation" erblickt), bedauern zwar viele oberflächlichen Europäer an ihm, aber die Wenigen, welche den modernen Orient wirklich studirt haben, sehen darin eher einen Vorzug als das Gegentheil. Denn die „Reformaraber", d. h. solche Menschen, die einen flüchtigen Einblick in das Leben und Treiben Europas gethan haben, wußten nie etwas Anderes aus demselben zu entlehnen, als europäische Laster, die sie mit ihren eigenen verschwisterten. Hamida's Vorgänger, der verworfene Sadik, war gerade ein solcher Reformaraber, der französisch parlirte, sich französisch kleidete, ja selbst, um sehr „gebildet" zu erscheinen, sich eine europäische Mätresse hielt, und das Unheil, welches dieser „civilisirte" Mann über die Insel gebracht, ist namenlos. Ein im Orient und zwar gerade auf der Insel Dscherba ergrauter, alter Kaufmann, der Grieche Kutuloma, bei dem schon Barth im Jahre 1846 wohnte, machte mir einmal folgende, sehr richtige Bemerkung, mit welcher denn auch dieser Aufsatz seinen Abschluß finden möge: „Nie habe ich mich über einen Araber mehr gewundert, als über Hamida. Was mich aber am meisten an ihm in Erstaunen setzt, ist, daß gerade dieser Mann, der niemals in Europa war, dessen Erziehung durchaus arabisch gewesen ist, sich im wahren Sinne viel civilisirter zeigt, als seine reformliebenden Vorgänger, daß er die Steuereintheilung, die Gerechtigkeit, die Verwaltung auf eben so geregelte, ich möchte sagen ganz auf europäische Weise handhabt, wie der geschulteste europäische Beamte, und noch dazu wie ein öffentlicher Diener, nur in solchen Staaten, die keine unredlichen Beamten dulden, was bekanntlich nicht überall in Europa der Fall ist. Ich habe zwar nie daran geglaubt, daß die Moslems durch die Nachäffung Europas es zu etwas bringen könnten. Aber ich fürchtete, daß sie in sich selbst nicht mehr die Kraft besäßen, um aus ihrem eigenen Mittelpunkt eine neue Cultur zu erzeugen. Hamida's Beispiel aber hat mich vom Gegentheil überzeugt und mich zur Ansicht bekehrt, daß der Islam, wenn nur glückliche Umstände solche bedeutende Männer, wie Hamida, ans Ruder bringen, wirklich noch einer Regeneration aus sich selbst fähig ist."

Aus allen Erdtheilen.

Deutsche Volksfeste in Nordamerika.

Im Juli wurde zu Cincinnati ein großes deutsches Sängerfest abgehalten, das den Yankees sehr imponirte. So äußert z. B. der „Cincinnati Commercial" Folgendes:

„Unsere deutschen Freunde geben uns eine Lehre in Betreff der Annehmlichkeiten des Lebens; eine Woche lang haben sie sich der Musik und der Gastfreundschaft geopfert, von den wochen- oder monatelangen nöthigen Vorbereitungen zu schweigen. Sie sind aus entlegenen Staaten und aus dem ganzen Lande gekommen, eben um zu singen und ihre Herzen mit Melodie zu erfreuen; sie haben ihre Häuser in Gasthäuser verwandelt, und der Fremde hat in ihren vier Wänden geruht. Würde es Amerikanern möglich sein, das zu thun? Wie viele Amerikaner würden hundert Meilen, ja nur eine Meile reisen, um zu singen oder Andere singen zu hören? Könnte man unter uns drei Tausend im ganzen Lande finden, die sich einem Chore anschlössen, dessen Gesammtwirkung eine andere als eine gräßliche sein würde? Könnte man drei Tausend unter uns finden, die irgend wohin gehen würden, um irgend etwas zu thun, das lediglich Vergnügen wäre? Kurz, könnte man jene Zahl unserer eingeborenen Bürger für irgend einen Zweck zusammenbringen, wobei es genug zu trinken gäbe, ohne daß eine Menge von Streitigkeiten vorfielen und das Verlesen der Riot-Acte eine gebieterische Nothwendigkeit würde?

Unser Nationalcharakter ist durch die praktischen Tendenzen der Zeit so verändert worden, daß wir nicht nur alles Interesse am socialen Leben verloren zu haben scheinen, sondern auch unser Patriotismus und unsere Liebe zum Lande augenscheinlich in Mißcredit gekommen sind. Manche unter uns können sich erinnern, daß, als wir jung waren, jene Unabhängigkeitserklärung mit all dem Enthusiasmus eines Volkes, welches etwas Gutes vollbracht zu haben glaubt und stolz darauf ist, gefeiert ward. Aber das ist vorbei, und als wir am vorigen Mittwoch den Umzug sahen, mit wehenden Bannern, mit Hörnerschall und Trommelklang, die Marschlinie schön decorirt, der Weg gedrängt voll von einer glücklichen Menge, während lustige Deutsche die Luft mit freudigen Hurrahs erfüllten, da bedauerten wir fast, daß George Washington und der 4. Juli nicht Institutionen deutschen Ursprungs sind."

Der „Chicago Republican" sagt: „Zwischen der Ankunft von 12,000 deutschen Einwanderern in voriger Woche zu Neuyork und dem deutschen Sängerfeste in Cincinnati besteht wohl keine unmittelbare Verbindung, aber zwischen Sängerfesten im Allgemeinen und der Einwanderung überhaupt sind die Beziehungen äußerst intime. Ein Sängerfest bedeutet die ungebundene Freiheit des Genießens aller der Vergnügungen und Erholungen, die mit den Begriffen des Deutschen von Freiheit unzertrennlich verknüpft sind. Der Deutsche bringt in dieses Land die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes mit; er läßt sich unter uns nieder und umgiebt sich mit seinen Landsleuten; zusammen reproduciren sie auf amerikanischem Boden die heiteren Scenen der theuren, deutschen Heimath. Im gemüthlichen Genusse dieser heiteren Feste kehren sie sich weder an Zeit, Ort noch Umstände. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Ungebundenheit der geselligen Genüsse einen mächtigen Einfluß auf das Heranziehen von Einwanderern ausübt. Wenn die Deutschen in Colonien nach Amerika auswandern, so finden sie bei der Ankunft dahier schon ein Deutschland en miniature, und was ihre Volksfeste betrifft, so gleichen dieselben genau denen der alten Heimath. — Ein Glück ist es zu nennen, daß diese deutschen Volksfeste nach und nach ebenso gut amerikanisch wie deutsch werden; denn es nehmen eine immer größere Anzahl Amerikaner großes Interesse und Theil an ihnen. Das Lieblingsgetränk der Deutschen, das Bier, verdrängt von Jahr zu Jahr mehr den Whiskey und anderes abscheuliches Gesöff, das so vielen unserer ein-

geborenen und irischen Landsleute die Eingeweide verbrennt und verkohlt. Es ist das ein unbestreitbarer Gewinn, denn unsere giftigen Schnäpse sind unbedingt tausendmal schädlicher als Lagerbier. — Die geselligen und festlichen Gewohnheiten der Deutschen leisten jedoch außerdem noch praktischen Nutzen. Wir Amerikaner sind so ins Joch der Arbeit gespannt, daß uns zur Erholung keine Zeit übrig bleibt. Wir verschlingen unsere Mahlzeiten, ohne eine Silbe zu verlieren, und rennen dann wieder ins Joch — als Desert dient uns ein Zahnstocher. Wir sind weder beim Essen noch beim Trinken gesellig. Wir haben nur zwei oder drei Feiertage und können den darauf folgenden Tag kaum erwarten, um mit verdoppelter Dampfkraft bei der Arbeit das nachzuholen, was wir gestern versäumt zu haben glauben. Unsere ganze Existenz vergeht zwischen Dyspepsie, schwerer Arbeit und einem hastig hinuntergestürzten „Drink" giftigen Feuerwassers. — Das Beispiel der lebenslustigen Deutschen unter uns fängt endlich an, uns Amerikanern vernünftigere Begriffe von Erholung und geselligen Freuden beizubringen — wir lernen von ihnen endlich einmal, uns die lästigen Sorgen aus dem Kopfe zu schlagen, den lieben Gott einen frommen Mann sein zu lassen und in heiterm Lebensgenuß neue Kräfte für den Kampf mit Beschwerden und Gefahren des täglichen Lebens zu schöpfen. — Wir sollten uns die gesunde Philosophie einimpfen, welche dem deutschen Begriffe, der deutschen Auffassung vom Genusse des Lebens zu Grunde liegt. Der Deutsche thut ein gutes Werk, indem er hier zu Lande die Liebe zu guter Musik erweckt und pflegt; und Musik ist ja die Seele eines jeden deutschen Volksfestes. — Das Sängerfest in Cincinnati, oder vielmehr jedes deutsche Sängerfest, ist ein Fest, das die verschiedenartigsten Bedingungen deutscher Lust und Geselligkeit in sich vereinigt, und die theuersten Erinnerungen an das Vaterland wachruft. Willkommen daher die deutschen Sänger- und Volksfeste in Amerika!"

Die Handelsverbindungen zwischen Ostindien und Ostturkestan.

Wir haben oftmals auf diesen wichtigen Gegenstand hingewiesen und noch ganz kürzlich hervorgehoben, wie die beiden Großmächte in Bezug auf den innerasiatischen Handel einander Concurrenz machen. Wir erwähnten einer russischen Karawane, die aus Wernoje nach Kaschgar gegangen war, und daß Forsyth, als officieller Agent der indischen Regierung, seine Reise nach Ostturkestan angetreten habe. Den Engländern liegt daran, sich freien Weg zu bahnen. Bisher war ihr Halbvasall, Radscha Ranghir in Kaschmir, ein lästiger Nachbar. Er erhob 15 Procent Durchgangszoll, welcher vor einigen Jahren auf 4 Procent herabgesetzt wurde. Jetzt erfahren wir aus Calcutta (vom 4. Juni, in der „Times-Mail"), daß es den Bemühungen des britischen Commissärs, Dr. Caylay, gelungen sei, auch diese 4 Procent zu beseitigen und daß die Straße durch Kaschmir nach Yarkend in Ostturkestan völlig frei geworden ist. Den wichtigsten Zwischenplatz auf dieser Straße bildet Leh, in der Landschaft Ladakh; diese ist dem Maharadscha von Kaschmir unterworfen, liegt zwischen dem Himalaya und dem Karakorum-Gebirge, ist eines der wichtigsten Passageländer Asiens und hat eine hervorragende Handelsbedeutung (Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 363 ff., II, 244 ff., wo eine Schilderung der Handelsstädte in Ostturkestan und die Straßen und Uebergangspässe durch die verschiedenen Gebirge). Cayley hat Notizen über die Verkehrsbewegung von Leh gegeben, welche den Beweis liefern, daß der Handel zwischen Indien und Ostturkestan beträchtlich im Anwachsen ist. Sie stellte sich auf 55,494 Pf. St. in 1867, wuchs im folgenden Jahre auf 103,840 an und betrug 1869 schon 129,159 Pf. St. In dem letztern Jahre hat der Handel zwischen dem Pendschab und Yarkend sich beinahe verdoppelt. Die Yarkendis sind in ungewöhnlicher Menge nach Indien gekommen, haben 900 Pferde und Maulthiere zum Verkaufe gebracht, auch viel Gold und Silber. Zu den 1223 Handelsleuten aus Ostturkestan kamen noch 793 Mekkapilger. Dr. Cayley schreibt: „Die Furcht vor einem Eindringen Rußlands und vor wahrscheinlichen Unruhen in Yarkend trug dazu bei, daß so viele wohlhabende Leute herüberkamen; sie möchten in Sicherheit bleiben, bis die Dinge sich ruhiger gestaltet haben." Einer von den Mekkapilgern war ein Neffe des Beherrschers von Ostturkestan (Jakub Kuschbegi); eine Pilgerin die Wittwe eines Sohnes des alten und reichen Herrschers von Khotan; auch ein Lehrer, Mulwi, aus Kaschgar war mit mehreren seiner Schüler gekommen. Der Atalik Ghasi (eben Jakub Kuschbegi) hält noch Yarkend und die übrigen Provinzen unter seiner Botmäßigkeit und kann sich auf seine Truppen vollkommen verlassen; „man ist aber beunruhigt, weil man in nächster Zeit die Ankunft der Russen befürchtet, welche man für unwiderstehlich hält." Nur fünf Tagereisen von Kaschgar entfernt, in der Richtung nach Almati, haben die Russen am Naryn ein Fort und eine Brücke gebaut; Atalik Ghasi seinerseits hat seinen vorgeschobenen Posten zu Arthusch verstärkt und noch mehr Forts an seiner Grenze gebaut. Nun stehen die Truppen beider Theile einander gegenüber; sie sind nur durch zwei Tagemärsche von einander getrennt. Atalik Ghasi erlaubt nur Nogayer-Tataren, weil dieselben Mohammedaner sind, die Ueberschreitung seiner Grenze, wenn sie als Handelsleute kommen; übrigens vermeidet er sorgfältig einen Zusammenstoß mit den Russen, welche das Recht verlangen, sich in Kaschgar niederzulassen. (— Sie hatten, laut Vertrag mit China, allerdings das Recht, in jener Stadt ein Consulat zu errichten; aber China ist nicht mehr Besitzerin von Ostturkestan, und Jakub hält sich an jenen Vertrag nicht gebunden. —) Er ist sehr erfreut über die Aufnahme, welche sein Gesandter beim indischen Vicekönig, Lord Mayo, gefunden hat. Ili und Urumtschi seien noch unabhängig von Yarkend (d. h. vom Atalik Ghasi), aber dort herrscht Unruhe. Die Nachkommen von Timur's Kriegern, welche sich mit Chinesen verheirathen und als Torantschis oder Dunganis bezeichnet werden, sind Herren in jenen Provinzen. Koila sei die am weitesten nach Osten gelegene Stadt im Gebiete Atalik Ghasis; zwei Tagereisen jenseit derselben liege die Stadt Kara Schehr oder Charaschar in Trümmern; dort war, seit Austreibung der Chinesen, ein Theemarkt. Urumtschi liegt acht Tagereisen von Koila auf der großen Straße, die nach China führt. — Die keineswegs geordneten Zustände in Buchara und und im russischen Turkestan tragen wesentlich dazu bei, daß manche Waaren, die früher auf die Märkte von Chokand und Buchara gebracht wurden, nun nach Indien gehen, namentlich Seide aus Chotan, die willige Abnehmer findet und einen starken Faden hat. In ganz Turkestan war starker Begehr nach Kangrathee (— Kangra, im Pendschab, hat bekanntlich große Theeplantagen —), weil von demselben 1869 nur 69 Mands (zu 80 Pfund) eingeführt worden sind. Ein Hindukaufmann, Tara Singh aus Rawalpindi, bekam in Yarkend für das Pfund grünen Kangrathee 8 bis 14 Schilling. Er wurde sehr wohl aufgenommen und veranlaßte mehrere Yarkendis, ihn nach der Jahresmesse in Palampore zu begleiten; sie haben dort im September beträchtliche Theeeinkäufe gemacht. Die Yarkendis kaufen außerdem verschiedene Baumwollenzeuge, Merinos, Sammet, Brocate, dann auch Hinterladegewehre.

Fortschritt in Buenos Ayres und Argentinien.

Der Gouverneur der Provinz Buenos Ayres hat im Mai die gesetzgebenden Kammern mit einer Rede eröffnet, in welcher er mit Recht sagt, daß die Provinz, Dank der Freiheit, welche sie genieße, voranschreitet. Die Einwanderung wächst in erfreulicher Weise an (sie hat 1869 schon nahe an 40,000 Köpfe betragen); die Stadt erhält einen guten Hafen; die Landgesetze sind darauf berechnet, die Erlangung von Grundbesitz leichter zu machen und mit möglichst geringen Kosten. Die Telegraphen- und Eisenbahnlinien haben an Ausdehnung unablässig zugenommen, „Wir streben mit Lust und Eifer für den Fortschritt und

verbessern mehr und mehr durch weise Gesetze den moralischen und materiellen Zustand unseres Landes. Mit inniger Genugthuung kann ich mittheilen, daß der Credit der Provinz in gesundester Weise fundirt ist. Die Provinz hat keine Schulden und ihre Einnahmen decken, mit Ueberschuß, die Ausgaben."

Zu Cordova in der gleichnamigen Provinz wird bekanntlich im Herbst eine große Industrieausstellung stattfinden; als oberster Ausstellungsdirector, welchem die Leitung des Ganzen übertragen worden ist, fungirt ein Deutscher, Hr. Heinrich Zimmermann. Gleichzeitig mit der Eisenbahn von Rosario am Parana nach Cordova ist der Linie entlang auch ein Telegraph hergestellt worden. Die transandinische Telegraphengesellschaft, welche Valparaiso in Chile mit Buenos Ayres an der Mündung des La Plata in Verbindung bringt, nimmt die Arbeit von beiden Seiten her gleichzeitig in Angriff.

Zwei Deutsche, die Herren Oberst J. von Cetz und L. Jäger, wollen eine Bahn von Mercedes in der Provinz Buenos Ayres nach Frayle Muerto, welches seit Anfang dieses Jahres Belleville genannt wird, in der Provinz Cordova bauen. Herr Jäger hat auch die Gasanstalt in Cordova angelegt.

Zwischen Rosario und Santa Fé ist ein deutscher Baumeister, Herr Huber, damit beschäftigt, eine eiserne Brücke über den Carcarañal zu schlagen. Das Material dazu ist von der Fabrik Behre und Hertz in Harburg geliefert worden. „Unsere Ingenieure kommen," so sagt die deutsche Zeitung am La Plata, „immer mehr davon zurück, Material aus England zu beziehen; sie wenden sich häufiger an deutsche und belgische Fabriken."

Brücken, Gasanstalten, Eisenbahnen, Telegraphen sind in Europa etwas ganz Gewöhnliches, aber am La Plata haben sie eine große Bedeutung für die Civilisation; durch sie und die Schulen, die unter Präsident Sarmiento zu Hunderten gegründet werden, erhält die Barbarei des Gauchothums vernichtende Schläge.

In der Provinz Cordova ist ein Steinkohlenlager entdeckt worden.

Die Indianer in Britisch-Honduras. Die Engländer haben mit denselben manchmal ihre große Noth, weil diesen Halbwilden in ihren Wäldern schwer beizukommen ist. Sie bedrohen die Ansiedler und die Holzhauer, welche den Mahagonybaum fällen, und jetzt haben sie, im April, die Stadt Corrosal, welche innerhalb der britischen Grenze, etwa 100 Miles nordwestlich von der Hauptstadt Belize liegt, überrumpelt. Diese Ortschaft, bei welcher sich Zuckerplantagen befinden, hat etwa 200 aus Erde aufgeführte Häuser. Bacalar, der Hauptort der Indianer, liegt etwa 30 Miles weiter landein, und eine andere Indianerstadt, Ekitschi, ist nur etwa 100 Miles von Balize entfernt. Das Land besteht weit und breit aus Waldungen und Busch; dazwischen liegen an den Ufern des Rio Hondo dann und wann Zuckerplantagen. Regelmäßige Truppen können in einer solchen Gegend den Indianern nichts anhaben. Die verschiedenen Stämme machten auch im Mai 1865 Raubzüge in das britische Gebiet hinein, nahmen einen Offizier mit 80 Mann gefangen und gaben dieselben erst frei, als sie ein Lösegeld von 600 Pfd. St. erhalten hatten. Der Offizier schildert (in der „Mail" vom 14. Juni) die verschiedenen Stämme. Es sind: die Santa-Cruz-Indianer, starke, kräftige Menschen, 6000 Köpfe; — die Lotschaus (Lochows), 5000; — die Ekitscha mit einigen kleineren Horden, 600. Der Häuptling kann jeden Augenblick Verstärkungen von Indianern aus Mexico an sich ziehen, und darin liegt die Gefahr. Wenn diese Indianer einmal ein Versprechen geben, dann halten sie auch ihr Wort; sie haben aber viel Selbstvertrauen und erklärten dem Offizier, daß sie im Stande seien, es mit jeder englischen Streitmacht aufzunehmen; sie hatten auch 1848 den Hondureſen gezeigt, was sie ausrichten können. — Wir erfahren auch hier wieder, daß die Indianer feindselig auftreten, weil man ihnen ohne Weiteres ihre Ländereien weggenommen hat. Jene in Honduras verlangen eine Jahresrente für das, was ihnen gehört, und sie erklären, so lange die Feindseligkeiten fortsetzen zu wollen, bis man auf ihre billigen Forderungen eingehe. Man hat aber der Colonialregierung den Vorschlag gemacht, die Indianer durch einen Cordon von Blockhäusern im Zaume zu halten; allem Anschein nach würde jedoch eine solche Maßregel ihren Zweck verfehlen.

* * *

— Ein deutscher Ansiedler auf Neuseeland, der mit den Maoris, Eingeborenen der Provinz Nelson verkehrt, bringt folgende Notizen: — Viele von ihnen kleiden sich wie die Europäer, ja einige sind sehr für Kleiderpracht. Sie sind meistens sehr geschickt, so z. B. können sie sehr schöne Körbe aus dem neuseeländischen Flachs machen, die die Europäer Maori-Baskets nennen. Diese Baskets sind eine Art Tasche, haben zwei Hänge, wie eine Reisetasche, und sind sehr nützlich. Die Europäer kaufen viele davon, und gebrauchen sie, wenn sie in einen Laden gehen und einkaufen. — Merkwürdig ist es, daß die Maoris, wenn sie reisen, immer einer hinter dem andern her (Gänsemarsch) gehen oder reiten. Sie gehen nie neben einander. Wenn sie sich lange Zeit nicht gesehen, so setzen sie sich, wenn sie einander wiedersehen, zusammen, weinen, heulen und reiben sich die Nasen, oder wie man in Neuseeland sagt: „Die Maoris schnäbeln sich" zum Zeichen der Liebe und Freundschaft. Sie sind sehr geschickte Fischer und noch bessere Vogelsteller. Um eine gewisse Art von Vögeln, Kako genannt, zu fangen, bauen sie sich in oder bei dem Walde und in der Nähe eines kleinen Berges eine Hütte, die ein plattes Dach hat; im Dache machen sie zwei oder drei kleine Löcher, binden einen Kako als Lockvogel an eine kleine Stange, stellen mittelst der vorerwähnten Löcher andere Stangen, die oben einen Haken haben und mit einer Schlinge versehen sind, daneben, stechen oder schlagen von dem Innern der Hütte aus den lebenden Lock-Kako, der dann tüchtig schreit. Wenn die anderen Kakos im Walde das Geschrei hören, kommen sie geflogen, setzen sich auf die erwähnten Stangen und zugleich mit auf die Schlingen, die dann zugezogen werden. Ist dies geschehen, so werden die Stangen in die Hütte gezogen, die gefangenen Kakos getödtet und dann die Stangen mit den Schlingen wieder hinausgestellt. Die Europäer haben den Maoris dies nachgemacht, und fangen auf diese Art oft in wenigen Stunden 20 bis 30 Kakos, die gut zum Essen sind und brauchbare Federn haben. Diese Vögel kommen aber nicht jedes Jahr, sondern gewöhnlich nur alle zwei Jahre, besonders dann, wenn die Coniferen viele Zapfen tragen.

— Die westindische Insel St. Thomas bleibt im Besitze Dänemarks. Bekanntlich war es die nordamerikanische Regierung, welche in Kopenhagen die Unterhandlungen über einen Verkauf der Insel eröffnete und einen Vertrag darüber abschloß. Nach jahrelangem Hinschleppen hat der Senat in Washington erklärt, daß er den Vertrag nicht genehmigen werde.

— Präservirtes Fleisch ist für die australische Colonie Victoria schon ein wichtiger Ausfuhrartikel geworden. Melbourne exportirte 1868 von dieser Waare für 28,563 Pf. St., aber 1869 schon für 80,835 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

I.

Die Hottentoten eine Racenruine. — Ihre Eintheilung in zwei Gruppen, Jäger und Nomaden. — Bedeutung des Wortes Sān. — Namen der Buschmänner bei den Kafirn. — Buschmannsstämme. — Ursprung des Namens Buschmann. — Die umgebende Natur ein Kriterium zur Beurtheilung des Volkscharakters. — Geographische Verbreitung der hottentotischen Race in der Urzeit. — Gründe dafür. — Der ethnologische Beweis aus Mythen und mythologischen Bräuchen. — Baumcultus. — Rechtsbrauch der Amapondokaffern. — Verbreitung der Heitsieibibgräber. — Annahme hottentotischer Religionsanschauung, Sitten und Geräthe. — Die Kafir-Hottentoten. — Physikalische Beschaffenheit des Hottentotenterritoriums.

Wieder einmal führen wir den Leser in jenen Continent, aus welchem man schon mehr als zweitausend Jahre gewohnt ist, stets „Neues" zu erfahren. Neben Afrika war vordem Indien das Land des Wunderbaren; aber seitdem Albions Löwenbanner es beschattet, und die Fluthen des heiligen Ganges unter den Schaufeln der Dampfer, in ihrer tausendjährigen Ruhe gestört, schäumend aufbrausen, bleibt als letztes Asyl geographischer und ethnologischer Räthsel jener starke Koloß, in dessen Inneres zu blicken schon vielen wissensdurstigen Forschern das Leben gekostet hat. Es ist wunderbar: jener Welttheil, in dessen Norden, unter den Pharaonen, sich ein reiches Culturleben entwickelt hatte, so daß es sogar nach Hellas, aus dessen Brust wir noch täglich Nahrung für unsern Geist trinken, die ersten Keime menschlicher Cultur verpflanzte, — jener Welttheil ist bis heute zum großen Theil ein noch „verschleiertes Bild". Ueber keinen Continent herrschen seltsamere Vorstellungen betreffs der Völkergeographie. Man seufzt tagtäglich über die Unwissenheit auf diesem Gebiete, gerade als ob die Opfer der Afrikaforschung umsonst gefallen seien! Allein die Unwissenheit ist noch erträglich; widerwärtiger ist die Verwirrung und der Unfug, den hartgesottene Assimilationstheoretiker durch ihre bodenlosen Behauptungen hineinbringen.

Verleitet durch die äußere, mitunter gleichartige Erscheinung der Afrikaner, werfen sie dieselben alle in einen und denselben rußigen Negertopf, und wo sie wirklich einmal Unterschiede machten, und sich zur Eintheilung von Völkerfamilien bequemten, oder gar zur Unterscheidung von Stämmen schritten, trat eine arge Begriffsverwechslung und Verkennung aller ethnologischen und anthropologischen Kriterien ein. „In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister," sagt der Dichter, und dieses Wort ist das Motto unserer modernen ethnologisch-anthropologischen Wissenschaft; im Gehorsam dieses Wortes gewinnt sie die Kraft, welche sie einem Phönix gleich mit jedem Flügelschlage neue Kraft gewinnen läßt. So wird sie sich nicht zu solchen leider noch unkraut-

artig wuchernden Ansichten verirren, welche z. B. die ostasiatischen Völker zu den Inkas von Peru in Beziehung setzen, oder die nordafrikanischen sogenannten hamitischen Völker (Aegypter, Kopten, Bedscha, Abyssinier ꝛc.) mit den allersüdlichsten afrikanischen Völkergruppen (Hottentoten und Buschmänner) zusammenschweißen. Sie hat kein Prokustesbett (— à la Huxley —), in welches sie Neger, Bantu (Kafir-Congo) und Polynesier oder gar Papua hineinspannt; sie weiß, daß zu einem Bau viele Steine gehören, und die Ziegel, welche sie zu dem großen Völkerpantheon der Zukunft streicht, sind die auf strenger Empirie und Thatsachen gegründeten Specialuntersuchungen, die in scharfer Kritik die Feuerprobe bestanden haben*).

Dank dem unermüdlichen Eifer wissensdurstiger Forscher treten die Contouren der afrikanischen Völkermosaik allmälig aus dem sündfluthlichen Nebel hervor. Scharf umgrenzt erscheinen die Typen der hamitischen Völker, die Fulah- und Nubarace, die Neger im engern Sinn, der Kafir-Congo oder Bantu, und die hottentotische Familie. Dieser, und zwar ihrem verwahrlosesten Kinde, dem Buschmann, wollen wir im Nachfolgenden unser Augenmerk zuwenden.

* *
*

In dem südlichsten Theile Afrikas begegnen wir einer im unaufhaltsamen Verfall begriffenen Racenruine; sie wartet auf den letzten Hauch ihres unerbittlichen Geschicks, das sie von der Erde fortfegen soll. Es durchrieselt den Menschenfreund kalt und schaurig, wenn er den unaufhaltsamen Ruin der culturlosen Völker fortwährend mit ansehen muß, ohne irgendwie den grausen Gang der Völkergeschichte hemmen zu können. „Der Mensch," so seufzt der alttestamentliche Dichter schon, „ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht."

Diese Race ist die schon mehrfach im „Globus" erwähnte hottentotische. Nachdem sie ihre nationale Urwüchsigkeit fast gänzlich eingebüßt hat, fängt man endlich in der letzten Stunde an, sich näher um dieselbe zu kümmern. Sie zerfällt in zwei Hauptfamilien, deren eine sich bis zur Stufe eines strengen Nomadenlebens entwickelt hat. Von dem noch urwüchsigsten Stamme, den Namahottentoten, ist früher in dieser Zeitschrift die Rede gewesen. Die andere Familie ist über ein Jägerleben nicht hinausgekommen. Die einen nennen sich im Namadialekte Khoi-Khoin, d. h. Freund der Freunde, auch Mensch der Menschen (Aboriginer), die anderen heißen Sān oder Sāgua (Singular Masculinum Sāb, Femininum Sās). Die Bedeutung dieser Benennung ist unklar; die uns am nächsten liegende Erklärung ist „Pariahs, Verworfene, Gehetzte", eine Deutung, welche durch die Thatsache begründet ist; eine zweite Erklärung gäbe die Wurzel sau, „folgen", wonach sie also die „Knechte, Unterwürfigen" wären. Wallmann, der ehemalige Missionsinspector der Rheinischen, dann der Berliner Mission, will Sāb von der Wurzel sā, „ruhen", ableiten und erklärt daher „die (ursprünglich) Seßhaften". Auch diese Erklärung ist nicht zu verwerfen.

Die Kafirvölker nennen die Buschmänner Abatoa (mundartlich Batoa, Basaroa, Baroa), d. h. die Bogenmänner. Den Kafirn, welche sich ausschließlich der Wurfkeule, des Speers und Schildes bedienen, fiel beim ersten Zusammentreffen der, für den Buschmann so charakteristische, Bogen sofort auf. Diese unscheinbare Waffe wird in den Händen des Buschmanns von furchtbarer Bedeutung; die vergifteten Pfeile desselben fürchtet Hottentot und Kafir ungleich mehr, als die Kugeln der Boers.

Als besondere Buschmannsstämme sind die !Khuai zu nennen, welche in der nördlichen Capcolonie wohnen, dann die |Nūsa in der südwestlichen |Karri-|Karri; die Nasenstockträger — sie tragen einen Pflock von Holz durch die Nase — in der westlichen |Karri-|Karri, und in den westlichen Ngamigebieten die Kasarere und Babo-mantsu und andere.

Der Name Buschmänner rührt von den ersten Colonisten her; in den ältesten Acten des Caplandes heißen sie Bosjesman, Bosmaneken, Bosiesman und Bushman, auch Bos en land Stroopers, d. h. Strolche oder Gaudiebe. Außerdem aber kommen auch dort schon die Namen Sunqua, Saunqua, Soanqua, Sonqua vor, welche mit dem obigen Sān oder Sāqua identisch und nichts weiter als mundartliche Unterschiede sind.

Auf keiner Culturstufe gilt gerade die umgebende Natur mehr als Kriterium der Entwickelungshöhe und Fähigkeit, als bei den ausschließlichen Jägervölkern. Neuhollands Ureinwohner und die Rothhäute der neuen Welt bestätigen diese Behauptung. Wie die Gemüthsart und der Charakter der ersten Erzieherin des willenlosen Kindes wesentlich bestimmend für die Beurtheilung seines Wesens ist, dagegen ein gereifteres Alter, unterstützt durch den bereits erstarkten Willen, mit selbständiger Urtheilskraft eigenen oder fremden Neigungen sich hingiebt und mit Ueberlegung fremde Elemente zu seiner Weiterbildung verarbeitet; so wird auch, besonders bei der culturgeschichtlichen Betrachtung dieser Wilden, gegenüber den höher organisirten Hottentoten auf der einen und Bantu auf der andern Seite, der Charakter der Natur in Rechnung gezogen werden müssen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in jener vorhistorischen Zeit, wo das hottentotische Urvolk (welches wir, nach Analogie des jetzt landläufigen „Indogermanen" gebildet, Satsi-khoi-khoin nennen wollen) sich in zwei Familien schied, bevor noch die Kafir-Congo-Invasion nach Süden stattgefunden hatte, die Domäne desselben ganz Südafrika südlich von den Flüssen Sambesi und Kunené gewesen ist. Hierfür sprechen die Mythen und Sagen beider Racen; denn Mukuru, das höchste Wesen und der Stammvater der Ovaherero, der Inkulunkulu der Amasulukafir, und Morimo, der Stammvater der Betschuanen, wohnen, so sagen die Leute, im Norden. Darauf hat auch die Sitte Bezug, die Todten mit dem Gesichte nach Norden zu beerdigen, während die Hottentoten deren Gesicht und Füße stets nach Osten wenden, und ebenfalls den Ausgang ihrer Wohnungen der aufgehenden Sonne entgegenkehren. Ob der Glaube der Hereros und Betschuanen, wonach „die Menschen aus der Pflanzenwelt hervorgegangen sind", etwa dahin zu deuten ist, daß sie aus einer baumreichen Gegend gekommen, bleibe dahingestellt, aber jedenfalls bestätigt die Verehrung des Omumborombongá oder Ahnenbaums bei den Hereros die Einwanderung von Nordosten. Je mehr man nämlich nach jener Himmelsgegend vordringt um so häufiger wird dieser Baum angetroffen. Schon Cavazzi berichtet in seiner Beschreibung der Königreiche Congo, Angola u. s. w. wiederholt von Verehrungen einer bestimmten Baumgattung, und diese Völker sind die Racenverwandten der Herero. Der Hauptstoß gegen die Hottentoten kam von Nordosten. Besonders im Osten sind die Kafir sehr tief vorgedrungen, bis ihnen endlich die überlegene europäische Waffe Einhalt gebot.

*) Zu solchen Arbeiten rechne ich Waitz, Anthropologie der Naturvölker; den anthropologischen Theil der Novara-Expedition und den vortrefflichen Missionsatlas, den man füglicher „Ethnologischen Atlas" nennen könnte, herausgegeben von Dr. R. Grundemann. Gotha. Justus Perthes, u. a. m.

Die Amapondokafir gestehen noch jetzt den Buschmännern auf den von ihnen bewohnten Boden Ansprüche zu, indem sie das beste Stück vom erlegten Wilde den ihnen so verhaßten Buschmännern abtreten; sie bemerken, nach dieser Handlungsweise befragt, daß den Abatoa einst Kafirland gehört hätte. Die bekannten Heitsieibibgräber, denen nur ein Hottentot Verehrung zollt, über deren Bedeutung aber kein Kafir oder Herero Auskunft zu ertheilen vermag, kommen weit über der Grenze des jetzigen Gebietes im Hereroland, in Zulukafirland und im Matabelenreiche vor.

Weiterhin beweist die Einwanderung der Kafir, die Fülle äthiopischer und semitischer Wörter, welche in deren Sprache



entw. u. gez. von Daniel Hahn.

übergegangen ist, und undenkbar wäre, wenn man nicht eine Ueberkommenschaft aus der Zeit der Berührung mit Semiten annehme. Wie könnte man sich endlich anders den Umstand erklären, daß die Kafir so manche Sitten, mythologische und sagenhafte Momente von den Hottentoten angenommen haben, müßte man nicht eine intensive, nicht immer gerade feindliche Berührung zwischen beiden voraussetzen. So ist das hottentotische Nationalinstrument, die !Gora, mitunter in verbesserter Form unter die Kafirstämme verbreitet. Das Dacharauchen *) ist unzweifelhaft erst durch die Hottentoten den

*) Dacha nennt man in der Capcolonie den „wilden Hanf". Ich bin geneigt, die Etymologie dieses Wortes auf unser „Taback" zurückzuführen. Denn „Tabaga" nennt der Hottentot unsere Tabacksblätter, und da er den „wilden Hanf" dem Taback noch vorzieht, so pflegte

Kafirn bekannt geworden. Das höchste Wesen der Hottentoten, Tsũ-||goab, identisch mit Heitsieibib, verehren die Kafir als u-Ti-||o, und die Kaimansmaid, eine hottentotische Wassernixe, halb Mensch, halb Krokodil, spukt im Kafirlande unter dem Namen Hilihili. Bekannt ist ja, daß die guten Hottentoten der Ansicht sind, die Hasenscharte rühre von einem Schlag her, den der Mond dem Hasen wegen Ungehorsams auf das Maul gegeben habe; bei den Ova-herero — fälschlich Dámaras genannt — heißt das „Alt Licht“ (vom Monde gesagt), omneze nau'os'ombi, d. h. „der Mond hat einen Hasen gebrannt“. — Das Pferd, durch die Hottentoten zu den Kafirn gelangt, heißt dort i-has-i, offenbar vom hottentotischen hāb, Fem. hās, das Pferd, gebildet, ebenso wie das Schaf, hottentotisch gūs, bei den Kafirn i-gus-i heißt, und dem besonders auf Rinderzucht bedachten Kafir ursprünglich unbekannt gewesen ist. In den südlichen Gebieten der Kafir-Congo-Völker beweisen endlich noch zahlreiche Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen die ehemalige Ausbreitung der Hottentotenrace. Endlich sei noch bemerkt, daß die Kafirstämme, besonders die Ama-||osa, dann Amasulu und die Bayeye am Ngami die hottentotischen Schnalze in ihre Idiome aufgenommen haben, ein besonders schlagender Beweis für die starke Berührung, welche zwischen beiden Racen stattgefunden hat.

Ueber Kunene und Sambesi nach Norden hinaus haben schwerlich Glieder der hottentotischen Race gewohnt; denn da nach den Ueberlieferungen der Eingeborenen der Continent vordem wasserreicher war, so darf mit Sicherheit eine damals enormere Wassermenge bei diesen jetzt noch reißenden Strömen vorausgesetzt werden; bekanntlich nähren sie zahlreiche Krokodile. Für die, auch jetzt noch auf dem Wasser unsicheren Hottentoten ist damals jede Möglichkeit der Ueberschreitung dieser, in doppelter Hinsicht gefährlichen, Wasser undenkbar. Sollten ferner nomadisirende Hottentotenstämme wirklich auf dem nördlichen Ufer gewohnt haben, so wäre nicht zu begreifen, daß die reichere und einer Culturentwickelung günstigere Natur des äquatorialen Afrika nicht ähnliche Entwickelungsmomente bei den hottentotischen Völkern hervorgerufen haben, wie sie bei den Kafir-Congo und Negervölkern Centralafrikas wahrgenommen werden, wo nämlich Industrie und Ackerbau zur ersten Phase gelangt sind, und sich die Keime eines durch Tradition geordneten Staatslebens, freilich wie sich jede primäre Staatsform zeigt, in absolutistischer Gestalt sichtbar machen. Zudem sind nach meiner Ansicht die psychischen Kräfte der Hottentotenrace nicht minder empfindlich und bildsam als die der Banturace, rechnet man noch hinzu, daß diese bei Weitem conservativere Elemente zeigt als jene.

Während nun anderwärts Kriege und Völkerbewegungen auf die Culturentwickelung günstig gewirkt haben, so ist die Verknöcherung und der schließliche Rückgang in der gelben Race lediglich der Kafir-Congo-Bewegung zuzuschreiben; der Hottentot wurde immer mehr auf die sterile Westseite aus der fruchtbarern und wildreichern Osthälfte hinausgedrängt. Die vordringenden Sieger nahmen für ihre zahlreichen Herden das jetzige Kafirgebiet. Auf engern, dazu ärmern Raum zusammengedrängt, entstand nun ein doppelter Kampf um das Dasein; zunächst ein Racenkampf zwischen Gelben und Schwarzen, und zwar von Seiten der Buschmänner drehte sich der Streit um die Jagdgründe, und Seitens der Nomadenhottentoten um Jagd- und Weidegrund. Hierbei sind ohne Zweifel blutige Kämpfe wegen Viehdiebstahls, die leidige Ursache aller Händel in Südafrika, geführt worden, und der Kafir, weit und breit der routinirteste und versessenste Viehdieb, trägt nicht die geringste Schuld daran. Dann entstand ein zweiter Kampf, gleichsam ein ewiger Bruderkrieg zwischen Buschmann und Hottentot, welch ersterer in Ermangelung von Wild, unbekümmert seines Stammverwandten Schafe, Ziegen und Rinder für Antilopen, Strauße und Zebras ansah. Hierdurch erklärt sich die tödtliche Feindschaft zwischen Hottentot und Buschmann.

er ihn als sein beliebtestes Rauchmaterial mit diesem Namen zu belegen. Statt Tabaga finden sich die mundartlichen Formen Twaga und Toaga, woraus, wenn das „G“ nach holländischer Weise wie „ch“ gesprochen wurde, leicht Dacha werden konnte. Dies meine Vermuthung. Anm. d. Verf.

Wir haben uns in einiger Ausführlichkeit bei den Beweisen der ehemaligen geographischen Verbreitung der Hottentoten aufgehalten; es galt, hier endlich den luftigen Hypothesen betreffs dieses Themas entgegenzutreten und zugleich einen Maßstab zu schaffen für die Beurtheilung der Entwickelungsstufe dieser gelben Race. Vervollkommnet wird dieser Maßstab durch eine kurze Uebersicht der physikalischen Beschaffenheit des Territoriums.

Auf der östlichen Küste trennt das hohe Kahlamba oder Drachengebirge, welches von Südwesten gegen Nordosten streicht, die eigentlichen Kafirländer von den Bauernrepubliken, Capcolonie, Kahlahari oder |Karri-|Karriwüste und dem Großnamalande. An seinen himmelansteigenden Felskämmen bleiben die Regenwolken, welche die indischen Monsuns dem afrikanischen Continent zuführen, hängen und schütten ihr Füllhorn über Kafiria aus, während die westlichen Länder, mit vorherrschend sandigem Charakter, deren Unfruchtbarkeit durch die zahlreichen Granit-, Gneis- und Sandsteinformationen nur erhöht wird, unter einer tropischen Sonnengluth nach Feuchtigkeit lechzen. Hier begegnet man jenen Einöden, welche Freiligrath so treffend schildert in dem Fragment die Steppe:

„Wer sie durchschritten hat den graust;
sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen,
die ausgefahrnen Gleise, drinnen
des Colonisten Rad sich wand;
die Spur, in der die Büffel traben,
das sind, vom Himmel selbst gegraben,
die Furchen dieser Riesenhand.“

Die |Karri-|Karri würde eine heulende Wildniß sein, wenn nicht die umliegenden, zumal nördlichen Hochländer die Vegetation dieses Beckenlandes durch Zuführung von Feuchtigkeit in unterirdischen Rinnsalen speisten. Fließende Wasser und Brunnen sind dort nicht gekannt, und es wäre einem Elias-Marsche vergleichbar, daß Mc. Cabe, ein Todtgänger, mehr als vier Breitengrade in 22 Tagen zurücklegt, ohne einen Tropfen Wasser gesehen zu haben, wenn er seine lechzende Zunge nicht an dem saftigen und kühlen Fleische zahlreicher Knollen und Cucurbitaceen, womit die Natur diese Steppe segnet, hätte laben können. Nördlich vom 22° südlicher Breite vertauscht die westliche Hälfte ihren öden Charakter mit dem tropischen Centralafrikas; allein hier ist die schwarze Race übermächtig.

Das nördliche Texas.

Eine Skizze zur Culturstatistik des „neuen Südens".

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Am obern Red River lagert zu beiden Seiten desselben, in Texas und im Indianergebiete, bis 40 englische Meilen von Preston, ein ungeheures Gypsbett, das eine Ausdehnung von 350 Miles mit einer Breite von 50 bis 100 Miles hat. Als Befruchter der Felder ist der Gyps von großem Werthe, wird aber bis jetzt gar nicht ausgebeutet. Ebensowenig geschieht dies mit den weiter westlich liegenden Salzebenen, auf denen das Salz mitunter 4 Fuß tief aufgehäuft ist. Das Wasser des Red River, dessen südlicher Zweig auf jenen Salzebenen entspringt, hat davon einen brackigen Geschmack. In den östlichen Counties Bowie, Titus und Davis findet man reiche Eisenerze. Der ganze Boden ist dort mit Eisen geschwängert. Eisenhaltiges Gestein, „Niggerheads", wie man es in Texas nennt (ein weithergeholter Vergleich mit wolligen Negerköpfen), liegt an den Landstraßen in Massen offen zu Tage und bekundet den Mineralreichthum des Landes in Eisen. Eine Eisengießerei, vier Miles von Jefferson, benutzt das Erz in geringem Maße; sonst werden jene Erze bis jetzt noch nicht ausgebeutet.

Der Ertrag des „schwarzen Bodens" beträgt ohne jegliche Düngung im Durchschnitt zwei Ballen vom Samen gereinigte Baumwolle, den Ballen zu 500 Pfund gerechnet, auf drei Acker Land, 30 bis 50 Bushel Mais (Korn, wie man es in Amerika nennt) und 15 bis 25 Bushel Weizen pro Acker. Alle Arten von Gemüse und Obst, von letzterm hauptsächlich Pfirsiche und Melonen, gedeihen im sandigen Boden auf das Ueppigste. Wilde Reben wachsen dort in den Wäldern in großer Menge.

Weizen baut man im nördlichen Texas in den letzten Jahren von Jahr zu Jahr weniger, und man zieht dort nicht einmal genug indianisches Korn für den Consum des eigenen Landes. Jeder der hiesigen Farmer will Baumwolle bauen, und alles Andere wird dadurch vernachlässigt. Früher exportirten die westlichen Counties viel Weizen; jetzt baut man dort nicht genug für den eigenen Bedarf, im Red River County fast gar keinen mehr. Vor dem Kriege pflanzte man in den westlichen Counties keine Baumwolle, jetzt ist diese dort das Hauptproduct des Bodens. Weizen kommt im nördlichen Texas fast zwei Monate früher zur Reife als in Illinois und den anderen Staaten am mittlern Mississippi, und könnte jenen deshalb im Markte gefährliche Concurrenz machen. Statt dessen werden ungeheure Quantitäten von Weizenmehl aus jenen Ländern nach Texas verschifft. Sogar Mais in Säcken findet von dort massenweise seinen Weg nach Texas. Man denke sich, daß hier jetzt 1 Dollar und 1¼ Dollar in Gold per Bushel für indianisches Korn gezahlt wird, an den Hauptlandstraßen stellenweise sogar zwei Dollars, in einem Lande, das für den Anbau dieses Getreides wie geschaffen ist. Dabei ist die Maisernte viel leichter zu beschaffen als die der Baumwolle. Erstere nimmt kaum vier Monate im Jahre in Anspruch, letztere über ein Jahr. Die letzte Baumwolle ist kaum abgepflückt, wenn es schon wieder an der Zeit ist zu pflügen, und nicht selten werden Hunderte Pfund ungepflückter Baumwolle pro Acker mit den Stauden wieder untergepflügt, weil die vorhandenen Arbeitskräfte nicht genügen, Alles abzupflücken.

Mais in Säcken und Weizenmehl in Fässern werden jetzt von den an den mittlern Mississippi grenzenden Staaten im Werthe von drei Millionen Dollars jährlich auf Dampfern den Red River hinaufgeschafft und mehrere Hundert Meilen per Achse weiter, bis in die productivsten Korndistricte des nördlichen Texas. Es ist etwas Alltägliches, Mehl von Illinois direct an den Mehlmühlen im Innern von Texas abladen zu sehen. Die Dampferflotten auf dem Red River bringen die Baumwollenernte nach Neuorleans (270,000 Ballen aus dem Red-River-Thale in diesem Jahre, wovon beinahe die Hälfte auf das nördliche Texas kommt) und kehren zurück, schwer beladen mit Mehl, indianischem Korn, gepöckeltem Fleisch und anderen Producten, außer den Kaufmannsgütern aller Art, — ein seltsames Schauspiel. Man muß erstaunen, wenn man mit ansieht, wie ganze Karawanen von Wagenladungen, voll von Mehl und gesalzenem Fleisch, nach Westen ziehen, nach einem der productivsten Korn- und Viehzuchtländer in der Welt, — mit Mehl beladen, wozu der Weizen, aus dem es gemacht wurde, 3000 Meilen von hier auf den Prairien von Illinois gewachsen ist. Trotzdem baut man in Texas in diesem Jahre noch weniger indianisches Korn und Weizen und noch mehr Baumwolle, als im vergangenen Jahre. Dieselbe Manie scheint mehr oder weniger den ganzen Süden ergriffen zu haben. Der „Columbus Enquirer", eine Zeitung im Staate Georgia, enthält in einer seiner letzten Nummern Folgendes:

„Wir haben in diesem Jahre viel von dem Eifer unserer Pflanzer gehört, eine möglichst große Baumwollenernte zu machen, und daß dieselben den Anbau von indianischem Korn zum Theil vernachlässigt haben; gestern aber erhielten wir Mittheilungen aus den Landdistricten, die uns in der That erschreckt und entmuthigt haben. Ein gut beobachtender intelligenter Pflanzer, der soeben von einem Besuche nach dem nördlichen Georgia zurückgekehrt ist, theilt uns mit, daß man dort volle 30 Procent mehr Baumwolle als im vergangenen Jahre gepflanzt hat, zum ungeheuern Nachtheile des Districtes zwischen Atlanta und Columbus. Er gebrauchte in seiner kräftigen Sprache den Ausdruck, daß dort nicht genug Korn gepflanzt sei, um die Hühner damit zu füttern. Wir haben von Pflanzern in dieser Gegend gehört, die große Felder mit Baumwolle bestellt haben und nicht einen einzigen Acker mit Mais.

Ein anderer intelligenter Pflanzer bringt die Nachricht, daß er auf einem Ritte von dieser Stadt nach Society Hill in Alabama und zurück nur zwei Plätze gefunden hätte, wo er sein Pferd mit Korn füttern konnte, und dieses sei Mais in Säcken (importirter) gewesen. Das ganze Land ist fast entblößt von indianischem Korn, außer von solchem, das man kürzlich aus dem Westen hergebracht hat. Und trotzdem denken unsere Pflanzer nur daran, Baumwolle zu produciren, und halten das indianische Korn von geringer Wichtigkeit."

So schlimm sieht es allerdings in Texas nicht aus. Man

sollte jedoch bedenken, daß die vielen Zehntausende von Emigranten, die man erwartet, alle Brot essen und ihre Pferde und Ochsen füttern wollen. Aber Baumwolle, sagen die hiesigen Farmer, ist Geld, und Weizen können wir von hier bei den schlechten Transportmitteln nicht nutzbringend auf den Markt bringen. Das Mehl kann man billiger von Illinois beziehen, als in Texas produciren. Dieselbe Arbeitskraft, an Baumwolle gewandt, bezahlt doppelt so viel als in Weizen, und Korn baut man in Texas schon genug für den Bedarf des Landes. Bei den gegenwärtigen hohen Preisen der Baumwolle ist das im Allgemeinen wahr; sollte aber dieselbe im Preise fallen, und dieses ist bereits mehr geschehen, als den Pflanzern lieb ist, und die Baumwolle muß aller Wahrscheinlichkeit nach bei der immer mehr anschwellenden Production dieses Stapels noch mehr im Preise fallen, so möchte sich einmal ein arges Deficit in Texas herausstellen, und mancher Farmer wird bedauern, nicht zuerst Getreide und dann Baumwolle gepflanzt zu haben.

Das Klima des nördlichen Texas ist ein gemäßigtes südliches Klima. Selten steigt im Sommer die Hitze über 90° F. im Schatten, und nur in Ausnahmsfällen über 100° F. Die Winter dagegen sind seit den letzten sechs Jahren bedeutend strenger geworden. Eis, früher eine Seltenheit, giebt es hier jetzt in jedem Winter, mehr und mehr, und es wird mitunter intensiv kalt. Das Klima dieses Landes scheint sich überhaupt zu verändern. Der Regenfall hat sich bedeutend vermehrt; heftige Gewitter, sonst nicht häufig, giebt es jetzt im Frühjahr fast jeden Tag. In früheren Jahren waren die hiesigen Farmer stets in Angst vor einer Dürre; jetzt fällt eher zu viel als zu wenig Regen. Die Zunahme des Waldstandes und der neue Baumwuchs auf den Prairien scheinen mir mit dieser klimatischen Veränderung in enger Wechselwirkung zu stehen.

Eine wahre Landplage sind in Texas während der Monate October bis März die Northers, intensiv kalte und plötzlich aufspringende Nordwinde. Mitunter ist das Wetter frühlingswarm, wenn unerwartet ein Norther heranbläst und Einem so zu sagen das Blut in den Adern gefriert. Doch halten dieselben nie lange an; schon nach wenigen Stunden, höchstens nach zwei Tagen, sind sie vorübergerast. Wehe dem Reisenden, den ein solcher eisiger Bote auf offener Prairie überrascht. Er mag von Glück sagen, wenn er ein schützendes Dach im Gesichtskreise entdeckt, und wird gewiß seinem Rosse die langen Stachelsporen in die Weichen drücken und querfeldein dorthin galopiren. Kein Texaner reitet deshalb während jener Monate ohne eine schwere Wolldecke oder einen guten Ueberrock ins Freie, das Wetter mag noch so schön sein, denn Niemand kann vorhersagen, wann ein Norther hereinbrechen wird.

Ich ritt vor dem Kriege an einem frühlingswarmen Weihnachtsabend zu einer Ballgesellschaft nach einem nur zwei Meilen von Clarksville wohnenden reichen Pflanzer und wurde dort von einem wüthenden Norther überrascht; Schnee, Regen, Schlossen, Hagel, Sturm und Glatteis, Alles durch einander, ein grauenvolles Wetter. Waren die sommerlich gekleideten Ballgäste je nahe daran, todtzufrieren, so war es bei jenem mir unvergeßlichen Weihnachtstanze. Es war, als wären wir plötzlich aus Peru nach Sibirien versetzt.

Die Regengüsse sind in diesem Lande oft denen zu vergleichen, die man in tropischen Breiten sieht. Mitunter stürzt der Regen in breiten Lagen vom Himmel herab; rothe Blitze durchzucken die vom Sturmwinde gepeitschten dicht herabbrausenden Wassermassen, — ein imposantes Schauspiel, das sich unter einem schützenden Dache köstlich anschauen läßt. Nach einem Regenschauer sind die Wege im „schwarzen Lande" wahrhaft scheußlich, weniger nach einem Sturzregen, der zu schnell abfließt und die Erde nicht so schmierig macht. Nach einem gewöhnlichen Regen fühlt sich diese gleichsam ölig an und bleibt in den Radspeichen der darüber hinfahrenden Fuhrwerke dermaßen hängen, daß sie das ganze Rad vollfüllt. Doch trocknet der Boden erstaunlich rasch wieder auf. Oft sind am Morgen nach einem Regenschauer die Wege so breiartig, daß Einem fast die Stiefel stecken bleiben, und vor Abend, wenn das Wetter schön bleibt, oder spätestens am nächsten Tage, sind die Straßen wieder trocken. Im Sommer sind die Landwege so glatt wie eine Tenne, und es ist ein capitales Vergnügen, mit einer holden Texanerin im leichten Buggy eine Spazierfahrt über die Prairie zu machen.

Mit den Verkehrswegen des nördlichen Texas liegt es im Allgemeinen sehr im Argen. Im Winter sind die Landstraßen kaum passirbar. Die Brücken sind sogar in Arkansas besser als in Texas, was etwas heißen will! Die Posten langen ganz außerordentlich unregelmäßig an, Telegraphen giebt es noch keine, und einem Fremden ist Engelsgeduld von Nöthen, wochen- und wochenlang auf Briefe und Zeitungen zu warten, die in wenigen Tagen an ihren Bestimmungsort gelangen sollten. Um dem Leser einen Begriff von den enormen Frachtsätzen zu geben, denen die Nordtexaner für den Transport ihrer Landesproducte auf den Absatzmarkt in Folge der schlechten Verkehrswege unterworfen sind, will ich nur erwähnen, daß es 15 Dollars in Gold kostet, um einen Ballen Baumwolle von dort nach Neuorleans zu schaffen. Wäre ihr Land nicht ein so überaus productives, so kämen sie nimmermehr auf einen grünen Zweig.

Da auf den obern Red River noch weniger Verlaß ist, als auf die Landstraßen, so können nur Eisenbahnen aushelfen. Mit Projecten für solche ist jetzt so zu sagen die Luft schwanger. Aus allen Richtungen der Windrose sollen die Schienenwege das reiche nördliche Texas erreichen, schreiten aber zum Verzweifeln langsam vorwärts.

Von Kansas her hat eine Eisenbahn, die von der Stadt Lawrence über Fort Scott, Fort Gibson und Preston nach Galveston laufen soll, bei Baxter Springs die Nordgrenze der „Indianischen Nationen" erreicht. Dort ist sie plötzlich zum Stillstand gekommen, denn die Vereinigte-Staaten-Regierung hat der Gesellschaft noch nicht die Erlaubniß ertheilt, ihre Linie durch das Indianergebiet nach Süden weiter zu bauen. Die dort ansässigen Stämme der Choctaws, Chickasaws, Creeks, Cherokees und Seminoles wissen recht wohl, daß der erste Hufschlag des eisernen Rosses über ihr gesegnetes Land ihrer sorgenlosen Abgeschlossenheit ein Ende macht und sie dem Verderben weiht. Sie wehren sich noch, mit Ausnahme der civilisirten „Half Breeds" (Mischlinge), welche den Bau von Eisenbahnen durch ihr Land befürworten, mit aller Macht gegen das kommende Verhängniß. Auf die Dauer können sie aber den Bau von Eisenbahnen durch ihr Land, das auf der Communicationslinie zwischen Kansas und Texas liegt, gewiß nicht hindern. Das Schlachtvieh des westlichen Texas wird jetzt schon bei Zehntausenden durch das Indianergebiet an die Depots der Kansasbahnen getrieben, um von dort die östlichen Märkte zu erreichen.

Eine andere Eisenbahn, die „South Pacific", ist bereits 291 Miles in südwestlicher Richtung von St. Louis bis nach Pierce City fertig und wird rasch nach Fort Smith und Fort Gibson weiter gebaut. Sie soll das nordwestliche Arkansas durchschneiden, dann die „Nation", und bei Lamar oder Red River County den Red River überschreiten. Auch auf dieser Linie wird bereits viel Texas-Schlachtvieh nach St. Louis geschafft.

Vom Süden sollen zwei Eisenbahnen nach dem nördlichen Texas laufen; die „Texas Central" von Galveston in

der Richtung nach Preston, von welcher Bahn 165 englische Meilen dem Verkehr übergeben sind, und die „Texas Great Northern“, von Houston in der Richtung nach Clarksville, die vor Kurzem incorporirt wurde. Diese zwei Eisenbahnen sollen den von Kansas und Missouri kommenden die Hand reichen. Vom Nordosten wird eine Bahn von Cairo in Illinois nach Fulton in Arkansas, nahe an der Texasgrenze am Red River gebaut; von Osten eine andere von Neuorleans quer durch den Staat Louisiana nach der texanischen Grenze.

Außer den genannten Eisenbahnen streiten sich zwei südliche Pacificbahnen um das Wegrecht durch das nördliche Texas, über El Paso am Rio Grande und durch Arizona nach St. Diego in Californien und einen Hafenort (Guaymas) am Golf von Californien. Die eine, die „South Pacific“, ist zum Theil fertig von Vicksburg am Mississippi über Shreveport in Louisiana nach der Stadt Marshal im nordöstlichen Texas, und soll von dort südlich vom Trinityfluß auf dem 32. Breitengrade nach Westen weiter gebaut werden; — die andere, die „Memphis-, El Paso- und Pacific-Eisenbahn“, neuerdings in die „Transcontinental“ umgetauft, hat ihre Linie von Memphis im Staate Tennessee über Little Rock in Arkansas nach Fulton am Red River ausgelegt, und weiter auf dem 33. Breitengrade, mit einer Zweigbahn nach Jefferson. Die Memphis-, El Paso- und Pacific-Eisenbahn, jetzt unter der Aegide des „Pfadfinders“ Fremont, ward bereits vor dem Kriege begonnen, ist aber immer und immer wieder in jämmerlichen Stillstand gerathen.

Alle genannten Eisenbahngesellschaften haben, soweit ihre Linien das texanische Gebiet durchschneiden, vom Staate Texas große Landschenkungen erhalten, die „Memphis-, El Paso- und Pacific-Eisenbahn“ z. B. 10,240 Acker Land für jede dem Verkehr übergebene englische Meile. Trotzdem ist diese Linie ganz in Stillstand gerathen. Auch die anderen Bahnlinien schreiten entsetzlich langsam vorwärts. Von der „Texas Central“, welche von allen texanischen Eisenbahnen noch das Meiste geleistet hat, wurden in den sage beinahe zwanzig Jahren ihres Bestehens nur 165 englische Meilen fertig. Und doch rentirt sich diese Bahn ausgezeichnet und soll ihren Eigenthümern jährlich 75 Procent vom angelegten Capital einbringen. Die Bahn vermag nicht die Producte des Landes, das sie durchschneidet, und das Vieh, welches auf ihr verschifft werden soll, nach Galveston zu transportiren.

Was die Ursachen von diesem unerhörten Schlendrian im Eisenbahnbau in Texas sind, bleibt dem Uneingeweihten ein Räthsel. Seit zwölf Jahren kenne ich das nördliche Texas und habe, wenn ich dort war, täglich von Eisenbahnen reden gehört; aber sie kommen immer noch nicht. Und doch hat kein Land in der Welt Eisenbahnen mehr nöthig, als das nördliche Texas, das, wenn die Dampfzüge endlich einmal den Weg dorthin gefunden haben werden, wunderbar schnell emporblühen muß.

Ehe ich diese Mittheilungen schließe, will ich noch eine persönliche Erfahrung hinzufügen, die ich in Texas gemacht habe. Man redet noch immer von den Gefahren, denen die Deutschen in Texas ausgesetzt sind. Das hatte während des Krieges seine volle Berechtigung, ist gegenwärtig aber ohne jeglichen Grund. Ich kam kurz nach dem Kriege nach Texas, das ich jetzt wieder besucht habe; beide Male und obgleich ich dort viel mit Geldangelegenheiten zu thun hatte, die bekanntermaßen für den Zahlenden (in meinem Falle die Südländer) nicht sehr gemüthlich sind, hat man mich dort mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die nicht wärmer hätte sein können. Ein solches freundliches Entgegenkommen ist mir in Amerika noch nie vorgekommen; die Leute trugen mich dort förmlich auf den Händen. Ein kleines unangenehmes Rencontre mit einem Desperado, das ich in Clarksville im Jahre 1866 erlebte, abgerechnet, habe ich dort so wenig persönliche Gefahr gehabt und an solche gedacht, als ob ich in Dresden oder Berlin gewesen wäre. Wem unter so lieben Menschen, wie ich in Nordtexas unter den Südländern gefunden habe, das Herz nicht aufgeht, der muß eben ein Herz von Stein haben. Möge es meinen texanischen Freunden wohlergehen, und mögen die letzten Spuren des unseligen Bruderkrieges bald ganz von ihrer schönen Heimath verwischt sein!

Unsere deutschen Grenzen und unsere Nachbarn.

Von **Karl Andree.**

II.

Wir haben auch das Herzogthum Limburg verloren, das zum deutschen Bunde gehörte. Im Jahre 1839 wurde ein Theil an Belgien überlassen, der andere Theil verblieb den Niederlanden bis 1866; seitdem ist die staatliche Verbindung mit Deutschland aufgelöst. Der Bund benahm sich auch in der „Limburger Frage“ lahm und träg; er duldete, daß die Holländer dieses Land in eine Zwitterstellung brachten, aus welcher zuletzt Holland allein Vortheil gezogen hat. Dieses kümmerte sich nicht um die Verträge und wurde auch nicht zur Erfüllung seiner Verpflichtungen angehalten. Den Bundesstaaten war bekanntlich durch Artikel 13 der Bundesacte eine landständische Verfassung gewährleistet; Limburg aber hatte keine solche für sich, sondern eine mit der holländischen verschmolzene, durch welche die Bundesgesetzgebung vielfach beeinträchtigt wurde. So stand das Land unter zweien, verschiedenen und einander mehrfach widersprechenden Gesetzgebungen, und mußte Beisteuer und Kriegsdienst auch für Holland leisten, obwohl es durch den Vertrag von 1839 mit letzterm nicht etwa vereinigt, sondern mit seinen Beziehungen zum deutschen Bunde unter die volle Souverainetät des Hauses Nassau-Oranien gestellt war. Die Holländer jedoch haben ihren Zweck erreicht, Limburg bildet eine holländische Provinz!

Und was ist das Großherzogthum Luxemburg, dessen Hauptstadt Bundesfestung war und deren Mauern auf Andringen des Pariser Gewaltherrschers geschleift wurden, nachdem es ihm nicht gelungen war, dieselbe in seine Gewalt zu bringen? Es ist gleichfalls ein Zwitterding. Nach Auflösung des Bundes wurde es 1867 von Seiten der Großmächte als ein selbständiges und neutrales Neben-

reich des Königreichs der Niederlande anerkannt! Dieses Nebenreich zählt etwa 46 Geviertmeilen mit 200,000 Einwohnern; der größere Theil von Luxemburg war 1839 großmüthig an Belgien abgetreten worden; derselbe hat auf ungefähr 80 Quadratmeilen 210,000 Seelen.

Gerade an diesem Luxemburg, soweit es sich unter Herrschaft der Oranier befindet, zeigt sich deutlich einmal: die sträfliche Gleichgültigkeit des unselig entschlafenen Bundes gegen deutsch-nationale Interessen, sodann ein systematisches Bestreben von Seiten der oranischen Regierung, ein deutsches Land zu verfranzöseln. Belgisch-Luxemburg ist überwiegend wallonisch; aber man hat auch die 25,000 Deutschen im Bezirk Arlon hinzugeschlagen. Kein Berg, nicht einmal ein Fluß wurde dem deutschen Luxemburg zur Markscheide gegen Belgien gegeben; man hat die Grenzlinie sogar mitten durch Dörfer gezogen, und Gemeinden, welche stets zusammengehört hatten, aus einander geschnitten. Mir sagte 1844 ein gebildeter Luxemburger, den ich auf einem Moseldampfer kennen lernte: „Woher sollen uns die Sympathien für Deutschland kommen? Es erlaubt, daß man mit uns umspringt, wie einst mit Polen geschah; der Bund thut nichts; Preußen läßt die Holländer und die Französischgesinnten wirthschaften, wie sie wollen. Weshalb hält man die deutschen Stämme nicht fest zusammen? Die Sorglosigkeit der Regierungen ist so schmachvoll, wie die Gleichgültigkeit des deutschen Volkes."

Von jenem Tage an habe ich die Luxemburger Zustände näher im Auge behalten. Die holländische Regierung bot Alles auf, um dieses Lützelburg, das einst zum burgundischen Kreise gehörte, zu französiren, und hielt dasselbe unter strengem Drucke, z. B. auch in Bezug auf die Presse, welche doch in Holland völlig frei war. Sie octroyirte ihm 1856 eine Verfassung, aus welcher alle liberalen Bestimmungen ausgetilgt waren. Sie entschloß sich nur widerwillig zum Anschluß an den deutschen Zollverein. Lange Zeit war Luxemburg vom übrigen Deutschland fast vergessen worden; unter österreichischer Herrschaft wurde das volksthümliche Element nicht gefördert, und als 1793 die Franzosen ins Land kamen, gestalteten sich die Dinge noch ungünstiger. Die Männer der Freiheit und Gleichheit verboten die deutsche Mundart, und im Pariser Convent wurde in allem Ernste der Vorschlag gemacht, französische Colonien in den Ländern des linken Rheinufers zu gründen und die deutschen Eingeborenen durch lockende Versprechungen nach dem Innern Frankreichs zu ziehen.

Es war die planmäßige Absicht der Franzosen, im Luxemburgischen alles deutsche Wesen zu unterdrücken; sie führten sofort ihre Sprache in der Verwaltung und bei den Gerichten ein, aber sie duldeten dieselbe wenigstens in Schule und Kirche, und 1814, als die Fremden vertrieben waren, trat sie wieder in ihre alten Rechte. Die ersten deutschen Truppen, welche einzogen, wurden mit Jubel begrüßt, und hätte man damals diese Stimmung zu würdigen gewußt, so würden die Dinge ohne Zweifel einen günstigern Verlauf genommen haben.

Man gab das Land an einen holländischen Oranier, den man zum König erhoben. Diese Oranier im Haag sind dem alten Stammlande abgeneigt, sie sind verholländert und uns nicht freundlich gesinnt, obwohl das „batavische" Nationallied mit den Worten beginnt: „Wilhelmus von Nassauen, bin ich von deutschem Blut." In Luxemburg haben sie in unzweideutigster Weise die Maxime befolgt, Land und Volk dem deutschen Wesen immer mehr zu entfremden. Sie konnten den Landeseinwohnern die holländische Sprache nicht aufdringen, aber diese sollten lieber wallonisirt werden, als deutsch bleiben. Es waren diese Oranier, welche das Französische wieder zur Gerichts- und Verwaltungssprache erhoben, und zwar zur ausschließlichen. Sie gingen noch weiter, als früher die Franzosen; sie gaben ein Gesetz über den höhern Unterricht (1817), dem zufolge am Gymnasium und am Athenäum zu Luxemburg das Holländische oder das Französische die „Vermittelungssprache" sein sollte! Das Deutsche war damit in Bann und Acht gethan!

Erst 1837 wurde der Bann aufgehoben und dann verfügt, daß fortan die deutsche Sprache allein beim Unterricht angewandt werden solle, weil sie jene der überwiegenden Mehrzahl der Schüler sei. Der bekannte kurhessische Minister Hassenpflug hat gewiß eine schwere Sündenlast auf sich geladen, was er aber als Civilgouverneur in Luxemburg gethan, wo er für die Förderung des deutschen Elementes nach Kräften wirkte, verdient alle Anerkennung. Gleich nach seinem Abgange (um 1840) trat wieder eine antideutsche Partei hervor und erhielt Oberwasser, so sehr, daß 1841 der König-Großherzog die Sitzung der deutschen Ständeversammlung mit einer französischen Anrede eröffnete. Den Beamten wurde eingeschärft, mit ihren Untergebenen nur in französischer Sprache zu correspondiren, auch wenn dieselben kein Französisch verstanden! Noch mehr. Der Frankfurter Bundestag ließ, in seinem Mangel an gewöhnlichem Ehrgefühl, es sich gefallen, daß die Offiziere des Luxemburger Bundescontingentes mit der Regierung nur in französischer Sprache correspondirten: so hatten es die Oranier befohlen. Sie befahlen ferner, daß die Wahlregister und die Stimmzettel für die Bürgermeisterwahlen nicht mehr, wie sonst jederzeit, deutsch und französisch abgefaßt sein sollten, sondern nur allein französisch, — und das in Gemeinden, wo kein Mensch diese Sprache verstand.

Als der Oranier sich eine hohe Civilliste decretirt hatte und eine drückende Personalsteuer einführen ließ, erklärte die Regierungspresse, daran sei der Beitritt zum deutschen Zollverein Schuld; man müsse überhaupt wünschen, mit Deutschland wo möglich in gar keiner Verbindung zu stehen. Luxemburg liege zwischen Maas und Mosel und sehe sich zumeist auf Belgien und Frankreich angewiesen. Das Französische müsse für die „luxemburgische Nationalität" (!) als zweite Nationalsprache betrachtet werden! Eine „Nationalität", die aus 200,000 Köpfen besteht!

Die preußische Regierung hat leider nichts gethan, um sich im Lande politischen Einfluß zu verschaffen; sie hat die Oranier wirthschaften lassen. Ludwig Napoleon dagegen versäumte nichts, um französische Umtriebe ins Werk zu setzen und sich eine Partei zu bilden. Er hatte die Presse für sich gewonnen, und ließ sich als einen Hort der Freiheit und als einen Regenten hinstellen, der für Luxemburg eine glückliche Zeit bringen werde. Seine Anschläge sind gescheitert, aber Luxemburg ist aus dem Verbande mit Deutschland losgelöst worden*).

Ein Gleiches ist mit Lüttich der Fall. Dasselbe ist nun eine Provinz Belgiens (52 Quadratmeilen mit einer halben Million Bewohner); es war als Hochstift bis 1794 ein Theil des niederrheinisch-westphälischen Kreises.

Auch die Schweiz ist ein abgefallenes Bruchstück von Deutschland, und es giebt in ihr Leute, welche sich eine „helvetische" Nationalität einbilden. Eine solche ist ein Unding, ist nirgends vorhanden. Im Bereiche der Eidge-

*) Ich lese soeben, daß die Siege der Deutschen auch in Luxemburg große Freude erregt haben. Zwei von Napoleon besoldete dortige Blätter, „Avenir" und „Union", waren so unverschämt aufgetreten, daß das Volk die Unterdrückung derselben verlangte; der landständische Ausschuß erließ in demselben Sinne eine energische Aufforderung an die Regierung. Die Luxemburger haben Verbandszeug ꝛc. für die deutschen Verwundeten nach Trier gesandt. So tritt das Bewußtsein der Stammesbrüderschaft wieder hervor.

nossenschaft ist die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Einwohner von deutscher Abstammung und Zunge; ein Bruchtheil ist romanisch und redet französisch oder italienisch, und in Graubünden wird außer Deutsch auch Rumansch und Ladinsch gesprochen. Die Schweiz trennte sich allmälig vom Reich ab; aber als sie längst nicht mehr zu demselben gehörte, war doch immer noch das Hochstift Basel Reichsstand. Das Gebiet desselben lag zwischen dem Sundgau, Mümpelgart, Burgund, Neuenburg, Solothurn, Bern und Basel; es umfaßte Granfelden, Delsperg, Pruntrut (Porentruy), Freyenberg, das Münsterthal ꝛc. Das Alles ist der Eidgenossenschaft überlassen worden, und ein Gleiches ist der Fall gewesen mit dem Hochstifte Chur und der gefürsteten Abtei Sanct Gallen. Auch der Canton Aargau enthält Bestandtheile, welche bis zu Anfang unsers Jahrhunderts Reichsland waren, z. B. das Frickthal. Ueberall Verluste; das einst würtembergische Mümpelgart ist als Montbeliard französisch geworden.

Ich möchte die Schweizer in gewissem Sinn als umgekehrte Holländer bezeichnen. Gleich allen „entlaufenen Vasallen“ hegen sie eine gewisse Abneigung gegen das große Mutter- und Stammland, obwohl sie, verständiger als die Leute in der batavischen Niederung, einen beträchtlichen Theil ihrer Lehrmeister aus Deutschland beziehen und sich der geistigen Strömung Deutschlands nicht entfremdeten. Der Egoismus der Schweizer ist eigenartig und vielfach sehr beschränkter Natur, und wenn ein Franzose gesagt hat: „Bei diesen Helvetiern sucht man vergeblich nach Liebenswürdigkeit, man findet das Gegentheil,“ so mögen die „Helvetier“ selber urtheilen, ob er das Richtige getroffen habe. Praktische Tüchtigkeit, Fleiß, die Kunst, zu erwerben und zu sparen, und die Tapferkeit wird ihnen Niemand absprechen.

Von deutscher Seite erfahren die Schweizer nicht die mindeste Beeinträchtigung, es wird ihnen im Gegentheil aufrichtiges Wohlwollen entgegengetragen. Man weiß bei uns sehr wohl, was die Neutralität dieses zwischen drei großen Staaten hingestellten Alpenlandes werth ist. Es sind nicht Deutsche, welche Anspruch auf den Besitz des französischredenden Berner Jura, Genfs und des Waadtlandes erheben; nicht Deutsche, welche Savoyen annectirten und dort eine drohende Stellung einnehmen. Hat man in „Helvetien“ die Zeiten unter dem ersten Napoleon vergessen? Auch von einem starken, geeinigten Deutschland haben die Schweizer für ihre Selbständigkeit nicht das Allermindeste zu besorgen, und die verständigen Leute unter ihnen begreifen das auch vollkommen, während ein beschränkter Stockschwyzer sich einbildet, ein kluger Politiker zu sein, wenn er im vermeintlichen Interesse seiner Eidgenossenschaft ein getheiltes Deutschland für ersprießlich hält.

Wohlwollende Nachbarn für uns sind im Allgemeinen die Schweizer nicht. Wenn bei dem weltgeschichtlichen Kampfe unserer Tage, bei dem es sich um die Sicherstellung der germanischen Culturgesittung handelt, ein Schweizer sich so roh und brutal äußern kann, wie die „Winterthurer Zeitung“, dann dürfen wir uns nicht verhehlen, daß in „helvetischen“ Kreisen eine böse Gesinnung vorherrscht. Das Blatt sagt: ein Schweizer dürfe weder den Deutschen noch den Franzosen den Sieg gönnen, sondern müsse wünschen, daß beide sich zerfleischen und abschwächen; solches werde am vortheilhaftesten für die Schweiz sein! Ein Baseler Blatt kennzeichnet seine Geistesbeschränktheit und sein Uebelwollen gegen uns dadurch, daß es behauptet, Frankreich vertrete selbst unter dem napoleonischen Cäsarismus „die modernen Ideen der Freiheit und Gleichheit“, Deutschland dagegen lediglich „einen mittelalterlichen, leidlich aufgeputzten Feudalismus, der sich auf das Moskowiterthum stütze!“ Es soll übrigens noch einmal hervorgehoben werden, daß die Zahl der Leute, welche verständiger denken, nicht ganz gering ist, und daß diese auch in der Presse ihre Vertretung finden; im Großen und Allgemeinen jedoch dürfen wir auf schweizerische Sympathien bis auf Weiteres nicht rechnen.

* * *

Unser gefährlichster Nachbar ist von jeher Frankreich gewesen, und unser Volk hat vollkommen Recht, wenn es diesen Staat als Erbfeind bezeichnet. Denn derselbe arbeitet seit Jahrhunderten planmäßig darauf hin, uns zu verkleinern und Land zu rauben; er ist dabei, gleichviel unter welchen Dynastien und Regierungsformen, mit unwandelbarer Folgerichtigkeit und einer Gewissenlosigkeit zu Werke gegangen, die nicht überboten werden können.

Der Gang der deutschen und der französischen Geschichte ist ein durchaus verschiedener. In jener tritt das Bestreben nach Concentrirung der Königsmacht hervor, in dieser ein unablässiges Bemühen, die kaiserliche Macht und mit ihr das Reich zu schwächen. Jeder bei uns wollte Potentat für sich sein, und der Individualismus wucherte so arg, daß er im höchsten Grade gemeinschädlich wurde. Die vielen Römerzüge, welche nach den Kaiserwahlen unternommen wurden, haben ungemein nachtheiligen Einfluß geübt, einmal, indem mit ihnen und durch sie viele tüchtige Kräfte in Wälschland geopfert wurden, und dann, weil sie von den Dynasten benutzt wurden, mehr und mehr Sonderrechte für sich, auf Kosten von Kaiser und Reich, zu erwerben. Deutschland wurde vielfach in italienische Händel verwickelt, die Ströme von Blut kosteten, uns keinen Vortheil brachten und sittenverderbend wirkten. Während derselben machten sich unsere Dynasten mehr und mehr unabhängig. Schon als der päpstliche Sitz nach Avignon verlegt worden war, benutzte Frankreich die italienischen Staaten, um das Guelfenthum zu verstärken und Deutschland Verlegenheiten zu bereiten.

Von den Zeiten Ludwig's des Elften an, nachdem die Engländer verdrängt und die großen Vasallen beseitigt waren, verfolgte die Pariser Politik bis auf diesen Tag systematisch den Plan, in Deutschland Spaltungen zu erzeugen und die Uneinigkeit zu fördern; es ist ewig dasselbe divide et impera gewesen. Frankreich hat dabei rastlosen Eifer gezeigt, und so leichtfertig es auch sonst vielfach zu Werke ging, darin wenigstens hat es sich beharrlich gezeigt. Alle Mittel sind ihm gleich gewesen, wenn es sich darum handelte, Deutschland zu schwächen und Gebietstheile von uns abzureißen. Vortrefflich kam die große Kirchentrennung ihm zu statten. Während es im eigenen Lande die Hugenotten verfolgte und mordete, während es seine echt keltisch-französische Bartholomäusnacht veranstaltete, Dragonaden über die Ketzer verhängte und Hunderttausende derselben aus dem Lande trieb, unterstützte es die protestantischen Fürsten Deutschlands gegen den katholischen Kaiser. Bei der Vielköpfigkeit der etwa 1200 politischen Körper, in welche Deutschland zerfiel, und die nach dem westphälischen Frieden immer noch etwa 300, nach dem Lüneviller Frieden noch etwa 80, nach dem zweiten Pariser Frieden auch noch 30 und etliche „Souverainetäten“ betrug, — bei dieser Vielköpfigkeit fand es stets Gelegenheit, in Deutschland Unheil anzurichten. Auch unter den Orleans hat Thiers, der 1840 die Rheingrenze verlangte, ein schlaues Spiel in Scene gesetzt. Damals erwachte bei uns, trotz des nichtswürdigen reactionären Systems der meisten Regierungen, das Nationalgefühl. Der Pariser Staatsmann wußte an mehr als einem deutschen Hofe Anklang für die von ihm ersonnene Verdächtigung zu

finden, daß dem patriotischen Aufschwung eine revolutionäre Tendenz zu Grunde liege und daß auf den Umsturz der Throne hingearbeitet werde. Gerade nach jenen Attentaten des „liberalen“ Thiers machten sich die alten Eifersüchteleien zwischen verschiedenen Höfen wieder in sehr unerquicklicher Weise bemerkbar, und schon damals wurde von Paris her vorzugsweise gegen Preußen gehetzt. Man wußte dort sehr wohl, wo der Kern lag, aus welchem ein gegen Frankreich geeinigtes Deutschland erwachsen werde.

Das französische Königreich war ursprünglich auf die Isle de France mit der Hauptstadt Paris beschränkt. Dasselbe unterwarf nach und nach seine Vasallen, während hingegen die Vasallen in Deutschland auf Kosten des Kaisers mächtiger wurden. Jenes concentrirte sich stärker, gewann nach allen Seiten hin an Ausdehnung und schuf einen in politischer Hinsicht einheitlichen Staatskörper. Die Krone erwarb eine wichtige Provinz nach der andern, im eigenen Lande und auf Kosten der Nachbaren: Gascogne, Toulouse, die Provence, Champagne, Bretagne und die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun (diese durch Schuld des Moritz von Sachsen, durch den Passauer Vertrag 1552). Damit war eine Stellung in Lothringen gewonnen, und von da an wuchs die Begierde nach deutschem Reichsland immer mehr. Dann erwarb Frankreich Boulogne und 1620 Navarra, nachher Elsaß (1648), Roussillon, Theile von Flandern, Lothringen, Corsica. Das Gebiet des ersten Napoleon reichte im Nordosten bis nach Lübeck; alles Land bis zur Ostsee wurde für eine zu Frankreich gehörende „Anschwemmung“ erklärt.

Sehen wir zu, wie es sich mit manchen der eben erwähnten Länder verhielt. Zur Zeit Richelieu's und Ludwig's des Vierzehnten war Frankreich im Innern bereits consolidirt und hatte von dem durch Pfaffenthum niedergedrückten Spanien auf der Pyrenäenseite nichts mehr zu fürchten; deswegen operirte es zunächst gegen die zu jener Zeit der Krone Spanien unterworfenen Niederlande. Der „große König“ riß von denselben das heutige Norddepartement ab, diesen Theil von Flandern, mit Grevelingen (Gravelines), wo noch heute die niederdeutsche Sprachgrenze beginnt, Hondscoten, Cassel, Hazebroek, Ryssel (französisch: Lille), Douay und das Cambresis; Kammerich, das die Franzosen Cambray nennen, war einst freie Reichsstadt. Arras wurde 1640 von den Franzosen genommen, St. Omer 1679. Schon im pyrenäischen Frieden 1659 hatten sie einen Theil vom Hennegau erworben mit Valenciennes, Maubeuge, Condé, Quesnay, Landrecies, Avèsnes, Philippeville, und von der Provinz Namur die Städte Charlemont und Givet. Man werfe den Blick auf eine Karte und man wird sofort herausfinden, wie trefflich sich durch solche Eroberungen Frankreich „arrondirte“, und daß es eine ganze Reihe wichtiger militärischer Punkte erwarb. Zu derselben Zeit lagen die deutschen Grenzen offen.

Kaiser Karl der Fünfte hatte gesagt: „Wenn Wien und Straßburg gleichzeitig bedroht sind, und es bleibt mir keine andere Wahl, als das eine fahren zu lassen, — nun, dann rette ich Straßburg und gebe Wien preis.“

Die französische Politik, Deutschland gegenüber, ging Schritt vor Schritt, wich nie zurück; nie hat sie Traditionen in Bezug auf Erweiterung der Grenzen fallen lassen, sondern stets die richtige Zeit abgewartet; wenn sie Ansprüche eine Weile ruhen ließ, so war das stets nur scheinbar und um zu täuschen.

Zunächst benutzte Frankreich die religiösen Wirren im Reiche und den Krieg der Protestanten gegen Karl den Fünften, um eine Stellung an der obern Mosel zu erwerben; es nahm, wie schon gesagt, die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst der Reichsstadt Metz, in welcher einst auf einem deutschen Reichstage unter Kaiser Karl dem Vierten die goldene Bulle erlassen worden war. Von jener Zeit an tritt das Gelüste nach Aneignung des übrigen Theiles von Lothringen immer stärker hervor. Die Reichsstadt Metz war anfangs im Namen und unter dem Vorwande einer „Schutzgerechtigkeit“ besetzt worden. Wir denken dabei unwillkürlich an das „Protectorat“ über den Rheinbund. Hinterher wurde Longwy erworben, und im pyrenäischen Frieden der seitdem französische Theil von Luxemburg, in welchem namentlich gelegen sind: Diedenhofen (Thionville), Damwiller, Montmedy (1657 eingenommen), Ipsch und Bouillon. Auch Dünkirchen wurde französisch.

Das Verdunois, ein schönes und fruchtbares Land an der Maas, paßte schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts für die Arrondirungspolitik und war gewissermaßen eine Art von Eingangspforte für Bar und Oberlothringen. Die französische Politik bot folgerichtig und unablässig Alles auf, dieses schöne Land vom Reich abzutrennen. Es verlohnte sich schon der Mühe, denn dasselbe ist eine prächtige Region, von Nord nach Süd etwa 15 deutsche Meilen lang, von Osten nach Westen 20 breit, von Mosel, Maas und Saar bewässert und so ergiebig, daß zur Bezeichnung dafür in den alten geographischen Handbüchern gesagt wird: Lotharingia, suis contenta. Es grenzt östlich an das Elsaß, nördlich an Luxemburg und das triersche Gebiet, nordöstlich an die Rheinpfalz, im Süden an die Freigrafschaft und im Südosten an das Sundgau im südlichen Elsaß. Im dreißigjährigen Kriege hatte der Herzog von Lothringen zum Kaiser gehalten und war deshalb vertrieben worden. Im Jahre 1662 stipulirte König Ludwig, daß nach des Herzogs Tode Lothringen an die Krone Frankreich fallen solle; nichtsdestoweniger jagte er ihn 1670 noch einmal aus dem Lande. Im Ryswyker Frieden, 1697, kam dasselbe wieder an die herzogliche Familie. Endlich, nach dem Tode des aus Polen vertriebenen Königs Stanislaus Lesczynski, welcher auf Lebenszeit Herrscher von Lothringen war, konnte Frankreich 1760 dieses vielersehnte Reichsland Lothringen einverleiben; seine einhundert Jahre lang fortgesetzten Bemühungen wurden belohnt. Nun war es im Besitze von Nanzig und Lüneville, der Meurthe oder Murth und obern Mosel, Neufchateaus, des Leberthals und von St. Bilt, von Epinal, Reimerssperg (Remiremont), Dieuze, Plombières, des Landes an der Saar, Forbach und Bar le Duc. Das ursprünglich lothringische Toul war, wie schon bemerkt, bereits 1552 durch den Passauer Vertrag erworben worden.

Lothringen umfaßt die vier Departements Meuse, Moselle, Meurthe, Vosges; die Hauptstadt ist Nanzig (Nancy). Die Franzosen haben im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert das Land entsetzlich heimgesucht und verheert. Es möge hier bemerkt werden, daß die lothringischen Stände auch nach der Einverleibung in Frankreich Sitz und Stimme auf den deutschen Reichs- und Kreistagen hatten, bis zum Lüneviller Frieden 1801.

Die Freigrafschaft Burgund, diese „Franche Comté“, war Lehen des deutschen Reiches. Dieselbe kam im funfzehnten Jahrhundert an Oesterreich; Kaiser Karl der Fünfte vereinigte beide Burgund mit den Niederlanden und schlug sie zum burgundischen Kreise, dessen früher erwähnt worden ist. Sie bildete einen Theil des Reiches, bis sie 1668 und 1674 von den Franzosen erobert und diesen im Frieden von Nymwegen definitiv zugesprochen wurde.

So gingen hier dem Reiche verloren: Bisanz,

(Besançon), Salins, Pünterlin (Pontarlier), Lous le Saulnier und die übrigen Städte und Aemter dieser Landschaft am Doubs.

Im Lüneviller Frieden 1801 ging das linke Rheinufer verloren; 1808: Kehl, Castel, gegenüber Mainz, und Wesel; 1810 wurden die Hansestädte und Lauenburg mit Frankreich vereinigt. —

Die Erhebung unseres Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 hat uns nur einen geringen Theil unserer Verluste wieder verschafft. Das wird nun hoffentlich anders sein, denn wir sind so glücklich, keine „Alliirte" zu haben, welche uns damals um die besten Preise des Sieges brachten. Eben, während ich diese Zeilen schreibe, lese ich die frohe Kunde, daß Elsaß und Lothringen, welche binnen zwei Wochen durch das deutsche Heer in Besitz genommen worden sind, deutsche Generalgouverneure erhalten haben.

* * *

Wir haben große Einbuße an unseren Westgrenzen erlitten; es ist die Zeit gekommen, in welcher wir gegen uns selbst geschichtliche Gerechtigkeit üben und von dem Verlorenen und uns Geraubten wieder nehmen müssen, was wir zur Sicherstellung Deutschlands nöthig haben. Dem Erbfeinde — wer zweifelt, daß er ein solcher sei? — muß ein Riegel vorgeschoben, dem raublustigen Wolfe müssen die Zähne ausgebrochen werden; man muß ihm sein ruhmrediges Maul stopfen, damit sein Geschrei nach der „Rheingrenze" aufhöre. Es muß für alle Zeiten ihm eingetränkt werden, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze ist.

Jeder verständige Mensch, vor Allen der Geograph und Ethnolog, weiß, daß Flüsse nirgends eine „natürliche Grenze" bilden; weder große noch kleine Ströme machen eine solche; es giebt kein Beispiel vom Gegentheile. Volklich bildet die Sprachscheide eine natürliche Grenze zwischen verschiedenen Nationen, und diese wird gewöhnlich durch Gebirge bezeichnet. Stellen wir diese natürliche Grenze den Franzosen gegenüber.

Es ist von Interesse, zu verfolgen, wie sich allmälig diese Sprachgrenze festgestellt hat. In Bezug darauf ist die Völkerwanderung von Einfluß gewesen. Die große germanische Fluth drang in das römische Weltreich ein; die Germanen bildeten in demselben mehrere Reiche: das ostgothische, westgothische, langobardische, vandalische, fränkische, angelsächsische, von welchen die beiden letzten noch vorhanden sind, während die übrigen untergingen. Ein eroberndes Volk bringt seine Sprache, Sitten und Gebräuche mit. Steht aber, wie es im römischen Reiche der Fall war, das besiegte Volk auf einer höhern Stufe der Civilisation, als das erobernde, findet dieses bei jenem eine reich entwickelte Sprache, Literatur und eine Kirche vor, welcher es sich zuwendet, dann wird der Besiegte Lehrmeister des Siegers. Dieser hat die Macht, aber er empfängt und nimmt allmälig mehr und mehr von jener Civilisation an. So wurden die germanischen Franken und die Burgunder nach und nach romanisirt. Ueberall jedoch, wo die Germanen Stammgenossen vorfanden, behielten sie ihre Sprache und Verfassung unangetastet oder wenig abgeändert durch die Jahrhunderte hindurch.

Am linken Rheinufer wohnten schon in den Tagen Julius Cäsar's Germanen, z. B. die Ubier in der Gegend von Köln, die Allemannen in der Gegend von Straßburg am Oberrhein, die Bataver am Niederrhein und an der Maas; auch mehrere belgische Stämme waren rein germanischen Ursprungs.

Wo die Eingeborenen vor den Eroberern flüchteten und sich zumeist in Waldgebirge zurückzogen, bilden diese letzteren eine Sprachscheide. Allemal nahmen die Eroberer solche Gegenden in Besitz, welche ihrer Ausbreitung am wenigsten Hindernisse entgegenstellen: die Stromufer und Ebenen, das flache Land. Oder die alten Stammbewohner halten sich in Winkeln: z. B. in der Bretagne, in Wales, im schottischen Hochland, die Basken in den Pyrenäen. Dagegen mußte in den flachen Niederlanden das romanische Element dem germanischen völlig weichen; nach Westen hin gegen Südbelgien und Frankreich zogen sich die Besiegten in die Ardennen zurück, welche bis auf diesen Tag eine Sprachscheidewand bilden. Da wo im Süden von Belgien und dem Großherzogthum Luxemburg die Ardennen beginnen, fängt auch das Wallonische an; wo das germanische Element keine Naturhindernisse fand, drang es nach Südwesten hin weit vor; gegen Nordwest macht es aus demselben Grunde einen tiefen Einschnitt in das heutige Frankreich; dort wird im französischen Flandern überwiegend, in Artois noch viel Niederdeutsch gesprochen. In den Vorstädten von St. Omer, in Ryssel (Lille) und selbst in Boulogne ist das Vlaamsche heute noch nicht völlig verklungen, und eben so wenig in Dünkirchen. In Paris hörte man bis ins elfte Jahrhundert viel Deutsch reden, und in Lüttich war bis tief ins zwölfte Jahrhundert hinein unsere Sprache vorwaltend. Sie lebt heute noch, von unterhalb Lüttich an, der untern Maas entlang; an der obern Maas, welche durch die Ardennen strömt, ist das Wallonische Landessprache. Diesseits der Ardennen dagegen, in Luxemburg und, wie schon erwähnt wurde, auch im belgischen Kreis Arlon herrscht das Deutsche; dasselbe wird auch auf dem ganzen Striche südlich von Luxemburg gesprochen bis dicht vor Metz. In dieser Stadt bildeten wenigstens noch vor zwanzig Jahren deutschredende Leute ein kleines Stadtviertel, welche zu bestimmten Zeiten im Jahre in der Kathedrale deutschen Gottesdienst hielten. Die Ortschaften in der Umgegend von Diedenhofen (Thionville) führen sämmtlich deutsche Namen, die freilich von den Franzosen nicht selten in komischer Weise französirt worden sind. Weiter oben ist des französelnden Gebahrens der Oranier in Luxemburg erwähnt worden; es möge hier beigefügt werden, daß die Behörden der preußischen Garnison in der weiland Bundesfestung Luxemburg ganz entgegen dem Brauche der eingeborenen Luxemburger die „Diedenhofer Straße und das Diedenhofer Thor" — thionvillisirt haben! Selbst auf deutschen Karten steht zu lesen: Rodemack, Königsmack statt Rodemachern, Königsmachern!

Auch andere Ortschaften zwischen Luxemburg und Metz, die deutsch sind und in welchen unsere Sprache geredet wird, hat man französisch umgetauft, obwohl der Volksmund, gerade so wie im Elsaß, die alten Ortsnamen beibehält. Er sagt nicht: Russe, sondern Röthchen, nicht Lomerange, sondern Lomeringen, nicht Talange, sondern Talingen, nicht Bettlanville, sondern Bettendorf, nicht Chateau la grange, sondern Scheuerschloß; Gros-Tenquin ist Groß-Tännchen; Boucheporn ist Buschborn; Gauvisse ist Gauwiese; Fouligny, Völlingen; Seingbouse, Sengebusch; Hinquezange, Hinkingen.

Ein mir nahe befreundeter preußischer, aus Schlesien gebürtiger Artillerieoffizier, der in Luxemburg stand, machte mir im Jahre 1845 folgende Mittheilung, die ich hier wiedergebe, da jetzt Lothringen einen deutschen Generalgouverneur hat.

„Ich kenne in Munoven einen alten Mann, der als Eingeborener des Ortes kein Wort französisch spricht. Er erzählte mir, daß in seiner Jugend kein Mensch im Orte französisch verstanden habe; in der Schule habe man den deutschen Katechismus gekannt. Gegen das Französische habe man allzeit eine große Abneigung gehabt, weil nach einer Volkssage alle ursprünglich deut-

schen Lande in Folge eines großen Krieges mit dem Mutterlande wieder vereinigt werden würden."

„Man habe geglaubt, daß nach dem zweimaligen Einzuge der Deutschen in Paris diese Prophezeiung sich erfüllen werde; weil das aber nicht geschehen, sei der alte Glaube wankend geworden, und jetzt lebe er nur noch bei Wenigen."

In dem Landstriche zwischen Luxemburg und Metz spricht der Bauer ein besseres Deutsch, als im eigentlichen Luxemburgischen, und hier redet der Landmann immer noch besser, als der Stadtbewohner. Es erklärt sich das daraus, daß nach jener Seite hin das allemannische Platt sich reiner erhalten hat, während im Luxemburgischen niedersächsische und niederrheinische Elemente hinzukamen. Karl der Große hatte Tausende von niedersächsischen Familien in die Ardennengegenden verpflanzt, und das ist nicht ohne Einfluß geblieben. Wir finden dieses sassische Element noch heute in manchen Ortsnamen, z. B. Sassenheim, Dalheim &c.

Das germanische Sprach- und Volkselement also ist in das Land zwischen Rhein und Mosel vorgedrungen; weiter nach Süden hin zieht es sich an beiden Ufern der Saar hinauf in die Departements der Mosel, Murth (Meurthe) und Vogesen (Vosges) hinauf. In Saargemünd, Saarburg, Saaralb, Pettlingen wird deutsch gesprochen. Unweit von Metz springt dasselbe auf das linke Moselufer über; strichweise reicht es selbst bis an die obere Maas und in die Gegend zwischen Ardennen und Vogesen.

Wirft man den Blick auf eine beliebige Sprachenkarte, so kann man leicht unsere natürliche Grenze gegen Westen ermitteln und sich überzeugen, welche Ortschaften die äußersten Punkte des germanischen Elementes nach jener Richtung von Norden nach Süden bilden. In einzelnen derselben tritt Germanisch und Wälsch gemischt auf: sie gehören jedoch ihrer natürlichen Lage nach dem Germanismus an; in den anderen ist die Scheidung streng und ohne Uebergang. Im Allgemeinen zieht sich das germanische Element bis an den Fuß der Gebirge hin, z. B. bei Ardennen und Jura; in den Vogesen reicht es bis auf die Kammhöhe, oder es geht bis an unwegsame, unwirthliche Waldhöhen.

Die westliche Grenzscheide stellt sich im Allgemeinen (denn auf Einzelnheiten einzugehen ist hier nicht der Ort) folgendermaßen heraus. Sie beginnt im nördlichen Frankreich etwas östlich von Calais (Grevelingen ist, wie früher bemerkt wurde, noch vlaamsch) und zieht über St. Omer, Cassel, Hazebroek nach Menin (Meenen), wo sie nach Belgien eintritt. Die Orte Renaix, Gherardsbergen (Grammont), Hal, Waterloo, Thienen (Tirlemont), Landen, Waarem, Willers, Dalheim am rechten Maasufer, und Henri Chapelle bilden dort die äußersten Punkte für die germanische Mundart, die mit Eupen ins Preußische tritt. Von dort zieht sie sich durch den Herzogenwald und über die hohe Venn nach Walk, Malmedy, das gemischt deutsch und wallonisch ist, Brücken (Pont), Recht, durch den Wolfsbusch nach Roth, Neubrück, Braunlauf, Maldingen, Bockholz, Deyfeld und Ourth. Mit Limmerle tritt ihre äußerste Grenze ins Luxemburgische und setzt sich fort über Steinbach, Hachweiler, Hoffelt, Grendal, Niederwampach, Donkols, Lauterbusch, Losingen, Hochweiler und Warnach. Mit Fauvilliers springt sie wieder ins Belgische und setzt sich über Walansard, Bechem, Lauflaimont, Habay (gemischt), Stockem, Tornich, Bebinge und Halancay (gemischt) fort. Unweit von Longwy tritt sie mit Heiseringen ins französische Gebiet, wo sie bis an die Grenze der Schweiz über folgende Ortschaften zieht: Thil, Aumetz, Ludlingen, Hawingen, Pontay, Lommeringen jenseit Diedenhofen, Neuschef, Roßlingen an der Orne, Roubach, Talingen, das drei Stunden von Metz entfernt ist, in der Nähe des linken Moselufers, Bettendorf, Berlonhof (Berloncourt), Hinkingen (Hincange), Volmeringen (Volmerange), Biendorf (Bionville), Naville, Quinglingen, Elvingen (Elvanges), Falkenberg (Faucquelmont), Enschweiler, Langdorf, Barouville, Bellingen (Bellange), Wisse in der Nähe von Chateau Salins, Marsal, Donnelag, Assondingen (Assondange), Gonderfingen, Lorquin, gemischt; Recht, La Hay des Allemands, Reichsthal (Richval), Aspach, Niederhof, Walpersweiler, St. Quirin und Lützelhausen an der Grenze des Elsasses.

Hier tritt das germanische Element an die Vogesen. Diesen entlang ist auf der Ostseite Alles deutsch, also das ganze eigentliche Elsaß. Die Punkte, welche hier die äußerste Grenze, von Lützelhausen ab, bilden, sind: Barembach, Schirmeck, Rothau, Wildersbach, Solbach, Breitenbach, St. Blasius, Markirch (Ste. Marie aux Mines), Freland, Orlay, Sultzern, Luttenbach, Wildenstein, Kruth, Oderen, Fellingen (Quelle der Mosel), Mollau, Rimbach, Sewen, Niederbruck, Mortsweiler, Traubach, Elbach, Dannemarie in der Nähe von Altkirchen, Prinsen, Nieverob, Hausen und Winkel in der Nähe der Schweizergrenze.

Bis dahin hätte also Deutschland seine natürlichen Grenzen zurückzufordern, geraubte, wenn auch theilweise politisch uns entfremdete, vielleicht abgeneigte Söhne wieder an sich zu nehmen.

Bei Winkel beginnt die Jurakette, und sie scheidet bis an die Alpen hin die deutsche Sprache von der wälschen.

Die Bergvölker Tschittagongs.

Nach T. H. Lewin *).

r. d. Viele unser Leser werden fragen: wo liegt Tschittagong? Und in der That ist dasselbe ein nur wenig bekannter indischer Landstrich, den wir jetzt aber an der Hand eines kürzlich in Calcutta erschienenen Werkes näher kennen lernen. Der Tschittagong-District liegt im nordöstlichen Winkel der Bai von Bengalen; er gehört seit 1760 den Engländern, wird zur Präsidentschaft Bengalen gerechnet und von den Flüssen Fenny, Kurnafuli, Sungu und Matamuri bewässert, die im Allgemeinen einen südwestlichen Lauf haben und in die Bai von Bengalen fallen. Das Land in der Nähe ihrer Mündungen ist eine weite Ebene, die stellenweise mit dichtem Dschengel (Wald und Gestrüpp) bedeckt, stellenweise von Bengalesen cultivirt ist, in welche aber die Bergvölker des östlichen Theiles des Districtes nur selten herabsteigen, um dann die Producte ihres Bodens gegen eingeführte Waaren auszutauschen. Sie bringen gewöhnlich Baumwolle und Zimmerholz, letzteres in rohem Zustande oder in der Form von Booten, die sie zerlegen. Haben sie Geld nöthig, so sammeln sie wohl auch

*) The hill tracts of Chittagong and the Dwellers therein; with comparative vocabularies of the Hill Dialects. By Captain T. H. Lewin, Deputy commissioner of Hill Tracts. Calcutta.

den ölhaltigen Samen eines gewissen Baumes im Dschengel oder bringen ein Bambusfloß zum Verkauf. Gelegentlich erhält man von ihnen auch etwas Elfenbein oder Wachs; beides aber nur in geringen Mengen. Dagegen nehmen sie zurück Salz, Taback, Metallwaaren, getrocknete Fische, Schweine, Rindvieh.

Hierauf beschränkte sich so ziemlich der Verkehr der an der Küste wohnenden Europäer mit der heimischen Bevölkerung. Man wußte nur, daß ihre Dörfer oben in den bewaldeten Gebirgen lagen, aus denen die Flüsse durch wilde Schluchten hervorströmen. Näheres erfahren wir jetzt durch Capitän Lewin.

Nach ihm zerfallen die Tschittagong-Stämme in die Khyo ungtha und die Toungtha. Die ersteren bewohnen die tiefer liegenden Gebirgsterrassen und kommen auf den Flüssen ins Tiefland; die letzteren haben ihren Sitz ganz oben in den unzugänglichsten Gebirgspartien.

Die Khyo ungtha, die civilisirteren, sind Buddhisten, doch auf ihre besondere Art. Unter ihnen giebt es wieder zwei Abtheilungen, nämlich die Murma, welche die benachbarten, weiter östlich wohnenden Birmanen Myamma nennen, und die Tschukma (oder Tsak, im Birmanischen Thek). Die Murmas sprechen einen Dialekt des Arrakanesischen, dieser alten und wichtigen Sprache, die als Muttersprache des modernen Birmanischen angesehen wird und mit dem tibetanischen und den Himalaya-Dialekten verwandt ist. Auf dieses Volk hat der Buddhismus civilisirend eingewirkt; er hat die Moral gehoben und die Stellung der Frauen gebessert. Jedes Dorf der Murmas besitzt einen Khiong oder Tempel, der aus Bambus etwa sechs Fuß über dem Boden errichtet und von Bäumen beschattet ist. Im Innern steht das Bild des Gautama (Buddha), und Jeder betet vor diesem leise und für sich allein. An den Wänden hängen die großen schwarzen Tafeln, an denen die Dorfkinder lesen und schreiben lernen. Der Platz rings um den Khiong dient Abends als Versammlungsplatz und als Spielort der Kinder. Zeitweilig finden aber auch in diesen Tempeln laute und lustige religiöse Feste statt, die von den stillen Betübungen, welche sonst hier herrschen, sehr verschieden sind. Eine große Procession bewegt sich um das Bambusgebäude; man singt, man spielt Instrumente und vergnügt sich in dieser religiösen Weise sechs Tage, während deren von wandernden Verkäufern ein Bazar abgehalten wird.

Die Khyo ungtha tanzen trotz ihres fröhlichen Charakters nie mit einander. Aber es besteht unter ihnen eine wandernde Schauspielergesellschaft, welche von einem großen Dorfe zum andern zieht und ihre Vorstellungen inmitten einer dichten, rauchenden Menge unter einem weiten Zeltdache aufführt. Selbst die Schauspieler rauchen während des Stückes ihre Cigarren, die sie, wenn sie zu sprechen haben, entweder hinter das Ohr, oder durch das große Loch im Ohrlappen stecken. Die Musik wird von einem Blasinstrument gebildet, das die Mitte zwischen Trompete und Clarinette hält und von einer Holzklapper begleitet wird.

„Als ich hinzukam," erzählt Lewin, „befanden sich im Kreise sechs männliche Darsteller, deren Gebahren mich an europäische Bühnen erinnerte. Zunächst wandte sich der Baß zum Chor im Recitativ, wobei er von dem Blasinstrumente begleitet wurde. Dann fiel mit aller Macht der Chor ein. Die Handlung des Dramas gestaltete sich etwa folgendermaßen. Man sieht einen König, begleitet von vier oder fünf Dienern, im Garten umherspazieren. Seine Majestät singt ein Baßsolo und beschwert sich über die Prinzessin, welche ihr Herz einem armen jungen Ritter geschenkt hat, statt den ehrbaren Mann seiner eigenen Wahl anzuerkennen. Der Chor der Diener fällt zustimmend ein. Der Monarch hält nun einen Augenblick inne, um etwas an seinem Gewande zu ordnen, dann singt er abermals eine Arie. Nun tritt der junge Ritter und Liebhaber der Prinzessin als vollendeter Dandy auf; er singt ersten Tenor. Es folgt ein Duett zwischen ihm und dem Könige, wobei der letztere dem Ritter die Blume aus dem Ohrläppchen reißt, welche er von der Prinzessin empfangen und dort aufbewahrt hat. Schließlich jagt der König den Liebhaber davon. — Die nächste Scene zeigt die Prinzessin, welche ihres Vaters Haus verlassen hat und, nur von drei getreuen Zofen begleitet, im Walde umherirrt, wo sie den Liebhaber erwartet. Die weiblichen Rollen wurden von drei sehr hübschen Mädchen gespielt; einer der Diener machte den Komiker. Eigenthümlich war es, wie diese Mädchen in ihrer ganzen Erscheinung den Bildern chinesischer Prinzessinnen glichen, die man auf Porzellangefäßen oder Lackwaaren abgebildet sieht — Kleidung, Figuren, Fächer, alles war „himmlisch". Die Darsteller spielten ohne Ausnahme ihre Rolle in Rede wie in Gesang gegeneinander und nicht gegen das Publicum. Das Stück schloß damit, daß die Liebenden vereinigt wurden, und auch der väterliche Segen fehlte nicht."

Die Khyo ungthas sind große Blumenliebhaber, und der Anbeter beschenkt seine Herrin stets mit den schönsten Blüthen. Die Heirath ist eine eigenthümlich feierliche Ceremonie, und Ehebruch kommt äußerst selten vor. Dem gegenüber ist aber der Umgang beider Geschlechter vor der Ehe ein durchaus freier und unbeschränkter. Die Ehen werden gewöhnlich mit dem siebzehnten oder achtzehnten Jahre geschlossen. Die Todten verbrennt man.

Auch die Tschukmas sind Buddhisten, doch haben sie manche Hindugebräuche angenommen. Ihre frühere Sprache, das Arrakanesische, ist erst kürzlich ausgestorben. Ihre Physiognomie, sagt Lewin, ist eine entschieden mongolische.

Der Pflug wird von den Bengalesen überall angewandt, aber den Bergvölkern ist er noch unbekannt oder wenigstens bei ihnen nicht im Gebrauche. Alle ihre verschiedenen Stämme haben nur ein und zwar eigenthümliches landwirthschaftliches System. Dieses System ist überall, wo in ganz Indien Bergvölker (hill-tribes) gefunden werden, dasselbe. Bei den Birmanen und Arrakanesen ist es als Toung-ya, in den indischen Centralprovinzen als Dhaiya und in Tschittagong als Juma bekannt. Im April wird in den Bergen ein Stück Wald ausgewählt; das Niederholz und Strauchwerk wird abgehauen, ebenso die unteren Aeste der großen Bäume; diese selbst aber fällt man nicht. Die Arbeit wird gemeinsam in der heitersten Weise, unter Scherzen und Singen, von ganzen Dorfschaften verrichtet. Die heiße Sonne dörrt das gefällte Holz bald aus und im Mai, wenn gerade ein ruhiger Tag ist und Windstille herrscht, wird das dürre Holz angezündet. Der Boden ist, nachdem das Feuer ausgewüthet, gewöhnlich mit einer zwei Zoll tiefen Aschenlage bedeckt, aus welcher die äußerlich verkohlten Stämme der großen Waldbäume hervorstehen. Andere Stämme benutzt man, um rings um das ausgebrannte Grundstück eine Art Zaun gegen das Eindringen wilder Thiere zu errichten. Jetzt ruht das Werk. Am Himmel aber sammeln sich schwere Wolken; die Regenzeit naht und nun wird es wieder lebendig im Dorfe. Die Einwohner, Männer, Weiber, Kinder, binden Körbe um, welche Saat enthalten, und steigen unter Gejodel zum Juma hinauf. Dort werden dann Baumwolle, Reis, Melonen, Kürbisse, Yams und Mais gesäet, die in dem gut gedüngten Boden meist trefflich gedeihen und eine reichliche Ernte liefern.

Als eigentliches Bergvolk bezeichnet Lewin die Toungthas, die auf den höchsten Gipfeln des Gebirges hausen. Sie sind weit wilder als die bisher beschriebenen Stämme und wissen nichts von Buddhismus. Sie haben eine eigene

heidnische Religion, welche die Gottheit der Naturkräfte anerkennt, aber auch ein höchstes Wesen und neben diesem verschiedene Stammesgötzen besitzt. Die Verehrung, welche sie ihren Göttern beweisen, ist aber nur gering. Die Männer gehen fast ganz nackt und die Frauen, welche eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen, bekleiden sich nur wenig. Das Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern ist ein noch weit freieres als bei den Khyo ungthas. Jedes Dorf besitzt seinen eigenen Häuptling; eine Centralregierung für die einzelnen Dörfer besteht nicht, im Gegentheil liegen letztere oft im Kampfe mit einander. Von diesen Bergstämmen sprechen die Tipperahs Arrakanesisch, und die Mrus, Bunjogis, Pankhos und Lusai oder Kukis sind entweder arrakanesischen oder birmanischen Ursprungs. Die Kumis sind wohl der wildeste Stamm, dessen stark verpallisadirte Dörfer auf den jähesten Bergabhängen erbaut sind. Ihre Bambushütten stehen auf Pfählen, 8 bis 10 Fuß über dem Boden und können nur vermittelst einer Leiter erreicht werden. Lewin theilt die Schöpfungssage der Kumis mit.

„Gott schuf zuerst die Welt und die Bäume und die Thiere; dann erst formte er aus Thon einen Mann und eine Frau. (Hier ist offenbar ein fremder Einfluß zu bemerken.) Doch jede Nacht, nachdem diese gerade geformt waren und während Gott schlief, kam eine große Schlange und verzehrte die beiden Thonbilder. Das ereignete sich zwei oder drei Mal und Gott wußte nicht, was er anfangen sollte; denn er mußte den ganzen Tag an den Bildern arbeiten und konnte sie in zwölf Stunden nicht zu Ende bringen. Wenn er aber nicht geschlafen hätte, würde er nicht gesund geblieben sein. Also was thun? Da verfiel er auf einen Ausweg. Er machte zuerst einen Hund und blies diesem Leben ein; dann fing er wieder an die Menschenbilder zu formen, und stellte am Abend, als er sich schlafen legte, den Hund zu ihrer Bewachung auf. Als nun die Schlange abermals kam, bellte der Hund und schreckte sie hinweg. Das ist auch der Grund, daß bis zum heutigen Tage, wenn ein Mensch stirbt, die Hunde zu heulen beginnen.“

Einzelne Züge aus dem Leben und den Sitten der Bergvölker, die Lewin mittheilt, sind von allgemeinem Interesse. In unserer Zeit, wo der Chignon herrscht, werden die europäischen Damen staunen, daß derselbe bei den Bunjogis, Schendus und Kumis seit Langem schon einen Theil der Nationaltracht ausmacht. Sie kämmen nämlich das Haar über dem Kopfe zusammen und stecken in dasselbe einen großen Ballen schwarzer Baumwolle, um es dicker erscheinen zu lassen.

Wie weit die Sprachen der einzelnen Bergvölker original sind oder mit dem Birmanischen oder Arrakanesischen übereinstimmen, müssen Fachleute beurtheilen. Die von Lewin mitgetheilten Vocabularien geben dafür genügenden Anhalt.

Neue Forschungen über die zeitweilig in freier Luft lebenden Fische, über Fischregen und Kletterfische.

I.

Die „Proceedings der Londoner zoologischen Gesellschaft“) brachten vor Kurzem äußerst interessante Beobachtungen des verdienten indischen Ichthyologen Dr. Franz Day über die Ophiocephaliden oder „gehenden Fische“, wie man sie auch genannt hat. Da die Kenntniß jener seltsamen Geschöpfe bisher noch eine ziemlich beschränkte war und die „Proceedings“ nur in die Hand weniger Leser des „Globus“ gekommen sein dürften, so erlauben wir uns, hier das Wichtigste und allgemein Interessante aus jener werthvollen Abhandlung mitzutheilen, überzeugt, damit unseren Lesern einen Dienst zu erweisen.

Die meisten Fische athmen nur die dem Wasser beigemischte Luft und, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, genügt ihnen das so erhaltene Luftvolumen. Es giebt aber andere, die wir „gemischte Athmer“ nennen wollen, welche niemals für längere Zeitdauer aus dem Wasser allein sich mit Luft zu versehen vermögen, sondern einer directen und unzersetzten Zuführung derselben aus der Atmosphäre bedürfen. So kühl und wohl mit Luft imprägnirt das Wasser auch sein mag, es würden diese Art von Fischen, wenn sie nicht auch freie Luft zu athmen vermögen, einfach in demselben ertrinken. Solche Erscheinungen sind in Folge der Temperaturverschiedenheit in Indien leichter zu beobachten als in England; aber auch hier sieht man bei heißem Sommerwetter nicht selten Karpfen, die das offene Maul aus dem Wasser strecken, während ihre Kiemen gleichzeitig in ununterbrochener Bewegung sind. Schlammpeitzker und einige andere Fische, die sich hauptsächlich im Schlammboden der Teiche aufhalten, kommen zuweilen an die Oberfläche und stoßen, anstatt einzuathmen, dort eine Luftblase aus, welche ohne Zweifel ihren Sauerstoffgehalt zum großen Theil verloren hat und für den Athmungsproceß unbrauchbar geworden ist. Häufiger indessen steigen diese Fische an die Oberfläche, um Luft zu schlucken, welche zum Theil durch die Eingeweide geht und durch den After entfernt wird, in welchem Falle die Schleimhäute des Nahrungscanals als Hülfsorgan für das Athmen fungiren. Die entlassene Luft ist untersucht und in derselben, genau wie bei auf gewöhnliche Weise ausgeathmeter Luft, ein Ueberschuß von Kohlensäure statt des Sauerstoffs gefunden worden. Dr. Day hat diesen merkwürdigen Vorgang des Athmens durch die Eingeweide in Indien nicht beobachtet.

Die nur Wasser athmenden Fische können, besondere Fälle ausgenommen, leben ohne zur Oberfläche emporzusteigen, während die gemischt athmenden nach längerer oder kürzerer Zeit ohne dieses sterben würden. Der englische Zoolog Boake setzte Luftathmer (wie er die gemischt athmenden Fische nennt) und Wasserathmer zusammen in ein Aquarium, über welches hin er, einen Zoll unter der Oberfläche des Wassers, ein Gitter von feinem Netzwerke befestigt hatte. Das Resultat war, daß die Wasserathmer munter blieben, die Luftathmer aber, die nicht an die Oberfläche gelangen konnten, abstarben. Dr. Day bemerkt, daß die Verschiedenheit der Art des Athmens beider Fischclassen besonders anschaulich wird, wenn sie neben einander auf dem nassen Sandboden eines Aquariums liegen. Die Wasserathmer hatten dann ihre Kiemen in beständiger lebhafter Bewegung, während die Gemischtathmer ihre Kiemen kaum bewegen, aber dagegen in Pausen an die Oberfläche steigen, das Maul öffnen und Luft einnehmen. Dr. Jerdon, ein bekannter

indischer Naturforscher, hielt einige Kletterbarsche (Anabas scandens) in einem Aquarium und bemerkte, daß, während sie gewöhnlich sehr träge waren, sie dann und wann einen Sprung in die Höhe machten und Luft schnappten, um sofort wieder sich auf den Grund hinabzustürzen.

Boake giebt auch einen interessanten Bericht, auf welche Weise in Ceylon gewisse Fische gefangen werden, die im Schlamme leben und von Zeit zu Zeit an die Oberfläche zu steigen genöthigt sind. Da seine Beschreibung in einem dem gewöhnlichen Leser nicht wohl zugänglichen indischen Journal veröffentlicht ist, so glauben wir uns ein Verdienst zu erwerben, wenn wir Dr. Day's Auszug aus demselben abdrucken. In verschiedenen Gegenden Ceylons sind viele Sümpfe mit einem starken, groben Grase bedeckt, welches sich zu einer so dichten und festen Rasendecke verfilzt, daß diese bequem Menschen und Vieh trägt. Zwischen dieser Rasendecke und dem festen Erdboden lagert eine zwei bis drei Fuß mächtige Schlammschicht von der Consistenz etwa einer dicken Erbsensuppe, und in diesem Schlamme leben die Fische, welche auf folgende Art gefangen werden:

„Sobald der Sumpf zugänglich geworden ist, betritt ein Eingeborner denselben bei ganz ruhiger Luft und horcht auf die eigenthümlichen Töne, welche die Fische beim Athemholen von sich geben. Hat er einen Ort gefunden, wo er diese Töne so häufig hört, daß er auf einen ergiebigen Fang hoffen kann, dann entfernt er die erwähnte Rasendecke auf einigen runden, etwa drei Fuß im Durchmesser haltenden Flecken, und zwar an Orten, wo sich bereits kleine runde Löcher im Rasen vorfinden; durch solche pflegen die Fische emporzusteigen, um zu athmen. Nachdem dies besorgt ist, geht der Mann Abends nach Hause zurück. Als wir am Morgen auf den Fischgrund kamen, wurde eine Art von Einfriedigung hergestellt, um den Theil des Sumpfes zu isoliren, auf welchem am Abend zuvor die erwähnten runden Flecken herausgeschält worden waren, und es ist dann weiter nichts zu thun, als auf die Fische zu warten. Die ersten Anzeichen ihres Vorhandenseins sind die aufsteigenden Luftblasen, und bei jedem Aufsteigen solcher Blasen wußten die umstehenden Eingeborenen ganz genau die Gattung von Fischen zu nennen, von denen sie herrührten; wahrscheinlich fanden sie das aus der Größe solcher Blasen und aus der Art, wie sie einzeln oder in Mengen, schneller oder langsamer, aufstiegen. Der Blase pflegt sehr bald der Fisch zu folgen; er schiebt seinen Kopf über die Oberfläche des Schlammes hervor. Dann ist es nicht weiter schwierig, sich seiner zu versichern; wegen der unter der Schlammdecke netzartig sich kreuzenden Grasstengel kann er nicht rasch wieder zurückkommen. Ich wohnte der Procedur über eine Stunde lang bei, während welcher Zeit ich elf Fische fangen sah. Die Eingeborenen sagten mir, daß mit der steigenden Tageszeit größere Fische und in bedeutenderer Zahl gefangen werden würden; die in meiner Gegenwart gefangenen waren nicht groß. Es waren drei Arten vertreten; Connia (Ophiocephalus Kelaarti), Magura und Hunga (Clarias Teysmanni). Diese Fangmethode gründet sich lediglich auf die Thatsache, daß jene Fische kein Wasser athmen können, sondern genöthigt sind, in bestimmten Zwischenräumen an die Oberfläche zu kommen, um atmosphärische Luft zu athmen, — eine Thatsache, die ich später dadurch feststellte, daß ich mehrere Exemplare dadurch ertrinken ließ, indem ich sie unter Wasser in ein Netz festlegte."

Dr. Day, der im Jahre 1866 im Auftrage der Regierung Versuche anstellte über die Verpflanzung von Fischen aus der Ebene in die Gewässer der Nilgirri-Berge, fand, daß diese „gehenden" Fische und einige andere Arten auf beträchtliche Entfernungen in mit Schlamm vermischtem Wasser sich transportiren ließen, während sie in reinem Wasser bald abstarben. Eine Reihe zur Erklärung dieser anscheinend seltsamen Erscheinung angestellter Versuche haben ergeben, daß diese Fische direct aus der Atmosphäre und nicht durch die Kiemen Luft einathmen, daß also das schlammige Wasser nicht durch diese Organe hindurchgeht, — und ferner, daß der Schlamm sich als direct zweckdienlich zur Verminderung der Erschütterung erwies, welcher die Fische ausgesetzt waren, die in mit reinem Wasser gefüllten Gefäßen transportirt wurden. Wir geben hier eine kurze Beschreibung der hauptsächlichsten Versuche.

Nr. 1. Drei „gehende" Fische wurden in ein Gefäß mit frischem Wasser gesetzt und von der Oberfläche durch ein aufgespanntes Netz abgehalten. Nach Verlauf von vier Minuten wurden sie alle aufgeregt und suchten an die Oberfläche zu kommen. Der größte und stärkste Fisch lebte nur eine Stunde und achtundzwanzig Minuten, die beiden anderen starben einige Minuten früher. Die Kiemendeckel wurden unter Wasser geöffnet und die Kiemen gedrückt, ohne daß sich Luft aus ihnen freimachte.

Nr. 2. In dasselbe Gefäß, noch gefüllt mit demselben Wasser, in welchem die Fische Nr. 1 abgestorben waren, wurden drei weitere Fische gesetzt, jedoch so, daß das 1 Zoll unter Wasser befindlich gewesene Netz entfernt wurde. Die Fische wurden nach zehn Stunden völlig munter und lebhaft herausgenommen.

Nr. 3. Drei Wasserathmer und drei Wetterfische wurden in ein wie unter Nr. 1 vorbereitetes Gefäß gebracht. Die Wasserathmer blieben wohl und munter, während die Wetterfische nach acht Stunden starben. Die Ursache, warum diese so lange aushielten, liegt darin, daß diese Art (Platacanthus agrensis) im ersten Rückenwirbel, an der Basis des Schädels, ein Luftmagazin besitzt.

Nr. 4. Drei Exemplare von „gehenden" Fischen wurden in einem irdenen Gefäße auf etwas feuchtes Gras gesetzt. Nach Verlauf von drei Stunden waren sie noch sämmtlich wohl und munter.

Nr. 5. Der Kopf eines dieser Fische wurde dicht und so fest eingebunden, daß er die Kiemen nicht öffnen konnte. Der Fisch wurde dann in ein Gefäß mit Wasser gesetzt und war nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden noch so lebhaft wie möglich. Es war also hier ein directer Beweis geführt, daß der Fisch lediglich durch Einathmung aus der Atmosphäre gelebt hatte, ohne die Kiemen zu benutzen.

Nr. 6. Ein eben so eingebundener Wasserathmer lebte zwar vierunddreißig Stunden; es hatte indeß die Kopfform des Fisches einen ganz dichten Verschluß der Kiemendeckel verhindert.

Nr. 7. Ein „gehender" Fisch wurde um 9 Uhr 55 Minuten Vormittags in ein trockenes Tuch gelegt und ohne alle Anfeuchtung und bei einer Temperatur von 19° R. liegen gelassen; er lebte bis 1 Uhr 20 Minuten Nachmittags, indem er gelegentlich das Maul öffnete und Luft einzog. Um 12 Uhr 15 Minuten kroch er über den Tisch weg; er fiel auf den Boden und hatte sich etliche Fuß auf dem Boden weiterbewegt, bevor es bemerkt wurde. Wahrscheinlich beschleunigte der Sturz seinen Tod. Ein anderer dieser Fische lebte, in ein trockenes Tuch gewickelt und in einen geschlossenen Schrank gelegt, dennoch sechzehn Stunden.

Nr. 8. Eine Anzahl dieser Fische wurde mit ganz wenig Wasser und einer reichlichen Menge gewöhnlichen Grases ohne jede andere Nahrung in eine Tonne gesetzt; dennoch waren sie nach Verlauf von drei Wochen vollkommen wohl und lebhaft.

Aus allen Erdtheilen.

Eisenbahnen in Centralamerika.

Die interoceanische Bahn durch Honduras ist mit Nachdruck in Angriff genommen worden. Im Juli waren mehr als 50 Miles nivellirt und mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt. Die Hafenstadt Cortez, von wo viel Färbeholz verschifft wird, hat jetzt eine große eiserne Mole erhalten und soll demnächst mit Jamaica und Cuba durch einen unterseeischen Telegraphen verbunden werden. — Bekanntlich hat der ausgezeichnete Ingenieur und Alterthumsforscher E. G. Squier aus Newyork schon 1854 genaue Untersuchungen in Honduras angestellt, und wir verdanken demselben ein lehrreiches Werk über Centralamerika (Notes on Central America; particularly the States of Honduras and San Salvador etc. New-York 1855, deutsche Bearbeitung von Karl Andree, Leipzig 1856). Die von ihm in Vorschlag gebrachte Linie beginnt bei Puerto Caballos, das jetzt in Cortez umgetauft worden ist, in der Bai von Honduras, 15° 49′ N., und zieht in beinahe südlicher Richtung durch das Land bis an die herrliche Fonsecabai am Großen Ocean, welchen sie unter 13° 21′ N., 87° 35′ W. erreicht; Länge 148 geographische oder 160 Statutemiles. Die Fonsecabai bildet die schönste Hafenregion an der pacifischen Küste von ganz Amerika. In derselben liegt auf der Insel Tigre der hondurefische Freihafen Amapala.

In Guatemala sind eben jetzt englische Ingenieure mit Vermessung einer Eisenbahnlinie beschäftigt. Diese Bahn soll von der Hauptstadt Guatemala durch die Departements Santa Rosa, Jupitapa und über Chiquimula bis zum atlantischen Hafenplatze Santo Thomas geführt werden.

Die Guanoausfuhr Perus im Jahre 1869. Dieselbe ist sehr beträchtlich gewesen, wie aus nachstehenden amtlichen Angaben hervorgeht. Es wurden verschifft nach:

			Summa, Dollars.
England	196,840	Tonnen	7,603,929. 20
Frankreich	107,580	„	4,560,316. 20
Spanien mit Havana	15,088	„	554,885. 76
Belgien	85,428	„	3,587,976. —
Holland	8757	„	338,195. 34
Deutschland	66,527	„	2,391,645. 65
Nordamerika	25,321	„	892,312. 4
Italien etwa	5000	„	204,700. —
China	2016	„	61,286. 40
		Silberpiaster	20,195,146. 59.

Diese Summe repräsentirt das reine Einkommen, welches die peruanische Regierung vom Guano bezogen hat. Für 1870 wird sich der Ertrag noch höher stellen, da auf den Guañape-Inseln der Engländer Harris eine große Anzahl von sogenannten Shoot's gebaut hat; vermittelst dieser abschüssigen Bretterlage kann man den Guano gleich bis an Bord der Schiffe bringen und das Einladen wird sehr erleichtert.

Im September 1853 ließ die peruanische Regierung durch eine Untersuchungscommission ermitteln, wie viel Guano damals auf den drei Chincha-Inseln vorhanden sei; es stellte sich eine Quantität von 12,376,100 Tonnen, je zu 2000 Pfund, heraus. Ueber die auf den Inseln Lobos, Guañape, Pabellon de Pica und an anderen Punkten vorhandenen Quantitäten wurde keine Abschätzung vorgenommen.

Paz Soldan giebt (in seiner Geografia del Peru, Paris 1862, S. 48) eine Uebersicht der Guanoausfuhr von 1841, wo dieselbe begann, bis Ende des Jahres 1860. Sie betrug 3,220,939 Registertonnen oder 4,026,174 Gewichtstonnen. Die peruanische Regierung nahm dafür mehr als zweihundert Millionen Silberpiaster ein; sie hat diese Summe in höchst unnützer Weise verschleudert und war stets in finanzieller Noth.

Russische Expeditionen in Asien. Wir erwähnten neulich (S. 31), daß General Abramow von Samarkand aus eine wissenschaftliche Expedition nach den Quellen des Serasschan angetreten habe. Jetzt lesen wir, daß dieselbe einen durchaus günstigen Verlauf genommen hat. Der General hatte aus Samarkand und Uratüpe eine Abtheilung Soldaten zur Bedeckung mitgenommen; er wurde am 20. Mai im Dorfe Paldarack, das in der Nähe der Quellen des Matsche liegt, freundlich empfangen, und erreichte am 25. Mai die Quellen des Serasschan. „Dieser Fluß, im obern Laufe Matsche genannt, entströmt einem ungeheuren Gletscher, der $1\frac{1}{2}$ Werst breit ist und sich, nach Aussage der Ortsbewohner, ungefähr 56 Werst der Schlucht entlang zieht und noch zwei andere Gletscher zur Seite hat. Auf der Heimreise wollte der General noch den Alexandersee, Iskander Kul, besuchen."

Rußland hat bekanntlich Urga besetzt, die Hauptstadt der ihm befreundeten Chalchas-(Kalkas-)Mongolen, welche seit etwa zwanzig Jahren nur noch in loser Abhängigkeit von China standen und in der neuesten Zeit durch Mohamedaner bedrängt worden sind. Der russische Consul in Urga, Schischmaroff, dessen wir im „Globus" mehrfach erwähnt haben, verstand es vortrefflich, die Interessen seiner Regierung zu fördern, und man verdankt ihm auch manche wissenschaftlichen Mittheilungen über jene interessante Region. Nun hat die sehr thätige geographische Gesellschaft in St. Petersburg beschlossen, den Stabscapitän Prschewolsky und den Lieutenant Pylzow nach der Mongolei zu senden. Die Dauer dieser wissenschaftlichen Forschungsreise ist auf drei Jahre festgestellt worden. — Wir wollen hinzufügen, daß der Naturforscher Miklucho-Macklay, mit Unterstützung derselben Gesellschaft, eine wissenschaftliche Reise nach dem Stillen Ocean auf einem Schiffe der kaiserlichen Marine machen wird.

* * *

— Bei den preußischen Eisenbahnen waren 1868 an Beamten aller Art und Hülfsarbeitern etwa 46,898 Mann beschäftigt, sodann 50,089 Arbeiter. Beide zusammen bezogen an Gehalt und Arbeitslohn $23\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Rechnet man die Familienglieder hinzu, so kann man annehmen, daß etwa 400,000 Köpfe oder, wie die Chinesen sagen würden, „Mäuler" durch die Beschäftigung an der Eisenbahn ihre Ernährung finden.

— Japan hat bereits 12,000 Mann Soldaten völlig nach europäischer Weise abgerichtet. Am 20. Mai hielt der Mikado eine Musterung: das Fußvolk war gut, aber die Artillerie ließ noch zu wünschen übrig.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

II.

Geognostischer Charakter. — Reichthum an Mineralen. — Meteorologische Beschaffenheit. — Die Trockenheit Südafrikas und ihre Gründe. — Beweise für die continentale Hebung über den Meeresspiegel. — Austrocknen der Binnenseen und Flüsse. — Die Muschelhöhle an der Mosselbai. — Zunehmender Mangel an Wild. — Klima. — Temperatur. — Nosologie. — Geistige Abspannung in heißen Ländern. — Botanischer Charakter des Landes, mit besonderer Bezugnahme auf die Nutzpflanzen.

Metalle, und besonders Eisen, einer der wesentlichsten Culturhebel, sind in fast ganz Südafrika reichlich vertreten. Im nördlichen Namalande kommt massenhaft das Meteoreisen vor, welches die „Nasenstockträger" (Buschmänner) zu Pfeilspitzen verarbeiten. In guter Qualität ist das Eisen reich am Unterlaufe des Sambesi vertreten, wie nicht minder in Natal, den Bauernrepubliken und dem Betschuanenlande. In den genannten Districten findet sich auch Kupfer, besonders gediegen im südlichen Ovambolande in solchen Mengen, daß die dortigen Buschmänner damit einen schwungreichen Handel nach Ondonga treiben. Zinn, Blei und Silber findet sich im Großnamaland vorherrschend, während die Portugiesen schon längst auf der Ostseite Gold graben und neuerdings Karl Mauch bedeutende Goldlager gefunden haben will. Das Bett des Sambesi, des !Garib und die Natalensischen Ströme führen Gold, wie denn jetzt auf der Ostseite nicht nur bedeutende Lager schwarzer Diamanten, sondern auch zahlreiche farblose gefunden worden sind. Ein Hauptfundort ist Hopetown am Mittel-!Garib.

In unvordenklichen Zeiten ist dies Gebiet unzweifelhaft wasserreicher gewesen. Mit Hintansetzung der Aussagen sehr alter Eingeborenen, die sich reichern Regenfalls aus ihrer Jugend erinnern, und gleiche Aussagen von alten Leuten ihrer Kindheit berichten, beweist und bestätigt die fortwährende Beobachtung unserer Tage diesen traurigen Ausdörrungsproceß. Vordem existirten zahlreiche Binnenseen, wie die in Beckenländern, z. B. der |Kari-|Kari, gefundenen Süßwassermuscheln beweisen; der Ngami-See soll seit seiner Entdeckung schon 20 Fuß von dem damals normalen Ufer zurückgetreten sein; vor 25 Jahren durfte man den Kuruman noch als Fluß zeichnen, und jetzt darf sein Bett noch nicht einmal eine Kette schmutziger Pfützen genannt werden. Man sagt, es gäbe heutzutage keine Wunder mehr; ich weiß von einem zu erzählen: das tritt allemal dann ein, wenn der !Khuisib, dessen stolze Wogen einst mächtige Granitblöcke durchbrachen und ins Meer wälzten, wirklich jetzt den Saum des Atlantischen Oceans erreicht. Ein solches Wunder geschah zu Anfang der fünfziger Jahre, nachdem die Sonne elf Jahre lang in das trockne Bett des !Khuisib ihre sengenden Strahlen gegossen hatte. Der ||Aub, ein Hauptfluß

des Namalandes, erreicht jetzt auch nicht mehr jedes Jahr den !Garib. Barrow und Lichtenstein berichten von einer Höhle, welche 400 Fuß hoch über dem Meeresspiegel der Mosselbay (südliches Capland) sich erhebt und deren Sohle eine bedeutende Schicht halbverwitterter Muscheln bedeckt. Dieselbe Höhle diente vordem Galatheens Gefolge zum Aufenthalt. Mit dieser Austrocknung läßt sich auch nur das Verschwinden von Pflanzen- und Thierformen in Zusammenhang bringen, deren Dasein durch Wasser bedingt ist. Aus dem Büffelfluß oder !Kousib von Klein-Namaland sind längst die Büffel verschwunden und treiben die Nilpferde keine Spiele mehr. Anderson macht diese Beobachtung auch für das Groß-Namaland. Die Eingeborenen klagen, daß die unermeßlichen Antilopenherden längst nicht mehr das Land befuchten, weil es an Futter mangelt. Ich war Zeuge, bei Offenlegung der Quelle von ǂOutsawisis (im Namaland) vor 18 Jahren, daß Gebeine und Knochen von Elephanten, Rhinocerossen und Giraffen massenhaft zu Tage gefördert wurden, Thiere, welche damals, wo das Gewehr erst kurze Zeit im Lande bekannt war, schon seit Menschengedenken zu den Seltenheiten der großen Jagd gezählt wurden. Jedenfalls könnten die Nixen und Hilihilis dieser Quelle uns von einem nächtlichen Thierleben erzählen, wie es uns Anderson in seinem Okavango und Ngami so malerisch schildert.

Aus dieser Trockenheit begreift sich auch der, dem südlichen Afrika wesentlich eigenthümliche, Mangel an größeren perennirenden Flüssen. Die wenigen Ströme, die es giebt, sind entweder durch ihre Kataraften, eine Folge der Terrassenformation des Landes, oder durch ihre versandete Mündung, verursacht durch die heftigen tropischen Gewitter, welche plötzlich einen Schwall von Schlamm und Sand aus den Hochländern absetzen, als Verkehrsstraßen vollständig unbrauchbar. Durch den steilen Fall wird nicht nur das Wasser dem Lande schnell wieder entführt, so daß der Verdunstung keine Zeit gelassen ist, sondern die das Ufer begleitenden Granit- und andere Felsbildungen verhindern jede hydraulische Wirkung auf die Vegetation des angrenzenden Landes.

Während der trocknen Zeit, welche im Namalande von April bis November dauert, herrschen zudem heiße Nordostwinde, die nicht bloß dem Pflanzen- und somit auch dem Thierleben hemmend entgegenwirken, sondern die Haut bis zum Reißen ausdörren. Die Temperatur der heißen, dort zugleich Regenzeit, ist ziemlich beständig zwischen 16° und 35° Réaumur, während in der kalten Saison das Quecksilber von + 20° des Mittags auf — 1° bis — 4° in der Nacht fällt, und dennoch ist das Klima ein gesundes zu nennen; empfehlenswerth für Lungenkranke ist die Capcolonie. Krankheiten, wie Pocken, Blattern, Masern, Syphilis, sind erst durch die Europäer eingeführt, und die Wilden haben denn auch diese Segnungen schon hinlänglich gekostet, wie z. B. Fritsch in seinem höchst interessanten Buche „Drei Jahre in Südafrika“, Breslau 1868, berichtet, daß die Pockenepidemie im Jahre 1863 ganze Dörfer und Städte der Bamangwato-Betschuanen vollständig exstirpirt hätte, und ein Missionär die Ansicht ausspricht, daß $^1/_3$ der Namahottentoten syphilitisch sei. Wo Fieber vorkommen, erklären sie sich aus der Tieflage der Gegend und allzufeuchtem Dunstkreis. Die Krankheiten der Culturvölker, Epilepsie und Wassersucht, sind den Eingeborenen unbekannt; desgleichen Krüppel, Lahme, Blindgeborene und Taube. Augenkrankheiten freilich nehmen durch den Staub und feinen Sand, den die Glühwinde führen, einen bedenklichen Charakter an.

Beachtenswerth ist noch die wiederholte Beobachtung, daß in Südafrika, wie in Java, Leute von der stärksten geistigen Spannkraft, dieselbe unter den Einflüssen des Klimas zum Theil einbüßen, und daß die Kinder der Europäer, welche dort erzogen werden, für streng geistige Arbeit weder Lust noch Zähigkeit besitzen, während sie für Musik und Zeichnen großen Sinn und Empfänglichkeit zeigen. Wir werden bei der Schilderung des Charakters der Buschmänner auf diesen Punkt zurückkommen.

Wie wir in der geologischen und meteorologischen Charakteristik des Landes bisher nur die auf die physische und psychische Entwickelung der Eingeborenen bezüglichen Eigenthümlichkeiten hervorgehoben haben, können wir auch nur betreffs der Botanik und Zoologie demselben Princip folgen, und schon aus Rücksicht auf die Oekonomie dieser Zeitschrift keine Detailschilderungen geben.

Für die Hausgeräthe liefern die verschiedenartigen Bestandtheile der Acacia detinens und Acacia Giraffae das nöthige Material, während Sorten wie Acacia horrida und eine von den Hottentoten ǂArub genannte Gattung durch ihr Harz und ihre Beeren nützlich sind. Im Kafirlande liefert der Loschabaum eßbare Früchte; wie weit aber Banane und Ananas als aboriginale Formen zu betrachten sind, stelle ich dahin. Als weitere Nutzhölzer kommen der Ebenholzbaum und das Gelbholz nebst der Aloe in Betracht; der Baobab ist vorherrschend unter den Bantuvölkern. Unter den Giftpflanzen ist die Euphorbia zu nennen, und die Diosmastaude liefert in ihren, zu Pulver gestoßenen Blättern dem Wilden ein beliebtes Parfüm.

Bekanntlich ist die Küste des Namalandes ein öder breiter Sandgürtel, bei deren Anblick man jedes animalische Leben in Zweifel ziehen möchte, und hierher hat eine gütige Natur jene kostbare Cucurbitacee, von den Einwohnern !Nara genannt, gepflanzt. Ihre ökonomische Bedeutung besagt allein der Name eines Hottentotenstammes dieser Gegend; sie heißen !Naragu, d. h. die !Narophagen. Ja sogar Löwen, Hyänen und Schakal schwelgen in dem Genuß dieser herrlichen Frucht. Erwähnt habe ich schon den Reichthum von süßen, saftigen Knollen und Zwiebelgewächsen, deren Vorhandensein dem Buschmann durch die Höhe oder Tiefe des Schalls angedeutet wird, den er durch Keulenschläge auf den Boden hervorruft. Er kannte also vor Auenbrugger schon die Percussion. Das Kafirkorn, Sorghum, ist von den Hottentoten und Buschmännern nicht gekannt, obschon sie den Samen einer Grasart essen und die Kafirhirse ebenso leicht bauen könnten, wie sie jetzt mit großer Leidenschaft den Taback und noch mehr den narkotischen Dacha, Cannabis indica, ziehen. Die Palme erreicht in Südafrika nicht die Polhöhe anderer Continente, wie Australien und Südamerika; im Westen des Continents geht ihre Zone nicht über den 20. Breitegrad, und obwohl sie in Kafirland diese Grenze überschreitet, kann sie hier nicht in Betracht kommen. Die Hottentotsfeige, Mesembryanthemum, verdient noch wegen ihrer Samenkapseln als Nahrungsmittel der besondern Erwähnung.

Ueberaus reich ist die Fauna des Landes, wodurch der dortige Mensch so vielseitigen Anlaß zu seiner Entwickelung hätte nehmen können. Daß er sie genau kennt, ja sogar Specialunterschiede macht, dafür sprechen die zahlreichen Thiernamen, welche sogar die einzelnen Gattungen und Untergattungen führen. Ich könnte hier ein ganzes Register hottentotischer Antilopennamen aufführen, eine ganze Reihe Namen wilder Thiere und Reptilien hernennen, Thiermärchen könnte ich erzählen, welche gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten der Thiere erklären wollen — gleichsam die embryonalen Keime einer Naturphilosophie: „Warum z. B. die Hyäne einen kurzen Fuß hat,“ oder „der Reiher einen krummen Hals,“ oder „der Schakal (canis mesomelas) einen schwarzen Rücken“ u. s. f. — Märchen, wodurch einerseits

die enge Beziehung dieser Wilden zur Thierwelt augenscheinlich ist, andererseits die Frage entsteht, warum diese Völker im Vergleich zu anderen, weniger von der Natur begünstigten dennoch auf der tiefsten Stufe stehen geblieben, und es kaum der Beachtung bedarf, daß die Familie der Hottentoten es zu einem Nomadenleben gebracht hat.

Obenan steht das hottentotische Rind. Leider scheint es auszusterben, ehe seine Anatomie gekannt ist; denn gerade die Anatomie der Hausthiere ist in der vergleichenden Ethnologie Afrikas ein wesentliches Hülfsmittel zur Unterscheidung der Racen und ihrer Wanderungen. Charakteristisch ist auch das Fettschwanzschaf und die hochbeinige (hottentotische) Ziegenrace*). Merkwürdigerweise haben die Hottentoten wie überhaupt die Afrikaner weder den Elephanten noch das Schwein gezähmt. Von den wilden Thieren ist nur der Hund an den Menschen gewöhnt worden.

Die Antilope vertritt ungefähr 30 Species, von denen der Springbock (Antelope euchore) oft geradezu eine Landplage wird. Das Zebra und Rhinoceros vertritt je drei Gattungen. Je weiter man nordwärts vordringt, begegnet man der Giraffe, und in Kafiria- und den Ngamiländern beleben Krokodil und Nilpferd die Gewässer. Der Hase repräsentirt vier Gattungen. Unter den Vögeln wird der Strauß wegen seines Fleisches und Federn gejagt, während man den Flughühnern, Pterocles tachypetes, und Trappen, Otis caffra, wegen des wohlschmeckenden Fleisches nachstellt. Die Webervögel müssen nicht selten ihre colossalen Nestercolonien dem Menschen als Vorrathskammer abtreten.

In diesem reichen Jagdrevier hat der Mensch zahlreiche und gefährliche Nebenbuhler. Der Löwe und seine buntscheckige Gevatterschaft, der Panther, Leopard, Luchs, Caracal und wilde Katzen, und die Vertreter des Hundegeschlechts, die Hyänen, machen ihm nicht nur das Terrain streitig, sondern werden auch seinem Leben gefährlich. Gleichwohl zieht er ihnen oft den Balg ab, um sich damit zu decken.

Von Amphibien sind Eidechsen und Schlangen gleich willkommene Speise, und letztere noch dadurch besonders gesucht, weil sie das Pfeilgift liefern.

Aus dem Insectenreiche muß die Biene ihren Honig abgeben, und die Heuschrecke wird zu Milliarden als Vorrath gesammelt. Noch zu erwähnen sind als beliebtes Nahrungsmittel — und, wie sogar Colonisten behaupten, eine Delicatesse — die Eier der weißen Ameise. Gefürchtet vor Allem sind die Mosquitos und die Tsetsefliege, glossina morsitans. Nicht zu vergessen sind die Läuse und Flöhe, jene unscheinbaren, aber satanischen Quälgeister, die den größten Stoiker ad absurdum führen.

Unter solchen Naturverhältnissen und Einflüssen lebten zwei derselben Race zugehörigen Völkerfamilien, Hottentoten und Buschmänner. Bisher vertrat man vielfach die Ansicht — und dies thaten insonderheit die englischen Philanthropen, welche in den dreißiger Jahren für die Sclavenemancipation in der Capcolonie plaidirten —, die Buschmänner seien heruntergekommene Hottentoten, welche die Barbarei der holländischen Boers in die Wildniß getrieben hätte. Wenn auf der einen Seite diese Ansicht als Tendenzlüge angesehen werden muß, so ist sie auf der andern Seite auch wieder entschuldbar, weil damals die südafrikanischen Völkerverhältnisse vollständig unbekannt waren. Noch 1842 konnte ein Moffat zur Erläuterung seiner Missionary labours and scenes eine Karte beifügen, auf der die jetzige Kahlahari oder |Kari≠|Kari als südliche Sahara eingezeichnet ist. Wir wollen kurz diese Ansicht der Buschmanno-Hottentotischen Identität widerlegen.

Längst vor der holländischen Occupation der Capcolonie hatte schon der Kampf zwischen der schwarzen und gelben Race lichterloh gebrannt, und das Schicksal hatte die Wage zu Gunsten der Schwarzen gesenkt. Obschon nun die Nomadenhottentoten, die Khoikhoin, das Feld geräumt hatten, beweisen doch die jetzt noch vorhandenen Ueberreste von Buschmannsstämmen und die zerfallenen Mauern ihrer Kraale in dem Kahlambagebirge die Zähigkeit, mit der diese Jäger ihr Revier behaupteten. Die wilden Aias und Hectorgestalten der Kafir mußten trotz Lanze und Schild sich vor den winzigen, zerbrechlichen Schilfpfeilen der Buschmänner zurückziehen. Mit dem schlaffen Hottentoten wurden sie schnell fertig; nicht so mit den Sān, vor deren giftigen Geschossen sie trotz ihrer rindsledernen Schilde einen heillosen Respect haben, so daß die Bevölkerung eines noch so stark befestigten Kraals in einen unbeschreiblichen Paroxismus geräth, wenn die unheilkündenden Spuren der Abatoa — so nennen sie die Sān — in der Nähe entdeckt sind. Callaway, ein wesleyanischer Missionär, verdient einen Orden wegen seiner Verdienste um die südafrikanische Völkerpsychologie. Er hat sich daran gemacht, die Mythen, Sagen und Märchen aus dem Volksmunde der Kafir zu sammeln und bis jetzt sehr viel brauchbares Material geliefert. In einer Erzählung giebt der Kafir Mbanda eine treue Copie dieser Abatoa, d. h. „Bogenmänner". Schon diese Bezeichnung ist charakteristisch, denn der Kafir kennt keinen Bogen und ist ein ungeschickter Schütze; dasselbe gilt von seinen Verwandten, den Ovaherero und Betyuanen; dagegen sind die Abatoa Meister im Bogenschießen, sie sind die Tells in Südafrika. Der Kafir Mbanda erzählt nun Folgendes: „Die Abatoa sind ein bei Weitem kleinerer Menschenschlag als andere Menschenkinder; sie verstecken sich unter (hohes) Gras und schlafen in Ameisenhügeln; sie gehen in die Nebel; sie leben in den hochgelegenen Felsen; sie haben kein Dorf (d. h. feste Wohnsitze); ihre Heimath ist da, wo sie Wild tödten; sie verzehren es ganz und ziehen weiter. Das ist ihre Lebensweise." — Weiter bemerkt er: „Sie sind sehr gefürchtet; sie sind (aber) nicht (etwa) furchtbar durch ihre Körpergröße oder ihre menschliche Erscheinung; im Gegentheil, sie haben keine menschliche Gestalt; von Größe ist keine Rede; sie sind winzige Dinger, welche unter dem Grase verschwinden. Unversehens wird der Jäger die Nähe der Abatoa gewahr, wenn er bereits von dem Pfeile desselben durchbohrt ist; aber den, welcher den Pfeil abschoß, sieht er nicht. Die Abatoa sind wie Fliegen, die man nicht kommen sieht." — „Nicht der Pfeil tödtet, sondern weil die Spitze mit Gift bestrichen ist." — „Man kennt viele Arten von Gift" — — „daher kommt die Furchtbarkeit des Buschmann."

Die Hottentoten nämlich verstehen sich nicht auf die Bereitung des Pfeilgiftes; dieses Präparat ist ein ausschließliches Arkanum der Buschmänner! Die Skizze ist etwas roh in ihren Umrissen, echt kaffrisch, aber handgreiflich! Die wesentlichen Merkmale des Buschmanns sind darin angegeben.

Bleek, unser deutscher Landsmann, der am Cap der Guten Hoffnung die südafrikanischen Sprachen studirt, hat eine Sammlung hottentotischer Mythen und Märchen herausgegeben unter dem Titel: „Hottentot fables and tales". Darin findet sich folgende ethnologisch interessante Sage unter der Ueberschrift: Origin of the difference in modes of life between Hottentots and Bushmen. „Im Anfang waren zwei Menschen. Der eine war blind, der andere war ein Jäger. Dieser Jäger fand zuletzt eine Höhle in der Erde,

*) Bekanntlich kennt man gar keine fossilen Ueberreste von Ziegen und Schafen in Afrika, und lebt in den Gebirgen Nordafrikas im Aussterben begriffen das Mähnenschaf wild und im nordwestlichen der Alpensteinbock. Woher also die Schafe und Ziegen der Hottentoten?

aus welcher Wild hervorkam, und er tödtete die Jungen. Der blinde Mann tastete umher und roch sie auch, und sagte: Das ist kein Wild, sondern Vieh." Hinterher wurde der Blinde sehend, ging mit dem Jäger zu der Höhle und sah, daß es Kühe mit ihren Kälbern waren. Dann baute er schleunigst einen Kraal (Hürde aus Dornzweigen) darum und beschmierte sich selbst wie ein echter Hottentot (mit Diosmasalbe). Jetzt hatte der Andere große Noth in der Aufspürung des Wildes, und als er sah (was der Andere that), wollte er sich auch pomadisiren (eigentlich beschmieren). „Sieh her," meinte der Andere, „vor dem Gebrauche mußt Du die Salbe in das Feuer werfen." Er befolgte diesen Rath und — die Flammen loderten auf und verbrannten sein Gesicht jämmerlich, so daß er froh war, davon zu laufen. Der Andere aber rief ihm (spöttisch) nach: „Heda, Du, nimm Deinen Kirri (Keule) und lauf in die Berge, wo Du Honig suchen magst!" — „Dies ist der Ursprung der Buschmänner."

Drückt sich in dieser Erzählung auch der ganz eingefleischte Haß des Hottentoten gegen den Buschmann aus, so können wir sie zugleich auch als **indirecten Beweis** für die Kafir-Invasion anführen. Denn wenn die Hottentoten schon bei der Entstehung dieser Sage, deren hohes Alter hierdurch zugleich bestätigt wird, schwarze Völker auf ihrem Gebiete als Aboriginer gekannt hätten, so wäre es wirklich wunderbar, wie solche in einer kosmogonischen Sage unerwähnt geblieben wären. In einer Localsage kosmogonischen Inhalts, welche aus !Hoaχa!nas (nördliches Namaland) stammt, wird ebenfalls auf die schwarze Race **keine Rücksicht** genommen. Auch ein indirecter Beweis für die Kafir-Congo-Invasion.



Buschmann.

Ein zweiter Beweis gegen die Stammesgleichheit ist der **linguistische**. Die Hottentoten nennen sich Khoi-Khoin oder Khoin, während sie die Buschmänner Sān nennen. Alle hottentotischen Stämme haben die gleiche Sprache, nicht nur im Princip der Wortbildung, sondern in der Wurzel selbst; ihre Sprache unterscheidet sich nur dialektisch. Alle können sie sich verständigen. Anders die Buschmänner; abgesehen davon, daß viele ihrer Stämme nicht nur Consonanten und Lautverbindungen aufweisen, die dem hottentotischen Idiome vollständig fremd sind, und daß manche Sādialekte fast die Doppelzahl von den eigenthümlichen Schnalzen gegenüber dem Hottentotischen führen, so stehen sie auf der isolirenden Stufe, während die Hottentoten sich zur agglutinirenden entwickelt haben. Diese unterscheiden ein scharf ausgeprägtes grammatisches Geschlecht, jene entbehren ein solches, und während alle Hottentotenidiome durchaus verwandt sind, weicht das Sā nicht nur in der Wurzel von dem Hottentotischen ab, sondern alle Buschmannsdialekte wieder unter sich. Bei Behandlung der Sprache werden wir dies ausführlicher darlegen. Der dritte Beweis ist der specifisch ethnologische. Für alle Hottentotenstämme gilt dieselbe religiöse Grundanschauung. Die guten Wesen treten bei allen Stämmen mit denselben Merkmalen und Charakteren auf, ebenso die bösen. Ihre religiösen Anschauungen haben bereits angefangen, sich zu bestimmten Formen zu krystallisiren, während die Buschmänner einem wildwuchernden Aberglauben unterworfen sind, der nicht etwa bloß mit den einzelnen Stämmen, sondern sogar mit den Individuen wechselt.



Buschweib.



Buschmann.

Der vierte Beweis liegt in der anatomischen Verschiedenheit. Im Folgenden vergleiche man hierüber die Ausführung.

Schlagend vor allen ist endlich der historische Beweis. Wir können hier nicht die Menge der Citate anführen, es mag genügen, den Fachmann auf drei Quellen aufmerksam zu machen.

The Record or a Series of official Papers relative to the Condition and Treatment of the native Tribes of South Africa. Compiled, translated and edited by D. Moodie, Lieut. R. N. Cape Town, 1838.

Memoir respecting the Kaffers, Hottentots and Bosje-

mans of South Africa by Lieut. Col. Sutherland, II vol. Cape Town, 1838.
A Voice from the Kahlamba or Origin of Bushmen, by Moodie.

Die Zeugnisse dieser Quellen beweisen so schlagend und evident die Verschiedenheit beider Nationen, daß auch eine noch so mephistophelische Sophistik sie nicht wird hinwegleugnen können.

Der physische Typus des Buschmanns wird in der Kunst nie das Ideal für unsere Schönheitsbegriffe abgeben können. Hören wir einen zuverlässigen Beobachter, der drei Jahre in Südafrika gereist ist: „Gekennzeichnet wird der Buschmann," sagt Fritsch, „abgesehen von seiner kleinen Figur, durch den unförmlichen Kopf, welcher auf dem Scheitel deprimirt und stark nach hinten verlängert erscheint; die Backenknochen sind weniger hervortretend als beim Hottentoten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel stärker hervortritt; die Nase ist flach, der untere Theil des Gesichts sehr stark hervorgezogen (prognathisch). Die großen, unförmlichen Ohren, sowie die kleinen, unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen tragen nicht dazu bei, die Schönheit dieser Leutchen zu erhöhen, und geben ihrem Gesicht den affenartigen Ausdruck."

Weiterhin sagt derselbe Beobachter: „Durch die Gesichter aller Buschleute, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, geht ein Zug, der mir maßgebend erscheint für ihren Charakter, um so mehr, als das Gesicht der Hottentoten einen ganz andern darbietet. Graphisch läßt sich diese Eigenthümlichkeit so darstellen, daß man sagt, in das Gesicht jener, von vorn betrachtet, läßt sich ein Rechteck eintragen, in das Gesicht dieser eine Raute. Es beruht dies bei ersteren in der größern Breite der Stirn und der Schläfengegend und dem Vortreten der Unterkieferwinkel bei mäßig entwickeltem Kinn; bei letzteren in der stark verschmälerten Stirn, den vortretenden Jochbeinen und dem markirten, sehr spitzen Kinn." — Die Lippen sind mäßig aufgeworfen, während der Mund des Hottentoten durchschnittlich fein geschnitten ist.


Buschmann.


Hottentotin.

Der schlanke, proportionirte Körper variirt in der Höhe zwischen 3 und 4 Fuß; die Hände und Füße sind zart und zierlich; doch unterscheiden letztere insofern den Buschmann vom Khoikhoib, als die Daumenzehe nicht so stark hervortritt und dadurch der Fuß vorn abgestumpft erscheint, der des Hottentoten sich aber eher mit einem europäischen Damenfuße vergleichen läßt. Dieser Unterschied ist so in die Augen springend, daß ein Namahottentot darüber bemerkte: „Wir (Nama) haben schmalere und zierlichere Füße als die Sān. Deshalb nehmen wir sie auf die Elephantenjagd mit, daß, wenn die angeschossenen Thiere uns verfolgen, sie der breitern Spur der schnellfüßigen Buschmänner nachlaufen, und wir leichter entfliehen können." Den sonst proportionirten Körper verunstaltet der aufgetriebene Bauch, eine Folge der unregelmäßigen Lebensweise; denn nachdem er geraume Zeit den Leib mit dem Hungergurt geschnürt hat, kennt er bei glücklicher Jagd kein Maß, und befrißt sich schlimmer, als ein Schwein, bis zum Zerplatzen. Diese Hängebäuche bezeichnen die Colonisten mit dem Ausdruck armoeds penz, d. h. Armuthspansen. Merkwürdig ist die enorme Conservationskraft dieser Leute; es ist wiederholt beobachtet, daß bei einer reichen vierzehntägigen bis dreiwöchentlichen Kost der Buschmann sich fett und rund mästet; bei den Weibern zieht sich das Fett in das Gesäß, eine Eigenthümlichkeit, die sie mit den Hottentotinnen theilen *).

*) Die vorliegenden Typen von Buschmännern verdanke ich größtentheils Herrn Dr. Bleek in der Capstadt. Th. H.

Aberglauben bei den Mönchgutern auf der Insel Rügen.

Von **Theodor Zorn.**

I.

Noch im Jahre 1869 wurde in Berlin einer Hexe und Zauberin der Proceß gemacht. Wohl konnten sich Richter, Ankläger und Zuhörer bei den spaßhaften Einzelnheiten der Verhandlung der Heiterkeit nicht erwehren, und ganz Berlin lachte mit ihnen, als andern Tags die Zeitungen dies Stück mittelalterlicher Romantik erzählten. Aber die Schwindlerin hatte doch Leichtgläubige gefunden, welche der Glaube an ihre vermeintlichen Zauberkünste in nicht unbeträchtlichen Schaden gebracht hatte. Zauberin wie Opfer gehörten übrigens den untersten Schichten der Gesellschaft an.

In ähnlicher Weise um Jahrhunderte zurückversetzt fühlte sich die gebildete Welt, als ein Jahr zuvor, den allgemein anerkannten Satzungen der Wissenschaft zum Trotz, die Erde öffentlich zum Stillstande verdammt, als Centrum und Angelpunkt des Weltensystems erklärt wurde, und zwar von einer Stelle aus, wo Kenntniß und Bildung schon von Berufswegen vorausgesetzt werden.

Konnte solches in Berlin, der „Metropole der Intelligenz“ Norddeutschlands, geschehen, so kann es kaum noch befremden, wenn im Mönchgut, dem abgelegensten Theile der Insel Rügen, unter einfachen Fischern und Bauern, sich zahlreiche mittelalterliche Vorstellungen und abergläubische Bräuche erhalten haben.

Der hervorstechende Zug mönchgutischen Aberglaubens ist der Glaube an Hexen und Hexerei, und die allgemein verbreitete Furcht vor Bezauberung des Viehs, vornehmlich der Kühe und Schweine. Bei den kleinbäuerlichen Verhältnissen der Mönchguter und der durchschnittlich geringen Güte ihres Ackerlandes können sich die Bewohner der Halbinsel von der Ackerwirthschaft allein nicht nähren. Neben der Fischerei, besonders auf Häring, und neben dem auf die Dörfer Thiessow und Klein Zicker beschränkten Lootsendienst, muß ein übrigens auch nur geringer Viehstand das Fehlende zum Lebensunterhalte der Halbinsulaner liefern.

Krankheit und Tod einer Kuh oder eines Schweines rührt daher begreiflicherweise an ein Familien- und Lebensinteresse. — Weder Arzt noch Thierarzt sind im Mönchgut vorhanden. Da schon aus einmaligem Besuche der weit Herzuholenden Kosten bis zu fünf Thaler erwachsen, so werden sie selten zu Rathe gezogen.

Schäfer und Kuhhirt müssen in den meisten Fällen aushelfen, so gut ihr chirurgisch-pathologischer Apparat zureicht, der sich aus langer Erfahrung, Benutzung einiger vieharzneikundlichen Bücher, hauptsächlich aber aus der Kenntniß einer Fülle kräftiger Geheimsprüche und sympathetischer Mittel zusammensetzt.

Daß solcherweise wenig Aufklärung über die natürlichen Ursachen plötzlich und gefährlich auftretender Krankheitserscheinungen an Menschen und Thieren verbreitet werden konnte, ist klar. Von den Schulen, die seit einigen Jahrzehnten auch auf dem Mönchgut in erfreulichem Fortschreiten begriffen, ist hierin für die Zukunft das Meiste zu hoffen.

Zur Zeit ist aber noch eine Hauptsorge des Mönchguters, sein Vieh gegen Behexung zu sichern. Fürs Erste ist er ängstlich bemüht, das Jungvieh soviel als möglich den „Blicken“ Anderer zu entziehen. Durch den „bösen Blick“ allein, ohne leibliche Berührung, ohne gemurmelte Zauberformeln kann die Hexe schaden, den Kühen die Milch verdorren, plötzlichen Tod der Ferkel, Kälber oder andern Jungviehs herbeiführen. Es ist dieser Glaube uralt.

Schon die Römer fürchteten das böse Auge. Horaz spricht vom obliquus oculus, und Virgil sagt: „Irgend ein Auge hat mir die zarten Lämmer bezaubert.“ In mehreren Gegenden Deutschlands sagen die Landleute von kränkelndem Vieh: „Es ist ein böses Auge dabei gewesen.“ In Schweden, dessen abergläubische Vorstellungen viel Verwandtes mit denen der Mönchguter haben, sagt man: „Das Thier, der Apfel oder ein anderer Gegenstand ist so schön, daß ihn kein böses Auge ansehen soll.“

Das ist auch die Meinung des Mönchguters. Das Kalb im Stall, die Ferkel im Koven, die Küchlein der Hühner und Enten, — Gänse giebt es auf der Halbinsel nicht, — werden ungern gezeigt. Neuerworbenes Jungvieh wird in der Dunkelheit, außerdem noch durch Säcke verhüllt, dem Stalle zugeführt.

Nicht gleichgültig sind die Begegnungen bei solchem Transporte. Der Angang eines alten Weibes oder eines Hasen wird gefürchtet, der einer jungen Dirne gewünscht. Gleicher Schutz vor dem bösen Blick wird selbst den Milch- und Buttergefäßen zu Theil. Kein Mönchguter verleiht solche. Es könnte denselben zum Schaden der Kuh, der Milch oder der Butter etwas angethan werden. Werden neue Butterfässer und Melkeimer oder reparirte vom Böttcher geholt, so wandern sie, in einen Sack gesteckt, zum Eigenthümer. Den Reifen der Gefäße fügt der Böttcher allemal ein „unsichtbares“ Band hinzu. Unter irgend einem der hölzernen Bänder muß nämlich ein Faden von Wolle oder Seide versteckt sein. Dadurch wird der Hexe unmöglich, zum Schaden der Milch oder des Butterns, die Bänder richtig von unten auf zu zählen.

Mehr noch als der bloße Blick wird „Beredung“ gefürchtet. Es macht keinen Unterschied, ob dieselbe lobend oder tadelnd ist. Gut Freund mit den meisten Mönchgutern und gerade als Gegner des Hexenglaubens bekannt, verdarb ich es doch gänzlich mit einem der Halbinsulaner, als ich mich in lobenden Ausdrücken über das gute Aussehen seines Jungviehs erging. Zur Rechtfertigung seines Unmuths theilte er mir eine Menge eigener oder zu seiner Kenntniß gekommener Erlebnisse mit, wo Beredung, selbst lobende, plötzlich Krankheit und Tod vordem ganz gesunden Viehes herbeigeführt hätte. Hierbei unterstützten ihn alle Anwesenden mit Fällen ihrer Erfahrung.

Ein langer Kampf gegen das Hexenwesen, den ich mit allen Gründen der Vernunft und Religion führte, endigte schließlich mit den charakteristischen Worten der redefertigen Bäuerin: „Dat is woll All' ganz gaud. Awer min Vader un Grootvader hebben dat glöbt, un ick glöbe (glaube) ook. Een Jeder blifft (bleibt) upp sinen Globen!“

Das ist es. Sitte und Gewohnheit. Der Bauernstand ist der conservativste unter allen Ständen. Er bewahrt mit Zähigkeit Gutes und Schlechtes. Hebung der Schule allein wird ihm nach und nach letzteres entwinden.

Oft schützt alle oben geschilderte Vorsicht nicht gegen angezauberte Krankheit oder sonstige Behexung des Viehs. Selbst

die in den Milchschrank gelegten, zauberwehrenden Donnerpile (Belemniten) und Kröten- oder Immensteine (versteinerte Echiniten) bewähren sich nicht. Hexen können auch ohne Blick und ohne Beredung schaden. Sie stecken ein Messer in eine Eichensäule, hängen einen Strick daran und lassen aus demselben die Milch rinnen, oder sie schlagen eine Axt in den Thürpfosten und melken aus dem Axthelm. Der Kuh der Nachbarin schaffen sie plötzlich Ungeziefer, so daß das vordem reine Thier von Läusen starrt. Sie wandeln dessen schöne, weiße Milch in blaue, schwören ihm das rothe Wasser an — bekanntlich eine Folge des Genusses von Eichenlaub und Blaubeerenkraut —, oder wirken durch ihre Hexenkunst, daß kein Buttern mehr gelingt. Statt rationeller, ärztlicher Hülfe wird nun das Arsenal der Gegenbeschwörungen, Hausmittel und sympathetischen Kuren gegen das Unheil aufgeboten. Augenkrankem Vieh, auch Menschen, wird der lichtschaffende Staub des geschabten Donnerkeils in die Augen geblasen. Das angebliche Geschoß des altgermanischen Gewittergottes Donar, der durch seine flammenden Blitze den Himmel von dunkeln Wolken säuberte und der verhüllten Sonne zu ihrem alten Glanze verhalf, bewahrte bis heute in der Meinung der Landleute seine lichterneuende Kraft. Die Kuh, welche sich beim Fressen feuchten Kleegrases oder durch zu hastiges Saufen versangen hat, wird der Hirt zunächst „besprechen“, ehe er das chirurgische Mittel des Aderlasses versucht, oder zur drastischen Cur des „Theerbrechmittels mit erzwungenem Laufen“ greift. Lieber wird der Mönchguter drei Läuse seiner von Ungeziefer geplagten Kuh in Wasser sieden, unter gewissen Ceremonien im Feuer verbrennen, in ein Papier gewickelt mit dem Hammer todtschlagen, oder er wird das kranke Thier an drei auf einander folgenden Freitagen mit einem Birkenbesen streichen, der in der Neujahrsnacht geschnitten ist, als daß er das einfache Mittel anwendet, welches die medicinische Wissenschaft für solche Fälle vorschreibt. Daß die Procedur des Bestreichens mit dem Birkenbesen aber Freitags geschehe, ist unbedingt nothwendig. Freitag, anderswo als Unglückstag geachtet, gilt im Mönchgute als Tag glücklicher Vorbedeutung. So ist er z. B. der herkömmliche Hochzeitstag. Der Montag hingegen ist ominös in bösem Sinne. An ihm wird keine Reise angetreten, kein neues Gesinde in Dienst genommen, und wenn das Vieh Anfang Sommers den Stall mit der Weide vertauscht, wird sorglich darauf gesehen, daß es nicht Montags ausgetrieben werde.

Zu den Uebeln, welche der Mönchguter vorzugsweise durch „Besprechen“ zu heilen versucht, gehören Blutung, die Rose oder das „hillige Ding“, und das Fieber bei Menschen und Thieren. Letzterer Krankheit geht er auch nicht selten durch ein Amulet zu Leibe, das der Kranke um dem Halse tragen muß, oder das an einen Hollunderbusch angehängt wird. Ich habe nicht sicher in Erfahrung bringen können, welch heiliges Zeichen solchem Fieberpapier aufgeschrieben wird, muthmaße aber, daß dasselbe im T, dem Zeichen des Hammers, Donar's, des krankheitvertreibenden Gewittergottes Waffe, besteht. Unter dem Landvolke Holsteins und anderer Gegenden sassischer Bevölkerung wenigstens wird es vielfach als Fiebermittel gebraucht. Vielleicht enthält es auch nur den alten Fiebersegen: „Fliederzweig ich biege dich, Fieber, nun verlasse mich!“ Gegen den „Knirrband“, d. h. gegen rheumatische Gelenkschmerzen und Anschwellungen, wird das Umwickeln des kranken Gliedes mit rother Pathenbriefseide für recht wirksam erachtet. Noch heilsamer soll freilich sein, wenn der Geplagte sich von einer Frau, welche Zwillingskinder gebar, einen Faden links herum um das Gelenk spinnen läßt; oder wenn er sich in ein Zimmer begiebt, wo gesponnen wird, der Spinnerin schweigend den Spinnradfaden stiehlt, und sich eben so schweigend entfernt, ohne auf das Schelten der Beraubten zu achten. Solcher Faden ist herrliche Medicin. Andere befreien sich vom Knirrband, indem sie das kranke Glied unter gewissen Ceremonien dreimal durch das in Thür oder Wand befindliche Katzenloch stecken. Noch andere lassen an sich die symbolische Handlung des Abhauens mit Beil oder Hammer vollziehen.

Von ausgezeichneter Heilkraft gegen Krankheiten hexenhaften Ursprungs gelten auf der Halbinsel die Pflanzen und Kräuter, welche zu besonderer Stunde in besonderen Nächten gepflückt wurden. Unter den Nächten rechnen Johannis-, Weihnachts- und Neujahrsnacht, unter den Pflanzen das Johanniskraut und die Frucht des Vogelbeer- oder Quitschenbaums zu den geeignetsten. Das Johanniskraut ist so recht eigentlich das Schutzmittel gegen Hexerei, weshalb auch der Teufel aus Unmuth dasselbe durchlöcherte.

Wie die Früchte, so hat auch das Holz des Vogelbeerbaums hohe Bedeutung. Aus Quitschenholz, seltener aus dem Holze des Kreuzdorns, muß der Stößel des Butterfasses gefertigt sein, während das Gefäß selbst aus dem härtern Eichenholze besteht. Beide aber, Eiche wie Vogelbeerbaum, waren in heidnischer Vorzeit Donar, dem Gewittergotte und Schützer milchreicher Kühe, heilige Bäume. Erinnert doch die Frucht des Vogelbeerbaumes an die rothe Farbe des zuckenden Blitzes und an den röthlichwallenden Bart des Donnerers selbst.

Auch das bei großer Viehseuche zu abergläubischer Abwehr entzündete Nothfeuer, glücklicherweise nur selten von Nöthen, und im Mönchgute nach Wissen der Einwohner seit Menschenaltern nicht angewendet, wird aus beiden Holzarten durch unabläßige Drehung erzeugt. Nach Adalbert Kuhn's strengen und geistvollen Untersuchungen war so die ursprünglichste Art der Feuererzeugung bei Indern, Persern, Griechen und Germanen, und ein Abbild der Schaffung des Blitzfeuers. Der Donnergott, meinten die Alten, drehe im Sonnenrade den Blitzstab herum und erzeuge den reinigenden Blitz, von welchem ein Funken als wohlthätiges Herdfeuer zur Erde herabkam. Daher der Brauch, beim Gewitter Herdfeuer als Schutz gegen das Einschlagen des Blitzes zu entzünden. Des grimmen Donar zündende Waffe, der Donnerkeil, so war der fromme Glaube unserer Altvordern, werde die Wohnung verschonen, wo die ihm heilige Opferflamme des Herdfeuers lodere. Da die mechanische Verrichtung des Butterns dem Vorgange der oben geschilderten Blitzerzeugung sehr ähnlich ist, so stand auch aus diesem Grunde die Kuh und deren nützlichste Gabe, die Milch, unter des Donnergottes Schutz.

Neben dem Zweigespann seiner Böcke ist Donar's wichtigstes Attribut der weithintreffende Hammer. Daher legt der Mönchguter einen Hammer oder ein Beil, oft noch in einen rothen Lappen oder Weiberstrumpf gewickelt, vor den „Sill“ (Schwelle) des Stalles und läßt die Kühe darüber hinwegschreiten, wenn dieselben Frühjahrs zum ersten Male auf die Weide getrieben werden. Abends vor diesem Austreiben streuen auch wohl Einzelne den Thieren drei Fingerspitzen voll Salz zwischen die Hörner, als wirksamen Schutz gegen Behexung und sonstiges Unheil, das dem Vieh auf der Weide geschehen könnte. Wie einerseits Salz von den Hexen schändlich mißbraucht werden kann, so gilt es andererseits in der Meinung des Aberglaubens als eins der wirksamsten Gegenmittel gegen vielfache Hexerei.

Drei Körnchen Salz z. B. in das Butterfaß geworfen, nehmen der Hexe die Macht, die Butterung zu stören oder ganz zu verhindern. Ebenso reibt der Mönchguter seiner Kuh, wenn er sie dem Bullen zuführt, drei Hände voll

Salz aufs Kreuz. Andere fügen dem Salze drei mit Theer auf Stirn, Rücken und Kreuz des Thieres gezeichnete Kreuze hinzu. Die in Gestalt von Hörnern gebackenen Neujahrskuchen der Mönchguter, von welchen jedes Thier im Haushalte seinen Antheil erhält, sind ein weiterer Hinweis auf Donar und das Zweigespann seiner Böcke. Der Genuß dieser Kuchen soll den Viehstand fürs ganze Jahr segnen und schützen.

Wir sahen an den zahlreichen, auch zu anderen Zeiten angewendeten Schutzmitteln, wie wenig dieser Kuchensegen vorhält. Eine Gefahr wird geringer, und es ist ihr leichter zu begegnen, wenn man den Ausgangspunkt derselben kennt. Daher ist es von Wichtigkeit, die schadenstiftende Hexe zu kennen. Zwei untrügliche Hexenerkennungsmittel wurden mir von einem gläubigen Halbinsulaner vertraut.

In der Walpurgisnacht, der Mönchguter nennt diese erste Mainacht: „Wôlbrecht (von Wodan, Wôde, Wôle herzuleiten?), reisen die Hexen, wie allbekannt, durch die Lüfte zu ihren teuflischen Zusammenkünften. Wer in dieser Nacht, nachdem er sein Haus und seine Ställe durch drei Kreuze gegen jedes Eindringen der Hexen geschützt hat, sich mit einem gefundenen Eggennagel in der Tasche, oder unter zwei dachförmig gegen einander gestellte Eggen auf einen Kreuzweg setzt, der erkennt die zum höllischen Sabbath eilenden Unholdinnen, und mag sich dann vorsehen. Ob auf gleiche Weise eine nun schon lange verstorbene Frau, von der die Mönchguter Manches fabelten, als Hexe erkannt worden, vergaß ich zu fragen. Aber andere Kennzeichen ihrer Hexenheit wußte man anzuführen. Eine Nachbarin, die unvermuthet ins Zimmer der Verdächtigen trat, fand statt der zahlreichen Kinderschaar des beredeten Weibes nur Füchse und Hasen, die munter spielend auf dem Fußboden des Zimmers sich tummelten. Die Zahl der Thiere, mit jener der Kinder genau übereinstimmend, ließ keinen Zweifel, daß hier hexenhafte Verzauberung vorliege. Sind doch Hasen und Füchse beliebte Verwandelungen der Hexen. In Hasengestalt pflegte diese vermeintliche Hexe auch den Fleiß ihrer Leute auf dem Felde zu controliren. Ohne selbst auf dem Acker gesehen worden zu sein, machte sie Knechten und Mägden nicht selten ganz bestimmte und gerechte Vorhaltungen über Unfleiß und Zeitvergeudung. Kein Zweifel also, ein von ihnen bemerkter, auf drei Beinen am Acker vorüberlaufender Hase war ihre verwandelte Herrin gewesen.

„Einmal jedoch ist ihr die Hexenkunst bitter versalzen worden," so berichtete mit innerer Genugthuung mein Gewährsmann. Als sie auf einer Hasenexcursion befindlich war, schickte der gerade vorübergehende Jäger dem Thiere eine Schrotladung in den einen Hinterlauf. Andern Tags aber fanden Besucher die Frau, am Fuße krank, im Bette.

Ist schon der Angang des Hasen und das Laufen desselben über den Reiseweg ein böses Zeichen, das der Unternehmung keinen guten Ausgang verspricht, wie viel mehr, wenn unter dem ominösen Thier eine Hexe vermuthet werden kann. Der mönchgutische Bauer, dem ein Hase über den Weg läuft, steigt daher gern vom Wagen herab, um durch drei vor den Pferden geschlagene Kreuze den Weg wieder zu säubern.

Fetischdienst in einer christlichen Kirche zu Neuorleans.

Es ist allgemein bekannt, daß die Neger in den Südstaaten der nordamerikanischen Union mehr und mehr in afrikanischen Aberglauben und in den Fetischdienst zurückfallen; es wiederholt sich dort dieselbe Erscheinung, wie auf Jamaica und Haiti. Seitdem die Schwarzen jeder Controle enthoben sind, werden sie in der Ausübung ihres Wodu nicht gerade gestört und können ihre Schlangenverehrung nach Herzenslust betreiben.

Seit längerer Zeit ist die Stadt Memphis in Tennessee dafür bekannt, daß der Wodu stark im Schwange gehe; er kommt auch in Alabama und Mississippi vor, und greift namentlich in Louisiana immer weiter um sich. Die dortigen Zeitungen geben darüber dann und wann Mittheilungen, und jetzt bringt der „Newyork Herald" vom 12. Juli einen Bericht, welcher einen Einblick in das ganze in hohem Grade widerwärtige Treiben gewährt.

Alljährlich feiern die Anhänger des Wodu, d. h. die Fetischanbeter, um die Johanniszeit ein großes Fest, das mehrere Tage dauert. Diesmal hatten sie eine abgelegene Gegend am Ufer des Pontchartrainsees gewählt und dort eine beträchtliche Anzahl von Buden aufgeschlagen, welche sich um einen großen Schuppen gruppirten; dieser letztere diente als Wodutempel. Die Feierlichkeiten sind nicht so extravagant und grausam gewesen, wie im vorigen Jahre. „Eine Wodupriesterin hat mir erzählt, daß bei gewissen Veranlassungen und Gelegenheiten ein neugeborenes Kind geopfert werden müsse, wenn der Zweck erreicht werden solle. So lange die Sklaverei bestand, wurden Anstrengungen gemacht, das Woduthum auszurotten, und nicht ohne einigen Erfolg; in den letztverflossenen Jahren haben sich jedoch die Schwarzen dem Einflusse der Civilisation vielfach entzogen, und das Fetischwesen kommt mehr und mehr wieder in Aufschwung. Es spielt unter den Negern eine äußerst wichtige Rolle, bei persönlichen Streitigkeiten, Liebeshändeln, Eifersucht, Krankheiten, — Alles ist Zauberwerk, Behexung. Es ist grauenhaft, zu denken, daß dieser barbarische Aberglaube selbst vor Menschenopfern nicht zurückbebt. Bei solchen verfährt man begreiflicherweise sehr geheimnißvoll, und nur die Zuverlässigsten unter den Eingeweiheten sind dabei zugegen. Das Opfer muß eine weiße Haut haben und unschuldiges Blut. Mitten im Zelte oder Tempel befindet sich ein großer eiserner Kessel, in welchem eine Schlange liegt. Bei außerordentlichen Gelegenheiten ist, wie gesagt, Menschenblut von Nöthen. Das Opfer wird allemal von einer Priesterin dargebracht, die nahezu unbekleidet ist, während die übrigen weiße Kleider tragen und um den Kessel herumtanzen, vor welchem sie sich dann zur Erde werfen. Dann wird die Schlange von der Priesterin herausgenommen und kriecht über alle am Boden liegenden Menschen hinweg. Nachher findet das Sühnopfer statt; es besteht darin, daß die Priesterin mit dem Blute des unschuldigen Kindes den Kessel, die Schlange und die Fetischanbeter bespritzt. Sofort beginnen dann wieder wilde Gesänge und Tänze. Die Priesterin schmückt sich dann mit einem rothen Gewand und allerlei Flitterputz; sie wird wie eine Königin verehrt; die Festlichkeiten, welche nachher folgen, bestehen in den wildesten Orgien, die sich nicht näher beschreiben lassen."

Manchmal wird, insbesondere bei kleineren Feierlichkeiten, nur das Blut einer Eidechse zum Besprengen verwandt. So viel ist übrigens ausgemacht, daß Kinder auf dem Altare

des Wodu geopfert worden sind. In der zweiten Juniwoche, also in der Zeit vor Johannis, stahl in Neuorleans eine Negerin das kleine Kind eines Herrn Digby aus dessen Wohnung an der Ecke der Howard- und Poydrasstraße. Auf Habhaftwerdung der Räuberin wurde ein Preis gesetzt; die Polizei hat sich alle mögliche Mühe gegeben, dieselbe ausfindig zu machen, doch vergeblich. Man glaubt, das Kind sei am Johannistage dem Wodu geopfert worden.

Die Behexung findet auf sehr mannichfache Weise statt. Wer einem Andern den Zauber anthun will, stopft z. B. ein Ochsenherz mit bitteren Kräutern aus und legt es ihm unter die Thürschwelle oder an irgend eine andere Stelle des Hauses. Er verfährt ähnlich mit einem kleinen sargförmigen Stück Holz, oder mit Mäusen, Spinnen, Schlangen, die, in Miniatur, gleichfalls aus Holz geschnitzt sind, oder mit Vogelfedern, die in Blut getaucht und in Stroh gewickelt sind. Diese letzteren werden ins Bett gelegt und sollen dann ein besonders wirksames Behexungsmittel sein; sie können auch unter dem Fußboden oder in einem Risse der Wand oder der Mauer versteckt werden, ohne etwas an Kraft zu verlieren. Vor einem solchen Zauber, solchem Wodu oder Hodu, bebt jeder Neger erschreckt zurück; er ist fest überzeugt, daß ihm dadurch Krankheit, wenn nicht gar Tod angehext werde; jedenfalls lasten Mißgeschick und Unglück auf ihm, bis jener Wodu entfernt worden ist. Demnach kommt Alles darauf an, zu ermitteln, wo er versteckt worden ist, und deshalb läßt man eine Priesterin holen, welche gegen angemessenes Honorar den Zauber entdeckt und entfernt.

In der ersten Woche des Juli erregte in Neuorleans ein eigenthümlicher Wodufall allgemeines Aufsehen. Er ist sehr charakteristisch auch für die „Gebildeten“ unter den Negern.

In der Maraisstraße liegt die sogenannte Soldiers Joy Chapel, eine Kirche im sogenannten französischen Stadtviertel, welche vorzugsweise von Schwarzen besucht wird. Ihr Prediger ist ein Neger, Reverend Turner, welchen die Radicalrepublikaner aus dem Norden (— von denen Louisiana beherrscht wird; alle anständigen Südländer sind noch heute des Stimm- und Wahlrechtes beraubt und können kein öffentliches Amt bekleiden —) auch zum Caplan der gesetzgebenden Versammlung des Staates ernannt haben. Seine „Congregation“ der Soldiers Joy Chapel besteht aus der Negeraristokratie, und zu ihr gehört auch Seine Excellenz der stellvertretende Gouverneur von Louisiana, Oscar J. Dunn, ein schwarzer Mann, der ehemals Sklavenbesitzer war. Nun muß Turner es mit einem Fetischmann oder einer Wodufrau verdorben haben; er war ohne alle Frage behext, und der böse Geist zwang ihn, daß er bald miaute, wie eine Katze, und dann wieder bellte, wie ein Hund. Er that das eine wie das andere im Kreise seiner Familie, auf offener Straße und manchmal sogar in der Kirche, auf der Kanzel, mitten in der Predigt. Die Sache wurde Stadtgespräch. Turner war behext. Alle Gebete in der Kirche waren wirkungslos, und dem schwarzen Pastor blieb nichts Anderes übrig, als sich an eine Wodupriesterin zu wenden.

Es fügte sich, daß vor einigen Wochen eine solche aus St. Louis in Missouri nach Neuorleans gekommen war, eine Madame Lott, um ihrem Bruder einen Besuch abzustatten; dieser schwarze Herr Lott ist Mitglied der Legislatur von Louisiana. Frau Lott ist eine weit und breit berühmte Priesterin; Pastor Turner ließ sie holen; sie hörte ihn bellen und miauen und erklärte, daß sie in der Capelle selber und im Beisein noch eines andern schwarzen Predigers, der gleichfalls Turner heißt, den Zauber bannen werde.

Ein Augenzeuge entwirft die nachstehende Schilderung: „Madame Lott erschien ohne Begleitung; sie hatte sich in phantastischer Weise aufgeputzt und trug einen Kopfschmuck, der eine Art von Turban bildete, an welchem zwei gelbe, hornartig hervorstehende Schleifen befestigt waren. Ihr von Pockennarben entstelltes Gesicht ist schwärzer wie die ägyptische Finsterniß, und so häßlich, daß selbst der Teufel vor demselben Reißaus nehmen würde. Sie trat im Vollbewußtsein ihrer Wichtigkeit majestätisch auf, und alle anwesenden Neger waren tief ergriffen; manche zitterten und bebten. Als sie auf den Pastor zutrat, fing dieser ganz erbärmlich zu miauen an. Nachdem er aufgehört, erklärte sie mit großer Bestimmtheit, daß er erlöst werden solle; er möge nur seine gesammte Gemeinde auf den nächsten Tag zusammenberufen; sie solle Zeuge der Erlösung sein.

Die Capelle war dicht gedrängt voll Menschen; auch manche Weiße hatten sich eingefunden. Der besessene Pastor hatte im Vordergrunde Platz genommen; neben ihm saß sein Namensvetter. Jener fing erst zu seufzen an, dann miaute er und hinterher folgte ein lautes Gebell. Als einige auf Bänken stehende Weiße das Lachen nicht unterdrücken konnten, sprang Turner auf, ballte die Fäuste und rief ihnen zu, daß sie im Gotteshause Jehovah's sich anständig betragen sollten. Dann miauete er wieder und blickte melancholisch vor sich hin.

Madame Lott erschien; sie ging ganz, ganz langsam; jeder Schritt war majestätisch bemessen. In der einen Hand hatte sie eine kleine Gerte, in der andern etwas gewöhnliches Kochsalz. Nachdem sie angefangen hatte, sich von einer Seite nach der andern zu wiegen, hin und her, begann ihr Auge mehr und mehr unheimlich zu leuchten und ihr Antlitz wurde ingrimmig. Als sie in der Mitte der Kirche war, gewann es den Anschein, als ob sie ohnmächtig werde und das Bewußtsein verliere; ihre Hände zitterten, und sie ließ sich plötzlich zu Boden fallen. Sie knirschte mit den Zähnen und vor den Mund trat dicker Schaum; aber sofort gingen Gläubige an sie hinan, fächelten ihr Kühlung zu und besprengten ihr das Gesicht mit Wasser. Nach einer Weile kam sie wieder zu sich, stand auf, und begann nun den Kampf mit den Mächten der Finsterniß. Es sind, sprach sie laut und fest, zwölf Personen an dem Zauber betheiligt, welcher unserm frommen, geliebten Pastor angethan worden ist; davon sind neun Männer und drei Frauen. Drei der ersteren haben, seitdem ich hier eingetreten bin, die Kirche verlassen. — Nun verfiel sie abermals in Zuckungen, und ihre Augen rollten wild wie Feuerbälle. Offenbar war sie in heftigem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß; zweimal versuchte sie, sich zu erheben, fiel jedoch wieder hin, bis sie zuletzt triumphirend aufsprang. Ihr Gesicht strahlte von Heiterkeit; sie fühlte sich siegesgewiß, trat an den Altar, bewegte die Spitze der Gerte in einem kleinen Risse des Fußbodens und zog nach Verlauf von etwa einer Minute einen wunderlich anzusehenden Gegenstand hervor; derselbe ist etwa so groß, wie eine Tarantel, hat die Gestalt einer Maus, und am Kopfe sind zwei weit heraussstehende Glasaugen angebracht. So war ein Zauber vernichtet. Die Priesterin ging dann zur Kirche hinaus, spielte mit der Gerte im Hofraum an der Mauerwand und brachte einen dort versteckten kleinen Sarg hervor. Das war der zweite Zauber. In der Kirche wurde berathschlagt, was mit dem einen wie mit dem andern geschehen solle; es fragte sich, ob sie zu Asche verbrannt werden müßten oder in fließendes Wasser zu werfen seien. Man entschied sich für das erstere, zündete einen kleinen Scheiterhaufen an, um welchen die Gläubigen unter lautem Gesang herumtanzten. Nun war Pastor Turner erlöst; er sprang und tanzte mit den Uebrigen, sang, schrie und jubelte aus voller Kehle, hat aber seitdem nicht wieder gebellt oder Miau geschrien.“

Mehr als vierhundert Menschen sind Augenzeugen dieses ganzen Vorganges gewesen.

Unsere deutschen Grenzen und unsere Nachbarn.

Von **Karl Andree.**

III.

Ein Wort über das Elsaß.

„Was wird von uns in diesem und allen kommenden Jahrhunderten bei der werthen Nachwelt und bei rechtschaffenen Deutschen gehalten werden, daß wir dem Vaterlande einen so gewaltigen Nachbar auf den Hals setzen, welcher die uralte erworbene deutsche Freiheit äußerst in Gefahr bringt! Was haben wir für einen Vortheil in unseren Händen, um mit dem Gegner, wann es einmal wird sein müssen, zum Frieden zu kommen, einzuräumen, weil wir das beste Kleinod verloren, und dem übergeben, welcher sich unser nicht annehmen wird, dazu er auch weder propter religionem noch propter regionem Ursach hat?"

„Was leider genugsam am Tag ist, wird erfolgen, — daß fremde Potentaten und Völker, nachdem sie uns Deutschen das Mark aus den Beinen gesogen, noch dazu über uns herrschen, die wir mit unserm eigenen Fleisch und Blut ihnen, verblendeter- und dummsinnigerweise, wie arme Sklaven helfen, und das heilige römische Reich unter sich theilen, die deutsche Freiheit zu nichte machen und uns mit unerhörtem Spott das Joch der Knechtschaft aufbürden werden."

So schrieb 1640 ein höherer Offizier des Herzogs Bernhard von Weimar, nachdem das Elsaß im Jahre vorher unter das Joch der Franzosen gekommen war.

Der dreißigjährige Krieg hatte sehr bald den Charakter eines religiösen Kampfes verloren; die Protestanten ließen sich von den katholischen Franzosen, die erobern wollten, unterstützen; ein Cardinal, Richelieu, warf sich zum Beschützer der „religiösen Freiheit" auf! Ein Spottlied aus jener Zeit sagt, daß bei den verschiedenen Parteien der religiöse Eifer mit nassem Kraut (Pulver) zu vergleichen sei, das nicht brennen wolle. Damit war das Richtige getroffen; der Krieg war ganz und gar ein rein politischer geworden.

Wir müssen an die Rolle erinnern, welche Bernhard von Weimar spielte. Er war eigentlich ein Landsknecht in großem Maßstabe, ein Condottiere, wie jene mittelalterlichen Bandenführer in Italien, welche „Fortunam erjagen" wollten; er war ehrsüchtig und warb um abenteuerliches Glück. Er hatte dem Kaiser den Rücken gewandt und buhlte mit den Franzosen, die ihn besoldeten. Das Elsaß war 1636 unter Führung Bernhard's von den Schweden besetzt worden, nachdem das Land nicht lange vorher aus einer Provinz Oesterreichs eine selbständige Herrschaft des Erzherzogs Leopold geworden war. Der Weimarer bündelte dann mit den Franzosen und nannte sich „General der französischen Bundesgenossen in Deutschland". Richelieu glaubte in ihm ein gefügiges Werkzeug für die Ausführung seiner Pläne gewonnen zu haben; der ehrsüchtige Abenteurer sollte ihm das Elsaß in die Hände spielen, und der Cardinal bot ihm seine Nichte zum Weibe an. Bernhard lehnte ab; er wollte, wonach vorher auch Wallenstein getrachtet, sich eine Herrschaft sichern, wollte für sich Gebieter des Elsasses sein, eine besondere Partei zwischen den Schweden und den Kaiserlichen bilden, dann die Ausländer vertreiben und hinterher eine Aussöhnung mit dem Kaiser suchen. In seinem Testamente hatte er übrigens erklärt, daß das Elsaß für alle Zeiten beim deutschen Reiche verbleiben solle. Er starb an französischem Gifte! Ein reislaufender Abenteurer aus der Schweiz, ein Soldknecht aus der bernerischen Patrizierfamilie Erlach, der im weimarischen Heere gedient, verkaufte dann das Elsaß und auch Breisach, welches Bernhard, als er im Solde Frankreichs stand, eroberte, an Richelieu. Bernhard hatte keine französischen Kriegsknechte dorthin gelassen.

Der oben erwähnte weimarische Offizier beklagt bitter, daß die Franzosen des Verstorbenen Erbschaft angetreten hätten, welche doch nur mit deutschen Waffen erworben worden sei. „Die Braut (Breisach) ist verzückt, der Tag hat sein End, die Spiellent sind bezahlt, die Morgengabe ist verdient, der Kranz zerrissen, die Frau eine Courtisane, das Wappen quartiert, die Heirath vertheilt. Der letzte Stich gewinnt das Spiel; die Dame (Breisach), um welche wir Deutsche mit Granaten, die Franzosen mit Ducaten, wir mit Musketen, sie mit goldenen Pistolen, wir mit Pferd und Infanterie, sie mit Furfanterie (Spitzbüberei) und beladenen Mauleseln, wir mit Feld-, sie mit Hofstücken, wir mit Blut, sie mit Gut, wir mit Kriegen, sie mit Trügen geworben; — was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir verloren durch Schirmen. Der Hahn ist im Korbe, sitzt auf fremden Eiern; er hat den Nutzen!"

Richelieu gewann das Spiel; durch Verrath und Meuchelmord kam er in den Besitz des Elsasses. Damit begann in dem Lande zwischen Rhein und Vogesen die Herrschaft der Franzosen. Im westphälischen Frieden 1648 wurde ihnen der Besitz der Grafschaften Ober- und Niederelsaß durch den Erzherzog Leopold bestätigt; sie versprachen drei Millionen Livres zu zahlen (siehe weiter unten). Doch blieben damals noch bei Deutschland die Reichsstädte Straßburg, Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Weißenburg, Landau ꝛc.; eben so die Güter von 47 reichsunmittelbaren Ritterfamilien und die Besitzungen, welche die Herzöge von Würtemberg und von Lothringen im Lande hatten.

Das Elsaß umfaßt die Region, welche von Basel ab bis zur Mündung der Lauter in den Rhein, von diesem letztern bespült wird; im Norden hat es zur Grenze die Rheinpfalz, im Westen die Franche Comté und Lothringen; hier scheiden die Vogesen. Es hatte bis 870 zum großen fränkischen Reiche gehört, kam in diesem Jahre als Theil von Lothringien zu Deutschland, 916 zu Schwaben oder vielmehr zum Herzogthum Alemannien, und blieb bei diesem bis 1268. Von da an war es unmittelbares Reichsland, mit Ausnahme der unter österreichischem Scepter stehenden Theile des Oberelsasses, der sogenannten „oberen Landschaften" und des Sundgaues. Diese standen lange Zeit mit dem am rechten Rheinufer liegenden Breisgau unter einer gemeinsam österreichischen Regierung, welche ihren Sitz in Ensisheim hatte.

Im westphälischen Frieden entsagten Kaiser und Reich ihren Anrechten auf Breisach, Nieder- und Oberelsaß sammt dem Sundgau, ferner der Reichsvogtei über die zehn Reichsstädte, für welche auch im Nymweger Frieden nichts stipulirt

wurde. Ludwig der Vierzehnte hatte ungehindert und ungestraft durch seine berüchtigten Reunionskammern sich angeeignet, was ihm beliebte; nachdem er widerrechtlich die Reichsstädte genommen, zwang er 1680 auch die Ritterschaft, deren Besitzungen bisher noch zum deutschen Reiche gehört hatten, zur Unterwerfung; er raubte 1681 mitten im Frieden Straßburg, das im Ryswiker Frieden 1697 ihm definitiv abgetreten wurde!

Also waren für Deutschland verloren: Straßburg und Wasselnheim (Wasselonne), Hagenau und Benfelden, Brumat, Buchsweiler, Weißenburg, Zabern, Bischweiler, Schlettstadt, Kolmar, Kaisersberg, Rappoltsau, Markirch, Ruffach, Sulz, Gebweiler, Bollweiler, Ensisheim, Thann, Befort, Pfirt, Altkirch und wie sie weiter heißen in dem schönen Lande mit seinen siebenzig Städten und tausend Dörfern. Das Hauptbollwerk des Reichs, das Elsaß, war dahin!

Es hatte bis zum dreißigjährigen Kriege eine Schranke gegen Frankreich gebildet; als es in die Hände des Eroberers gefallen war, lagen die Pfalz und das Land am rechten Ufer des Oberrheins offen. Und von da an begannen jene systematischen Raubkriege, die an Infamie und Barbarei ihres Gleichen in der Geschichte nicht haben. Ludwig „der Große“ erklärte, daß an Frankreichs Grenze eine Wüste geschaffen und den Deutschen für immer die Lust zum Widerstande gegen seinen Willen genommen werden müsse. Das planmäßige Mordbrennen begann; Heidelberg, Speier, Worms und Mannheim wurden niedergebrannt, nicht minder Neustadt, Frankenthal, Alzei, Bretten, im Ganzen mehr als dreihundert Ortschaften verwüstet. Auch gegen die Todten führte der große König einen wilden Krieg; seine Mordbrenner erbrachen die Gräber unserer deutschen Kaiser, welche im Dome zu Speier ruheten und zerstreueten die Asche in alle vier Winde. Damals waren die Melac und Düras würdige Vertreter der französischen Civilisation, gleich ihrem Könige Briganten der wildesten Art und im größten Maßstabe; denn volle sieben Jahre lang wurde die systematische Verwüstung fortgesetzt, und weit und breit war das oberdeutsche Land verödet.

Aber auch das unter französischem Joche schmachtende Elsaß hatte in den Zeiten der Reunionen schlimme Tage, trotz der Einverleibung. Die grauenhaften Verwüstungen, welche die Franzosen im Elsaß auch dann anrichteten, als dasselbe schon ein Menschenalter in ihrem Besitze war und bevor sie Straßburg geraubt hatten, sind in einem Buche geschildert worden, das sich auf der königlichen Bibliothek in Dresden befindet. „Das Seel-zagende Elsaß; das ist: ausführlich alt- und neue Beschreibung des altberühmten, schönen, edlen jetzt fast öden Land-Gravthums Alsatiae; mit Erzählung deren von Cron Franckreich, etzliche Jahre hero beschehener grausamer Invasion und Verheerung &c. Durch Paul Conrad Balthasar Han, Nürnberg 1676.“

„Ey! Werthes Elsaß-Land, was kannst du doch erfahren,
Das nicht genugsam schon in diesen kurzen Jahren
An Dir verübet sei! Wie hat Dein alter Stand,
In solcher kurzen Zeit so sehr sich umgewandt.
Du warest sonst der Markt, der Schauplatz aller Sachen,
Dardurch ein schöner Ort sich kann berufen machen;
Du gingest überhoch viel andern Ländern für,
Was allenthalben ist, das sahe man bei Dir.
Dies Lob ist jetzt dahin, Dein Schmuck ist weggeraubet,
Die Kammern sind erschöpft, das Gold ist aufgeklaubet,
Viel Weiber ihrer Ehr, und Männer quitt gemacht,
Sehr vielen Kindern sind die Vätter umgebracht!“

„Ja was noch mehr ist, es hat das übelgeplagte Elsaß in diesem nur dreijährigen Kriege mehr durch kriegerische Exactiones, Verderb-, Verheer- und Verzehrung leider ausstehen müssen, als in dem ganzen dreißigjährigen Kriege nicht geschehen ist. Denn die schönsten und vornehmsten Städte, die sich von undenklichen Jahren her Reichsstädte gerühmt, sind zerrissen, entvestiget und zu Steinhauffen gemacht worden.“

Han klagt, daß Frankreich als eine „grausame Stiffmutter das Elsaß tractiret“, er beschuldigt die Krone Frankreich auch des Betruges. Sie habe sich 1649 verpflichtet, an den Erzherzog Ferdinand Karl (Leopold's Erben) drei Millionen Livres in drei nach einander folgenden Jahren jedes Jahr eine Million zu zahlen, „welche Zahlung aber Anno 1659 noch nicht geschehen gewesen.“

„Dieses edle Elsaß, dieses schöne und herrliche Land lieget nun leider jämmerlich, und seine Einwohner zu sehen ist kläglich.“ Frankreich habe „statt der Ruhe den verderblichen Krieg erwählet und die so theuer erworbene Reichs-Tranquilität trotzig zerstöret; das Elsaß sei durch der Franzosen Waffengrimm auf das grausamste zerstöret, verheeret und verödet worden.“

„Der arme Bauersmann hat Alles lassen stehen,
Mußt mit dem Bettelstab an andere Oerter gehen,
Sein Gut ist fortgeraubt, sein Hof hinweggebrannt,
Sein Vieh ist durchgebracht, die Scheuern umgewandt.
Der edle Rebenstock tyrannisch ausgerissen,
Die Gärten und Gebäu verheeret und zerschmissen.
Und dieses ist das Dorf; der Städte schwere Noth
Zeigt Jammer, Weh und Klag, Verzweiflung, Noth und Tod.
Wo ist doch wohl erhört, daß selbst sein eigen Land
Ein Fürst hat umgekehrt, verstöret und verbrannt,
Als hier geschehen ist?“ —

„Sollen das Thaten deß allerchristlichen Königs heißen?“

Han führt dann einige Verse von Martin Opitz an, die auch heute zutreffend sind.

„Mir wird Dein Wankelmuth, o Frankreich, Zeugniß geben,
Daß nichts beständig sei in diesem ganzen Leben.
Die Ruh ist Dir ein Krieg, der Krieg ist Dir ein Ruh.
Dein Trost bekümmert Dich; die Wohlfahrt wirft Dich nieder,
Du glaubst, wenn Du Dich würgst, so lebest Du erst wieder
Und schiffest ungewiß im Wollen auf und zu.“ —

Solche jammervollen Zustände hatte das Elsaß den Franzosen zu „verdanken“. Seine Bewohner fügten sich widerwillig unter das Joch ihrer Gewaltherrscher, und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein gaben sie der Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit dem alten Stammlande häufig Ausdruck. Erst nach der Revolution von 1789 erloschen mehr und mehr die alten Erinnerungen, aber 1814 erwarteten Straßburg und überhaupt das ganze Elsaß, daß sie wieder zu Deutschland kommen würden. Sie führten freiwillig das deutsche Commando bei der Nationalgarde ein und bedienten sich in vielen Schriftstücken der deutschen Sprache statt der französischen. Aber diplomatische Ränke und „unsere Verbündeten“ vereitelten das Bestreben, jenes Bollwerk wieder mit Deutschland zu vereinigen. Man ließ es dem Eroberer und zeigte keinen Sinn für geschichtliche Gerechtigkeit oder nationale Ehre!

Aber so lange Elsaß und Lothringen im Besitze der Franzosen sich befinden, ist keine Aussicht auf dauernde Ruhe für Deutschland und Europa. Die

Franzosen sind unverbesserlich, und es ist ein Gebot der Nothwendigkeit, sie in die gebührenden Schranken zurückzuweisen.

Nun sind mehr als funfzig Jahre verflossen, seitdem das deutsche Elsaß den Franzosen abermals überantwortet wurde. Schon unter dem ersten Napoleon war Vieles geschehen, um das, was noch von deutschem Wesen vorhanden geblieben, zu beseitigen und Alles im Lande französisch zu machen. Dieses Bestreben nahm unter den älteren Bourbons, noch mehr aber unter den Orleans seinen Fortgang.

Das Elsaß ist in Bezug auf kirchliche Verhältnisse getheilt. Die Protestanten blieben durch ihre Geistlichkeit, welche der Entwickelung der deutschen Theologie folgte, mit Deutschland in einer gewissen geistigen Verbindung, und es wird deutsch gepredigt bis auf diesen Tag. Die katholische Geistlichkeit dagegen fiel mehr und mehr französischen Einflüssen anheim, und sie gerade ist es, welche in unseren Tagen das Landvolk gegen die Deutschen fanatisirt. Es soll hier hervorgehoben werden, daß es vorzugsweise der Protestant Guizot gewesen ist, welcher sich die größte Mühe gab, das deutsche Element bei den evangelischen Elsässern so viel nur irgend möglich abzuschwächen. Unter dem nun in Trümmer sinkenden zweiten Kaiserreiche hat das Sturmlaufen gegen alles Deutsche nicht etwa nachgelassen, sondern ist nach wie vor systematisch betrieben worden. Aber so tief ist trotz alledem das deutsche Wesen bei jenen Leuten allemannischen Stammes eingewurzelt, daß noch im Jahre 1868 einige neue Zeitschriften lediglich in deutscher Sprache, ohne französische Uebersetzung neben dem Text, erschienen. Echte, „unverwälschte“ Elsässer, wie Ott, Stöber und Andere, bilden frische Blätter im deutschen Dichterkranze, aber ein Elsässer, der poetisch in französischer Sprache etwas geleistet hätte, soll erst noch geboren werden.

Das ganze Urwesen dieses allemannischen Volksschlages ist dem wälschen Wesen diametral entgegengesetzt. Wenn die Elsässer „gute Franzosen“ wurden, so erklärt sich das nach 1814 aus den öffentlichen Zuständen Frankreichs und Deutschlands. In jenem, das eine compacte, einheitliche Großmacht, auch in wirthschaftlicher Beziehung, bildete, war doch wenigstens eine constitutionelle Verfassung und eine gewisse Summe freiheitlicher Bewegung vorhanden; es war Regsamkeit im politischen Leben und in den Massen lebte die Erinnerung an die großen kriegerischen Erfolge des ersten Napoleon auch im Elsaß. Auf Deutschland dagegen lag die bleierne Faust einer kleinlichen Reaction; das Volk war um die Früchte seiner heldenmüthigen Anstrengungen schnöde betrogen worden. Wir hatten die Kleinstaaterei in ihrer ganzen Trostlosigkeit; jede freiheitliche Regung wurde geächtet, und wir hatten auch die Demagogenverfolgungen. Es währte ein Vierteljahrhundert lang, bevor wir selbst den Zollverein zu einem gewissen Abschlusse bringen konnten. Alle unsere Zustände hatten nichts Lockendes für die getrennten Stammgenossen.

Es darf uns nicht wundern, daß das wälsche Element unter solchen Umständen Boden gewann. Aber die Elsässer als Menschen haben in psychischer Hinsicht dadurch nichts gewonnen. Ein Allemanne kann nun und nimmermehr innerlich zu einem Franzosen werden; dem widerstrebt seine ganze Naturanlage. Im besten Falle wird er, wenn er sich in einen Wälschen umwandeln will, eine lächerliche Fratze, ein widerwärtiges Amphibium, das sich der einen Nationalität entäußert, ohne sich die andere innerlich aneignen zu können. Solch ein elsässisches Amphibium — ich habe deren manche beobachtet — ist bemüht, sich pariserische Manieren anzueignen, sich mit französischem Firniß zu überstreichen; er quält sich ab, wo möglich recht pariserisch zu parliren, aber es gelingt ihm ganz erbärmlich. Seine verständigen Landsleute lachen ihn aus und die echten Franzosen blicken mit einer verächtlichen Geringschätzung auf ihn herab. Er ist wie ein Schwabe, der in Amerika den Yankee spielen will. Nun hat aber Mutter Natur nicht gewollt, daß der Mensch sich umwenden könne und solle wie ein Handschuh. Er kann sich nicht nach Belieben eine fremde Nationalität zulegen oder anschaffen; wenn er sich in eine solche hineinmetamorphosiren will, wird er eben ein Zerrbild und auch in ethnischer Beziehung ein Geck. Er wird es auch darum, weil er insgemein nicht die etwaigen Vorzüge der fremden Nationalität in sich aufnimmt, sondern vorzugsweise die Untugenden. Wer solche französisch anlackirte Elsässer kennt und näher beobachtet hat, weiß sehr wohl, daß es einfach auf eine Absurdität hinausläuft, wenn man diesen Elsässern eine sogenannte Vermittelung der deutschen und französischen Geister zur Aufgabe stellen will. Ein Zwitter ist keine Vermittelung zwischen Mann und Weib, sondern eine Abnormität.

Die französisch überfirnißten pseudopariserischen Elsässer, welche man wohl von dem Volke unterscheiden muß, sind für den echten Pariser stets ein Gegenstand des Spottes gewesen und sie haben in den Lustspielen allemal solche Rollen darzustellen, welche den französischen Zuschauern die meiste Heiterkeit verursachen. Gilt doch, dem Gamin wie dem Bourgeois und dem Seigneur, der Elsässer überhaupt für eine tête carrée, zu deutsch für einen Dickkopf, Klotzkopf. Unter allen deutschen Stämmen hat gerade er die schwerste Zunge; sein Deutsch ist dialektisch-allemannisch geblieben und seine französische Aussprache ist breit.

Unter den Orleans war es einem Elsässer beschieden worden, Finanzminister zu werden. Herr Humann, der auch in Mainz Verwandte hatte, war ein rechtschaffener Mann und sehr tüchtig für sein Amt. Aber er wurde zum Spott und Hohn für alle Franzosen, und die Zeitungen konnten sich nicht genug lustig über ihn machen, als er einmal in der Deputirtenkammer gesagt hatte: mes brochets sont des truites, also: meine Hechte sind Forellen, statt: mes projets sont détruites, meine Pläne sind vereitelt worden *).

---

*) Ich habe einst zu verschiedenen Malen längere Zeit in Baden-Baden verweilt, das bekanntlich wenige Meilen von Straßburg liegt. Vom benachbarten Fremersberg hat man einen prächtigen Blick in das Rheinthal; das Straßburger Münster steigt wie ein riesiger Mast in der Ebene empor; Steinbach, die Heimath seines Erbauers Erwin, liegt unter dem Fremersberge. Baden-Baden, dieses irdische Paradies, war schon 1842 in den Sommermonaten eine Art von französischer Colonie, die zumeist, wie noch jüngst, aus liederlichen Weibsbildern und dem Abschaum der „guten“ pariserischen Gesellschaft bestand. Die Civilisation der großen Nation zeigte sich im nichtsnutzigsten, bodenlos ausschweifenden Schlaraffenleben. Zur Erheiterung wurden die „Mitbürger“, d. h. die Elsässer, von den urwüchsigen Franzosen wacker gehänselt. In der „Liste des étrangers“, welche der Spielpächter Benazet herausgeben ließ, besorgte ein Pariser Feuilletonist „pikante“ Texte. Er hatte es eine Zeitlang stark auf seine elsässischen Mitbürger abgesehen. Hier eine Probe. Jener Pariser sitzt auf der Terrasse des alten Schlosses; er schildert, wie einige Elsässer sich dort einfinden; unter diesen eine „Madame“, die sehr stolz darauf ist, daß sie die neueste Pariser Kleidermode nachahmt. „Elle arriva l'oeil grand-ouvert et la tête lévée, appella à très-haute voix le garçon et lui commenda son dejeuner dans une langue quelle croyait être de l'allemand, mais que, par malheur, on ne comprend pas dans ce pays. C'était de l'Alsacien.

Elle demanda entre autres choses ein frumm Bier. Voyant l'air étonné du garçon: Cet impécil, dit elle, ne combrend bas l'allemand! Apporté moi ein ferre de pierre et di schampon! Par bonheur le garçon, par sa longue fréquentation des étrangers de tous pays, avait acquis une facilité étonnante de comprehension, et il lui apporta son déjeuner, tout comme s'il avait été demandé dans une langue quelconque.

Das elsässische Französisch, man weiß es, entbehrt der Classicität;

Mit jenem Theile der Elsässer, der mehr oder weniger verwälscht ist, wird bis auf Weiteres wenig anzufangen sein; er wird in geistiger Beziehung halbschlächtig bleiben, und es ist an ihm auch nichts verloren. Aber dafür muß gesorgt werden, daß Alles, was noch nicht von französischer Corruption an- oder durchgefressen worden ist, deutsche geistige Pflege erhalte. Die junge Generation muß gesichert werden. Es ist an uns, geistige Reunionskammern einzusetzen, um die Elsässer wieder in ihre richtige Stellung zu bringen. Sie werden nicht einem kleinstaatlich zerrissenen Deutschland angehören, sondern dem großen geeinigten Vaterlande, nach welchem auch ihre materiellen Belange hinweisen. Sie werden aus einer Zwitterstellung herauskommen und, sobald die vielleicht schwierigen oder unbequemen Jahre des Ueberganges hinter ihnen liegen, begreifen lernen, daß sie volle zweihundert Jahre lang in einer falschen Lage sich befunden haben. Sie werden die Ehre zu würdigen und den Segen zu schätzen wissen, daß sie, so lange verlorene Söhne, endlich wieder im Vaterhause unter Dach und Fach sich befinden, als gleichberechtigte Mitglieder der großen deutschen Familie.

Es verschlägt wenig, ob sie willig kommen oder nicht. Als Frankreich uns das Elsaß abnahm, wurden die Bewohner nicht gefragt, ob ihnen das genehm sei. Wir aber haben unser einst verlornes „Bollwerk“ zu behaupten, um unser deutsches Land gegen jene französischen Barbaren zu sichern, welche eben dieses Bollwerk seit länger als zweihundert Jahren benutzt haben, um unser Deutschland zu gefährden.

Wir haben wieder genommen, was uns gehört, wir wollen behalten, was unser ist und dem Räuber sein Handwerk für immer legen.

---

nicht minder das elsässer Deutsch. Ich kaufte in Straßburg Cigarren und fragte in rechtschaffenem Hochdeutsch, ob sie gut seien? Die Verkäuferin entgegnete mir: „Alle Herren Dütschländer rauchet dervõ.“ — In der Kinderspielgasse (französisch an der Ecke steht: Rue des jeux des enfants) ging ich mit deutschgesinnten elsässer Freunden in ein Bierhaus, das vorzugsweise vom kleinen Mittelbürger besucht wurde. Ein Soldat, der aus Algerien zurückgekommen war, renommirte mächtig von seinen Großthaten und führte das große Wort. Das wurde einem neben ihm sitzenden breitschulterigen Fleischer zu arg, und er rief: „Nu, Wälscher, halt's Maul, oder ich verschlage Dir Dein la têtele!“ Als der Algierer keine Ruhe gab, versetzte er ihm wirklich einen Faustschlag aufs „la têtele!“

Neue Forschungen über die zeitweilig in freier Luft lebenden Fische, über Fischregen und Kletterfische.

II.

Unter den Naturforschern herrscht bedeutende Meinungsverschiedenheit in Betreff der anatomischen Eigenthümlichkeiten, welche es diesen und verwandten Arten möglich machen, eine verhältnißmäßig lange Zeit außer Wasser zu leben. Professor Owen bemerkt, „daß bei dem Kletterbarsch (Anabas scandens) und verwandten Arten von amphibischen Gewohnheiten sich im obern Theil der Luft- oder Speiseröhre Hülsorgane zur Athmung entwickelt finden, welche hauptsächlich als Behälter oder Filtrirapparat von Wasser dienen; sie bestehen aus einem System dichtgefalteter gefäßreicher Häute, die von ausgebuchteten Platten getragen werden; deshalb werde diese Fischfamilie Labyrinthibranchier genannt. Günther giebt an, daß die Ophiocephaliden oder „gehenden“ Fische eine mit der Kiemenhöhle in Verbindung stehende Höhle besitzen, in welcher sie Wasser zurückhalten.“

Gestützt auf diese Autoritäten war Dr. Day anfänglich der Meinung, daß diese Höhlung ein Wasserreservoir bilde, um daraus die Kiemen des Fisches, während er außerhalb des Wassers sich aufhielt, feucht und somit fähig zu erhalten, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen. Durch eigene Beobachtung gelangte er indessen zu einem andern Schlusse. Er fand, daß die Höhlung oder das Reservoir keineswegs Wasser enthalte, aber eine Feuchtigkeit absondernde Oberfläche habe und Luft enthalte, die dort zum Behuf des Athmens aufbewahrt werde; er ist der Meinung, daß die zu diesem Zwecke verbrauchte Luft dann durch das Maul ausgestoßen werde. Wird der Fisch unter Wasser gehalten, so füllt sich diese von knochenartigen Wänden umgebene Höhlung mit Wasser, welches nicht wieder ausgestoßen werden kann; und da die Höhlung nicht geleert werden kann, carbonisirt sich das Wasser und wird unfähig, dem Blute Sauerstoff zuzuführen. Der ganze Athmungsproceß wird somit den Kiemen zugewiesen; und darauf mag die von Dr. Day bemerkte Thatsache beruhen, daß, wenn der Fisch in einem Zustande der Ruhe sich befindet, er weit länger von atmosphärischer Luft abgeschlossen leben kann, als wenn er sich aufgeregt im Wasser umherbewegt.

Ein seltsam aussehender, flossenloser, schlangenähnlicher Aal, der Symbranchus cuchia, der in indischen Sumpfebenen in Erdlöchern lebt, giebt ein gutes Beispiel eines Luft athmenden Fisches ab. Die Besonderheiten seines Athmungsapparates sind von Professor Owen in Band II, S. 487, seiner „Anatomie der Wirbelthiere“ beschrieben worden. Für den gewöhnlichen Leser genügt es zu wissen, daß die Kiemen bei demselben nur angedeutet sind und daß der Athmungsproceß mittelst zweier auf beiden Seiten des Kopfes über den Branchialbogen liegenden Behältnisse besorgt wird. Diese Höhlungen stehen durch eine Oeffnung mit dem Maule in Verbindung und sind mit einer sehr gefäßreichen Membran bekleidet, welcher unreines Venenblut zugeführt wird. Die Höhlungen verrichten somit die Function von Lungen, und das ihre Gefäße durchwandernde Blut wird in denselben aus venösem in arterielles Blut umgewandelt. Obwohl nun das System der Blutgefäße so eingerichtet ist, daß nur die Hälfte des vom Herzen entsendeten Blutes in die Aorta geleitet wird, ohne die Einwirkung der Luft erfahren zu haben, so hat doch der Fisch, trotz der den Reptilien entlehnten Bildung seines Blutumlaufs, keineswegs das faule und schläfrige Temperament, welches Professor Owen ihm zuschreibt, sondern ist sehr lebhaft in seinen Bewegungen, und es bedarf meist einer sehr scharfen Jagd über den Rasen, bevor es gelingt, ihn zu fangen.

Die berühmte Zählebigkeit verschiedener indischen Süßwasserfische beruht, wie Dr. Day meint, ohne Frage „auf

ihrer Fähigkeit, atmosphärische Luft zu athmen.“ In Indien ist die Mehrzahl der binnenländischen Stachelfloßer gemischt athmend, so z. B. die Gesammtheit der hohlköpfigen Fische, viele von den Siluroiden und einige von den Wetterfischen. Diese Athmungseinrichtung scheint eine weise Vorsicht der Natur zu sein, wodurch es dem Fische in regenlosen Zeiten möglich gemacht wird, von Teich zu Teich wandernd, Wasser aufzusuchen, welches für ihn noch Nahrung enthält. Bei Versuchen, die in Cochin mit Kletterbarschen angestellt wurden, fand es sich, daß sie vierundzwanzig Stunden und drüber ohne Feuchtigkeit leben konnten; und in Calcutta bewahren die Fischer sie in irdenen Töpfen ohne Wasser vier oder fünf Tage lang lebendig und gesund.

Day hat eine ganze Anzahl Beobachtungen von Fischwanderungen gesammelt, bei welchen die Fische von einem Teiche zum andern über Land zogen. Herr Morris, der Regierungsagent in Trincomali, erwähnt in einem Briefe an Emerson Tennent, daß die Fische, sobald die Teiche auszutrocknen beginnen, sich in den kleinen Pfützen sammeln, in welchen noch halbwegs flüssiger Schlamm vorhanden ist, und daß sie bei noch weiterer Verdunstung der Feuchtigkeit zu Hunderten in jeder Richtung über Land davon kriechen, um frisches Wasser aufzusuchen. Er sah sie in einer Entfernung von mehr als sechzig Ellen von den Teichen sich unverdrossen über die trockene und zerrissene Schlammkruste weiterschleppen. John Bowring giebt an, daß er „in Siam gesehen habe, wie Fische, den Menamfluß verlassend, über die nassen Ufer krochen, um sich zwischen den Bäumen im Dickicht zu verlieren.“ Ferner erzählt er auf die Autorität des Bischofs Pallegoix, daß einige dieser „reisenden Fische“ über eine Meile vom Wasser wegzuwandern vermögen. Ebenso haben wir das unanfechtbare Zeugniß anderer Europäer dafür, daß der Kletterbarsch, mindestens auf kürzere Strecken, unbedingt über Land zu wandern vermag, und daß solche Wanderungen in der Regel am frühen Morgen stattfinden, wenn der Boden noch thaufeucht ist. E. L. Layard begegnete einmal sogar einer Schaar barschähnlicher Fische, die zur Mittagszeit einen sonnigen und staubigen Kiesweg entlang wanderten.

Indeß zeigen nicht nur in Indien und Ceylon die Fische solche Wandergelüste. In verschiedenen Theilen Europas ist beobachtet worden, daß Aale auf bedeutende Entfernungen hin von Teichen nach Flüssen, und umgekehrt, wanderten. In Westindien sieht man nicht selten den flachköpfigen Hassar (Doras Bancockii) in starken Zügen und oft die ganze Nacht hindurch, von ausgetrockneten Teichen nach noch wasserreichen Bächen wandern. Humboldt sah mit eigenen Augen Fische einer andern Dorasart (D. crocodili) über trocknen Boden gleichsam weghüpfen, indem sie sich auf ihre Brustfloßen stützten, und man berichtete von solchen Fischen, die eine Erhöhung von mehr als zwanzig Fuß erklettert hätten.

Dr. Day bespricht dann ausführlich ein sehr merkwürdiges, niemals ganz erklärtes Vorkommniß, nämlich daß in verschiedenen Theilen Indiens unmittelbar nach einem starken Regenfall kräftige ausgewachsene und auch kleinere, verhältnißmäßig ausgebildete Fische auf einem Terrain gefunden werden, das seit Monaten trocken und ausgedörrt dalag. Nachdem er den Irrthum von Yarrel's Theorie nachgewiesen, welche ein plötzliches Beleben von Fischbrut durch den Regen annahm, bemerkt er, daß mit fast unbedingter Gewißheit die erwähnte Erscheinung (Fischregen) aus einer der bekannten Winterruhe gewisser Thiere entsprechenden Sommerruhe erklärt werden kann. Die niedere Organisation mehrerer Fischgattungen kann dieselben für einen Zustand des Erstarrens ebenso empfänglich machen, wie das bekanntermaßen bei anderen Thieren, z. B. den Lepidosiren, gewissen Arten von Crocodilen u. s. w., während der trockenen Jahreszeit vorkommt. Daß viele von ihnen sehr wohl zu graben vermögen, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man ihre Lebensweise in einem Aquarium beobachtet; wird hier das Wasser aufgerührt oder die Fische sonst erschreckt, so tauchen gewisse Wetterfische und manche andere Arten sofort auf den Grund und verschwinden im Sande, in den sie sich sehr rasch einwühlen. Die Brustflossen sind die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen. Der Callichthys asper ist in Westindien an Orten gefunden worden, wo man Brunnen gegraben hatte. Emerson Tennent erhielt auf Ceylon einen Anabas, den man aus dem Boden eines ausgetrockneten Teiches anderthalb Fuß unter der Oberfläche ausgegraben hatte; und von dem Engländer Whiting, einem angesehenen Manne von unbedingter Glaubwürdigkeit, wurde ihm mitgetheilt, daß er zweimal beim Ausgraben von Fischen durch Landleute zugegen war. Derselbe giebt an, daß der Boden ganz fest und hart gewesen sei, daß die ausgegrabenen Fische völlig ausgewachsen gewesen seien (ungefähr einen Fuß lang) und sich auf dem Boden emporgeschnellt hätten, sobald sie ans Licht kamen.

Zur Zeit, wo Dr. Day den Artikel zusammenstellte, dem wir unsere gegenwärtigen Mittheilungen entnahmen, hatte die wissenschaftliche Welt noch keine Kunde von einem merkwürdigen Schlammfisch erhalten, der sich in Neuseeland findet. Im Herbst 1867 bekam Dr. Günther, der wohlbekannte Verfasser des Fischcatalogs des britischen Museums, von unserm deutschen Landsmann Dr. Hector, dem Regierungsgeologen in Neuseeland, einen Brief mit der Beschreibung eines etwa sechs Zoll langen Fisches, welcher vier Fuß unter der Oberfläche aus zähem, Baumwurzeln enthaltenden Letten ausgegraben wurde. Die Stelle liegt siebenunddreißig Fuß über dem Spiegel des Hokitika-Flusses, drei Meilen von der See, und war früher bei Hochfluthen vom Flusse überschwemmt worden. Vor wenig mehr als zwei Jahren war dort ein mit dichtem Walde bedeckter Sumpf; seitdem hat eine Gesellschaft von Goldsuchern den Boden in allen Richtungen durchwühlt, so daß weder atmosphärisches noch Flußwasser sich — seit ungefähr der gleichen Zeit — dort mehr sammeln konnte und der Boden gänzlich entwässert ist. Dr. Hector fügt hinzu, daß die früheren Ansiedler zu ihrem großen Erstaunen häufig zugleich mit ihren Kartoffeln aus dem reichen Marschboden lebende Fische ausgegraben hätten. Der Districtsaufseher Shaw hat sieben oder acht solcher Fische untersucht, welche man aus Höhlungen des Lettens gegraben hatte; er fand, daß sie, bald nachdem sie aus der Erde genommen waren, sich lebhaft bewegten, sobald sie aber in Wasser gesetzt wurden, träge wurden und bald abstarben. Die Fische waren von drei bis zu sieben Zoll lang. Mit dem Briefe des Dr. Hector kam der beschriebene Fisch in Natura. Dr. Günther betrachtet ihn als Repräsentanten einer neuen Gattung, die er Neochana nennt; sie gehört zur Familie der Galaxiden, von denen sie sich indeß durch das Fehlen der Mittelfloßen unterscheidet. Es ist dies eine bemerkenswerthe, in Neuseeland sehr verbreitete Gattung, die westwärts bis Neusüdwales und Vandiemensland und ostwärts bis zur Südspitze Amerikas verbreitet ist. Von dem zuletzt genannten Geschlecht unterscheidet sich der neue Fisch auch dadurch, daß er sehr kleine, fast nur rudimentäre Augen besitzt, was darauf hinweist, daß er gewöhnlich nur im Schlamme oder an sumpfigen Orten lebt. Alle Galaxien sind merkwürdig fett, und das war auch bei der dem Dr. Günther eingesendeten Neochana der Fall. Dr. Günther, welcher erwartet hatte, den Fisch von längerm Fasten ermattet zu finden, war sehr überrascht, dessen Magen ganz aufgebläht zu finden von nur erst halbverdautem Futter,

welches aus Insectenlarven bestand; er erinnert schließlich an die Thatsache, daß bei zahlreichen Fischgruppen, welche entweder beständig im Schlamme oder periodisch in trockenem Boden leben, die somit überflüssig gewordenen Bauchflossen entweder nur noch angedeutet erscheinen oder ganz fehlen.

Die den besprochenen indischen Wanderfischen eigenthümliche Kopfhöhlung hat mit dem Vorgange des Sommerschlafes offenbar nichts zu thun, denn dort erscheinen nach einem Regenfalle nicht bloß die hohlköpfigen Acanthopterygier, sondern auch Individuen aus der Karpfen- und aus anderen Familien. Der in heißen und trockenen Klimaten vorkommende Sonnenschlaf ist offenbar identisch mit dem Winterschlaf einer Anzahl in kalten Gegenden lebender Thiere, wie der Fledermäuse, Bären ꝛc., gewisser Vögel und Fische. Sogar in England vergraben sich die Aale während der Wintermonate über einen Fuß tief in den Schlamm. In besonders strengen Wintern hat man auch Karpfen am Boden von Fischteichen in großer Anzahl eng zusammengedrängt und in Schlamm vergraben gefunden.

Wir wollen diesen Artikel mit einigen Worten über den Kletterbarsch (Anabas scandens) schließen. Verdient dieser Fisch in der That seine Namen anabas, der aufsteigende, oder scandens, der kletternde? Wir haben in unserer Kindheit Abbildungen dieses Barsches gesehen und bewundert, wo er am Flußufer sechs Fuß über dem Boden an irgend einem Baume hängend zu sehen war; sollen wir ihn in diesem Zeitalter schonungsloser Kritik so ohne Weiteres herunterwerfen? Die ältesten Nachrichten über solche Kettergelüste verdanken wir mohammedanischen Reisenden, welche Indien im neunten Jahrhundert durchreisten, und deren Reisebericht von Reinaud ins Französische übertragen worden ist. Sie erwähnen eines Seefisches, welcher, sein heimisches Element verlassend, Cocospalmen erklettere und den Saft der Pflanze trinke. Nach einem fast tausendjährigen Zwischenraume benachrichtigte, um 1791, Lieutenant Daldorf brieflich Sir Joseph Banks, daß er einen solchen Fisch am Stamme einer Palme fünf Fuß vom Boden gesehen habe. Eine Bestätigung dieser Angaben enthält die tamilische Benennung dieses Fisches, „Pannieri“, was einen „Erkletterer einer Palme“ bedeutet, und in Malabar und anderswo glaubten die Eingeborenen fest an die Kletterfähigkeit des Fisches. Auf der andern Seite konnten weder Buchanan, der Verfasser des Werkes über die Gangesfische, noch Carter, der Beschreiber der malayischen Fische, noch Emerson Tennent einen directen Beweis von dieser Fähigkeit auftreiben, noch hörten sie jemals die Eingeborenen der malayischen Halbinsel oder Ceylons der Sache Erwähnung thun. Dr. Day selbst spricht keine entschiedene Meinung aus, er bemerkt nur, daß der Kletterbarsch solche Schnellkraft besitzt, daß er in einem offenen Aquarium nicht gehalten werden kann. Ohne die Vorsichtsmaßregel einer schließenden Decke würde er jedesmal entwischen, selbst wenn die Wände einen Fuß oder mehr den Wasserspiegel überragten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Völkerstämme auf der Grenze zwischen Tibet und Nordbirma.

Bekanntlich sind seit Jahren französische Missionäre an der Grenze von Tibet in Thätigkeit, um wo möglich Einlaß in das Reich des Dalaï Lama zu erhalten. Bisher ist ihnen das noch nicht gelungen, sie begnügen sich also bis auf Weiteres mit Stationen in den westlichen Provinzen Chinas, und dringen dort so weit als möglich vor. An den äußersten Ausläufern des östlichen Himalaya haben sie, nur eine Wegstunde von der tibetanischen Grenze, eine Station in Tsaka. Dieser Platz liegt am Lan tsan kiang; so wird der Mekongstrom in der chinesischen Provinz Yünnan genannt. Sicherer Verkehr dorthin ist nur auf dem Wege von Schanghai her, also auf dem Wasserwege des Yang tse kiang möglich. Der Bericht eines Missionärs an die indische Regierung enthält neue Mittheilungen über einige bisher noch nicht bekannte Völkerstämme, welche in dem Grenzlande zwischen dem nördlichen Birma und Tibet hausen. Zu diesen gehören die „wilden Lyssous“ in den Gebirgen am Lan tsan kiang. Sie haben keine Schriftsprache; ihre Zauberer besitzen Bücher mit Figuren von Hirschen, Pferden und Vögeln; Botschaften und Befehle werden derart vermittelt, daß man dem Empfänger eingekerbte Holzstücke zusendet. Die Zauberer können böse Geister vertreiben, welche Schuld an Krankheiten sind; aber der weise Mann wird getödtet, wenn der Patient stirbt. — Ein anderer Stamm ist so schüchtern, daß er vor anderen Menschen flieht, aber vor wilden Thieren fürchtet er sich nicht. — Wieder ein anderer Stamm, welcher der Ebene näher wohnt, macht aus dem Raub ein Gewerbe; manche seiner Angehörigen sind in Birma gewesen und haben dort Leute gesehen, die wie Europäer gekleidet waren und Schießgewehre führten.

Wer die Sprache dieser Stämme kennt und den Häuptlingen Geschenke giebt, der kann, wie der Missionär schreibt, durch das Land reisen und in neun Tagereisen auf birmanisches Gebiet gelangen, und ein bekehrter Chinese sagt aus, daß er diesen Weg von Yang tschang aus (— im westlichen Yünnan, 25° N.) — gemacht habe. Er kam nach achtzehn Märschen an einen Punkt, wo die Herrschaft des wilden Häuptlings Mien Anang beginnt; von dort zur birmanischen Grenze habe er noch vier Märsche. Die Straße sei breit und gut, nur litten die Pferde, wenn sich der feine Sand in ihre Nasenlöcher setze, besonders, wenn die Karawane zahlreich sei, welche aus Birma Baumwolle hole. Abgaben werden an drei Stellen erhoben, dafür sind aber Waaren und Reisende gesichert und geschützt. Es giebt noch eine kürzere und gesundere Straße, die aber steiler und beschwerlicher ist. Der Chinese bezeichnete die Stämme an der Handelsstraße als Pahy, Polo und Lasmien.

Zur Kennzeichnung der Puritaner in Massachusetts.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die sogenannten Pilgerväter, welche in Massachusetts sich ansiedelten, eine Gesellschaft widerwärtiger, unduldsamer, grausamer Fanatiker war und gegen Andersgläubige verfolgungssüchtig im höchsten Grade. Mit wahrer Wonne verbrannte man in Massachusetts von Seiten der „Begründer der Freiheit“ Hexen in Menge und mordete die Quäker, nachdem man sie vorher öffentlich ausgepeitscht hatte, lediglich weil sie „verfluchte Sectirer“ seien. Es hat nun ein Ende mit den bis zum Ueberdruß in Versen und in Prosa wiederholten Lügen von den Vorzügen der Pilgerväter; die fable convenue hält längst nicht mehr Stich.

Jüngst ist ein Document veröffentlicht worden, welches jene „Frommen und Geliebten des Herrn“ in ihrer ganzen Abscheulichkeit schildert, und wir begreifen wohl, daß man sie in amerikanischen Blättern als „rascals“, zu deutsch: Halunken, be-

zeichnet. Herr Judking, Secretär der historischen Gesellschaft von Massachusetts, fand in einer mit Papieren angefüllten Kiste auch ein Document, welches die Aufschrift trug: „Plan, den Penn abzufassen.“ Bei der Durchsicht ergab sich, daß dasselbe ein Brief ist, welchen der berüchtigtste unter den puritanischen Hexenmördern, ein „Hauptlicht der Kirche“, ein würdiger Nachkomme der „Plymouth-Heiligen“, Cotton Mather, an einen gewissen Higgison geschrieben hat. Das Schreiben trägt das Datum vom 19. September 1682 und lautet folgendermaßen:

„Unser Freund Esaias Halcraft in London benachrichtigte mich mit dem letzten Packetschiff, daß im August das Schiff „Welcome“, Capitän R. Greeneway, von dort abgehen werde. An Bord desselben sind einhundert oder mehr jener Ketzer und Uebelgesinnten, Quäker genannt; unter diesen Wm. Penn, welcher der Haupthalunke darunter und der Anführer ist. Der Generalgerichtshof hat daher dem Capitän Malachias Huxett von der Brigg „Propose“ geheime Weisung gegeben, den „Welcome“ abzufangen, und zwar in der Nähe von Cape Cod, und Penn nebst dessen gottlosen Begleitern gefangen zu nehmen, zum Ruhme des Herrn und damit dessen Name nicht auf dem Boden dieses neuen Landes durch die heidnische Andacht jener Leute verspottet werde. Viel Beute kann gemacht werden, wenn man das Schiff und die Leute darauf nach Barbadoes verkauft, wo man dafür gute Bezahlung in Rum und Zucker erhalten kann. Man wird nicht nur dem Herrn einen großen Dienst erweisen dadurch, daß man jene Gottlosen bestraft, sondern wir werden auch für seine geistlichen Diener und sein Volk Nutzen daraus ziehen. Capitän Huxett ist des Erfolges sicher und ich werde einen Bericht über den Ausgang der Expedition aufsetzen, wenn sein Schiff zurückkehrt.“ Aecht Yankee!

Penn aber hatte das Glück, wohlbehalten an der Mündung des Delaware anzukommen. — In Westindien unter englischer Herrschaft, sowie auch in Virginien und den Carolinas war weiße Sklaverei im 17. Jahrhundert in voller Blüthe und sie reichte in einzelnen Fällen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Pikant ist es, aus dem mitgetheilten interessanten Schriftstücke zu ersehen, wie begehrenswerth den Vorfahren jener Neuengland-Temperenzler der Tausch erschien: Rum für weiße Menschen, die man als Sklaven verhandelte — freilich zur Ehre Gottes!

Wissenschaftliche Expeditionen der Moskauer Gesellschaft der Naturforscher. Dieser Verein hat wegen seiner löblichen Thätigkeit Anspruch auf unsere Anerkennung; er hat auch im laufenden Jahre wieder einige Expeditionen ausgesandt. Fedschenko, der sich schon im Frühjahr in Taschkend befand, leitet eine Expedition in Turkestan; er wird der Zoologie besondere Aufmerksamkeit schenken und insbesondere Forschungen über den sogenannten Medinawurm (Filaria medinensis) anstellen, der auch in Centralasien vorkommt und wahrscheinlich durch Mekkapilger dorthin gebracht worden ist. — Der Großfürst Alexei Alexandrowitsch besucht Nowaja Semlja und will der ganzen murmanskischen Küste entlang fahren. Er wird, im Auftrage der Gesellschaft, von Stianow begleitet; dieser wird insbesondere die Thierwelt studiren und Sammlungen in Bezug auf Fischerei und Jagd veranstalten. Kerzelli veranstaltet anthropologische und ethnologische Sammlungen in den Wolgagouvernements, namentlich in jenen von Nischnei Nowgorod und Saratow; Schtschurowski bereist als Zoolog das Gouvernement Rjäsan.

* * *

— Der sumpfige Kopaïs-See bei Livadia in Griechenland, durch welchen die Umgegend sehr ungesund gemacht wird, soll ausgetrocknet und das für die Urbarmachung gewonnene Erdreich vorzugsweise für den Baumwollenbau nutzbar gemacht werden. Der in jener Gegend vom Hercynus bewässerte Boden ist ungemein fruchtbar. Eine französische Gesellschaft hat die gesammte Bodenfläche, welche bisher der Ueberschwemmung unterworfen war, etwa 60,000 Morgen, auf 99 Jahre zur Ausbeutung erhalten. Sie will die Gewässer des Sees durch ein System kreisförmiger Canäle regeln und auf solche Weise die Flüsse Melas und Kephisos, welche den See speisen, nutzbar machen. Außer Baumwolle soll auch Reis, Zuckerrohr und Taback gebaut werden; nach den beiden Hafen Larymna und Anticyra, wo die Producte zur Verschiffung kommen, legt man Schienenstränge.

— In Buenos Ayres ist, ähnlich wie im Schweizercantone Neufchatel, die völlige Trennung von Kirche und Staat durchgeführt worden. In dem für die Reform der Staatsverfassung niedergesetzten Convente verweigerte Dr. Lopez Torres den bisher von der Verfassung vorgeschriebenen Eid „auf die heiligen Evangelien“. Der Convent, welcher unbedingt souverän entscheiden konnte, sprach sich nicht nur zu Gunsten des Eidesverweigerers und seiner Genossen aus, sondern schaffte mit 36 gegen 15 Stimmen die bisherige Eidesform gänzlich ab, und der Eid wird von nun an geleistet „vor Gott und dem Vaterlande“. Damit ist die völlige Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen, und alle Paragraphen der Verfassung, welche diesem Princip entgegenstehen, sind hinfällig geworden, insbesondere auch der, welcher die römisch-katholische Religion als Staatsreligion hinstellt. Damit ist in der Provinz Buenos Ayres neben der bereits vorhandenen uneingeschränkten Religionsfreiheit auch die absolute Religionsgleichheit eingeführt, und man erwartete, daß der Congreß dieselbe für alle Provinzen ohne Ausnahme beschließt. Im bürgerlichen Leben ist schon längst das religiöse Bekenntniß gar nicht in Betracht gezogen worden.

— Die peruanische Hafenstadt Huanchaco (8°5′40″ S., 81°29′24″ W. von Paris) ist von der peruanischen Regierung umgetauft worden und heißt nun Salaverry. Es ist im Werke, sie mit der Hauptstadt des Departements Libertad, Truxillo, durch eine Eisenbahn zu verbinden. Auch an der Bahn von Lima nach Oroya wird fleißig gearbeitet; die vom Meeresgestade bis Arequipa soll zu Ende des Jahres 1870 dem Betrieb übergeben werden.

— In den Südstaaten der nordamerikanischen Union waren zu Anfang des Jahres 1870 schon 86 Baumwollespinnereien vorhanden mit 225,063 Spindeln. Sie hatten im vergangenen Jahre 31,415,760 Pfund Baumwolle verarbeitet.

— In der Umgegend von San Diego, die sich, wie wir mehrfach gemeldet, als goldreich ausgewiesen hat, sind Zinnerze in ungemein mächtigen Adern gefunden worden. Die Ausbeutung derselben hat sofort im Juni begonnen, und in Californien glaubt man, daß der Staat einen wichtigen Ausfuhrartikel mehr erhalten wird.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

II.

Es ist ein sonniger Februartag. Wir haben uns müde gelaufen in den weitläufigen Ruinen der Caracallathermen und schlendern gemächlich auf der staubigen Straße San Gregorio dem Bogen Constantin's entgegen. Unvergeßlich bleiben die Wanderungen innerhalb der Mauern Roms. Man mag seine Schritte lenken, wohin nur immer der Eifer des Studiums oder augenblickliche Laune es fügt, überall mächtige, das Gemüth überfluthende Eindrücke. Sie liegen am Wege, wie die verwitterten Quader des antiken Pflasters; sie hängen da und dort an einer Säule, an einem Grabmal oder über einem zerbröckelnden Mauerreste, in den Falten des ewig grünen Epheumantels, der Alles bedeckt und selbst vom Staube bedeckt wird. Ueberall, wohin die Blicke sich wenden, angeschaute Geschichte, redende Vergangenheit, für jeden denkenden Kopf, tiefernste Mahnung für das fühlende Herz, von dem Können und Wollen des großen Ganzen dem Einzelnen noch heute manches zu beherzigende Wort nahelegend. Also auch auf der Via San Gregorio an einem wunderschönen Februarmorgen. Die Sonne, obschon erst seit Kurzem zurückkehrende Frühjahrssonne, gießt schon ein warmes Luftbad über die Höhen und Tiefen der Stadt, droben auf der Höhe der Klostermauern von Buonaventura fallen die letzten Thautropfen aus den Zweigen der Palmen, zu meiner Linken grünt ein Hanffeld und rechts herrscht ein Wetteifern des Gedeihens unter verschiedenen Gemüsen, die der Römer bevorzugt. Nur die Straße von San Gregorio, auf der ich vergnügt dahinwandle, liegt in unfruchtbarem Staube begraben, und hohes Schilfrohr zu beiden Seiten schließt sie ab, wie einen Fluß.

Wie anders war es einst auf dieser Straße! Welches Leben wogte auf ihr dahin! Der Stolz der Legionen, die Macht der Republik, der Luxus der Kaiser und der Uebermuth der Prätorianer zog oft auf diesem Wege ins Herz der Stadt, auf das Forum Romanum. Und neben diesem Stolz, hinter dem goldenen Wagen des Siegers, schritten gefesselt die gedemüthigten Nationen einher, von den Ufern des Indus, wie von denen der Donau, des Ebro, des Nil und des Rheinstroms. Heute noch — und ich hoffe noch lange, lange Zeit später — liest der denkende Betrachter an dem Constantinsbogen ein Stück der Kaisergeschichte. Die gefesselten Barbaren auf den Reliefs sind keine Hieroglyphen, so wenig wie die gefesselten Juden, die Schätze des Salomonischen Tempels in dem Durchgange des Titusbogens; es ist eine Schrift, die stehen geblieben ist, und nicht einmal der Uebersetzung bedarf, sondern nur der Anschauung. Aber was lehrt sie uns? Etwa nur Rom verehren und bewundern? Gerade das Gegentheil, denke ich. Diese Triumphbogen mit übermüthigem, verhöhnendem Bildschmuck sind nicht so eigentlich unvergängliche Ruhmeszeichen Roms, sondern vielmehr noch Hinweisungen auf das schon vor den Thoren stehende und kaum noch von der entarteten Cäsarenwirthschaft zurückgehaltene Schicksal, welches mit den so oft



Aufgang zum Forum über die Via Sacra. Tempel der Venus und Roma. Colifeo.
Bogen des Constantin. Titusbogen. Kloster Santa Francesca Romana.
Campanile des Capitols.



Das Loslassen der Pferde am Eingange des Corso beim Carneval.

ungestraft blutig herausgeforderten sogenannten Barbarenvölkern über das morsche Rom hereinbrach. Lasset sie ihre Siegeszeichen auf alle Thore und Säulen eingraben, damit wer aus- und eingeht, wisse, er sei in der eisernen Faust des gewaltigen Reichs, — lasset sie die Gefangenen verhöhnen und dem Gelächter des Pöbels preisgeben; sie haben noch mehr gethan. Sie haben dieselben zur Unterhaltung der Proletarier im Amphitheater den reißenden Bestien vorgeworfen, Nero hat Christen wie Fackeln zur Beleuchtung seiner kaiserlichen Hof- und Liebesgärten verbrennen lassen, — und davon haben sie nichts im Marmor oder dem Stein des Travertin niedergeschrieben. Aber es hat auch Alles das nicht verhindern können, sondern sicher nur beschleunigen müssen, daß die frischen Kernvölker des Nordens die Alpen überstiegen und Rom zertrümmert haben mit dem feurigen Schwerte der Nemesis. Und dasselbe Rom, das die Juden um ihre Tempelschätze bestahl und die Gefangenen zwang, unter dem Titusbogen zur ewigen Schmach hindurchzuschreiten, mußte es sich bald gefallen lassen, daß es an die Stelle von Jerusalem trat und als neues weltbeherrschendes Rom all seine Weihe und Macht von dem Sohne jenes gedemüthigten Volkes herleitete, der in den ersten Tagen des römischen Kaiserreiches armen Fischern am See Genezareth das Heil zu predigen begann.

Ich gehe durch den Bogen des Constantin, der mit seinem historischen Bildschmuck ziemlich unversehrt sich erhalten hat, und vor mir liegt zur Linken ansteigend die heute nur mit Ruinen aller Art bedeckte Stätte, wo einst das ganze



In der Villa Borghese.

Leben des alten Roms pulsirt hat. Rechts wölben sich die Bogen des Coliseums; der rothgelbliche Stein, der im Abendsonnenglanze so unvergeßlich glühen kann, zeigt jetzt im Glanze des Tages die tausend Lücken seines Baues, welche ein üppig wuchernder Ephen vergeblich zuzudecken nach den frischen Winterregen doppelt bemüht ist. Am Fuße der Bogen ranken Agaven mit Dorngestrüpp und wilden Rosen empor; weiter zurück hinter der Straße dehnt ein herrlicher Park voll wunderbarer Eichen und Ulmen sein schützendes Laubdach aus, unter dem sich prächtig ruhen läßt, namentlich an Frühjahrsabenden, wenn der Mond mit frischem Gewande die schlafenden Trümmer bedeckt und Hunderte von Nachtigallen ihr kurzes Leben andächtig versingen. Ueberhaupt will das Coliseum von denjenigen, welchen es um eine noble Stimmung zu thun ist, im Mondlicht gesehen sein und nicht in den unromantischen Stunden des Vormittags, wenn die Trompetensignale der zwischen Coliseo und Lateran exercirenden Zuaven einem die besten Gedanken wegblasen.

Darum wollen wir uns zur Linken wenden. Mächtige Schutthaufen liegen vor uns. Die Archäologen beleben sie in ihrer Phantasie und sagen uns, daß hier das goldene Haus des Nero glänzte, auf dessen mächtigen Substructionen Titus seine Thermen aufthürmte, um — den Schutthaufen für die Zukunft etwas höher anschwellen zu lassen. Zu den Ueberbleibseln der Titusthermen, tiefen Gewölbanlagen, stieg man schon zur Blüthezeit Raphael's hinab; von Michel Angelo erzählen die Malerbriefe, daß er mit einer langen Fackel bewaffnet dort oft herumgegangen sei, an den Wänden und Decken herumgeleuchtet und die Wandmalereien be-

wundert habe, meist mürrisch und brummend, wie das so in seiner Art lag.

Wir bleiben heute oben am Tageslicht; vom Doppeltempel der Venus und Roma starren Riesentrümmer uns entgegen, die selbst in der unmittelbarsten Nähe von der Wucht des Coliseums nicht erdrückt werden. Es ist lange her, daß man die Altäre der Venus dort nicht mehr bekränzt, und auch der Roma in Waffen bringt man keine Opfer mehr. Doch der Dienst anderer Heiligen wird hier geübt. Ein Kloster zu Santa Francesca Romana hat sich dicht daneben aus den Trümmern heraus- und in die Ruinen hineingebaut; es liegt dem Titusbogen gerade gegenüber, und oft, wenn ich dort die historisch so denkwürdigen Reliefs mit der Bundeslade und dem siebenarmigen Leuchter studirte, hörte ich allermodernste Clavierklänge herübertönen in schwellenden Accorden von so weiter Lage, wie sie nur die tastenbeherrschenden Finger eines Virtuosen anzuschlagen im Stande sind. Franz Liszt wohnte hier zwei Treppen hoch, — am Freitag Nachmittag von Amerikanern und Engländern hauptsächlich als neueste Sehens- oder eigentlich Hörenswürdigkeit Roms angestaunt.

Weiter! Auf den Höhen links liegen die Kaiserpaläste, d. h. das Uebriggebliebene davon. Wir haben sie vor einiger Zeit schon besucht, heute will ich nur die vielen Leute, die sich jetzt bemühen, einen Ort des Exils für Napoleon den Letzten ausfindig zu machen, im Vorübergehen daran erinnern, daß er sich ganz gut dorthin zurückziehen könnte; sie sind sein Eigenthum. Das Kloster in der Nähe könnte ihm Brot und Wein und tröstlichen Zuspruch gewähren, der



In der Villa Pamfili Doria.

Blick auf das Forum, die versunkene Stätte der gemordeten Republik, brächte vielleicht den Schriftsteller auf bessere Gedanken, als der Kaiser gehegt und ausgeführt hat.

Verzeihet die Abschweifung. Wir steigen den Clivus Capitolinus hinan. Hinter uns nur Schutt und Trümmer. Wir setzen den Fuß in das erhaltene Rom, und indem wir die Stätte verlassen, wo die prächtigsten Umzüge, die gewaltigsten Schauspiele der Triumphir- und Herrschsucht stattfanden, treten wir, auf der andern Seite des Capitols der Renaissance und Neuzeit heruntersteigend, plötzlich in den engern Rahmen des modernen Roms mit seinen heutigen Festen und Spielen. Es ist ein Februartag, die Mittagsstunde hat geschlagen, und so entwickelt sich mit einem Mal vor uns das bunt bewegte Treiben des römischen Carnevals, der den Corso auf- und niedertobt.

Aber auch hier nur Schatten des Gewesenen! Was ist ein heutiger Carneval im Vergleiche mit den tollen Festen früherer Tage?!

Die Balcone sind vielleicht zu noch höheren Preisen, als sonst, vermiethet; gewiß, denn je reicher die Engländer und Amerikaner werden, um so höher steigen die Winterpreise in Rom; Confettis werden ganze Wagenladungen voll verschleudert, Blumen bringt die Natur hier in ewig quellendem Ueberfluß hervor; man tritt darauf und wirft sich immer frische zu, auch Masken zu Fuß und zu Wagen füllen die Straße, selbst der mittelalterliche Zug des römischen Magistrats fehlt nicht. Aber die ungebundene Freude, die Laune in tausend und aber tausend Sprüngen, die Grazie des unbefangen scherzenden Volkes; seine Lieder und Tänze, die goldene Fülle seiner schönen Kinder in allen Trachten des Landes, das

fehlt, und darum ist der Carneval nichts mehr, als ein Soldaten- und Fremdenfest, das sich matt und roh, in Ermangelung des Volkes, unter Betheiligung des Pöbels abspielt; der gesittete Mensch mag nichts mehr davon hören und sehen.

Das Einzige, was heute noch so wie sonst dabei ausgeführt wird und das meiste Interesse erregt, das sind die Pferderennen am Abend jeden Tages.

Wenn die Sonne so tief steht, daß ihre Strahlen nur noch durch die Porta del Popolo im Westen Eingang finden in die Stadt, dann wird bei dem dritten Kanonenschuß der Corso gesäubert. Eine Abtheilung Dragoner sprengt die ganze Straße entlang, nicht selten stürzt Einer oder der Andere zur Belustigung des Volks, das in so brutaler Weise plötzlich an die beiden Häuserreihen gedrängt wird. Dann werden von der Piazza del Popolo aus dem von Zuschauergerüsten umgebenen Verschlag heraus die ungeschirrten, ledigen Pferde losgelassen, welche sofort wie toll den Corso hinauf bis zum Palazzo di Venezia hinjagen, das furchtbarste Geheul, Zischen und Pfeifen des Volks begleitet sie und treibt sie an bei diesem sinnlosen, aber in seiner Art interessanten Wettlaufe. Früher waren es Juden, die, eben so nackt, wie die Pferde, rennen mußten, um ein Stück Tuch zu gewinnen. Da war dann das Volk noch unbarmherziger, höhnte, neckte und schlug zu, denn ein Jude hatte keinen Huf an dem Fuße und konnte nicht so ausschlagen oder niederrennen, wie ein Hengst. Ein letzter Kanonenschuß verkündigt dem Volke, daß die Pferde am Ziele angekommen sind und daß die Preisvertheilung stattgefunden hat. Damit schließt der Carneval für den betreffenden Tag ab.

Man kann nach diesem lärmenden Vergnügen unbedingt nichts Anderes thun, als in den schönen Gärten, sei es in der nahen Villa Borghese, oder der entferntern, aber um so schönere Aussicht bietenden Villa Pamfili Doria Ruhe und Erholung suchen, frische Luft athmen und der einzigen Erhabenheit und Schönheit, die unvergänglich ist in dieser Welt, der Natur, sich freuen.

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

III.

Charakteristik der Jägervölker im Allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf die Buschmänner. — Kleidung. — Putzsucht. — Pomade. — Wohnung und Lager. — Waffen. — Gift und Bereitung desselben. — Nahrung. — Geräthe. — Verschiedene Jagdmethoden.

Wie bei allen Jägervölkern und überhaupt solchen, welche mit der Natur in unmittelbarem und unausgesetztem Connexe stehen, sind die Sinne besonders empfindlich; daher ist der Mensch hier vor Allem ein Ausdruck ihres Einflusses, oder um uns einer in der Photographie üblichen Bezeichnungsweise zu bedienen, „das Positivbild“ der Natur.

Der Jäger, abhängig vom Wilde, ist genöthigt, mit demselben seinen Aufenthalt zu wechseln. Nicht nur, daß dieser Wechsel seinen Sinnen stets neue Erscheinungen zuführt und sie schärft, auch der Körper ist hierdurch fortwährendem Temperaturwechsel unterworfen, und dadurch, daß man auf kleine Trupps beschränkt bleibt, sind die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen gesteigert. Kein Wunder, wenn sich da in dem Menschen neben einer enormen körperlichen Zähigkeit und Elasticität ein wildes Selbstbewußtsein entwickelt, dessen Ausfluß eine trotzige, bis zur Todesverachtung gesteigerte Tollkühnheit ist.

Die ganze Haltung des Wilden nimmt ein stolzes, souveränes Gepräge an. Die Wildheit und abenteuerliche Unternehmungslust steigert sich durch das wiederholte Tödten zur Mordlust, eine Wahrnehmung, die wir an civilisirten Soldaten, welche die Schlachtenfurie fortreißt, noch jetzt machen können. Diese Triebe überwuchern jeden Gedanken an Seßhaftigkeit, zumal wenn das unstäte Wanderleben ihn in fremde Reviere führt, und er durch die Leidenschaft zur Jagd oder aus Hunger durch Wilddieberei oder Viehraub, mit den Nachbaren in Conflict geräth. Außer der Nahrung liefert das Wild ihm auch Kleidung, die Sehnen sind der Nähzwirn, und die Knochen werden zu Pfriemen, mitunter auch zu Spitzen der Waffen verarbeitet. Da so das Wild die nöthigsten Bedürfnisse des Menschen befriedigt, so tritt der Handel, dieser Hauptfactor der Culturentwickelung, vollständig zurück.

Alle diese Umstände wirken zugleich ungünstig auf die Volksvermehrung, da nicht nur Hunger und Strapatzen hemmend einwirken, sondern auch bei feindlichen Verfolgungen der freiheitsliebende Sohn der Wildniß für sich und die Seinen eher einen freiwilligen Tod sucht, als sich in Knechtschaft begeben wird. Das unstäte, abgeschlossene Leben erklärt zugleich die totale Verschiedenheit der Idiome innerhalb derselben Race, charakteristisch für alle Jägervölker. Nach des Abbé Royo Behauptung, der sehr fleißige Sprachstudien in Amerika gemacht hat, giebt es nicht weniger als 2000 verschiedene Indianerdialekte; und in Australien, wie im Gebiete der Buschmänner, verstehen sich noch nicht zwei neben einander wohnende Stämme.

Hiernach sind des Jägers charakteristische Merkmale: Große Vertrautheit mit Anstrengung und Gefahr, verbunden mit enormer Zähigkeit und Selbstbewußtsein, dem die Todesverachtung den Stempel eines gewissen wilden Heroismus aufdrückt. Seine verwegene Tollkühnheit würde vermessen erscheinen, wäre sie nicht die Wirkung grausamer Umstände, die ihn im Kampfe ums Dasein zu dem Aeußersten treiben. Seine stählerne Natur kennt kein Sklavenjoch, und gefangen, verläßt ihn nie der wilde Freiheitsdrang, zu dessen Befriedigung stets Haß und Rache die Triebfedern seiner Treulosigkeit, List und blutdürstigen Grausamkeit gegen den Feind sind.

Im Zustande fast völliger Nacktheit*), denn das Felläppchen, welches ihn vorne deckt, und der schwanzartige Lederstreifen, welcher hinten pendulirt, können doch wohl nicht als Kleidung betrachtet werden, gewährt dem Buschmann ein Pelz aus Schaf- oder anderen Thierfellen kaum den nöthigen Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Fehlt ihm auch der Pelz, so erhitzt er den Boden in der Länge seines Körpers mit Feuer, mischt den erhitzten Sand mit kühlerm, und scharrt sich darin ein und schläft eben so sanft, wie ein König in den Eiderdunen. Trotz des geringen Bedürfnisses, sich zu kleiden, ist der schmierige Bursche eitel und putzsüchtig; den Kopf liebt er mit Falken- und Kranichfedern zu bestecken, und seinen Körper, der noch nie die Bekanntschaft mit Waschwasser gemacht hat, mit bunten, fettigen Okerfarben zu bemalen. Und warum sollte er sich auch waschen? Meinte doch ein Buschmann, den man auf die Schmutzkruste seiner Haut aufmerksam machte: „Dreck wärmt!" Etwas reicher gehen die Frauen gekleidet, welche nach Art der Hottentotinnen ihre Hüften mit einem Fell kleiden, und Beine und Arme mit Messing- oder Eisenringen versehen, oder in Ermangelung auch dieser, sich mit Ringen aus Leder und getrockneten Därmen begnügen. Ein Tättowiren, wie es die Indianer, Neuseeländer, Tasmanier und andere Völker üben, hat man bei ihnen nicht bemerkt, aber die Buschmänner der westlichen |Karri-|Karri pflegen den Nasenknorpel zu durchbohren und darin einen Holzpflock zu tragen, weshalb sie denn auch von den Colonisten Neus stock dragers, d. h. Nasenstockträger, genannt werden.

Gleich der Tracht ist auch die Wohnung einfach; bei dem unstäten Wanderleben kann ja auch von festen Häusern oder Zelten keine Rede sein. Ueberhängende Felsen, Spalten, die sich in die Tiefe hinein erweitern, und Höhlen bieten ein natürliches Obdach. Wo die Nacht den Wilden im ebenen Terrain überrascht, findet sich ein verlassenes Loch des Ameisenbärs, oder ein ausgetrocknetes Rinnsal. Diese von der Natur gebotenen Schlupfwinkel vervollständigt er durch Ueberdeckung mit Gras, Moos und Zweigen, und für den kurzen Aufenthalt ist die Wohnung fertig. In Ermangelung solcher Verstecke biegt er einen einzelnen Strauch auseinander, füttert den Boden mit Gras und Laub, bindet die Spitzen der Aeste wieder oben zusammen und verflechtet die Zweige nach der Windseite mit Moos; dann kriecht er mit seiner Familie hinein und ein Fell deckt die wie Häringe übereinanderliegende Gesellschaft von vier bis fünf Personen. Es ist haarsträubend, wie sich diese Menschen zu helfen wissen, und wie sie sich erst zusammenkugeln, daß ein lumpiger Karoß sie nicht nur deckt, sondern derselbe auch an allen Enden untergesteckt werden kann. Freilich gehört dann auch wieder eine Buschmannsnase dazu, die Ausdünstung darunter wohlriechend zu finden, und eine Buschmannslunge, darin nicht zu ersticken. Anders gestaltet sich die Wohnungsfrage, wenn er wegen der Ergiebigkeit der Jagd eine Gegend zu längerm Standquartier wählt. Da ist der Faulpelz wirklich im Stande, Pfähle in die Erde zu treiben und sie um und über mit Zweigen, Matten und Fellen zu umgeben. In felsigen Gegenden führt er rohe Mauern aus lose übereinander gelegten Steinen ringförmig auf, wie man deren noch jetzt in den südafrikanischen Bauernstaaten findet. Da wendet er stets die Vorsicht an, seine Standquartiere mit einem doppelten und dreifachen Cordon von Fallgruben gegen unvorhergesehene Angriffe von Menschen und wilden Thieren zu versehen. Diese Wolfsgruben starren am Boden von spitzen vergifteten Pfählen und sind sorgfältig mit Zweigen, Laub und Sand überdeckt und jede Spur menschlicher Thätigkeit ist so täuschend entfernt, daß nicht selten Buschmänner in die Gruben gefallen sind, die sie für Andere gegraben hatten.

Daß die Nahrung dieser Buschkinder eben nicht die gewählteste ist, wird man sich selbst sagen. Sie genießen eben alles Verdauliche, zuweilen, wenn der Hunger quält, auch Unverdauliches, — aber Menschenfleisch essen sie nicht. Das können nur die Kaffern, bei denen es bis in die neueste Zeit Menschenfresser gegeben hat; dafür ist der Buschmann noch zu uncivilisirt, um für solche pikante Genüsse Sinn genug zu haben. Es ist in der höchsten Noth unerhört, daß je ein Buschmann den andern verspeist hätte, während noch vor Kurzem in den Höhlen der Malutiberge (Basutoland) frisch benagte Menschenknochen gefunden wurden, und in einer großen Anzahl Kafirmärchen und Erzählungen die Marimos (Menschenfresser) eine Hauptrolle spielen.

Wild ist des Sāb erste und gesuchteste Nahrung; allein Eidechsen, Schlangen, Ratten, Mäuse (aus deren Fellchen er sich einen Karoß (Mantel) zusammenflickt, denn für ihn hat Zeit keinen Werth), Frösche, Würmer, Raupen und vor Allem die Eier der weißen Ameise sind auch willkommene Leckerbissen; doch wird der Buschmann niemals dergleichen, mit Ausnahme der Ameisenlarven und Läuse, roh genießen. Von besonderer Reinigung ist keine Rede; im besten Falle wird das Thier ausgeweidet; sonst habe ich gesehen, daß sie Hasen mit Haut und Haar in die glühende Asche gescharrt haben.

„Wie der Herre, so das Geschirre," dürfen wir genau vom Buschmann sagen. Ein kurzer Stock, an den er oben einen durchlöcherten Stein anbringt, ist sein Spaten und seine Hacke; damit gräbt er die Fallgruben, bohrt er Brunnen und scharrt er die Zwiebeln hervor. Selten ist er so glücklich, ein Messer zu besitzen, eher schon einen oder mehrere Speere, Assagays, die dann als Beil, Säge, Schlachtmesser dienen müssen; sonst thut es auch ein scharfer Quarz- oder Feuersteinsplitter. Wie weit die Behauptung sich bewahrheitet, daß die Buschmänner Metalle durch Feuer verarbeiten, lasse ich dahingestellt; ich weiß nur, daß die Nasenstockträger und die Buschmänner von der Angra Pequenabai Meteoreisen zu den dreieckigen Plättchen ihrer Pfeilspitzen verarbeiten. Wenn sich jene Behauptung bewahrheitete, so wäre es wenigstens wunderbar, daß die San des Ovambolandes das Kupfer, welches dort fast gediegen gefunden wird, an die Ovambo gegen Dolche und kupferne Dinge vertauschen und es nicht vielmehr selbst verschmieden.

Wo sie an fischreichen Gewässern wohnen, wie am !Garib und dem Zuga, fertigen sie mit Geschick geschmackvolle Fischreusen, ähnlich den unseren. Obschon sie nun hierdurch mit dem Wasser vielfach in Berührung kommen, ist es doch sehr merkwürdig, daß sie, auch trotz des Beispiels der Ngamivölker, nie darauf verfallen sind, Flöße, geschweige denn Kähne zu bauen. Dies, wie die noch nachzuholende Bemerkung, daß die Kafir-Congo-Völker, gegenüber der hottentotischen Race, den Fisch verschmähen — aber einige Stämme jener wohl Menschenfleisch zu schätzen wissen — daß endlich alle Bantu schlechte Bogenschützen sind, die Hottentoten dagegen, besonders die Buschmänner, weit und breit in Südafrika die ersten Meister in dieser Kunst sind, möchte ich als ethnologische Merkmale der Racenverschiedenheit von Bantu und Hottentoten festgehalten wissen.

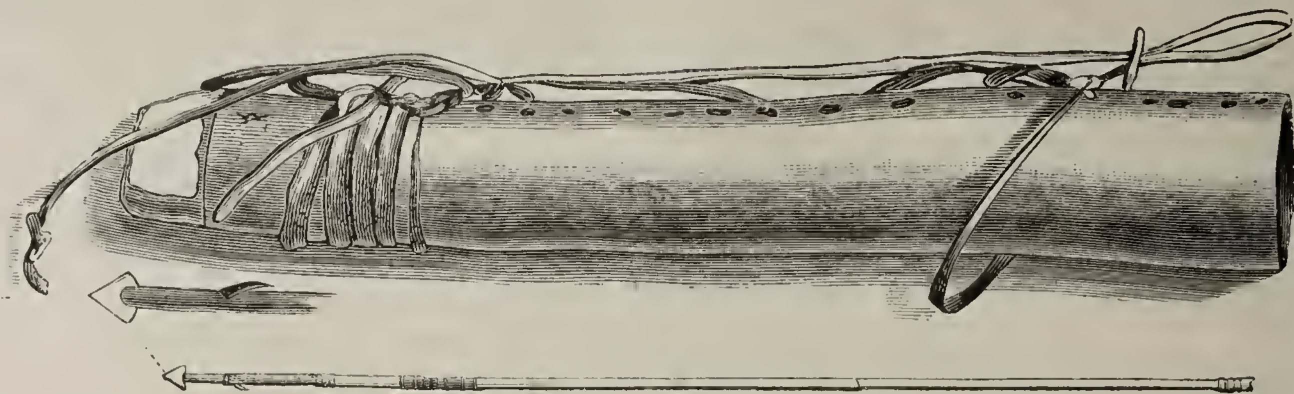
Zum Fischfang benutzen sie außerdem Harpunen, deren

*) Kaum denkbar ist es, daß Schamhaftigkeit ursprünglich der erste Anlaß zur Bekleidung gewesen ist; denn die Neuseeländer bekleiden sich nur, nach Cropet, gegen die Kälte. Dasselbe ist bei zahlreichen südamerikanischen Wilden der Fall; dasselbe versicherte mir Herr Richard Oberländer betreffs der Australier, die er 13 Jahre lang genugsam in Augenschein nehmen konnte. Belege für unsere Ansicht finden sich weiter bei Barth und Humboldt in deren Reisen.

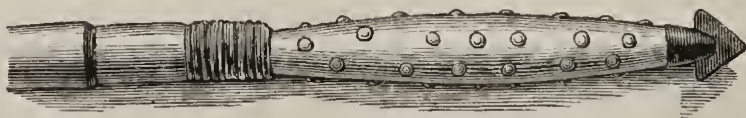
Spitze aus Knochen besteht. Bewunderswerthe Geschicklichkeit entwickeln sie im Stricken von Netzen, die jedoch nicht zum Fischfang verwendet, sondern als Tragkörbe und Säcke, zur Fortschaffung von Straußeneiern, Fleisch und ihrer geringfügigen Habseligkeiten gebraucht werden. Die Straußenschalen dienen, ihres ursprünglichen Gehaltes entleert, als Wasserbehälter, wozu sonst auch Thierbälge benutzt werden. Die Haut der Eidechsen wird am liebsten als Honigbehälter gebraucht. Als Gegenstück zu unseren Taschentüchern führt der Buschmann einen auf einen Stock gezogenen Schakalsschwanz, vergleichbar unseren modernen Lampenputzern; damit wedelt er sich die Fliegen fort und wischt den Schweiß ab. Seine Pomadenbüchsen sind Schildkrötschalen, die er, mit Diosmasalbe gefüllt, an der Hüfte trägt. Von seinen musikalischen Instrumenten erzählen wir später.

Die eigentlichen Schutz- und Trutzwaffen sind der Assagay, ein Speer, welcher bisweilen auch mit Widerhaken versehen ist; ferner eine 1 bis $1^1/_2$ Fuß lange Keule, Kiri genannt, ein Stock mit derbem, faustdickem Knopfe, meistens aus dem Holze der Giraffenakazie gefertigt, und dessen geschickte Handhabung ihn seinen Feinden sehr gefürchtet macht. Vor Allem aber weiß man nicht, ob man mehr jenen kleinen winzigen zwei bis drei Fuß langen Bogen aus zähem Holze und einer Darmsaite der wilden Katze bespannt, nebst dem Köcher aus Aloeholz und dessen ominösen Inhalt, einem Bündel von 70 bis 80 vergifteten Pfeilen, bewundern soll, oder vielmehr den Meister, der mit dieser unscheinbaren Waffe ebenso den Löwen bändigt und großes Wild durch- und durchschießt, wie er sich seine mit Musketen bewaffneten Feinde in respectvoller Entfernung vom Leibe hält. Sehen wir uns diese Waffen näher an.

Die Pfeile sind gewöhnlich 2 bis 3 Fuß lang und bestehen entweder aus Schilfrohr oder einer sehr harten Binsenart. Am untern Ende befindet sich eine Kerbe, welche das Abgleiten von der Sehne verhindern soll; zugleich ist dort eine ebenmäßige Vogelfeder angebracht behufs des geraden



Fluges. Nach vorn nimmt das Geschoß an Dicke und Schwere zu und hat entweder eine natürlich geschnittene Spitze, oder einen spitzen Knochen oder endlich eine speerartige Eisenspitze. Diese Verschiedenheit an den Pfeilen ist beachtenswerth, insofern die einfach zugespitzten zur Erlegung von kleineren Thieren, wie Vögel und Eidechsen, dienen, und gar nicht vergiftet sind, während die zweite Gattung, schon mit einem leichtern Gifte bestrichen, zur Erlegung des Wildes dient, und endlich die dritte Sorte, mit sehr schnellem Gifte versehen und einer eisernen Spitze gegen feindliche Angriffe, sei es Mensch oder Thier, verwendet wird. Letztere Art erfordert durch die Bearbeitung der Eisenspitzen Zeit und Mühe; ohne jegliches Feuer und Schmiedegeräth geben sie durch Hämmern und Schleifen auf Steinen dem Metall die gewünschte Form. Daher sind sie sehr sparsam mit solchen Pfeilen und gebrauchen sie nur in der äußersten Noth. Besonders heimtückisch ist die boshafte Einrichtung, den Pfeil gleich hinter der Spitze einzuschneiden, damit er um so leichter in der Wunde beim Herausziehen abbricht. Auch findet sich oft noch ein sehr unscheinbares vergiftetes Federplättchen dort, wo die vergiftete Spitze am Pfeile befestigt ist; dasselbe streift sich beim Herausziehen leicht ab, und alle menschlichen Rettungsversuche sind vergeblich. Hier, wie bei der Giftbereitung, entwickelt der Buschmann einen Scharfsinn, eine Berechnung, Ueberlegung und Ausdauer, die wohl würdig sind auf edlere Ziele gelenkt zu werden! Doch was sage ich — ich vergaß, daß unser cultivirtes Europa raffinirtere Mordwaffen construirt, die ein gleiches Zeugniß von Scharfsinn und Berechnung ihren Erfindern ausstellen! — Tout comme chez nous. — Es giebt nichts Neues unter der Sonne.



Seit undenklichen Zeiten vergiftet bei den Buschmännern der Sohn ganz genau so, wie der Vater und Großvater es ihn gelehrt haben. Die geheimen Kräfte der Natur, so weit er sie zu seinen allernöthigsten Lebensbedingungen braucht — denn über die eiserne Nothwendigkeit hinaus kennt er keinen Trieb; das ihm und seiner Race eigenthümliche Trägheitsgesetz wird ihn in ewigen Fesseln halten — kennt er und versteht sie zu verwenden. Für die zweite und dritte Gattung von Pfeilen pflegt er zweierlei Gifte zu verwenden; das eine, aus vegetabilischen Stoffen bestehend, gilt ausschließlich der Erlegung von zahmem Wild, ist weniger heftig und wird aus dem Safte einer Zwiebelart (Haemanthus toxicaria) gewonnen. Wegen des alkalischen Gehaltes wird das Blut schnell zersetzt. Im Caplande heißt dies Gift Bolletjesgift, während das andere, welches zur Tödtung der Feinde berechnet ist, Mallopgift heißt; es stellt sich dabei ein mit Erbrechung verbundener Schwindel ein, hinter welchem stracks der Tod unter starken Convulsionen eintritt. Dieses Gift ist das animalische, welches sie den Schlangen abnehmen; nach ihrer Meinung wird dasselbe dadurch noch wirksamer, wenn sie die Schlange vorher in Wuth versetzen und ihr dann die Giftzähne und den Giftsack nehmen. Um diesem Gifte eine wachsartige Consistenz zu geben, wird es mit dem kleberigen Safte der Euphorbia candelabra gemischt und dann aufgetragen. Ein anderes gleich gefährliches Gift ist das sogenannte Klipgift oder Felsengift, welches als bräunliche Substanz an den Felsen gefunden wird und nach Versicherung der Buschmänner Pflanzenextract sein soll. Frisch sind die Gifte am wirksamsten.

Bei der Giftbereitung gehen die Sän sehr vorsichtig zu Werke, obgleich sie wissen, daß es nur an verwundeten Stellen wirkt. Sie wählen mörserartige Vertiefungen in den Felsen und Klippen, glühen diese mit Feuer aus, entfernen

durch Hineinblasen jeden Staub und thun dann die verschiedenen Ingredienzien hinein, welche sie mit einem Stäbchen mischen. Am behutsamsten sind sie beim Aufstreichen des Giftes auf den Pfeil, weil eine ungeschickte Wendung sie selbst verletzen könnte. Eine geeignete längliche Ritze im Steine wird mit Hülfe des Giftpinsels gefüllt, dann dreht man die Spitze so lange walzenartig in dieser Ritze umher, bis sich eine vollständige Gifthaut darumgelegt hat. So geheim, wie die Buschmänner bisher die Gifte und ihre Bereitung hielten, eben so wenig wollten sie das Gegengift verrathen. Der Afrikareisende Baines, welcher noch von einem vierten Gift berichtet, welches die nordwestlichen Kahlahari-Buschmänner von einem 3/4 Zoll langen Insect N'gwa gewinnen, will auch zugleich das Gegengift gefunden haben. Die Buschmänner nennen es Kàla haëtlwe und gewinnen es aus einer staudenartigen Pflanze. Ihre Blüthe ist gelb und sternartig. Sie hat eine Wurzel, welche zwiebelähnlich ist; dieselbe wird mit Fett auf die Wunde gelegt. Zu bemerken ist, daß in dem betreffenden Buschmannsdialekt Kàla „Freund" bedeutet, eine sehr passende Bezeichnung für ein Remedium.

Die Hottentoten und Colonisten nehmen die Hülfe der „bekannten Giftdoctoren" bei Verwundungen in Anspruch. Einer der letzten Globusbände brachte eine eingehende Besprechung dieser Aerzte, und wir können es bestätigen, daß ihre Medicamente (Urin) schon Manchen vor dem Tode errettet haben. Der Köcher, gewöhnlich etwas länger als die Pfeile selbst, enthält 70 bis 80 dieser gefährlichen Geschosse. Oft ist er aus einem ausgehöhlten Stamme der Aloë perforata, von den Colonisten Kokerbaum genannt, gefertigt, oder auch schlechthin aus Baumrinde, welche dann in der Regel mit Leder überzogen ist. Boden und Deckel sind stets von Leder. Wie an den Jagdgewehren befindet sich an jedem Köcher ein Bandelier von Leder, um beim Gebrauch denselben leichter vom Rücken in den Arm gleiten zu lassen. Auf dem Kriegspfad oder der Jagd starrt die ganze zottige Perrücke des Wilden von Pfeilen, und so ausgerüstet kann er dem gewandtesten Schützen 20 Pfeile in den Leib gejagt haben, ehe jener nur einmal geladen hat.

Man hat viel über die enormen Distanzen gefabelt, bei welchen es dem Buschmann möglich sei, das Object zu treffen. Es ist wahr, er wirft seine Geschosse 200 und mehr Schritt weit, aber auf 60 bis 80 Schritt vermag er nur mit Sicherheit zu treffen. Auch über dieses Ziel hinaus trifft er, aber nur in verticaler Richtung, z. B. einen Baum. Zufall ist es, wenn er seinen Pfeil in einen horizontal schwebenden Pfahl treibt. Ganz natürlich! denn bis auf eine bestimmte Entfernung hin kann der Jäger die Triebkraft seiner Bogensehne und das Flugvermögen seines Pfeiles ermessen, darüber hinaus richtet sich der stärkere oder geringere Fall der Parabel nach dem Verhältniß der treibenden Kraft. Da diese sich nie genau bestimmen läßt, so wird auch über das bestimmte Maß hinaus der Zielpunkt unbestimmbar bleiben. Wahr ist es, daß sie große Thiere durch und durch schießen, aber aus der Nähe. Den Löwen sollen sie schlafend überraschen, wobei einer ihm plötzlich einen Karóß über den Kopf wirft, in demselben Augenblicke, wenn ein anderer ihm einige vergiftete Pfeile in den Leib jagt. Die verdutzte Bestie eilt erschreckt davon und in wenigen Minuten geräth sie in eine Agonie, in welcher sie wild brüllend vor Krampf und Schmerz in Bäume beißt und vor Angst die Erde aufwühlt, als wolle sie sich das eigene Grab graben.

Wahrhaft bewundernswerth und sinnreich ist die Jagdmethode, womit der Säb den vorsichtigen Strauß übertölpelt, und sollte dieser sich auf einer ganz ebenen Grasfläche befinden. Einem früher erlegten Strauße hat er den Balg vom Halse gezogen, doch den Kopf daran gelassen und diesen Schlauch auf eine gekrümmte Stange gezogen; dann hat er eine Art Sattel hergerichtet, der über und über mit Federn besteckt ist und an dessen Seiten sich die alten Straußflügel befinden. Dieser Sattel überdeckt vollständig den gebückten Oberkörper des Jägers; seine Beine hat er grau bemalt und nähert sich, in der einen Hand hinter sich haltend die tödtlichen Waffen, in der andern Hand vorn aus, den auf den Stock gezogenen Straußenhals. Er kommt so harmlos, pickt und grast, dann trabt er wieder in dem wiegenden Gange dieses Vogels vorwärts — kurz, er macht vollständig, zum Wetten täuschend, den Struthio africanus. Menschen haben sich schon täuschen lassen, aber nicht so die klugen Vögel, die theils aus Neugierde den verdächtigen Burschen in Augenschein nehmen, theils aber auch, aus angebornem Kastenstolz, den fremden Eindringling ausweisen wollen. Der Moment ist sehr kritisch — da fliegt der Sattel und Straußenhals zu Boden und der verkappte Strauß sendet den dreisten Vögeln seine Giftgeschosse in das Herz — sauve qui peut — vergeblich. — Die vier, welche zu dreist waren, wanken, stürzen und der Wüstensohn rupft mit Zufriedenheit die besten Federn, welche er in langen Rietröhren gegen Motten schützt, um sie gegen Feuerwasser, Zunderdosen oder sonstige bunte Bagatellen an den ersten besten Tochtgänger, dem er begegnet, zu verhandeln. Das Fleisch wird an Ort und Stelle verzehrt.

Der Missionär Tindall reiste im Großnamaland, als er und seine Leute einen solchen Strauß gewahrten; es hatte keiner eine Ahnung, daß unter dieser Maske ein Buschmann verborgen sei. Der Wagentreiber beschleicht das vermeintliche Wild, welches selbst zu sehr mit der Beschleichung der wirklichen Strauße beschäftigt ist, daß es die eigene Gefahr nicht merkt, als eine Kugel dem Buschmann durch den Arm fährt. Erschreckt wirft er die Maske ab und die Reisegesellschaft steht wie angedonnert; der Schuß war theuer, denn der Buschmann, welcher so viel Witterung vom Christenthum schon hatte, daß er unter den Auspicien eines christlichen Missionärs sicher sei, verband die Wunde mit Kräutern und verstand es, den verhaßten Hottentoten in Gestalt von Messern, Eisen, Zunderdosen 2c. bedeutende Schmerzensgelder abzupressen! Dann trollte er auf Nimmerwiedersehen von dannen.

Der Buschmann ist ein extravaganter unbegreiflicher Charakter. Wenn er nach glücklicher Jagd vollgepfropft wie eine Riesenschlange in lethargischem Zustande daliegt und beim Erwachen weiterfrißt, um dann in diesen Zustand zurückzusinken bis aller Vorrath verzehrt ist und ihn der Hunger quält, dann sollte man kaum glauben, daß jener schmutzige Klumpen, der schnarchend im Staube lag, fähig sei, sich in den glühenden Sand einzuscharren, um das Wild abzufangen, — im Stande sei, seine Stammesgenossen zu vereinen, und aus mühsam niedergebrannten Baumstämmen zwei meilenlange convergirende Pallisadenreihen herzurichten, an deren Mündung ein tiefer Abgrund mit spitzen Pfählen gähnt. Meilenweit treiben 200 bis 300 Buschmänner nun das Wild der verhängnißvollen Grube zu, wo mitunter reißende Thiere hineingerathen, und in der Lebensgefahr und dem infernalischen Lärm, den die bis zur Tobsucht exaltirten Wilden zur Einschüchterung des Wildes loslassen, oder durch das Angstgebrüll und Todesröcheln des Wildes ihre wilde Natur verlieren und wie Lämmer zittern. Hier lernt man erst den Charakter dieser Völker begreifen, und man muß gestehen, daß die Rohheit und Grausamkeit in solchen Anlässen ihren Grund hat. Raubvögel und Menschen räumen so schleunig auf, daß in ein paar Tagen die Scene in eine weiße Schädelstätte verwandelt ist.

Aberglauben bei den Mönchgutern auf der Insel Rügen.

Von **Theodor Zorn.**

II.

Die Totalität mönchgutischen Aberglaubens ist nicht ohne Symmetrie. Der Furcht vor bösartigen, schadenstiftenden Hexen steht der Glaube an dämonische Wesen gutartigerer Natur gegenüber, welche als freundliche, anhängliche Hausgeister sich ausdrücklich dem Dienste und Nutzen des Menschen widmen, oder als Zwerge und Unterirdische wenigstens gelegentlich in freundschaftliche Beziehungen zu den Menschenkindern treten.

Während der Mönchguter von den Unterirdischen oder „Schwergen“ als von Wesen spricht, die ehemals im Zickerberge hausten, nun aber schon lange von der Halbinsel, selbst von ganz Rügen, abgezogen seien, so hegt er vom „Puck“, wie der Hausgeist oder Kobold im Mönchgut allgemein genannt wird, die Ueberzeugung, derselbe hause noch in dieser und jener Wirthschaft. Mit einer gewissen Scheu wurde mir auch eine Haushaltung bezeichnet, deren Wohlstand auf keine andere Weise, als durch die unermüdlichen Dienste solch eines Puck zu erklären sei. Es fehlt sogar nicht an Augen- und Ohrenzeugen, die das Treiben des Kobolds im Nutzen des beredeten Bauern beobachtet haben wollen. Ein alter, im Uebrigen sonst ganz verständiger Bauer versichert, wie er mehrfach des Nachts die Scheunendiele des glücklichen Puckbesitzers erleuchtet gesehen, den Kobold aber in voller Thätigkeit beim Dreschen belauscht habe. Auch die Mädchen, die sich an Winterabenden geselligkeitshalber bald in dem, bald in jenem Hause mit ihren Spinnrädern versammeln, wissen viel von dem unerklärlichen, unheimlichen Gepolter zu erzählen, das in dem erwähnten Hause herrschte, selbst wenn alle Hausbewohner in der Stube beisammen waren. Sie fanden die Erklärung des Hausherrn, der solchen Lärm regelmäßig auf den umschleichenden Kater schob, durchaus ungenügend. Dennoch muß das hörbare Treiben des Kobolds in der Vorstellung des Aberglaubens viel Aehnlichkeit mit dem Geräusche haben, welches Katzen verursachen. Die Namen Katermann, Heinzelmännchen und Hinzchen, womit an anderen Orten der Puck bezeichnet wird, deuten dies an. Auch der gestiefelte Kater des Kindermärchens ist ein hülfreicher Kobold. Von Gestalt ist der Puck klein und winzig, wie alle Abkömmlinge des Alp-, Elben- oder Elfengeschlechts, doch besitzt er trotzdem bedeutende Körperkraft. Seine Wohnung schlägt er am liebsten im Stalle oder in der Scheune auf. In altmönchgutischen Häusern, wo Wohnung, Ställe und Scheune unter einem Dache befindlich sind, ist er nothgedrungen Hausgenosse. Die Hülfsleistungen des Puck erstrecken sich auf alle in einer bäuerlichen Wirthschaft nur vorkommende Besorgungen. Er füttert das Vieh, striegelt die Pferde, mistet den Stall, drischt das Korn auf der Scheundiele, hackt Holz und schleppt es den fleißigen Mägden herbei. Auch das Abwaschen unreinen Geschirrs hält er nicht unter seiner Würde. Ueberhaupt scheint das Gedeihen des Hauses, dem er mit zäher Anhänglichkeit dient, sein Lebensprincip zu sein.

Das Gesinde setzt ihm deshalb dankbarlich ein Näpfchen mit Speise in eine Ecke. Brei und Milch scheinen seine Lieblingsgerichte zu sein, was mir bei einem Katermännchen auch ganz natürlich vorkommt. Unordnung und Lüderlichkeit im Hauswesen sind dem Puck verhaßt. Trägen Mägden und Knechten, die in den Tag hineinschlafen, zieht er neckisch die Decke vom Bette. Schlampigen Melkerinnen stößt er die Milcheimer um. Spinnerinnen, die trägerweise ihren Wocken nicht abspannen, verfitzt und verknotet er Flachs und Wolle. Nachlässige Knechte, die es an sorgsamer Behandlung der Pferde fehlen lassen, finden nicht selten Morgens Mähne und Schweif der Pferde voller „Wichtelknoten“ und „Wichtelzöpfe“, und der Schabernack des Puck schafft ihnen doppelte Arbeit. So straft er jede Ordnungswidrigkeit. Solche und andere neckische Streiche begleitet er mit gellendem Hohngelächter. „Er lacht wie ein Kobold.“

Die zähe Anhänglichkeit des Kobolds kann zuweilen lästig werden. Bekannt ist die drollige, auch poetisch bearbeitete Sage: Ein Bauer steckt Haus und Scheune selbst in Brand, um seinen Kobold loszuwerden. Befriedigt schaut er vom Wagen, der seine vorher geborgene, bewegliche Habe trägt, in die Flammen, welche ihn von seinem zum Quälgeist gewordenen Kobold befreien sollen. Da ertönt plötzlich vom Hintertheile des Wagens eine Stimme: „Du, wär'n wir nicht entronnen, so wär'n wir mitverbronnen.“ Es ist des Bauern Kobold, der mit diesen Worten seinem Hausherrn auch seine Rettung ankündigt.

Ich darf bei diesem Gegenstande die Antwort eines mönchgutischen Bauern nicht unerwähnt lassen, welche er einigen Nachbaren gab, als sie ihm vorhielten, es sei keine Kunst, zu Etwas zu kommen, wenn man, wie er, einen dienstreichen Puck besitze. „De Lühr (Leute) hebben Recht!“ sagte dieser verständige Landmann, „in min Hus wohnt wirklich een Puck, un den hebb' ick schon von min Vadder krägen. Ick will ju ook seggen, wie hei nennt wird, hei heet: Fleiß und Sparsamkeit.“

Ueber die Zwerge oder Unterirdischen, wie der Mönchguter sagt, kann ich mich kurz fassen. Einmal haben sie nach Aussage der Mönchguter schon längere Zeit die Halbinsel verlassen und sind über die Grahl'sche Fähre nach Pommern gezogen. Dann trat das Volk der Zwerge auch nur selten mit den Mönchgutern in persönlichen Verkehr. Unähnlich dem zudringlichen Puck, waren sie froh, wenn man ihr stilles Treiben, ihren nächtlichen Reigen auf dem Wiesenplan, oder ihr Suchen nach heilkräftigen Pflanzen und Steinen nicht störte. Nur eins finde Erwähnung: Bei ungetauften Kindern und bei Todten läßt der Mönchguter die Nacht hindurch ein Licht brennen. Böse, lichtscheuende Mächte, insbesondere der Teufel, können dann den Seelen derselben nichts anhaben. Rücksichtlich der ungetauften Kinder geben einzelne Mönchguter einen andern Grund dieser Maßregel an. Als die Unterirdischen noch auf der Halbinsel hausten, kam es zuweilen vor, daß sie wohlgestaltete Menschenkinder, sofern dieselben durch die Taufe noch nicht ihrer Macht entrückt waren, aus der Wiege nahmen und dafür ihre zwerggeborenen Mißgestalten hineinlegten. Heiliges Licht aber, das die Geister der dunkeln Erdtiefe scheuen, schützte vor solchen Wechselbälgen. Die Zwerge sind abgezogen, den Brauch aber hat man beibehalten und ihm die christliche Deutung wider den Teufel gegeben.

Beachtenswerth ist schließlich die Gleichzeitigkeit der Sagen

vom „Abzuge der Zwerge“, wie wir sie in den verschiedensten Landschaften antreffen. Tücke und schadenfrohe Neckerei seitens der Menschen vertrieb überall die Elbe oder Zwerge. So wurden die Heinzelmännchen aus Köln, die Härdemändle aus der Schweiz, die Unterirdischen aus dem Mönchgut verjagt. Das heißt in schlichter Prosa: Mit diesem Theile des Heidenthums ist das Christenthum nahezu fertig. Der Mythus von den Unterirdischen hat schon die Objectivität eines der Vergangenheit angehörigen Factums erlangt. Von der ganzen Schaar der Alpe oder Elfen scheint außer dem Puck nur noch der Nachtmar, Nachtalp, oder Alp schlechthin, im Mönchgut zurückgeblieben zu sein. Er legt sich dem Schlafenden auf Brust und Leib, umklammert denselben mit seinen gnomenstarken Armen, als wollte er den Athem aus der Brust des Gequälten pressen und läßt ihn unter der Last seines immer schwerer werdenden Zwergenleibes erstöhnen. Erwacht der Schläfer endlich schweißgebadet und ermattet aus seinem beängstigenden Traume, so weiß er: „Ihn hat der Alp gedrückt.“ Auch im Spuk am Fenzenberg glaube ich den Nachtalp erkennen zu sollen. An der bewaldeten Ostecke des Zickerberges, da wo die Wege nach Zicker und Middelhagen sich kreuzen, ist es Nachts nicht geheuer. Schon Mancher, den in der Geisterstunde sein Weg am Fenzenberg vorüberführte, hat plötzlich eine Last aufhocken gefühlt, die, immer schwerer und schwerer werdend, ihn fast zu Boden drückte. Erst, wenn der vom „Alp gerittene“ Wanderer keuchend und schwitzend die Grenze der Lobber- oder Zicker-Feldmark erreicht hatte, fühlte er die Last weichen, und zwar eben so plötzlich, wie sie gekommen war.

Außer dem Fenzenberg wären auf der kleinen Halbinsel noch mehrere Spukorte in freier Landschaft zu nennen, so beim Hünengrabe in der Ducht, einem Wäldchen zwischen Babe und Middelhagen, beim Nonnenloch auf dem Zickerberge, beim Grabstein auf der Selliner Wiese und bei der großen Buche am „dummen Stieg“. Doch die Starkgeister des Mönchguts lassen neben dem Fenzenberg nicht gern einen andern Spuk gelten.

* * *

Mußte bei Schilderung des Aberglaubens rücksichtlich der Hausthiere mehrfach auf die heidnische Vorstellung vom Gewittergotte Donar als letzte Quelle zurückgegangen werden, so sind der Hinweisungen auf den altgermanischen Sonnen-, Frühlings-, Sturm- und Siegesgott Wodan fast noch mehr auf der mönchgutischen Halbinsel zu nennen. Das Pferd ward Wodan’s wichtigstes Attribut und ihm heilig. Wie Donar nur gehend, oder im Donnerwagen fahrend, so wird Wodan von unseren Altvordern fast nur reitend gedacht. Sleipnir, Odin’s (Wodan’s) achtfüßiger Schimmel, ist der Rosse bestes, heißt es in der jüngern Edda. Auf ihm reitet Wodan täglich zur Götterberathung, welche an Urd’s Brunnen unter der Esche Yggdrasil stattfindet. Donar aber geht zu Fuße zur Götterversammlung, wobei er mehrere Flüsse zu durchwaten hat. Auch als Anführer des „wüthenden Heeres“, das der Sage nach in wilden Sturmnächten durch die Lüfte zieht, jagt Wodan, auf seinem Schimmel reitend, dem phantastischen Zuge voraus.

Eber wurden dem Fro, Böcke dem Donar, dem Wodan aber ausschließlich Pferde geopfert und ihr Fleisch als heilige Opferspeise genossen, weshalb das Christenthum den Genuß des Pferdefleisches verpönte. Die Häupter der Rosse aber wurden in Wodan’s heiligem Haine an Baumstämmen aufgehängt. Tacitus berichtet in den Annalen: Als Cäcina im Jahre 15 nach Christus den Schauplatz der Niederlage des Varus besuchte, fand er zahlreiche Roßhäupter an Baumstämmen befestigt. Es waren die Köpfe römischer Pferde, von den Cheruskern dem Siegverleiher Wodan geweiht. Edle Rosse wurden ferner in den heiligen Hainen der Götter gefüttert und unterhalten. Sie dienten zum Umzug des Götterwagens, zu Opfern und Weissagungen. Pferdegewieher gilt noch heute als heilbringendes Zeichen.

Neben anderer Zukunftserforschung, wie sie die Mönchguter in der Neujahrsnacht üben, ist folgende hier zu erwähnen. Unverheirathete Mädchen, welche es drängt, zu erfahren, ob nicht schon das kommende Jahr ihnen den ersehnten Mann bringen werde, klopfen in der Sylvesternacht an die Thür des Pferdestalls. Hengstgewieher giebt bejahende Antwort. Die Stimme der Stute verneint. Knechte schlafen in der zukunftverkündenden Nacht nicht selten unter der Pferdekrippe, auch in derselben. Träume in solcher Bettstatt sind vorbedeutend für die Geschicke des kommenden Jahres. Krankes Vieh endlich läßt der Mönchguter zur Heilung gewisser Uebel durch das Geschirr eines Pferdes kriechen.

Von deutschen Stämmen waren es besonders die Sachsen, bei denen neben Donar’s Verehrung die Wodan’s am meisten blühte. Den Sachsen war daher das Roß vorzugsweise heiliges Thier. Der Pferdekopf ist das uralte Wahrzeichen des Sachsenstammes. Selbst als Eigenname berühmter Sachsen tritt des Pferdes Name auf, wie Hengist und Horsa beweisen. Noch heute spielt im Mönchgut, wie in anderen Landschaften sächsischer Bevölkerung, das Pferd eine häufig wiederkehrende und große Rolle in den Vorstellungen der Landleute.

An den Giebeln der mönchgutischen Häuser prangen zwei aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe, welche gleichzeitig als Windwehren der Strohdächer dienen. (— Das geht durch alle Lande, wo Altsachsen, Sassen, wohnen. —) In den Dörfern Groß-Zicker und Reddevitz, die altmönchgutischen Charakter wohl noch am treuesten bewahrten, sind diese Pferdeköpfe mit besonderer Sorgfalt, selbst Zierlichkeit, ausgearbeitet. Die heidnisch-mittelalterliche Bedeutung dieser Pferdeköpfe ist allerdings dem heutigen Geschlechte im Mönchgut, wie den Landleuten in Holstein, Hannover, Braunschweig und Lüneburg aus der Erinnerung geschwunden.

Der Brauch solcher Giebelverzierung ist herzuleiten von der „Neidstange“ der alten Germanen, besonders der Nordgermanen. An der Seite des Hauses, von woher ein Feind zu fürchten war, wurde eine Stange errichtet, auf welcher ein Pferdehaupt mit aufgesperrtem Rachen befestigt war. Zuweilen vertrat ein aus Holz gefertigtes Menschenhaupt die Stelle des Pferdekopfes. In solchem Falle stand die Stange wenigstens in der Brust eines geschlachteten Pferdes. Siegvater Wodan’s heiliges Attribut, das Roß, war Schutz dem Hause, Trutz dem Feinde. Die als Amulete an Schwellen und Thürpfosten befestigten Hufeisen in anderen Gegenden haben ähnliche Bedeutung.

Der Bauer ist mit Recht personificirte Sitte und Gewohnheit genannt worden. Vom Mönchguter gilt dies in ganz besonderm Grade. Dennoch schmolz vor dem Riesenaufschwung aller Culturverhältnisse, wie ihn die letzten Jahrzehnte brachten, auch auf dem Mönchgut mancher alte Gebrauch dahin. Noch vor einem Menschenalter etwa ging keine ordentliche Hochzeit auf der Halbinsel vorüber, bei welcher nicht vor den Brautleuten ein aus Holz geschnitzter Leuchter mit vier Armen stand, dessen hauptsächlichste Zier unabänderlich vier Pferdeköpfe waren. An den Spinnwocken und Bändelbrettern, d. h. Bandwebebrettern mönchgutischer Frauen, findet man noch heute als vorgeschriebene Zier geschnitzte oder gemalte Pferdeköpfe. „In meinen Kinderjahren,“ erzählte die Bäuerin, deren alten Hochzeitsleuchter ich gerade betrachtete, „saßen Winterabends die jungen Bursche in ihren Mußestunden fein zu Hause, schnitzten und

messerirten solche Leuchter, Wocken und Bändelbretter. Das war gegen den Müßiggang, und sie hatten gleich etwas zum Julklapp für ihr Mädchen. Die Dirnen dagegen fertigten Strumpf- oder Tragebänder und dergleichen als Gegengeschenk für die Mannsleute. Heute trinken und tanzen sie lieber im Wirthshause oder sonst wo im Dorfe, und den Julklapp muß der Krämer liefern. Aber das ist ja wohl der Fortschritt.“ (sic!)

War Wodan unseren germanischen Altvordern bei vorgeschrittener Anthropomorphose ihrer Göttergestalten vorzugsweise siegverleihender Schlachtengott, so ward dabei seiner ursprünglichern Bedeutung als Gott der belebenden Sonnen- und Frühlingswärme nicht vergessen. Um die Zeit der Wintersonnenwende und in den ersten Tagen des Mai wurden ihm allerorten bei den germanischen Völkern jubelnde Feste gefeiert.

Idee dieser schon aus der indogermanischen Heimath herübergebrachten Frühlingsfeste war in allen deutschen Gauen die Feier der siegreichen Rückkehr des Lichtgottes Wodan aus seiner siebenmonatlichen Verbannung in der dunkeln Wolkenburg des Winters. Hauptaction der Feier, besonders der Maifeste, war die bildliche Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter. Unter ersterm verstanden die Alten den frühlingsjungen Lichtgott Wodan. Den Winter stellten sie sich unter dem Bilde eines grimmen, reifkalten Riesen vor. Das Christenthum adoptirte später die natürlichen Zeitpunkte dieser heidnischen Feste und legte denselben im Weihnachts- und Pfingstfeste christliche Bedeutung unter.

Neben der christlichen Auffassung der alten Sonnenwend- und Frühlingsfeier haben sich jedoch noch mehrfache heidnische Bräuche und Vorstellungen durch eine fast tausendjährige Tradition lebendig erhalten, wenn auch den Ausübenden deren ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen ist.

Der kinderschreckende und kindererfreuende Knecht Ruprecht des Weihnachtsfestes ist hier an erster Stelle zu nennen. Im Mönchgute heißt er „Rumpreke“. Ruprecht, altdeutsch: hruodpêraht, der Ruhmglänzende, ist Wodan. In Pelze vermummt stellt er den winterlichen Scheinwodan dar. Unter der Gestalt des liebenden Verwandten, der nach Abwerfung der erschreckenden Hülle freundlich auf die Kinder blickt und durch seine Gaben erfreut, ist der wahre sommerliche Wodan zu denken, welcher zur Zeit der Wintersonnenwende seine wärmespendende und erfreuende Herrschaft wieder antritt.

Dieselbe Idee liegt auch dem „Julklapp“ zum Grunde, der nach schwedischer Sitte in Pommern und Rügen neben dem seltenern Christbaume die Form für Ueberreichung der Weihnachtsgeschenke abgiebt. Das als Julklapp heimlich durch die Hausflur oder die Fenster geworfene Geschenk ist herkömmlich in Stroh gehüllt und mit dem Namen des Empfängers versehen. Die triste, den Winter vorstellende Hülle des Geschenkes birgt die Gabe, als lichtes Zeichen der gleich dem Sommer erfreulichen Liebe des Gebers.

Anderer Hinweis auf Wodan, der zur Zeit der Sonnenwende mit seinem Heere dem finstern Wolkenberge entsteigt und siegreichen, freudebereitenden Einzug in die Lande hält, sind die Weihnachtskuchen der Mönchguter. Sie werden in Thiergestalt gebacken, wobei neben anderen Thierformen das Pferd am häufigsten vorkommt. Die um die Weihnachtszeit zum Verkauf gestellten Pferde und Ruprechte der Dresdener Pfefferküchler, die Nüjahrskaukjes in Ostfriesland, sowie die Kuchen-Pereken (Pferdchen) in märkischen Gegenden sind ähnliche Nachbildungen des segnenden Einzugs Wodan's zur Zeit der Sonnenwende. In Schweden haben diese Kuchen meist Ebergestalt und heißen Juleber. Der goldborstige Eber war Freyr's, des Gottes des Friedens, der Liebe und der Fruchtbarkeit, heiliges Attribut. Schweden aber war die Hauptcultusstätte dieses Gottes. Der Mönchguter nennt seine Weihnachtskuchen in Pferdegestalt seltsamerweise „Kinjees“ (Kind Jesus). Auffällige Berührung von Heidenthum und Christenthum! Mit solchen Kinjees beschenken sich vorzugsweise die Pathen untereinander.

Ein gleichfalls hier zu erwähnender Brauch scheint mir der folgende zu sein: In Göhren, dem östlichsten Dorfe der Halbinsel, besitzt ein Bauer einen Brunnen, der seines guten Wassers wegen vielfach von den anderen Dorfbewohnern benutzt wird. Am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages jedoch wird dieser Brunnen vom Eigenthümer geschlossen und Niemandem eher Wasser verstattet, als bis des Bauern Pferde getränkt sind. „Davon werden die Pferde stark und risch zur Arbeit,“ heißt es in einer alten Sammlung abergläubischer Gebräuche. Letzte Quelle ist wohl wieder des Schimmelreiters Wodan Rückkehr aus seiner winterlichen Verbannung.

Selbst zur Bezeichnung geographischer Oertlichkeiten gab die dem Mönchguter geläufige Vorstellung vom Pferde den Anlaß. Die beiden bedeutendsten Vorgebirge des Mönchguts, das von Göhren und das von Thiessow, heißen „Peerde“, jenes das Nordpeerd, dieses das Südpeerd. Auch in der mönchgutischen Sage spielt das Pferd eine Rolle. Ein Pferdeschädel genügte, die nach der Sage ehedem ganz schmale Wasserstraße zwischen Thiessow und Röden zu dämmen und trocken zu überschreiten.

Die Russen und die Engländer in Centralasien.

Wir haben über die gegenseitige Stellung dieser beiden Großmächte mehrfach Erläuterungen mitgetheilt und dürfen voraussetzen, daß die Leser unserer Zeitschrift sich an die Berichte erinnern, welche wir über die Verhältnisse in Afghanistan gegeben haben. In diesem großen Passagelande, welches zwischen den Besitzungen der beiden Großmächte liegt und allein noch eine trennende Schranke bildet, hat bekanntlich Schir Ali Chan, der allerdings für einen rechtmäßigen Thronerben gelten kann, sich als Herrscher behauptet. Mit Hülfe englischen Geldes und als einer Art von Bundesgenossen der Engländer ist es ihm gelungen, andere Kronprätendenten, namentlich seinen Neffen Abderrhaman, zu vertreiben. Dieser war erst nach Balch (Bactra) entronnen, hat sich aber dort nicht halten können; er ist dann als Flüchtling in Chiwa und Buchara gewesen und hat nun bei den Russen in Taschkend eine Zuflucht gefunden; diese haben nun einen afghanischen Prätendenten als Schützling und können denselben beliebig als Werkzeug benutzen. Ein Bericht aus Taschkend im „Russischen Invaliden“ giebt einen klaren Einblick in den Stand der Dinge und wirft zugleich ein Streiflicht auf die Stellung Rußlands zu Jakub Beg, dem Beherrscher von Kaschgar. Dieses bildet jetzt einen

Hauptangelpunkt für die politische Bewegung in Turkestan. („Globus" XVII, S. 135 und 154; sodann „Hayward und Shaw in Ostturkestan" S. 265.) Dort tritt die Rivalität der Russen und Engländer am schärfsten zu Tage. Die letzteren scheinen den Vorsprung gewonnen zu haben, seit Hayward und Shaw in Kaschgar waren; Jakub Beg hat eine Gesandtschaft an den Vicekönig von Indien geschickt, während im Auftrage des letztern Forsyth eine Expedition nach Kaschgar unternimmt. Wir haben schon früher erwähnt, daß eine solche ausgerüstet werde; jetzt lesen wir in einer Correspondenz aus Calcutta vom 9. Juli („Times-Mail" vom 16. August), daß dieselbe einen guten Fortgang nehme. „Die Angaben, daß in Ostturkestan Unruhen ausgebrochen seien, ist falsch; der Gesandte des Atalig Ghasi (das ist der Titel Jakub Begs) versichert, daß die Mission in Kaschgar auf den besten Empfang rechnen dürfe. Shaw wollte sich am Pangong-See derselben anschließen. Er und Forsyth wollten im Spätherbst zurück sein, zu der Zeit, in welche die Messe von Palampore fällt." Diese Ortschaft liegt in Kangra, im Pendschab, mitten im wichtigsten Theebezirke. Die Engländer haben diese Messe 1867 ins Leben gerufen, hauptsächlich um Kaufleute aus Centralasien dorthin zu ziehen, und das ist ihnen auch gelungen.

Nachdem wir diese Angaben vorausgeschickt, wird der Leser die nachfolgende russische Mittheilung in ihrer Tragweite zu würdigen wissen.

Die Angelegenheiten des Emirs von Buchara nehmen einen bessern Fortgang. Derselbe hat seinen bisher nicht unterworfenen ältesten Sohn bezwungen und hatte keinen geringern Erfolg bei der Unterdrückung der aufständischen Provinzen im Süd-Westen. Nachdem er sich Dinau's und Gissar's bemächtigt hatte, befestigte sich der Emir in Kuljab, von wo er Sary-Chan verjagte, welcher seine Herrschaft am obern Oxus auszubreiten suchte. Der Emir drang sogar bis nach Karatein vor, welches die Kokander dem Sary-Chan entrissen hatten. Nachdem er die kokandschen Truppen geschlagen, machte sich der Emir zum Gebieter dieses Landstriches. Shir-Ali-Bey, Statthalter von Karatein, wurde von den Bucharen gefangen genommen und nach Buchara gesandt, wo ein trauriges Loos seiner wartete.

Der Chan von Kokand ersuchte den Generalgouverneur von Turkestan um seinen Beistand, welcher den unglücklichen Schir-Ali-Bey nach Taschkend reclamirte. Hier wurde der ehemalige Statthalter von Karatein freundlich empfangen und nach Kokand (Chokand) zurückgesandt. Da er reiche Beute gemacht hatte, konnte der Emir seine Finanzen aufbessern und selbst einige Schulden bezahlen. So schickte er in den ersten Tagen des April einen Kriegssteuerrückstand von 120,000 Rubel nach Taschkend.

Die bucharische Gesandtschaft, welche in St. Petersburg gewesen, verließ Taschkend Anfangs April, um nach Buchara zurückzukehren. Als Erwiederung auf diese Sendung schickte der Generalgouverneur von Turkestan eine russische Gesandtschaft nach Buchara; dieselbe hat zum Chef den Obersten Nossowitsch, besteht aus Offizieren und Beamten und hat ein Gefolge von 50 Kosaken. Der Capitän vom Generalstabe, Kostenko, ist der Gesandtschaft beigegeben. —

Auf der chinesischen Grenze herrscht die vollständigste Ruhe. Unsere Karawanen gehen ungehindert nach Kaschgar. Unglücklicherweise beobachtet der Herrscher von Kaschgar nur äußerlich die freundlichen Beziehungen zu Rußland und wendet alle Mittel auf, um unserm Handel Hindernisse in den Weg zu legen. Jede russische Karawane wird bei ihrer Ankunft in Altyschar der peinlichsten Beaufsichtigung unterworfen. Die Waaren werden von dem Herrscher zu einem sehr niedrigen Preise angekauft, den er selbst bestimmt, und die Kaufleute kommen zurück, ohne irgend einen erheblichen Gewinn erzielt zu haben. — Jakub Beg, der Beherrscher von Kaschgar, sucht seine politischen und commerciellen Beziehungen zu Kuldscha zu befestigen. Zu diesem Zwecke ließ er den Paß von Musart (im Tian-Schan-Gebirge) ausbessern und sendet auf diesem Wege Karawanen in die Tarantschin'schen Besitzungen; ja er hat selbst eine Gesandtschaft dahin abgesandt. So rechnet denn der Chan von Kuldscha auf die Unterstützung Jakub Beg's, vermeidet es, directe Beziehungen zu den Russen einzugehen, und antwortete ausweichend auf den Brief, in welchem Generalmajor Kolpakowski die Zulassung der russischen Kaufleute in Kuldscha verlangte. —

Unter die Ereignisse von politischer Tragweite ist noch die Ankunft des afghanischen Prinzen Abderrhaman-Chan in Taschkend zu zählen, welcher von Schir-Ali-Chan mit Hülfe der Engländer des Thrones beraubt wurde (— den er usurpirt hatte —). Genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, ging Abderrhaman-Chan zunächst nach Chiwa, wo er 20 Tage blieb. Von dem Wunsche, sich zu unterrichten, getrieben, studirte er das Verwaltungssystem dieses Landes (?). Der Prinz war erstaunt über die große Anzahl der Sklaven in demselben, die er auf 15,000 schätzt, alle von afghanischer, persischer und anderer Race. Wie der Prinz erzählt, sind diese Sklaven mit Arbeit überbürdet und beklagten sich häufig bei ihm über ihre unglückliche Lage. Abderrhaman-Chan konnte nicht lange in Chiwa verweilen. Er fürchtete, an seine Feinde verkauft zu werden und beeilte sich, bucharisches Gebiet zu erreichen. Aber auch dort flößte ihm das Benehmen des Herrschers kein Vertrauen ein. Abderrhaman-Chan bemerkte, daß der Emir sich nach beiden Seiten hin gut zu stellen suche — mit den Russen und mit den Afghanen — um von den Umständen Nutzen zu ziehen und seine Macht zu vermehren. Während er Abderrhaman-Chan schmeichelte, stand er gleichzeitig in Beziehungen zu Schir-Ali-Chan. Diese Doppelzüngigkeit des Emirs gefiel dem Prinzen nicht, der sich nach Samarkand begab und von dort nach Taschkend kam, wo man ihn mit der Gastfreundlichkeit empfing, die sein trauriges Loos verlangte.

Abderrhaman-Chan macht auf Jedermann in Taschkend einen günstigen Eindruck. Er ist durch seine Bildung allen eingeborenen Autoritäten, mit denen wir bis jetzt in Berührung gekommen sind, weit überlegen. Sein Aeußeres ist angenehm, von hoher Gestalt und regelmäßigen Zügen, brauner Gesichtsfarbe, kohlschwarzen Haaren; er trägt einen Vollbart. Er ist nur 26 Jahre alt, erscheint aber viel älter. Abderrhaman kam mit einem Gefolge von 300 Personen hier an, deren fremdartige Kleidung die Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Generale des Prinzen gehen zur Parade mit einer Art Tiara aus Filz auf dem Kopfe, einem Schild auf dem Rücken und dicken Schuhen, welche sie ohne Strümpfe tragen. Abderrhaman-Chan gab über die letzten Ereignisse in Kabul und über die Geographie von Afghanistan umfangreiche und interessante Auskunft.

Schließlich einige Worte über die Märkte, welche in Taschkend eingerichtet werden sollen. Diese Märkte oder Messen werden gleichzeitig den Russen und den Eingeborenen Nutzen bringen. Sie werden Elemente sein, um die Sieger und die Besiegten einander zu nähern, den Austausch der Producte zu beschleunigen und den Preis zu regeln. Man will zwei Messen einrichten, die eine im Herbst, vom 1. October bis zum 1. November, die andere im Frühling, vom 1. bis zum 15. April. Die erste Messe wird im October 1870 abgehalten werden.

Aus allen Erdtheilen.

Der patagonische Strauß.

In der Thierwelt der nordpatagonischen Ebenen macht sich der südamerikanische Strauß vorzugsweise bemerkbar, und man hat oft beobachtet, daß er auch schwimmt; Darwin sah, daß einige über den 400 Schritt breiten Santa Cruz durch eine sehr rasche Strömung schwammen. Die größere Art, der Nandu, Struthio rhea, wird in den La-Plata-Ländern bis etwas südlich vom Rio Negro gefunden, bis etwa 41° S.; die kleinere Art, der Avestruz Petise, Struthio Darwini, hat das südliche Patagonien zu seiner Domäne. Die Straußfedern sind für Buenos Ayres ein Exportartikel; im Jahre 1866 wurden dort 161,397 Pfund Straußfedern ausgeführt.

Ein Deutscher, welcher jüngst ein gegen die Indianer errichtetes Grenzfort, Olavarria, besuchte, erzählt in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata“ Folgendes:

„Im Verlaufe unseres Gespräches setzten wir unsern Spaziergang fort, bis ein Rudel von beiläufig zwölf zahmen, zum Fortin gehörenden Straußen, sorglos am Boden Futter suchend, langsamen Schrittes an uns vorbeizogen, von denen namentlich zwei darunter befindliche vollkommen weiße Strauße meine Aufmerksamkeit erregten. Ich hatte noch nie so schöne, durchgehends weiße Strauße gesehen als die in Olavarria. Die wie das gewöhnliche Hausgeflügel herumlaufenden Thiere gleicher Gattung sind bräunlich und besitzen bloß am hintersten Theile der Flügel große weiße Federn, sowie auch die afrikanischen Strauße schwarz sind, und rückwärts, wie die hiesigen, weiße Federn enthalten. Wie man mir später erzählte, als ich das Gespräch auf die Strauße lenkte, verlassen diese öfters das Fort, um aber jedesmal und zwar häufig mit wilden Straußen zurückzukehren, so daß es nicht selten vorkommt, daß selbst solche Thiere, die noch nicht an den Anblick des Menschen gewöhnt waren, sich mit der Zeit in das Innere des Forts hineinwagen, um die ungeheure Gefräßigkeit zu befriedigen, mit welcher die Natur diese Geschöpfe beschenkte. Daß viele derselben ohne besondere menschliche Kunsthülfe die Art und Weise des Verhaltens der zahmen annehmen, ist daher erklärlich. Interessant ist der Umstand, daß die Indianer die hier in geringerer Anzahl vorkommenden weißen Strauße stets unbehelligt lassen und nie tödten. Nach der Aussage der Einen hängt diese Schonung von einer Art göttlicher Verehrung ab, mit welcher diese Thiere ausgezeichnet werden, während nach anderen von mir bei einigen Indianern und Indianerinnen persönlich ausgeführten Erkundigungen die weißen Strauße bloß deshalb nicht gejagt werden, weil jene der Meinung sind, es würden die Strauße aufhören zu existiren, wollte man die weißen Thiere dieser Gattung verfolgen. Beachtenswerth bleibt jedoch jedenfalls, daß die Indianer der weißen Farbe der Thiere eine eigene Berücksichtigung zu Theil werden lassen. So wird z. B. nie eine weiße Kuh, ein weißes Pferd und dergleichen von denselben getödtet. Schade, daß die weiße Menschenrace nicht auch so glücklich ist, jene Respectsbezeugung zu genießen. Ueberall, wo argentinisches Militär campirt, ist das Fleisch derart im Ueberflusse, daß von dem Ueberschusse desselben nicht allein die ungemein große Anzahl der Weiber und Hunde, welche gewöhnlich die Truppe begleiten, unterhalten wird, sondern daß sogar täglich Hunderte, ja Tausende in Schwärmen anlangende Geier, welche ihres harten Fleisches halber nicht geschossen werden, und welche sich daher dem Schlachtort furchtlos nähern, ihre tägliche Nahrung finden. An allen Punkten liegen rohe, gekochte oder gebratene Fleischreste. Kein Wunder daher, daß der wilde Strauß dem Beispiele des zahmen folgt. Ist die Freßgier des Straußes doch so groß, daß derselbe Alles verschlingt, was in den Bereich des Schnabels desselben gelangt. Ich sah Strauße mehrere Ellen lange, dicke Stricke, eiserne Nägel und noch viele andere Gegenstände, wie Leder, Bleistifte rc., welche denselben vorgeworfen wurden, mit einer Hast verschlingen, die an das Unglaubliche grenzt. Die Verdauungsorgane des Straußes sind derartig ausgezeichnet ausgebildet, daß Stoffe, die in den meisten Organismen vollständig unverdaut abgehen würden, im Magen derselben der gründlich durchgreifenden Auflösungsthätigkeit des Magensaftes unterworfen und aufgesaugt werden, und zwar derart, daß jene sonst unverdaulichen Stoffe, wie Pflanzenfasern rc., vollkommen assimilirt, nur spärlich in den Ausscheidungsresten des Vogels nachzuweisen sind.

Das Strauß-Pepsin (der bei der Verdauung thätigste Stoff) hat daher mit allem Recht den Ruf verdient, den es erlangt; denn die chemisch-physiologischen Eigenschaften desselben überragen weit jene der meisten anderen animalischen Organismen, namentlich jene der Herbivora (Pflanzenfresser), welche fast nur zur Verdauung von Pflanzenstoffen geeignet sind und deren Pepsin bis heutzutage in den Apotheken Europas zum Nachtheile des Straußen-Pepsins aufbewahrt und verkauft wird.“

Der König von Birma, die Mohammedaner in Yünnan und die Dampfer auf dem Irawaddy.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die Engländer Alles aufbieten, um die Handelsstraße von Bhamo am Irawaddy nach dem südwestlichen China zu eröffnen, wo die Panthays, chinesischen Mohammedaner, ein Sultanat gegründet haben. Der König von Birma, welcher in Mandelay residirt, hat bis vor Kurzem den Engländern alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen versucht und war bestrebt, wichtige Bestimmungen des Vertrages, welchen die Engländer ihm aufgezwungen haben, illusorisch zu machen. Sie gaben ihm jedoch zu verstehen, daß sie ihn absetzen und sein Land nehmen würden, falls er seine Schuldigkeit nicht thue, und neuerdings scheint er in der That andern Sinnes geworden zu sein. Wir entnehmen das aus den jüngsten Berichten aus Calcutta (vom 9. Juli; „Times-Mail“, 16. August). Ihnen zufolge befestigen die Panthays in Yünnan ihre Macht mehr und mehr. Chinesische Kaufleute zu Bhamo in Oberbirma brachten dem dortigen englischen Agenten, Capitän Strover, die Kunde, daß die Panthays alle chinesischen Außenstellungen in der Gegend von Momein (— dem äußersten Punkte, bis zu welchem seiner Zeit Sladen vordringen konnte —) niedergebrannt haben. Die chinesischen Kaufleute, welche lange Zeit den chinesischen Briganten Lisitahaï unterstützen mußten, um nicht die ärgsten Erpressungen durch ihn zu erfahren, und damit er ihre Verwandten und Angehörigen in Yünnan nicht beraube, sind fortan vor ihm gesichert. Strover hat auch durch die von ihm ausgesandten Späher erfahren, daß im November eine Handelsexpedition mit voller Sicherheit nach Talifu, der Hauptstadt des Panthays, gehen könne, und dabei auf Unterstützung des Statthalters von Momein rechnen könne.

Major Mac Mahon, der Sladens Nachfolger am Hofe zu Mandelay ist, war von dieser Stadt aus Ende Aprils mit seinem Dampfer binnen vierthalb Tagen stromauf bis Bhamo gefahren, und trotz des niedrigen Wasserstandes hatte die Rückfahrt nur dritthalb Tage in Anspruch genommen. Der König von Birma hatte das im Voraus für eine Unmöglichkeit erklärt; als er sich vom Gegentheil überzeugt hatte, war er ganz erstaunt. Seine Höflinge, als Buddhisten, die an eine Seelenwanderung glauben, erklärten, solch ein Unternehmen habe nur gelingen können, weil Mac Mahon sich in einem frühern Leben große Verdienste erworben haben müsse. Der König will, wie einst in alten Zeiten der indische König Asoka, Missionäre nach Indien und Ceylon senden, um den Buddhismus zu

verbreiten. Er ist sehr damit beschäftigt, sich für künftige Existenzen schon hier einen großen Vorrath guter Werke zu sammeln; er läßt zu diesem Zwecke Sprüche buddhistischer Weisheit in Steinpfeiler eingraben, die er dann weit und breit umher vertheilt. Ein Engländer bat ihn um eine Abschrift des heiligen Buches Dhamma Pada für die Bibliothek der Universität Edinburg, und sofort schenkte ihm der König sein Handexemplar, in welchem er täglich zu lesen pflegte; dasselbe ist auf Palmblätter geschrieben. Der Einband besteht aus vergoldetem Bambus. Seine Majestät schickt demnächst einen jungen Edelmann, Paden Mou, der in Calcutta unterrichtet worden ist, zur weitern Ausbildung nach Europa. Die Könige der hinterindischen Länder fallen mehr und mehr den europäischen Einflüssen anheim.

Das Budget der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 1860 bis 1870. Wir finden in einem Newyorker Blatte die nachfolgende Zusammenstellung, deren Zahlen sehr beredt sind. Es handelt sich dabei lediglich um die Einnahmen und Ausgaben der Bundesregierung; jene der Staaten, Counties und Ortschaften sind dabei nicht berücksichtigt.

	Ausgaben.			Einnahmen.		
1860	63,025,789	D. 24	C.	55,976,833	D. 89	C.
1861	66,357,127	„ 20	„	41,344,983	„ 82	„
1862	474,744,781	„ 22	„	51,935,720	„ 76	„
1863	714,709,996	„ 58	„	111,339,766	„ 48	„
1864	835,234,087	„ 86	„	263,632,714	„ 44	„
1865	1,290,312,982	„ 40	„	329,567,882	„ 66	„
1866	520,809,416	„ 99	„	560,250,353	„ —	„
1867	357,542,478	„ 71	„	490,634,010	„ 27	„
1868	337,340,284	„ 86	„	405,638,083	„ 32	„
1869	321,490,597	„ 75	„	370,943,747	„ 21	„
1870	292,111,269	„ 31	„	403,831,372	„ 42	„
Summa	5,303,700,811	D. 23	C.	3,087,190,475	D. 30	C.

Die öffentliche Schuld belief sich im Jahre 1860 auf ungefähr 100,000,000 Dollars; sie beträgt jetzt 2,216,545,335 D. 93 C. Die obige Totalsumme der Ausgaben ist seit dem Fiscaljahr, das am 30. Juni 1859 seinen Anfang nahm, folgendermaßen verwendet worden: Für den Executivzweig der Regierung 56,000,000 D.; für das Gerichtswesen ungefähr 15,000,000 D.; für die Armee und „Volontäre" 1,140,632,060 D. 94 C., wovon 323,000,000 D. im Jahre 1865 verausgabt wurden. Für diverse Bedürfnisse und Vorräthe des Kriegsdepartements und der Armee 2,146,776,896 D. 53 C.; für Handgelder von 1868 bis 1870 98,208,000 D.; für die Marine 480,043,081 D. 25 C.; für Pensionen 136,931,457 D. 58 C., von denen circa 2,130,622 D. 53 C. vor Beginn des Bürgerkrieges ausgegeben wurden; für die Indianer 39,285,017 D. 78 C.; für Zinsen der öffentlichen Schuld 851,850,713 D. 29 C., wovon 3,172,314 D. 62 C. im Jahre 1860 und 4,000,173 D. 76 C. im Jahre 1861 verausgabt wurden; für Congreß 36,969,649 D. 78 C.; für öffentliche Gebäude über 17,000,000 D.; für Ausfälle in der Postverwaltung über 25,000,000 D.; für Hafen- und Flußbauten nahezu 16,000,000 D., wovon etwa 11,000,000 D. seit 1867 verausgabt worden sind; für den Verkehr mit dem Auslande über 20,000,000 D., in welcher Summe die 7,200,000 D. für Alaska einbegriffen sind; für Kosten beim Einziehen der Zolleinkünfte 52,591,811 D. 93 C.; für Kosten beim Erheben der inländischen Steuern seit 1866 39,000,000 D. Der Rest zum Betrage von mehr als 175,000,000 D. vertheilt sich auf diverse vermischte Ausgaben. Die Einnahmen aus dem Fiscaljahre (30. Juni 1869 bis dahin 1870) beliefen sich nach ihren Quellen wie folgt:

Zölle	193,984,346	D. 40	C.
Steuern	183,216,219	„ 1	„
Oeffentliche Ländereien .	3,282,274	„ 34	„
Vermischtes	28,393,532	„ 71	„
	408,831,372	D. 46	C.

Berghöhen in Californien und Colorado.

Unter den Bergriesen Californiens hat lange Zeit der Mount Shasta, 14,400 Fuß hoch, die Ehre gehabt, für den höchsten Berg in den Vereinigten Staaten angesehen zu werden. Professor Whitney hat jedoch bei seiner geologischen Vermessung des Staates im südlichen Theile der Sierra Nevada mehrere Bergspitzen gefunden, die ihn an Höhe noch übertreffen. Ein Plateau, welches sich über einen Flächeninhalt von mehr als 300 englischen Quadratmeilen im südlichen Theile der Sierra Nevada ausbreitet, erhebt sich 8000 Fuß über die Meeresfläche und auf diesem Plateau erheben sich mehrere Spitzen noch über 5000 Fuß höher. Der eine derselben, Mount Whitney genannt, ist bis zu einer Höhe von 14,730 Fuß erstiegen; sein Gipfel ist aber noch 300 oder 400 Fuß höher; ihm am nächsten kommt der Mount Tyndall, 14,500 Fuß hoch. — Unter den Bergen Colorados ist bis jetzt noch keiner bekannt, der den genannten an Höhe gleichkommt; der höchste ist der Mount Harvard, welcher im vorigen Sommer von Professor Whitney aufgefunden wurde und 14,370 Fuß hoch ist; der nächste ist Grays Peak, 14,145 Fuß hoch, und diesen schließen sich noch ungefähr ein Dutzend andere in beinahe gleicher Höhe an. Professor Whitney ist von der Legislatur wieder mit der geologischen Vermessung Californiens beauftragt worden und wird deshalb in diesem Sommer nicht im Stande sein, seine Untersuchungen in Colorado fortzusetzen; ein tüchtiger Geologe von New Haven, der Professor Marsch, ist aber auf dem Wege nach Colorado und wird dort wahrscheinlich noch interessante Entdeckungen machen. Im Laufe der Zeit wird die an großartigen Naturschönheiten reiche Sierra Nevada wahrscheinlich von vielen Touristen aus den Vereinigten Staaten besucht werden; mit den Alpen kann sie sich übrigens doch nicht messen, weil ihr Zweierlei fehlt, welches gerade jenen den eigenthümlichen Reiz giebt, nämlich die Gletscher und die vielen schönen Gebirgsseen.

Die Spaltung unter den Mormonen. Wir haben mehrfach erwähnt, daß sich unter den Heiligen des jüngsten Tages eine Partei gebildet habe, welche gegen die strenge Theokratie Brigham Young's auftritt und auch die Vielweiberei verwirft. Im Juli ist sie nun offen mit ihrem Programm hervorgetreten, das folgendermaßen lautet: 1) Wir sind entschieden gegen Vereinigung von Kirche und Staat und gegen ein System, in welchem die Rechte freier Bürger von einer unverantwortlichen Priesterkaste nicht anerkannt werden und die weltlichen Angelegenheiten des Territoriums einer Kirchenhierarchie dienen müssen. 2) Wir sind gegen die Doctrin der Polygamie, wie sie hier unter dem Deckmantel der Religion gelehrt und geübt wird. Wir sind für Einschreitung des Congresses, um das wachsende Uebel zu unterdrücken und die Gesetze der Vereinigten Staaten überall und besonders in Utah zur Geltung zu bringen. 3) Wir verehren die Constitution unserer Väter und bestehen darauf, daß dieselbe nebst den Gesetzen des Congresses in der ganzen Republik beobachtet werde. Während wir zugestehen, daß die Constitution freie Religionsübung garantirt, stellen wir in Abrede, daß diese Garantie Polygamie oder andere Verbrechen autorisirt. 4) Wir protestiren gegen die bestehende Kirche von Utah als intolerant und unvereinbar mit den wahren Grundsätzen einer republikanischen Regierung; wir protestiren dagegen, weil sie eine unverantwortliche Geistlichkeit einsetzt, die durch Annahme weltlicher Gewalt den Despotismus herbeiführt und alle Rechte eines freien Volkes untergräbt. 5) Wir sind dafür, das Minenwesen und die Einwanderung zu pflegen und zu ermuthigen.

* * *

— Der englische Prophet Baxter, Ludwig Napoleon und die Völker in der glückseligen Zukunft. — Wir Deutschen lassen uns allerlei gute und schlimme Dinge vom Schäfer Thomas prophezeien, aber der ist nur ein schlichter

Mann und versteht sich nicht richtig auf den Rummel, er hat keine Theologie studirt. Auch mit der Erläuterung der Offenbarung Johannis, welche der weiland berühmte Tübinger Theologe Bengel gegeben, ist er nicht bekannt. Ein zuverlässiger Prophet muß in den alten Judenbüchern beschlagen und ein guter Bibelreiter sein. Das trifft nun bei einem Geistlichen der anglicanischen Kirche zu; dieser Reverend heißt Baxter. Vor etwa zehn Jahren hat er ein Buch von Stapel gelassen, welches den Titel führt: „Die Schlachten der Zukunft," und Anno 1868 trat er wieder mit einer Prophezeiung auf, in welcher er uns verkündigt, daß Ludwig Napoleon der Weltmonarch und der Antichrist der Zukunft sein werde. „Napoleon the destined Monarch and future Antichrist." Dasselbe hat in Australien, vor allen Dingen aber in Nordamerika, große Verbreitung gewonnen, und da es gründlich albern ist, findet es eine Menge gläubiger Leser.

Mit der verkündeten Weltmonarchie Napoleon's sieht es freilich seit dem Augustmonate einigermaßen schlimm aus. Der Bibelreiter Baxter ist mit der Raupe, welche er in seinem Hirne großgezogen hat, nicht gut gefahren. Er sucht darzuthun, „daß alle Weissagungen, welche in der Bibel stehen und von den Dienern der Kirche ausgelegt wurden, allemal eingetroffen seien." In der Bibel ist die französische Revolution von 1789 und der große Bürgerkrieg in Nordamerika sonnenklar prophezeiet worden. In dem letztern Lande ist eine ganze Schaar „großer heiliger Propheten" erstanden; was sie in den von ihnen gegründeten „Zeitschriften für Weissagung" verkünden, trifft allemal ein — in der Zukunft. Es ist jedoch Methode in diesen Tollheiten und namentlich auch in jener des Reverend Baxter.

Die Weissagungen dieser modernen Propheten stimmen in den Hauptpunkten alle überein. Sie alle suchen die geheimnißvollen Stellen der Bibel, namentlich das Buch Daniel und die Offenbarung Johannis, mit den Ereignissen der Gegenwart und der nächsten Tage zu verbinden und die Auslegung und Schlußfolgerung daraus mit Bestimmtheit darzulegen.

In Louis Napoleon glauben sie den Mann (und sie behaupten es hartnäckig) gefunden zu haben, der als der zukünftige Antichrist und alleinige Herrscher der ganzen Erde ausersehen ist. „Er wird Macht haben über alle Zungen und Nationen" (Offenbarung 8). Die Zeit dieser großen Umwälzungen wird in die Jahre 1864 bis 1873 verlegt. Napoleon selbst wird zunächst ein $3\frac{1}{2}$jähriges Bündniß mit den Juden machen. Er wird die 5 Millionen Juden, welche zerstreut über die ganze Erde leben, nach Jerusalem zurückführen und den Tempel Salomo's wieder aufrichten, und sie werden ihn für ihren Messias halten. Er wird sich mit dem Papst (als dem falschen Propheten nach der Bibel) verbinden. Rom wird fallen, und phönixgleich wird sich aus den rauchenden Trümmern ein Mann erheben — Napoleon der große Antichrist, der Mann der Sünde. Wilde Horden, die aus Asien in die civilisirten Länder einfallen, wird er schlagen, der gewaltige, furchtbare Krieg wird beginnen; er selbst wird eine neue Religion verkünden, in der er als Gott auftritt. Die christliche Kirche ist dann gleich einem Schlachthaus, wo Tausende unschuldiger Schafe Christi „unter Marter und Tortur" erwürgt werden. Diejenigen, welche an Napoleon glauben, werden mit der Zahl 666 gebrannt werden auf der Stirn oder an den Händen (Offenbarung 8). Dann beginnen die letzten $3\frac{1}{2}$ Jahre. Erdbeben und Pestilenz erschüttern die Erde, und Napoleon selbst wirft sich zu ihrem Beherrscher auf. Er erscheint dann als „das achte Haupt der Bestie" nach der Offenbarung Johannis. Sein ungeheures Reich wird er in 10 Vasallenkönigreiche theilen, die von den Gliedern seiner Familie regiert werden. Diese 10 Vasallenreiche sind: England, Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich, Tripolis, Griechenland, Aegypten, Syrien und Türkei. Napoleon figurirt dann als „des heiligen römischen Reiches letzter Kaiser." England wird zuerst an Frankreich fallen.

Sein Reich wird sich dann vom Euphrat bis zum Atlantischen Meere, vom nördlichen Afrika bis zur Donau und zum Rhein erstrecken. Australiens und auch Deutschlands wird von den Propheten nicht erwähnt, eine Thatsache, die uns mit unendlichem Troste erfüllen kann!

Ueber das Ende Napoleon's läßt uns der Prophet leider im Ungewissen. Er berichtet nur, daß dann Christus selbst erscheinen werde, um das 1000jährige Reich seiner Macht zu errichten. Die Sahara wird kühl, Sibirien warm werden. Jerusalem wird die Metropole des Universums, eine Stadt von reinem Gold, 1500 Meilen in Länge und Breite. Christus wird nur momentan erscheinen mit der Schaar seiner Engel. Alle Menschen tragen dann einerlei Kleidung, alle Nationen sind in einer Sprache vereinigt — Friede wird auf Erden herrschen. Stehende Heere, Kanonen und Waffen gehören dann zu den Ueberresten barbarischer Zeiten.

Verbrechen kommen selten vor, kein Despotismus, keine Tyrannei kann bestehen; Eisenbahnnetze überziehen die Erde u. s. f. Dann werden die Heiligen aus der Wildniß, in die sie vor Napoleon's Selbstvergötterei geflohen, zurückkehren.

Baxter behauptet dieses Alles im vollen Ernste und sucht durch Züge aus dem Leben Napoleon's seine zu vollbringende Sendung zu beweisen. Er achtet nicht Menschenleben, sagt Baxter, denn seine Menschenverachtung bei Solferino hat es bewiesen. Er sah einst 80,000 Mann, die für den Krimkrieg bestimmt waren, an sich vorbeiziehen, ohne ein Wort zu sagen, eine Miene zu verziehen. Die Franzosen sind schon jetzt nahe daran, ihn als Gott zu verehren. Bei seiner Zurückkunft von Italien empfing er eine Adresse, worin geschrieben stand: „Gott schuf Napoleon und ruhte von seinen Werken. Einige sagen, Ihr seid ein Engel, Andere ein Teufel, aber Ihr seid mehr als ein Mensch." —

— Die Stadt Uleaborg in Finnland hat, nach der jüngst vorgenommenen Zählung, 7288 Einwohner; davon waren 5423 Finnländer, 1273 Schweden, 44 Russen, 23 Deutsche. — In Wiborg zählte man 9802 Lutheraner, 3120 von griechischer, 376 von katholischer Confession, 33 Mohammedaner, 119 Juden &c. Finnisch sprachen 6845, schwedisch 2261, russisch 3257, 199 polnisch. Außerdem waren etwa 200 vorhanden, welche auf verschiedene andere Sprachen entfallen, z. B. magyarisch, französisch, lettisch, esthnisch, litthauisch, tatarisch, englisch und zigeunerisch.

— Im Staate Indiana ist an der katholischen Universität in St. Josephs County eine Professur der irischen Sprache und Literatur gestiftet worden.

— In Rio de Janeiro sind in den Jahren 1860 bis 1869 nicht weniger als 13,294 Sklaven emancipirt worden. In derselben Zeit starben 29,717 Sklaven, und die Zahl der Geburten unter denselben betrug 19,144.

— Die Einwanderung in Minnesota ist so stark, daß im Julimonat 1870 im Durchschnitt täglich etwa 1000 Köpfe angelangt sind, um sich in diesem rasch aufblühenden Staate niederzulassen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Wanderungen im südlichen Indien *).

I.

Tschillambaram, dessen Pagoden und Gopurams. — Feste, heilige Trompeten und Wunder. — Kombakonum und der Ramatempel. — Die Tamulen und ihr Land. — Missionäre und Inder. — Tanjore. — Negapatam. — Brahminen und Pilger. — Ein mediatisirter Radscha.

In unseren früheren Mittheilungen über die Koromandelküste und das südliche Dekhan haben wir den Reisenden Alfred Grandidier bis nach Madras und Pondichery begleitet. Wir wollen jetzt mit ihm weiter nach Süden hin bis nach Madura wandern und gelegentlich Bemerkungen des Missionärs Graul einschalten.

Die Entfernung zwischen Pondichery und Tschillambaram beträgt etwa zehn deutsche Meilen. Der Weg führt nach Süden hin über eine sandige Ebene, auf welcher die Räder des von zwei Zebus fortbewegten Palankins tief einsinken; nach anhaltendem Regenwetter ist dort gar nicht durchzukommen.

Die Straßen von Tschillambaram sind breit und von Kokospalmen beschattet; in der Mitte der Ortschaft erhebt sich die große, dem Gotte Siwa geweihete Pagode. Durch vier Gopurams, aus Backsteinen aufgeführte, von einer Pyramide überragte Eingangspforten, gelangt man in den Raum der ersten Einfriedigung, an deren äußere Mauer sich armselige Hütten lehnen. Diese Gopurams sind sieben Geschosse hoch und wohl die ältesten im ganzen Dekhan. Die Oberfläche ist ganz und gar mit Kryptogamen überzogen und gewährt einen durchaus alterthümlichen Anblick. An dem östlichen Gopuram fehlen die Massen von Statuen und Sculpturen, mit welchen die übrigen völlig bedeckt sind. Diese Statuen sind aus Tschannam (— die Engländer schreiben Chauman!! —) verfertigt, d. h. einem Cement aus Muschelkalk oder Korallen, der sich vortrefflich zu Stuccaturarbeiten verwenden läßt, und stehen einander gegenüber wie Soldaten in Reihe und Glied. Auf der ganzen Oberfläche sieht man viele Brillenschlangen dargestellt, welche derselben eine Art von Eleganz verleihen.

Die Höhe dieser Gopurams steht in keinem richtigen Verhältnisse zu der massiven Basis; dieser Fehler kommt übrigens, wiewohl in geringerm Grade, bei allen späterhin erbaueten Gopurams im Dekhan vor. Die vier Pfeiler des westlichen Gopurams haben prachtvolle Sculpturen und einige Steine sind mit alten Inschriften bedeckt.

Als Grandidier die große Pagode in Tschillambaram am 3. Februar 1863 besuchte, wurde ein hohes Fest gefeiert. Der Hofraum des Tempels war gedrängt voll von Frauen und Männern, welche als Symbol heiterer Freude die duftigen gelben Blumen der Tschampapflanze in den Haaren trugen. Diese ist Krischna geweiht, dem schwarzen Gotte; die Inder lieben überhaupt eine Zusammenstellung von Schwarz und Gelb. Vor dem Eingange zum Allerheiligsten lagen platthingestreckt manche Fromme oder Heilige, welche

*) Vergleiche Band XVII. S. 145, 160, 177, 193.



Der Gopuram des Ramatempels in Kombakonum.

ihr Gesicht mit einer dicken Lage weißen Kalkes überzogen hatten. Dann und wann wenden sie den Kopf erst zur Rechten und dann zur Linken und erheben sich, indem sie die Hände über das Hinterhaupt emporstrecken.

In Zwischenräumen wird die heilige Trompete geblasen, welche nur bei den Festen der Götter höchsten Ranges verwandt werden darf; sie hat einen scharfen, unangenehmen Ton. In Indien, wo man so viele, für einen Europäer unbegreiflich subtile Unterscheidungen macht, hat man dergleichen auch in Bezug auf die Gestalt der musikalischen Instrumente. So hat z. B. die kupferne Trompete mannichfaltige Formen in Betreff der Größe und Zeichnungen nicht nur für die einzelnen Kasten, sondern auch für den Gebrauch, zu welchem sie verwandt wird; sie ist eine andere für die Feste der hohen Götter als für die niederen Götter, eine andere für die Hochzeitsfeierlichkeiten, für die Leichenbegängnisse und so weiter.

Etwa eine halbe Wegstunde von Tschillambaram entfernt sah Grandidier eine kleine, aus Baumzweigen verfertigte Hütte, um welche eine beträchtliche Menschenmenge sich drängte. Dort hatte sich vor Kurzem ein Wunder ereignet. In der Hütte wohnte ein frommer Brahmine, der einen unsträflichen Lebenswandel geführt hatte; er war vor etwa einer Woche gestorben, und die Erde hatte sich geöffnet, um den Leichnam in sich aufzunehmen. Dieser befand sich allerdings nicht mehr in der Hütte, aber wer war denn Zeuge gewesen, daß er von der Erde verschlungen worden sei? Die Brahminen wissen aus langer Erfahrung, daß sie das leichtgläubige Volk nach Herzenslust betrügen dürfen; es glaubt ihnen alle Lügen, so faustdick dieselben auch sein mögen.

Von Tschillambaram nach Kombakonum führt eine etwa siebenundvierzig englische Meilen lange Straße, die von Palmen und Bananen beschattet wird. Die indischen Ochsen legen durchschnittlich in der Zeitstunde nur anderthalb bis höchstens zwei Miles zurück, also kaum eine Wegstunde; das Trablaufen können sie nicht lange aushalten. Kombakonum (10° 58′ N.) hat viele Heiligthümer, und vom großen Gopuram der Hauptpagode hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Delta des Kawery, in welchem aus den grünen Reisfeldern hohe Palmen emporragen, und an mehr als einem Punkte auch prächtige Tempel mit ihren Thürmen.

Die Hauptpagode ist dem Sarangabani geweiht; das ist einer von den vielen Namen, welche Gott Rama führt. Vor dem Tempel steht ein von vier Pfeilern gestütztes Himmeldach, das ganz jenen gleicht, die man auch in Mahabalipuram und Kondschewaran vor den Pagoden findet. Unter demselben wird bei gewissen Festen das heilige Feuer angezündet und verehrt; gleichzeitig brennt ein anderes Feuer auf dem höchsten Stufenabsatze des Gopurams, damit die Andächtigen schon aus weiter Ferne die heilige Flamme erblicken können. Neben diesem Mandapam (d. h. der etwas erhabenen steinernen Platform mit dem von Säulen getragenen Dache) steht unter einem kegelförmigen Strohdache ein alter hölzerner Wagen mit massiven Rädern; er ist mit Schnitzwerk bedeckt, das mit einer dichten Lage von Rauch und Staub überzogen ist. Auf diesem Karren wird an hohen Festtagen der Gott Sarangabani umhergefahren.

Dieser Ramatempel in Kombakonum hat, wie unsere Abbildung zeigt, nur einen einzigen Gopuram; derselbe besteht aus elf Absätzen; ganz oben sind elf Kugeln angebracht. Die einzelnen Seiten dieses Pyramidenthurmes sind über und über mit Statuen bedeckt, von denen jene des ersten Absatzes die volle Mannesgröße haben; die übrigen werden bei jedem einzelnen Absatze nach oben hin kleiner und kleiner. So werden die einzelnen Absätze von einer, man kann wohl sagen, Heerschaar von Karyatiden gestützt. Manche Gruppen, in welchen die ausschweifende Phantasie der Inder sich zwanglos hat gehen lassen, würden jedem Europäer, weil doch von allzu stark erotischer Beschaffenheit, in hohem Grade anstößig erscheinen. Das Aeußere dieses Gopurams imponirt ganz entschieden, dagegen enthält das Innere nichts Bemerkenswerthes. Der Raum ist eng; auf der linken Seite steht ein kleiner Mandapam, und das Allerheiligste ist ganz einfach. Das letztere erscheint auffallend. Weshalb läßt man gerade dieses Allerheiligste, in welchem das Bild des Gottes steht, so schmucklos, während man die Gopurams, Mandapams und die heiligen Teiche mit Ornamenten so überreichlich versieht? Die Antwort ist indeß leicht gegeben. Um das Allerheiligste herum sind im Fortgange der Zeiten nach und nach andere Bauwerke aufgeführt worden, an welchen der fromme Eifer so viel Schmuck und Pracht als möglich verschwendete, während das hochverehrte Allerheiligste nicht angetastet werden durfte und genau so bleiben mußte, wie es von Anfang an gewesen.

Links von der Pagode des Sarangabani steht ein Pyramidenthor, welches zu einem Tempel des Siwa führt; neben diesem befindet sich ein Teich, in welchem allemal nach Ablauf von zwölf Jahren viel Tausende frommer Inder ein Bad nehmen, das dann ihre Seele von jeglicher Sündenlast reinigt, sogar von solcher, welche der Mensch in einer frühern Existenz auf sich geladen hat. Auf der andern Seite dieses Teiches Maha Kolam steht ein anderer Siwatempel, auf dessen Umfassungsmauern eine Menge steinerner Nandus (d. h. Stiere) angebracht sind. Das Allerheiligste ist derart orientirt, daß ein einziges Mal im Jahre die Sonnenstrahlen bis ans Ende der langen und finstern Galerie dringen und auf das Bild des Gottes fallen. —

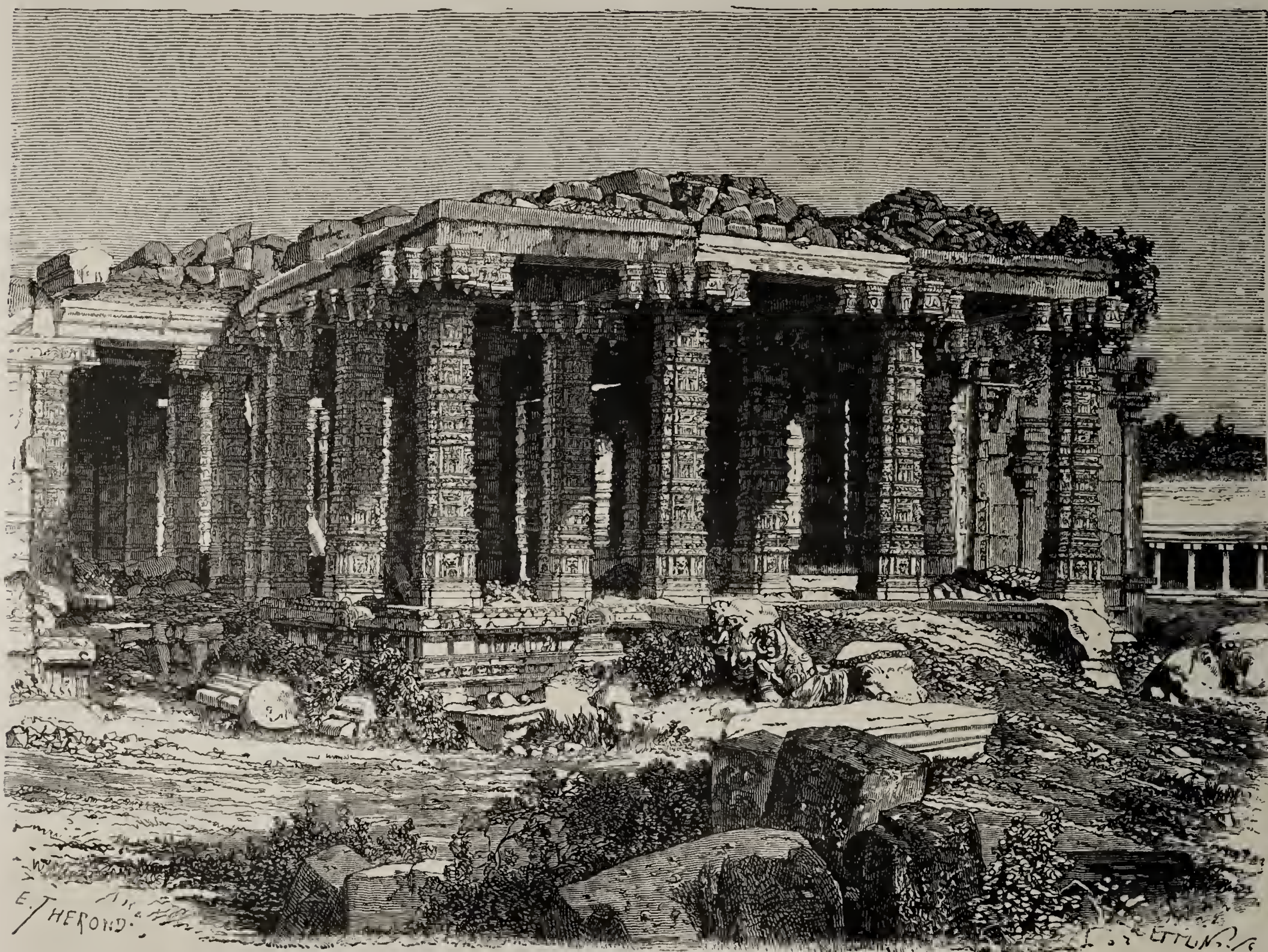
Es ist zu bedauern, daß wir, die Insel Ceylon und Kaschmir ausgenommen, über Indien keine einheimischen geschichtlichen Werke haben, ja nicht einmal sichere chronologische Anhaltspunkte, einige wenige Inschriften ausgenommen.

Was das Tamulenland betrifft, so hat der tamulische Dichterkönig Tiruvalluver dasselbe kurz gekennzeichnet: „Wasser von oben, Wasser von unten, anschließende Berge, dorther kommendes Wasser und eine gute Königsburg, — das ist ein wohlgegliedertes Land.“ Graul sagt: Wo es nicht vom Meere umgeben ist, wird es von Gebirgsmassen umwallt, die nur an der nördlichen Grenze einen ebenen Eingang, im Westen bei Koimbatur einen noch schmalern Durchgang, und an der Südseite bei Cap Komorin nur ein paar Engpässe offen lassen. Es ist ein von der Natur im Allgemeinen hochgesegnetes Land und bildet die Südostspitze des Dekhan. Grandidier nimmt an, daß das Tamulenvolk zwischen sieben bis acht Millionen Köpfe zähle. Es war ehemals in drei Staaten getheilt, welche nach ihren Dynastien als Tscholas, Pandyas und Tschewas benannt wurden. Diese Staaten sind schon vor der christlichen Zeitrechnung vorhanden gewesen und haben sich in einem blühenden Zustande befunden. Wir wissen das aus den ceylonesischen Jahrbüchern.

Das pandyanische Königreich (als Pandionis regio auch dem classischen Alterthume bekannt) erhielt seinen Namen nach einem Zweige der Pandhawas aus Nordindien und bildete das südlichste Königreich, welches vom Flusse Kawery bis zum Cap Komorin reichte und sich innerhalb dieser Grenzen erhielt, bis es von den Engländern erobert wurde. Seine besten Zeiten scheint es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung gehabt zu haben. Das Königreich Tschola lag nördlich vom vorigen und reichte bis in die Nähe von Madras. Im zehnten Jahrhundert hat es manche Eroberungen gemacht, wurde später von den Mohammeda-

nern bezwungen, welchen es nachher die Maharatten entrissen. Die Tscholadynastie hat, etwa um das Jahr 1000, die große Pagode von Tschillambaram erbauet. Die Tschewas haben stets eine untergeordnete Rolle gespielt; sie haben das Land westlich von Madura inne und sind von den Radschas von Maïssur (Mysore) bezwungen worden.

Als das „eigentliche Herz des Tamulenlandes“ bezeichnet Graul den District von Tandschaur (Tanjore), in welchem der Kawery ein von vielen Armen durchzogenes, ungemein fruchtbares Delta bildet; überall grüne Reisfelder und schmucke Baumgruppen; kein Winkelchen unbebaut. Die 6025 Ortschaften des Districts liegen romantisch darüber hingestreut, und so in Grün versteckt, daß nur die hochragenden Pagoden sie aus der Ferne verrathen. Weit und breit ist die Gegend von Alters her mit Tempeln und Tempelchen wie übersäet, und zahlreiche Rasthäuser an den Straßen bezeugen den lebendigsten Verkehr. Die beiden wichtigsten Städte sind Tanjore und Negapatam; die letztere vermittelt den Handelsverkehr mit Ceylon. Baumwollen- und Seidenmanufacturen blühen neben dem Ackerbau, welcher die Hauptbeschäftigung bildet. Der deutsche Missionär schreibt: „Obschon in Tanjore die prächtigste Pagode vielleicht ganz Indiens prangt, und das ganze Gebiet dermaßen mit Tempeln überladen ist, daß allein Kombakonum deren vierundzwanzig zählt, so sind doch römische Katholiken und Protestanten von jeher auf das Freisinnigste geduldet worden.“ Auf solchen Ruhm können bekanntlich nicht alle von Christen bewohnten Länder Anspruch erheben.

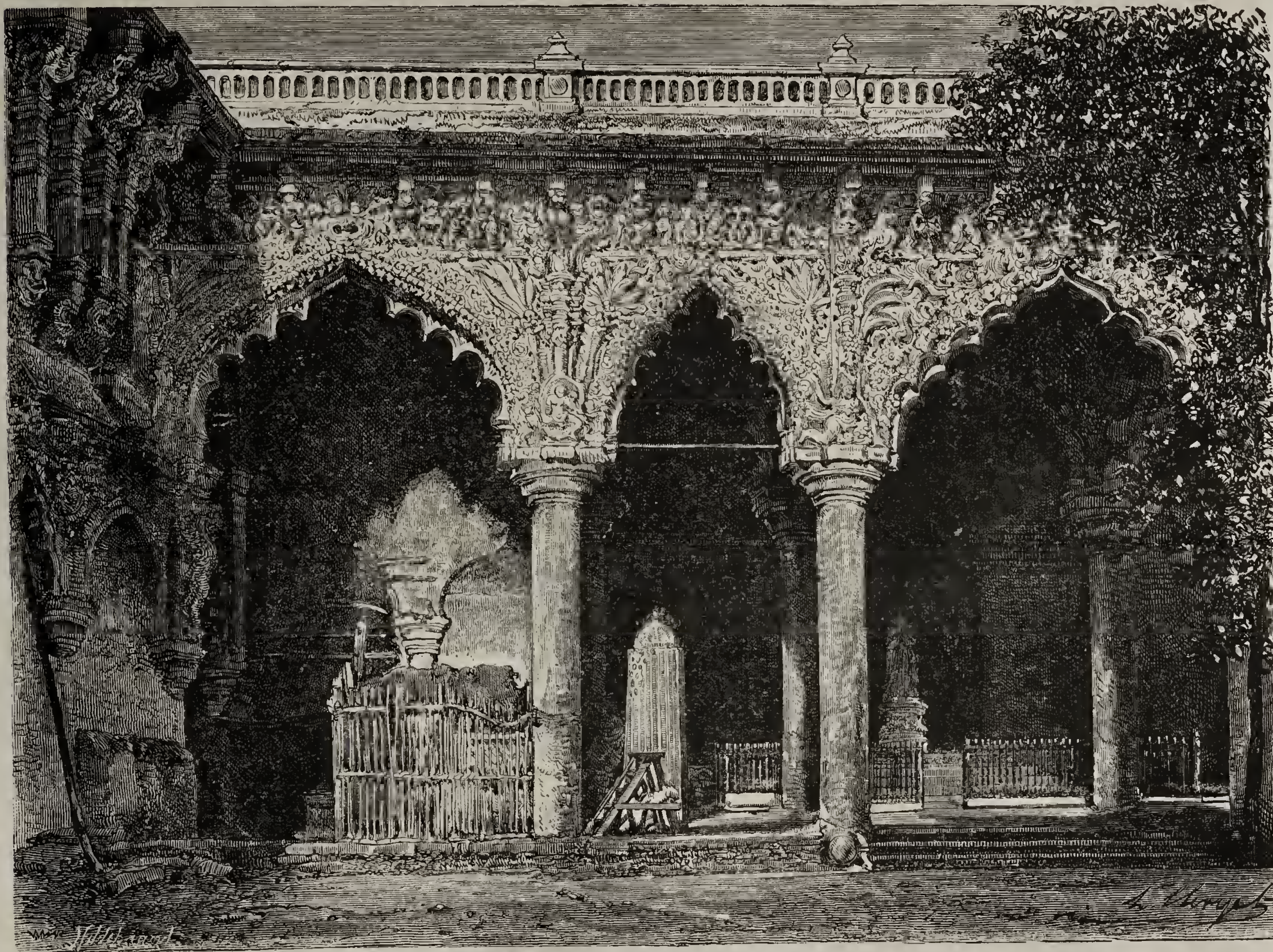


Das Mandapam in Tschillambaram.

Grandidier traf unterwegs zwischen Kombakonum und Tanjore einen Pilger, der einen Kaudi trug, d. h. einen Packen, der aus zwei Halbkreisen bestand, die mit einem Stücke rothen Tuches bedeckt waren; dieses war mit Blumen und kleinen Glocken verziert. An beiden Enden des Bambusstabes, an welchem diese beiden Halbpäckchen befestigt waren, befanden sich zwei mit Milch angefüllte Gefäße. Der Pilger wollte, einem Gelübde zufolge, diese Milch nach Samimale tragen, einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Kombakonum, und sie dort als Opfergabe dem Gotte der Pagode darbringen. Es kommt häufig vor, daß fromme Leute manche Tagereisen hinter einander mit solchen Kaudis machen; unterwegs wird die Milch an Menge nicht verlieren, selbst wenn ein Theil derselben verschüttet wäre. So glaubt das Volk. Der Pilger darf während der Reise nichts essen, sondern muß sich den Mund mit allerlei Lappen füllen, aber er darf sich wenigstens satt trinken. Wenn er im Tempel ankommt und es fehlt etwas an der Milch, so liegt es daran, daß er seine Seele durch irgend einen sündigen Gedanken befleckt hat. Zur Strafe dafür muß er sich mit seinen eigenen Zähnen die Zunge abbeißen und dieselbe als Sühnopfer vor dem Gottesbilde niederlegen. Aber dann geschieht allemal ein — Wunder. Wenn er eine ganze Woche lang den Mund nicht öffnet, dann ist ihm die Zunge wieder gewachsen, und damit hat er die Beruhigung, daß der Gott ihm verziehen und das Opfer wohlgefällig angenommen hat. Hier liegt eines von den unzähligen Gaunerstücken vor, durch welche die frommen Priester den krassen Aberglauben des Volkes ausbeuten; denn jedes Wunder hat eine Menge von Opfergaben für „den Gott“, das heißt für die Brahminen,

im Gefolge. Indien ist vorzugsweise ein Land religiöser Betrügereien, und das einfältige Volk wird ganz unbarmherzig von den Priestern ausgebeutet. Grandidier fand häufig Gelegenheit, sich davon zu überzeugen.

Es ist von Interesse, was der Reisende über die Missionen der christlichen Secten sagt. Es wird von Seiten der Missionäre so großes Aufheben gemacht, sie wissen so ungemein viel von angeblichen Erfolgen zu sagen, und stecken so tief in Selbsttäuschung, daß es nicht unersprießlich ist, die Ansichten eines unbefangenen Beobachters zu hören. Grandidier wohnte in Tanjore beim Pater Cravan, der ihn mit großer Gastfreundschaft aufnahm. Er lobt die Anstrengungen der katholischen Sendboten, bemerkt aber, daß dieselben nicht den, wie er meint, verdienten Erfolg haben. Seit langer, lieber Zeit, sagt er, sind viele Inder Katholiken, oder geben sich wenigstens für solche aus; doch es ist nur geringe Wärme in ihnen, und wenngleich sie Gebete an den Gott der Christen richten, so bewahren sie doch im Herzen Anhänglichkeit an die Götter des Pantheons der Brahminen. Sehr häufig kommen Heiden in die katholischen Kirchen, werfen sich dort vor den Bildern nieder und beten zu denselben, weil ihr beliebiger indischer Götze ihr Flehen nicht erhört hat. Bekehrungen sind überdies selten. Das moralische Betragen der Missionäre aller christlichen Secten und ihr umgänglicher Charakter erwirbt ihnen allerdings allgemeine Achtung, aber ihr Einfluß auf das Land und auf die Vorstellungen und Ansichten des Volkes sind so gut wie Null! Der katholische Cultus hat



Hofraum im Königspalast zu Tandschaur.

indessen wegen seiner pomphaften Ceremonien doch eine weniger geringe Aussicht auf einigen Erfolg, als der frostig kalte Anglicanismus.

Ein Inder sagte zu einem Missionär: „Was nützt es Euch, daß Ihr uns Eure Religion predigt? Es sind schon viele vor Euch bei uns gewesen, welche ganz dasselbe, wie Ihr, gesagt haben. Haben wir uns trotzdem von unseren Göttern abgewandt? Nicht im Mindesten. Wir wissen recht wohl, daß sie uns von keinem großen Nutzen sind, aber die Welt; was sagten die Leute dazu?" Das Volk erblickt, allerdings theilweise mit Unrecht, in den Missionären Agenten der Regierung. Kastenlose Inder geben sich eher dazu her, sich wenigstens äußerlich bekehren zu lassen, als Leute, welche Kaste haben und den besseren Classen angehören. Wenn ein Mann von Rang, Stand und Ansehen, ein Mitglied irgend welcher Kaste sich dazu hergiebt, ein Bekehrter zu werden, so verliert er damit allen Verkehr mit seinen früheren Religions- und Kastengenossen, und darf fernerhin an keinen Feierlichkeiten und öffentlichen Festlichkeiten theilnehmen. Soll er eines unbekannten Gottes halber, welchen Leute aus anderen Erdtheilen ihm als den einzig wahren anpreisen, auf alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens, auf Freundschaft und Familienbande verzichten? Ja, wenn diese fremden Priester verhindern könnten, daß der Mensch krank werde! Aber es werden auch die von ihnen Bekehrten krank; sie selber werden krank, also —, das ist indische Logik! Die meisten, welche sich äußerlich von den alten Göttern abwenden und den neuen Gott annehmen, thun es, um Schutz und äußere Vortheile zu erwerben.

Vielfach ist behauptet worden, daß der heilige Thomas



Der Radscha von Tandschaur im Derbar.

an der Koromandelküste viele Heiden zum Christenthum bekehrt habe, aber dafür ist kein geschichtlicher Beweis beizubringen. Eine andere Angabe ist, daß im neunten Jahrhundert ein Kaufmann Namens Knaï Thomas zu den Tamulen gekommen sei und von dem Pandyaskönige mehre Begünstigungen für die christliche Kirche erhalten habe. Thatsache ist, daß in den Acten des Conciliums von Nicäa, 325, ein gewisser Johannes als Bischof von Indien aufgeführt wird.

Tanjore ist mit Tritschinapoli und mit Negapatam durch eine Eisenbahn verbunden, und durch die Vermehrung und Erleichterung der Verkehrsmittel ist diese letztere Stadt wichtig geworden. Auf der Rhede kommen täglich Dhonays, Fahrzeuge der Eingeborenen, an, die mit Landesproducten beladen sind, und lebhafte Verbindung nicht nur mit Ceylon, sondern auch mit der Malabar- und der Koromandelküste unterhalten. Ganz im Gegensatze zu den übrigen Völkern an der Ostküste, und namentlich auch zu den Ceylonesen, sind die Tamulen tüchtige Seeleute; sie gehen auch als Matrosen, sogenannte Laskaren, gern auf europäische Fahrzeuge. In Negapatam wohnt eine Fischerkaste, deren Angehörige fast nur von Reis und Seekrabben sich ernähren. Sie fangen die letzteren auf eine sinnreiche Art vermittelst eines langen Stabes, an welchem eine Schnur von Muscheln befestigt ist. Mit diesen machen sie an der Oeffnung der Krabbenlöcher ein Geräusch und locken dadurch die neugierigen Thiere hervor, welche sofort mit einem vorn an der Stange angebrachten spitzigen Haken, der zugleich eine Art von Zange bildet, gespeert werden.

Bei Tanjore liegt die feste Burg der alten Könige, welche später von den maharattischen Eroberern vergrößert und mit mehreren Ringmauern versehen worden ist. Um die äußere Ringmauer läuft ein breiter Graben, in welchem mehrere Krokodile gehalten werden; sie gelten gleichsam für Schutzpatrone der Stadt. Auf einer Bastion der zweiten Mauer liegt eine mächtig große Kanone; sie ist etwa 24 Fuß lang, hat 10 Fuß im Durchmesser und ist aus zusammengeschweißten Eisenplatten verfertigt worden, die mit kupfernen Reifen umgeben sind. Die Inder bezeichnen dieses Geschütz als Radscha Gopala; also mit einer Benennung, welche Wischnu, der blaue Gott, führt, und auch sie wird als Schutzpatron verehrt. Zur Vertheidigung ist sie durchaus unbrauchbar.

Innerhalb der Mauern dieser Festung wohnen mehr als 20,000 Menschen. Der Palast des mediatisirten Königs ist ein ungemein weitläufiges Gebäude, das aus einer großen Menge von Häusern verschiedener Art besteht. Neben dem Hauptfort liegt ein kleineres, Sevingni Kottaï genannt, welches die in ganz Indien weit und breit berühmte Pagode von Tanjore umschließt. Diese ist dem Wrihatiswaram, „dem allmächtigen Gebieter", geweiht, d. h. dem Gotte Siwa. Oben auf den Eingangsthüren des Gopurams sind fünf Kugeln angebracht als Symbole der fünf Silben, welche die geheiligte Formel Schawiya nama, d. h. Gruß an Siwa, enthält. An der zweiten Eingangsthür stehen Gestalten mit groteskem Kopfe und vier Armen. Zwei derselben geben einen Wink, daß man eintreten möge; die beiden anderen deuten an, man solle mit andächtiger Sammlung an der heiligen Stätte verweilen.

Am Eingange zu der großen Pagode steht ein kleiner Mandapam, dessen Monolithsäulen mit Tschannan (Stuck aus Cement) bekleidet sind; an den Säulen befinden sich Sculpturen, welche Ungeheuer darstellen. Sie sollen den Gott gegen jede profane Berührung schützen. Dieser Gott aber ist der berühmte kolossale Stier von Tanjore, der nachlässig hingestreckt seinen Kopf gegen das Allerheiligste wendet; er ist der größte und schönste Stier, welchen Indien aufzuweisen hat. Jeder fromme Inder, welcher Verehrer des Gottes Siwa ist, glaubt steif und fest, daß dieser steinerne Nandu allabendlich nach Einbruch der Dunkelheit ausgehe, um sich an dem saftigen Grase der üppigen Wiesen zu sättigen. Der Nandu ist, als Sculptur betrachtet, eine recht hübsche Arbeit; leider ist er unaufhörlich mit flüssiger Butter oder Kokosöl eingesalbt; denn die Steinbilder, die Lingams und andere Fetische werden behandelt, als ob sie lebendig seien. Da der Hindu seine Glieder salbt, muß, seiner Ansicht zufolge, ein Gleiches mit den heiligen Gegenständen geschehen. —

Grandidier machte seine Aufwartung bei Sakaran Sahib, dem maharattischen Fürsten, der Schwiegersohn Siwadschi's, des letzten Königs von Tanjore, ist. Er kann sich nicht darüber beruhigen, daß er keine Krone trägt; 1863 bildete er sich ein, „sein großer Freund Napoleon der Dritte werde Krieg mit den Engländern anfangen, um ihn auf den Thron von Tanjore zu setzen." Damit wird es freilich gute Wege haben, aber der Reisende wurde in seiner Eigenschaft als Unterthan jenes großen Freundes mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. Der Fürst besprengte ihm die Hände mit Attar (Rosenessenz) und hing ihm einen mit Metallplättchen geschmückten Blumenkranz um den Hals, ließ ihm auch viele Schüsseln mit Früchten darreichen. Beim Abschiede gab ihm der Fürst dann noch eine Büchse mit Betel und einige Stücke Kandiszucker.

Als er sich im Palaste näher umsah, zeigte man ihm einige Säle, auf welche der Fürst sehr stolz war. In denselben hatte er alle möglichen Schnurrpfeifereien zusammengebracht und bunt neben und durch einander aufgestellt: Mahagonymöbeln, Porcellan, ordinäre und feine Glassachen, angekleidete Puppen von Mannesgröße, musikalische Spieldosen rc.; das Ganze glich einem Versteigerungslocale.

Der Fürst hat völlig den maharattischen Gesichtstypus; er führt ein träges, üppiges Leben, ist stark beleibt und schwerfällig, und seine geistigen Fähigkeiten sind wenig entwickelt. Wenn er einen Derbar, d. h. eine Rathsversammlung, mit seinen Würdenträgern und Beamten hält, und mit ihnen Erwägungen über eine mögliche Thronbesteigung anstellt, trägt er seidene Beinkleider, die reich gemustert sind; einen feinen Musselinüberwurf über einem seidenen Untergewande und einen prächtigen Turban aus Kinkab, das heißt einem mit Gold und Silber durchwebten Stoffe. Uebrigens verläßt dieser Fürst nur selten seinen Harem.

In dem Palaste findet man auffallende Gegensätze von Pracht und Elend. In Indien hat jeder Radscha Hunderte, manchmal Tausende von Dienern, welche er, gleichviel ob in guten oder schlimmen Tagen, erhalten und füttern muß; er darf sie nicht verlassen, so wenig wie sie ihn, und er hat für ihre Behausung zu sorgen. So kommt es, daß selbst solche Fürsten, die von den Engländern eine nominell beträchtliche Jahrespension beziehen, kaum das haben, was zum standesgemäßen Leben erforderlich ist. Der Großmogul hat Millionen erhalten und war doch bettelarm; um nur einigermaßen auskommen zu können, mußte er auf den Geldbeutel der Neugierigen speculiren, die nach Delhi kamen, um ihn zu sehen. Ein Fremder wurde erst zur Audienz gelassen, nachdem er eine bestimmte Geldsumme, natürlich als „Geschenk", gezahlt hatte.

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

IV.

Man hat diesen Wilden jeden ökonomischen Sinn abgesprochen, und wo von ihnen in Büchern die Rede ist, schreibt der eine ohne Kritik die Irrthümer des andern ab. Freilich verstehen sie sich auf keine Nationalökonomie und Staatswirthschaft, doch sind sie darauf bedacht, für ungünstigere Zeiten Vorsorge zu treffen.

Bei ergiebiger Jagd wird das Fleisch zerlegt und in dünngeschnittenen Fladen zum Trocknen der Sonne ausgesetzt. In diesem Zustande wird es entweder irgendwo in Höhlen versteckt, oder den alten Leuten, welche in entlegenen Felsschluchten die unmündigen Kinder hüten, gebracht. Die bekannten Zwiebelgewächse werden in Masse gesammelt und in den Nestern der Webervögel aufbewahrt, nachdem man diese daraus vertrieben hat. Wenn die Heuschrecken in das Gebiet des Buschmannes brechen, zieht er lange Gräben, welche in kurzer Zeit von den Wanderern gefüllt sind; große Feuer in der Nähe werden in Brand gehalten, um die Thiere abzusengen und zu tödten; in großen Massen werden sie dann zur bessern Aufbewahrung zu Kuchen zusammengestampft. Die wilde Biene nennt er seine „Milchkuh“, und wehe dem Hottentoten, Kaffer oder Colonisten, der sich an seinen Honignestern vergreift. Ja sogar zwischen den Buschmännern selbst besteht der feste Rechtsbrauch, daß Niemand sich an dem Neste eines andern vergreift. Wer nämlich ein Honignest findet, steckt ein abgebrochenes Hölzchen dabei und darf sicher darauf rechnen, daß der Zunächstkommende sich nach diesem Zeichen umschaut und beim Vorfinden davon Abstand nimmt. Sollte er bei vorhandenem Zeichen dennoch den Honig wegnehmen, so wird der rechtmäßige Eigenthümer ihn aufspüren und bei Weigerung der Rückgabe ist eine blutige Entscheidung unvermeidlich.

So zeigt der Buschmann in allen jenen Verrichtungen, bei denen es sich um die Erhaltung seines Lebens handelt, ungemein viel Sinnesschärfe. Die Waffen und Geräthe, höchst primitiv, sind doch sehr zweckentsprechend. Allein bisher, müssen wir sagen, ist es die Noth, die mater inventorum, welche das Primum movens seiner Handlungen und Geistesäußerungen war. Wenn er aber der Musik und gar der edlen Malerkunst huldigt, so müssen wir gestehen, daß wir es hier mit einem höher organisirten Menschenschlage zu thun haben, dem ein grauses Geschick es versagt hat, die schönen Zierden des menschlichen Daseins zu cultiviren und zu genießen. Um den Ausdruck zu gebrauchen, der Säb ist ein „verbummeltes Genie“. Er ist der einzige Mensch in Südafrika, welcher seine Wohnungen mit Malereien schmückt. Die ältesten Reisenden bis auf die jüngeren hin berichten über diese Bildwerke. Barrow, Lichtenstein, und vor Allem wieder Fritsch, haben denselben eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Letzterer beschreibt auf das Ausführlichste Buschmannshöhlen, die er in der östlichen Colonie besucht hat, und bemerkt: „Ihre Felsgrotten und Höhlen sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Thieren, welche richtiger aufgefaßt und correcter gezeichnet sind als manche altägyptische und indische Malereien.“ Auch fügt er hinzu, daß sie sich bereits vier Farben bedienten. — Diese Malereien sind stets von ganzen Stämmen ausgeführt, nie von Einzelnen. Man erkennt deutlich Thiere, wie den Pavian, Elephanten, Rhinocerosse und andere Thiere, Menschen &c. Außerdem finden sich unter diesen Eigenthümlichkeiten auch Striche, Kreise, Punkte, unregelmäßige geometrische Figuren, über deren Bedeutung bis jetzt noch nichts bekannt ist. Sollten sie etwa irgend welchen graphischen Zweck haben? Hier sei noch nachträglich bemerkt, daß gerade diese Höhlen oder vielmehr die darin befindlichen malerischen Productionen, wo sie in Kafir- oder überhaupt Bantuländern vorkommen, unsere Ansicht über die ehemalige geographische Verbreitung der hottentotischen Race erhärtet.

Der Buschmann besitzt ein besonderes musikalisches Talent. Dies zeigt sich da, wo er eine alte Geige von Europäern erwischen kann, oder, in Ermangelung einer solchen, sich aus einem hohlen Kürbis ein Instrument mit zwei Saiten construirt, welches dem Embryo einer Geige nicht unähnlich sieht. Er entlockt diesem primitiven Machwerk leidliche Töne und spielt darauf prächtig Melodien nach, die irgend ein vagabondirender Legionär, ein deutscher Tochtgänger oder irgend ein glaubenseifriger Apostel ihm auf der Harmonika vorgeleiert haben. Die ernsten Klänge von Chorälen, wie: „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, orgelt er mit demselben Eifer ab wie „Ach du lieber Augustin“, „My heart is in the highlands,“ oder „Long long ago“. Den Text freilich versteht er nicht, da er, abgesehen von unserer Sprache, keinen Begriff von Bußkrämpfen, dem jüngsten Tage, Liebesleid und Liebeslust hat und keine „Herzen und Schmerzen“ kennt. Melodien faßt er schnell und sehr correct auf.

Mein Vater war Missionär unter den Namahottentoten. Er machte Versuche von Weizenbau in |Aus, gegenüber Angra Pequeña; hierbei halfen ihm die dortigen Buschmänner, und es war ihm ein besonderer Genuß, wenn er ihnen Abends unter Begleitung der Harmonika verschiedene Choräle vorsang. Zum Erstaunen des Missionärs sangen die Buschmänner nach einigen Tagen die vorgespielten Melodien, nebst dem ihnen unverständlichen holländischen Text dazu. Die Stimme dieser Race besitzt sehr viel Metall, wie denn auch der Kirchengesang der hottentotischen Missionsstationen im Caplande berühmt ist. Mit dem Sinne für Musik hängt aufs Innigste die Neigung zum Tanze zusammen. Freilich ist dieser Tanz, wenngleich er auch dort im „duftigen Mondesglanze“ ausgeführt wird, weniger reizvoll und anmuthig als im Lande der Kastanien, „wo sich bei der Cither Tönen jeder Fuß beflügelt schwingt, und der Knabe mit der Schönen glühend den Fandango schlingt.“ Es ist übrigens beachtenswerth, daß die wilden Buschmänner nicht die einzigen sind, welche es lieben, im Mondschein Tänze auszuführen; die Australier führen gern bei Mondlicht ihre Corroberis auf, und die Neger, Kafirhottentoten, Indianer und andere Völker thun dasselbe. Burchell, welcher sehr großes Interesse für die Buschmänner hatte und ihr Vertrauen in hohem Maße besaß, sollte das Glück haben, Zeuge eines solchen Tanzes zu

sein, und ihm verdanken wir eine sehr genaue Beschreibung, welche andere Reisende im Wesentlichen bestätigen. „Diese Horden," sagt Burchell, „lieben den Tanz so leidenschaftlich, daß nicht leicht eine Nacht vergeht, wo nicht in dieser oder jener Hütte eine Tanzpartie veranstaltet wird. — In der Hütte befanden sich so viele Personen beiderlei Geschlechts als sich deren in einem Kreise niederlassen konnten, so daß der Tänzer in der Mitte eben Platz genug zum Stehen hatte. Vor dem Eingange loderte ein helles Feuer, welches der Beleuchtung wegen beständig gut unterhalten wurde. — Der Tänzer gerieth nun in jene Ekstase von Lebhaftigkeit und Selbstzufriedenheit, in welcher er nichts um sich her beachtete und bloß an sich selbst dachte. Ich ließ mich unter den Zuschauern nieder, die mich mit Blicken der Freude empfingen. Da ein Erwachsener, selbst in den größten Hütten, nicht aufrecht stehen kann, so mußte sich der Tänzer auf zwei lange Stäbe stützen, welche er in den Händen hielt, und die so weit von einander entfernt auf dem Boden ruhten, als es füglich anging. Folglich war sein Körper bei der Neigung nach vorwärts anscheinend in einer äußerst gezwungenen und zum Tanze höchst ungeschickten Lage; dagegen waren die Glieder durchaus nicht durch Bekleidung gehemmt, da er nichts weiter als seinen Schakal*) trug. In dieser Stellung tanzt er, ohne Pausen zu machen. Zuweilen stützt sich der Tänzer auch nicht auf Stöcke. So lange ich mich in der Hütte befand, tanzte ein und dasselbe Individuum; doch steht es Jedem aus der Gesellschaft frei, wenn die Reihe an ihn kommt, zu debütiren und so lange zu tanzen, als es ihm gefällt; alsdann bindet sich ein Anderer die Klapper um, welche zum Gebrauch der ganzen Gesellschaft da ist. Der Mann, welcher seine unerschöpflichen Kräfte vielleicht so lange in Thätigkeit gesetzt hatte, weil er stolz darauf war, daß ich ihm mit so vieler Theilnahme zusah, trat bald, nachdem ich die Hütte verlassen hatte, seine Stelle einem Andern ab. — Dieser Tanz ist in der That von sonderbarer Art; ein Fuß bleibt fest stehen, während der andere schnell und regellos in Bewegung gesetzt wird, aber keine bedeutende Ortsveränderung erleidet; wiewohl das Knie und der Unterschenkel, so weit es die Stellung zuläßt, hin- und herbewegt werden. Die Arme können, da sie den Körper stützen müssen, nur unbedeutend bewegt werden. Der Tänzer singt unaufhörlich und hält stets Tact mit den Bewegungen. Zuweilen senkt er den Körper und erhebt ihn dann plötzlich wieder, bis er zuletzt ermüdet durch die heftigen Bewegungen sich auf den Boden niederläßt, um zu verschnaufen. Dabei singt er aber fortwährend und bewegt seinen Körper nach dem Tacte, den der Gesang der Zuschauer angiebt. Nach einigen Minuten fährt er wieder in die Höhe und setzt den Tanz mit neuer Kraft fort. Wenn das eine Bein müde ist oder der Tanz es so mit sich bringt, kommt das andere an die Reihe, und es scheint, als wolle der Tänzer durch diese Abwechselungen den Zuschauer glauben machen, als ob er unaufhaltsam tanzen könnte. Um jeden Knöchel trug der Tänzer eine Art Klapper, die diesmal aus vier zugenähten Springbockohren gefertigt war, in denen sich eine Anzahl Stücke zerbrochener Straußenschalen befanden und die bei jeder Bewegung des Fußes einen Ton verursachten, der nicht unangenehm oder rauh war, und zugleich den allgemeinen Effect der Leistung sehr unterstützte. Wiewohl nur eine Person auf einmal tanzte, so hatte doch die anwesende Gesellschaft dabei zu thun. Alle Glieder derselben accompagnirten und wirkten eben so gut als der Tänzer selbst zu der Abendunterhaltung; alle sangen und hielten den Tact, indem sie sanft in die Hände klatschten. Die Laute, deren sie sich bedienten, waren Ae-o; bei dem Tone o schlugen sie jedes Mal die Hände zusammen; der Tänzer dagegen sang die Laute Wawa-kuh. Kein Geschlecht war von dem Gesange ausgeschlossen, und wenngleich die Stimmen nicht denselben Ton angaben, so bildeten sie doch immer einen richtigen Accord. Die Mädchen sangen fünf bis sechs Töne höher und vorzüglich lebhaft.

Die Trommel bestand bloß aus einem Bambus oder hölzernen Kruge, über dessen Oeffnung ein Stück feuchtes Pergament gespannt war und in dem sich ein wenig Wasser befand. Er wurde, so oft das Pergament trocken war, umgekehrt. Das Instrument ward von einer Frau mit dem rechten Zeigefinger geschlagen; während sie den Ton mit dem Zeigefinger und Daumen der Linken regulirte. Es schien mit den Stimmen der Gesellschaft den richtigen Ton zu halten, und dies konnte schwerlich reiner Zufall sein! Die Zeit eines ganzen Tactes betrug genau zwei Secunden." — Burchell giebt nun noch folgende Tanzmelodien, die er an jenem Abende niedergeschrieben hat.

Zuschauer.
Aye o aye o aye o aye eh aye o o o
Tänzer.
Wawa koo wawa koo wawa koo wawa koo
Wassertrommel.

Eine andere Melodie, welche an demselben Abend aufgespielt und getanzt wurde, war folgende.

Zuschauer.
Aye o aye o aye o aye eh aye o o o
Tänzer.
Lok a tay Lok a tay Lok a tay
Wassertrommel.

Der Reisende bemerkt noch, daß es sehr schwierig sei, eine ganz richtige Vorstellung dieser Aufführungen einem Dritten zu geben. Den Eindruck, welchen dieselben auf ihn machten, schildert er in folgenden Worten: „Hätte ich diese Wilden nur am heutigen Tage beobachtet, so würde ich sie ohne Weiteres für die glücklichsten Menschen erklären. Frei von Sorge und genügsam, scherzten sie die Stunden hinweg, ohne sich um die Zukunft und Vergangenheit zu kümmern; die Musik mildert alle Leidenschaften, und so versetzten sie sich in jene sanfte Gemüthsstimmung, während welcher sich kein böser Gedanke dem Geiste nähern darf. Die weichen und feinen Stimmen der Mädchen, welche instinctmäßig mit denen der Männer und Frauen harmonirten, das sanfte Händeklatschen und der gedämpfte Ton der Wassertrommel, Alles harmonisch und tactgemäß in einander klingend; die friedlichen heiteren Gesichter aller Anwesenden und die muntere Beleuchtung machten zusammengenommen einen so schmei-

*) Da das handbreite Schurzfellchen, welches der Buschmann vorn trägt, in der Regel aus Schakalsfell besteht, so nennt man es eben schlechthin „den Schakal". Der Verf.

chelnden Eindruck auf meine Sinne, daß ich mir in dieser Hütte wie zu Hause und unter den Wilden wie einer ihres Gleichen vorkam, und auf einige Augenblicke meine wirkliche Lage vergaß."

Auf Reisen stößt man oft auf die verlassenen Lagerstätten der Buschmänner, welche durch die ausgetretenen Tanzplätze kenntlich sind. Die Buschmänner werden oft dergestalt von der Leidenschaft des Tanzes in Anspruch genommen, daß sie jede Vorsicht vergessen und eine nahende Gefahr nicht eher entdecken, bis sie die Opfer derselben geworden sind. So ist mancher Buschmann plötzlich durch eine Kugel von Colonisten mitten im Tanze zusammengestürzt, und dann erst stob die ganze Gesellschaft — oft zu spät — auseinander. Die Namahottentoten von ǂOutsawisis unternehmen oft Jagden in die angrenzende |Karri|Karri, und haben, wie sie erzählen, die „Nasenstockträger" wiederholt bei ihren Tänzen überrascht. Sie führen auch maskirte Tänze auf, in denen sie als vermummte Thiere auftreten. Der unseren Lesern bereits bekannte Oberhäuptling der Namas, ||Oasib, hatte ein solches Balletcorps auf seiner Nebenwerft.

Ein anderes Instrument ist die bekannte !Gora, die ich bereits beschrieben habe.

Es bleiben nun noch das sociale Leben, die religiösen Anschauungen, die Sprache und die Culturgeschichte dieser Wilden zu behandeln.

Das Leben des Sāb, ausschließlich auf die Familie beschränkt, die auf sehr primitiver Basis gegründet ist, bietet selbstverständlich keine Abwechselungen besonderer Art; wir haben bereits gesehen, was sein Thun und Denken in Anspruch nimmt. Das Kind wird von der Mutter gesäugt, und schon in den ersten Tagen mit Wurzeln, an denen noch der Staub klebt, und welche sie dem Kinde vorkaut, gefüttert. Wie ein solches armes Wurm gedeihen kann, wie es ohne jede Wickel, Mützchen, Reinigung ꝛc. allen Unbilden der Witterung widersteht, schon frühzeitig Taback kauen lernt, — es ist unbegreiflich, aber die Krabbe frißt sich durch, wie man zu sagen pflegt, und wird auch groß. Man sollte kaum glauben, daß irgend ein Funken von Zärtlichkeit in dem Herzen einer Sāb sein könnte, wenn nicht Thatsachen dafür sprächen. Es giebt Mütter genug, welche dem Kinde zum Schutz gegen die Sonnengluth einen Schirm aus Straußenfedern machen; zahlreiche, die, wenn die Horde überfallen wird, dem Kinde ein Fingerglied abschneiden und es dem Feinde überlassen, in der Hoffnung, es später, wenn es dann auch erwachsen ist, an dem abgeschnittenen Gliede wieder zu erkennen und zu entführen. Diese Sitte ist auch bei den Negerweibern in Westafrika im Gebrauch. Zu meinem Vater kam ein Buschweib; sie trug ein todtes Kind in ihren Armen und jammerte, daß sich ein Stein darüber hätte erbarmen mögen. Sie erzählte, wie ihr Kind harmlos vor der Buschhütte gespielt und plötzlich geschrien hätte, weil ein Löwe es in den Leib gepackt hatte und eben damit abgehen wollte. Ueber das Feuer wegspringen, das Kind bei den Beinen fassen, war nur ein Moment, aber die Bestie ließ nicht los, sondern biß nur schärfer zu und verletzte so die Eingeweide. Da ergreift die Mutter einen Feuerbrand und versengt die ganze Mähne des Thieres, worauf dasselbe die Beute endlich fahren läßt. Aber das Kind war kalt.

Albern und ein Zeichen von Unwissenheit ist es, zu behaupten, die Buschmänner hätten keine Namengebung. Zunächst benennen sie ihre verschiedenen Stämme; die Kinder der Nasenstockträger werden nach der Stelle benannt, wo sie geboren sind. Auch jene Behauptung des sonst zuverlässigen Lichtenstein, daß im Buschmännischen es sprachlich keinen Unterschied zwischen Frau und Mädchen gäbe, lasse ich dahingestellt. Wir kennen diese Dialekte noch zu wenig, um solche Behauptungen aufstellen zu dürfen.

Schon früh macht der Vater das Kind mit den für das Leben erforderlichen Nahrungsquellen, mit den Mitteln ihrer Erreichung u. s. w. bekannt. Der kleine Bursche kann kaum laufen, so ist schon ein todter Vogel die Zielscheibe des Pfeils, den ihm der Vater gemacht hat. Kein Wunder, wenn schon früh die Sinne geschärft werden, wenn ihr Auge ein Object auf Entfernungen mit voller Deutlichkeit erkennt, wohin das mit einem Fernrohre bewaffnete Gesicht des Europäers kaum zu dringen vermag; kein Wunder, wenn der Buschmann den nadelknopfgroßen Koth der Biene auffindet, und zehn oder zwanzig Schritte weiter ein zweites Kothkörnchen findet und dadurch genau die Richtung weiß, in welcher er zum Honigneste gelangt. Für die Wahrheit dieses Umstandes kann ich bürgen. Ja, es wird von erfahrenen und sachkundigen Männern behauptet, daß sie die Spuren wittern könnten. Ob bei diesen Menschen besondere Ceremonien bei der Mannbarkeit üblich sind, ist unbestimmt; in dieses Alter aber eingetreten, sucht der Jüngling sich ein Weib. Freilich kommt es nun vor, daß tüchtige und thatkräftige Männer, die zugleich der Hort ihres Stammes bei feindlichen Angriffen sind, von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch machen und sich die schönsten Mädchen aussuchen, und die schwächeren jungen Leute müssen nicht selten mit alten Weibern vorlieb nehmen. Häufig entsteht, wie ein Buschmann versicherte, wegen der Weiber und deren Besitz Mord und Todtschlag; dennoch, meinte der lüsterne Patron, sei es hübsch, die Frauen Anderer zu besitzen. Bei den !Khuai scheint die Sitte zu herrschen, daß ein Jüngling bei der Bewerbung Proben seiner Gewandtheit im Schießen, seiner Tüchtigkeit in der Jagd durch Erlegung und Darbringung von Wild ablegt, und unterläßt er dies, so hat er das Nachsehen.

Das Weib ist, wie fast überall bei tiefstehenden Völkern, z. B. den Australiern und Botokuden, ein Lastthier; nicht genug, daß sie schon den lieben langen Tag in der Hitze sich mit ihrem Kinde abschleppt, muß sie auch auf Reisen die Vorräthe tragen, von weitem her in Netzen die mit Wasser gefüllten Straußenschalen herbeiholen, und was dergleichen mehr zu thun ist, ohne immer die genügende Nahrung zu haben. Dabei hat sie oft noch Mißhandlungen zu erdulden, welche nicht selten den Tod zur Folge haben. Wahr ist es, wenn das Alter den Buschmann schwächt, daß er seinem Schicksal überlassen wird; dies geschieht besonders in den Fällen, wenn etwa die Horde auf der Wanderung begriffen, oder Mangel an Nahrungsmitteln vorhanden ist. Kaum daß man die altersschwache Person an einen geschützten Ort bringt; dort giebt man ihr eine Schale Wasser und einige Wurzeln oder Fleisch; die Schakale und Geier erbarmen sich in der Regel bald über den Elenden. Wunderbare Gegensätze in diesem Naturmenschen! Einen eingefangenen Hottentoten oder Kaffer spickt er mit satanischer Wollust mit Pfeilen, nachdem er ihn vorher an einen Pfahl gefesselt hat; seinem eigenen Bruder, der aus Hungerqualen früher wie er einen Bissen vom Hasen genossen, hält er kaltblütig die Hand in die Kohlen; und im nächsten Moment wird er des Feindes Kind warten und pflegen, wie sein eigenes, oder vertheidigt er denselben Bruder ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben.

Nach alle diesem begreift man, daß das ethische Gefühl beim Buschmann schwach oder vielmehr gar nicht ausgebildet ist. Man mache sich einen Begriff von der Moral jenes Buschmannes, dem ein von seiner Aufgabe entflammter Heidenapostel mit einem Aufwande von Geduld, von Dialektik und allerlei praktischen Demonstrationen ad oculos sich vergeblich abmühte, begreiflich zu machen, daß Rauben, Stehlen, Ehebruch, Mord und dergleichen wilde Triebe der Menschen-

natur, nicht nur unzulässig seien, sondern auch, daß der Große Geist ihn dafür schwer strafen würde. Ich sage, man mache sich einen Begriff von den Vorstellungen von Moral, die dieser Naturbursche hatte, wenn er anfänglich mit dem stupidesten Gesichte von der Welt diese Expectorationen über sich ergehen ließ, und als ihm der Scandal zu arg und bunt wurde, die Achseln zuckte, den Kopf schüttelte und wie ein Pavian dazu grinste. Sobald man aber Dacha und Fleisch hervorholte, nahmen seine Züge plötzlich den Ausdruck von Interesse und Verständniß an. Ach, und man hat auch schon Versuche gemacht, diese Aermsten mit unserer Dreieinigkeitslehre und unserm Begriff von Sünde und Teufel bekannt zu machen! Davon berichte ich zum Schluß. Wie die Philosophie und mit ihr die Theologie in allen ihren Theilen eine völlig andere Physiognomie erhalten wird, wenn die Anthropologie, und besonders die der Naturvölker, einen gründlichen Ausbau erfahren hat, wie dann besonders die in dem engen Dunstkreise der Studirstube gezogene krankhafte Pflanze unserer „Moralphilosophie“ abfallen wird, wenn der frische, kräftige Hauch dieser „einzigen Wissenschaft“ durch ihre Blätter fährt, mag die Zukunft zeigen. Man wird endlich das Generalisiren einstellen müssen, und wie man die Menschheit anatomisch in Racen zu gruppiren genöthigt ist, so wird man sich auch auf philosophischem Gebiete zur Aufstellung psychischer Racentypen verstehen müssen. Man wird den Naturmenschen, oder besser gesagt den „Wilden“, dessen Handlungen doch im Wesentlichen nichts weiter als der Ausdruck des Eindrucks unfreiwilliger äußerer wie innerer Impulse sind, nicht mit dem Maßstabe messen, womit man den Culturmenschen, dessen Handeln zum bedeutendsten Theile die Spontaneität charakterisirt, zu beurtheilen pflegt.

Mit der Moral in engster Beziehung steht die Religion; die eine ist ohne die andere nicht denkbar; die Factoren der einen bedingen die der andern. So sagen wir uns von selbst, daß wir auch in diesem Gebiete auf sehr verirrte oder besser gesagt unentwickelte Vorstellungen stoßen, deren Summe nichts weiter ist, als ein dunkeles Abhängigkeitsgefühl, eine nebelhafte Ahnung von dem Walten überirdischer Mächte. Dieser chaotische Charakter in den Religionsanschauungen des Naturmenschen ist auch ganz natürlich. In dem täglichen Contacte mit der Natur macht er die wiederholte Erfahrung, daß, wenn er auch durch seine Begabung anderen Geschöpfen gegenüber als der Ueberlegenere dasteht, es doch Kräfte giebt, deren Ziel und Wirkung er nicht ermessen kann; und dies fühlt er um so intensiver, die Aeußerung, die Erscheinung dieser Mächte wirken um so packender, oder daß ich sage, erschütternder auf sein Gemüth, je mehr sein Geist noch unter der Vormundschaft des Gemüthes steht, je unentwickelter das abstracte Denkvermögen des Menschen ist. Wo also plötzlich seine Pläne durch Naturmächte oder durch andere unvorhergesehene, zumal seiner kindlichen Denkweise unerklärliche Umstände gekreuzt werden, tritt sofort die Frage nach der Ursache ein: „Wer hat das gethan?“ Daher auch der Grundcharakter aller Religionen teleologisch ist, daher die Urreligionen auch schwerlich an der Vorstellung eines „Guten“, sondern vielmehr „Bösen“ Wesens emporgerankt sind, und erst bei einer zweiten Metamorphose des geistigen Lebens tritt das Positivbild eines allgütigen Wesens ein. Auf der niedrigsten Stufe personificirt der Mensch die Natur, und zwar nicht im Allgemeinen, sondern er geht sehr specialisirend zu Werke; daher sein Glaube ein crasser, vielköpfiger, phantastischer Gespensterglaube, seine Religion ein wildwuchernder, ungeordneter Polytheismus. Wir werden erörtern, wie diese Charakteristik zu den religiösen Anschauungen des Buschmanns paßt.

Aberglauben bei den Mönchgutern auf der Insel Rügen.

Von **Theodor Zorn.**

III.

Noch einer Hinweisung auf Wodan, den Gott der Fruchtbarkeit und des Gedeihens der Felder, habe ich zu gedenken. In Mecklenburg, Oldenburg, Schaumburg und anderen Landschaften sächsischer Bevölkerung lassen die Schnitter bei der Ernte eine letzte Garbe für Wodan's Schimmel auf dem Felde stehen. Mit aufgerichteten Sensen diese Garbe im Kreise umstehend, nahmen früher, wie Nikolaus Gryse erzählt, sämmtliche Schnitter die Hüte vom Kopfe und sangen:

„Wode! Wode! Hal Dinem Rosse nu Voder!
Nu Distel un Dorn.
Aechter fahr beter Korn!“

Dieser Brauch ist im Mönchgute nicht, oder nicht mehr vorhanden, wohl aber etwas Aehnliches. Bei Aberntung der Obstbäume wird stets ein kleiner Rest der Früchte am Baume gelassen, um nicht habgierig Alles zu nehmen. Das ist Dankesspende dem fruchtbarkeitfördernden Gotte, von dem dann auch neuer Erntesegen im andern Jahre erwartet wird. „Aus solchen Bräuchen,“ sagt Jakob Grimm, „leuchtet die Milde des Alterthums. Der Mensch will sich nicht Alles aneignen, was ihm auf seinem Acker zugewachsen ist. Dankbar läßt er einen Theil für die Götter zurück, welche auch ferner seine Saat schützen. Die Habsucht nahm zu, als die Opfer aufhörten.“

Der vorsichtige Mönchguter sucht sich aber auch außerdem einer guten, zukünftigen Ernte von seinen Obstbäumen zu versichern. In der Geisterstunde der Neujahrsnacht tritt der Hausherr zu seinen besten Obstbäumen, umwindet dieselben mit einem Strohseile, in welchem eine kleine Münze befindlich ist, und spricht:

„Appelboom (oder Zwetschenboom) ick binde di.
Nächstes Joahr da dienst Du mi.“

Von der Ehrlichkeit seiner Bäume setzt er voraus, daß sie sich dieser Verpflichtung nicht entziehen werden.

Ueberall gilt die Scheidestunde des alten Jahres als der geeignete Augenblick, wo eine Frage an das Schicksal freisteht. Einer solchen Fülle und Mannichfaltigkeit von Schicksalsfragen, wie sie in der Sylvesternacht auf der mönchgutischen Halbinsel gethan werden, wird man indeß anderswo schwerlich begegnen. Es ist besonders die Jugend, die es gelüstet, einen Zipfel des Schleiers zu heben, welcher die kommenden Geschicke verhüllt, während das Alter mit seinen Erinnerungen am liebsten in der Vergangenheit weilt, und

der Mensch von reiferen Jahren, besonders der Bauer, mit conservativem Sinn sich am Genusse der Gegenwart genügen läßt. Hauptinhalt jugendlichen Geistes- und Gemüthslebens, besonders der Frauen, ist aber die Liebe. Mit wenigen Ausnahmen haben deshalb alle Fragen an das Schicksal zum Zwecke, Antwort über die beiden wichtigen Dinge, den Liebsten und die Hochzeit, zu erlangen. Die Anrufung des Pferdeorakels wurde schon oben erwähnt. Die weissagende Stimme der Rosse mußte Auskunft geben, ob schon das kommende Jahr die Vereinigung mit dem Herzallerliebsten bringen werde. Gleiches Begehren waltet bei folgenden Bräuchen ob. Das liebende Mädchen setzt zwei Nußschalen wie Schiffchen in eine Schüssel mit Wasser. In jeder Schale brennt ein Licht. Während das eine der Lichtchen den Bräutigam vorstellt, bezeichnet das andere des Mädchens eigene Person. Durch einen bekannten physikalischen Proceß gerathen die Schiffchen in schwimmende Bewegung. Kommen die Nußschalen zusammen, so bedeutet das baldige Hochzeit. Fliehen sie aber einander, so „kriegen“ sich die jungen Leute im neuen Jahre noch nicht. Oder: Zwei Flöckchen Flachs oder Wolle, unter denen die beiden Personen der Liebesleute gedacht sind, werden auf den Tisch gelegt und angezündet. Vereinigen sich in der Luft die auffliegenden, brennenden Flocken, so ist dies ein günstiges Omen. — Origineller noch ist folgendes Orakel: Heirathslustige Mädchen, die ausmachen wollen, welche von ihnen zuerst in den Hafen der Ehe einlaufen werde, bilden einen Kreis. Ein trunken gemachter Erpel (Enterich), den sie in die Mitte des Kreises setzen, bezeichnet nun die als die Glückliche, zu welcher er zuerst hinturkelt. Sonderbarerweise fühlen die so viel auf Vorbedeutung gebenden Mönchguterinnen nicht, welch schlechter Vorbedeutung des Erpels Trunkenheit ist.

Auskunft über gleich mehrere Hauptvorkommnisse des Menschenlebens begehrt folgende Schicksalsfrage. Die Neugierige wird mit verbundenen Augen vor drei Teller geführt, welche einzeln Erde, Kranz und Brot verdecken. Die Wahl des Erde deckenden Tellers deutet Tod, des Kranzes Hochzeit, des Brotes Wohlergehen und Glück im Allgemeinen. Jungen Frauen wird statt des Brotes zuweilen eine Puppe aus Kuchenteig mit leicht zu findender Deutung zur Wahl gestellt. Den Zufallsformen des auch anderwärts gebräuchlichen Bleigusses wird ähnliche Deutung zu Theil.

Auch über Aussehen und Gestalt des noch unbekannten Zukünftigen wissen sich die Mönchguterinnen ein Urtheil zu schaffen. Ein Blick, Punkt zwölf Uhr in der Neujahrsnacht in den Ofen gethan, zeigt den einstigen Gatten. Liebe und Neugier müssen dabei wohl ausnehmend das Auge schärfen. Für den Blick des uninteressirten, liebefreien Menschen wäre es schlechterdings unmöglich, in dem dunkeln Schlunde überhaupt etwas zu erspähen.

Ob der zukünftige Liebste von gerader und schlanker Gestalt, oder im Gegentheil krumm und verwachsen ist, lehrt ein Holzscheit, welches die Dirnen blindlings im Dunkeln aus dem Holzvorrathe ziehen. Doch dies Orakel muß häufig trügen, indem die Mönchguter durchschnittlich große, schlankgewachsene Männergestalten sind, welche fast nur Gardemänner zum Heere liefern. Knechte und Mägde, die vorauswissen wollen, ob ihr Dienstverhältniß im neuen Jahre dauern oder sich lösen werde, setzen sich, den Rücken zur Thür, mitten im Zimmer auf den Fußboden und schleudern mit dem Fuße einen ihrer Schuhe über den Kopf hinweg. Die ins Zimmer gerichtete Spitze des niedergefallenen Schuhes deutet auf Bleiben; weist jedoch die Spitze zur Thür, so ist Abzug gewiß.

Von Zukunftsforschungen, welche zu anderen Zeiten, als Neujahr, geübt werden, habe ich nur eine in Erfahrung gebracht. Wer von den Mönchgutern Frühjahrs zuerst den Kuckuck hört, ruft ihm entgegen:

„Kuckuck von dem Häven (Lufthimmel),
Wie lang sall ick noch leven?“

Jeder einzelne der dann noch folgenden Rufe gilt für ein Lebensjahr.

Die Mönchguterinnen aber rufen:

„Kuckuck upp den grönen Twigen (Zweigen),
Wie lang sall ick noch Jungfer blieben?“

Uebersteigen die Antwortrufe des Vogels die Zahl zehn, so schenkt ihm die Fragerin keinen Glauben und lacht des Orakels, sie weiß ja, daß keine heirathsfähige Dirne zehn Jahre sitzen bleibt im Mönchgute, „wo jeder Hans sine Grete hätt.“

Manche abergläubische Vorstellung und mancher uralte Brauch mag meiner Beobachtung entgangen sein. Aber auch ohne dies ist das Mitgetheilte geeignet, erkennen zu lassen, wie zahlreiche Fäden noch immer christliche Gegenwart und heidnische Vergangenheit verknüpfen *).

---

*) Wir wollen hier zwei Notizen über Aberglauben beifügen, die wir jüngst in den Zeitungen lasen:

„Vor einiger Zeit berichteten die süddeutschen Blätter über eine Teufelsaustreibung, die im Elsaß an zwei Knaben stattgefunden habe. Die „Salzburger Kirchenzeitung“, welche sich mit besonderer Vorliebe mit der Cultivirung des Glaubens an die Existenz der verschiedenartigsten Hexen, der Besessenen etc. beschäftigte, bringt ihren gläubigen Schafen noch einige Einzelheiten über obige Teufelsaustreibung, darunter Folgendes: Nach der heiligen Messe fing der Priester die vorgeschriebenen Beschwörungen an. Als dieselben begannen, schrie der böse Geist: „Ich gehe nicht, ich werde nicht gehen!“ — Der Exorcist (Teufelsbeschwörer) aber fuhr fort, und je mehr er dem Teufel zusetzte, desto hartnäckiger bewies sich dieser. Endlich nach einem heftigen zweistündigen Kampfe wurde die Macht des Satans gebrochen. Denn als er den Befehl vernahm, zu weichen im Namen der unbefleckten Jungfrau, so schrie er verzweiflungsvoll: „Jetzt ist's denn aus mit mir, ich bin überwunden, ich ziehe fort.“ Da auf sein Verlangen, in die Schweine, Gänse etc. fahren zu dürfen, ihm geantwortet wurde: „Nein, in den Abgrund der Hölle fährst Du!“ knirschte er mit den Zähnen, wüthete bei einer Viertelstunde noch im Körper des Kleinen, der sich bäumte und krümmte, wie ein zertretener Wurm. Man sah, wie der böse Geist ein Glied nach dem andern zu verlassen sich anstrengte; er konnte beinahe aus seiner Beute sich nicht herauswinden etc.“

„Eine seltsame Ehrenerklärung bringt die in Passau erscheinende „Donauzeitung“: „Wir Endesunterzeichnete erklären hiermit, daß wir unsere über die Bauersehefrau Ottilie Pumo zu Felsesberg gemachten Aeußerungen, als ob dieselbe eine Hexe und Zauberin sei, uns boshafterweise die Milch verzaubert, das Wasser im Brunnen entzogen und uns seit Jahren durch Hexerei und Zauberei Schaden zugefügt habe, als unwahr zurücknehmen, daß wir die Ottilie Pumo als eine sehr ehrenhafte und christliche Frau erklären und bedauern, daß wir uns durch fremde Einflüsterungen zu jenen Aeußerungen hinreißen ließen. Peter Einhellig. Maria Einhellig.“ Red.

Aus allen Erdtheilen.

Ein norddeutscher Consulatsagent nach Paris citirt.

Von Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Ein fast unglaubliches Factum hat sich soeben in Tunis ereignet. Der Consulatsverweser des Norddeutschen Bundes hatte dem ersten Minister des Bey eine Privatmittheilung über die letzten deutschen Siege gemacht. Dadurch war die Nachricht in die Stadt gekommen, die sonst nur durch französische Lügentelegramme etwas erfährt, und die noch gar nicht gewußt hatte, daß der Krieg bis jetzt den deutschen Waffen günstig gewesen war. Der französische Consul, der sich so zu sagen das Monopol, Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu verbreiten, angemaßt hatte, gerieth über diesen Eingriff in seine vermeintlichen „Rechte" in solche Wuth, daß er sich zu den nichtswürdigsten Schritten fortreißen ließ. Daß er damit anfing, den Bericht des norddeutschen Agenten für unwahr zu erklären und jene Siege für Frankreich in Anspruch zu nehmen, daraus wollen wir ihm noch kein Verbrechen machen. Die Franzosen haben das Lügensystem mit der Muttermilch eingesogen. Sie können nicht anders als lügen, blaguiren und renommiren. Schlimmer war es schon, was er zunächst that. Er führte beim Bey Klage über den norddeutschen Agenten, als einen officiellen Verbreiter absichtlich gefälschter Nachrichten, und verlangte von diesem Fürsten, keine solche Mittheilungen mehr entgegenzunehmen. Zu keiner dieser beiden Anklagen und Forderungen besaß er das geringste Recht. Einmal war die Mittheilung nicht officiell gemacht worden, dann stand auch der Franzose mit seinem eigenen Vorgehen im auffallendsten Widerspruch, indem er selbst solche Mittheilungen, natürlich vom französischen Standpunkte aus lügenhaft gefärbt, fast täglich der Regierung zu machen pflegte, und endlich hat kein Consul das Recht, dem Souverän, bei dem er beglaubigt ist, zu verbieten, von den Vertretern anderer Mächte Mittheilungen entgegenzunehmen. Aber in Tunis gilt unglücklicher Weise nicht das Recht, sondern die Einschüchterung, und da die Stellung des norddeutschen Agenten leider noch nicht die ist, die sie sein sollte, der französische dagegen ein großes Prästigium besitzt und mit erlaubten wie unerlaubten Mitteln auszubeuten pflegt, so kroch die schwache tunisische Regierung zu Kreuz und bewilligte Alles, was der Franzose verlangte.

Geradezu nichtswürdig und eine Schande für das ganze französische Consulatscorps müssen wir jedoch den weitern Schritt nennen, zu dem sich der wüthende Franzose hinreißen ließ. Der jetzige Agent des norddeutschen Bundes, Herr Tulin de la Tunisie, ist nämlich zu gleicher Zeit schwedischer General-Consul. Als solcher steht er unter dem schwedischen Gesandten in Paris. Bei diesem verklagte ihn nun der französische Consul von Tunis. Ein Schritt, würdig eines feilen Denuncianten und im auffallendsten Widerspruche mit der Collegialität, wie sie sonst zwischen Consuln fremder Mächte stets beobachtet wird! Der schlaue Franzose speculirte perfider Weise auf die Verwickelungen, zu welchen die zwitterhafte Stellung eines Consuls, der zwei Mächte zugleich vertritt, in solchen Zeiten wie die gegenwärtige führen kann. Er verrechnete sich auch nicht, denn der schwedische Gesandte in Paris nahm wirklich die Anklage auf und ließ Herrn Tulin citiren, damit derselbe sich wegen seines mit der Neutralität Schwedens angeblich im Widerspruch stehenden Benehmens rechtfertige. So sonderbar es auch klingen mag, so ist es doch Thatsache, daß nun Herr Tulin wirklich nach Paris gereist ist, um über sein Benehmen Aufschluß zu geben.

Wir haben also hier das lächerliche, fast unglaubliche und in Wirklichkeit völkerrechtswidrige Factum, daß ein norddeutscher Consulatsagent dafür, daß er deutsche Siegesnachrichten verbreitete, vor ein fremdes Tribunal zur Rechenschaft gezogen wird, vor ein Tribunal, welches noch dazu seinen Sitz in der Hauptstadt des Feindes, in Paris, hat. Ich weiß wohl, daß eine solche Ungerechtigkeit nicht hätte vorkommen können, wenn der fragliche Agent nicht zugleich schwedischer Consul gewesen wäre. Aber selbst bei dieser zwitterhaften officiellen Stellung, welche unserm Vertreter geschaffen worden war, bleibt es eine Ungerechtigkeit nach dem moralischen wie nach dem formellen Recht. Dadurch, daß die schwedische Regierung Herrn Tulin die Erlaubniß ertheilt hatte, die Agentur des norddeutschen Consulats zu übernehmen, ertheilte sie ihm auch von selbst das Recht, dieser seiner neuen Stellung gemäß zu handeln. Was war aber für einen deutschen Consulatsagenten natürlicher, als daß er den falschen Nachrichten der Franzosen gegenüber, die allein in Tunis Cours hatten, die wahren deutschen Siegesberichte mittheilte? Diese Mittheilungen hat er natürlich nicht als schwedischer General-Consul, sondern, wenn überhaupt in einer officiellen Eigenschaft, als norddeutscher Consulatsagent gemacht. Wenn auch de facto in einer und derselben Person vereinigt, so müssen doch de jure diese beiden Stellungen gänzlich auseinander gehalten werden. Was der norddeutsche Agent, selbst wenn er zufällig zugleich schwedischer ist, thut, geht den schwedischen Gesandten in Paris gar nichts an, insofern er nur nichts unternimmt, was mit seiner andern Stellung im Widerspruch, d. h. was gegen Schweden gerichtet ist. Dies war aber nicht der Fall. Eine einfache Mittheilung einer Nachricht auf privatem Wege kann von Niemand als ein Bruch der Neutralität angesehen werden. Der schwedische Gesandte hatte also gar kein Recht, Herrn Tulin vor sein Tribunal zu citiren, ebensowenig wie der französische Consul, ihn zu denunciren und anzuklagen.

Jedoch es mögen andere als die Rechtsgründe Herrn Tulin bestimmt haben, dem Ansinnen des schwedischen Gesandten nachzukommen. Er sah sich wahrscheinlich in seiner einträglichen Stellung als schwedischer General-Consul bedroht, da man bekanntlich bei Besetzung und Entsetzung von Stellen nicht immer nach dem formellen Rechte verfährt. Dies giebt uns Gelegenheit, auf einen großen Uebelstand in unserm Consulatswesen zurückzukommen, der darin besteht, daß wir an sehr vielen Orten keine eigenen Consuln haben, sondern fremde Consuln mit unserer Vertretung betraut sind. Warum können wir keine eigenen Consuln haben? Kleine Staaten, wie Holland, Schweden, Dänemark, besitzen deren. Nur wir Deutsche müssen gleichsam bei fremden Consuln betteln gehen. Was daraus für Uebelstände entstehen, zeigt der obige Fall, dem ähnlich ich noch manche anführen könnte. Es ist sogar vorgekommen, daß wir einen Consul hatten, der eigentlich der Consul einer Macht war, die mit uns im Kriege stand. Der Fall ereignete sich im Jahre 1864 zur Zeit des Krieges mit Dänemark. Ein dänischer Consul hatte zufällig die Vertretung der Deutschen in einer größern Seestadt neben seinem eigentlichen Consulate mit übernommen. Natürlich kümmerte er sich zur Zeit des Krieges mit Dänemark nur um die Dänen und gar nicht um die Deutschen, da er von ersterer Nation bezahlter, von letzterer nur Ehren-Consul war. Aber er ging noch weiter. Er trat sogar offen feindlich gegen die Deutschen auf, benachtheiligte sie bei jeder Gelegenheit und erging sich nebenbei öffentlich in den schmählichsten Redensarten über Deutschland, seine Armeen und sein Volk. Dennoch hatte er den Titel „Consul" von einem deutschen Staate!

Das ist also der erste Uebelstand in unserm Consulatswesen, dessen Beseitigung im höchsten Grade wünschenswerth, ja nothwendig erscheint, wenn anders wir nicht darauf verzichten wollen, im Auslande geachtet dazustehen und Schutz zu genießen. Der Schutz, den uns ein Consul einer fremden Nation, der nur so nebenbei unser Consul ist, gewährt, ist durchaus illusorisch. Man darf deshalb die Vereinigung zweier Consulate

in einer Person nicht mehr gestatten. Es ist sogar besser, an einem Orte gar keinen Consul zu haben als einen solchen, der nicht ausschließlich unser Consul ist.

Ein anderer, fast ebenso großer Uebelstand ist der, daß in vielen Städten, namentlich in den Hafenorten des Mittelmeeres, in Europa wie in Afrika, fremde Kaufleute, Schweden, Holländer, Schweizer, selbst Engländer, unsere Consuln sind. Alle diese Leute haben sich nur den Consultitel geben lassen, weil er eine gewisse Stellung in der Gesellschaft verleiht. Für das Land, das sie vertreten, haben diese Fremden aber nicht das geringste Interesse. Ja sie lassen sich nicht einmal als Bürger des Norddeutschen Bundes naturalisiren, und dies müßte von Rechtswegen doch die erste Bedingung sein, die ein Staat von seinen Beamten, gleichviel ob bezahlt oder nicht, fordern sollte. Ein solcher Fremder hat nie ein Herz für Deutschland. Im Gegentheil, es sind mir Fälle bekannt, in welchen ein solcher „Norddeutscher Consul" sich aufs Herabwürdigendste über Deutschland äußerte! Und dergleichen Leute findet der Deutsche im Auslande als seine Vertreter! Preußen hat zwar seit einigen Jahren schon das richtige Princip aufgestellt, daß nur ein Deutscher Consul des norddeutschen Bundes werden soll. Aber ausgeführt ist dieses Princip bis jetzt erst an sehr wenigen Orten. Möge die neue Machtstellung, welche Deutschland dem gegenwärtigen Kriege verdankt, auch hierin einen Wendepunkt bezeichnen und die deutsche Vertretung im Auslande in Zukunft eine unseres Vaterlandes würdige sein!

Die Meeresgrenzen und die Eisenbahnen Frankreichs.

Ueber das Nationaleigenthum Frankreichs hat Paul Boiteau ein umfassendes Werk geschrieben. Wir finden in der „Allgemeinen Zeitung" eine eingehende Besprechung des Buches nebst mehreren Auszügen, die von Interesse sind. Wir heben daraus das Nachstehende hervor: Nach einer sorgfältig ausgeführten hydrographischen Vermessung beträgt die Ausdehnung der Meeresgrenzen an der Nordsee, und zwar von der belgischen Grenze bis zum Cap Gris-Nez, 72 Kilometer 28; am Aermelcanal, vom Cap Gris-Nez bis zur Argentonspitze, 978 Kilom. 65; am Atlantischen Meere, von der Argentonspitze bis zur spanischen Grenze, den Einschnitt in der Gironde nicht mitgerechnet, 1024 Kilom. 98; am Mittelländischen Meere, von der spanischen Grenze bis Var, 678 Kilom. 47; also im Ganzen, außer der Grenze der Grafschaft Nizza, 2754 Kilom. 47 beträgt.

Frankreichs Küstenland ist überhaupt in fünf Seedistricte eingetheilt, denen je ein Marinepräfect vorsteht. Von den 400 Hafenstädten, welche Frankreich besitzt, liegen 86 am Canal La Manche, 231 am Ocean, 83 am Mittelländischen Meere. Obenan unter den Hafenstädten ihrer Größe und Bedeutung nach steht Marseille, das in die Schiffsfahrtstabelle vom Jahre 1858 mit 3,100,000 Tonnen eingetragen ward (— d. h. Schifffahrtsbewegung, nämlich eingelaufene und ausgelaufene Fahrzeuge aller Art, bis zu den kleinsten hinab —). Dann kommen: Havre mit 2,100,000 Tonnen, Bordeaux mit 1,150,000 Tonnen; Nantes, Rouen, Dünkirchen, Cette, Calais; Dieppe, Boulogne, Toulon, Caen, Honfleur, Arles, Brest je mit 700,000 bis 200,000 Tonnen. Hieran schließen sich Cherbourg, La Rochelle, Saint Malo, Rochefort, Tonnay-Charente, Blaye, Saint Nazaire, Granville, Lorient, Bastia, Bouc und Bayonne je mit 100,000 bis 50,000 Tonnen.

Aus Boiteau's Mittheilungen über die französischen Küstenleuchtfeuer ist hervorzuheben, daß die erste auf dem Gebiet eingeführte Verbesserung in der Anwendung der Argent-Lampe mit doppelter Luftströmung bestand. 1822 ward auf dem Cordouan-Leuchtthurme der große Fresnel'sche Leuchtapparat angebracht. Die mit diesen Apparaten vom Staate erzielten Geldersparnisse beliefen sich 1830 schon auf 500,000 Fr. 1825 konnte die Leuchtfeuer-Commission, Dank den Fresnel'schen Erfindungen, bezüglich der Beleuchtung des französischen Küstenlandes allgemeine Vorkehrungen treffen. Damals standen und arbeiteten an der ganzen Küste nur 15 Leuchtthürme; die Errichtung von 83 neuen war in Aussicht genommen worden. In den Jahren 1833 bis 1841 führte man deren 26 auf. 1860 belief sich die Zahl der Leuchtfeuer an der französischen Meeresküste auf 279. Ende 1863 zählte man in Frankreich 43 Leuchtthürme erster, 5 zweiter und 35 dritter Classe, sowie 186 Fanals oder Hafenfeuer. (Die Leuchtweite der französischen Leuchtthürme erster Classe beträgt in der Regel 35 bis 50 Kilometer; die der Leuchtthürme zweiter Classe 28 bis 33 Kilometer; die der Leuchtthürme dritter Classe 24 bis 26 Kilometer und die der Fanals oder Hafenfeuer 15 bis 18 Kilometer.) Zu Anfang des Jahres 1864 bestanden an Frankreichs Küsten 106 Bakenthürme aus Stein oder Eisen, 909 einfache Baken, 380 Ankerbojen von Eisenblech oder Holz und 337 Merkzeichen, Amers genannt. Die See- und Binnenschifffahrtsdomänen umfassen: die Flotte, die Seehäfen und Meeresufer, die Ströme und Flüsse, Canäle nebst Ufern. Frankreichs schiffbare Flüsse und Canäle haben eine Gesammtlänge von 14,250 Kilometern. 1861 wurden auf diesen Wasserwegen Waaren im Gesammtbetrage von 2200 Millionen Tonnen befördert. Unter der Regierung Franz I. wurden in Frankreich die ersten Canäle angelegt.

Zu dem ersten Schienenwege, den Frankreich besessen, dem von Saint-Etienne nach der Loire, ward im Jahre 1823 die Concession ertheilt. Derselbe hatte eine Länge von 18 Kilometern. Die Concession durch königlichen Erlaß vom 26. Februar lautete auf ewige Zeiten. 1826 ward die Strecke von Saint-Etienne nach Lyon (Länge 57 Kilometer), 1828 die von Andrezieux nach Roanne (Länge 67 Kilometer) concessionirt. Diese ersten Schienenwege dienten lediglich zum Steinkohlen- und Metalltransport; zum Ziehen wurden ausschließlich Pferde verwendet. Erst einige Zeit nach der Julirevolution 1833 begann für das Eisenbahnwesen eine zweite Periode. Im Juli 1832 hatte man auf der Saint-Etienne-Lyoner Bahn mit Glück zwei Neuerungen eingeführt, nämlich die Zugpferde durch eine von Dampf getriebene Locomotive ersetzt, und statt der Frachtgüter Personen befördert; der Stern der Eisenbahnen war aufgegangen. Neun Jahre nachher, 1841, betrug die Gesammtlänge der französischen Schienenwege gleichwohl erst 855 Kilometer, wovon 569 dem Verkehr übergeben waren. Heute beträgt sie mehr als 22,000 Kilometer, die zusammen sieben Milliarden Franken gekostet haben.

Aus Centralasien.

Die Russen haben sich in Turkestan nun gründlich festgesetzt und verschönern ihre Hauptstadt Taschkend. Die Mehrzahl der Landesbewohner, welche aus friedlichen, persisch redenden Tadschicks besteht, ist ihnen schon deshalb nicht abgeneigt, weil sie nicht mehr willkürlich besteuert werden, sondern feste, mäßige Abgaben zahlen, weil Ordnung gehalten wird und Raubzüge nicht geduldet werden. Außerdem bleibt auch der Mohammedanismus unangetastet. Die Russen haben in jener Stadt nun auch eine Bibliothek eröffnet, in welcher sich Manuscripte befinden, welche für die Geschichte Centralasiens von Wichtigkeit sind. Der Handel gewinnt immer größere Ausdehnung. Wichtig ist, was über den Anbau der Baumwolle gemeldet wird; bekanntlich erhält Rußland einen großen Theil seines Bedarfs aus Centralasien. In den Umgebungen Taschkends sind große Flächen mit Baumwolle besäet. Um Taschkend und Chodschend wächst und reift auch die amerikanische Baumwolle, doch hat der Anbau derselben, als etwas Neues, bisher keine glänzenden Resultate geliefert. Besser noch als die Taschkendsche und Chodschendsche Baumwolle ist die bucharische, welche bei sorgfältiger Beaufsichtigung des Baues und der Reinigung sich einigen Sorten der amerikanischen nähert; auch in Kokand ist der Baumwollenbau sehr entwickelt und zeichnet sich die dortige durch ihre verhältnißmäßig hohe Qualität aus. Die geringsten Sorten wachsen in der Gegend von Tschemkend. Die größte Baumwollenernte macht Chiwa; am geringsten ist

der Ertrag in den nördlichen Kreisen Turkestans. — Die Unvollkommenheit der Reinigungsmittel nimmt der bucharischen Baumwolle einen großen Theil ihres Werthes. Ein Pud solcher Baumwolle kostet in Taschkend 3 bis 7 Rubel (in diesem Jahre 5 R. 50 Kopeken) in Kokand von 5 Kop. bis zu 1 R. billiger, und in Buchara noch billiger. — Rußland erhält aus Turkestan, Kokand (Chokand), Chiwa und Buchara fast ausschließlich rohe Baumwolle, von der ein Theil, auf den Fabriken verarbeitet, als baumwollene Gewebe wieder nach Centralasien zurückkehrt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle hat sich in den letzten 11 Jahren verneunfacht, was die Nothwendigkeit der bucharischen Baumwolle für die russischen Fabriken beweist; namentlich in den letzten 6 Jahren ist die Ziffer der Einfuhr bedeutend gestiegen. — Die Summe der in Centralasien geernteten Baumwolle beläuft sich auf mehr als 3 Millionen Pud, von denen 2 Millionen auf Buchara, 500,000 auf Chiwa, 300,0000 auf Chokand und 500,000 auf die am Amu-Darja gelegenen Länder kommen.

Im Juni hat sich eine „Mittelasiatische Gesellschaft für Handel und Dampfschifffahrt" gebildet, mit einem Actiencapital von 2,400,000 Rubeln. Sie will in spätestens drei Jahren eine ausreichende Zahl von Dampfern und Barken beschaffen, um auf dem Jaxartes regelmäßig wöchentliche Fahrten von den bigawatschen Stromschnellen bei Chodschend bis nach Kasalinsk zu machen. Die Fahrzeuge sollen auch derart eingerichtet werden, daß sie, gleich jenen der Aralflottille, Geschütze führen.

Das Petschoraland und die Samojeden.

Die Petersburger Industrieausstellung hat namentlich in Bezug auf die Völkerkunde viel Interessantes dargeboten. Auch der hohe Norden war gut vertreten und namentlich die samojedische Abtheilung erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man verdankte insbesondere Herrn Siderow, der Kaufmann in Krasnojarsk ist, viele werthvolle Beiträge aus Sibirien, deren Sammlung nicht getrennt worden ist und gerade deshalb einen guten Ueberblick ermöglichte.

Der Norden, so sagt ein Bericht in der deutschen „St. Petersburger Zeitung", ist nicht überall der gleiche. Wenn man die majestätische Petschora (— die noch im europäischen Theile des Reiches strömt; Nowaja Semlja liegt nördlich von ihren Mündungen —) hinabfährt, welche die Samojeden mit Recht „Jam", d. h. Meer, nennen, weil sie nach ihrer Vereinigung mit der Ussa bereits drei Werst breit ist, so sieht man in ihrem mittlern Laufe, der wohl größtentheils dem Syrjanenlande angehört, noch herrliche Wiesen, gewaltige Urwaldungen von Tannen, Fichten, besonders aber die für den Schiffsbau so wichtigen Lärchenbäume. Zeuge dessen sind die kolossalen Stämme in der Ausstellung. Diese Waldregion reicht östlich bis an das Uralgebirge, wo man mächtige Cedern trifft, von denen wir gleichfalls einige kolossale Exemplare auf der Ausstellung sahen, und westlich bis an den bottnischen Meerbusen. Der Reisende erstaunt sehr über die eigenthümliche Schönheit dieser Gegend mit ihrer tief melancholischen nordischen Färbung. Weiter nach Norden hin, unter dem Wendekreise, wird die Gegend immer eintöniger; es tritt jenseit des Polarkreises auch das Weidengebüsch immer seltener auf. Dann folgt der unwirthbarste Strich Europas, die durch ihre Oede Schrecken erregende timanische Tundra, deren Inneres ewiges Eis birgt, in der keine Blume mehr emporsprießt und die ihre einförmige Fläche nur mit Schneefeldern und mit grauem Rennthiermoose umhüllt. Der Winter ist hier furchtbar. In der östlich von der untern Petschora belegenen sogenannten Bolschesemelskaja-Tundra frieren die Flüsse Mitte September zu und gehen erst Mitte Juni auf. Ununterbrochene Nacht umhüllt dann Monate lang die Erde und Schneestürme rasen mit furchtbarer Wuth über die weite öde Fläche. Freilich stellt sich dann der Sommer urplötzlich ein und die vom 6. Mai bis zum 13. Juni nicht untergehende Sonne ruft in den südlicher belegenen oder geschützten Theilen eine kärgliche, aber doch heitere Vegetation hervor, ohne jedoch die Kraft zu haben, das im Innern sich bergende Eis zu schmelzen.

Hier haust noch der Samojede mit seinen Rennthierheerden. Wir konnten auf der Ausstellung dieses merkwürdige Volk in seiner eigenthümlichen Lebensweise kennen lernen. Denn nicht nur, daß bekleidete Puppen uns den complicirten Mechanismus der polarischen Tracht vor Augen führen, wir können auch noch einen Blick in das mit Rennthierfellen bekleidete Tschum (Zelt) mit seiner innern Einrichtung thun. Eine andere Wohnung kann der Samojede nicht gebrauchen. Sein einziges Gut sind die Rennthiere, die sich Sommer und Winter ihre Nahrung selbst suchen müssen. Ist das Moos im Umkreise des Lagers abgefressen, so muß eben weiter gezogen und das Zelt abgebrochen werden. In der Tundra ist das Leben ohne Rennthier auch unmöglich, und Samojede, Rennthier und Tundra bilden eine natürliche Einheit, die einzig in ihrer Art ist. Allerdings sehen wir unsere Puppen in einer, wenn auch den Typus ziemlich treu wiedergebenden, so doch etwas idealisirten Gestalt, denn der Schmutz, der jeden Samojeden und auch jede Samojedin bedeckt, den sehen wir hier eben nicht; unser Schönheitssinn und unsere Geruchsnerven werden daher durch eine genauere Prüfung dieser Wunder eines durch alle Jahrhunderte sich gleich gebliebenen (Nicht-) Culturlebens nicht beleidigt.

Herr Ssidorow hat auch eine ganze Sammlung verschiedener Gegenstände aus sibirischem Graphit ausgestellt. Wir glauben kaum, daß dieser Graphit durchschnittlich so gut ist wie der aus der berühmt gewordenen Batugol'schen Graphitmine des Herrn Alibert im Gouvernement Irkutsk, er ist aber bedeutend besser als der finnländische und kann wohl auch zu Bleistiften gebraucht werden, von denen wir hier riesige Exemplare, dicken Lanzen gleich, bewundern können. Seine Hauptverwendung wird dieser Graphit aber als Material zur Anfertigung der großen Schmelztiegel finden, die zur Bereitung des Gußstahls unentbehrlich sind. Ssidorow hat einen ganzen Ofen aus Graphit, von einer Menge von theils neuen, theils gebrauchten Schmelztiegeln und großen Graphitblöcken umgeben, ausgestellt. Von anderen mineralischen Producten ist hier noch der Bergtheer zu bemerken, welcher im Syrjanenlande an der Uchta, einem Nebenflusse der in die Petschora mündenden Ischma, in großen Massen gewonnen wird. Zur Reinigung desselben und zur Herstellung des Kerosins sind auch die in der Nähe befindlichen Schwefelquellen und Schwefellager und zur Anfertigung der zum Transport nöthigen Fässer unermeßliche Waldungen zur Hand, so daß über kurz oder lang die aus dem hohen Norden auf den Märkten des Innern eintreffende Waare mit der aus dem Kaukasus versendeten sich begegnen wird, um jeden weitern Import derselben überflüssig zu machen. Das Product ist hier in seinen verschiedenen Formen als Bergtheer, Naphtha, Kerosin, Paraphin in Stücken und in Lichtern u. s. w. ausgestellt.

Neben diesen interessanten Gegenständen befindet sich eine ganze Sammlung von Steinkohlen aus denjenigen Strichen des Nordens, wo sie in besonderer Menge gefunden werden: von den Ufern der Flüsse Uchta und Oranez, von dem kohlenreichen Nowaja-Semlja und auch aus dem 40 Werst von der Einmündung des Taimura in die untere Tunguska belegenen Lager, welches letztere dadurch merkwürdig ist, daß unter demselben seit mehr als hundert Jahren ein unterirdischer Brand fortdauert, der den Boden so erwärmt, daß derselbe die prächtigste Vegetation trägt: eine grünende und blühende Oase in der Oede des Nordens.

Unter den vielen Probestücken von Erzen und Mineralien heben wir einen Topas vom Berge Gnesdo-Bur (Sturmnest) am Flusse Stschtschugur, einem Nebenflusse der Petschora, hervor. Ssidorow war der Erste, der diesen nur 500 Fuß hohen, aber sehr steilen Berg erstieg und auf demselben ein Topaslager entdeckte, gleichzeitig aber auch den Schrecken bannte, mit welchem die Eingeborenen diesen Berg des unheimlichen Gebrauses wegen betrachteten, das sie sich nicht erklären konnten und

das einfach von dem Sturze eines nicht sichtbaren Bergbaches herrührt.

Der Lärchenstämme haben wir bereits gedacht. Herrn Ssidorow gebührt das Verdienst, dieses kostbare Schiffsbaumaterial, das nicht fault und nicht von Würmern angefressen wird, in größeren Massen auf dem bis dahin noch unversuchten Seewege aus der Petschoramündung nach Petersburg versandt zu haben, wo 1867 auf dem Schiffe „Lomonossow" 9000 Kubikfuß desselben eintrafen. Die jetzt ausgestellten Stämme gehörten zu den Ladungen, mit welchen 1869 drei englische Fahrzeuge befrachtet wurden. Wissenschaftliches Interesse gewähren die Probestücke der 200- bis 300jährigen Lärchenbäume vom Jenissei und von der unteren Tunguska, die nur 3 bis 5 Werschok im Durchmesser, dafür aber eine sehr dichte Holzfaser haben, während der Durchmesser des Probestücks von einer 180jährigen Fichte aus dem Gouvernement Lublin 62 Werschok beträgt. Eine solche Wirkung übt das Klima auf die Vegetation!

Von den vielen ausgestellten Thierhäuten ziehen besonders die durchlöcherten Rennthierfelle die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Bei einigen sind die Monate angegeben, in welchen die Thiere getödtet worden; diese Aufschriften lehren uns die Geschichte der furchtbaren Leiden kennen, welche die Bremsen diesen Thieren alljährlich bereiten. Im März schlüpfen nämlich die Maden aus den Eiern, welche die Bremsen in das Fleisch der Rennthiere gelegt haben, und sie beginnen nun das Fell zu durchfressen. Mit jedem Monate wachsen die Maden und somit auch die Leiden der Thiere, welche im Juli die äußerste Höhe erreichen. Die armen Thiere werden dadurch so abgemagert und schwach, daß sie sich kaum auf den Beinen erhalten können. Dann haben die Schmarotzer aber ihre volle Größe erreicht, und sie fallen in das Gras; sie spinnen daselbst sich in Cocons ein, aus welchen später Bremsen hervorgehen, die so schnell wachsen, daß sie ihre Eier in die noch nicht ganz geheilten Wunden der Rennthiere legen können. Dann heilen aber die Wunden doch noch zu und das Fell bedeckt sich sogar mit Haaren, unter deren Schutze das Bremsenei den Winter vortrefflich übersteht. Im März beginnt dann die Qual der unglücklichen Thiere aufs Neue. In Nowaja-Semlja sind diese Bremsen nicht vorhanden, und deshalb erreichen die dortigen Rennthiere auch eine bedeutendere Größe und Stärke, wie dies die ausgestellten Felle und Zungen der Thiere beider Länder beweisen.

Von den Fischen des Eismeeres werden Walfische und Haie jetzt nur von Norwegern gefangen. Herr Ssidorow hofft, auch die Russen zu dieser gewinnreichen Industrie veranlassen zu können, die jetzt selbst wenig Störe und Häringe fangen. Es ist dies um so auffallender, als schon Peter der Große 1703 eine Ladung Fischleim von 9307 Pud, wozu 300,000 Störe nöthig gewesen, nach Holland geschickt hatte. Jetzt beträgt die ganze Production von Fischleim im Norden kaum 300 Pud.

Ein angeblicher unterirdischer Abzug des Großen Salzsees in Utah.

Der große Salzsee wird seit einiger Zeit nicht bloß von Segelschiffen, sondern auch von Dampfern befahren, und seitdem die Mormonenstadt durch einen Schienenstrang mit der großen Pacificbahn verbunden ist, hat sich auf ihm ein lebhafter Küstenhandel entwickelt. Solch ein Küstenfahrer, der „Pioneer", der von Corinne nach Stockton fuhr, gerieth in der zweiten Juniwoche in eine eigenthümliche Lage. Es war, als ob er auf einen Felsen festgerannt sei; er war zwischen den Inseln Kimball und Fremont auf demselben Flecke wie angebannt. Plötzlich wurde er in einem Wirbel herumgedreht und gerieth in große Gefahr. Der Schiffsführer Capitän Hannah, ein erfahrener Mann, bot Alles auf, um aus diesem Wirbel zu entkommen, was ihm auch gelang, weil ein scharfer Wind sich erhob. Nun behauptet er steif und fest, daß an jener Stelle das Wasser mit lautem Geräusch in eine unterirdische Höhle stürze und eine trichterförmige Vertiefung bilde. Ringsum sei das schäumende und wie in einem Kessel kochende Wasser höher gewesen wie das Deck des Schiffes, als dieses sich im Wirbel befand.

Nun wollen daraus die amerikanischen Blätter folgern, daß der Salzsee einen unterirdischen Abzug habe; dafür liegt indeß keinerlei Beweis vor. Man weiß schon längst, daß an verschiedenen Stellen im Salzsee heiße Quellen liegen, und möglicherweise hat jener Capitän eine solche gefunden. Einen unterirdischen Abzug kann man schon deshalb nicht annehmen, weil sich, wenn ein solcher vorhanden wäre, nicht erklären ließe, weshalb dann der Salzgehalt sich nicht verringere, wenn fortwährend Salzwasser abflösse, während ununterbrochen durch die einströmenden Flüsse süßes Wasser zugeführt wird. Man hat bisher angenommen, daß der Salzgehalt vermittelst der warmen Salzquellen gleich stark erhalten werde, und daß in dieser Beziehung auch die starke Verdunstung von wesentlichem Einflusse sei. Uebrigens sind einige wissenschaftliche Männer darüber aus, die Sache näher zu erforschen.

* * *

— Im ersten Halbjahr von 1870 hat die Einwanderung in Buenos Ayres 22,014 Köpfe betragen; davon waren 8507 Italiener, 1177 Basken, Schweizer 291, Deutsche 126, Engländer 179.

— In der südamerikanischen Republik Neu-Granada (Vereinigte Staaten von Columbia) ist — „ein Wunder geschehen". Der Congreß hat die Summe von 100,000 Dollars für öffentliche Schulen bewilligt.

— Die „muskelstarken und starkgeistigen Weibspersonen", wie ein amerikanisches Blatt sich ausdrückt, leisten immer mehr Großartiges. Ein Neuyorker Blatt schreibt Folgendes: Die Bewegung zu Gunsten der vollständigen Emancipation des zarten Geschlechts hat jüngst einige kühne Entwickelungen durchgemacht, an welche die Urheberinnen dieser modernen Idee schwerlich gedacht haben mögen. Da ist zunächst eine Ruderwettfahrt zu erwähnen, welche vor ein paar Wochen von drei jugendlichen Amazonen auf einem Gewässer bei Pittsburg unternommen und ausgeführt wurde. Selbstverständlich lieferten die anglo-amerikanischen Blätter ausführliche Schilderungen über diese interessante Wettfahrt, in welchen die Persönlichkeit und der Anzug der jungen Ladies umständlich beschrieben wurde. Die zweite Demonstration, welche zum Zweck hatte, zu beweisen, daß die Töchter Evas in jedem Zweige menschlicher Thätigkeit den sogenannten Herren der Schöpfung ebenbürtig seien, fand kürzlich bei Cleveland statt, wo zwei Matronen im Schnelllaufen mit einander um einen Preis von 50 Dollars rangen. Doch diese harmlosen Bestrebungen werden durch eine Leistung auf einem Felde in Schatten gestellt, wo das starke Geschlecht eine Concurrenz gewiß nicht zu befürchten hatte. Aus Ostindien wird gemeldet, daß dort Weiber sich auf die Landstraße begeben und Reisende mit vorgehaltener Waffe zur Auslieferung ihrer Kostbarkeiten zu zwingen versucht haben. Wenn die holden Geschöpfe unter die Straßenräuber gehen und das „Die Börse oder das Leben!" practiciren, dann ist gewiß das Aeußerste in dieser Richtung erreicht und der Sieg der emancipirten Heldinnen vollständig.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Wanderungen im südlichen Indien.

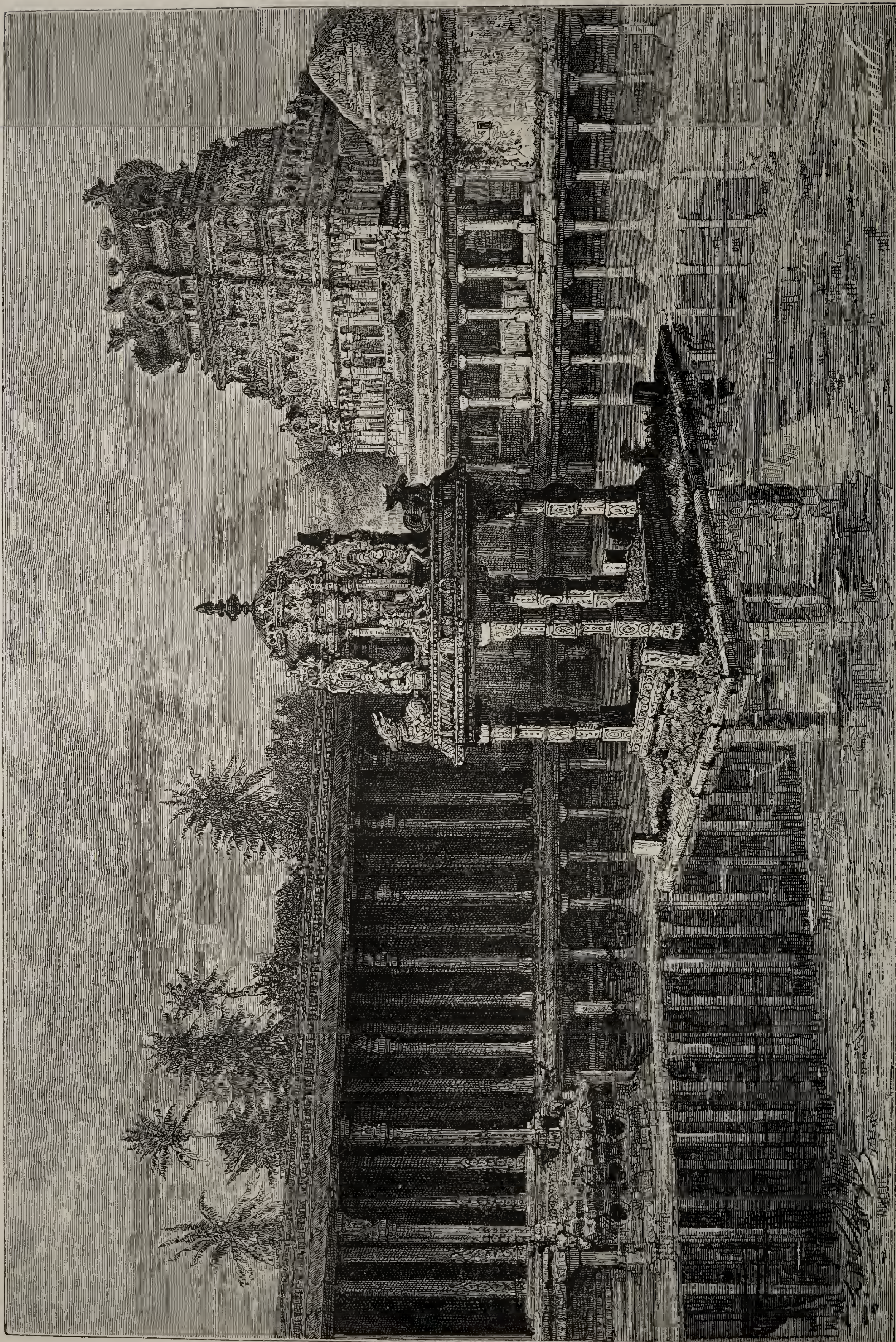
II.

Die Königsfamilie in Tanjore. — Affen in Trivadi. — Tritschinapoli, dessen Burg und Pagoden. — Der Tempel von Sriringam. — Palmyrapalmen. — Die Schanars. — Charakter der indischen Teufelsverehrung. — Siwadienst. — Brahmanismus.

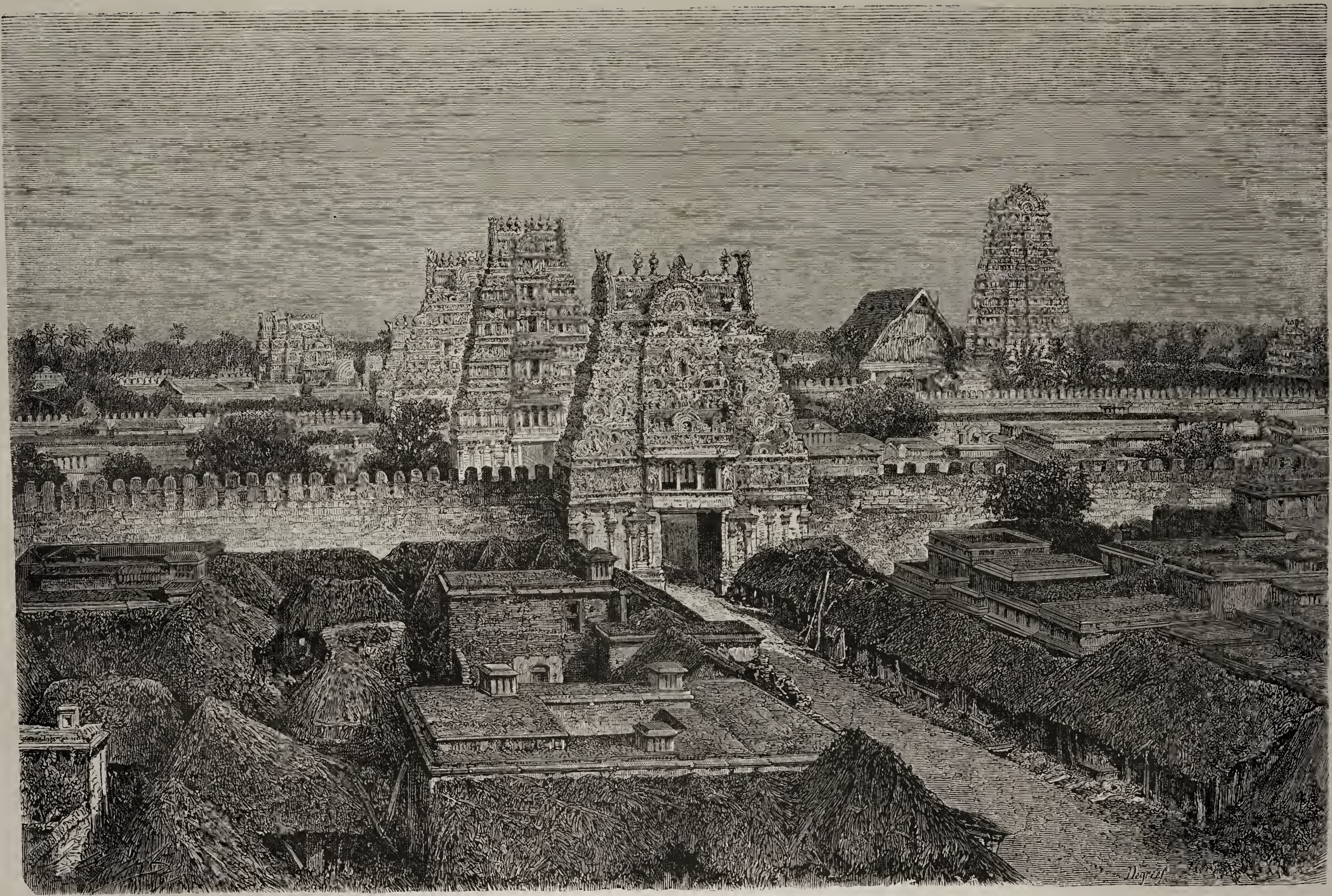
In der Familie der ehemaligen Beherrscher von Tanjore herrscht Zwiespalt. Während Sakaran Sahib von einer unmöglichen Wiederbesitznahme des Thrones träumt, möchte Sorerao Sahib sich die Krone aufsetzen. Er ist Bruder der ersten Königin; der verstorbene Radscha hatte vierzehn legitime Gemahlinnen und daneben funfzig Kebsfrauen, welche 1863 allesammt im Palaste wohnten. Die Maharatten halten streng darauf, daß die Frauen abgeschlossen bleiben. Nun ist die einzige vorhandene legitime Tochter des verstorbenen Königs Siwadschi nicht von der ersten (höchsten, Ober-) Königin geboren worden; nach den Landesgesetzen erhält aber nur diese erste Königin, so lange sie lebt, die Einkünfte, welche die Engländer dem Hofe zugebilligt haben; die übrigen Frauen bekommen nur wenig. Jene Königin bot ihren ganzen Einfluß auf, um ihren Bruder Sorerao Sahib empor zubringen, und so ist im Palaste ewiger Hader. Im Ganzen genommen erscheint dieses Treiben ohne alle Bedeutung; denn die Macht der Maharattendynastie im Tamulenlande Tanjore ist völlig gebrochen. Sorerao Sahib hat sich dem übermäßigen Genusse des Opiums ergeben und pflegt den lieben, langen Tag zu verschlafen.

Die Oberkönigin ließ, dem Reisenden zu gefallen, die Siegel abnehmen, welche während einer frühern Rechtsstreitigkeit zwischen ihr und der englischen Verwaltung angelegt worden waren. So wurde der Hofraum zugänglich, in welchem das vom Engländer Chantrey verfertigte Marmorstandbild Siwadschi's auf einem gewaltigen Steinblocke sich erhebt; die Sculpturen an den Seiten desselben stellen Kriege der Dämonen dar. Auf der einen Seite des Hofes steht ein pyramidenförmiger Thurm; er enthält das Arsenal mit alten Maharattenwaffen, welche als eben so viele Gottheiten verehrt werden.

Die nördliche Eingangsthür zum Palaste darf vom Radscha niemals betreten werden, weil sein Leichnam aus ihr zur Verbrennungsstätte gebracht wird. In der großen Festung steht auch eine Pagode, welche dem Radscha Gopala, d. h. dem Gotte Wischnu, geweiht ist, und vorzugsweise dieses Heiligthum genoß hohes Ansehen bei dem verstorbenen Könige. Er ging manchmal insgeheim mitten in der Nacht dorthin, um seinen Lieblingsgöttern, Wischnu und Siwa, Menschenopfer darzubringen. Er ließ zehn- bis zwölfjährige Mädchen aufkaufen und in den Tempel schaffen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, was ihnen bevorstand. Die Engländer nahmen diese Abscheulichkeiten zum Vorwande, sich des Königs zu bemächtigen, und er ist bis zu seinem Tode eingesperrt geblieben. Als Grandidier in Tanjore war, ließ gerade der englische Steuereinnehmer (Collector) einen Thron und einen Palankin von massivem Golde, welche einst der königlichen Familie gehört hatten, einschmelzen.



Der heilige Teich bei Tritschinapoly.



Blick auf die Pagode von Sriringam.

Etwa anderthalb deutsche Meilen von Tanjore liegt Trivady am Ufer des Kawery, der zu den heiligen Flüssen Indiens gehört. Dort hat die königliche Familie ein Lustschloß, welches sie bewohnt, wenn sie von der Religion vorgeschriebene Reinigungsbäder nimmt. Kaum anderswo im Lande sind die Affen, geheiligte Thiere, so überaus unverschämt, wie gerade dort. In ganzen Schaaren treiben sie sich auf den Dächern und in den Gärten umher, und richten allerlei Unfug an. Eine Zeitlang haben sie sich damit belustigt, Ziegel von den Dächern abzureißen, und man hat deshalb gewölbte Dächer bauen müssen, welchen sie nichts anhaben können. Den Engländern sind diese boshaften und frechen Heiligen sehr verhaßt; sie konnten wohl die Mörderbande der Thags ausrotten, Kindermord und Wittwenverbrennungen verbieten, aber den Affen dürfen sie nichts zu leide thun, das würde, als Religionsschändung, einen fanatischen Widerstand hervorrufen. —

Die Bahn von Tanjore nach Tritschinapoli führt einem Arme des Kawery entlang und kann in etwa zwei Stunden zurückgelegt werden; das Standlager der britischen Truppen liegt etwa eine englische Meile vom Bahnhofe entfernt. Die Stadtmauer ist verfallen; auf einem mächtig hohen Felsen steht eine dem Gotte Siwa geweihete Pagode mit zwei Mandapams; sie macht einen imposanten Eindruck.

Am Wege, welcher zu der Felsentreppe hinführt, liegt ein heiliger Teich; der Mandapam, welcher inmitten desselben steht, ist theilweise schon verfallen. An der einen Seite des Wassers läuft, wie unsere Abbildung zeigt, eine Galerie hin, mit schweren, plumpen Säulen, während die Arkaden mit einer großen Anzahl mythischer Figuren geschmückt sind; man hat dieselben aus Stuck verfertigt. Weiterhin läuft eine breite Straße, die aber nur kleine, niedrige Häuser hat, bis zum Anfange der breiten Felsentreppe, welche etwa dreihundert Stufen zählt. Von oben herab ist die Aussicht sehr schön; der Kawery zieht sich wie ein Silberband durch die grünen Reisfelder, welche nach allen Richtungen hin von Bewässerungscanälen durchschnitten sind. Die Häuser der Stadt liegen im Schatten der Kokospalmen, die Moschee der Mohammedaner ist von einem Park umgeben, und weiterhin bildet der dürre Strand einen scharfen Gegensatz zu der üppig grünen Landschaft. Wie bei den Katholiken auf dem Wege nach Wallfahrtsstätten Stationen vorhanden sind, an welchen die Gläubigen knien und beten, so befinden sich auch auf dieser Felsentreppe bei Tritschinapoli kleine Heiligthümer mit Götterfiguren, die stets mit Oel übergossen werden, und außerdem allerlei seltsame Malereien.



Mandapam vor der Pagode in Sriringam.

Vor dem Eingange zu dieser von der Natur selbst geschaffenen Burg halten englische Soldaten Schildwacht. Auf dem niedrigern der beiden Felsengipfel, der von einer Mauer umzogen ist, steht ein Heiligthum Siwa's; an den Mauern befinden sich viele Statuen des Ganesa, des Nandu und anderer Götter; auf dem Gipfel erheben sich zwei Mandapams. Das Dach des einen ist pyramidenförmig; der Mast, welcher auf demselben angebracht und mit Schellen, Glöckchen und allerlei Flitterkram behangen ist, wird häufig von den Affen zum Klettern benutzt; die heiligen Thiere führen dort oben ein luftiges Leben.

In Indien ist Alles Heiligthum, Tempel, Pagode, Gott und Wunder. Wenn man von Tritschinapoli über die Brücke geht, welche über den Agunda-Kawery führt, gelangt man auf eine Flußinsel, auf welcher der berühmte Tempel von Sriringam steht. Dieses Heiligthum des Gottes Wischnu ist von sechs concentrischen Mauern eingefaßt, deren jede einen weiten Raum umschließt. Die Königspforte (Radscha Gopuram) ist unvollendet und führt zur ersten Umfassung, Andevalianjam; innerhalb derselben wohnen Leute von geringer Kaste. Durch einen zweiten Gopuram kommt man in die Umfassung Sitrevidi, wo nur Brahminen hausen dürfen; in der dritten, Utrevidi, lebt eine Anzahl von Wischnupriestern mit Familie. In dieser letztern steht ein hölzerner, mit Schnitzwerk verzierter Wagen, in welchem das Gottesbild an hohen Festen umhergefahren wird. In der Umfassung, in welche man vermittelst des vierten Gopuram gelangt, stehen mehrere kleine Tempel und Mandapams. Einer derselben, der Mandapam mit tausend Säulen hat an der Vorderseite deren nur sechszehn, aber in der Tiefe nicht weniger als fünfundsechszig. In der Mitte befindet sich ein Wagen von Stein mit steinernen Rädern und Pferden. An gewissen Tagen wird ein Götterbild darauf gesetzt, welchem die Pilger ihre Andacht darbringen.

Auf den zahlreichen Monolithsäulen der Galerie sieht man viele Reiter auf gehörnten Ungeheuern, deren Rüssel sich mit jenem eines kleinen Elephanten verschlingt. Diese Galerie hat nicht weniger als vierzehn Säulenreihen. Links von diesem Mandapam gelangt man in ein Heiligthum, dessen Sculpturen Beachtung verdienen. Es sind Monolithen, aus welchen die Inder eine Säule mit gigantischen Sculpturen in Hochrelief herausgearbeitet haben. Diese sind monströs und phantastisch; zum Beispiel ein Ungeheuer stützt sich auf einen Menschen, der es gewagt hat, mit unreinem Fuße das Heiligthum zu betreten; ein Reiter in vollem Galop durchbohrt mit einer Lanze die Leute, welche unter den Hufen des Pferdes liegen. Die Figuren sind mit Sorgfalt ausgeführt; viele sind von sehr unzüchtiger Art.

In der innern Umfassung schläft der blaue Gott Wischnu den ewigen Schlaf, und kein gewöhnlicher Sterblicher darf



Palmyrapalme im Dekhan.

diesen geweiheten Boden betreten. Dort befinden sich auch die Küchen, in welchen die Speisen für den Gott mit großer Sorgfalt zubereitet werden. Grandidier sah, wie der Rauch aus den Schornsteinen dieses heiligen Laboratoriums in die Luft emporwirbelte. Das Allerheiligste, in welchem das Götterbild sich befindet, ist klein und niedrig, über demselben befindet sich eine Kugel aus vergoldetem Kupfer.

Etwa anderthalb Wegstunden südwestlich von Tritschinapoli liegt, wie Grandidier erfuhr, eine längst völlig verlassene Pagode mitten im Walde; sie ist den wenigsten Einwohnern bekannt und wird als Sattan Rowil, d. h. königliche Residenz des Satans, bezeichnet.

Die Verehrung des Teufels ist beim Tamulenvolke viel älter als das Brahmanenthum; er zeigt seine ausgeprägteste Gestalt bei den Schanars in der Umgegend von Tinnevelly; sie vorzugsweise sind es, welche die wichtige Pal=

myrapalme in großer Menge anbauen. Als die brahminischen Ansiedler vom Norden her in diese südlichen Gegenden kamen, fanden sie den Teufelsdienst bei der rohen Urbevölkerung vor, und er geht noch heute bei den niedrigsten Kasten im Schwange. Für den Brahminen wäre es, wie Graul hervorhebt, eine Schande, sich an demselben zu betheiligen. Die Schanars bilden im südlichsten Dekhan eine der untersten Sudrakasten, die etwa eine halbe Million Seelen zählt. Auf weiten Strecken überragt nur hier und da eine brahmanische Pagode die armseligen Teufelstempelchen, welche oft weiter nichts sind, als ein pyramidalisch aufgeworfener Erdhaufen, dessen einzige Verzierung in Streifen besteht, die an der Außenseite hinlaufen oder, wenn es hoch kommt, ein pyramidaler Obelisk aus gebranntem Stein mit Stuck überzogen von nur vier bis acht Fuß Höhe. Graul äußert: „Man möchte fast sagen, die weißen Ameisen hier zu Lande bauen eben so schöne Pyramiden an den Landstraßen und auf den Feldern hin; künstlicher sind die letzteren jedenfalls. Das Anmuthigste an dem Ganzen ist ein gewöhnlich in der Nähe stehender stattlicher Baum, besonders wenn es eine Tamarinde mit dem zierlichen Blatt und dem dunkeln Grün ist, oder eine Baniane mit weithin schattendem Laubdache. Oft aber sieht man auch nur eine dünnschattige Palmyrapalme mit verbuschter, weil niemals ausgeputzter Krone, wie träumend dabei stehen."

In jenem Süden hat sich der Teufelsdienst tief ins Volksbewußtsein eingelebt. Man hat dort sogar den echt brahmanischen Rama, den glorreichen Besieger der Dämonen, an einem Orte der Landschaft von Tinnevelly in einen Teufel umgestaltet. Der ursprüngliche Sinn der Teufelsverehrung wird wohl eine Art von Heroendienst gewesen sein. „Der Proceß des Teufelwerdens läuft auf nichts Anderes hinaus, als auf Verluftigung, Erweiterung und Verzerrung der dunkeln Charakterzüge des Verstorbenen zu einem Schreckensgebilde voll übernatürlicher Macht und Bosheit, und derselbe geht noch immer fort ohne allen Unterschied der Kasten oder Religion." Es giebt Pariah- und Brahmanen-, mohammedanische und europäische Teufel; die Christen haben sich wenigstens einen bewahrt, und wohin sie auch kommen mögen, gleichviel ob nach Grönland oder in die Südsee, dort spielt der allgegenwärtige Satan seine Rolle. Missionär Graul, der sich als Altlutheraner von strenger Observanz auf die Sache verstehen muß, schreibt: „Der einzige Unterschied, welcher dabei bemerklich wird, bezieht sich auf die Art der Opfergabe; der Pariahteufel begnügt sich mit Branntwein; jener europäische Teufel, ein in mörderischer Schlacht gefallener Offizier, verlangt zu dem Branntwein natürlich auch eine — Cigarre!"

Der südindische Teufelstänzer überwindet den Dämon nicht, sondern wird von ihm besessen. In früheren Zeiten sind mit dem Dämonendienste Menschenopfer verbunden gewesen. In einem der alten heiligen Bücher findet sich die Vorschrift: „Wo das Opfer von Löwe, Tiger oder Menschen erfordert wird, da sollen die drei ersten (eigentlich brahmanischen) Kasten ein Bild aus Butter oder Mehl machen und dasselbe opfern, als wäre es ein lebendiges Wesen." Beim Teufelsdienste der Schanars scheint das Blut von Thieren, z. B. Ziege, Hahn rc, das Menschenblut zu vertreten, und noch immer findet im Tamulenlande eine Ceremonie statt, welche an frühere Menschenopfer zu erinnern scheint. In Zeiten großer Dürre macht man nämlich eine Menschenfigur zurecht, welche man den grausen Sünder nennt, schleppt sie lärmend durch die Straßen, und nachdem sie mißhandelt worden ist, verbrennt man sie unter Weinen und Heulen auf dem öffentlichen Todtenacker.

Da, wo die brahmanischen Götter im Kampfe mit den Dämonen und den religiösen Vorstellungen der Urbewohner keinen vollständigen Sieg errangen, gingen sie eine Art von Vereinigung mit denselben ein. So ist der Dienst des Siwa, welcher in den Wedas, den ältesten heiligen Büchern, nicht vorkommt, im Fortgange der Zeit von dem Dämonenwesen beeinflußt worden und hat seinerseits Einfluß auf dasselbe gehabt. Der Gott des Todes und der Zerstörung der Brahmanen stimmte gar wohl zu den gehässigen, auf Unheil sinnenden Dämonen. Dieses Verhältniß wurde aber, wie es scheint, zuerst hauptsächlich durch die Sakti, d. h. die weibliche Hälfte des Gottes, vermittelt, und das um so natürlicher, als sie die göttliche Energie oder schöpferische Wirksamkeit sinnbildlich darstellt. Nach Anschauung der Hindu erscheint aber alle und jede Thätigkeit der in unveränderlicher Ruhe seligen Gottheit unwürdig, und demnach ist dann Alles, was entsteht, auch werth, daß es zu Grunde geht. In dieser Göttin Sakti ist dann eine ganze Masse örtlicher Dämonen aufgegangen, hauptsächlich unter dem Namen der Ammén („Mutter", = der Parvati). In den Tempeln, welche dieser grauenvollen Göttin geweiht sind, wird ein ähnlicher Spuk getrieben, wie beim Dämonendienste selber: Teufelstanz, Orakel durch Besessene, Augenverdrehen, Trommelschlagen und dergleichen mehr.

Dieser Dienst der Ammén-Parvati ist nicht der einzige Anknüpfungspunkt zwischen Brahmanismus und Dämonenthum. In Südindien hat man noch einen Sohn des Siwa erfunden, den Eyenar, d. h. erlauchten Herrn, und ihn hat man an die Spitze der blutdürstigen, nächtlichen Unholde gestellt. Während in den Tempeln der Ammén bloß Sudras, also Leute der vierten Kaste dienen, findet man in einigen Heiligthümern des Eyenar Sudra-, in anderen aber Brahmanenpriester, je nachdem das Gebäude der düstern oder der lichten Form (Ugra oder Santa Murti) gewidmet ist. Außerdem giebt es aber noch ein ganzes Heer siwaitischer Unholde und Unholdinnen, und das sind die eigentlichen Volksgottheiten. Die Masse dient mehr den finsteren, als den lichten Göttern, und die meisten elenden kleinen Tempel, welche man in den Dörfern sieht, legen fast alle Zeugniß ab von dem durch den Brahmanismus nur halb überwundenen Dämonenwesen der Urbevölkerung.

Gott Siwa, im Norden geboren, hat seine eigentliche Heimath im feurigen Süden gefunden, wo „Alles ist wie des Grases Blume, die am Morgen blüht und am Abend welk wird." Siwa ist die zerstörende Gottheit; ihr eignet das Feuer. Während er im Norden verhältnißmäßig mehr eine philosophische Idee bleibt und unter dem rohen Sinnbilde des Lingam (Phallus) — dessen mystischer Sinn: fortwährende Zeugung und die damit gegebene Vorstellung fortwährenden Untergangs — an dem großen Haufen unverstanden vorübergeht, und dort eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Verehrern an sich zieht, tritt er im Süden ganz anders auf. Hier ist seine Verehrung keineswegs auf die gestaltlose Form des Lingam beschränkt, fast alle Pagoden sind „dem Gotte mit dem Dreizack und dem Netze" geweiht, und eine anziehende Legendenfülle umwuchert den volksthümlichen Gott.

Aber noch ausgedehnter verehrt wird der Lieblingssohn des erhabenen Götterpaares, Ganesa (— bei den Tamulen Pilleyar, das erlauchte Kind), mit dem Gesichte des Elephanten. Er stellt so recht eigentlich den Hausgott dar, und sein wohlgenährter, runder Bauch bringt ihn dem Sinne und Herzen des Volkes unendlich näher, als alle die luftigen, philosophischen Ideen, welche das Haupt des mondgekrönten Siwa umspielen. —

Unter den Schanars haben die englischen Missionäre

einigen Erfolg gehabt; unter den Tamulen arbeiten die deutschen Lutheraner. Aber Graul, welcher der ausgezeichnetste Kenner der tamulischen Literatur war, und Land und Leute aus eigener Anschauung kannte, verhehlt sich die Schwierigkeit nicht. Er gesteht ein, daß der Brahmanismus der Gegenwart in der That wenig Ideen biete, an welche der christliche Missionär mit entschiedenem Vortheil knüpfen könne; auch sei es ein böser Umstand, daß die brahmanische „Aftertheologie“ die wichtigsten christlichen Ausdrücke vorweg in Beschlag genommen habe.

„Sprichst Du zu dem brahmanischen Hindu von der heiligen Dreieinigkeit, — gleich schwebt ihm seine unheilige Dreigestalt vor. Sprichst Du von der Menschwerdung des Herrn, so fällt ihm die abenteuerliche Menschwerdung seiner Götter ein. Sprichst Du von der Sünde, so denkt er etwa an eine unterlassene Ceremonie. Sprichst Du von der Buße, so steht ihm ein brahmanischer Selbstpeiniger vor Augen. Sprichst Du von Wiedergeburt, so schaudert's ihn, denn das ist ihm ja das Uebel aller Uebel, wie er es versteht, noch einmal wiedergeboren zu werden, — vielleicht in der Gestalt eines unsaubern Thieres.“

„Dazu kommt, daß der Brahmanismus selbst eine scheinbare Befriedigung gewährt, und darin liegt eben die Macht desselben über den natürlichen Menschen, welcher, des bunten Scheins sich freuend, keine Neigung hat, den Dingen auf den Grund zu sehen. Der Brahmanismus kann alle Kräfte des Menschen in Anspruch nehmen. Er schmeichelt der Sinnlichkeit mit seinen Festen und Orgien; er zieht Gemüth und Phantasie an in seiner geheimnißvollen, bilderreichen Mystik. Er reicht dem speculativen Verstande Nahrung in seinen tiefsinnigen, spitzfindigen Philosophemen. Er bietet der Willenskraft einen gewaltigen Gegenstand in seinen Bußtheorien; er spricht selbst das sittliche Gefühl an in seinen runden, körnigen Sentenzen. Und wem es um Gedankenlosigkeit und möglichste Anstrengungslosigkeit zu thun ist, dem empfiehlt er seine Ceremonien.“

Elsasser Beiträge.

Von **Richard Andree.**

I.

Sebastian Münster's Schilderung des Elsasses. — Die keltische Periode. — Keltische Ortsnamen. — Alte Steindenkmäler, Menhirs, Dolmen u. s. w. im Elsaß. — Römische und fränkische Periode. — Vereinigung des Elsasses mit Deutschland 870.

„Dies Land wird getheilt in das Ober- und Nieder-Elsaß. Das Ober stößt an das Sundgau, hat viel Herrschaften, anfangs gegen Thann und Sennheim, des Abts von Mürbach Herrschaft, nämlich Watweiler, Gebweiler und andere Flecken, darnach die Mundat, als Sulz, Ruffach und anderes, dem Bischof von Straßburg gehörig. Und gleich daran die Landgrafschaft im Obern Elsaß, nämlich die Stadt Ensisheim mit etlichen Dörfern. Die Landgrafschaft kam an Graf Albrecht von Habsburg, König Rudolph's Vater, Anno 1200 ungefährlich. Das Land Elsaß stößt gegen Orient an den Rhein, aber im Occident endigt es sich gegen das groß Gebirg Vosagum, das ob Thann anfangt und geht herab bis gen Weißenburg. Der Begriff zwischen dem Rhein und dem Gebirg ist dreier Meilen breit, aber bei Hagenau ist es etwas breiter, denn da thut sich das Gebirge fünf Meilen ferne von dem Rhein zu.

Es kommen viel Wässer aus diesem Gebirge Vosago und laufen durch das Land dem Rhein zu, nämlich die Dolder von Maßmünster, die Lauch von Mürbach bei Gebweiler, die Fecht bei Türckheim. Die Breusch von Schirmeck neben Molsheim und durch Straßburg, die Zorn durch Zabern, die Moder von Neuweiler durch Hagenau, die Sauer durch den Forst, von dem Saurburg der Flecken und altes Kloster, aber jetzund ein weltlich Stift, den Namen hat; wie auch Lauterburg von der Lauter, die hinter Weißenburg aus dem Gebirge kommt, ihren Namen überkommen hat, und andere viel mehr Wasser; aber der fürnehmest Fluß ist die Ill, das lauft der Länge nach durch das ganz Elsaß, nimmt seinen Ursprung im Sundgau hinter Altkirch und Benfelden bis gen Straßburg; da kommt es erst in den Rhein und faßt aber vorhin alle Wasser, die aus dem Gebirg kommen, als da ist die Larg bei Illfurt, die Dolder bei Ilzach, die Thür bei Ensisheim, die Mürbach bei Horburg, die Ombach bei Rufach, die Fecht zu Kolmar und andere mehr.

Nun wie fruchtbar das Elsaß sei, magst du daraus merken, daß in dem engen Begriff (Flächeninhalt) alle Jahr ein solch groß Gut von Wein und Korn gefällt, daß davon nicht nur seine Einwohner, deren trefflich viel sind, zu leben haben, sondern man führt daraus mit Schiff und mit Wägen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Bayerland, Niederland und in England. Im Sundgau — wie gemeldet ist — ja im ganzen Elsaß auf der Ebene wächst ein groß Gut von Korn, davon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben.

An dem Berg kocht sich der gute Wein und auf der Ebene wächst das Korn und viel fruchtbarer Bäum. Man findet auch ganze Wälder mit Kastanienbäumen in den Bergen. Dazu weiß man wohl, wie so groß Gut jährlich von Silber in dem Leberthal gegraben wird. Es sind da nicht minder denn dreißig Silbergruben, die haben alle ihre besonderen Namen.

Weiter was köstlicher Weide in diesem Gebirge gefunden wird, zeigen an die guten Münsterkäse, so man daraus bringt, und daß ich es mit kurzen Worten sag: es ist in dem ganzen deutschen Land keine Gegend, die diesem Elsaß möchte verglichen werden. Man findet wohl Länder in Deutschland, da besserer Wein wächst, der sich dem Elsasser vergleicht, sie haben aber nicht dabei solchen vollen Brotkasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Denn in diesem Lande findest du in dem Gebirge keinen Ort, der nicht bebauet sei mit Flecken, Weingärten oder Aeckern. Aber am Rhein ist es an manchen Orten sumpfig, hat daselbst gute Weide für das Vieh.

Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen bebauet, daß darinnen sechsundvierzig Städte und Städtlein, die alle ummauert sind, gefunden werden, und funfzig Schlößer auf den Bergen und der Ebene erbauet. Der Dörfer aber und Weiher ist keine Zahl. Das arbeitsame Volk, so darinnen ist, verzecht gemeinlich all sein Gut, spart nichts in Zukunft und darum so etwa durch Reif, Kälte oder Krieg

ein Unfall in den Wein oder das Korn kommt, leiden sie Mangel und schwere Theuerung. Doch hilft man den Armen und streckten ihnen vor von dem gemeinsamen Speicher oder Kasten.

Man findet nicht einerlei, sondern mancherlei Volk in diesem Lande. Aus Schwaben, Bayern, Lothringen und Burgund laufen sie darein und kommen selten wieder daraus. Die Schwaben werden am meisten da gefunden. Man läßt Jedermann darin sitzen, der das Erdreich will helfen bauen.

Um Kaisersberg ist es am allerfruchtbarsten und liegen daselbst drei Städte also nah beieinander, daß man mit einer Büchsen von einer zur andern schießen mag. Nämlich Ammersweiher, Kaisersberg und Kinnsheim. Da man gefeuerten Wein macht, den man in den Fässern durch zugelegte Glut siedet, oder vergräbt den süßen Wein in Trebern, darin er sterben muß, und also süß zu bleiben gezwungen wird. Etliche thun die wohlzeitigen Trauben eingestoßen in die Fässer und schütten Most, der ein wenig gesotten, darüber, so bleibt der Wein auch über Winter süß, und besonders Muskateller." —

So schildert mit markigen Worten, warm und begeistert, im 135. Capitel seiner „Cosmographey" Sebastian Münster das Elsaß, ein Land „von großer Fruchtbarkeit, dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden." Und noch heute ist diese Schilderung aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, die wir nur in etwas modernisirter Form wiedergaben, vollkommen wahr, noch heute können wir alle die Vorzüge am Elsaß entdecken, die rühmend der alte Kosmograph hervorhebt. Freilich damals war es noch rein deutsches Land, und erst hundert Jahre später wagte in unseliger Zeit der Fremde die Hand nach ihm auszustrecken, es uns zu entfremden. In unseren großen und herrlichen Tagen aber, wo die Heere des übermüthigen Erbfeindes unter den mächtigen Schlägen der deutschen Waffen in Trümmer zerfielen und die alten deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen wieder in unseren Händen sind, ging immer lebhafter durch alle deutschen Herzen der erhebende Gedanke, daß es dieser großen Zeit vorbehalten sei, nicht bloß die heutigen Frevel Frankreichs gegen Deutschland zurückzuweisen, sondern auch die Frevel zweier Jahrhunderte zu sühnen und jene alten, durch Gewalt und List abgerissenen Reichslande mit dem zu neuer Macht erstandenen Deutschland wieder zu vereinigen.

Das Elsaß, einst so eng durch geistige Beziehungen mit uns verknüpft und nun zum guten Theil durch unserer Vorfahren eigene Schuld uns entfremdet, es ist Vielen fast unbekannt. Während wir in neuer Zeit eine reiche Literatur über die Pyrenäen, über Südfrankreich, Paris und andere Gegenden Wälschlands aufweisen können, sehen wir uns vergebens nach einem gediegenen Werke über das Elsaß um. Es war uns schon ganz aus den Augen gerückt und auch die französisch geschriebenen Werke über die Departements Ober- und Niederrhein, in welche man seit der Revolution das Elsaß zerfällte, fließen spärlich; die in deutscher Sprache geschriebenen, von Elsässern herrührenden, sind meist veraltet. Da mag es denn am Platze sein, hier einige Beiträge zur Kunde des Elsasses zu geben, die wenigstens vor der Hand unterrichten. An einer starken deutschen Literatur über die schöne Landschaft wird aber gewiß bald kein Mangel sein.

Wie in einem großen Theile Süddeutschlands, so waren auch im Elsaß, zur Zeit als die Geschichte zu dämmern beginnt, keltische Völkerschaften angesessen. In den oberen Gegenden, wo der Jura sich auf eine kurze Strecke in das Land hineindehnt, saßen Rauracher oder Rauricher von Granweiler herab, bei Lützel, Mörspurg, Pfirt vorbei bis Häfingen und Blotzheim gegen den Rhein zu. Das übrige Oberelsaß bis Markolsheim bewohnten Sequaner, von derselben Abkunft, deren Wohnsitze sich weiter gegen Südwesten hineinzogen. Was noch sonst zum Elsaß gehörte, also der nördliche Theil, wurde von keltischen Mediomatrikern bewohnt. Zwischen diesen und den Sequanern soll die Grenze durch eine Linie gebildet worden sein, die, zwischen dem Tännichel und Hohenkönigsburg beginnend, sich an Eckenbach hin der Ill zuwandte und bei Markolsheim am Rhein endigte. (Schöpflin, „Alsatia illustrata" I, 37.) Gewiß sind heute noch im Elsaß keltische Ortsnamen vorhanden. Deren Deutung läßt bekanntlich einen sehr weiten Spielraum zu, sie waren aber meist von der Beschaffenheit des Bodens oder sonstigen localen Umständen hergenommen.

Ohne für die Richtigkeit der Deutung einstehen zu wollen, geben wir hier eine Anzahl solcher keltischer Ortsnamen nebst ihrer Erklärung, wie wir sie bei Strobel (Vaterländische Geschichte des Elsasses. Straßburg 1841. I, 11) finden. Wo jetzt Granweiler liegt, war damals Gramat (Gra = Markt; mat = gut), guter Markt, wozu dieser Ort an der Grenze sich ganz eignete. Bangenheim hieß Stabul, Flußkrümmung; Larg bei Pfirt birgt den keltischen Namen Larach, Schlachtfeld; Binningen bei Basel war Arialbinn, auf der Höhe; Kems am Rhein soll von Cambes, Lager, stammen; Brisiac, Schnellwasser, ist Breisach, das früher im Elsaß lag und erst später durch den Rhein davon getrennt wurde; Argentovar, Ort an der Straße; Horburg (Straßburg hat eine andere Namensentstehung); Coloburg, Strohstadt, der alte keltische Name Colmars; Brocomag, Ort in der Niederung, Brumat (Brumpt) u. s. w.

So viel von keltischen Spuren im Elsaß. Aber wir haben auch noch Beweise von dem Vorhandensein vorkeltischer Völker, durch die alten Steindenkmale, die man früher den Kelten selbst zuschrieb und mit ihrem Druidencultus in Zusammenhang brachte. Wie alle neueren Forschungen dargethan haben, sind diese Denkmale weit älter; daß sie aber auch im Elsaß und zwar nicht gerade selten vorkommen, haben wir in der neueren, so sehr angeschwollenen Literatur über jene Alterthümer nicht gefunden. Es mag daher am Platze sein, aufzuführen, was über dieselben bekannt geworden ist.

In der ehemaligen Grafschaft Dagsburg (von den Franzosen in Dabo verderbt), südwestlich von Zabern, war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Elbersweiler ein Menhir vorhanden, dessen Länge 21 Fuß betrug, und bei dem auch noch die Reste zweier anderer Menhirs zu erkennen waren (Alsatia illustrata I, 350). Auch jetzt findet sich noch in derselben Gegend bei dem Dorfe Obersteigen ein solcher Stein, aber von geringerer Größe. Ein anderer Menhir steht in dichtem Walde zwischen der kleinen Feste Lützelstein (la pétite pierre der Franzosen) und der Feste Bitsch. Er ist 8 Fuß hoch und unten 10½ Fuß breit (Beaulieu, Récherches sur le comté de Dagsbourg. Paris 1836. 530). Der Breitenstein, in derselben Gegend, ist ein Denkmal von der nämlichen Art, aber höher als der eben erwähnte Stein (Schweighäuser et Golbery, monuments d'Alsace II, 131).

Strobel (a. a. O. 16) führt an, daß auch die Dolmen im Elsaß nicht fehlen. Sie würden hier außerhalb der ihnen von v. Bonstetten angegebenen Verbreitungssphäre liegen. Unter ihnen findet man Reste menschlicher Gebeine. Im untern Elsaß ist keiner derselben mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, nur Trümmer solcher Steintische sind noch übrig geblieben. Daß im Dagsburgischen auch noch mehrere Steinkreise sich erhalten haben, bezeugt Beau-

lien (a. a. O. 252. 296), und auch an bedeckten Gängen und sogenannten Steinkoffern ist kein Mangel. Professor Gottfried Schweighäuser, so verdient um die Geschichte des Elsasses, hat sie auf dem berühmten St. Odilienberge bei Schlettstadt entdeckt und darüber in einer Monographie (Erklärung des Planes der Heidenmauer. Straßburg, Heitz 1825. S. 10) die nöthigen Aufklärungen gegeben. Auf dem Schneeberg hinter Wasselnheim (Wasselonne der Franzosen) sind Wackelfelsen, die das Volk hier Lottelfelsen nennt, welche, auf einem festen Grunde ruhend, sich hin und her bewegen lassen. Große, aus rohen Steinen zusammengefügte Mauern finden sich auf den Gipfeln vieler Berge, namentlich den Höhen, die sich von Hohenack an bis nach der Wasenburg hinziehen, dann auf den drei Heiligen im Dagsburgischen. Auch hier ist der Gipfel des ziemlich hohen Berges mit einer solchen Mauer umgeben, und innerhalb derselben sieht man ein früher senkrecht aufgerichtetes Felsstück, an dem die Arbeit von Menschenhänden noch sichtbar ist. Diese alten Denkmäler gehen aber mehr und mehr ihrem Verfall entgegen. Aufmerksamkeit ist ihnen in der neuern Zeit nicht mehr gewidmet worden; hoffentlich wird dieses jetzt anders.

Auf die keltische Zeit folgte im Elsaß die römische Epoche und mit ihr — im Jahre 58 vor Christo — völlige Umgestaltung der Verhältnisse. Die Römer bauten herrliche Straßen; man findet noch ihre Meilensteine, Reste von Tempeln und Statuen, Gräbern und Befestigungen, zumal bei Zabern (Tres Tabernae). Mit dem Beginnen des fünften Jahrhunderts ging die Römerherrschaft im Elsaß zu Ende. Auf die raubenden Horden der Vandalen und Alanen, die 406 in das Elsaß eindrangen, folgten im Sturme der Völkerwanderung andere germanische Stämme, und zwar setzten sich von diesen die Franken fest. Sie breiteten sich der ganzen Länge des Rheins nach von der Schweizergrenze bis nach Mainz hin aus. Durch Rom wurden sie nun im Besitze des Landes nicht mehr beunruhigt, das allmälig zusammenbrechende westliche Reich hatte keine Kraft mehr gegen sie aufzubieten, und so beginnt, vor nun vierzehn Jahrhunderten, die Germanisirung des Elsasses.

Unter den Franken war das Elsaß ein Theil Austrasiens. Zur Zeit als die königliche Macht im fränkischen Reiche immer mehr an Einfluß verlor und einzelne Große sich zu unabhängigen Herrschern emporschwangen, wurde im siebenten Jahrhundert auch das Elsaß ein eigenes Herzogthum. Der erste Herzog hieß Gundonius, der zweite, um 660, Bonifacius. Das Elsaß gehörte natürlich auch zum Reiche Karl's des Großen, der 776 zu Schlettstadt das Weihnachtsfest feierte, wo er eine königliche Pfalz und ein Landgut besaß. Im Jahre 855 wurde Elsaß zu Lothringen geschlagen, und am 8. August 870 — vor tausend Jahren! — kam es an Deutschland. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche schlossen an jenem Tage zwischen Heristal und Mansen an der Maas einen Vertrag, vermöge dessen Ludwig für seinen Theil alle Gegenden deutscher Zunge in Frankreich, Elsaß, Lothringen und am Rhein erhielt. Was das Elsaß anbelangt, so ist in diesem Vertrage von den zwei Grafschaften die Rede, in welche dasselbe damals eingetheilt war, dem Nord- und Sundgau; dann von Straßburg (Stratsburg) und von zehn Klöstern, die von nun an auch unmittelbar unter königlich deutscher Obhut standen, nämlich Murbach, Maasmünster, Münster im Gregorienthal, Mauersmünster, Ebersheimmünster, Honau, Hohenburg, Erstein und St. Stephan in Straßburg.

So war die nationale Scheidung durchgeführt; das Elsaß gehörte zu Deutschland.

Die indianischen „civilisirten Nationen" nördlich vom Red River.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Das indianische Territorium, nördlich vom Red River und westlich vom Staate Arkansas gelegen, wird von fünf sogenannten Nationen bewohnt: den Choctaws, Chickasaws, Creeks, Cherokees und Seminoles.

Nach dem Census vom Jahre 1860 (alle zehn Jahre wird bekanntlich ein Census in den Vereinigten Staaten genommen; der vom Jahre 1870 ist noch nicht bekannt geworden) betrug die Gesammtzahl jener Indianerstämme 65,680 Köpfe, welche sich folgendermaßen vertheilen: Choctaws 18,376, Chickasaws 5043, Creeks 14,859, Cherokees 22,536 und Seminoles 4866 Seelen. Es wird angenommen, daß die Gesammtzahl dieser Stämme gegenwärtig nicht mehr als 50,000 Köpfe beträgt. Die Ursache von dieser raschen Bevölkerungsabnahme ist nebst der allen Indianern verderblichen Berührung mit unserer Civilisation theilweise in den Folgen des letzten großen Bürgerkrieges, an welchem sich auch jene Indianerstämme betheiligten, zu suchen, und zwar nicht so sehr durch Verluste auf den Schlachtfeldern, als durch die auf schreckliche Weise im Indianerterritorium überhand nehmende Syphilis, die während des Krieges dort eingeschleppt wurde. Bei den unvermischten Indianern ist jene Krankheit fast allgemein bei Jung und Alt, verhindert zum großen Theil die Zeugungsfähigkeit, degradirt das Volk und verursacht ein frühzeitiges Hinsterben; die meistens wohlhabenden „Halfbreeds" (Mischlinge) haben sich gegen diese schreckliche Krankheit leichter geschützt und sind nur wenig davon angesteckt worden.

Man pflegt die in dem Indianerterritorium ansässigen, zum größten Theil Ackerbau treibenden Indianer „civilisirte Indianer" zu nennen. Obgleich leidenschaftliche Jäger, folgen sie der Jagd doch mehr zum Vergnügen, als um sich dadurch ihre Lebensexistenz zu sichern. Sie sind dem Namen nach Christen und haben eine geordnete Regierung; man findet bei ihnen Kirchen, auch zahlreiche Schulen, und sie hatten sogar früher einige in ihrer Sprache gedruckte Zeitungen. Es giebt ansehnliche Farmen, Landstraßen, Wirthshäuser &c. in der „Nation", und ein Fremder kann dort so sicher reisen, wie irgendwo in den Landdistricten Amerikas. Betrachtet man diese Civilisation aber etwas genauer, so ist es kümmerlich damit bestellt. Die Halfbreeds allerdings sind wohlerzogene, oft sogar gebildete Leute, die niedrige, unvermischte Classe dagegen steht auf einer sehr tiefen Stufe der Cultur, falls sie überhaupt auf den Namen einer solchen Anspruch machen kann. Ich möchte sie eher als gezähmte Indianer, im Gegensatze zu den wilden, bezeichnen, von denen sie sowohl physisch als geistig überragt werden.

Diese unvermischten Indianer der niedrigen Classe, bei den Choctaws Tubbies genannt, sind nichts weniger als stolze Cooper'sche Männergestalten, sondern ekelhaft schmutzig und häßlich, wie alle von der „Civilisation“ beleckten Indianer. Sie tragen Kleider wie die Weißen, aber nicht nach Pariser Stil und Schnitt. Das Bemalen der Gesichter mit einem schreienden Roth, wozu sie chinesisches Vermillion anwenden, lieben sie leidenschaftlich. Ein so bemalter Indianer, mit Cylinderhut, bunter Weste, Schmetterlingshalstuch, engcarrirten Beinkleidern und Blouse oder gar Frack spielt eine gottsjämmerliche Figur. Die Frauen sind höchst nachlässig gekleidet, in losen und schmutzigen, oft halbzerrissenen Kattungewändern, — ein wahrer Hohn auf unsere Civilisation.

Die von den Weißen und Indianerfrauen gezeugten Kinder, die sogenannten Halfbreeds, bilden einen entschiedenen Fortschritt der Indianerrace; die Sprößlinge der zweiten Kreuzung mit Weißen sind intelligent, die Mädchen davon oft bildschön. Die auf ihr weißes Blut stolzen Texaner heirathen gern die hübschen Mädchen und verkehren mit den Männern ganz wie mit ihres Gleichen. Unter den Creeks und Cherokees namentlich wollen die Mädchen nur Weiße heirathen, und die meisten derselben bleiben lieber ledig, als daß sie einen reinen Indianer zum Manne nehmen. Die Mehrzahl jener Halfbreeds hat ihre Erziehung in amerikanischen Schulen genossen, und sie sind gerade so gebildet, wie die große Masse der Amerikaner. Die Cherokees, bei weitem der civilisirteste Stamm unter allen jenen Indianern, haben schon so viel weißes Blut absorbirt, daß sie kaum von den Weißen zu unterscheiden sind. Die Halfbreeds aller dieser „Nationen“ sind meistens sehr wohlhabend. Viele derselben besitzen ansehnliche Baumwollenpflanzungen. Die Regierung des Landes befindet sich ganz in ihren Händen. Vor dem Kriege besaßen sie zahlreiche Negersklaven. Nach dem Census vom Jahre 1860 hatten die Choctaws 2297, die Chickasaws 917, die Creeks 1651 und die Cherokees 2504, also zusammen 7369 Sklaven. Die Seminolen, die heute noch halbe Wilde sind, besaßen keine Sklaven, vermischten sich dagegen, was die anderen Stämme fast gar nicht thun, viel mit den Negern, was ihre Race noch mehr degradirt hat.

Die Nationen der Choctaws, Chickasaws, Creeks und Cherokees haben recht gute Schulen; vor dem Kriege gab es dort auch Zeitungen, die halb in Englisch und halb in der Indianersprache gedruckt waren. Während des Krieges sind diese Zeitungen leider eingegangen; derselbe hat überhaupt einen so nachtheiligen, demoralisirenden Einfluß auf die Bewohner des Territoriums ausgeübt, daß jetzt auch die Schulen dort sehr vernachlässigt werden. Die Tubbies allerdings haben wohl nie viel Zeitungen gelesen und in den Schulen nicht übergroße Gelehrsamkeit gelernt! Die Halfbreeds schicken ihre Söhne und Töchter lieber auf amerikanische Schulen, Collegien und Institute, statt dieselben daheim erziehen zu lassen, was den Schulen im Territorium großen Abbruch thut. In dem Städtchen Fayetteville im nordwestlichen Arkansas befindet sich ein blühendes Institut, das von den benachbarten Cherokees stark besucht wird.

Alle Indianer im Territorium bekennen sich, wie schon bemerkt, dem Namen nach zur christlichen Religion; in den Geist derselben sind die Tubbies aber gewiß nicht tief eingedrungen. Die Missionäre im Territorium leben, wie sich der Amerikaner treffend ausdrückt, „vom Fett des Landes“. Alle die indianischen Seelsorger, welche ich in früheren Jahren im benachbarten Texas mitunter kennen lernte, sahen wohlgenährt und sehr glücklich aus und schienen mit Gelde wohlversehen zu sein. Den Indianern plappern sie ihre Gebete in den Kirchen vor, und die gläubige buntschäckige Gemeinde plappert dieselben nach, worin ungefähr der ganze Religionsunterricht besteht.

Das indianische Territorium wird nicht nach Art der anderen amerikanischen Territorien durch Beamte, die von der Centralregierung in Washington angestellt werden, regiert. Jede Nation hat ihren selbstgewählten Häuptling (Chief) und ihre gesetzgebende Versammlung (Council). Mitunter senden sämmtliche Nationen Delegaten an ein großes Concil, um gemeinschaftliche Interessen zu berathen. Die Bewohner des Indianerterritoriums bilden in der That eine selbständige Nation, welche unter dem Protectorate der Vereinigten Staaten steht. Die Stämme sind sehr eifersüchtig auf einander und haben oft Grenzstreitigkeiten. Jahrelang pflegte ein Stamm die Grenzsteine eines andern oft über Nacht zu stehlen und in das Gebiet des Nachbarstammes hinauszuschieben, um so das seinige zu vergrößern, bis sie jetzt auf den glücklichen Gedanken gekommen sind, riesige gußeiserne Grundpfeiler einzugraben, welche sich nicht so leicht entfernen lassen.

Den Weißen ist es nur bedingungsweise gestattet, sich im Territorium niederzulassen. Kein Weißer kann dort Landbesitz erwerben, außer er habe eine Squaw zur Frau gehabt, oder er sei mit einer solchen ehelich verbunden. Viele Weiße haben dies gethan und sind in Folge von den durch einen solchen Schritt erlangten pecuniären Vortheilen schnell wohlhabend geworden. Handeltreibende, nicht mit Indianern verheirathete Weiße müssen ein „Permit“ vom Chief haben, um in der Nation Geschäfte zu machen, das schwer zu bekommen ist. Unter keinen Umständen dürfen dort geistige Getränke eingeführt, oder gar verkauft werden, ein für die das Feuerwasser bis zur Raserei liebenden Indianer außerordentlich wohlthätiges Gesetz. Selbst Reisenden ist es nicht erlaubt, eine derartige Herzstärkung im Besitz zu haben. Die indianischen Gesetze sind in Bezug hierauf unerbittlich streng gegen die Uebertreter. Wird Jemand mit einer Whiskyflasche ertappt, so wird ihm dieselbe ohne Gnade zerschlagen, und er mag sich glücklich schätzen, wenn er mit einer schweren Geldbuße davonkommt und nicht obendrein auf längere Zeit in ein Gefängniß wandern muß.

Die Zeit der nationalen Selbständigkeit jener Indianerstämme ist aber wohl bald vorüber. Das von ihnen bewohnte Land wird an Fruchtbarkeit von keinem andern in den Vereinigten Staaten übertroffen, und die Regierung zu Washington wird nicht mehr lange anstehen können, dasselbe in ein Territorium nach Art der anderen amerikanischen Territorien, dann im Laufe der Zeit in einen Staat umzuwandeln, und dadurch den Weißen den freien Eintritt zu gestatten. Im Repräsentantenhause zu Washington passirte bereits in der letzten Sitzung eine hierauf bezügliche Bill, die dem neu zu errichtenden Territorium den Namen Lincoln beilegte. (Irgend ein wohlklingender indianischer Name, sollte ich denken, würde wohl passender gewesen sein.) Der Senat hat jedoch noch nicht seine Einwilligung zu der Bill gegeben.

Neuerdings hat der Präsident den Bau einer Eisenbahn quer durch das Indianerterritorium von Missouri und Kansas nach Texas bewilligt, und damit ist die Schranke der Abgeschlossenheit jenes schönen Landstriches schon so gut wie niedergebrochen. Sobald das Indianergebiet ein amerikanisches Territorium wird, muß die Vermessung des Landes in verkaufbare Parcellen (sectionise) und damit die Ansiedelung desselben durch die Weißen beginnen. Tausende von diesen lagern schon jetzt mit ihren Familien, Fuhrwerken, Zugthieren und allem Hausgeräth &c. an der Grenze von Kansas, um auf das erste von Washington kommende Signal in das Indianergebiet einzurücken und

dort das beste Land für Farmen in Beschlag zu nehmen. Die Tubbies stemmen sich noch mit aller Macht gegen das Aufgeben ihrer Isolirtheit, denn eine Ahnung sagt ihnen, daß mit dem freien Influx der Weißen in ihr Land ihre letzte Stunde geschlagen hat; aber die Halfbreeds sind Alle dafür, und in Texas, Arkansas und Kansas verlangen die Weißen das „Oeffnen der Nation“ mit Einer Stimme.

Und welch ein herrliches Land würde das Indianerterritorium nach einer Ansiedelung desselben durch die Weißen binnen wenigen Jahren werden! Zahlreiche, immer volle Ströme durchkreuzen dasselbe und bieten den Bewohnern eine Ueberfülle der besten Wasserkraft zum Betriebe von Fabriken; üppige, wellenförmige (rolling) Prairien, schwellendes Hügelland, prächtige Waldungen und saftige Wiesengründe wechseln dort mit einander ab; ein gesundes Klima und ein überaus fruchtbarer Boden machen jenes Land der höchsten Cultur fähig. Das Indianerterritorium hat große Aehnlichkeit mit dem herrlichen Landstriche in Kentucky, der nach dem dort in großer Ueppigkeit wachsenden sogenannten blauen Gras*) benannt wird (blue grass region of Kentucky, in der Nähe der Stadt Lexington), und mit dem mittlern Tennessee (Murray, Giles und Williamson Counties), welche Gegenden mit zu den reichsten der Vereinigten Staaten gehören und im Süden durch ihre Fruchtbarkeit berühmt geworden sind. Namentlich ist das Besitzthum der Cherokees ein wahres Prachtland. Die reichen Farmen liegen aber in dem großen, schönen Landstriche wie Oasen zerstreut, und kaum ein Acker von tausend ist dort unter Cultur gebracht worden. Die Bevölkerung ist viel zu schwach, um das Land nutzbar zu machen.

Während des letzten Krieges ging es im Indianerterritorium wild her. Die „Nationen“ nahmen Partei auf beiden Seiten, meistens jedoch für den Süden, und der Krieg wurde mit großer Erbitterung geführt. Die Indianer bildeten Regimenter und waren so bewaffnet und fochten auf dieselbe Weise, wie die amerikanischen Truppen. Die Choctaws und Chickasaws hielten es Alle mit dem Süden, wogegen die anderen Stämme getheilt waren. Die Anhänger der Yankees nannten sich Nadeln-Indianer (Pin Indians), wegen einer großen Stecknadel, die sie als ein Abzeichen der Partei, wozu sie gehörten, in ihren Wollendecken trugen. Namentlich bei den Creeks, die unter sich entzweit waren, spielten diese Pin Indians im Kriege eine hervorragende Rolle; der bloße Name schon genügte, um einen südländisch gesinnten Indianer in Wuth zu setzen. Die gegenseitige Verbitterung legte sich aber auffallend rasch wieder, sobald der Krieg vorüber war; seit dem Frieden ist dort wieder Alles im alten Geleise, und man reist jetzt ganz sicher in ihrem Lande.

Von den im Territorium ansässigen Indianern besaßen die Choctaws ursprünglich die ganze südliche Hälfte des Landes, die von Texas nur durch den Red River getrennt ist. Die Chickasaws, welche später vom Osten des Mississippi nach dem Indianerterritorium versetzt wurden, wohnen jetzt westlich von den Ansiedelungen der Choctaws und auf einem Theile des frühern Besitzthums dieses Stammes. Den Cherokees gehört der nördliche Theil des Territoriums, und die Creeks wohnen zwischen ihnen und den Choctaws. Die Seminoles haben sich westlich von den Creeks niedergelassen.

Ehedem wohnten alle jene Indianer östlich vom Mississippi. Die Choctaws (sprich Tschoktahs, Chuktahs nach ihrer Aussprache) lebten im westlichen Alabama und in Central-Mississippi, vom Tombigbeeflusse bis zum Mississippi, zwischen dem 31. und 33. Breitengrade, und waren zu Anfang dieses Jahrhunderts der mächtigste von allen Indianerstämmen. Von jeher nannten sie sich Freunde der Weißen. Es ist der Ruhm, das stolze Wort eines Choctaws, zu sagen, daß nie ein Weißer von Angehörigen ihres Stammes scalpirt wurde. Im letzten Bürgerkriege fand allerdings eine Ausnahme statt; die Choctaws verstehen aber heutzutage unter ihren weißen Freunden nur die Südländer, nicht die Yankees. Als der mächtige Indianerhäuptling Tecumseh zu Anfang dieses Jahrhunderts den fürchterlichsten aller Indianerkriege durch eine Verbindung sämmtlicher Stämme zu inauguriren suchte, scheiterten alle Künste seiner großen Beredtsamkeit an den Choctaws, die in dem Kriege neutral blieben. In der blutigen Schlacht bei Tippecanoe (sprich Tippekanu) im Jahre 1811, am Wabaschflusse im nördlichen Indiana, zertrümmerte der General W. H. Harrison (später Präsident der Vereinigten Staaten) die Macht der vereinigten Indianerhorden. Man glaubt, daß der Beitritt der Choctaws zur Indianerconföderation damals den Krieg gegen die Weißen entschieden hätte, und daß diese alsdann bis nach Georgia und Ohio zurückgeworfen worden wären. Diese Neutralität der Choctaws in jenem fürchterlichen Kriege haben die Amerikaner in dankbarer Erinnerung behalten.

Die Chickasaws (sprich Tschikasahs), ein mit den Choctaws nahe verwandter Stamm, aber etwas civilisirter als diese, wohnten früher im nördlichen Mississippi. Als sie ihre alte Heimath verlassen mußten, wurden sie von den Choctaws eingeladen, in ihr Land zu kommen, und diese verkauften ihnen schließlich einen Theil desselben zum bleibenden Wohnsitz.

Die Creeks, Krihks (Muskogies nannten sie sich früher), wohnten ehedem in Central-Alabama und waren die kriegerischsten der südlichen Indianer. Ihr jetziges Land ist ein prachtvolles Besitzthum.

Die Cherokees, Tschirokihs, der civilisirteste aller jener Stämme, hatten ihre alten Wohnsitze im nordöstlichen Alabama und im nordwestlichen Georgia.

Die Seminoles waren Florida-Indianer und die letzten unter den östlich vom Mississippi wohnenden Indianern, welche den Kampf gegen die Weißen aufgaben. In den Everglades und undurchdringlichen Sümpfen ihrer halbtropischen Heimath setzten sie den Verzweiflungskampf gegen die Uebermacht der Weißen bis in die neuere Zeit fort.

Durch Verträge gelang es, alle jene Indianerstämme nach und nach in das jetzt von ihnen bewohnte Land zu bringen. Ihre früheren Wohnsitze kaufte die Vereinigte-Staaten-Regierung ihnen ab, indem sie ihnen und ihren Nachkommen Jahrgelder aussetzte. Das Versprechen wurde ihnen gegeben, daß sie von ihrer neuen Heimath nie ausgewiesen werden sollten, und es wurde ausdrücklich festgestellt, daß kein Weißer ohne ihre Erlaubniß unter ihnen eine Heimstätte gründen dürfe. Im Jahre 1837 begann der Auszug der Indianer von ihren alten Wohnsitzen östlich vom Mississippi, und erst im Jahre 1859 gelang es, die letzten Banden der Seminoles in ihre neue Heimath zu schaffen.

Die Jahrgelder, welche die Indianer von der Vereinigten-Staaten-Regierung beziehen, und die per Kopf vertheilt werden, sind zum Theil sehr beträchtlich. Um die Zahlung derselben zu sichern, legte die Regierung Capitalien zu dem Zinsfuß von fünf Procent per Jahr an, wovon die Zinsen genau den Betrag der Jahrgelder ausmachen. Für die Choctaws z. B. wurden 390,257 Dollars und 80 Cents für Erziehung deponirt, deren Zinsertrag zu fünf Procent 19,512 Dollars und 89 Cents jährlich ausbezahlt wird. Außerdem erhalten die Choctaws 9600 Dollars permanente Jah-

*) Das sogenannte blaue Gras hat eine bläulich dunkelgrüne Farbe und ist als Futter für das Vieh ganz außerordentlich nahrhaft. Es gedeiht nur in dem reichsten Boden.

resgelder und 920 Dollars für Lebensmittel und Schmiedewerkzeuge aus der Staatscasse. Der Stamm der Chickasaws erhält weiter nichts als Kleidungsstücke und Lebensmittel zum Betrage von 3000 Dollars im Jahre. Die Creeks stehen sich finanziell am besten unter diesen „Nationen". Sie erhalten: an permanenten Jahrgeldern 24,500 Dollars, für Schmiedewerkzeuge 1110 Dollars, für Rademacher 600 und für Erziehung 10,000 Dollars. Außerdem hält die Regierung die Summe von 775,168 Dollars in Verwaltung (in trust) für dieselben, wovon zu ihrem Besten, wie der Secretär des Departements des Innern es anzuwenden für gut befindet, die jährlichen Zinsen zu fünf Procent, nämlich 38,758 Dollars und 40 Cents, verwandt werden. Die Seminoles bekommen im Ganzen 28,500 Dollars jährlich ausbezahlt. Die Cherokees haben sich schon früher mit der Regierung abgefunden und erhalten keine Jahrgelder oder sonstige Unterstützungen mehr.

Obige Angaben habe ich dem officiellen Berichte des Secretärs der Vereinigten-Staaten-Finanzen vom Jahre 1869 entnommen.

Von einem Unterschleife seitens der Agenten bei der Auszahlung jener Gelder und Lieferungen habe ich bei diesen „civilisirten Indianern" nichts gehört. Die Halfbreeds sehen ihnen dabei zu scharf auf die Finger, und sie können nicht, wie bei den wilden Stämmen geschieht, die Gelder nach Belieben zum großen Theil selbst einstecken, oder die Waarenlieferungen nach ihrem Gutdünken besorgen. Doch haben die Tubbies auch hier wenig Nutzen davon, denn die in der „Nation" wohnenden zahlreichen weißen Händler haben immer bald den letzten Cent davon für allerlei Krimskram, das sie den Indianern verkaufen, in der Tasche.

Daß auch diese sogenannten civilisirten Indianer allmälig aussterben, ist eine unbestreitbare Thatsache. Ansteckende Krankheiten und die für die rothe Race tödtliche Berührung mit unserer Civilisation wirken unablässig zu ihrem Verderben. Wäre die Vereinigte-Staaten-Regierung im Stande, die Weißen aus dem Territorium zum Theil fern zu halten, so könnte der gänzliche Untergang jener Indianer wohl hinausgeschoben, jedoch auch dann auf die Dauer nicht verhindert werden. Ihre gegenwärtige Heimath ist zu schön, als daß man sie dort in Ruhe sterben lassen wird.

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

V.

Geisterglauben. — Verehrung bestimmter Thiere. — Buschmannsgebet. — Todtenverehrung. — Unsterblichkeitsglaube. — Drachenglaube. — Aberglaube gegen Industrieartikel der Culturvölker. — Sprachen der Sän. Lautinventar. — Schnalze. — Unterschied der Buschmannssprachen unter sich und dem Hottentotischen. — Die Gesticulation ein Hülfsmittel beim Sprechen. — Der Einfluß der Culturvölker auf die Buschmänner.

Alle Buschmänner ohne Ausnahme tragen Amulette, womit sie entweder die bösen Geister abzuwehren vermeinen, oder Glück bei ihren Unternehmungen erhoffen. Wenn man sagt, daß sie auch an „gute" Geister glauben, so vermuthe ich, daß hier irgend welcher Einfluß von Nomadenhottentoten obwaltet: denn die Buschmänner sollen ihre guten Geister um Regen, Gras, Honig, Wild anrufen, und eben dasselbe thun die Hottentoten, welche bei der Wiederkehr der Plejaden ihr höchstes Wesen Tsũi-||goab in derselben Weise anflehen.

Um den Willen der Geister zu erfahren, würfeln sie. So zog ein Buschmann, den Livingstone als Begleiter mitgenommen hatte, seine Würfel hervor, warf sie hin und erklärte dann, der Geist gebiete ihm, umzukehren. Um den Missionär davon zu überzeugen, warf er noch einmal; es kam aber das Entgegengesetzte heraus. Trotzdem diese Menschen von der Widersinnigkeit ihres Aberglaubens ein über das andere Mal Erfahrungen machen, ist er ihnen nicht auszutreiben.

Die Stämme am Nuga haben gegen gewisse Thiere Abneigung. So isset z. B. ein Stamm kein Ziegenfleisch, obwohl die Ziege das einzige dort lebensfähige Hausthier ist. Noch andere Stämme verehren Antilopenarten, wie den Blesbook (Antilope pygarga. Pall.), oder Insectenarten und Raupen, von ihnen N'go genannt. „Ein sterbender Buschmann," berichtet Arbousset, gab seinem Sohne folgende Weisung: „Mein Sohn, wenn Du auf die Jagd gehst, so schau Dich sorgfältig nach dem N'go um und bitte ihn um Nahrung für Dich und Deine Kinder. Beobachte, ob es mit dem Kopfe einen Halbkreis beschreibt, dies ist ein Zeichen, daß es Dich erhört hat, und Du noch am selben Abend in Deinem Munde einen Bissen Wild davontragen wirst &c. Biege aber dabei Deinen Arm zurück, und beschreibe auch also einen Halbkreis, wie unser Gott." — Wenn ein Buschmann auf der Jagd dies Insect findet, so betet er folgendermaßen: „O Herr, liebst Du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir ein Gnu in den Weg! Ich habe so gern meinen Leib recht voll! Mein ältester Sohn und meine älteste Tochter haben auch so gern den Leib recht voll! O Herr, führe mir ein Gnu in den Weg!"

Häufig ist unter den Buschmännern der Glaube von einer Fortdauer nach dem Tode anzutreffen. Es hängt dies wohl mit der Todtenverehrung zusammen. Dies ist der bekannte kosmopolitische Brauch, den Todten sichtbare Denkmäler zu errichten, wodurch man der Vorübergehenden Aufmerksamkeit auf die Stätte lenken will. Auf den griechischen Grabmälern forderten die Inschriften ja geradezu zur Verehrung der Todten auf.

Der Missionär Tindall berichtet, daß in der Nähe einer ehemaligen Missionsstation, Blyde-uitzigt (spr. Bleide eutsicht), im Caplande sich ein Ort befindet, „Teufelsnacken" genannt. Dort soll „Se. schwarze Majestät", d. h. der Teufel begraben

sein. (Wahrscheinlich wohl ein alter Buschmannshäuptling von besonderm Ansehen.) Damit er nicht wieder aufstehen könne, hat man um das Grab her noch eine Menge Steinhaufen errichtet. Der Buschmann, welcher den Missionär begleitete, ergriff beim Anblick dieser Steinhaufen sofort einen Stein und warf ihn darauf, mit der Bemerkung: bei Unterlassung dieser Handlung würde sein Nacken sofort verdreht werden, so daß er für immer rückwärts schauen müßte. Zu diesen Gräbern, sagte der Sab, wallfahrten sie in Krankheitsfällen; sie flehen den Geist des Ortes unter Reibung der kranken Körpertheile um Heilung an und rufen dabei: ĭtse, ĭtse, d. h. weh, weh! Auch bei besonderen Unternehmungen begeben sich die Sān dahin und erflehen des Geistes Beistand.

Am Suga fand Livingstone das Grab eines Buschmanns. Die begleitenden Buschmänner gaben deutlich zu verstehen, daß der Todte noch ein jenseitiges Leben habe, denn sie redeten ihn an und baten um Glück auf der Reise. Das unter den Buschmännern in den Malutibergen übliche Sprüchwort: „Der Tod ist nur ein Schlaf“, spricht weiter für den Glauben der Wilden an ein sogenanntes „Jenseits“. Dieses zwischen Furcht und Hoffen schwebende Gefühl gegenüber dem Todten entschuldigt gleichsam jene grausame Sitte, die Altersschwachen im Stich zu lassen. Wollen sie vielleicht den Menschen nicht sterben sehen? Stirbt aber einer unter seinen Genossen, so wird er mit einem gewissen Ceremoniell begraben. Das Haupt des Todten wird mit der bekannten Hottentotenpomade „Buchu“ eingerieben. Nachdem der Leichnam geräuchert ist, legt man ihn auf die Seite in einen Graben, und die Horde stimmt einen Klagegesang an. Mit seinen Waffen wird er in das Grab gesenkt. Das Grab wird mit Erde gefüllt, dann wird die Hütte zerrissen und über demselben verbrannt, und endlich ein großer Steinhaufen darüber aufgeworfen. Sind die Trauerceremonien zu Ende, verläßt der Stamm den Ort auf mehrere Jahre, und redet man während dieser Zeit von dem Todten, so geschieht es nur mit der größten Ehrerbietung und stets unter Thränen. Noch ist zu bemerken, daß die Buschmänner im Hererolande einen Wassergott verehren, und scheint hier demnach der bereits erwähnte Glaube der Hottentoten an Wassernixen (Krokodilsjungfern) influirt zu haben.

Merkwürdig ist auch der Glaube an ein schlangenartiges Wesen, welches man zu Deutsch Basilisk nennen würde. Bei den Sān von |Aus, in der nordwestlichen |Kari|kari, findet man diesen Glauben ganz besonders verbreitet. Man beschreibt dieses Monstrum als eine Schlange von der Dicke eines Mannesarmes und einer Länge von 10 bis 15 Fuß. Der Kopf hat einen feuerrothen Kamm und an den Seiten befinden sich sogenannte Bartlappen; die Haut ist glänzend bunt. Das Geschrei soll Aehnlichkeit mit dem einer vom Neste steigenden Henne haben, einem dumpfen Gackern vergleichbar. Dies Thier hält sich auf Bäumen auf, von wo es auf Menschen, die es durch sein Geschrei irre geleitet hat, losstürzt. Zwischen !Hoa̱ʒa!nas und ǂOutsawisis soll auf dem rechten ||Aubufer eine Höhle von solchen Drachen bewohnt werden; auch im ||Karasgebirge sollen solche Drachenhöhlen sein. — Die ganze Sache ist Fabel und nichts weiter, als das Product einer erhitzten Hottentotenphantasie; aber wieder gilt hier des Dichters Wort:

Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
Daß Du ein Mensch mit Menschen bist.

Interessanter wie dieser Geisterspuk ist die den Sān auch mit anderen wenig entwickelten Völkern gemeinsame Eigenthümlichkeit, Kunst- und Industrieproducte der Culturvölker, was ihnen ganz natürlich außer dem Reiche des Begriffs liegt, als von Zauber behaftet, von Geistern besessen, anzusehen oder sie zu personificiren. Der ehrwürdige Schmelen, der erste Namamissionär, reiste einst mit seinem Wagen im Namalande; er beobachtete, wie ein Buschmann, der noch nie einen Wagen gesehen hatte, mit einem verzweifelten Satz über die Wagenspur wegsetzte, um nicht die Wuth des „großen Thieres“, wie er den Wagen nannte, zu reizen. Derselbe Missionär reparirte ein anderes Mal das zerbrochene Wagenrad, als ein Buschmann die drollige Bemerkung machte, der Reitochse des weißen Mannes hätte das Bein gebrochen, jetzt müsse man dem Ochsen das Wasser und Futter herbeitragen. Ein anderer hörte unsere schwarzwälder Uhr schlagen und meinte: „Das Ding spricht“; andere wurden stumm vor Schreck und Staunen, als sie ihr Bild im vorgehaltenen Spiegel sahen, und dahinterschauend, es nicht wiederfanden.

„Die Geisteseigenthümlichkeit und Sprachgestaltung eines Volkes,“ sagt Humboldt, „stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte aus ihr abgeleitet werden können.“ Diese Worte wurden ihrer Zeit prophetisch ausgesprochen; seitdem hat die Wissenschaft schon Großes auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachenkunde geleistet, und bis jetzt hat sich das Seherwort mit den Resultaten der Untersuchungen gedeckt.

Die Sprachen — unrichtig ist es, Dialekte zu sagen — der Buschmänner sind sehr mannichfaltig; so viel kleine Stämme oder abgeschlossene Familien es giebt, so viel grundverschiedene Idiome giebt es. Es ist Thatsache, daß Stämme, die durch einen Fluß nur getrennt sind, oder von denen die einen die diesseitigen, die anderen die jenseitigen Höhlen eines Gebirgszuges bewohnen, sich durchaus nicht verstehen können; der Wortschatz der einen hat die größten Abweichungen in der Wurzel gegenüber der andern Sprache. Es erklärt sich dieser Umstand aus der ungeheuern Zersplitterung, zu welcher die Jägervölker in Folge ihrer Lebensweise genöthigt sind; andererseits auch aus einer fortwährenden Metamorphose, in welcher ihre Sprachen begriffen sind. Ich will diese letztere Ansicht nicht als unumstößlich hinstellen; sie hat aber Vieles für sich. Hören wir, was der berühmte Moffat hierüber sagt: „Die Balala müssen oft die Wildnisse weit von ihrem Lager durchsuchen. Bei solcher Gelegenheit ziehen die Väter und Mütter, und was nur sonst eine Last tragen kann, auf Wochen aus, und hinterlassen die Kinder der Sorge von ein paar alten schwachen Leuten. Die Jugend, von der einige erst anfangen zu stammeln, während andere schon sprechen können, gewöhnt sich an eine eigene (neue) Sprache; im Laufe einer Generation verändert sich deren Sprache vollständig.“ — Auf eine ähnliche Erscheinung können wir auch bei uns verweisen, wo das stammelnde Kind für die „Wiege“, „Amme“, „bestimmte Spielzeuge“ oder „Speisen“ Ausdrücke hat, die von den Erwachsenen innerhalb der Familie adoptirt werden, und sogar in reiferm Alter, wenngleich zum Spaße, im familiären Kreise gebraucht werden. Nun sind die Balala verarmte Betschuanen und keine Buschmänner; das thut aber nichts zur Sache, denn da sie doch ein Quasi-Buschmannsleben führen, so würde, wenn sich diese Beobachtung Moffat's bestätigte, sie noch in erhöhtem Maße von den Buschmännern gelten. Trotz dieser Mannichfaltigkeit sind diese Sprachen doch in ihrem Grundtypus, der des Weitern berührt wird, mit einander verwandt. Sonst hängen sie aber bis auf einzelne verschleppte Worte mit dem Hottentotischen nicht zusammen, ganz und gar nicht mit den Bantusprachen.

Der Bau der Sāsprachen ist monosyllabisch. Man könnte einwerfen, daß es zweisilbige Wörter in diesen Sprachen giebt. Das wird nicht geleugnet. Aber ihre Anzahl ist so gering, und die zweiten Silben erwecken die Vermuthung, daß sie

Suffixe sind (ro, ri, rae, gen, wa, wae) und zwar sehr an das Hottentotische (ro, ri, rae, gu, ba) erinnern. Entweder sind sie nun aus dem Hottentotischen herübergenommen, oder es spricht sich in ihnen das agglutinirende Princip des Khoi-khoi-Stammes aus, welches den in der Wurzel gegebenen Begriff durch ein Suffix näher charakterisirt. Das Suffix ist gewissermaßen die Etiquette der Wurzel.

Das Lautinventar dieser Sprachen läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

Zunächst sind sie charakterisirt durch jene wunderbaren Laute, welche als Schnalze bekannt sind. Die Hottentoten haben deren vier, einen Zahnlaut (Dentalis) |, einen Vordergaumenlaut (Palatalis) ǂ, einen Mittelgaumenlaut (Kerebralis) ! und einen Backenlaut (Lateralis) ||. Die Buschmänner übertreffen die Hottentoten im Schnalzen. Manche Buschmannssprachen haben fünf, manche sechs und sieben, manche sollen sogar acht Laute dieser Art unterscheiden. Die ersten vier, welche beide Nationen gemein haben, sind im zwölften Bande des „Globus“ in der Abhandlung die „Namahottentoten“ beschrieben. Wuras, Missionär der Berliner Mission, welcher im Oranjefreistaat wohnt, erwähnt einen fünften Schnalz, den er einen „labialen“ nennt; er würde hervorgebracht durch einen Zungenansatz, wie ein Flötenspieler zu thun pflegte. Die Beschreibung ist sehr ungenau. Er bezeichnet den Laut mit folgender Letter ⍝. — Ein sechster Laut ist mit dem dentalen nahe verwandt, und wird hervorgebracht, indem man die Luft durch die vorderen oberen und unteren Zähne preßt. Sein Zeichen ist >. — Ein siebenter Schnalz gleicht einem Knall und wird durch gewaltsames Ausstoßen der Luft in der Kehle hervorgebracht. Man bezeichnet ihn mit ĭ. — Der achte Laut ist unbeschreiblich.

Im Hottentotischen sind die Schnalze nur möglich vor Vocalen und den Consonanten h, k̇, kh, g, n. Die Buschmannssprachen gehen auch hierin weiter. Schnalze kommen vor Lippenlauten vor, z. B. |phkoĭngé, schlafen. Ich gestehe, bei aller Fähigkeit, Hottentotisch zu sprechen, ist mir die Aussprache dieses Wortes ganz unmöglich.

Das Namahottentotische weist folgende Consonanten auf:
1) Faucalis h.
2) Gutturalis g, k, χ, ṅ (ng), r.
3) Faucalgutturalis kh, kχ.
4) Palatalis gy (kj).
5) Dentalis d, t, ts (z), s, ș, n.
6) Labialis b, p, w, m.

Von diesen Lauten hat das Buschmännische noch die Liquida l, dann die Labialis ph (f) und die Labial-Dentalis pt. Zudem sind die Nasalen und stark gekrächzten Faucalen im Sāi weit gehäufter als im Khoi-khoi.

Wie das Hottentotische scheint das Sa auch nicht über fünf Vocale zu gebieten, a, i, u, e, o.

Während das Hottentotische, abgesehen von den Schnalzen, eine durchaus wohllautende Sprache ist, kann dies von dem Buschmännischen gar nicht gelten, da hier fast in jedem Worte starke Faucale mit widerlich klingenden Nasalen oder den zungenbrecherischen Schnalzen abwechseln, oder oft alle drei Momente neben einer ungewöhnlichen Lautcomposition sich in demselben Worte vereinigt finden.

Die bis jetzt bekannten Idiome haben **kein** grammatisches Geschlecht, während die Hottentoten ein dreifaches Geschlecht haben und einen dreifachen Numerus, nämlich Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl. Von letzterm scheint dem Buschmännischen die Zweizahl zu fehlen. Die Sprache hat im Satzbau einen isolirenden Charakter.

Der Plural scheint durch Iteration des Singulars ausgedrückt zu werden. Z. B. Stern koang, Plural koang-koang; !nudu Ohr, Plural !nundu (entstanden aus !nu-!nu-du, wo wahrscheinlich in der zweiten Silbe von !nu, ! und u ausgefallen sind).

Die Zählmethode ist bis jetzt unbekannt. Sie können über 2 hinauszählen; z. B. die !Khuai zählen bis 5.

Nachstehende Wörter mögen einen Beleg geben zu unseren früheren Bemerkungen in Betreff der Grundverschiedenheit des Hottentotischen von den Buschmannssprachen und dieser wieder unter sich.

	Hottentotisch.		Buschmännisch.		
	Nama.	!Kora.	!Khuai.	Südl. |Karri-|Karri oder |Nusa.	Seroa.
Gott	Tsũi-||goab	Tshu||koap	Thoro	—	’kaang
Mond	||khāb	||khaamb	||khaukaruh	!gòrae	kokoro
Sonne	soris	soröb	||koara	|gãe	nguème
Himmel	|homi	|homa	—	—	—
Stern	|gamiros	|kambros	|koaati	!à	koang
Berg	!homi	!homs	!gou	—	komao
Wasser	||gams	||gami	!koa	khae͡	kho
Feuer	|aib	|aib	ǂjih	|ĭ	kii
Fleisch	||gans	||gani	an	pae	hoho
Giraffe	|geib	—	—	khuiï	—
Mensch	khoib	keub	|kubi	ẽgo / mũto	kong
Frau	taras	χaisas	|aiti	tala	nkeo
Vater	||gũb / abob / ĭb	abob	õa	—	haho
Mutter	||gus / ĭs / saus	eioos	choa	gãe	ngo
Kind	|oaroï	|kob	|ka|koang	||ãesa|	akunte
mein	ti	tii	i	i	i
dein	sa	sa	a	—	—
sein	||eĭ / ||nā	||nā	hã	—	—

Diese Proben geben schon zur Genüge ein Bild der sprachlichen Mannichfaltigkeit. Die Sprachproben aus dem !Khuai hatte Herr Dr. Bleek in der Capstadt die Güte, mir zu übermachen. Die Proben des südlichen |Karri=|Karri oder |Nusa sandte Herr Missionär Weber im Großnamalande mir zu. Beiden Herren drücke ich hiermit meinen öffentlichen Dank aus. Das Seroa wird im Basutulande gesprochen *).

So schwierig diese Sprachen immer sind, so kann der Fremde sich mit dem Buschmann verständigen, sehr unvollkommen dagegen mit dem Hottentoten. Der Sab besitzt nämlich ein bewunderungswürdiges Nachahmungstalent. Er wird das Herannahen des Löwen, den Schrecken der verschiedenen Thiere, das Zupacken der Bestie, kurz die ganze Scene mimisch so treu darstellen, daß auch derjenige, welcher seine Sprache nicht versteht, doch vollständig über den Sinn seiner Rede aufgeklärt ist.

*) Die Beispiele aus dem Seroa stammen von den französischen Missionären Arbousset und Daumas. Leider fehlt die Bezeichnung der Schnalze.

Diese Naturkinder sind das Odium aller Nationen. Auch ihrer harrt das Loos der Naturvölker. Ihre tödtliche Feindschaft mit den Kaffern ist schon zum Eingang berührt, ebenso der Stammeshaß zwischen den Hottentoten und den Sān. Da ist denn noch ein dritter Factor hinzugetreten, das sind wir christlichen Europäer. Wenn die Naturmenschen sich gegenseitig abschlachten, so hat das nicht viel zu sagen, ein gewisses Gleichgewicht bleibt da noch immer; man kann ihnen auch deshalb nicht große Vorwürfe machen, höchstens dürfte man bitten: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Aber da freilich weiß man nicht, was man zur Apologie der Culturvölker beibringen soll, welche ihnen die christliche Cultur in Gestalt des Todesengels zuführen.

Aus allen Erdtheilen.

Pascha Samuel Baker am Weißen Nil.

Es war Baker's Absicht, im laufenden Jahre mit seiner Expedition stromaufwärts bis nach Gondokoro zu gelangen und dort eine Art von Hauptquartier aufzuschlagen. Von diesem aus wollte er in der Region der Aequatorialseen seine Operationen beginnen und die verschiedenen Häuptlinge unterwerfen. Es ist ihm nicht möglich gewesen, diesen Plan zu verwirklichen. Aus einem Briefe vom 15. Juni aus „Towfikeeya", soll heißen Taufikiya, am Ufer des Weißen Nils, 9° 26′ nördlicher Breite, geht hervor, daß er dort, im Lande der Schilluks, ein Standquartier errichtet hat. Er will an dieser Stelle während der Regenzeit verweilen; seine Vorräthe hat er in Magazinen untergebracht, die aus galvanisirtem Eisen erbaut worden sind. Seine aus nicht weniger als 53 Schiffen bestehende Flotte ankert dem Ufer entlang; die Soldaten und die bei der Expedition befindlichen Europäer waren gesund und hatten bequeme Wohnungen. Alle verschiedenen Abtheilungen der Expedition waren mit Baker vereinigt; sein Oberingenieur Higginbottom hatte die eisernen Schiffe, welche auf den Seen aus den einzelnen Bestandtheilen zusammengesetzt werden sollen, nebst vielerlei Vorräthen glücklich durch die nubische Wüste geschafft. Er hatte mit denselben nicht weniger als 1800 Kameele beladen. Aber in Chartum waren die von Baker im Voraus bestellten Vorkehrungen nicht getroffen worden, und so ging eine kostbare Zeit verloren; die Saison rückte vor und die Fahrt nach Gondokoro mußte verschoben werden.

Seit 1865, als Baker sich am Weißen Nil befand, ist der Strom durch einen großen Damm gleichsam versperrt worden. Derselbe hat sich aus gewaltigen Massen von Sumpfpflanzen gebildet, die von oben herabgeschwemmt worden sind und ein dichtes Gewirr bilden; der Fluß nimmt seinen Weg unter diesem Damm hinweg. Somit waren die Sklavenhändler verhindert, auf dem bisherigen Wege zu ihren gewöhnlichen Schlupfwinkeln zu gelangen; sie haben aber einen andern Weg entdeckt, auf welchem sie bis nach Gondokoro fahren können, nämlich den Giraffenfluß. Dieser Bahr Giraffe galt bisher für einen Zufluß des Nils, es hat sich aber jetzt herausgestellt, daß er ein Arm des Hauptstromes ist. Baker versuchte auf demselben weiter zu kommen, fand dabei manche Schwierigkeiten und gelangte auch bis 7° 47′ 46″ nördlicher Breite. Dort fand er gleichfalls einen aus Sumpfpflanzen gebildeten Damm, durch welchen er einen Canal hauen ließ, um mit den Schiffen hindurchkommen zu können. Einige Meilen weiter aufwärts wurde dann das Wasser so seicht, daß ein Weiterfahren unmöglich war. Der Giraffenfluß hat nur in der Regenzeit genug Tiefe für die Schifffahrt.

Baker wollte bei seinem Hauptquartier Taufikiya Getreide säen lassen und nach der Ernte, im November, die Reise nach Gondokoro antreten. Er hat ein Boot gekapert, das etwa anderthalb hundert Sklaven an Bord führte und nahm wenige Tage nachher ein anderes, so daß er am 15. Juni bereits 305 Sklaven befreit hatte, zumeist Frauen, Kinder und Knaben.

Das Amurgebiet und die Colonisation am Ussuri.

Die russische Regierung hat durch Sachverständige die wirthschaftlichen Verhältnisse des Amurgebietes untersuchen lassen; der Bericht ist von Herrn Skolkow abgestattet worden. Aus demselben geht Folgendes hervor: Die Uferlandschaft am untern Laufe des Amur, 300 Werst von Chabarowka an gerechnet, hat in landwirthschaftlicher Beziehung entschieden keine Zukunft. Wird der Hafen von Nikolajewsk nach Süden, nach Wladiwostok oder nach Possiet verlegt, und neigt sich der Schwerpunkt der Verwaltung nach Chabarowka, so verlieren die Bewohner des untern Amur die letzten Hülfsquellen zu einer genügenden Existenz. Dabei ist das Klima am untern Amur ein sehr rauhes, und das Land besteht in topographischer Beziehung aus einigen schmalen Uferthälern, welche in ihren Tiefen mit Wasser angefüllt, auf ihren Höhen dagegen mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind, deren Boden nur mit großen Schwierigkeiten beackert werden kann. Als einzig erfolgreiche Maßregel erscheint die Erleichterung der Uebersiedelung der Bevölkerung in das Südussurigebiet, wobei den Zurückbleibenden die von den Abziehenden bereits in Cultur gezogenen Ländereien zufielen. Unter ungleich günstigeren Bedingungen befindet sich das Gebiet des mittlern Amur. Der Boden läßt sich leicht bearbeiten und ist fruchtbar, das Klima ist ein gemäßigtes und gesundes, die dort angesiedelte Bevölkerung hat sich in Kurzem zu nicht unbeträchtlichem Wohlstande emporgeschwungen. Die Getreideproduction erreicht schon jetzt die Höhe von 67 Pud pro Seele, welcher bedeutende Ertrag diese Ländereien mit den fruchtbarsten Gouvernements Rußlands in eine Linie stellt.

Desgleichen finden sich im südussurischen Gebiete alle für das wirthschaftliche Aufblühen erforderlichen Vorbedingungen vereint und diese Landschaft ist daher zur Colonisation geeignet. Die Nähe von beinahe das ganze Jahr hindurch offenen Häfen erleichtert die Ausfuhr, die Concentration der Truppentheile aller

russischen Ansiedelungen in dieser Küstengegend und den Verbrechercolonien auf Saghalin werden von hier aus ausgeführt werden. Auch kann mit Sicherheit auf einen regen Verkehr mit China und Japan gerechnet werden. Die Production von Hanf, Oel, Farben, Gemüse aller Art und Wein kann große Dimensionen annehmen. Die Nachfrage nach Getreide ist schon jetzt im Küstengebiet so bedeutend, daß zum Unterhalt der Truppen circa 200,000 Pud Mehl um den halben Erdkreis herum aus Kronstadt gebracht werden müssen und für den Bedarf der übrigen Bevölkerung nicht weniger als 200,000 Pud fehlen. Diese gesammte Getreidemasse könnte im südussurischen Gebiete beschafft werden, sobald die Uebersiedelung von 1500 bis 2000 Familien ermöglicht würde. Zur Erreichung dieses Zieles proponirt die Commission: 1) Die Gewährung der Mittel zur Ansiedelung als Darlehn im Betrage von 200 Rubel pro Familie. 2) Unumgänglich nothwendig ist, daß die Regierung einen Dampfer mit einigen Booten ausschließlich zum Transport der Ansiedler und ihres Viehes am Ussuri durch den See Chanka bestimmt; hierdurch wird die Uebersiedelung schnell bewerkstelligt, das Vieh bleibt gesund und die Colonisten können sofort mit den Niederlassungsarbeiten (Häuserbau u. s. w.) beginnen. 3) Den Ansiedlern müssen Steuerfreiheit und andere Vortheile zuerkannt werden, so den Raskolniken freie öffentliche Religionsübung.

Australien.

Die verschiedenen australischen Colonien hängen unter einander nur lose zusammen; sie haben verschiedene Gesetzgebungen und Zolltarife. Doch sind viele Interessen ihnen gemeinsam, und ein engeres Aneinanderschließen ist aus vielen Gründen sehr wünschenswerth. Schon im Jahre 1857 wurden Vorschläge zur Gründung einer Föderation gemacht, fanden aber damals nur schwachen Anklang. Gegenwärtig ist die Sache wieder aufs Tapet gebracht worden, und in der Mitte des Juni waren Delegaten aus Südaustralien, Tasmanien und Neusüdwales mit denen von Victoria in Melbourne versammelt, um den Gegenstand zu erörtern und überhaupt verschiedene intercoloniale Fragen in Erwägung zu ziehen. Bei der Abneigung jedoch, welche insbesondere Neusüdwales gegen eine Föderation zeigt, wird vorerst eine solche nur ein frommer Wunsch bleiben, und man wird sich zunächst bemühen, einen Zollverein herzustellen.

In Victoria wird mit Erfolg daran gearbeitet, die Kirche „in ihre Schranken zu verweisen" und die Schule von ihr gänzlich zu emancipiren. Zu diesem Behufe hat die Legislatur zu Melbourne einen Beschluß mit 63 Ja gegen 3 Nein gefaßt. Es wurde hervorgehoben, daß jede Kirche oder Secte ihre Angehörigen erbauen und unterrichten könne, wie sie wolle, daß jedoch die Schule damit lediglich nichts zu thun habe und nichts zu thun haben dürfe; die Usurpation der Secten und Kirchen dürfe nicht länger geduldet werden. Man wolle indeß billig verfahren und die 50,000 Pf. St., welche man bisher von Seiten der Colonie jährlich zur Vertheilung unter die verschiedenen Secten gezahlt habe, noch auf weitere fünf Jahre, vom Januar 1871 an gerechnet, verabfolgen lassen, von da ab jedoch nichts mehr zahlen.

Im Mai des laufenden Jahres hatte die Victoria-Colonie 828 öffentliche Schulen; 104,434 Kinder waren schulpflichtig; durchschnittlich besuchten 59,748 Kinder diese Schulen; die Industrieschulen wurden von 2531 Kindern besucht; die Privatschulen von 20,117, so daß von einer Bevölkerung, die sich auf 699,950 Seelen stellte, etwa 85,000 Kinder die Schule besuchten.

In Neusüdwales finden gleichfalls die confessionslosen Schulen mehr und mehr Gunst. Unter dem dortigen „Erziehungsrathe" standen 807 Schulen mit 1093 Lehrern und etwa 60,000 Schülern; Ausgaben 147,040 Pf. St., wovon 39,618 Pf. St. eingezahlte Schulgelder. Die Unterrichtsanstalten zerfallen in „Denominationale", d. h. confessionelle, und öffentliche. Jene verlieren, trotz aller Bemühungen der römischen und der anglicanischen Geistlichkeit, mehr und mehr Gunst und Boden.

In Victoria giebt die Regierung sich wieder einmal Mühe, die Einwanderung anzuziehen, und, gleich jener von Neusüdwales, wünscht sie insbesondere Deutsche zu gewinnen, als welche „excellent colonists" abgeben. Die Herren „Arbeiter" treiben auch in Australien die Dinge ins Extrem und probiren es mit den „Streiken"; sie machen Ausstand, weil sie viel Geld für wenig Arbeit verlangen. In Melbourne fiel es 40 irischen, ganz gewöhnlichen Tagelöhnern ein, daß sie täglich nur acht Stunden Erde graben und dafür 76 Groschen (7 Schilling 6 Pence) Lohn haben wollten. Der Unternehmer bot ihnen für zehnstündige Arbeit 2 Thaler 16 Groschen, für achtstündige 2 Thaler (6 Schilling) Lohn. Die biederen Arbeiter erklärten, daß sie sich solche Tyrannei und Ausbeutung ihrer Kräfte nicht gefallen lassen könnten, das sei gegen ihre Menschenwürde! In Melbourne kostet das Pfund besten Rindfleisches nach unserm Gelde 20 Pfennige!

Nur dritthalb Wegstunden von Melbourne entfernt, am Diamond Creek, ist ein außerordentlich reichhaltiges Goldquarzriff entdeckt worden. — Das präservirte Fleisch findet immer mehr Absatz, namentlich auf den englischen Kriegsschiffen und nicht minder auf Kauffahrern, welche jetzt nur noch wenig Salzfleisch an Bord nehmen. Zwei neue „Meat preserving Companies", zu Echuca am Murray und zu Ballarat, machen gleich den schon seit Jahren arbeitenden gute Geschäfte.

In Neusüdwales ist im Juli „der letzte Buschklepper" erschossen worden. Ob er der letzte gewesen ist?

* * *

— Walrussia, dieses Territorium Alaska, für welches bekanntlich die Nordamerikaner 7,200,000 Dollars an die russische Regierung gezahlt haben, ist doch nicht ganz unprofitabel. Es ist reich an Fischen, Holz und Pelzthieren. Die Seeottern haben sich freilich in Folge unablässiger Nachstellungen sehr vermindert, aber Seehunde sind noch in Menge vorhanden. Der Robbenschlag ist nun von Seiten der Washingtoner Regierung an die „Alaska-Handelscompagnie" verpachtet worden. Dieselbe darf zwanzig Jahre lang auf den Inseln St. Paul und St. Georg Robben schlagen. Sie zahlt jährlich 55,000 Dollars Rente, 2 Dollars 62½ Cent. von jedem Seehundsfelle und 50 Cents von jeder Gallone Seehundsthran. Außerdem muß sie den Bewohnern der genannten Inseln jährlich 25,000 Stück getrocknete Lachse liefern, 60 große Klafter Holz, eine Quantität Salz, hinlänglich Fässer zum Einpöckeln von Fleisch; Seehundsfelle zum Verfertigen von Booten und eine Anzahl von Sehnen und Häuten, aus welchen die Eingeborenen sich Kleider verfertigen. Außerdem muß sie auf jeder der beiden Inseln einen Schulmeister anstellen und bezahlen.

— Ein Nordamerikaner, Dr. D. G. Brinton, hat eine Arbeit über das phonetische Alphabet der alten Sprache von Yucatan veröffentlicht, also über einen höchst interessanten Gegenstand, über welchen aber noch ein großes Dunkel herrscht. Die heutigen Maya-Indianer sind directe Abkömmlinge der alten Yucateken, von welchen die bewundernswürdigen Denkmäler auf der Halbinsel Yucatan herstammen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Wanderungen im südlichen Indien.

III.

In Madura. — Die Sage vom heiligen Elephanten. — Die große Pagode und der Puthu-Mandapam. — Charakter der indischen Kunst. — Der goldene Lotusteich und der fromme Kranich. — Die Brahminen im Tamulenlande. — Die Siwa- und die Wischnuverehrer. — Feierlichkeiten bei Vermählungen und Leichenbegängnissen.

Wir schließen die Wanderungen im südlichen Indien mit einem Besuche in Madura. Dieses „Athen im Tamulenlande" liegt südlich von Tritschinapoli, und die beide Städte verbindende Prachtstraße ist von hohen Bäumen förmlich überwölbt. Unter den vielen Rasthäusern, welche sich an derselben befinden, hat das in Metur eine ganz herrliche Lage in der Nähe prachtvoller Baumgruppen; dort steht unter anderen Riesen ein Banianenbaum mit nahe an einhundert, durch die herabfallenden Luftwurzeln gebildeten Stämmen; er breitet seine majestätischen Aeste über einen Umkreis von mehr als zweihundert Schritt aus. Dergleichen Banianenbäume, wenn auch nicht alle von so kolossalem Umfange, findet man auf der ganzen Wegstrecke bis nach Madura; neben denselben aber auch Kokos- und Palmyrapalmen.

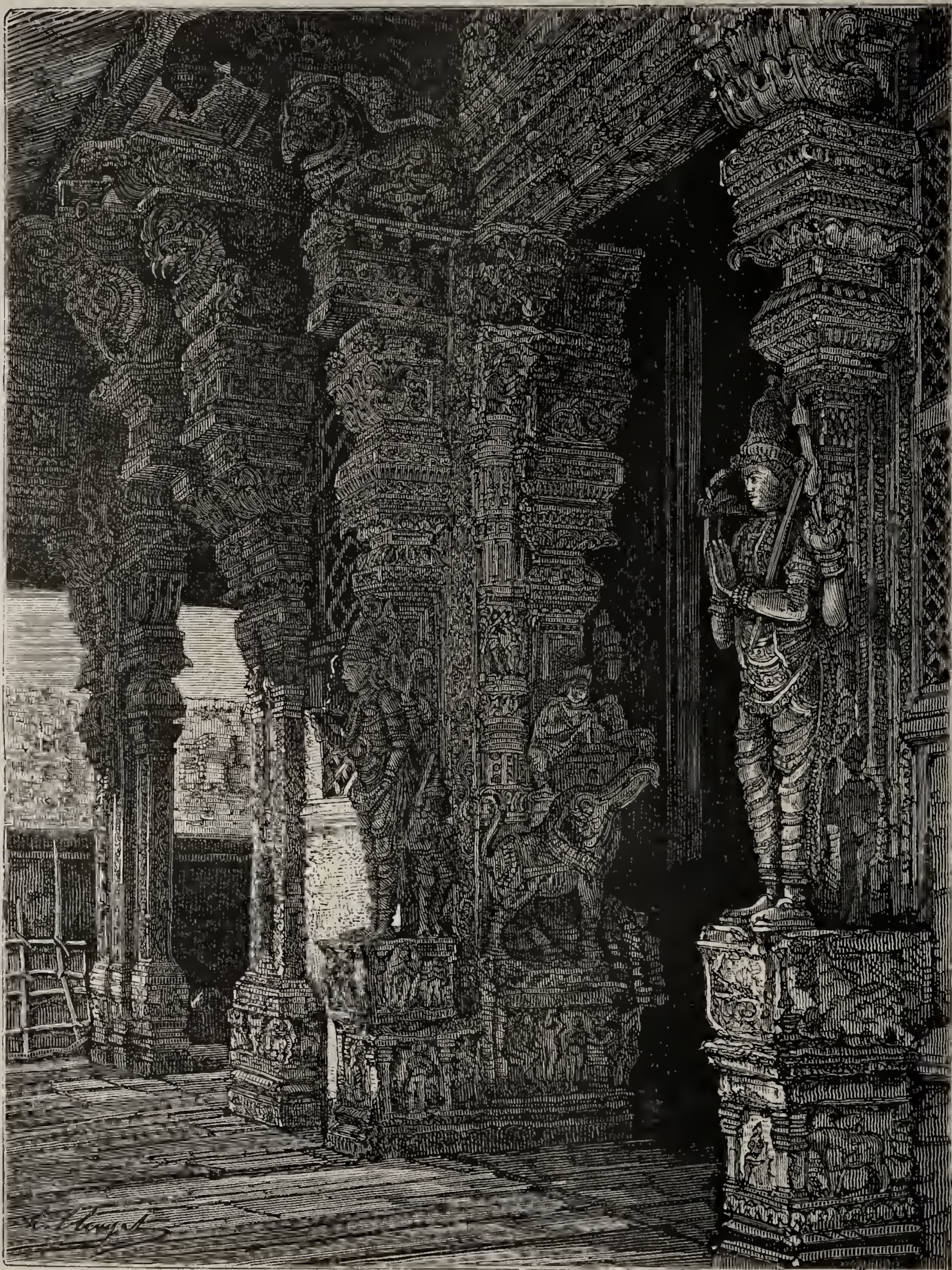
Nördlich von der Stadt fällt dem Wanderer eine gewaltige Masse von Syenitgestein auf, welche abgetrennt von den benachbarten Hügeln sich erhebt. Von Süden her gesehen, gleicht sie einem liegenden Elephanten, der seinen Rüssel auf der Erde hin weit ausstreckt. Die Inder knüpfen an diesen Fels eine Sage, an deren Wahrheit sie nicht zweifeln. Einst stieg in wunderbarer Weise ein Elephant aus dem Teich hervor, in den ein König von Kondscheweram die Ueberreste der Menschen werfen ließ, welche er dem Gotte Wischnu zum Opfer dargebracht hatte. Der Elephant war unter Blitzen und inmitten von Flammen erschienen, und der fromme König beschloß, mit seiner Hülfe große Dinge auszuführen. Offenbar hatte sein Gott Wischnu ihn gesandt, damit er ihm Sieg in dem Kriege gegen Madura verleihen solle. Also zog er mit dem Elephanten und 8000 Anhängern und Anbetern Wischnu's gegen den König von Madura, dessen Schutzgott Siwa war. Dieser ergrimmte, daß man ihn in seiner Ruhe störe, und verwandelte ihn, kraft seines gewaltigen Hauches, in Stein. Der stolze König von Kondschewerам erlitt eine Niederlage und mußte abziehen.

Dem Schutzgotte Siwa ist auch die Hauptpagode geweiht; sie steht im Rufe ganz besonderer Heiligkeit und zieht deshalb von weit und breit her eine große Menge von Pilgern an. Der Gott wird in Madura als Sundaweschuaram oder Schokalingam bezeichnet, d. h. als Herr und Inhaber aller Schönheit; seine Gemahlin Kali, die blutige, grauenhafte Göttin, führt bei den Tamulen den sanften Namen Minakschi oder auch Ankayal Kannamaya, d. h. Göttin mit den Augen des Kayal. Dieser ist ein Seefisch, welcher sich durch seine ungewöhnlich großen Augen auszeichnet. Der Tempel bedeckt an zwanzig Acres Land und bietet einen großartigen, unvergeßlichen Anblick dar.

Diese Pagode liegt etwa in der Mitte der Stadt, ist rechtwinkelig und mißt von Westen nach Osten 220 Meter, von Norden nach Süden 254; sie ist mit einer Steinmauer von $11\frac{1}{2}$ Meter Höhe umgeben. In der Mitte jeder der

vier Seiten erhebt sich ein Gopuram, ein Thorweg in Pyramidenform, von $47\frac{1}{2}$ Meter Höhe; der Unterbau ist von Stein, der Oberbau von Backsteinen. Der Gopuram auf der Nordseite ist ohne alle Sculpturen oder sonstige Verzierungen, und wird deshalb als das kahle Thor, Mottai Gopuram, bezeichnet. Der Radscha Gopuram, das Hauptthor, auf der Ostseite, ist nicht vollendet worden, und nicht so groß, wie jener des Wischnutempels von Sriringam (von welchem wir S. 130 eine Abbildung gegeben haben); aber die Verhältnisse sind besser, die Zeichnungen correcter, die ganze Ornamentirung ist künstlerischer, die Arabesken an den vier großen Monolithpfeilern am Eingange sind geradezu graziös. Der untere Theil der Mauer an diesem Gopuram hat im Dekhan seines Gleichen nicht. Der Tradition zufolge ist er vom Könige Tirumalaye Naykare erbaut worden. (— Richtiger: Trimala Naiken, der um das Jahr 1623 den Thron von Madura bestieg. —)

Der Puthu-Mandapam ist in ganz Südindien als



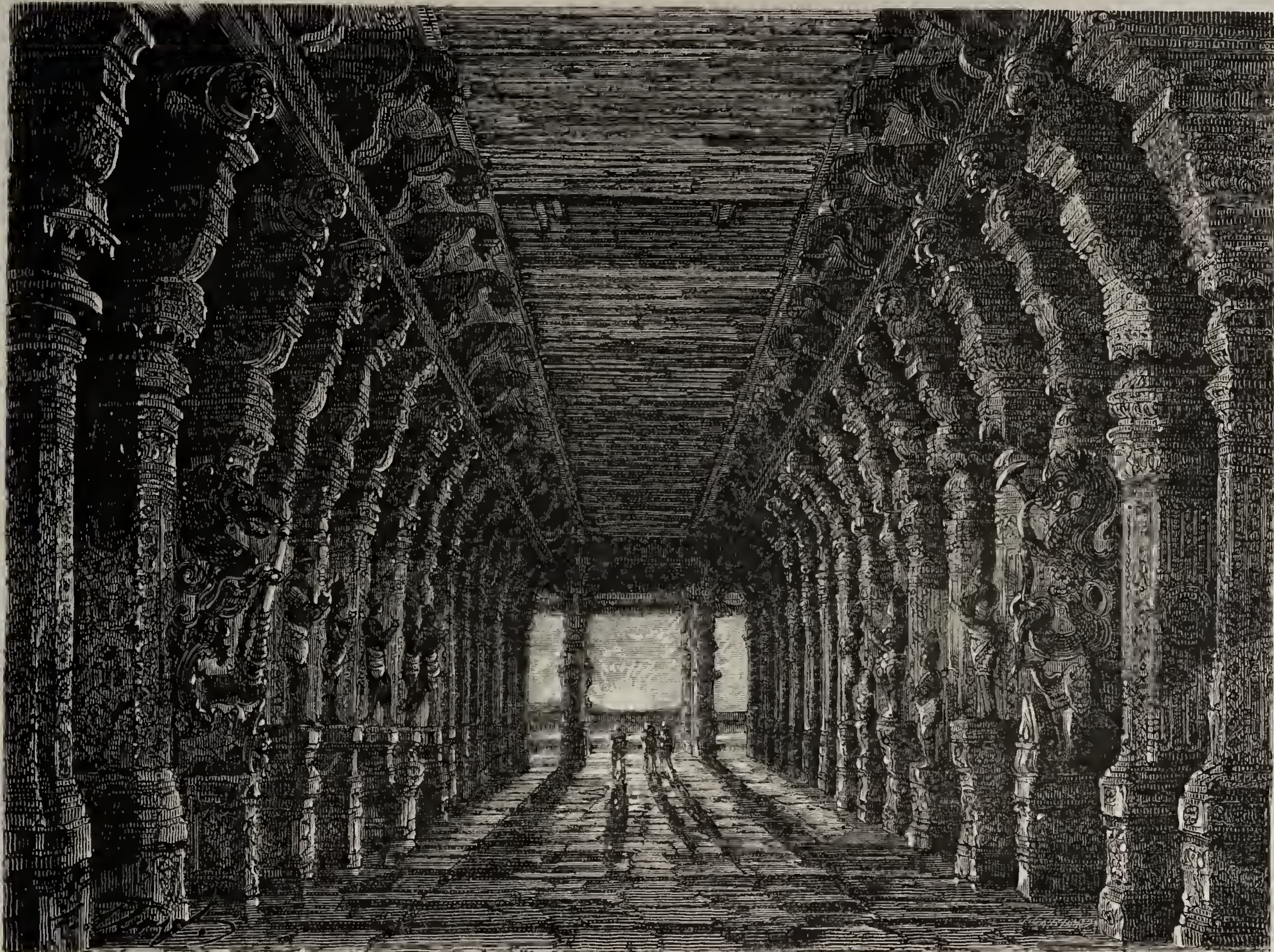
Eingang zum Puthu-Mandapam in Madura.

Trimala Naiken's Tschultri berühmt und ist das schönste Bauwerk seiner Art. Er bildet einen Porticus, und dieser Eingang zur Pagode ist geradezu grandios, er gemahnt an alte ägyptische Denkmäler. Der König begann den Bau im zweiten Jahre seiner Regierung, und nach Verlauf von 22 Jahren war derselbe vollendet. An diesem Mandapam findet man keinen einzigen Backstein; er ist über 96 Meter lang, $24\frac{1}{2}$ Meter breit, die Höhe beträgt 6 Meter. Unsere Abbildungen zeigen den Eingang und das Mittelschiff. Die Decke wird von 124 großen Granitblöcken gebildet, welche auf Pfeilern ruhen. Die Säulen der Façade sind reich mit Sculpturen bedeckt, und diese sind so vortrefflich gearbeitet, daß man im ganzen übrigen Indien nichts findet, das ihnen zur Seite gestellt werden könnte. Die drei großen Galerien machen einen gewaltigen Eindruck; in der mittlern befinden sich die Standbilder mehrerer Könige, unter diesen die Statue des Erbauers und seiner Gemahlin. Die Tamulen erzählen Folgendes. Trimala hatte die Tochter des Königs von Tanjore

geheirathet. Nachdem er mit ihr eingezogen war, führte er sie in seinem Palast umher und zeigte ihr all den Glanz und die Herrlichkeit, in welcher derselbe prangte. Die Königin aber war vom Heimweh ergriffen, blieb der Pracht gegenüber gleichgültig und warf nur die Worte hin, daß die Pferdeställe ihres Vaters viel hübscher seien. Darob ergrimmte Trimala dermaßen, daß er ihr einen Dolchstoß versetzte; sie starb daran. Zur Sühne für dieses Verbrechen ließ er ein Standbild der Gemahlin in seinem Tschultri errichten, aber das vergossene Blut wurde auf den Steinen sichtbar, und alle Versuche, dasselbe zu entfernen, sind vergeblich gewesen.

An der Ostseite erblickt man den Säulengang, welcher den goldenen Lotusteich, diesen Pottamaraï, umgiebt, der bei den Tamulen hoch berühmt ist. Sein stehendes, mit Grün überzogenes Wasser soll, wie das Volk glaubt, sehr giftig sein. Er bildet in der That eine schmutzige, übelriechende Lache, in welcher begreiflicherweise keines von den geheiligten Thieren leben kann oder mag, welche man in anderen Pagodenteichen findet. Die Brahminen wissen einen Grund dafür anzugeben.

Es war einmal ein weißer Reiher und der hatte großen Hunger. Er stand auf einem Bein am goldenen Lotusteiche, welcher damals noch klares Wasser hatte, und war sehr betrübt. Da kam ein heiliger Pilger und nahm ein Bad. Als er sich nach demselben das Haar trocknete, fielen aus demselben viele Silberfische herab, die sofort lustig umherschwammen. Der Reiher öffnete bereits seinen Schnabel und war nahe daran, sich an diesen Fischen gütlich zu thun,



Schiff des Puthu-Mandapam in Madura.

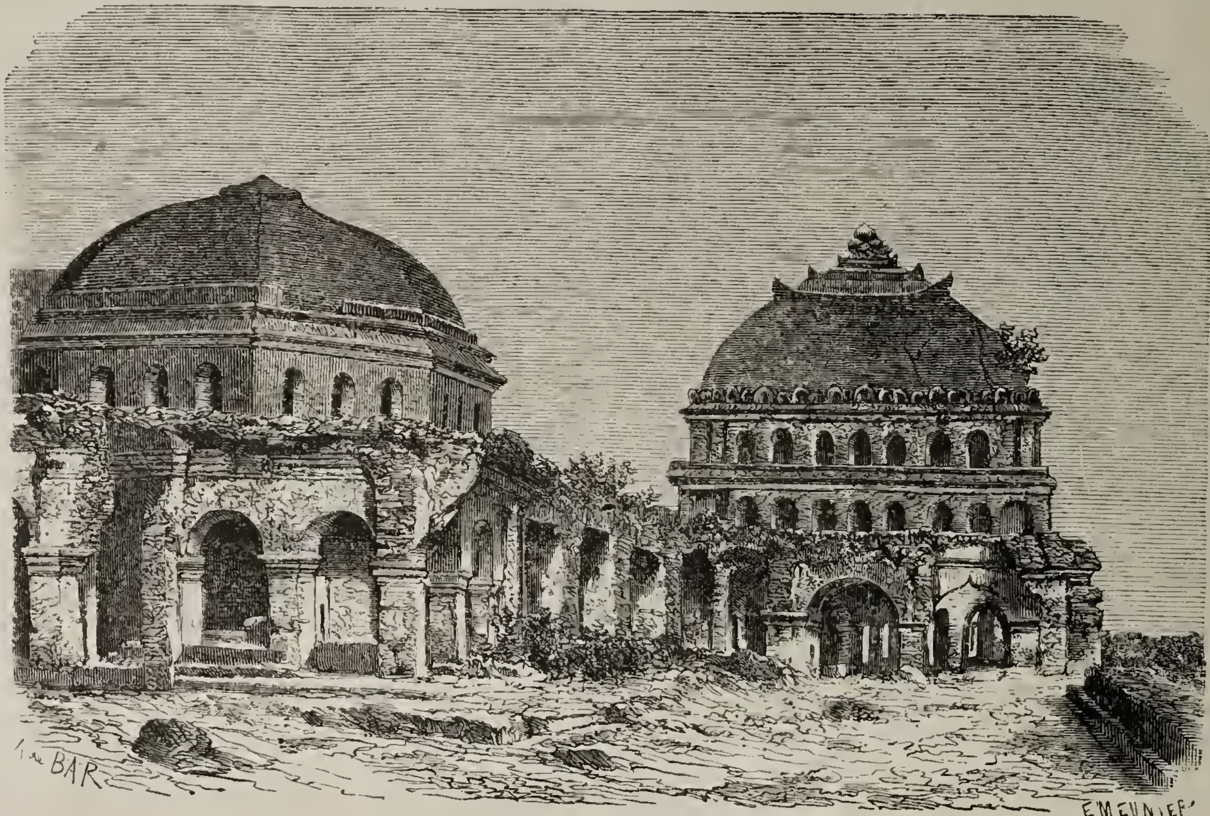
aber noch zu rechter Zeit besann er sich und entweihete den heiligen Ort nicht. Nur klapperte er mit dem Schnabel und dachte, wie schlimm es sei, daß er so großen Hunger habe und doch keine Fische verzehren dürfe. Gott Siwa hatte sich das Alles mit angesehen. Er war an jenem Tage ausnahmsweise einmal gut gelaunt und beschloß, den Reiher für seine Enthaltsamkeit zu belohnen. Ein so tugendhafter Vogel war zu gut für die Erde, deshalb nahm ihn der Gott mit hinauf in seinen Himmel und fragte ihn dort, ob er nicht irgend einen Wunsch habe; derselbe solle ohne Weiteres erfüllt werden. Der Vogel sprach: „Ich bitte, daß in dem heiligen Teiche zu Madura fortan keine Fische mehr umherschwimmen, damit nicht ein anderer Reiher in Versuchung komme, sie zu fangen und eine Sünde zu begehen.“ Siwa legte den Fall einer Rathsversammlung der Götter vor, und diese beschloß, den Wunsch des frommen Reihers zu erfüllen. — Man sieht, wie kindisch derlei indische Fabeln sind.

Der Pottamaraï, d. h. der todte Teich, ist 60 Meter lang und 44 Meter breit und genau so orientirt, wie die Pagode selbst. Die Wände der Galerie sind mit Darstellungen verschiedener Art aus der Göttergeschichte bedeckt; sie sind schlechte Machwerke und haben weiter kein Verdienst, als daß sie auch Scenen aus dem Volksleben darstellen, welche Licht auf die Sittengeschichte werfen.

Grandidier faßt die Eindrücke, welche er bei Betrachtung dieser Pagode empfing, in folgender Weise zusammen: „Der Tempel in Madura ist unbedingt das bewundernswürdigste Werk, welches der Kunstgenius der Inder hervorgebracht hat. Auf allen meinen Reisen habe ich niemals einen Eindruck empfunden, welcher sich dem vergleichen ließe, den ich beim

Anblicke dieses Monumentes gehabt habe. Innerhalb dieser heiligen Räume wird man von Staunen ergriffen über die geradezu ungeheure Menge von Säulen, die mit den wunderlichsten Sculpturen förmlich überladen sind. Man geht von Hof zu Hof, von Galerie zu Galerie, von Porticus zu Porticus, und überall fällt das Auge auf Basreliefs und Malereien. Selbst das Halbdunkel in manchen, man kann sagen, Steingängen erhöhet die Wirkung; es ist dort, als ob die Schaaren von Ungeheuern sich von den Säulen abgelöst hätten, und man begreift den Schauder, mit welchem dieser Anblick die abergläubischen Frommen erfüllt. Das Ganze ist großartig, staunenswerth; auf die specielle Betrachtung und Prüfung des Einzelnen darf man sich allerdings nicht einlassen. Es ist, als ob man in einem phantastischen Traume befangen wäre. Diese Pagoden im Dekhan sind ja überhaupt Schöpfungen der Phantasie; die indischen Baumeister kümmern sich nicht um ein planmäßiges Studium des Schönen und um die Proportionen; von unserer Aesthetik der Baukunst haben sie keinen Begriff. Man darf auch bei den Statuen kein Ideal der Form suchen, und eben so wenig Einfachheit und Wahrheit im Ausdruck. Viele Gestalten sind frostig und ohne Ausdruck, andere fratzenhaft, grausam, ungeheuerlich, und die Glieder sind verrenkt; der Künstler dachte nicht an das Schöne; er arbeitete, als ob er in einem Delirium befangen sei; aber Architekten und Bildhauer lieferten doch etwas, das in seiner Art grandios erscheint. Der Inder bevölkert die Welt mit phantastischen Wesen, er gefällt sich in Auffassungen, die uns geradezu widersinnig erscheinen; ja, die meisten aus dem Stein gehauenen Gestalten sind von den Brahminen obendrein mit schreienden Farben bepinselt worden, welche im Halbdunkel einen widerlichen und nicht selten schreckhaften Anblick gewähren. Uebrigens erstaunt man auch über die Ausdauer, welche erforderlich war, eine solche Masse von Einzelnheiten zu bewältigen."

Der Palast, welchen König Trimala Naiken erbaut oder erweitert hat, gehört zu den merkwürdigsten in Indien, verfällt aber mehr und mehr. Doch ist der Thronsaal noch erhalten und der englische Oberrichter hält in demselben seine Sitzungen. In dem Fort von Madura veranstalteten ehemals die Könige Kämpfe zwischen wilden Thieren, namentlich der Tiger mit Büffeln oder von Elephanten gegen Elephanten. Der indische Tiger ist ein gewaltiges und gewandtes Thier, aber im Kampfe gegen den Büffel unterliegt er fast immer. Dieser ist auch das gefährlichste Thier für den Jäger, weil er weder Furcht noch Vorsicht kennt und blind zurennt.



Pagode in Madura.

Das südliche Dekhan ist eine gesegnete Gegend für die Brahminen, welche ursprünglich arische, aus Norden her eingewanderte Leute waren, die Landesbevölkerung dagegen, die bodenständigen Bewohner gehören dem dravidischen, nichtarischem Schlag an, und haben dunkele Hautfarbe. Als die arischen Ansiedler sich im Tamulenlande niederließen, trafen sie dort eine mehr oder minder rohe Urbevölkerung, die an Farbe, Gesichtsbildung, Sprache und Lebensweise von ihnen selber grundverschieden war. Sie kamen nicht mit dem Schwerte, sondern mit den heiligen Büchern, den Vedas, in der Hand; sie waren recht eigentlich Brahminencolonien, und schon der griechische Geograph Ptolemäus wußte, daß im südlichen Indien „brachmanische Magier" vorhanden waren. Daß auch Arier der beiden anderen Kasten (Kschatriyas und Vaisyas) ins Land kamen, steht gleichfalls fest; aber diese sind längst nicht mehr von ungemischtem Blute. Auf dieses erheben jedoch die Brahminen Anspruch, obwohl offenbar einzelne Abtheilungen derselben gar nicht rein arischen Ursprunges sind. Graul bemerkt („Reise nach Ostindien" IV, S. 151), daß er viele gesehen habe, „welche an Schwärze dem schwärzesten Pariah kaum etwas nachgaben," während andere eine auffallend helle Hautfarbe zeigen. Es war ihm interessant, im Tempelheiligthum zu Ramesseram die beinahe europäisch weißen Gesichter mit den kohlschwarzen der übrigen Brahminen zu vergleichen.

Die Brahminen zerfallen in zwei große Abtheilungen: die Saivas und Vaischnavas, Siwa- und Wischnuverehrer; die letzteren zählen 108 Haupttempel, die ersteren 1008; und sie zerfallen wieder in mehrere Abtheilungen. Die eine behauptet, Gott mache alle Menschen ohne Ausnahme selig, eine andere, er mache nur die selig, welche es werden wollen. Ihren berühmtesten Tempel haben sie in Sriranga bei Tritschinapoli; wir haben denselben in einem frühern Aufsatze geschildert. Dorthin strömen Weiber und Männer, um sich das heilige Wischnuzeichen auf Brust und Arm einätzen zu lassen, und das gewährt den Brahminen,

die nichts umsonst thun, einen erklecklichen Gewinn. Die Vaischnava-Brahminen machen sich mit weißer Erde einen Fleck auf die Stirn, die Saiva-Brahminen dagegen mit der heiligen Asche. Zwischen beiden findet keine Tischgemeinschaft statt, auch kommen Zwischenheirathen nicht vor. Ueberhaupt ist in Indien so Vieles zerklüftet und einander innerhalb einer und derselben Kaste entfremdet.

Im Tamulenlande giebt es auch Madhavatscharya-Brahminen, deren Stifter ein eifriger Anbeter des Wischnu war. Sie besiegeln sich schwarz auf Stirn, Arm und Brust und verehren vorzugsweise den Affengott Hanuman. Aber sie tragen auch kein Bedenken, dem dreiäugigen Siwa die dreiäugige Kokosnuß zu opfern, obgleich sie im Uebrigen alle Siwaverehrer für Ketzer halten.

Der berühmte Tempel in Sittambalam, wo „der mondlockige Gott" Siwa einst zum Entzücken der übrigen Götter Tänze aufgeführt hat, wurde in früheren Zeiten von etwa 3000 Brahminen bedient, und jetzt ernährt derselbe immer noch nahezu 300 fromme Müßiggänger, welche von den Pilgern sich Reis in den Mund stopfen lassen und Geld aus Pfründen beziehen. Aber es ist bei weitem nicht allen Brahminen beschieden, solch ein unthätiges Leben zu führen; sie müssen sich Nahrungsquellen aufsuchen. Der eine singt den Preis seines Gottes an heiligem oder nicht heiligem Orte; der andere sammelt sich, als Guru, eine Art Gemeinde, für die er, namentlich an Freuden- und Trauerfesten, die üblichen Gebräuche gegen Gebühren verrichtet. Ein anderer trägt auf dem Markte und in den öffentlichen Ruhehäusern die beliebtesten Volksgeschichten vor; wieder ein anderer recitirt classische Gedichte oder lehrt Grammatik, Logik, Philosophie; ist er auch Alangkari, d. h. Rhetoriker, dann genießt er die große Ehre, daß ihm in Gesellschaften der gastliche Betel zum Kauen auf einer besondern Schüssel dargereicht wird. Manchem Brahminen behagt es auch, als Bettler umherzuziehen; viele sind Ackerbauer und einige treiben Handel. Am glücklichsten fühlen sich die, welchen es gelingt, bei den englischen Behörden als Beamte im Bureaudienst angestellt zu werden.

Die Tempelbrahminen sind unwissender als alle anderen und stehen in keiner Achtung. Von den vielen schönen



Inder aus dem südlichen Dekhan.

Weisheitssprüchen, welche Fr. Rückert einem Brahminen in den Mund legt, haben diese Müßiggänger keine Ahnung. Im Allgemeinen jedoch findet man im Brahminenstande, trotzdem derselbe so stark entartet ist, zum Theil noch immer „den Kern des Volksgeistes", und die europäischen Beamten nehmen für den höhern Bureaudienst am liebsten Brahminen. Die Missionäre haben unter denselben bis auf den heutigen Tag so gut wie gar keinen Erfolg gehabt.

Der Brahmine im Tamulenlande verlebt den Tag in nachfolgender Weise. Gegen Sonnenaufgang begiebt er sich ans Wasser, um dem Sonnengotte zu helfen, welchem die bösen Dämonen (— eine Personificirung der Wolken —) gleich zu Anbeginn seines Tagewerkes in die Zügel fallen. Denn das Wasser, welches der Brahmine beim Baden, indem er das Gesicht der Sonne zukehrt, in die Hand faßt und über sich spritzt, sammelt sich gleichsam zu einem mächtigen Streitheere, vor welchem die bösen Dämonen, die der Welt das Licht nicht gönnen, die Flucht ergreifen. Dieser Kampf wiederholt sich um Mittag, wenn der Sonnenwagen seinen Scheitelpunkt erreicht, und eben so am Abend, wenn die sieben Sonnenpferde zur Rüste gehen. Dann helfen die Erdengötter, daß der Kampf am Himmel zum Besten der Erde ausgefochten werde.

Das Haupt auch des ärmsten und unwissendsten Brahminen ist in den Augen des Volkes von einem unaustilgbaren Heiligenschein umgeben. Zu einem vollständigen Brahminen gehören aber dreierlei Dinge: er muß die Vedas, die heiligen Bücher, lesen; er muß die Haarlocke tragen und nicht minder die aus einundzwanzig Fäden bereitete heilige Schnur, das Abzeichen des „zweimal Geborenen". Mit der letztern vermählt man sich im fünften oder siebenten Lebensjahre. Dann wird das heilige Feuer geschürt und vor demselben die heilige Schnur aufgehängt; die eingeladenen Brahminen murmeln ihre Formeln her und berühren segnend die heilige Schnur; das letztere geschieht auch von Seiten verheiratheter Frauen aus der Verwandtschaft. Zuletzt wird sie dem jungen Brahminen angelegt und mit ihr zugleich das heilige Safrangewand. Nun darf der junge Brahmine an das Lesen der „vier Geheimnisse", d. h. der Vedas, gehen. Es ist hergebracht, denselben so früh als möglich zu verehelichen; so lange er unverheirathet ist, darf er sein Essen nicht im eigenen Hause, sondern bei Verwandten genießen; er breitet

es auf einem Bananenblatte aus. Wenn seines Vaters Bruder eine Tochter hat, dann bleibt ihm keine andere Wahl, als sich mit ihr zu verehelichen; ist eine solche nicht vorhanden, giebt man ihm, wenn irgend möglich, ein Mädchen aus der Verwandtschaft. Die Hochzeit ist immer ein hohes Fest mit vielerlei umständlichen Gebräuchen. Zeugen bei derselben sind die beiderseitigen Väter, die heiligen Vedas, die heilige Schnur, der Feuergott, der höchste Gott, die „Wolkenstimme", die Erdengöttin und außerdem noch die versammelten Erdengötter. In dieser Zeugen Gegenwart reichen die beiderseitigen Väter Reis, Betelblätter, Arekanüsse und Geld einander dar und gießen sich aus einer kupfernen Kanne Wasser in die Hand; zuletzt wird der mit Safran gefärbte Reis gesegnet. Von diesem nimmt jeder Anwesende etwas in beide Hände, faltet die Rechte über die Linke und legt es dem Bräutigam zuerst auf den Schooß, sodann auf die Schulter und endlich auf das Haupt.

Eigenthümlich sind auch die Leichenfeierlichkeiten. Wenn der Vater im Sterben liegt, zündet ein Brahmine gegen das übliche Geschenk an Geld oder Geldeswerth unter Gebet das heilige Feuer an. Verwandte schaffen den Todten fort, vor welchem der Sohn geht; er trägt einen Topf mit Feuer bis zu der Stelle, wo ein dazu bestellter Pariah einen Scheiterhaufen errichtet hat, der aber nicht aus Holz besteht, sondern aus 2000 Stücken getrockneten Düngers von der Kuh, die ja ein heiliges Thier ist. Nachdem man denselben dreimal umschritten hat, wird die Leiche darauf gelegt und dann der Sohn vom Kopfe bis zum Fuße geschoren. Nachdem er ein Bad genommen, zündet er Rudva, dem Gotte des Leichenackers, ein Opferfeuer an, in welches er unter Gebet Oel und Wasser spritzt. Er nimmt ein mit Wasser gefülltes Gefäß auf die Schulter und umkreist die Leiche erst von der Rechten zur Linken und dann umgekehrt; bei jeder Runde stößt er mit einem Feuerbrande aus seinem Topfe ein Loch in das Gefäß, welches er auf der Schulter hat. Zuletzt legt er den Feuerbrand dem Leichnam zu Häupten. Ein dazu bestellter Mann wendet den brennenden Leichnam von Zeit zu Zeit um, und darf nicht eher von der Stelle weichen, als bis dieser völlig zu Asche geworden ist. Am nächsten Tage sammelt derselbe Mann die Gebeine in ein Gefäß, benetzt sie mit Milch und versenkt sie in fließendes Wasser. Im Fall der Verstorbene ein begüterter Mann war, dann behält vielleicht der Sohn einige Knochen zurück und schickt sie durch einen Brahminen an einen heiligen Ort, z. B. nach Benares oder, was bei den Tamulen zumeist der Fall ist, nach Ramesseram. Dann kann es nicht fehlen, daß der Verstorbene die enge Pforte zum himmlischen Paradiese finde.

Allerdings sind die Brahminen als Stand vorzugsweise mit heiligen Bräuchen auf allen Seiten gleichsam umschanzt, aber viele halten nicht etwa fest an denselben. So hebt Graul hervor, daß in Kombakonum, das ein „rechtes Brahminennest" sei, unter etwa 10,000 derselben vielleicht kaum 6000 gefunden würden, welche den Feuertrank nicht aus Erfahrung zu schätzen wüßten. Auch giebt es unter ihnen viele Freigeister.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree**.

II.

Verwaltungsmaßregeln und was damit zusammenhängt.

Durch die vorhergehenden Auseinandersetzungen haben wir gezeigt, wie im Elsaß auf keltisch-römischer Grundlage sich deutsches Volksthum entwickelte. Das Elsaß war und blieb deutsch, es nahm Theil an allen Schicksalen des Reiches und stellte sich in Förderung deutscher Kunst und Wissenschaft ebenbürtig allen anderen Gauen des großen Vaterlandes an die Seite. Germanisch war der Pulsschlag seines ganzen Lebens. Es ist nicht unsere Absicht, hier zu erzählen, wie das Land durch den unseligen westphälischen Frieden französisch wurde, wie auch die zehn freien Reichsstädte von Frankreich durch List oder Gewalt genommen, wie zahlreiche Herrschaften und Stifter durch die Reunionskammern dem französischen Reiche zugesprochen wurden und wie endlich die Republik im Januar 1798 auch die seit dem sechszehnten Jahrhundert mit der Eidgenossenschaft verbundene ehemals deutsche Stadt Mühlhausen sich einverleibte. Aber die Maßregeln der Verwälschung und den Grad, welchen die letztere seit zwei Jahrhunderten erreichte, wollen wir hier kennzeichnen und diesem gegenüber feststellen, was und wie viel im Elsaß noch heute deutsch ist.

Es ist bekannt, wie Frankreich bei der Besitzergreifung des Landes schöne Versprechungen in Hülle und Fülle machte, wie es namentlich Straßburg seine alten Gerechtsame zu gewährleisten versprach. Nicht minder aber ist auch bekannt, wie die Franzosen in politischen Dingen schlechte Worthalter sind und allzeit der Treubruch bei ihnen eine große Rolle spielte. Mit allem Hergebrachten im Elsaß tabula rasa zu machen, war auch alsbald ihr eifrigstes Bestreben. Um die Verschmelzung der Provinz mit Frankreich schneller zu befördern, wurde schon im Januar 1685 (siehe Ordonnances d'Alsace Theil I, S. 1846) der Befehl ertheilt, daß alle Richter, Magistrate, Notarier und Gerichtsschreiber ihre sämmtlichen Acten in französischer Sprache abfassen sollten, bei Strafe, sie als nichtig erklärt zu sehen; außerdem waren im Widersetzungsfalle 500 Livres Buße zu entrichten! Auch befahl der Intendant La Grange einige Monate später den sämmtlichen Einwohnern der Provinz, sich nach französischer Art zu kleiden*).

*) Das vom 23. Juni 1685 datirte französische Decret schließt mit der folgenden scharfen Drohung: „Wir ertheilen auch hiermit Unseren Policey-Richtern die Macht und Gewalt, mit Confiscation der Kleydung, und Straff zwanzig frantzösischer Pfund, so offt darwider gehandelt würd, wider die halßstarrige zu verfahren. Wornach sich männiglich zu richten und vor Schaden zu hüten wissen würd." Coste, Réunion (sic!!) de l'Alsace à la France. Strasbourg 1841. p. 162.

Allein der mit der Vollziehung dieser unerhörten Gewaltmaßregel beauftragte obere Gerichtshof sah bald die Unmöglichkeit ein, dieser Maßregel allgemeine Geltung zu verschaffen. Der Befehl mußte scheitern, und noch ein Jahrhundert später sehen wir die deutsche Kleidung im Elsaß aufrecht erhalten. Zur genauen Befolgung und Controlirung der Französirungsmaßregeln ernannte die Regierung einen besondern Prätor. Diesen schmachvollen Posten übernahm zuerst der gelehrte Ulrich Obrecht, ein Mann, der bei der Uebergabe Straßburgs im Jahre 1681 bereits eine mehr als zweifelhafte Rolle gespielt hatte. Er hatte den Magistrat, in welchem ihm eine berathende Stimme eingeräumt wurde, zu überwachen, und zu verhindern, daß nichts dort vorgenommen wurde, was der französischen Machtvollkommenheit entgegen wäre. Dieselbe Einrichtung wurde in den übrigen Städten des Landes getroffen.

Der ewig fallende Tropfen höhlt selbst den härtesten Stein aus. Was anfangs widerwillig erduldet wurde, ließ man dann hingehen; es schlich sich ein, setzte sich fest, und schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man bemerken, wie französische Art und Weise im Elsaß bereits Boden gewonnen hatte. Wenigstens in den Städten, denn das platte Land blieb noch unberührt. „Einem großen Reiche einverleibt, war das Elsaß unter dessen mächtigen Schutz gestellt, und der Landmann hatte nicht mehr wie in früheren Zeiten, wo ihn Noth und Verwüstung so oft trafen, für sein mit Mühe erworbenes Eigenthum zu zittern. In seinem häuslichen und materiellen Dasein ließ ihn die neue Regierung gewähren und auch in der von den Ahnen her ererbten Form des gemeinen Wesens in den verschiedenen Oertlichkeiten war das Wesentlichste beibehalten. Bei seinem ruhigen, gesetzten Sinne, seiner einfachen Lebensweise, seiner willigen Thätigkeit blieb der Elsässer seinem neuen Oberhaupte ergeben und treu.“ (Engelhardt im fünften Bande von Strobel's „Vaterländischer Geschichte des Elsasses.“ S. 192.) Als daher Ludwig XV. im Jahre 1744 in Straßburg seinen Einzug hielt, war der Freudenbezeugungen kein Ende, Hoch und Niedrig beeilte sich, ihm seine Ergebenheit darzuthun. Es erschienen Festschriften in deutscher, lateinischer und französischer Sprache, und die gedruckt erhaltenen Predigten der gottesgelahrten Herren Pastoren Michael Lorentz und Jakob Reuchlin, die an jenem Tage gehalten wurden, fließen über vor Salm. Man erstarb damals schon vor Sr. Majestät, und J. Fr. Lichtenberger giebt uns in seiner „ausführlichen und richtigen Erzählung aller feierlichen Zurüstungen, welche vor und bei der Ankunft, auch hohen Anwesenheit seiner königlich französischen Majestät angestellt worden“ (Straßburg 1744, 4.) eine genaue Schilderung von dem Freudenrausch, in den die ehemals freien Reichsstädter geriethen, als sie von der huldvollen Sonne der liederlichen Majestät beschienen wurden.

Hundert weniger vier Jahre waren damals seit der Einverleibung des Elsasses, nur dreiundsechszig seit dem Raube Straßburgs vergangen und schon hielt der politische Kitt fest und sicher. Nicht so war es in volksthümlicher Beziehung. Die Jahre vor der großen Revolution zeigen uns noch ein starkes Vorwiegen des Deutschthums im Elsaß, selbst in den Städten. Noch immer trat die angestammte deutsche Nationalität in Straßburg hervor und prägte sich fortwährend aus im Festhalten der Sitte, Kleidungsweise, des altüblichen Hausgeräthes, der Sprache. Wir berufen uns zunächst auf den gelehrten Kenner des Elsasses, Ludwig Spach (La ville et l'université de Strasbourg en 1770, in den Mémoires du congrès scientifique de France. Strasbourg 1842. I, S. 68). Er schreibt: „Wenn ein Fremder um diese Zeit nach Straßburg kam, so hätte er eben so gut glauben können, er befinde sich in Frankfurt oder Mainz, wenn ihn nicht die Uniformen der Garnison daran erinnert hätten, daß er auf französischem Grund und Boden weile.“

Zu jener Zeit, die uns Spach schildert, lebte auch unser Goethe in Straßburg. Er hat das Unterelsaß bereist, Zabern, Pfalzburg, Buchsweiler, Lützelstein besucht, aber nicht mit einem Worte geht er im 9. und 10. Buche von „Wahrheit und Dichtung“ darauf ein, daß hier ein französischer Raub vorliege, daß das Elsaß wieder mit Deutschland vereinigt werden müsse. Die politische Verschmelzung erschien ihm ganz selbstverständlich; nicht so die nationale. Er beschreibt die Straßburger als eifrige Spaziergänger. „Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an anderen Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelclasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende, vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen französisch, und diese Partei machte jedes Jahr einige Proselyten.“ So wenig hatte also die Kleiderordnung vom Jahre 1685 genutzt, daß noch 1770 die deutsche Tracht stark vertreten war. Auch an den Töchtern des Pfarrers von Sesenheim hebt Goethe lobend hervor, daß sie sich deutsch trugen. Als ihm mit Friederike Brion in jenem Dörfchen der Rheinebene „ein allerliebster Stern“ aufgegangen war, bemerkte er sofort, daß das Mädchen sich deutsch trug, „und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut.“

Nun aber brach das Uebergewicht des französischen Elementes immer mehr herein. Die stets zahlreicher anlangenden französischen Beamten, die an den Elsässer Fleischtöpfen sich niedersetzten, brachten französische Sprache, Gewohnheiten, Kleidung mit, welche zuerst von den oberen Ständen nachgeäfft wurden und allmälig auch auf die mittlere Bürgerclasse übergingen, die, wie überall, länger und zäher am Hergebrachten hängt. Auch das Recht war allmälig ein anderes geworden. Die Bewohner des Elsasses hatten von den Beschlüssen des Kammergerichtes an das Obergericht des Elsasses zu appelliren, und durch dieses Conseil souverain d'Alsace wurde zunächst das altstraßburgische, auf deutschem Rechte fußende Gerichtsverfahren dem französischen unterworfen, das zuletzt endgültig blieb.

Der Freiheits- und Gleichheitsschwindel der ersten Revolution gab dem Elsaß den Rest, aber auch damals noch und namentlich vor der Zeit der Schreckensregierung, die sich in Straßburg besonders lebhaft kundgab, hielt man noch eine kurze Zeit am Hergebrachten fest, als alle französischen Städte und Provinzen ihre Privilegien bereits „auf dem Altare des Vaterlandes niederlegten“. Am 4. August 1789 erklärten v. Türkheim und Schwendt, die beiden Abgeordneten der Stadt Straßburg, in der Nationalversammlung: „Die Stadt Straßburg, die ehemals souveräne Republik, hat sich vor hundert Jahren frei (!!) an Frankreich übergeben. Zum Pfande dieser freiwilligen Unterwerfung hat sie von Ludwig XIV. eine Capitulation erhalten. Diese einzige Urkunde bestätigt ihre Privilegien und ihre besondere Verfassung. Unsere Committenten haben uns ein geschärftes Mandat übergeben, um deren Beibehaltung zu begehren. Die Stadt Straßburg sucht ihre Rechte nicht um deswillen geltend zu machen, um sich der geringsten der gemeinsamen Staatslasten

zu entziehen: sie trägt mehr dazu bei als ihre Kräfte und das Verhältniß mit anderen Provinzen von ihr fordern können; aber sie wünscht ihre eigene und von der Verfassung der Provinz abgesonderte Constitution beizubehalten. Ungeachtet dessen werden wir sogleich an unsere Committenten schreiben, um ihnen den patriotischen Eifer, der alle Provinzen beseelt, und ihren einmüthigen Entschluß, sich dem gemeinsamen Gesetz zu unterwerfen, wodurch Frankreich ganz umgeschaffen wird, zu schildern. Wir zweifeln nicht, die Stadt werde sich bestreben, dem gemeinschaftlichen Vaterlande, von dem sie seit hundert Jahren ihr Glück erhält, alle Aufopferungen zu machen, die in ihrer Macht sind, und werde mit allem Zutrauen ihr theuerstes Interesse ihm überlassen."

Und so geschah es auch! Straßburg, die übrigen Städte des Elsasses verzichteten; die „Egalisirung" wurde vollzogen, und nun konnte unter dem gewaltigen Einflusse der Revolution wacker an der Verwälschung gearbeitet werden. Nichts stand dem mehr im Wege. Die Elsässer traten den gemeinsamen Beschlüssen bei. Einer ihrer Abgeordneten rief aus: „In diesem Augenblicke auf die Vorrechte seiner Provinz Verzicht leisten, hat wenig Werth, denn es heißt sich mit den Franzosen inniger verschmelzen; dieser Name ist nun der schönste, den man tragen kann." Die Egalisirung ward zur Thatsache. „Die Bekanntmachung der Beschlüsse," schreibt Engelhardt (a. a. O. V, 350), „machte im Elsaß einen großen Eindruck auf die Gemüther der verschiedenen Stände. Die Landleute und die große Mehrheit der Bürger nahmen sie mit lautem Jubel auf, denn sie bestätigten die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und erfüllten so des Volkes theuerste Wünsche. Dies war jedoch nicht die Ansicht Vieler unter den höheren Ständen und mancher Bürger (namentlich in Straßburg), welche jene Decrete als die Verletzung längst erworbener Eigenthumsrechte betrachteten."

Seit der Revolution verliert die Geschichte des Elsasses immer mehr an Specialität und zerrinnt im Strome der französischen Geschichte. Im gleichen Maße schwindet aber auch von Jahr zu Jahr in den oberen Schichten der Gesellschaft das Eigenthümliche des Nationalcharakters der gebildeten Elsässer; ein Geschlecht von Bankerten wächst heran. Die Verwälschung der Sitten, Gebräuche und der Sprache, die während der Revolutionsepoche noch merklicher geworden, machte seit der Directorialregierung und besonders unter dem Consulate und Kaiserthum, rasche Fortschritte auch im Mittelstande, namentlich in der Jugend und selbst verhältnißmäßig unter den Landleuten, welche den alten Sitten doch am treuesten anhingen. Als die wesentlichsten Ursachen dieser Umwandlung müssen aufgeführt werden: die Ansiedlung französischer Beamten in den höheren wie niederen Verwaltungszweigen. Sie redeten auf ihren Posten natürlich nur die Sprache der „grande nation" und zwangen Jeden, der mit ihnen verkehrte, von ihnen etwas haben wollte, französisch zu reden. Die Handelsverbindungen mit Frankreich, die während der Revolution erweitert und erleichtert waren, trugen auch das Ihrige bei. In allen höheren Schulen und an der heruntergekommenen Straßburger Universität wurden französische Lehrer angestellt; überhaupt regelte man das Schulwesen nach französischem Schnitte. Der Unterricht lag allerdings im Argen, wenn auch nicht so sehr wie in Frankreich selbst. Um ihn zu fördern, war vom Nationalconvent eine Normalschule in Paris errichtet worden. Die dort ausgebildeten Elsässer Zöglinge, die sich französirten, wurden dann zu Vorstehern von Districtsschulen im Elsaß ernannt. Die Privaterziehungsanstalten, zu deren Errichtung man die Erlaubniß ertheilte, durften nur in französischer Sprache unterrichten. Im Gerichtsverfahren war ohnehin die französische Sprache die allein giltige; der Landmann, der nicht wälsch sprach, war ganz in die Hände des französischen Advocaten gegeben. Er selbst konnte vor Gericht nichts anbringen. In den Schauspielhäusern fanden nur französische Vorstellungen statt; zahlreiche Wechselheirathen zwischen Elsässern und Franzosen hatten stets den Erfolg, daß die aus dieser Ehe hervorgehenden Kinder sich ganz der herrschenden Nationalität zuwandten und damit verwälschten.

Große Einwirkung auf die Sitten- und Sprachänderung im Elsaß hatte namentlich das Militärwesen. Viele Elsässer Jünglinge wurden in die Militärschule zu Paris aufgenommen, und die Conscribirten der zwei „Rheindepartements", in welche man das Elsaß zerschlug, wurden nicht in besondere Regimenter eingereiht, sondern in die verschiedensten Regimenter aller Waffengattungen vertheilt. Dadurch kamen sie fast nur mit Franzosen in Berührung, erlernten alle deren Sprache. Nur wenn sie diese genau inne hatten, konnten sie Beförderung erhalten.

Es ist unter den jetzigen Verhältnissen von hohem Werthe, sich alle diese Maßregeln zu vergegenwärtigen, um sie wo möglich in verstärkter Weise, aber umgekehrt, zum Nutzen des Deutschthums wieder anzuwenden. Wir begehen damit kein Unrecht wie die Franzosen vor hundert Jahren, sondern führen nur die naturgemäßen Verhältnisse wieder herbei.

Durch die beliebte zwangsweise Ummodelung des Volksthums wurde aber nichts Ganzes, Organisches geschaffen, sondern ein Geschlecht von Bastarden erzeugt, das, nicht Fisch noch Fleisch, oft im merkwürdigsten Zwiespalt umhertaumelte. Bei den Einen zeigte sich das widerwärtige Auftreten des Renegaten, bei den Anderen, die einen guten Kern bewahrt hatten, ein oft unwillkürliches, selten bewußteres Hinneigen zum Alten, das sich in der Form des Elsässer Localpatriotismus kundgab. Ein Beispiel eines solchen Elsassers war der Dichter August Lamey, gestorben am 27. Januar 1861 im 89. Jahre zu Straßburg. Er war ein begeisterter Jünger der französischen Revolution, der er, kaum 18 Jahre alt, die „Gedichte eines Franken am Rheinstrome" sang, welchen „Decadenlieder" folgten, die man im Straßburger „Tempel der Vernunft", alias Münster, sang. Als er 1860 eine Sammelausgabe seiner Gedichte besorgte, schrieb der alte Jacobiner in der Vorrede: „Man halte es einem Veteran des alten Musenbergs zu gut, wenn er im Jahrhundert der Wissenschaft die Schwächung oder Ausartung des poetischen Elementes zu besorgen geneigt ist. Der fromme Wunsch bleibt, es mögen diesem eine glorreiche Zukunft neue Meister und rühmliche Nacheiferer wecken, und unser in Frankreich verbürgertes Elsaß möge denn auch, der Wiegensprache fort getreu, zu den Stimmen des jugendlichen Dichterwaldes die seinige noch würdig hören lassen."

Unter Ludwig Philipp, noch mehr unter Napoleon dem Dritten, ist in verstärkter Weise dann an der Verwälschung fortgearbeitet worden, und die Gefahr lag nahe, daß auch das Landvolk in drei oder vier Generationen seine altehrwürdige Sprache verloren haben würde.

Trotz der Vortheile, die es dem Elsässer gewährte, wenn er sich dem herrschenden Volke anschloß, trotz der Gewaltmaßregeln, welche die Regierung anwandte, lief unter dem gleißenden wälschen Strome ein stiller, aber wohlthätiger Gegenstrom hin. Die enge Verschwisterung mit dem großen Frankreich konnte es doch nicht fertig bringen, daß die Liebe zum heimischen Boden, die Anhänglichkeit an elsässische Lo-

caleinrichtungen gänzlich verloschen sei. So wurden die elsässischen Sitten in ihrer Offenherzigkeit, selbst Derbheit, und die eigenthümliche Mundart des Landes im engen Kreise des Familienlebens unter den Handwerkern der Städte, namentlich unter den Gärtnern, Metzgern und Schiffern Straßburgs, fast überall aber bei den Bauern beibehalten. Der Elsässer kam schnell und leicht unter der französischen Decke wieder zum Vorschein. Vor einem Jahrzehnt etwa commandirte in Straßburg ein geborener Elsässer, General Neubel. Oft hatte er mit den Maires kleiner Orte geschäftlich zu verkehren, die sich ihm gegenüber in schlechtem Französisch abmühten. Neubel hörte die Vorträge ruhig an; war das sprachliche Kunststück zu Ende, dann vernahmen die Maires zu ihrem Erstaunen Folgendes aus dem Munde des alten Haudegen. „So, wenn Ihr jedsd ferti sin, derno wolle mer schwätze, wie üs der Schnawel gewachse isch. Jedsd san (sagt) mer emol uf gut Elsässer-Ditsch, was Ihr eijetlich wollet.“ Und nun begannen die Maires den Vortrag von Neuem; aber diesmal im „Elsässer-Ditsch“.

Unser trefflicher Statistiker Richard Böckh in Berlin hat gezeigt, wohin die Verwälschung im Elsaß führte, nämlich, daß zwei Drittel der Schüler im Elsaß die Volksschulen verlassen, ohne in ihrer Muttersprache gebildet zu sein, ohne dabei aber auch das Französische zu kennen. „Die Entbildung der deutschen Bevölkerung,“ schreibt er (Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Berlin 1868. S. 162.), „ihre Herunterbringung auf den Durchschnittsstand der Bildung der französischen Nation, das ist es, worauf die herrschende französische Richtung bewußt oder unbewußt beharrlich hinarbeitet.“ — Mit Recht hebt ein angesehener Geistlicher des Elsasses hervor, wie unter den Ursachen wachsender Entsittlichung die Vernachlässigung der Muttersprache obenan stehe, und kommt zu dem logischen Schlußworte, daß der Krieg gegen die deutsche Sprache ein Angriff gegen die Religion, die Moral, die Civilisation des Elsasses sei. Mit Recht zeigt er, daß man von dem bisherigen Wege abgehen und die Bevölkerung in ihrer Muttersprache unterrichten müsse. — Und die ausgedehnte Zustimmung, welche diese Anschauungen fanden, bekundet wiederum deutlich die Richtigkeit der Worte, mit welchen hier die Stellung der Bevölkerung des Elsasses zu dieser wichtigen Frage bezeichnet worden ist: „Das System der allmäligen Unterdrückung der deutschen Sprache zum Vortheil der französischen ist weit davon entfernt, die allgemeine Sympathie zu heben, es ist im Gegentheil der Gegenstand lebhaften Widerwillens, und man setzt ihm in den Familien eine Art Willenskraft der Trägheit entgegen.“

So spricht ein Elsässer Geistlicher. Wir werden noch Gelegenheit haben, die Stellung der Geistlichkeit und der lutherischen Kirche im Elsaß zu erörtern, die sich beide als ein Hort des Deutschthums bewährten.

Die Buschmänner.

Ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde.

Von **Theophilus Hahn.**

VI.

Treibjagden der Holländer. — Ausrottungssystem der Europäer; Vorwurf Philip's gegen die Philanthropie Englands. — Officielle Mordberichte der Boercommandos an die Regierung. — Bekehrungsversuche der Missionäre. — Scheitern aller Missionsversuche in Folge der Unempfänglichkeit der Buschmänner, der Intriguen der Boers und der Kurzsichtigkeit und Unfähigkeit der Missionäre. — Wunderbare und erbauliche Missionsberichte. — Schlußwort.

Im Jahre 1652 faßten die Holländer unter van Riebeeke festen Fuß am Cap. Wie überall, so waren auch hier die Colonisten so lange friedlich, bis sie warm geworden waren. Dann aber fingen die Abschlachtungen an. Was man immer zur Vertheidigung der Holländer sagen wird, gegenüber den actenmäßig überlieferten Greuelscenen, wie sie in den Cape Records von Moodie, oder in Sutherlands Memoir und endlich in Philip's Researches mitgetheilt werden, wird man schweigen müssen. Nur eine einzige Geschichte dieser Art will ich hier geben, und der Leser hat dann die ganze Jammergeschichte, wie sie jetzt noch in den holländischen Bauernrepubliken fortgespielt wird.

„Im November 1829,“ erzählt Thomas Pringle in seinen „South African Sketches“, „rückte ein Commando gegen eine Horde Buschmänner am Sakrivier aus, welche sich Räubereien schuldig gemacht haben sollten. Die Abtheilung fand jedoch die Horde nicht, der sie nachspürte; auf dem Rückwege aber traf sie eine andere Horde, die zu jener Zeit mit den Colonisten in Frieden lebte. Diesen Kraal fand sie für einen Ueberfall geschickt und erschoß sieben der nichts ahnenden, keinen Widerstand leistenden Leute mit kaltem Blute. Als das Commando aus diesem ritterlichen Kampfe zurückkehrte, sah es ein Buschweib in seinen Karóß gehüllt, dem Anscheine nach schlafend, am Wege liegen. Der Befehlshaber legte, ohne ein Wort zu sagen, oder eine Frage zu thun, seine Flinte an und schoß! Der Karóß erhob sich, und ein altes Mütterchen wälzte sich im Todeskampfe auf ihm herum. Die Mannschaft ritt weiter, ohne die Sache nur einer vorübergehenden Bemerkung werth zu achten!“ Und das geschah, nachdem die englische Regierung schon längst in jenem Lande regierte! — Pringle fährt dann fort: „Nun, der Thatbestand dieses schauderhaften Mordes ist eidlich von mehreren dabei gegenwärtigen Personen dargethan worden, und die amtlichen Documente befanden sich damals in den Händen des Generalfiscals Oliphant in der Capstadt. Aber nicht die geringste Strafe ist den Personen zu Theil geworden, die bei diesen Vorfällen betheiligt waren.“ — Eine andere höchst illustrative Geschichte ist folgende aus dem Munde eines Boers: „Ich schaudere oft,“ erzählt ein ehrenhafter Veldcornet, „wenn ich an eine der ersten Scenen dieser Art denke, der ich in meiner Jugend beiwohnen mußte, als ich meinen Burgher-Dienst (Bürgerwehr) anfing. Ich befand mich in einem Commando unter Karel Klotz. Wir hatten einen großen Kraal Busch-

männer überfallen und niedergemetzelt. Als das Feuer aufhörte, fanden wir noch fünf Weiber am Leben. Nach einer langen Berathung wurde beschlossen, ihr Leben zu schonen, weil ein Boer eine Sklavin für dieses und eine andere für jenes Geschäft brauchte. Die unglücklichen Geschöpfe erhielten Befehl, vor dem Commando voranszutraben; aber bald fand man, daß sie unsern Marsch hinderten, da sie nicht schnell genug gehen konnten. Man gab den Befehl, sie niederzuschießen. Die Scene, die dann sich darbot, verfolgt mich noch jetzt häufig. Die hülflosen Opfer sprangen auf uns los, als sie unsere Absicht merkten, und klammerten sich so fest an einige von der Partei, daß es eine Zeit lang unmöglich blieb, sie zu erschießen, ohne auch das Leben derer zu gefährden, die sie hielten. Vier waren endlich abgethan, aber die fünfte konnte auf keine Weise von dem einen unserer Kameraden weggerissen werden, den sie in der Todesangst umklammerte. So gab man denn endlich seinen Bitten nach, das Weib nach Hause zu nehmen." — Zum Schluß bemerkte der ehrliche Boer: „Komme in die Colonie, was da wolle; Brand, Heuschrecken, Dürre haben wir schon gehabt, und tausend Plagen mehr verdienen wir noch als Strafe für das Blut, das auf diesem Lande liegt."

Dr. Philip wirft der eigenen Regierung vor, daß gerade unter englischer Herrschaft das Commandosystem schwungreicher geblüht hätte, denn je; hatte doch die Regierung gerade das Pulver geliefert, womit diese unglücklichen Troglodyten in ihren Höhlen todtgeräuchert wurden. Ein englischer Beamter in Graaf Reynet sagt 1822, der District sei bis zum Oranjeflusse (!Garib) hin im Besitz der Colonisten, und die mit Quellen versehenen Plätze würden an jene vermessen und als Erblehen vergeben, aber für die armen Wilden sei nichts vorgesehen. Es ist aber die Bestimmung getroffen, daß wenn ein Buschmann (dem doch die Colonisten das Wild, seine einzige Nahrung, weggeschossen haben) sich aus Hunger an dem Vieh der Colonisten vergreift, soll er gefangen werden und unter dem Galgen mit der Nilpeitsche ausgehauen werden; dann soll ihm das Kainszeichen des Verbrechens mit glühendem Eisen aufgebrannt werden und lebenslänglich muß er harte Arbeit in Eisen thun. Nachdem Philip in seinen Researches Bd. II. das Commandosystem unter Engländern und Holländern besprochen, muß die englische Regierung Bd. II, S. 46 Folgendes sich sagen lassen: „Whatever may be said, on a comparative view of English and Dutch humanity, it is evident (hört!) that the mass of evil brought upon the wretched Bushmen is greater under the English government than under the Dutch," das heißt: „Was man auch immerhin bei einer Vergleichung des englischen Humanitätsgefühls gegenüber dem holländischen sagen mag, so viel liegt auf der Hand, daß ein ungleich größeres Maß von Misère über die Buschmänner eingebrochen ist unter der englischen Herrschaft, als unter der holländischen."

Besonders excellirten die Boers der östlichen Colonie im Tarkagebiet in der Buschmannsjagd. Sie unterhielten sich über ihre Henkerthaten und belachten sie, wie unsere Jäger sich Jagdgeschichten erzählen. Wie über die Resultate einer Treibjagd berichtet wird, wie viel Füchse, Hasen, Dachse, Luchse 2c. geschossen sind, so sind noch die Depeschen vorhanden, welche Berichte folgender Art an die Regierung melden:

27. September 1792. Der erste Kraal angegriffen, 75 Buschmänner getödtet, 21 gefangen.

15. October. Ein anderer Kraal entdeckt, 85 getödtet, 23 gefangen.

20. October. Ein dritter Kraal entdeckt, 7 getödtet, 3 gefangen.

Ein respectabeler Boer erzählte, er habe binnen 6 Jahren mit seinen Leuten 3200 Buschmännern das Lebenslicht ausgeblasen; ein anderer rühmte sich, daß auf den Commandos, an denen er sich betheiligt, 2700 Mann daran geglaubt hätten; ein anderer Colonist hatte in 30 Jahren 32 Commandos mitgemacht, auf deren einem über 200 Buschmänner fielen.

Vom Jahre 1797 bis 1823 werden 53 Commandos officiell gemeldet, und wie viel ohne officielle Erlaubniß gemacht sind, davon schweigen die Annalen der Colonie.

Und nun erst die Bestialität, mit der die unglücklichen Opfer in den Gefängnissen behandelt wurden. Diese Spelunken, in denen ein Moderduft wie von Blut und Leichen war, in denen kein Hund sich aufhalten würde, da hinein wurden sie von ihren Peinigern geworfen bei einer mangelhaften Nahrung, die einem Schweine zu schlecht war. Jetzt wird man sich auch vorstellen, daß diese Wilden nicht die besten Vorstellungen von den weißen Christen hatten. Davon ein Beispiel:

Ein Buschmann sollte gehenkt werden, weil er einen Hirten eines Boers erschlagen hatte. Wenn er nun auch für die Erde unbrauchbar war, sollte seine Seele wenigstens dem Himmel gerettet werden. Ein Geistlicher bekam den Auftrag, ihn zu bekehren. Aber der Buschmann traute der Sache nicht und wies den Priester mit den Worten ab: „Ich weiß wohl, was Du willst, Du Mörder, Du willst mich tödten. Ja, mein Vater hat mich immer vor Euch Weißen gewarnt und gesagt, daß Ihr mich tödten würdet, und ich sehe, er hat die Wahrheit gesprochen."

Jetzt ist es auch begreiflich, daß, abgesehen von dem niedrigen Bildungsgrade, der für keine himmlischen Inspirationen empfänglich ist, die Missionäre mit ihren Bekehrungsversuchen abfielen. Wenn je eine Mission Geduld, Entsagung und Aufopferung gefordert hat, so ist es die Mission unter den afrikanischen Völkern, und nicht zum Mindesten unter den Buschmännern, die öde Steppen bewohnen. Wir müssen dem Eifer der Heidenapostel unsere größte Anerkennung und Bewunderung zollen; allein stets werden wir ihre Arbeit als Danaidenwerk bezeichnen, so lange sie mit blödem Dogmenkram, den ja wir nicht einmal begreifen, das Gehirn der Heiden füllen, anstatt erst eine Culturbasis in materieller und geistiger Beziehung zu legen, auf Grund deren sie ihnen die großen Wahrheiten des Christenthums einzuflößen versuchen. Sie verkennen vollständig die ethnische Racenveranlagung, und wegen Verkennung dieses Factors werden sie sich stets an dem Exempel der Heidenbekehrung zu Schanden rechnen. Ein anderer Fehler besteht darin, daß sie den Sturzbädern des heiligen Geistes eine allzu große Wirkung zuschreiben, obgleich es doch in der Bibel heißt, „es sei vergeblich, einen Mohren weiß zu waschen." Das Allerschlimmste ist aber das, wenn in demselben Moment, wo die Religion der Liebe von den Lippen des Priesters verkündet wird, draußen ein Tochtgänger den Leuten Mißtrauen gegen den Missionär einflößt, oder gar offene Lügen gegen ihn in die Welt streut. Dabei macht der Tochtgänger die Leute mit dem Branntwein bekannt, und betrügt sie für Flitter und Bagatelle um den Ertrag der Jagd, wie z. B. Straußfedern und Thierfelle.

Im Jahre 1799 landeten Dr. van der Kemp und Kicherer, beide Missionäre, in der Tafelbai; der erstere ging zu den Kaffern; der andere wollte die Buschmänner am Zakflusse (sprich Sak) bekehren. Gleichen Zweck mit ihm verfolgte der englische Missionär Anderson, und zwei Capländer, Kramer und Kok. Sie suchten am genannten Flusse eine Niederlassung und nannten sie: Blyde Verwachting (frohe Erwartung). Ein schöner, lieblicher Name! Aber

Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren! Ein Missionsblatt bemerkt: „Es gehört freilich zu diesem Namen der Glaube, der nicht sieht auf das, was vor Augen ist, sondern auf das, was in Gottes Herzen verborgen ist.“ Einige Hottentoten wurden bekehrt, aber die Buschmänner waren mißtrauisch und feindselig, und haben mehr als einmal Angriffe auf Kicherer's Leben gemacht. Eine anhaltende Dürre, deren Wirkung man nur versteht, wenn man selbst in Afrika gewesen ist und sie durchgemacht hat, suchte das Gebiet heim, und Kicherer nahm die „Erstlinge seiner Thränensaat“ und siedelte 1805 nach Graaf Reynet über. So endete die erste Missionsunternehmung bei den Buschmännern. Nach fünf Jahren probirte die Londoner Missionary Society ihr Kunststück und schickte den Missionär Saß in jene Gegend. Er nannte seine Station „Bethesda“. Der Mann hatte vergeblich mit dem Fürsten dieser Welt gekämpft und ihm fast nichts entrissen. Auch er gab seine Station nach wenigen Jahren auf.

Die Engländer sind eine zähe Nation, und durch diese Beharrlichkeit sind sie groß geworden. Aber trotz ihrer Zähigkeit haben sie noch keinen Buschmann bekehrt. Die englische Regierung beauftragte den Oberst Collins, die Lage der Eingeborenen zu untersuchen. Er fällte ein sehr günstiges Urtheil über die Talente und Befähigung der Wilden, und glaubte, jung eingefangen, würde man aus ihnen ein Culturvolk machen können. Das war Wasser auf die Mühle der Mission. Wieder sandte man von London zwei neue Streiter gegen die Bollwerke des Satans unter den Buschmännern. Reverend Smith legte am Seekuhflusse (— die Boers nennen die Hippopotami „Seekühe“ —), in der Nachbarschaft eines frommen Boers, einen Missionsplatz an. Dieser Boer gab den Wilden Anleitung im Ackerbau. Die Buschmänner hielten den Missionär für einen Spion der Boers. Das brach dem glaubenseifrigen Manne schier das Herz, und er wollte schon kleingläubig den Ort verlassen. Aber ein eingeborener Katechet, Jan Goedman, blieb standhaft und der Missionär schämte sich seiner Verzagtheit. Nun geschah ein Wunder über das andere! Die Buschmänner wurden zutraulich, bekannten unter einem Strom von Thränen ihre Sünden und wurden getauft. Der Ort hieß bisher Toverberg (Zauberberg), aber nun wiedergeboren, wurde er in Gracehill (Gnadenhügel) umgetauft. „Die Gnade fing an, sich auf diesem Platze mächtig zu beweisen.“ — „Die Buschmänner,“ heißt es in einem Missionsberichte, „legten sich rüstig auf Ackerbau, sie lernten mit Eifer lesen und Lieder singen, namentlich Kinder, ja bald regte sich unter ihnen ein starker Trieb, um auch ihrerseits *ihren heidnischen Landsleuten das Evangelium bringen zu helfen*. So ging man denn drei Tagereisen nördlicher zur Schwesterquelle, wo Smith's College, der Reverend Corner, die Station Hephzibah anlegte. Es dauerte auch dort eine geraume Zeit, ehe sich nur ein Buschmann sehen ließ. Dann aber kamen sie immer zahlreicher. Der Häuptling Slinger, der bis dahin wie seine Leute ein greuliches Leben geführt hatte, wurde zuerst erweckt. Er rief vor allem Volk aus: „Nun glaube ich, daß ein Gott ist! Woher hätte ich Hände zum Betasten, Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Füße zum Gehen, wenn nicht Gott wäre. Wir wollen zu ihm beten, daß er noch mehr Lehrer senden möge. So ein Herz hatte ich nie zuvor. Alle Buschmänner sollen kommen, Gottes großes Wort zu hören. Ich muß ein Haus bauen und alle meine Kinder müssen unterrichtet werden.“ Slinger warf sich namentlich eifrig aufs Gebet. Dem Beispiele des Häuptlings folgten viele seiner Leute. Statt des herumschweifenden Lebens gaben sie sich dem Ackerbau hin, und auch geistlich angesehen fing die Station an, ihren Namen „Meine Lust an ihr“ zur Wahrheit zu machen.“ — So berichten die Missionäre. Kritik ist bekanntlich nicht ihre starke Seite, und ein besonderer Charakterzug der hottentotischen Race ist die ungeheure quecksilberartige Erregbarkeit. Wenn auch immerhin etwas Wahres an der Sache sein mag, so sind solche Berichte doch mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Daß etwas an der Sache war, geht schon daraus hervor, daß die benachbarten Bauern Stänkereien anfingen. Sie ruhten nicht eher, bis Lord Somerset, ein feudaler Despot, die Aufhebung der beiden Stationen befahl. Gegenvorstellungen wurden gar nicht gehört. Die Boers machten es wie die Spatzen, welche die Schwalben für sich bauen lassen; sie trieben die Missionäre fort, zogen in deren Wohnhäuser, ernteten, wo sie nicht gesäet hatten, und schlugen die Buschmänner todt, oder machten sie zu Sklaven.

Man hat hinterher noch ein paar vergebliche Versuche gemacht, andere Locationen zu errichten. Alle die kostbaren Mittel, Zeit, Beharrlichkeit, Anstrengung und Geld sind auch hier vergeblich gewesen; von Erfolg kann keine Rede sein, will man nicht Proben dieser Art, wie man sie in Missionsstunden hört, als Beispiele von Erfolg anführen:

„Da sitzt ein alter Buschmann mit seiner kleinen Knochenpfeife wohlgemuth am Graben und raucht gemüthlich fort, so lange von gleichgültigen Dingen gesprochen wird. Sobald aber die Rede auf das Wort Gottes kommt und man vom lieben, süßen Jesu spricht, dann nimmt er seinen Hut ab, steht auf und legt mit großer Selbstverleugnung seine Pfeife weg, aus Achtung vor dem Herrn, von dem zu ihm geredet wird.“ Eine andere sehr erbauliche Geschichte ist folgende: „Der kleine siebenjährige Kiwit läuft daher, und vergißt fast in seinem Eifer, den lieben Missionär zu grüßen. Auf die Frage, wohin er denn so eilig stürme, antwortet er: Ich will in die Betstunde. Ich habe $1^1/_2$ Stüber durch Pferdehalten verdient; die will ich in die Missionsbüchse werfen, davon sollen die anderen Buschmänner bekehrt werden.“ — Mit diesen Geschichten rührt man die Herzen der deutschen Frauen und Jungfrauen; sie stricken Mützchen und Strümpfe für die armen Heiden, die nicht wissen, was eine Kopfbedeckung ist, und deren Sohlen hart sind wie Schuhleder. Hier in der Heimath aber sitzt manche Wittwe mit kummerbleichem Antlitz, auf dem Hunger und Armuth ihre Furchen gegraben haben. Sie möchte ihr Kind in die Schule schicken, daß aus ihm ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft erzogen werde; aber das Kind ist schwach und elend, es hat kein Brot; die Füßchen sind zersprungen vor Kälte, es hat keine Strümpfe; durch seine zerlumpten Umhängsel kann der kalte Wind blasen, da ist kein mildes Herz, das ihm ein warmes Kleid schenkt. Sonderbar! — *Wir Menschen thun Alles, was wir nicht sollen!*

So haben wir denn einen Blick auf die geographische Verbreitung der Racen Südafrikas geworfen; wir haben die Völkerbewegungen der Vorzeit zu erklären gesucht; die Natur, ihre Producte und Einflüsse, eine Völkerfamilie in ihrem ethnischen Habitus kennen gelernt; und *wir sehen zuletzt dieses Volk vor der Uebermacht des Europäers sinken und untergehen*. Es haben die Factoren nicht gefehlt, welche eine Culturentwickelung hervorrufen konnten; die Natur und Völkerbewegungen müßten, so meinte man, nothwendigerweise zu einer Entwickelung der Geisteskräfte führen, und doch sehen wir nicht einmal die Keime davon. Jetzt steht die Frage an das Schicksal offen: „*Warum sind diese Nationen nicht zur Entwickelung gelangt?*“ Darf man hier jenen Ausspruch unterschreiben:

„Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flüchtgem Geschlecht.

Die Fahrt der „Germania“ und der „Hansa“ nach der Ostküste von Grönland.

I.

Es fiel uns ein Stein vom Herzen, als wir die frohe Kunde lasen, daß die Bemannung der „Hansa“ glücklich ins Vaterland heimgekehrt sei. Wir waren jedoch besorgt wegen des Schicksals der „Germania“, von welcher seit dem August des vorigen Jahres keine Kunde nach Europa gekommen war. Aber wir wurden freudig überrascht, als wir lasen, daß dieser Dampfer am 11. September Bremerhaven erreicht hatte.

Unsere Seeleute und Gelehrten der Expedition machen dem deutschen Namen Ehre. Sie haben redlich gethan, was in ihren Kräften stand, um die ihnen gestellte Aufgabe zu lösen. Sie haben in dem Eislabyrinthe Gesundheit und Leben auf das Spiel gesetzt, sie haben den größten Beschwerden mit mannhaftem Muthe Trotz geboten und eine bewundernswürdige Ausdauer gezeigt. Der Bericht sowohl des Capitäns Hegemann von der „Hansa“, wie jener des Capitäns Koldewey von der „Germania“ sind mit preiswürdiger Bescheidenheit abgefaßt, klar, übersichtlich und gerade durch ihre Einfachheit ergreifend. Wir wollen es uns nicht versagen, den wesentlichen Inhalt derselben unseren Lesern mitzutheilen, behalten uns aber vor, auf die wissenschaftlichen Ergebnisse zurückzukommen. Es sind jetzt nicht mehr die Engländer und Nordamerikaner allein, welche sich rühmen können, in den hochnordischen Gewässern ihre Flagge entfaltet und der Wissenschaft genützt zu haben; auch wir Deutschen haben nun einen Antheil an diesem Ruhme, und uns den Anderen an Muth, Seetüchtigkeit und Ausdauer vollkommen ebenbürtig gezeigt. Darum Ehre unseren Seeleuten und unseren Gelehrten!

Es war längst keine Rede mehr davon, „die deutsche Flagge auf dem Nordpole wehen zu lassen“; auch den Plan zu einer Fahrt nach Osten hatte man verständigerweise fallen lassen und eine Erforschung der Küste von Ostgrönland ins Auge gefaßt. Hier winkte für die Wissenschaft manche Ausbeute; es kam darauf an, dieses Gestade von dem Punkte, welchen Sabine und Clavering erreicht hatten, weiter nach Norden hin zu erforschen. Die Aufgabe war schwierig, weil es sich darum handelte, die Eisschranke vor jener Küste zu durchbrechen, und sie war in hohem Grade gefährlich, weil nicht mit Bestimmtheit vorauszusetzen war, daß, im Falle es gelang, bis an die Küste vorzudringen, auch die Möglichkeit gegeben war, die Schranke von Westen nach Osten hin wieder zu durchbrechen und in freies Wasser für die Heimfahrt zu gelangen. Wie viel Capitän Koldewey erreicht hat und wie weit er gekommen ist, ergiebt sich aus seinem Berichte. Uns aber möge es erlaubt sein, hier anzuführen, daß wir im Beisein von Mitgliedern des Dresdner Vereins für Erdkunde, im März 1869, dem vortrefflichen Seemann mündlich unsere Ansichten über die Beschaffenheit der grönländischen Küste im Norden des 75° N. und unsere Muthmaßungen über die Beschaffenheit des Eises weiter nach Norden hin aussprachen und daß dieselben durch die Fahrt der „Germania“ ihre Bestätigung gefunden haben.

Wir sprachen unsere Ueberzeugung aus, daß an der grönländischen Ostküste ebensowenig wie, nach unserer Ueberzeugung, anderwärts im arktischen Eislabyrinth ein offenes Polarmeer zu finden sein werde. Wir erwähnten, daß 1817 Scoresby, der ein Seefahrer ersten Ranges war, der englischen Admiralität berichtete, es sei im ostgrönländischen Meere zwischen 74° und 80° N. eine Strecke von achtzehntausend englischen Geviertmeilen vorhanden gewesen, die während der zwei vorher verflossenen Jahre ganz eisfrei geworden wäre. Auf diesen Bericht gestützt, nahmen dann Viele an, man werde nicht nur eine Durchfahrt, sondern auch eine freie Fahrbahn über den Pol hinweg finden, wenn man an der, wie man wähnte, nun eisfreien Küste von Ostgrönland und vom westlichen Spitzbergen nach Norden segele. Aber bis heute ist Niemand in ein „offenes“ Polarmeer vorgedrungen. —

Zur Erläuterung einiger Ausdrücke in den Berichten unserer Seefahrer wollen wir das Nachstehende mittheilen. Ein Eisberg ist bekanntlich ein vereinzelt vorkommender Eiskoloß, der im Meere schwimmt; ein Eisfeld eine in der Regel sehr dicke große Eisfläche, welche sich vom Mastkorbe des Schiffes nicht übersehen läßt; wenn man es ganz übersehen kann, wird es Eisflarde genannt. Bai- oder Jungferneis ist solches, das sich erst ganz vor Kurzem gebildet hat; Packeis eine Masse von Klumpen, die man nicht übersehen kann; sieht man das Ende, so ist es ein „Patch“, Fleck. Loses Eis sind Massen, die neben einander schwimmen, durch welche sich jedoch das Schiff einen Weg bahnen kann; Segeleis ist so zerstückelt, daß es beim Hindurchfahren keine Schwierigkeit bereitet; morsches Eis schwimmt schon in kleinen Stücken; ein Eiskuchen ist zusammengebackenes Eis, das sich in der ersten Hälfte des laufenden Jahres bildete; schweres Eis geht noch sehr tief und ist völlig compact; ein Kalb ist ein Eisstück, das sich vom Untertheile eines Berges oder Feldes ablöst; eine Barriere, Schranke, sperrt das Eis, insgemein querüber; eine Zunge reicht von einem Berge oder einer Flarde wagerecht heraus, befindet sich jedoch unter dem Wasserspiegel. Ein Gang ist schmal und zieht sich als offenes Wasser zwischen zwei Feldern hin. Eisblink ist ein eigenthümlicher Schimmer in der Atmosphäre, den man fast immer sieht, wenn man sich einem mit Schnee bedeckten Lande oder einem Eisfelde naht; beim Wasserhimmel sieht die Luft wie verdunkelt aus, bildet einen Gegensatz zum Eisblink und deutet auf eisfreie Stellen. Ein Dock macht man, wenn man in eine Flarde 2c. ein Viereck mit Sägen hineinschneidet, und das hineingelegte Schiff gegen den Druck anderer Eismassen sichert. Uns fällt ein Wort des englischen Dichters Coleridge ein, welcher vom arktischen Meere sagt:

„Das Eis ist hier, das Eis ist dort, das Eis ist allenthalben!“

Capitän Hegemann's Bericht über den Untergang der „Hansa“.

Als die „Hansa“ am 20. Juli 1869 das Hauptschiff der Expedition zum letzten Male gesprochen hatte, steuerte sie in Gemäßheit der Petermann'schen Instruction nach Norden. Der erste Versuch, ins Eis zu dringen, scheiterte. Am 10. August begann der zweite Versuch auf 74° 46′ N. und 10° 28′ W. Am 24. August war man der Küste bis auf ungefähr 24 Seemeilen nahe gekommen. Mit dem Boote drang die Mannschaft noch etwa 8 Seemeilen weiter vor. Obgleich jetzt nur 16 Seemeilen östlich von der Besbrow-Insel, konnte man doch von einem hohen Eisblock keine Spur eines Küstenwassers entdecken, in welchem eine Fahrt unter dem Lande auszuführen gewesen wäre. Nun einmal so nahe der Küste, hoffte Capitän Hegemann auf einen Sturm, der das Eis aus einander treiben möchte; unverrichteter Sache wollte Niemand den Rückweg antreten. Ein starker Nordwestwind erhob sich in den folgenden Tagen, aber er brachte das Schiff weit nach Südosten und machte jene Hoffnung zu Schanden.

Das Schiffsjournal sagt: „Den 19. September waren wir vollständig eingefroren (73° 6′ N., 19° 18′ W.); es hatte sich eine dicke Eisdecke um unser Schiff gebildet. In dieser

Lage verbrachten wir mehrere Wochen. Den 19. October Morgens fing das Eis bei dichtem Schneegestöber und hartem Nordnordwestwinde, welcher bald zu Sturm ausartete, in unserer unmittelbaren Nähe stark an zu schieben, riß einen Theil des uns festhaltenden und schützenden Eises auf und setzte uns in große Gefahr.

Zuweilen traten in dem Lärmen und Tosen des zusammenpressenden Eises Pausen ein; wir konnten dann nur sehen, wie sich das Eis durch einander wirbelte und große abgebrochene Stücke unseres Feldes fortgetrieben wurden. Kurz nach 12 Uhr Mittags, den 19. October, hatten die herannahenden, schon hoch aufgeschrobenen Eismassen das junge Eis, etwa 4 Fuß dick, an der Steuerbordseite des Schiffes aufgebrochen und drängten hart an das Außenbord an. Das Schiff hob sich vorn etwas und würde sich noch mehr gehoben haben, wenn nicht die hohen Eisblöcke es daran gehindert hätten; es mußte daher die volle Kraft der Pressungen aushalten. Kurz vor 1 Uhr Nachmittags sprangen die Decksnähte mittschiffs; doch schien das Schiff noch dicht zu sein. Eine kurze Pause folgte dieser starken Pressung, die dann aufs Neue und um so stärker begann. Die „Hansa“ hob sich anfangs langsam, stieg dann aber schneller in die Höhe, bis sie etwa 14 Fuß aus ihrer alten Lage hoch auf das Eis geschroben war. Dann trat abermals eine Pause im Schieben des Eises ein und das aufgeschrobene Eis trat zurück, so daß nach Verlauf einer Stunde das Schiff, überliegend nach Steuerbord, vom Eise hinunter in das nunmehr freie Wasser gleiten konnte; es blieb aber auf einer Eiszunge unter Wasser in schiefer Lage liegen.

Die Pumpen wurden gepeilt, im Schiffe befanden sich 11 Zoll Wasser, gleich darauf 12 Zoll. Die Pumpen wurden zugesetzt und von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 7 Uhr gearbeitet, als sie zum zweiten Male lenz schlugen. Diese Zeit benutzten wir, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Es mochten zehn Minuten verflossen sein, als abermals die Pumpen gepeilt und zugesetzt wurden. Es befanden sich 2 Fuß 4 Zoll Wasser im Schiff. — Sturm und Schneegestöber ließen gegen 9 Uhr Abends nach, der Himmel wurde klar und es stellte sich eine Kälte von — 20° R. ein. Das Wasser aus den Pumpen sammelte zwischen dem Proviant sich an, welchen wir am vorigen Tage bei der Ausräumung des Winterquartiers auf das Hinterdeck gestellt hatten; es lief theilweis durch die Cajütskappe in den untern Raum zurück, während das andere bei dieser niedern Temperatur auf dem Verdeck fror, die Speigossen verstopfte, so daß wir genöthigt waren, die Schanzungen einzuschlagen. Auch dieses half wenig, da das Eis auf dem Verdeck immer dicker wurde.

Den 20. October um 6 Uhr Vormittags, als wir die ganze Nacht unaufhaltsam gepumpt hatten, die Pumpen aber durch das anfrierende Eis immer dichter wurden und das Leck nicht ermittelt werden konnte, gaben wir das Schiff auf. Es drang das Wasser bereits von unten durch die Cajütsluke in die Cajüte hinein. Vorn war der Kabelraum von Wasser angefüllt. Das Schiff hatte allem Anschein nach den Kiel gebrochen und war in allen Nähten leck geworden.

Was uns auf dem Eise zu unserm Lebensunterhalt von Nutzen sein konnte, wurde gerettet; wir konnten jedoch nicht allen Proviant retten, geschweige denn andere Gegenstände, wie Kisten mit Sammlungen 2c. Am 22. October kappten wir die Masten, bargen einen großen Theil des Tauwerks und suchten mittelst Leinen und Eisankern das Schiff zu halten.

Abends vorher hatten wir Anker und Taue gekappt, um das Abbrechen des Eises, auf welchem unsere geretteten Güter lagen, zu verhindern; da unsere Befestigungen am Eisfelde angebracht waren, liefen wir Gefahr, daß die Wucht des Schiffes das Eis abbrechen werde. Am 23. October, 2 Uhr Morgens, ist das Schiff gesunken. Das große Boot, welches frei auf Deck stand, blieb beim Sinken der „Hansa“ auf der Oberfläche des Wassers liegen; die beiden anderen Boote hatten wir schon früher aufs Eis gebracht.

Der ungefähre Ort des Unterganges der „Hansa“ ist 70° 50′ N. und 21° W.

Die Liverpoolküste war kaum eine deutsche Meile entfernt; man sah deutlich ihre Klippen und Berge, die den Kalkalpen bei München auffallend gleichen; man erkannte die Halloway Bai und die Glasgow Insel; aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken.

So hat höhere Gewalt der Fahrt der „Hansa“ ein vorzeitiges Ziel gesetzt; mit entschlossenem, unverdrossenem Sinn war gehandelt, wie es dem Plane des großen Unternehmens entsprach; der Rendezvousplatz an der Ostküste Grönlands war aber nicht erreicht.

Allseitig, besonders auch von Herrn Dr. Petermann, ward denn auch anerkannt, daß das Geschehene, soweit es in Menschenmacht gelegen, vollständig der Instruction vom 7. Juni v. J. entspreche.

Der Untergang des Schiffes beschließt den ersten Act unserer arktischen Fahrt (15. Juni bis 19. October 1869, 127 Tage). Am 20. October 1869 standen die 14 Mann, welche die Besatzung der „Hansa“ gebildet hatten, neben den wenigen geretteten Sachen in weiter Eiswüste hülflos da. Aber sie verzagten nicht; sie rechneten darauf, daß das Eis gegen Süden treiben, sie nach etwa dreiviertel Jahr in Regionen bringen werde, wo Rettung möglich sei. Am 13. Juni 1870 waren die Männer in der That gerettet; 237 Tage nach ihrem Schiffbruche. Diese Eisfahrt an der Ostküste Grönlands ist ein Ereigniß, von dem noch späte Zeiten reden werden.

Am 20. October legten die Schiffbrüchigen ihre durch die Bergungsarbeiten ermüdeten Glieder in einem aus Steinkohlen gebauten Hause zur Ruhe, das auf einem gewaltigen Eisfelde von 7 Seemeilen Umfang bereits Ende September errichtet war, um Bootsproviant bergen zu können. Dieser Bau, in dem sie 87 Nächte beim Schein ihrer Petroleumlampe zubringen sollten, war verhältnißmäßig nicht klein; er war 20 Fuß lang, 14 Fuß breit und hatte eine Höhe von $4\frac{1}{2}$ Fuß an den Wänden und von 6 Fuß in der Mitte des aus Spieren und Planken gemachten Daches. Proviant und Kleidung waren in hinreichender Menge gerettet; der Kochofen war geborgen; Brennmaterial lieferten die gekappten Masten und sonstigen Schiffstheile, die zu retten gewesen waren; verloren gingen aber fast alle wissenschaftlichen Instrumente, die angelegten Sammlungen von Thieren, Zeichnungen, Photographien 2c. Was sollten auch diese für die Fristung des Lebens entbehrlichen Dinge in dem engen Hause, das zum Stehen und Gehen nur einen Gang von $2\frac{1}{2}$ Fuß Breite bot; was sollten sie später in den Booten, wo es auf jeden Quadratzoll Platz, auf jedes Pfund Gewicht ankam?

Das Leben in dem Hause glich, was Regelmäßigkeit, Wachtdienst, Vertheilung der Arbeiten anbelangte, ganz dem auf dem Schiffe; die Lagerstellen waren, wie die Kojen, mit einfachen Schlafsäcken ausgestattet, neben dem Hause wehte von hoher Stange die schwarz-weiß-rothe Flagge, welche als treues Symbol der Heimath alle Wechselfälle überstehen sollte. Die Kälte betrug im Durchschnitt nur — 22° R.; allein einige Male fiel die Temperatur auf — 25° R.; die höchste, bloß während kurzer Dauer bemerkte Kälte war — 26° R.; die schweren Pelze wurden nur als Decken für die Pritschen benutzt. Die Küste war bei klarem Wetter fast immer deutlich zu erkennen. Eisbären und weiße Füchse besuchten die Einsiedler dann und wann; wer weiß, woher sie verschlagen waren und welche Irrfahrten jene schwimmend, diese von Scholle zu Scholle springend, vollführt hatten; sie mochten vom Lande kommen, allein die Menschen wären verloren gewesen, wenn sie das Land hätten erreichen wollen. Unter ungeheuren Anstrengungen und Gefahren wäre es vielleicht möglich gewesen, aber nur unter Zurücklassung der Lebensmittel und der Boote der Rettung.

Die Trift nach Süden ging unausgesetzt vor sich. Ende December befand man sich auf dem 68. Grade. Fast drei Grade südlicher, als der Schiffbruch stattgefunden hatte, ward das Weihnachtsfest gefeiert. Ueber dasselbe lesen wir in einem der Tagebücher wörtlich: „Am Weihnachtstage hatten

wir Regen. Während wir Nachmittags spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum auf, indem sie in einen Stab Besenreiser wie Tannenäste einfügten. Für die Lichter hatte ich einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen zierten den Baum; die Leute hatten dem Capitän einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten die Blechkiste von Professor Hochstätter und die andere von der Geologischen Reichsanstalt, deren Inhalt uns viel Spaß machte. Dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden und verloosten die Geschenke von Hochstätter. In stiller Weihe ging das Fest vorüber; welche Gedanken an der Seele vorbeizogen — sie waren wohl bei Allen gleich —, schreibe ich nicht nieder. Wenn diese Weihnachten die letzten sind, die wir erleben, so waren sie immer noch schön genug. Ist uns aber eine glückliche Rückkehr beschieden, so werden die nächsten Weihnachten noch ein größeres Fest sein; das walte Gott!"

Das neue Jahr begrüßte die Eisfahrer sehr unfreundlich; der Januar 1870 brachte ihnen die schwersten Gefahren. Am 2. Januar waren sie auf 67° 47′ N. B. und 34° 1′ W. L. dicht unter der Küste in einer Bai, die sie die „Schreckensbucht" nannten. Von jenem Tage erzählt eins der Tagebücher: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle jagte uns Alle von unseren Lagern empor; wir hatten keine Ahnung, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wüthete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen Alle hinaus; aber natürlich konnte man keine zehn Schritte weit sehen und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüthen des Sturmes. Wir legten uns nun im Gange platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch, wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird, und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel: wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um 2 Uhr Nachts auf unsere Schlafsäcke und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter ward schlimmer und schlimmer. Etwa um 10 Uhr Morgens gingen Einige von uns, als der Wind etwas abböhete und der Schnee nicht so stark gepeitscht wurde, durch tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa" gelegen hatte. Etwa 200 Schritte vom Hause entfernt, sahen wir zu unserm größten Entsetzen die aufgethürmte Grenze unseres Feldes dicht vor uns. So weit wir sehen konnten, war unser Feld zertrümmert. Dunkele Gegenstände, welche hin und wieder in dem dichten Schneegestöber sich erkennen ließen, waren die Eistrümmer unserer Scholle. Sie ist in zahlreiche Stücke zerbrochen, von welchen das, auf dem wir wohnen, freilich noch das größte ist, aber auch bei dem nächsten Schieben zertrümmern kann. Wir machten unsere Brottaschen fertig, um bei der schnellsten Flucht wenigstens noch auf kurze Zeit das Leben fristen zu können; aber in diesem Unwetter sinkt man bei jedem Schritt bis über die Hüften in den Schnee und eilt vielleicht gerade in die größte Gefahr hinein.

Nach diesem Tage wiederholten sich mehrfach ähnliche Scenen; die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Januar, als die Boote in Gefahr waren, weggebrochen zu werden. Die Mannschaft theilte sich in zwei Parthien und nahm von einander Abschied, jede Parthie stand fertig zum Ausbruch neben einem der Boote — das Großboot war ganz aufgegeben. Bei dem furchtbaren Wetter zog sich eine Eiskruste über das Gesicht, die mit dem Messer entfernt werden mußte, wenn man etwas genießen wollte; der Schnee ging durch alle Kleider hindurch. Mehreren erfroren einzelne Gliedmaßen und einige der Tagebücher konnten für längere Zeit nicht weiter geführt werden, da die Hände erfroren waren.

Am 14. Januar war das Eisfeld bereits so weit abgebrochen, daß das Haus verlassen werden mußte; fünf Tage hatte man während der Nacht in den Booten zu campiren, die mit Verdecken versehen waren. Am 19. Januar wurde ein neues Haus fertig, das aus den Trümmern des alten in Schnee als Mörtel erbaut war. Aber es war nur 14 Fuß lang und 8 Fuß breit, nur 6 Personen konnten in ihm schlafen, die übrigen mußten in einem kleinen Kochhause und in den Booten ihre Nachtruhe halten. So verbrachte man 108 Tage bis zum 7. Mai. Das große Eisfeld war nur noch ein Stück Treibeis; als es verlassen wurde, betrug sein Umfang kaum 200 Schritt. Die Kleinheit war in der Region der schwimmenden Eisberge ein unverkennbarer Vortheil; die Scholle wand sich oftmals zwischen die Kolosse hindurch, als werde sie von unsichtbarer Hand gesteuert; sie war bisweilen rings von gewaltigen Eisbergen umgeben, wie die Sohle eines tiefen Gebirgskessels; dann öffnete sich wieder die Trift. Manches ergreifende Schauspiel bot sich den Blicken, so z. B. am 19. März. In einem der Tagebücher lesen wir: „Soeben hatten wir einen imposanten Anblick, das großartigste Schauspiel unserer ganzen Reise. Wie schon erwähnt, sahen wir in den letzten Tagen große Massen in der Linie unserer Trift liegender Eisberge. Wir waren gegen Mittag auf einen dieser Kolosse losgetrieben und befanden uns in seiner unmittelbaren Nähe. Er stauchte den Gang des Eises auf, somit auch unsere Scholle. Das Eis drängte hart gegen ihn an und bäumte sich empor. Der Eisberg hatte über Wasser eine Höhe von etwa 100 Fuß, eine Länge von etwa 3000, eine Breite von etwa 800 Fuß; seine Wände erhoben sich steil und senkrecht aus dem Wasser, jedoch waren auch Stellen vorhanden, wo das Besteigen möglich gewesen wäre. Wir verlangten nicht danach, denn ohne Unterlaß polterte und rumorte es in der Eismasse. Wenn eine Borste sprang, war es ein Geräusch, wie die Gewehrsalve eines ganzen Bataillons; dann grollte und murrte es geheimnißvoll in seinem Innern, als ob Geister darin ihr Wesen trieben. Das Aeußere war zerborsten und zerklüftet und schwarze Höhlen öffneten ihren Schlund. Um 5 Uhr setzte die gewaltige Masse sich wieder in Bewegung, von der Sonne prachtvoll beleuchtet.

Am 7. Mai verließen die unverdrossenen Männer das Eisstück, das sie 200 Tage getragen hatte. Es war auf dem 61° 12′ N. und 42 W. Die Südspitze Grönlands mit ihrer schweren, der Eisscholle Gefahr bringenden Dünung, das Cap Farewell mit seinen Stürmen konnte nicht mehr fern sein; der Proviant war sehr zusammengeschmolzen; nach der Küste zu zeigte sich offenes Wasser. Die drei Boote, die stets segelfertig waren, lagen mit ihrem Zubehör nach Verlauf von vier Stunden in schiffbarem Wasser; die Mannschaft vertheilte sich in die Boote: Capitän Hegemann führte die „Hoffnung", Steuermann Hildebrandt den „Bismarck", Steuermann Bade den „König Wilhelm"; so waren die Boote getauft. Ein dreifaches Hurrah, und fort ging es unter Segel; aber nur zwei Tage sollte die Fahrt dauern. Bis auf 3 Seemeilen hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eisbarrieren jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Boote über das Eis zu ziehen und aufs Neue auf dem Eise zu campiren. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 4. Juni, und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft. Kaum 500 Schritt waren die Boote in einem Tage aus der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser von den astronomischen Instrumenten die verloren gegangenen Schneebrillen ersetzen mußten. Am 4. Juni ward das Land erreicht, die öde Felseninsel Idluitlik auf 61° N. Auf dem Eise ward gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Boote der „Hansa" an der Küste herunter längs der steilabfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten. Trotz mancher Hindernisse und heftiger Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün; rothe Häuser wurden sichtbar; Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der räthselhaften Fahrt der Boote zu; ein Kajak eilte, sich ängstlich an der Küste haltend, vorüber. „Das ist ja unsere deutsche

Flagge!" tönt es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute. Die Missionäre von Friedrichsthal, Starik und Gerike, nahmen sich der Schiffbrüchigen in freundlichster Weise an, speisten die Ausgehungerten und pflegten die Ermatteten bis zum 16. Juni. Unter den Eskimos verbreitete sich rasch die Kunde von der unerhörten Eisfahrt; sie eilten herbei, die Fremden zu begrüßen, und traten mit denselben in Verkehr.

So ward der Jahrestag der Expedition gefeiert. An diesem Tage (15. Juni) wußten die Geretteten bereits, daß sie die Heimkehr bald beginnen könnten; die königlich dänische Handelsbrigg „Constance", Capitän Bang, hatte in kurzer Zeit eine ihrer gewöhnlichen Fahrten zwischen Grönland und Kopenhagen anzutreten; man mußte deshalb nach Julianshaab zu kommen suchen, dem Abgangsorte jenes Packetbootes. So begann dann der Schlußact des Unternehmens, die Heimkehr. Die Boote von der „Hansa" brachten ihre Insassen am 16. Juni nach Nennortalik, wo der dänische Beamte Rosing, am 17. Juni nach Lichtenau, wo der Missionär Spindler sehr entgegenkommend war. Von Lichtenau ward ein Bote an den Coloniesteuererheber Kursch in Julianshaab entsendet, um die Erlaubniß zur Fahrt mit der „Constanze" zu erbitten. Fast sollte hier noch ein Mißgeschick eintreten, indem das Schiff ausgelaufen war; die Dichtigkeit des Eises zwang indeß zur Rückkehr und Capitän Bang, ein Schleswiger von Geburt, lud freundlichst zur Mitfahrt ein. „Am 22. Juni verließen wir die Boote von der „Hansa", die uns so treu gedient hatten; am 1. September landeten wir in Kopenhagen; staunend hatten wir von den dänischen Lootsen die Kunde von dem großen Kriege, jubelnd die von den herrlichen Siegen vernommen *)."

*) An Bord der „Hansa" befanden sich: Capitän Paul Friedrich August Hegemann, geb. zu Hookstiehl, wohnhaft in Oldenburg. Dr. phil. Gustav Laube, Docent an der Universität und polytechnischen Schule zu Wien, aus Inglitz. Dr. med. Reinhold Wilhelm Buchholz, Docent an der Universität zu Greifswalde. Erster Offizier: Richard Hildebrand, aus Magdeburg. Zweiter Offizier: Wilhelm Bade, geboren zu Hohen-Wieschendorf, wohnhaft in Rostock. Zimmermann: Wilhelm Bowe, geboren zu Groteliste, wohnhaft in Grohn. Koch: Johann Wübkes, aus Jourse. Matrosen: Philipp Heyne aus Helfta, Mansfelder Seekreis; Friedrich Kewell aus Bremen; Bernhard Gätjen aus St. Magnus; Max Schmidt, geboren zu Beuthen, wohnhaft in Königsberg; Paul Tilly, geboren zu Brakel, wohnhaft in Pr. Minden; H. Büttner aus Bremen. Leichtmatrose: Conrad Gierke, geboren zu Bromberg, wohnhaft in Stettin.

Aus allen Erdtheilen.

Studien über keltische Sprachen und Alterthümer.

Durch die großartigen Arbeiten deutscher Gelehrten über die Linguistik und die Alterthümer der germanischen Völker sind Antriebe zur Erforschung auch der Sprache und Alterthümer der keltischen Völkerschaften gegeben worden. Auch in dieser Beziehung stehen unsere Forscher (Zeuß, Brandes, Lorenz Dieffenbach rc.) jenen anderer Nationen weit voran.

Die keltische Völkergruppe ist sicher eine sogenannte indo-germanische. Gallien war ihr Hauptland und ihr Blut wiegt vor in einem großen Theile der heutigen Franzosen. Die Kelten oder Galater haben viele Theile Europas besiedelt und eine Colonie derselben blieb selbst in Kleinasien. Sie waren bleibend seßhaft in einem Theile Hispaniens, größtentheils mit den iberischen Urbewohnern gemischt. Sie eroberten und besiedelten den größten Theil Oberitaliens (Gallia cisalpina); auch die Helvetier gehörten zu ihnen. Auch Großbritannien war fast ausschließlich von Kelten bewohnt, deren Reste dort, und als Auswanderer von dort, als solche mit eigener Sprache sich bis heute erhalten haben. Lorenz Dieffenbach sagt („Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte", Frankfurt am Main 1864, S. 14): „Gerade diese lebenden Reste berechtigen uns zur Annahme einer Gruppe, deren einer Hauptast in Irland und Schottland, jetzt nur noch in Theilen dieser früher von ihm erfüllten Länder, und auf mehreren Inseln wohnt und den Namen der Galen (Gaelen), richtiger und antiker Gaidelen (Gadhelen) rc. trägt. Der andere Hauptast, welchen wir den britonischen oder kymrobritonischen nennen, bewohnte vor der sächsischen Eroberung ganz England, wanderte nach derselben zum Theil nach der Bretagne aus, gab erst später Volksthum und Sprache in Cumberland, Devonshire und erst im achtzehnten Jahrhundert in Cornwal auf, und erhält beides jetzt noch in Wales (Cymru) und in der Niederbretagne. Zu diesem zweiten Hauptaste scheinen sämmtliche Kelten des geschichtlichen Alterthums gehört zu haben; desto räthselhafter bleibt die Trennung und jedenfalls frühere Einwanderungszeit des gaidelischen Hauptastes. — Die keltischen Briten in England riefen einst germanische Land- und Seeräuber zu Hülfe gegen die dem andern ältern gaidelischen Hauptaste der keltischen Gruppe angehörigen Skoten. Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein Beispiel anführen für die öfters entgegengesetzten Richtungen, in welchen die Forschung oder mindestens die Laune der Gelehrten vorschreitet. Der irische Engländer Betham trennt die noch lebenden Sprachen der keltischen Gruppe als gänzlich unverwandt von einander; der deutsche Forscher Holtzmann die lebenden Kelten, als Unkelten, von denen des Alterthums."

Der Forschung ist noch ein weiter Spielraum offen. Es war ein glücklicher Gedanke, eine „Revue celtique" zu gründen, von welcher die erste Nummer in Paris erschienen ist. Man kann dieselbe als international betrachten, da sie gleichsam ein Magazin ist, in welchem Gelehrte aus verschiedenen Ländern ihre Forschungen niederlegen.

Die beiden Sprachen, welche man insgemein als keltische bezeichnet, zerfallen in zwei weit von einander getrennte Classen: das galische und das kymrische. Jedes derselben hat seine Dialecte, aber diese können in der galischen Gruppe nur als Mundarten, nicht als besonderer Sprachstamm aufgefaßt werden. Wenn man fragt: Sprichst du Galisch? so wird der Irländer, der Manxman (von der Insel Man) und der schottische Hochländer darauf ein und dieselbe Antwort geben. In der kymrischen Gruppe bilden Welsch, Armorisch (in der Niederbretagne) und Cornisch drei scharf bestimmte Sprachen. Die beiden ersteren sind noch lebendig, aber jede derselben hat wieder ihre Unterabtheilung. Das Welsch in Nordwales weicht von dem ab, welches in Pembroke gesprochen wird. In der Bretagne werden, wie Jubainville in der „Revue" nachweist, nicht weniger als vier Dialecte gesprochen; die Centra derselben sind: Leon, Vannes, Cornouailles und Treguier. Das Cornische in Cornwallis starb im vorigen Jahrhundert aus.

Die „Revue" enthält eine Abhandlung Hennessy's über die alte irische Kriegsgöttin. Sie wurde als Morrigan bezeichnet und übte mächtigen Einfluß auf das Volk. Nicht selten umschwebte sie einen von ihr begünstigten Krieger, der dann die feindlichen Heerschaaren vor sich her trieb, oder sie warnte ihn vor Gefahren. Diese Morigan hatte die Gestalt einer Krähe

mit grauem Rücken. In England kommt dieselbe nur in einzelnen Gegenden vor und zwar selten und als Strichvogel; in Irland ist sie häufig und wird vom Volke als Finóg bezeichnet. Zumeist lebt sie vereinzelt, manchmal sieht man eine kleine Anzahl derselben beisammen. Die Finóg spielt im Volksaberglauben und in den Feenmärchen eine große Rolle.

Was die irische Sprache anbelangt, so weist Gaidoz nach, daß sie rasch viel an Boden verliert. Dazu tragen die Nationalschulen wesentlich bei; in denselben wird der Unterricht im Englischen ertheilt, und nur wenige Leute lesen noch irische Bücher. Aus einer Proclamation vom 18. Mai 1655 ergiebt sich, daß damals in Dublin manche Leute wohnten, die nur Irisch verstanden. In der benachbarten Grafschaft Meath wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast nur Irisch gesprochen; gegenwärtig findet man Leute, die kein Englisch reden können, nur noch in den öden Gegenden im Süden, Westen und Nordwesten. In Ulster, Connaught und Munster wird allerdings noch viel Irisch gesprochen, aber in Leinster ist es nahezu völlig ausgestorben. In Kings County sind einige alte Leute, welche noch in der alten Volkssprache ihre Gebete hersagten, seit vielen Jahren todt, und selbst in den Gebirgen von Wicklow hört man sie nur noch selten; in Kilkenny, Meath und Louth kommt sie noch vor; sie wird in jedem County von Ulster, Armagh vielleicht ausgenommen, und in allen Theilen von Connaught gesprochen. — In Schottland hat das Galische noch festen Fuß behalten; der Dialect auf der Insel Man wird dagegen schwerlich die nächste Generation überleben; es giebt in demselben eine Bibelübersetzung, ein Gebetbuch und einige Gedichte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Aussterben der keltischen Sprachen einen raschen Verlauf nimmt, aber für das Studium bleibt eine nicht unbeträchtliche Literatur übrig. Das Cornische bietet allerdings nur wenig dar, aber in Wales und in der Bretagne sind viele Werke gedruckt worden und viele Manuscripte vorhanden. Aber von größerer Wichtigkeit sind die galischen Schriftdenkmäler; sie enthalten wahre Fundgruben für Rechtsgebräuche, Geschichte und Poesie.

Die anarchische Zerrüttung in Venezuela.

„In unserer aus allen denkbaren Racen und Mischungen bestehenden Bevölkerung — Volk kann man nicht sagen, denn ein solches ist nicht vorhanden, wir haben nur allerlei verschiedenfarbige Personen, die sich Menschen nennen — kommt die innewohnende Barbarei, das wilde Element, nur allzuoft zum Vorschein und zum Ausbruche. Venezuela gab reichen Ertrag als es unter Spaniens Herrschaft stand, und überall herrschte Ruhe und Ordnung. Seitdem es eine republikanische Regierungsform hat, befindet es sich in fortwährender Anarchie, die auch fortdauert, wenn ein Dictator zeitweilig die Gewalt in Händen hat. Präsidenten steigen empor und fallen, wie Meteore am Himmel, und nie geht es dabei ohne Raub und Blutvergießen ab." So schreibt ein Venezuelaner in dem „Panama Star"; er erläutert seine Behauptungen durch den Stand der Dinge, welcher im Juli 1870 obwaltete:

„Die Miliz von Guarenas hatte sich bewaffnet, um die Stadt Caracas zu vertheidigen, wurde jedoch von einem an Zahl überlegenen Feinde zersprengt. Dieser, durch den Sieg übermüthig gemacht, rückte gegen Patare an, während gleichzeitig andere kleine Häuptlinge in verschiedenen Gegenden die Fahne der Rebellion erhoben. Alle waren bereit, einander anzugreifen und zu vernichten. Caracas ist gleichsam in eine Höhle wilder Raubbestien verwandelt worden. Die schlimmsten Symptome des Zustandes einer fast unheilbaren Anarchie finde ich darin, daß keine der kämpfenden Parteien ein Princip oder eine Idee auf ihre Fahne schreiben kann. Lediglich der Name des revolutionären Häuptlings — denn andere als revolutionäre giebt es nicht — ist das Feldgeschrei jeder einzelnen Faction. Die Factionen Perez, Jurado und Salazar haben den Namen Guzman proclamirt; — die Factionen von Carayaca jene des Domingo Monagas; — die Faction Bermudez jenen des Luceno Falcon; — die Faction Escobar den General Escobar. Zu diesen vier bewaffneten Präsidentschafts-Candidaten ist nun gar noch ein fünfter gekommen!"

Die Handelsbewegung Ostindiens. Im Jahre 1869 wurden aus Indien mehr als 10,500,000 Pfund Thee nach Großbritannien verschifft, gegen 7,250,000 Pfund im Vorjahre. Dazu kommt die Ausfuhr nach Innerasien, wo die Nachfrage sich steigert. Es wird unter solchen Umständen begreiflich, daß der Anbau des Theestrauches in Indien eine immer größere Ausdehnung gewinnt und daß man für 1870 auf einen Gesammtexport von etwa 15 Millionen Pfund rechnet.

Das Handelsjahr in Indien schließt mit dem 30. März ab. Die Handelsbewegung stellt sich im Durchschnitt zwischen 700,000,000 bis 800,000,000 unserer Thaler. Nach Pfund Sterling gerechnet stellen sich folgende Ziffern heraus:

Jahr.	Auswärtiger Verkehr.	Küstenhandel.	Summa.
1867/1868	95,440,109	22,279,417	117,719,526
1868/1869	105,603,841	27,160,437	132,763,278
1869/1870	100,396,055	25,254,204	125,670,259.

Die Verminderung ist nur scheinbar und rührt von einer Abänderung in den tarifirten Werthen her. Die Ausfuhren waren im letztverflossenen Jahre viel beträchtlicher als die Einfuhren; der Ausfall mußte mit Silber und Gold gedeckt werden, im Belaufe von 13,955,807 Pf. St.; davon sind 1,042,353 Pf. St. wieder ausgeführt worden.

Die Ausfuhr stellte sich auf 50,679,544 Pf. St.
Die Einfuhr auf 32,927,510 „ „

Dies ist der ausländische Handel, welcher vermittelt wurde durch 4053 eingelaufene Schiffe von 1,739,402 Tonnen und durch 5032 mit 1,826,883 Tonnen, welche ausliefen. Den Küstenhandel vermittelten 10,293 Schiffe von 1,361,361 Tonnen, welche einliefen, und 9645 von 1,346,904 Tonnen, welche ausliefen.

* * *

— Oberst Faidherbe, ein ausgezeichneter Mann, der sich als Gouverneur von Senegambien große Verdienste erworben hat und auch Algerien genau kennt, hat eine Sammlung der numidischen oder libyschen Inschriften in Paris veröffentlicht. Als Einleitung zu derselben giebt er ethnographische Forschungen über die alten Numidier.

— Die Theeausfuhr aus sämmtlichen Häfen Chinas nach England im abgelaufenen „Theejahre", d. h. vom Juni 1869 bis Mai 1867 stellte sich auf 139,654,027 Pfund. Außerdem gingen aus China und Japan nach Nordamerika 40,284,000, nach Australien 13,640,000 — zusammen mehr als 190,000,000 Pfund. Dazu kommen noch 40,000 Kisten nach Californien. — Ostindien liefert jetzt etwa 15, Java 3 bis 4 Millionen Pfund Thee. — Die chinesische Seidenausfuhr stellte sich auf 63,800 Ballen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Der Gallaknabe Djilo.

Von Dr. med. **Rud. Brenner** in St. Petersburg.

Die Unterbrechung, welche die literarischen Arbeiten meines Bruders Richard durch die gegenwärtig von ihm unternommene neue Expedition nach Ostafrika erlitten, hat von Seiten der geehrten Redaction des „Globus" den Wunsch an mich gelangen lassen, eine Skizze über den in der Ueberschrift genannten Knaben zu verfassen, welchen mein Bruder, um ihn zu einem Reisebegleiter auszubilden, in dessen Heimath, dem Lande der Südgalla, an sich genommen, nach Vollendung seiner letzten Reise zu nahezu zweijährigem Aufenthalt mit nach Deutschland gebracht und nunmehr auf seiner gegenwärtigen Expedition wiederum an seiner Seite hat.

Ich benutzte meinen Aufenthalt in der heimathlichen deutschen Sommerfrische mit Vergnügen dazu, dieser Aufforderung durch die folgende anspruchlose Skizze nachzukommen. Die Quellen, aus welchen ich das Folgende schöpfe, sind außer den eigenen Erfahrungen, die ich im wiederholten monatelangen persönlichen Verkehr mit Djilo gewonnen, mündliche Mittheilungen meines Bruders und der übrigen Glieder meiner Familie, in deren Schooße er während seines Aufenthaltes in Europa verweilt hat. In Bezug auf die allgemeinen, das Volk der Südgalla betreffenden Bemerkungen verweise ich den Leser auf die in Petermann's geographischen Mittheilungen 1868, Heft X ff. enthaltene Arbeit meines Bruders.

* * *

Zwar lückenhaft und dunkel sind unsere Kenntnisse über die geschichtlichen Vorgänge in den um dem Aequator gelegenen Theilen der Ostküste Afrikas, aber wenn wir auch keine anderen Quellen hätten, als die in der Lapidarschrift mohammedanischer und christlicher Ruinen in jene Länder eingetragene Geschichte derselben, so würden wir doch wissen, daß diese Geschichte seit Jahrhunderten geschrieben worden ist von rücksichtsloser Habsucht, religiösem Fanatismus und gegenseitigem Haß und Verachtung der Menschen. Ihr einziger und fruchtloser Inhalt ist Blut und Greuel; die sogenannten Eroberer von Ostafrika sind nie über den theilweisen und zweifelhaften Besitz eines schmalen Küstensaumes hinausgekommen. Die Trümmer ihrer Bauten dienen heute nur scheuen Lurchen zur Wohnung, Hyänen zum Jagdrevier.

Unter den zahlreichen und verschiedenen Völkerschaften, welche jenen Theil des ostafrikanischen Festlandes bewohnen, sind die kriegerischen Nomaden, welche wir mit dem Namen der Südgalla bezeichnen, in hervorragendem Maße der Beachtung würdig. Sie selbst, den Namen Galla nicht kennend, haben zwar mit den bei Gelegenheit des abyssinischen Feldzuges so vielfach genannten Nordgallas früher wahrscheinlich ein geographisch und politisch zusammenhängendes Ganze gebildet, sind aber durch ihre in der Gegend des Aequators längs des Juba (Dschub) keilförmig zwischen sie eingedrungenen Erbfeinde, die mohammedanischen Somali, seit langer Zeit von ihren nordischen Stammesgenossen getrennt, kommen in keine Berührung mit ihnen und unterscheiden sich durch ihre nationalen Sitten gründlich von denselben.

Das von den Südgallas eingenommene Gebiet erstreckt sich ungefähr vom dritten Grade nördlicher bis zum dritten

Grade südlicher Breite. Ihre südliche Grenze bildet der unterhalb der Formosabai mündende Sabakifluß, ihre nordöstliche der Juba. Ueber einen Zusammenhang im Norden mit dem Gebiet der Nordgalla ist Genaues nicht bekannt. Nach Westen finden ihre Wanderungen eine Grenze in dem Gebirge, und nach Osten im Indischen Ocean oder vielmehr in dem schmalen Streifen Landes, welcher sich in dem zum Theil zweifelhaften und schwankenden Besitz der mohammedanischen Eroberer und Eindringlinge befindet.

Wer aus diesem mohammedanischen Gebiet oder den benachbarten Inseln, insbesondere von Sansibar, Kenntniß über das Wesen der Südgalla zu schöpfen sucht, wird sie schildern hören als die verabscheuungswürdigsten Barbaren, denen man wie den Hyänen nur im Vernichtungskriege sich zu nahen habe. „Nicht einmal zu Sklaven sind sie brauchbar,“ versichern die Araber und Somali, deren unausgesetztes Bestreben darauf abzielt, die Galla gleich Ungeziefer auszurotten.

Und es ist wahr, sie sind Barbaren! Gehetzt seit Jahrhunderten gleich wilden Thieren ist ihnen Krieg mit den Nachbarn nationaler Beruf. Ein Menschenleben, auch ihr eigenes, nicht achtend, beugen sie, wenn in die Hände ihrer Feinde gefallen, ihren Nacken widerstandslos der todtbringenden Waffe, und morden ebenso selbstverständlich jeden gefangenen Gegner, aus dessen Körper ihre Weiber gewisse Theile ausschneiden, um sie unter Verwünschungen der gegnerischen Manneskraft mit den Füßen in den Boden zu treten. Eine ihrer größten Festlichkeiten besteht darin, sich mit ihren Weibern und Kindern an frischem, warmem Rinderblut, welches sie unter kriegerischen Gesängen wollüstig schlürfen, zu berauschen.

In solcher Umgebung, unter solchen Eindrücken wuchs Djilo auf. Aber sein Volk hat nicht nur bestialische Eigenschaften. Ihre sprüchwörtliche Unbrauchbarkeit zu Sklavendiensten, durch welche sie sich von anderen Völkern Ostafrikas unterscheiden, hat ihren Grund lediglich in einer Eigenschaft, welche sie menschlich hoch über ihre Nachbarvölker, insbesondere die von ihnen auf das Tiefste verachteten Neger stellt. Es ist der Stolz, der Stolz als Herren, die sie sind, und als welche sie sich fühlen. Ein Gallakrieger, dessen Unglück ihn in die Gewalt seiner mohammedanischen Feinde geführt hat, zieht es vor, seine Hände sich abhauen zu lassen, anstatt Sklavendienst zu thun. Oder er überliefert sich in stoischer Ruhe dem freiwilligen Hungertode. Von Beidem war mein Bruder Zeuge.

Hand in Hand mit diesem Stolze geht eine mit äußerstem Mißtrauen gepaarte stoische Ruhe, welche sie jedem Fremden gegenüber bewahren. Mitten im Urwalde begegnete einst mein Bruder einem Trupp gerüsteter Gallakrieger, welche offenbar noch niemals einen Weißen gesehen hatten; ihr Weg führte sie längs eines schmalen Büffelpfades, auf welchem mein Bruder mit dem Ausweiden eines erlegten Wildes beschäftigt war. Aus weiter Entfernung meinen Bruder gewahrend, der sich in seiner Beschäftigung nicht stören ließ, schritten sie ruhig auf ihrem Pfade näher, und nachdem ihr Anführer einige Schritte vor dem Hinderniß angekommen war, gebot eine herrschende Bewegung mit der Hand meinem Bruder, ihnen Platz zu machen. Nichts als das Funkeln ihrer Augen verrieth die Erregung, in welche die unerwartete, fremde und bedenkliche Begegnung sie gesetzt hatte.


Der Gallaknabe Djilo in seiner Landestracht.

Eine dritte Eigenschaft, welche sie menschlich hoch stellt, ist ihre Treue gegenüber gegebenen Versprechen. Es ist äußerst schwierig, ihr Vertrauen zu gewinnen; sobald dies aber gelungen ist, sind sie zuverlässige Freunde. Auf einer seiner früheren Reisen versuchte mein Bruder, welcher schon früher erkannt zu haben glaubte, daß die Galla besser seien als ihr Ruf, und deshalb den später ausgeführten Plan faßte, durch die als unnahbar verrufenen Gallaländer vorzudringen, die Freundschaft eines Gallafürsten, Namens Djilo, zu erwerben. Nach stundenlangem Berathen legte Djilo endlich seinen Speer auf den Boden, hieß meinen Bruder darüber schreiten, und hiermit war der „Blutbund“ besiegelt. Djilo hat sein Wort treulich gehalten. Als mein Bruder nach Jahr und Tag ihn im Innern des Landes wieder aufsuchte, hat er ihn auf einem Kriegszuge gegen die Somali am obern Juba als Kampfgefährte aufgenommen, und unser Knabe Djilo, sein Neffe, ist das Zeichen seiner Freundschaft und seines Vertrauens, welches er ihm bei ihrer Trennung mitgegeben.

Der mächtige Gallafürst Zimba, ein weit gefürchteter Autokrat, in dessen Gebiet mein Bruder eindrang, empfing denselben in seiner Hauptstadt Witu mit äußerstem Mißtrauen, umgab ihn, angeblich um ihn vor zudringlicher Neugierde zu schützen, Tag und Nacht hindurch mit einer starken Abtheilung seiner Leibwache, öffnete aber, als es nach wochenlangem Aufenthalt meinem Bruder gelungen war, sein Mißtrauen zu besiegen, dem Fremdlinge sein Herz so vollständig, daß er ihn in seine geheimsten Pläne einweihte, seine verborgensten Waffenniederlagen zeigte, und ihm endlich bei seiner Abreise eine diesmal wirklich als Schutz- und Ehrenwache dienende Begleitung von gewaffneten Kriegern mitgab, deren ursprünglich viel höher bemessene Zahl er nur in Folge drin-

gender Vorstellungen von Seiten meines Bruder's auf funfzig begrenzte.

Dieser gefürchtete König Zimba, der Schrecken seiner Nachbarn, der unbezwungene Feind des Sultans von Sansibar, hat in seinem bis dahin unbekannten jungen Reiche Witu, im Nordosten des obern Danaflusses, einen dicht bevölkerten Staat seßhafter Einwohner gegründet, in welchem mein Bruder zu seinem äußersten Erstaunen organische Ordnung, Wohlhäbigkeit, Fleiß, Ackerbau, ein stehendes, mit Musketen und amerikanischem Pulver wohlbewaffnetes Heer freier Krieger (von etwa 16,000 Mann, wenn ich mich recht erinnere) und — man höre! — Aufhebung der Sklaverei vorfand. Bei einem später wiederholten Besuche bewährte Zimba meinem Bruder das frühere Vertrauen. Dieser kriegerische Fürst und organisatorische Kopf war übrigens ein schlauer Diplomat, und eben so wenig als er die Sklavenemancipation aus Menschenliebe in seinem Reiche eingeführt hat, eben so wenig schenkte er meinem Bruder seine Freundschaft umsonst. Der Fremdling mußte die genossene Gastfreundschaft theuer genug bezahlen, aber er erhielt, was er bezahlte.

Man sieht, die Südgalla sind trotz ihrer barbarischen Sitten nicht ohne menschlich schöne Eigenschaften; ihre Tapferkeit, ihre Freiheitsliebe, ihr Stolz, ihre Treue scheinen Keime zu sein, welche ihre menschliche Entwickelungsfähigkeit verbürgen. Ihr Gemüthsleben ist reich entwickelt, ihre Stimmung wesentlich ernst und zur Melancholie geneigt. Körperlich zeichnen sie sich aus durch kräftige, schlanke Gestalten, die Schönheit ihrer Weiber ist an der ganzen Ostküste Afrikas berühmt. Der Bau der Galla unterscheidet sich durchaus von dem der von ihnen tief verachteten Neger. Sie haben weder die Beckenstellung und den Plattfuß der letzteren, noch deren Wollhaar und üble Hautausdünstung. Die Haut der Galla ist von einer Sammetweiche, an welche die unserer zartesten Frauen nicht entfernt hinanreicht, die Farbe zwischen kupfer- und chocoladebraun. Entsprechend dem Bildungszustande dieses Volkes unterscheiden sich die Einzelnen körperlich und geistig nicht wesentlich von einander; es sind Schablonenmenschen, wer Einen von ihnen kennt, kennt sie Alle.



Djilo im Profil gesehen.

Als mein Bruder sich dem oben erwähnten Gallafürsten Djilo auf dessen Kriegszuge gegen die Somali anschloß, wurde ihm der verwaiste Neffe desselben, ein zehnjähriger, schlanker Bursche, an die Seite gegeben, dessen Aufgabe es war, die Hütte meines Bruders und deren Inhalt zu überwachen. Während dieser Zeit lernte der Knabe den wehrhaften Fremdling, welcher sich viel mit ihm abgab, dermaßen lieben und verehren, daß er, als jener nach Beendigung des etwa zweimonatlichen Kriegszuges sich zum Abschied anschickte, in Thränen ausbrach, welche sofort einem Jubelruf Platz machten, als mein Bruder die zunächst nur prüfend gemeinten Worte an ihn richtete: „Nun, Djilo, willst Du mit mir gehen?“ Es folgte eine Berathung der Aeltesten des Stammes, deren Resultat darin bestand, daß Djilo meinem Bruder überlassen wurde unter der Bedingung, niemals einen Sklaven aus ihm zu machen. Das Schicksal eines Menschen war hiermit entschieden, und mein Bruder zog mit seinem jungen Freunde und dem Gefolge seiner schwarzen Sklaven ab, um seine Expedition auf dem Festlande Afrikas fortzusetzen.

Djilo's Aufgabe war die Beaufsichtigung der Neger und des Reisegepäcks, eine Pflicht, der er sich mit größter Energie und Gewissenhaftigkeit entledigte. Bei den Negern wußte er, der Herrensohn, sich in die gehörige Achtung zu versetzen, und jedes unerlaubte Gelüste nach der Cognacflasche oder der Tabackrolle scheiterte an seinem scharfen Blicke. Unbedingt war die Hingebung an seinen verehrten Gebieter und unverbrüchlich sein freudiger Gehorsam gegenüber den heilig gehaltenen Anordnungen desselben. Diese Zuverlässigkeit war Letzterm bei der Treulosigkeit seiner schwarzen Diener von unschätzbarem Werthe; sie sollte bald eine eiserne Prüfung bestehen. Es war an einem vom Urwalde eingesäumten Flusse, wo mein Bruder den Entschluß faßte, mit seinen Negern einen zweitägigen Recognoscirungsmarsch zu unternehmen, und zwar mit Zurücklassung des gesammten Reisegepäcks unter Djilo's Obhut. Der mit dem Gepäck gefüllte Nachen wurde unter dem Ufergebüsche verborgen, mein Bruder empfahl Djilo, sich des Tags über in den Nachen zurückzuziehen, des Nachts aber des Wildes wegen auf den Uferbäumen zuzubringen. Er schied von ihm mit den Worten, „wenn die Sonne zum zweiten Male untersinkt, bin ich wieder bei Dir.“ Es kam aber anders, denn vielerlei Ungemach und Irrfahrten hielten die Karawane nicht weniger als zehn Tage von der Rückkehr zu ihrem Ausgangspunkte ab. Gegen das Sinken des zehnten Tages näherte man sich demselben von der entgegengesetzten Seite des Flusses her. Voll von trüber Ahnung bog mein Bruder das Ufergebüsch ans einander, um nach der Stelle hinüberzulugen, an welcher er Djilo vor zehn Tagen verlassen hatte. In demselben Augenblick sah er zu seiner freudigsten Ueberraschung den schlanken, braunen Burschen, dessen Wachsamkeit das Geräusch nicht entgangen war, im Nachen aufspringen und glühenden Auges nach der noch nicht erkannten Ursache desselben ausspähen. „Djilo!“ rief mein Bruder mit halblauter Stimme. Dies hören und mit dem Ausruf des unsäglichsten Entzückens „Bane! Bane!“ (Herr! Herr!) sich dem geliebten Herrn entgegen in den Fluß stürzen war für den treuen Knaben Eins. Nur mit Mühe konnte der des Schwimmens Unkundige vor dem Ertrinken gerettet werden. (Kein Bewohner Ostafrikas geht jemals in das Wasser, selbst das Wasserschöpfen geschieht nur mit Hülfe langer Stangen. Grund hiervon sind die Krokodile, welche in unglaublich großer Zahl die Gewässer Ostafrikas anfüllen.)

Unerschütterlich ist das Vertrauen, welches Djilo in seinen väterlichen Freund, meinen Bruder, setzt, grenzenlos sind die Vorstellungen, welche er von dessen Macht und Leistungsfähigkeit hegt. Nach Beendigung der continentalen Expedition machte mein Bruder eine lange und gefährliche Seefahrt in einem kleinen Boote längs der Küste nach Sansibar hinunter. Heftige Stürme brachten das Fahrzeug wieder-

in sehr zweifelhafte Lage; aber niemals verlor Djilo seine heitere und furchtlose Stimmung, saß er doch an der Seite seines Herrn, dessen unfehlbare Hand das Steuer führte!

Bei der Rückkehr nach dem Lande der weißen Menschen unging es mein Bruder absichtlich, seinen Zögling auf die ihn erwartenden Eindrücke, auf die gänzlich veränderten Sitten und Umstände vorzubereiten, eine Maßregel, welcher er die interessantesten, theils rührenden, theils erheiternden Erfahrungen zu verdanken gehabt hat. In Alexandria angekommen, fanden sie die Gasthäuser überfüllt und mußten sich zunächst mit einem ungenügenden Unterkommen in einem derselben begnügen. Dringende Geschäfte führten meinen Bruder sofort nach der Ankunft in das Consulat; er ließ Djilo im Gasthause zurück, und gab dem Oberkellner Anweisung, ihm, falls unterdessen ein besseres Zimmer frei würde, dasselbe zu überweisen und seine Sachen dahin übertragen zu lassen. Als er zurückkehrte, kam ihm die Dienerschaft des Hotels höchst aufgeregt entgegen mit der Nachricht, der auf dem Zimmer zurückgelassene farbige Knabe habe einen Mordanfall auf sie gemacht. Beim Eintritt in das Zimmer erblickte mein Bruder Djilo, dem vor Erregung dicke Thränen an den braunen Wangen hinunterrannen, ein Messer in der Hand, auf den Koffern sitzen. „Bane!“ rief er, „Bane, die weißen Männer wollten Dir Deine Sachen stehlen!“ Der brave Junge, treu seiner Mission, in den afrikanischen Wildnissen das Gepäck zu schützen, hatte, als die Diener des Hotels Hand an die Koffer legten, um sie der Anordnung gemäß in ein soeben freigewordenes besseres Zimmer zu übertragen, sie für Räuber haltend, geglaubt, seine Rolle auch hier fortspielen zu müssen, und als seine unverstandene Einsprache unberücksichtigt blieb, verzweifelten Muthes sein Messer gezogen und mit seinem Leibe das ihm anvertraute Gepäck geschützt.

Nichts überraschte Djilo in Europa mehr, als die Größe und Zahl der süßen Gewässer, denn Wasser ist für den Bewohner Ostafrikas die oft genug fehlende Bedingung ihres Glückes und Wohlergehens. „Bane,“ fragte er unermüdlich beim Anblick eines neuen Flusses, „kann man alles dies Wasser trinken?“ Und auf die bejahende Antwort erfolgte dann der Ausruf des Erstaunens: „Oh, wie reich sind die weißen Menschen!“ Die Natur des beim Uebergang über die Alpen vom Eisenbahnwagen aus erblickten Schnees ihm klar zu machen, gelang begreiflicherweise nicht. Später hat sich Djilo sehr vertraut gemacht mit diesem Naturproduct und den Vergnügungen, zu welchen es der Jugend Gelegenheit bietet.

Aus der bewunderungswürdig scharfen Beobachtungsgabe, dem Eifer zur Erlernung der Sitten der hochgeachteten weißen Menschen und der angeborenen Herzensgüte, welche Djilo besitzt, ergab sich ein Tact, welcher stündlich unser Erstaunen herausgefordert hat. Seine Aeußerungen, seine Haltung und sein Benehmen in der Gesellschaft, sein Betragen gegen ältere Personen und das weibliche Geschlecht, wie oft haben sie uns den Ausruf entlockt: „ist es möglich, daß dieser Knabe erst seit zwei Monaten die Steppen und den Urwald verlassen hat?!“ Es ist die lautere Wahrheit, wenn ich behaupte, niemals seit seiner Ankunft in Europa hat Djilo sich, sei es in der Familie, sei es in fremder Gesellschaft, im Kreise seiner Gespielen, oder in der Schule eine Rohheit, Unbescheidenheit oder auch nur eine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen. Dieser Knabe, dessen einzige Bekleidung bisher in einem kümmerlichen Schurzfell bestanden, welcher von Jugend auf Zeuge von Dingen gewesen war, deren Kenntniß wir von unseren Kindern im Interesse ihrer Sittlichkeit auf das Sorgsamste fernhalten zu müssen vermeinen, welcher oft genug der grausamen Ermordung besiegter Feinde beigewohnt und an Siegesfesten Theil genommen hatte, deren Trophäen denjenigen ähneln, welche die an der Spitze der Civilisation marschirende Armee jetzt auf den Schlachtfeldern des Elsasses von den Körpern unserer gefallenen deutschen Helden abtrennt; dieser Knabe, sage ich, zeigte sich von einer Sittenreinheit, Schamhaftigkeit, Unbefangenheit und ritterlichen „Höflichkeit des Herzens“, die jedem europäischen Knaben zum Muster dienen und unseren Erziehern zu denken geben können.

Seine ritterliche Gesinnung zu beobachten, gab der Verkehr mit seinen zahlreichen weißen Gespielen und Freunden mannichfache Gelegenheit. Gewiß finden wir bei den turnerischen Spielen unserer Knaben allemal denjenigen, welcher, wie Djilo, der stärkste und schnellste unter den Genossen ist, im Vollgefühl seiner Leistungsfähigkeit an der Spitze der Schaar. Nicht so Djilo. Bei jedem gemeinsamen Spiele konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, ihn unter den kleinsten Genossen zu sehen, deren schwächsten er unausgesetzt an der Hand hielt, um ihn, sobald das Spiel einen lebhaften Charakter annahm, mit seiner größern Kraft zu unterstützen und vor Unfällen zu bewahren.

Er besuchte eine öffentliche Knabenschule, in der er sich bald die gleichmäßige Liebe seiner Lehrer und Mitschüler erworben hatte. In das Hirn dieses „Wilden“ war das Verständniß der Lüge noch nicht eingedrungen. Dies und der intensive Gerechtigkeitssinn, welcher ihn erfüllte, hatten zur Folge, daß er, gemäß dem Zeugniß seiner Lehrer, einen wohlthätigen Einfluß auf die Mitglieder der von ihm besuchten Schulclasse ausübte. Unterstützt von seiner Beobachtungsschärfe war dieser Gerechtigkeitssinn die Ursache, daß Djilo auf eine sehr wirksame aber fern von aller Gehässigkeit stehende Weise die Befolgung der vom Lehrer gegebenen Gebote unter seinen Schulgenossen überwachte.

Noch ein Beispiel seiner liebenswürdigen Ritterlichkeit: In dem Gehöfte, welches seine deutsche Heimath geworden, befand sich ein kleiner Knabe, Namens Gerhard; derselbe war viel jünger als Djilo, und besuchte dieselbe Schule, jedoch natürlich eine höhere Classe, denn sein brauner Genosse war zunächst den A-B-C-Schützen eingereiht worden. Eines Morgens erscheint Gerhard zur Schule gerüstet voller Thränen auf dem Hofe. Auf seine theilnehmende Erkundigung erfährt Djilo, daß Gerhard die Zeit des Schulanfanges ohne eigene Schuld versäumt und Strafe zu erwarten habe. Schnell entschlossen nimmt ihn Djilo an die Hand, versichert ihn mit liebevoller Gönnermiene der Straflosigkeit, indem er sagt: „Gerhard ruhig, Djilo wird machen, Gerhard nicht Haue!“ und eilt mit ihm nach der Schule. Dort angekommen, tritt er dreist, den schüchternen kleinen Freund an der Hand nachziehend, in das für ihn, den A-B-C-Schüler, eigentlich unnahbare Heiligthum der höhern Classe ein, durcheilt die Reihen der Schulbänke, indem er Gerhard dem erstaunten Lehrer mit den eben so eindringlich als vertrauensvoll ausgestoßenen Worten vorstellt: „Bane Müller! Gerhard nicht Schuld, bitte, Gerhard nicht hauen!“ Nachdem der Lehrer bereitwillig das Versprechen gegeben, dem kleinen Unglücklichen zu verzeihen, streckt Djilo treuherzig seine Hand aus, um durch Handschlag das Versprechen besiegeln zu lassen, und führt, nachdem dies geschehen, den kleinen Gerhard an seinen Platz, streicht ihm mit seiner braunen Hand die Thränen von der Wange, flüstert ihm zu: „Gerhard nicht weinen, Bane Müller hat's gesagt, Bane Müller nicht hauen!“ und verläßt mit der Miene inniger Befriedigung die Classe.

Der Eifer und die Fügsamkeit, mit welchen Djilo sich die Sitten und Gebräuche der so hochgeachteten weißen Menschen anzueignen strebte, fand in einigen Punkten, an denen der Stolz des Galla zum Vorschein kam, seine Grenze.

Eines Tages nahm Djilo in einer befreundeten Familie mit vielen Knaben und Mädchen an deutschen Kinderspielen mit freudigem Eifer Theil, indem er sich mit schnellem Erfolg bemühte, den Text der von den Kindern gesungenen Lieder (die Melodie machte ihm nicht die geringste Mühe), die Bahnen und Formen der von ihnen gezogenen Reigen zu erfassen. Unter diesen kam ein Ringelreigen vor, dessen Mittelpunkt ein knieendes Kind bildete. Als die Reihe an Djilo kam, diesen Mittelpunkt einzunehmen, weigerte er sich dessen, und äußerte auf das Drängen seiner Gespielen mit den Geberden des Abscheues: „Pfui knien! Djilo Galla, Galla nicht knien!"

Aehnlich verhielt er sich gegenüber der Aufforderung zu küssen. Die Galla küssen nicht, und es scheint, als sei der Kuß in ihren Augen mit dem Stempel des Lächerlichen behaftet. Jedesmal, wenn Djilo in die Lage kam, während der Kinderspiele an einer Kußscene Theil nehmen zu sollen, weigerte er sich dessen unter herzlichstem Gelächter, und einem in seiner damaligen Umgebung verkehrenden Brautpaare wurde Djilo mit seiner scharfen Beobachtungsgabe mitunter recht unbequem, denn die plötzlich erschallenden Zeichen seiner alle Rücksicht durchbrechenden Heiterkeit verriethen oft genug, womit das sich unbeobachtet glaubende Paar einen lauschigen Augenblick ausgefüllt hatte. Um so auffallender mußte der Tact erscheinen, womit er Küssen anderer Art, z. B. den Abschiedsküssen zwischen Vater und Sohn, beiwohnte. In diesem Falle zeigte sein bewegliches Antlitz nur den Eindruck eines Unverstandenen, Fremdartigen.

Eine andere nationale Eigenthümlichkeit, welche er nicht ablegte, war seine Abneigung gegen den Genuß von Fischen. Sein Volk ißt nur im Falle der Noth Wild, niemals aber Fische. Während einer Tischgesellschaft, als Djilo den ihm angebotenen Fisch ausgeschlagen, wurde er gefragt, warum er keinen solchen esse, während er doch alle Anderen, sogar seinen Herrn, meinen Bruder, von dieser Speise nehmen sähe. Die von ihm gegebene einfache Antwort: „Djilo Galla, Galla nicht Fisch essen", war eben so sehr begleitet von dem Tone entschiedenen Abweisens, als von der Geberde der Verlegenheit, in die ihn die Nothwendigkeit versetzte, ein gütiges Anerbieten ausschlagen zu müssen. Sie trug das Gepräge der Antwort eines vollendeten Gentlemans.

Nichts war Djilo mehr zuwider, als was einer Schaustellung seiner Person ähnlich sah. Trotzdem, daß die Meinigen in dieser Beziehung seinen Wünschen aus eigenem Antriebe entgegenkamen, lag es doch in der Natur der Sache, daß derartige Vorkommnisse nicht gänzlich umgangen werden konnten. Eine Gesellschaft, in welcher die Sammetweiche seiner Haut durch Berührungen des Nackens geprüft worden war, hatte einen sehr unangenehmen Eindruck in Djilo's Andenken zurückgelassen, und vor dem Wiederbesuch derselben bat er sehr eindringlich darum, die Wiederholung solcher Berührungen zu verhindern.

Sehr bedeutend ist das Erzählertalent des braunen Knaben. Er erzählt nicht bloß, sondern stellt dramatisch dar, und zwar so bezeichnend, daß uns, die wir von seiner Sprache doch kaum einige Brocken erlernt hatten, das Verständniß seiner Darstellungen nicht die geringste Schwierigkeit darbot. Zu den Begebenheiten seines jungen Lebens, welche er im engern Familienkreise mit ergreifender Treue und Lebenswahrheit erzählt oder vielmehr dargestellt hatte, gehört folgende: In seinem etwa siebenten Lebensjahre war seine Mutter an den Pocken erkrankt. Der Stamm, von Wassermangel gedrängt, mußte, um sich und die Herden vor dem Verschmachten zu retten, aufbrechen und wasserhaltige Gegenden aufsuchen. (Das Lechzen der dürstenden Menschen und Thiere zeichnete Djilo in sehr realistischer Weise.) Der Knabe war nicht zu bestimmen, seine sterbende Mutter zu verlassen, und der Stamm zog ab. Djilo, selbst dem Verschmachten nahe, pflegte seine Mutter bis zu ihrem einige Tage später erfolgenden Tode, indem er als einziges Mittel zur Erquickung des brennenden Gaumens aus den Cadavern der gefallenen Rinder Fleischstreifen ausschnitt und sie der Mutter in den Mund schob. Nach ihrem Tode suchte er ihren Körper vor den Hyänen zu schützen, bedeckte ihn mit Gestrüpp und machte sich auf den Weg, um seinem Stamme zu folgen. Nach mehrtägiger Wanderung, wobei er, nachdem er am ersten Abend im Fuße eines hohlen Baumes von Hyänen (oder Schakals?) belästigt worden, die Nächte auf Bäumen zubrachte, fand er sein Volk am Ufer eines Flusses wieder.

Diese Erzählung gab Djilo reiche Gelegenheit, sein Schilderungstalent auszuüben. Die bedenkliche Situation mit den am Eingange der Baumhöhlung nach seinen Gliedern schnuppernden Raubthieren, zu deren Abwehr er nur einen Stecken hatte, welcher ihm überdies beim Kampfe zerbrach, malte er in sehr plastischer Art. Um seine Lage und Stimmung bei dieser Scene zu zeichnen, legte er sich eng zusammengekrümmt nieder, und gab die ihn beherrschende Angst dadurch wieder, daß er auf das Heftigste mit Lippen und Gliedern zitterte. Wenn solche Darstellungen, wie gesagt, mitunter zu realistisch waren, um an sich für schön gelten zu können, so erfüllten sie bei anderen Gelegenheiten durch ihre Einfachheit, Kürze und Wahrheit alle Anforderungen edler, künstlerischer Gestaltung. Hierzu gehörte unter Anderm die Beantwortung der von den Zuhörern an ihn gestellten Frage, woran er denn erkannt habe, daß der Tod seiner Mutter eingetreten sei. Er beantwortete dies folgendermaßen: „Djilo kommt (tritt in die Hütte ein), Mutter spricht nicht. Djilo ruft: Mutter! — Mutter?! — Mutter!!!" Die Schriftzeichen sind zu arm, um mehr als eine Ahnung von der ergreifenden Schönheit dieser überwältigenden Darstellung, in welcher die Handlungen, die Steigerung und Aenderung der Stimmung durch gleichzeitige Körperbewegungen genügend aber mäßig angedeutet wurde, geben zu können.

Man wollte auch mich zum Zeugen dieser im Familienkreise während meiner Abwesenheit gegebenen Erzählung machen, und Djilo wiederholte sie vor mir. Am Abend desselben Tages, als mein Bruder wie gewöhnlich vor dem Niederlegen im einsamen Beieinander mit Djilo einen vertraulichen Gedankenaustausch über das im Laufe des Tages Geschehene und Erlebte begann, wandte sich dieser mit der Geberde herzlichen Drängens an jenen, indem er sagte: „Bitte Bane, Djilo Geschichte von Djilo's Mutter nicht wieder erzählen, das thut weh!"

Die wenigen Züge, welche ich in dem Vorhergegangenen zu schildern versucht, betreffen meist das Gemüthsleben unseres jungen braunen Schützlings. Ich will mir erlauben, noch Einiges über seine Geistesfähigkeiten zu sagen. Djilo ist in jeder Beziehung geistig hoch begabt zu nennen. Die schnellen Fortschritte, welche er in dem Verständniß und bei der Erlernung der verschiedenen ihm bis dahin gänzlich fremden Dinge machte, haben uns dies tausendfach bewiesen und oft genug unser Erstaunen herausgefordert. Was seine geistigen Fähigkeiten betrifft, so kann gar nicht davon die Rede sein, ihn in irgend einer Beziehung den begabteren unserer deutschen Knaben unterzuordnen. In manchen Beziehungen nimmt er entschieden eine bevorzugte Begabung in Anspruch, nämlich überall da, wo Beobachtungsgabe und Combinationsfähigkeit ins Spiel kommen. Der Reichthum welchen Djilo in letzteren Eigenschaften besitzt, bewirkt, im Verein mit seiner Unbefangenheit, daß seine geistige Thätig-

keit sich ziemlich vorwiegend in einer bei Kindern nicht sehr häufigen Form geltend macht, nämlich in der des Humors und Witzes. Djilo ist ein ganz entschiedener Humorist und witziger Kopf; da nun zu diesen Eigenschaften noch seine Herzensgüte und Gemüthstiefe kommt, so wird es Niemand wunderbar finden, die Behauptung zu hören, daß Djilo eine eben so interessante als liebenswürdige menschliche Erscheinung ist.

Ein paar kleine Beispiele mögen das soeben Gesagte belegen. Zum Verständniß des ersten Beispieles ist es nöthig zu wissen, daß in Merseburg, dem Wohnsitz meiner Familie, eine scherzhafte Bezeichnung für Vielesser üblich ist, deren Quelle anzugeben ich nicht vermag; man nennt nämlich einen Vielesser „Freßkahle“ und braucht diese Bezeichnung — wahrscheinlich unrichtig — im Femininum: „eine Freßkahle“. Djilo nun, welcher bisher ausschließlich Fleischnahrung zu sich genommen (die Galla genießen in der That keine Pflanzennahrung; das Einzige, was man als Surrogat dafür in Anspruch nehmen kann, ist der von ihnen allerdings in Menge verzehrte Honig), hatte unsere zum Theil vegetabilische Kost sehr bald lieb gewonnen, und war namentlich in den ersten Monaten seines europäischen Lebens ein ausgesprochener Vielesser; die Größe seines Appetits gab häufige Veranlassung zu Scherzreden, und insbesondere war es meine Mutter (diejenige Instanz, an welche Djilo zur Befriedigung seiner Eßlust sich zu wenden hatte), welche sich bei solcher Gelegenheit den Spaß machte, ihn mit dem erwähnten Merseburger Scherztitel zu bezeichnen. Sehr bald war es stehender Scherz, Djilo, sobald er einen neuen Angriff auf Eßbares machte, mit der Frage zu interpelliren, „was ist Djilo,“ worauf dieser nicht säumte, zu allgemeiner Heiterkeit die bereitwillige Antwort zu geben: „Djilo Freßkahle!“ Am vierten Tage seines Aufenthalts in der Familie, zu einer Zeit, wo er noch kaum drei deutsche Wörter erlernt hatte, wohl aber die Bedeutung der ersten Silbe jenes Scherzwortes errathen haben mochte, richtete meine Mutter, ihm auf sein Verlangen wiederum etwas Genießbares reichend, lächelnd die gewohnte Frage an ihn: „Was ist Djilo?“ Mit schelmischer Miene erwiederte dieser nach einer kleinen Pause: „Djilo Freßkahle, Mama Kaffeekahle!“ Ich brauche zur Erklärung dieses gewiß von scharfsinniger Combination zeugenden Witzes wohl nicht das Bekenntniß hinzuzufügen, daß unsere Mama allerdings eine ausgesprochene Freundin des Mokkatrankes ist, eine Eigenschaft, zu deren Wahrnehmung die Beobachtungskraft eines Galla kaum erforderlich sein dürfte.

Groß war Djilo's Entzücken über das Spielgeräth der deutschen Kinder, und den Gipfel seiner Freude bildete ein Papierdrachen, den er in Gemeinschaft seiner weißen Genossen auf den Feldern vor der Stadt in die Lüfte steigen ließ. Trotz häufigster Wiederholung verlor dies Vergnügen für ihn nicht an Reiz. Zu seinem Leidwesen mußte es ihm zwei Tage hinter einander versagt werden, und wiederum war es unsere Mama, welche ihm die unwillkommene Eröffnung zugleich mit Angabe des Grundes machte, indem sie sagte: „Es ist kein Wind, mein Sohn.“ Am dritten Tage gab meine Mutter Djilo, der sich lebhaft spielend im Kreise einiger Knaben befand, einen Auftrag, welcher ihn seinem Spiele entzog. Djilo antwortete mit der Geberde scheinbaren Ungehorsams, indem er, Ton und Geberde der Mama vorzüglich nachahmend, erwiederte: „Kein Wind, mein Sohn,“ sprang aber auch augenblicklich auf, um unter lauten Zeichen herzlichster Heiterkeit den ihm gewordenen Auftrag auszuführen.

Ich hoffe, daß es mir durch diese anspruchslosen Zeilen gelungen ist, dem Leser eine Vorstellung von dem Wesen Djilo's zu gewähren.

Dieser „wilde“ Knabe mit seinem reichen Geist und tiefem Gemüth, mit seiner absoluten Unkenntniß dessen, was Lüge ist, mit seinem Gehorsam, seinem felsenfesten Vertrauen auf Gesagtes und Versprochenes, seinem Gerechtigkeitssinn und seiner Ritterlichkeit muß in dem blasirtesten Europäer warme Hochachtung erwecken vor dem Adel unverdorbenen Menschenthums, der ihm hier entgegentritt.

Djilo bildet unter den Seinigen keine Ausnahme, er ist nur ein Abbild dessen, was seine Stammesgenossen auch sind. Weit entfernt zu denen zu gehören, welche in kritikloser Sentimentalität von dem gleichen menschlichen Werth und der gleichen Entwickelungsfähigkeit der verschiedenen Arten des Menschengeschlechtes Worte machen, sondern vielmehr glaubend, daß es unter diesen Arten entschieden entwickelungsunfähige giebt, bin ich der Meinung, Djilo könne als Beweis dienen, daß sein Volk zu jenen entwickelungsunfähigen Menschenarten nicht gehört. Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Südgalla, sobald die äußeren Umstände ihnen zu Hülfe kommen, einen maßgebenden Einfluß auf die politische Umgestaltung Ostafrikas gewinnen.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree.**

III.

Der Widerstand des Unbewußten. — Die Sprachgrenze. — Romanische Thäler der Vogesen. — Markirch. — Sage aus dem Urbisthale. — Romanische Dialektprobe. — Statistik der Deutschen und Franzosen im Elsaß.

Trotz der geschilderten Verwälschungsmaßregeln ist das Elsaß — soweit es überhaupt national deutsch war — noch deutsch geblieben. Die Städte als zweifelhafte Sprachinseln ändern hieran nicht das Geringste, denn bekanntlich richtet sich die Nationalität eines Landes nicht nach den Städten, sondern nach der überwiegenden Bevölkerung des platten Landes. Wir können die sogenannten „deutschen Ostseeprovinzen“ nicht deshalb als deutsches Land ansehen, weil die Bevölkerung der größeren Städte dort vorwiegend deutsch ist; dort ist esthnisches und lettisches Land, in welches jene deutschen Städte als Culturoasen eingesprengt sind. So weit das Elsaß überhaupt national deutsch war, haben wir eben gesagt; und in der That ist es niemals ganz deutsch gewesen, denn die südwestliche Ecke,

so weit sie in das Flußgebiet der Rhone fällt, um Belfort herum, war zu allen Zeiten französisch: dasselbe gilt von einigen Thälern der Vogesen, oder wenigstens deren oberen, höher gelegenen Theilen.

Ganz entgegengesetzt zu Lothringen, wo zum Nachtheile des Deutschthums seit hundert Jahren die Sprachgrenze sich auffallend verschoben hat, ist sie im Elsaß wesentlich unverrückt geblieben. Im Elsaß ist mehr „résistance" als in Lothringen, und doch ist der passive Widerstand den Franzosen noch zu viel gewesen. So schreibt der Director des statistischen Bureaus von Frankreich, A. Legoyt, in seiner Emigration européenne: „En France, ils se debattent encore dans l'Alsace et Lorraine, quoique sans espoir de succès, contre l'assimilation française." Darin liegt das volle Bekenntniß der Grundverschiedenheit zwischen Elsässern und Lothringern einer- und den Franzosen andererseits. Das sans espoir de succès ist nur der moderne wälsche Selbstbetrug. Legoyt giebt jedoch zu, daß die Elsässer ihre Muttersprache de préférence, die französische Landessprache aber nur au besoin sprechen.

Brauchten wir über letzteres noch eine Belehrung, so giebt sie uns „Der souveräne Wahlmann", ein in Mühlhausen erscheinendes demokratisches Blatt. Er brachte kurz vor Beginn des Krieges folgende Erklärung: „Die Mehrheit und zwar die überwiegende Mehrheit des elsässer Volkes denkt deutsch, fühlt deutsch, spricht deutsch, erhält deutschen Religionsunterricht, leibt und lebt nach deutscher Sitte und will die deutsche Sprache nicht vergessen. Viele, wir wissen es, reden, lesen und schreiben französisch, und das ist recht schön. Allein dieselben Bürger, die im Französischen geübt sind, denken, fühlen und sprechen dennoch deutsch, und deshalb kommen wir zu ihnen und sprechen die Sprache ihrer Mütter, die Sprache ihrer Kindheit, die Sprache, in der sie ihre Kinder liebkosen und erziehen, ihre Frauen herzen und ihre sterbenden Eltern trösten."

So ist das Elsaß deutsch geblieben, wie weit es deutsch war. Die Sprachgrenze verläuft sehr scharf, den deutschen Osten vom französischen Westen scheidend. Sie beginnt im Süden da, wo der Schweizer Canton Bern (Gebiet von Pruntrut) einen vorspringenden Winkel ins Elsaß bildet, an den Quellen der Lützel und Sarg, kleinen Nebenflüssen der Ill, und bleibt nun der Wasserscheide getreu, zieht also, in nordwestlicher Richtung ansteigend, auf die Vogesen zu. Auf deutscher Seite bleiben auf dieser Strecke Pfirt (Ferrette), Damerkirch (Dannemarie), das ganze Sulzthal, Maasmünster (Massevaux); auf französischer Florimont (Blumenberg), Delle (Dattenried), Montreux (Münsterol), Fontaine (Brunn), Rougemont (Rothenberg), Giromagny. Fast alle Ortsnamen auf dieser nur 5 bis 6 Meilen langen das Sundgau durchziehenden Strecke von der Schweizergrenze bis an die Vogesen sind zweisprachig. Ueber den Bärenkopf geht die Sprachgrenze dann zum elsässer Belchen, von wo sie längs der Landesgrenze nach Norden zu verläuft.

Nur an drei Stellen tritt das Romanische auf den Ostabhang der Vogesen herab, Halbinseln in das deutsche Sprachgebiet vorschiebend: im obern Weißthale, im obern Leberthale und im obern Weilerthale. Im erstern Thale nämlich, in der Breite von Türkheim und Kolmar, westlich von diesen beiden Städten, „durchschneidet die Sprachgrenze die fünf Gemeinden des Cantons la Poutroye oder Scheierlach, welche früher als Herrschaft Hoheneck einen Theil der pfalz-zweibrückischen Grafschaft Rappoltstein ausmachten und deren Sprache schon Büsching als romanisch oder wälsch bezeichnete. Aeltere und neuere Karten zeigen hier deutsche und französische Namen der Ortschaften und Ortsbezeichnungen. Westlich vom schwarzen See sind Schultzbach und die Steinmatt nächst der Abtei Pairis, dann Tannach südlich vom Gemeindeorte Orbey (Urbis) die letzten deutschnamigen Orte. Von dort geht wahrscheinlich das Romanische noch in das Thal von Ammerschweyer hinüber, wo la Baroche oder Zell mit den umliegenden Weilern, welche französische Namen führen, den obersten Theil bis zur Linie von Frauenberg zum Vorhoferkopf einnimmt." (Böckh a. a. O. 169.)

Zweitens ist das obere Leberthal romanisch. Wie dort der Verlauf der Sprachgrenze ist, an welcher die Bergwerksstadt Markirch (St. Marie aux mines) liegt, darüber liegen abweichende Angaben vor, die bei Böckh (a. a. O. 169. 170) zusammengestellt sind. Bei Aufschlager (L'Alsace. Nouvelle description historique et topographique. Strasbourg. 1826. I, 90) finde ich eine auf diese an der Sprachgrenze liegende Stadt bezügliche, sehr charakteristische Notiz, die ich zur Bezeichnung der Verhältnisse hierher setzen will. „Der Leberbach," schreibt er, „theilt die Stadt in zwei Hälften, welche vor der Revolution zwei verschiedene Herren hatten. Der nördliche Theil gehörte dem Herzoge von Lothringen und, seit 1736, dem Könige von Frankreich. Die Bewohner waren alle katholisch; sie sprachen französisch und patois. Der südliche Theil, der in der Grafschaft Rappoltstein lag, gehörte dem Hause Zweibrücken; die Bewohner sprachen deutsch und waren zum allergrößten Theile evangelisch. In Folge der Revolution verquickten sich die beiden Gemeinden, und die schlagende Verschiedenheit in Sprache, Religion, Sitten und Gebräuchen besteht nicht mehr." So scharf schied sich also noch zur Zeit der Revolution das deutsche und französische Element.

Drittens ist auf der Ostseite der Vogesen romanisch das obere Weilerthal, und zwar begreift das romanische Sprachgebiet die drei kleinen Seitenthäler des Gießen, des Scherbaches und des Nulbaches. Das obere Breuschthal, bei Schirmeck, welches gleichfalls romanisch ist, gehört schon zu Lothringen und kommt hier nicht in Betracht.

Alle diese Thäler bezeichnen aber keineswegs einen Fortschritt des romanischen Elementes gegenüber dem deutschen; sie sind nämlich seit altersher schon von Resten der keltoromanischen Vogesenbevölkerung besiedelt, sprechen eigenthümliche Dialekte, und ihre Bewohner stehen in Bezug auf Körpergröße hinter den benachbarten Deutschen zurück. Darauf deutet selbst die Sage hin. August Stöber berichtet in seiner „Alsatia" (1856. 136): „Im Urbisthale, zwischen Urbis und Scheierlach, erhebt sich, während alle übrigen Berge aus Granit bestehen, ein oben abgerundeter kahler Berg (mamelon) aus rothem Sandstein, den man im ganzen Thale emporragen sieht; er heißt im romanischen Patois des Landes lo Faudé, d. h. le faux Dieu, der falsche Gott, weil auf demselben einst druidischer Cultus gefeiert worden sei (?). Zur Zeit der Einführung des Christenthums, so geht hier die Sage, zogen sich die noch dem Heidenthum ergebenen Bewohner der Ebene immer mehr in die Berge zurück und opferten alle Christen, deren sie habhaft werden konnten, auf dem Gipfel des Faudé, der alten keltischen Opferstätte. Der Wald, welcher sich am Fuße und am Abhange des Berges hinzieht, heißt tsché nore (chat noir), schwarze Katze; es ist nicht geheuer darin. Hinter Urbis strebt eine gewaltige Bergreihe vom weißen See bis zum Bonhomme mit ihren Granitwänden empor und scheidet das Elsaß von Lothringen. Diese Berge heißen les fayes (fées), Feen. Sie sind als ein gefährlicher Paß bekannt, besonders zur Dämmerungszeit und im Winter, wo sich die Wanderer oft verirren, von den Felsen in Schluchten herabfallen oder andere Unglücksfälle ihnen begegnen."

Dialektproben aus diesen romanischen Vogesenthälern haben wir nicht gefunden, wohl aber aus dem romanischen Theile des Sundgaus. Stoffel (Christophorus) theilt in der „Alsatia" (1853. 172) zwei Volkslieder im Patois von Levoncourt (deutsch Lufendorf) im Canton Pfirt, hart an der Schweizergrenze, mit. Wir geben eine Probe des Chanson voyerie. Die Voyerie ist ein Rundtanz der Mädchen, wobei dieses Lied gesungen wird:

Patois.

Nos y étions tras feyes
Tot's les tras d'un temps.
Mon père nos aichète
Chez q'qu'un un gouénet bian.
Y ai laichié mes gants
Chu ces raiviers corant.

Französisch.

Nous y étions trois filles
Toutes les trois d'un temps.
Mon père nous achète
Chez quelqu'un une robe blanche.
J'y ai laissé mes gants
Courant sur ces ravières (Rübenäcker).

Ziehen wir nun die eben näher bezeichneten romanischen Theile vom Gesammtgebiet des Elsasses ab, so ergiebt sich uns der rein deutsche Theil desselben. Die Verhältnisse werden am schnellsten klar, wenn man sie tabellarisch überschaut, wie dieses bei Böckh auch (a. a. O. 300) geschehen ist. Wir legen im Folgenden Böckh's Tabelle zu Grunde. Die halbirt bezeichneten Gemeinden sind gemischte.

Cantone, Arrondissements, Departements.	Deutsch.		Französisch.		Zusammen	
	Gemeinden.	Einwohnerzahl.	Gemeinden.	Einwohnerzahl.	Gemeinden.	Einwohnerzahl.
Arrond. Weißenburg, 6 Cantone	104	84,423	—	—	104	84,423
Arrond. Zabern, 7 Cantone	164	103,983	—	—	164	103,983
Arrond. Straßburg, 9 Cantone	161	250,429	—	—	161	250,429
Arrond. Schlettstadt: 7 Cantone	88	122,691	—	—	88	122,691
Arrond. Schlettstadt: Canton Willer (Villé)	15	9,508	9	6,540	24	16,048
Depart. Unter-Elsaß	532	571,034	9	6,540	541	577,574
Arrond. Kolmar: 11 Cantone	130	182,376	—	—	130	182,376
Arrond. Kolmar: Canton Markirch (St. Marie)	$1\frac{1}{2}$	11,218	$\frac{4}{2}$	9,348	5	20,566
Arrond. Kolmar: Canton Scheierlach (la Poutroye)	$\frac{2}{2}$	3,657	$3\frac{2}{2}$	9,493	5	13,150
Arrond. Mühlhausen: 6 Cantone	127	149,201	—	—	127	149,201
Arrond. Mühlhausen: Canton Pfirt	$27\frac{1}{2}$	13,529	$\frac{4}{2}$	1,276	31	14,805
Arrond. Belfort: Canton St. Amarin, Sennheim, Thann	39	56,162	—	—	39	56,162
Arrond. Belfort: Damerkirch (Dannemarie)	20	7,873	—	—	20	7,873
Arrond. Belfort: Masmünster (Masseraux)	14	12,023	—	—	14	12,023
Arrond. Belfort: Belfort, Fontaine, Giromagny, Delle	—	—	?	59,673	?	59,673
Depart. Ober-Elsaß	$359\frac{10}{2}$	436,039	?	79,790	?	515,829
Ganz Elsaß	$891\frac{10}{2}$	1,007,073	?	86,330	?	1,093,403

Hierbei sind allerdings die ganz verwälschten Elsässer in den Städten noch nicht als Franzosen gerechnet; schlägt man diese und die in die Städte eingewanderten Franzosen, namentlich in Straßburg und Mühlhausen, auf 200,000 an, so erhält man für das ganze Elsaß eine Anzahl von höchstens 300,000 Franzosen und französirten Deutschen. Bei einer Einwohnerzahl des Elsasses von 1,100,000 Seelen macht dieses $2,_{72}$ Procent Franzosen aus. Das ist aber auch das Höchste, was man annehmen darf, wobei zu berücksichtigen, daß unter naturgemäßen Verhältnissen, d. h. deutscher Herrschaft, die französirten Elsässer bald wieder zu gewinnen sind. Das Departement Unterrhein umfaßt $82,_{69}$ Quadratmeilen, Departement Oberrhein $74,_{60}$ Quadratmeilen, ganz Elsaß $157,_{29}$ Quadratmeilen. Von diesem Flächeninhalt entfallen auf das romanische Gebiet der Vogesenthäler $4\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, auf die rein französischen Theile des Arrondissements Belfort etwa 13 Quadratmeilen, so daß für den deutschen Theil des Elsasses 140 Quadratmeilen erübrigen. Mithin ist nur etwa 1 Procent der Bodenfläche französisch.

Volk und Volksleben in Neurußland.

III. *)

Die Dienerschaft auf dem Lande. — Kleinrussische Melodien. — Bestrafung des Diebstahls. — Die Schänke und ihr Einfluß. — Tänze. — Die ehemalige Frohnarbeit. — Schafschuren. — Spitznamen. — Aberglaube. — Leichenäcker. — Wanderungslust.

Die Dienerschaft pflegte nicht nur bei den Gutsbesitzern, sondern selbst bei den Beamten sehr zahlreich zu sein; zweimal jährlich ein Hemde und ein Kattunröckchen und an Gelde 6 bis 7 Rubel für das ganze Jahr war Usus und stellte jedes Mädchen zufrieden; aber sie thaten Alle zusammen nicht viel, sie halfen einander im Nichtsthun, schlossen sich aber mit gewinnendster Herzlichkeit dem Familienkreise an, wo sie gut behandelt wurden, ganz besonders den kleinen Kindern. Es war ein fortwährendes Spielen, Springen und Trällern, das man allenfalls dulden mochte, wenn nöthige Arbeiten nicht gar zu sehr darunter gelitten hätten. Die Begabung dieser heiteren, leichten Geschöpfe war außerordentlich. Nicht nur verstanden sie sehr bald die deutsche Sprache, und man mußte sich in vertrautem Kreise sehr vor ihnen hüten, da richtig oder falsch Verstandenes sogleich durchs ganze Dorf flog, sondern wir überraschten sie auch häufig am Clavier, die Melodien der Kinder recht glücklich wiedergebend. Wollte die Hausfrau eine Arbeit fördern, so mußte sie alle Beschäftigten um sich vereinen und durfte kein Auge von ihnen wenden. Hatte man unglücklicherweise eine Sängerin unter ihnen, so ward mit gedämpfter Stimme ein Lied intonirt, aber dabei das Auge der Hausfrau sorgsam beobachtet; schwieg dieselbe oder zeigte gar Wohlgefallen, so erbebte alsbald das ganze Haus vom gewaltigen Chorus, der, außerhalb aufgenommen, sich in Küche und Garten weiterpflanzte und die ganze Wirthschaft in ein Concert verwandelte, wobei jede Arbeit sofort zur Nebensache ward. Die Kleinrussinnen sind bekanntlich leidenschaftliche Sängerinnen; selbst die besseren Classen pflegen ihre nationalen Lieder eifrig und sehen in ihnen eine Hoffnung zu künftigem Ruhme. Kleinrußland wird das russische Italien genannt. Die Studenten der Odessaer Universität sind mit ihren nationalen Liedern ganz neuerdings auf dem Theater hervorgetreten und haben großen Enthusiasmus erregt. Die Hoffnung scheint also nicht ganz ungegründet, obwohl diese Lieder in ihrem musikalischen Theile noch lange nicht so durchgearbeitet sind, wie die großrussischen, von denen sie sich trotz ihres ebenfalls sehr melancholischen Charakters doch in jeder Hinsicht wesentlich unterscheiden. Auch aus ihnen weht der schwermüthige Ausdruck unerfüllter Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung, der allen slavischen Liedern eigen ist. Neuerdings hat Lipsky in St. Petersburg eine vortreffliche Auswahl ukrainischer Lieder mit Clavierbegleitung herausgegeben, die auch wohl in den deutschen Buchhandel gekommen ist.

Wie innig der Patriotismus der Kleinrussen mit ihren Melodien verknüpft ist, davon erlebte ich vor einigen Jahren ein sehr charakteristisches Beispiel.

Ich befand mich auf dem Balle eines wohlhabenden Gutsbesitzers des chersonschen Gouvernements. Die zahlreiche Versammlung bestand mit Ausnahme einiger Deutschen und zweier Polen ganz aus Kleinrussen. Ein jüdisches Orchester spielte die modernen Tänze gar nicht übel, man tanzte Quadrillen, Polkas und Walzer wie überall in der Welt. Nach einer längern Erfrischungspause ertönte auf Veranlassung unseres lebensfrohen Wirthes plötzlich eine Melodie, wie ich noch nie eine ähnliche gehört. Aus wenigen kurz abgestoßenen Tacten entwickelte sich ein einziger langgezogener Ton, in welchen die erste Violine mit sechs bis acht sich stets wiederholenden Noten einfiel; diese wenigen Noten umgaukelten den Grundton wie spielende Sylphen, kletterten an ihm hinauf und herab, umkreisten ihn bald näher, bald weiter, bald klang es wie leises Geflüster, bald schien wildes Jauchzen den Raum zu erfüllen.

Bei den ersten Tönen dieser Melodie fuhren die Gäste mit dem Jubelruf „maloróss, maloróss!" von ihren Sitzen auf; alte Herren verließen ihren Kartentisch, alte Damen ihre Plauderecke, im Nu standen Herren und Damen sich in zwei langen Reihen gegenüber, und es begann ein Tanz, der unserm deutschen „Schubkarren" ähnlich war, aber mit einem Feuer, einer Begeisterung, die Alles, auch mich und die übrigen Deutschen, unaufhaltsam mit fortriß. Lag es in der Musik, oder im Tact, oder in beidem, man konnte nicht widerstehen, wir wurden förmlich elektrisirt. Fast athemlos warf ich mich nach einigen Minuten aufs Sopha; durch den Saal wirbelte und jauchzte es in mächtigen Wellen; um mich den sinnberückenden Eindrücken dieser seltsamen Melodie zu entziehen, öffne ich die Thür zum Vorzimmer, was erblicke ich aber dort? Die ganze Dienerschaft des Hauses mit derselben Furie bei demselben Tanze! Da begriff ich, welch ein Schatz solch eine nationale Melodie ist, die mit einem Tone alle Kinder des Landes eng an einander schließt, und es fiel mir schwer auf die Seele, daß wir Deutsche bis heute noch dieses Bandes entbehren. Wenn einst die Zeit kommt — und sie wird kommen —, da auch unsere Stämme sich in einer nationalen Melodie zusammenfinden, dann werden wir keinen Feind der Erde mehr zu fürchten haben.

Doch kehren wir zu unseren Dienstboten zurück.

Trotz aller Herzlichkeit und Liebe für Musik hat man indeß die größte Noth mit der Hütung seiner Victualien. Im Laufe der Woche sucht jede Magd an Mehl, Butter, Eiern und Säften zu erbeuten, was möglich ist, um Sonntags, wenn die Herrschaft zur Ruhe ging, in der stets abgesondert liegenden Küche ein Bacchanal in großem Maßstabe veranstalten zu können. So streng dergleichen verboten war und ist, gelang es uns doch nie, die Versammlung in flagranti crimine zu überraschen. Stets war Eins auf der Lauer, ehe man die Thür erreichen konnte, erloschen im Innern die Lichter, dunkle Gestalten erschienen, unhörbar wie Schatten, aus dem Schornsteine, auf dem Dache; links und rechts plumpte es leicht zur Erde und verschwand. Oeffnete man die Thür, so fand man sein Dienstpersonal anscheinend im tiefsten Schlafe und, mühsam geweckt, im höchsten Grade erstaunt ob des Verdachts der Herrschaft.

Zuweilen traten indeß doch Zeichen eines gewissen Rechtlichkeitsgefühls zu Tage. Meine Köchin, ein großes, baumstarkes, recht hübsches und auch im Ganzen gutes Mädchen, war uns anscheinend sehr anhänglich; auch wir hatten sie gern und behandelten sie liebevoll. Einst in der Dämmerung stürzt Martha blaß und verstört ins Zimmer zu meinen Füßen.

*) Vergleiche Band XVII. S. 138 ff. und 169.

„Herr!“ ruft sie mit allen Zeichen des Schreckens, „retten Sie mich, schützen Sie mich, man will mich verderben!“

Sehr überrascht, suchte ich sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß ihr in meinem Hause nichts geschehen könne. Mittlerweile zeigte sich in der geöffneten Thür ein Trupp Bursche; schüchtern traten einige näher und baten um die Auslieferung des Mädchens. Schon wollte ich auffahren, als mir einer mit den Worten zuvorkam: „Belieben sich Eure Gnaden nicht zu ärgern, diese Martha hat es so gut bei Ihnen; nichtsdestoweniger hat sie alle die Enten, welche Sie in der letzten Zeit vergebens haben suchen lassen, gestohlen und durch eine Nachbarin verkaufen lassen; zur Strafe wollen wir sie auf einem Karren durchs Dorf führen.“

Befremdet blickte ich auf das Mädchen; die Thatsache schien nur zu begründet und mein Schutz sehr überflüssig. Martha kämpfte wie eine Löwin! Vier Bursche schlug sie zu Boden, ward aber schließlich übermannt, geknebelt und auf den Karren geworfen. Auf den Rücken band man ihr zwei Enten, und im tollsten Jubel ging es hinaus zum Thore; Hunderte von Stimmen gackerten und zischten hinter ihr her und zwei heisere Violinen kratzten ihren Kolophoniumsstaub dazwischen.

Erinnert das nicht einigermaßen an das baierische Haberfeldtreiben?

Ich habe später ähnliche Ceremonien auch mit alten und jungen Männern vornehmen sehen. Dennoch wird unglaublich viel gestohlen, ohne daß die Nemesis sich besonders erregt fühlte.

Daß die Blüthe weiblicher Anmuth sich in diesen Gegenden nur auf wenige Jahre beschränkt, findet seine natürliche Erklärung in der harten Arbeit unter einem durch schroffe Uebergänge ausgezeichneten Klima; in der rohen Behandlung eben so sehr, wie im übertriebenen Genusse des Branntweins und den bereits sehr frühzeitig entfesselten Leidenschaften. Frauen von kaum 30 Jahren gleichen alten Weibern, noch ältere den Mumien. Selten nur erfrischt uns der Anblick einer stattlichen Bäuerin, der sich denn auch immer auf größern Wohlstand zurückführen läßt. Die meisten sind boshafte, giftige Megären, eine Sammlung Knochen in Pergament gewickelt.

Weitaus die meisten lassen in jedem Frühjahr zur Ader; wie sehr das den Körper zerrüttet, wird Jeder begreifen. Ich hatte öfters revisionsweise bei den Schänken anzufahren; zu jeder Zeit, sei es nun Feier- oder Werkeltags, fand ich dort einen begeisterten Kreis alter Zecher und Zecherinnen mit heiserm Gegröhle ihre Gläser an einander klingen und von Liebe und Rührung überfließen. Der mittlere Verbrauch bei einer Hochzeit beläuft sich auf 30 bis 40 Eimer, oft aber übersteigt er 60 und 80.

Die einzige Erholung des Steppenbauern an Feiertagen ist die Schänke. Dort versammelt sich schon Vormittags der größte Theil der ältern Bevölkerung des Dorfes, und das Jubeln, Toben und Lachen endet erst nach Mitternacht mit Scenen, die sich jeder Beschreibung entziehen. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts zerstreuen sich in kleinen Gruppen über die Steppe, nehmen ihren Branntwein mit, und man hört noch spät in der Nacht ihren Gesang aus weiten Entfernungen. Wie es da hergeht, hat ein Deutscher wohl nie gesehen, kann sich's aber ziemlich deutlich vorstellen.

Die großrussischen Tänze entbehren weder der Kraft, noch Grazie und Gewandtheit, namentlich ist der wildere Theil der Bewegungen ausschließlich den Männern zugewiesen; in Neurußland dagegen besteht er einzig in einem bärenhaften Trampeln und Stampfen zweier einander dicht auf den Leib rückender Personen, die sich zur Abwechselung zuweilen um ihre eigene Achse drehen. Es giebt nichts Tölpelhafteres, den Schönheitssinn Verletzenderes, als dieses Hüpfen und Trampeln mit möglichst einwärts gesetzten Füßen. Natürlich sind in wenigen Minuten beide Theile athemlos; kratzt die Violine noch weiter, so tritt rasch ein neues Paar ein, während die Umstehenden pfeifen, juchzen und gröhlen.

Jede Frohnarbeit geschah unter der Aufsicht fest angestellter Attamänner, die mit ihrem Stocke der säumigen Ausführung sofort neues Leben einhauchten und streng sein mußten, weil sie wiederum dem Prikaschtschik verantwortlich waren. Zu letzterm wählte man stets einen wohlhabendern Bauer, dessen Energie und Persönlichkeit ihm ein natürliches Uebergewicht über seine Landsleute zu geben geeignet waren. Er wurde mehr gefürchtet, als selbst die Herrschaft; gegen seinen Ausspruch gab es kaum eine Appellation, und seine Faust war stets bereit, Mann oder Weib zu schweigendem Gehorsam zurückzuführen. Körperliche Züchtigung durfte er eigentlich nicht verhängen, sie erfolgte aber im Comptoir auf seinen Antrag stets nach seiner Angabe. Doch gab es Bauern, deren hohe oder ernste Persönlichkeit sie eo ipso von jeder Körperstrafe ausschloß, selbst wenn ihre Leistungen nicht genügten, oder aber heimtückische, verbissene Naturen, deren verzweifelter Charakter selbst den gebietenden Prikaschtschik zur Vorsicht mahnte; er pflegte seine Leute genau zu kennen, und sein Benehmen gab einen sichern Anhalt in dieser Beziehung. Im Comptoir fielen diese Subtilitäten freilich meist weg, denn der Beamte oder für die executive Justiz angestellte Rechtskenner stand über den Parteien; ihm galt nur das Gesetz, er handhabte es jedoch auf den großen Gütern, die ich beobachten konnte, meist in seiner mildern Auslegung; stand aber ein großer Scandal oder gar Criminalfall in Aussicht, so wußte einer meiner Bekannten jederzeit ein Mauseloch zu finden, in welches die Geschichte hineinschlüpfte, ohne eine Spur zu hinterlassen. Er hatte hierin die ganze Bauernschaft stillschweigend auf seiner Seite, denn die tödtliche Mißhandlung eines Weibes oder Hirtenknaben, das brutale Verfahren gegen ein Mädchen enthielt für Jeden einen möglichen Präcedenzfall. Daß dieses Verfahren außerordentlich dazu beitrug, das Rechtsgefühl der Leute zu verwirren, liegt auf der Hand. — Man kann annehmen, daß dieses System allen größeren Gutsverwaltungen eigen war und sein Einfluß auf die weitesten Kreise noch auf lange hinaus nachwirken wird. Welche Freude verursachte es zum Beispiel, irgend einen aufgefundenen Leichnam still über die Gutsgrenze auf des Nachbars Land zu schaffen, um sich von den Weitläufigkeiten zu befreien, welche von der gesetzlichen Untersuchung unzertrennlich sind!

Im Allgemeinen wurde die Frohnarbeit nachlässig und widerwillig geleistet, obwohl die Tagesaufgabe eine mäßige war. Große Güter mit ausreichender Arbeitskraft mochten sich dadurch in der humanern Auffassung des Verhältnisses nicht besonders beengt fühlen, da sie selten auf diese Einnahme ausschließlich angewiesen waren, bei mittleren indeß war der Stock in der That das einzige Mittel zur Herstellung des Gleichgewichts, womit natürlich weder Grausamkeit, noch gesteigerte Forderungen entschuldigt werden sollen.

Wenn z. B. bei der Schafschur von Böcken und Hämmeln 10 und 15, Schafen 18, Lämmern 20 als tägliches Pensum auf den Mann während des Frohntages fielen, so schor derselbe für Geld das Drei- und Vierfache dieser Zahl; er konnte sich in der Woche gegen 25 Rubel erarbeiten und zugleich seine Frohn abmachen. Weiber wurden bei der Schur nur auf sehr wenigen Gütern verwendet, weil große Herden, Bestände von 40,000 bis 70,000 Stück, rasch und energisch behandelt werden müssen; fällt ja doch auch die Heuernte gerade in diese Zeit.

Wie außerordentlich die Leute arbeiten konnten, wenn ihr Interesse ins Spiel kam, bewiesen diese Schuren. Sie überboten einander in dem Bemühen, die bestimmte Frohnzahl zu überschreiten; es war eine unbeschreibliche Hetze, die groben Hemden und Beinkleider trieften buchstäblich von Schweiß; manche schoren 80, ja 90 Stück am Tage, durchschnittlich jedoch 40. Leider wurden die armen Schafe dabei rücksichtslos getreten, geworfen, gestoßen, geschnitten, ja selbst getödtet. Die beaufsichtigenden Beamten befanden sich in größter Bedrängniß; sie konnten nicht Augen genug haben, da das getödtete oder schwer verletzte Thier dem Urheber natürlich in Rechnung gebracht werden mußte. Dennoch waren die Leute Abends noch zu Gesang, Tanz und gymnastischen Spielen aufgelegt und kamen selten vor Mitternacht zur Ruhe. Da bei der Schur zahlreiche Herden zusammengetrieben wurden, so erregte das Zusammentreffen so vieler Schäfer ganz besonderes Interesse. Diese armen Kerle, während des ganzen Jahres auf die einsame Steppe beschränkt, erschienen in dieser neuen Welt nun im schönsten Staate. Den Hut keck auf dem Ohre, den mit unzähligen blanken Knöpfen besetzten Pojas (Gürtel), von welchem Messer und Zange in kleinen Scheiden lang herabhängen, prahlerisch zur Schau tragend, sprüheten ihre Augen von dem so lange verhaltenen erotischen Feuer. Mit der langen Peitsche knallend gehen sie einher, wie der Löwe, der da sucht, wen er verschlinge. Kein Wunder, wenn die Nacht Scenen verhüllt, von denen ein abendländisches Herz nur die unbestimmtesten Begriffe haben kann, und eben so wenig ein Wunder, daß auf den Schafwäschen und Schuren die meisten Hochzeiten verdorben werden.

Eine vortreffliche Einrichtung, deren Ursprung ich nicht nachweisen kann, da ich sie in Rußland auch sonst noch antraf, ist im Süden sehr im Gebrauch. Bei allen inneren bäuerlichen Streitigkeiten, Diebstählen, Schlägereien und dergleichen versammelt die Verwaltung die Stariki, d. h. die ältesten bestberufenen Männer des Dorfes, legt ihnen die Sache vor, verhört in ihrer Gegenwart die Parteien und anticipirt auf diese Weise das Verdict der Geschworenen, welches erst jetzt in seinen ersten Anfängen von der neuen Gerichtsordnung in Vorschlag gebracht, im Herzen des Volks aber bereits vorbereiteten Boden findet. In der Regel sind die Urtheile der alten Bauern strenger als das neue Gesetz.

Eine ganz eigenthümliche Sitte tritt ferner in den Spitznamen hervor, die außer denen in den Revisionslisten figurirenden Familiennamen jedem kleinrussischen Bauer anhängen, und von dem dem Volke innewohnenden Humor beredtes Zeugniß ablegen. Sie lassen sich auf irgend eine Absonderlichkeit von Vater oder Sohn zurückführen, heißen mit technischer Bezeichnung: „po-úlitschnii“ (Straßennamen), und sind so allgemein im Gebrauch, daß die Revisionsnamen meist nur noch im Comptoir bekannt sind. Mein Nachbar hieß „Juschka“, ward aber nur „Sakablúk“ (der Hinterhackige, Hackenscheue) genannt; andere, deren Namen mir unbekannt, hießen: „Räbúi“ (der Pockennarbige), „Scheltoschtánn“ (Gelbhose), „Newmiwáka“ (der Ungewaschene), und so fort, zum Theil höchst komisch und originell. Dieser Gebrauch ist ein sprechender Beweis ihrer Saporogerabstammung. Es ist geschichtlich erwiesen und in dem sehr verdienstlichen Werke Skalkowsky's neuerdings hervorgehoben worden, daß die Saporoger in ihren Lagern (Sétschen) in heiterm Uebermuth und selbst auf Märschen jedes komische Ereigniß, einen kleinen Unfall oder eine persönliche Absonderlichkeit dem betreffenden Kameraden mit einem Spitznamen für immer aufzwangen. Unter diesen Namen verbargen sie auch sonst noch Leute, die von Behörden gesucht wurden, wie denn diese vielverkannte Brüderschaft überhaupt so Institutionen als Wohnplätze neugierigen Augen zu entziehen stets bemüht war.

Die bereits angeführten Zöpfe sowohl als die heutige Tracht der Neurussen, d. h. der Bewohner der Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson, sind durchaus saporogischen Ursprungs. Ueberhaupt hat der Klein- und Neurusse (was eigentlich ein und dasselbe ist) durchaus mehr Sinn und Neigung für Spott, Scherz, Witz und heiterste Lebensauffassung, als der feierliche, steife Großrusse; ein rascher, treffender Witz findet im Süden stets dankbare und bewundernde Zuhörer. Daß trotzdem der Aberglaube stark florirt, kann unter den herrschenden Zuständen um so weniger auffallen, als ich überhaupt kein Volk wüßte, welches sich in der Masse von ihm befreit hätte. An den Hausgeist (domowói) glaubt man in ganz Rußland, selbst in den besseren Ständen; ja, es dürften sich in den höchsten Kreisen nicht wenige finden, die noch in diesen Banden liegen. Man spricht nicht gern von ihm, da seine Macht eher eine trübende, schädigende ist, man demnach den Teufel nicht an die Wand malen will. An der Persönlichkeit dieses letztern zweifelt Niemand. Mit voller Uniform von Pferdefuß, Krallen, Hörnern und Schweif steht er leibhaftig vor Aller Phantasie. Neu aber war mir der hier unter den Bauern allgemein herrschende Glaube an Zauberinnen, welche die Gabe besitzen, sich in beliebige Thiere zu verwandeln, den Leuten auf den Buckel springen und auf diesem unpassenden Schauplatze ihre Frevelthaten vollführen. Solche Personen heißen „Widma“; in meinem Dorfe standen zwei alte arme Wittwen in diesem übeln Geruche; sie wurden von Allen gemieden. Trotz meines energischen Widerspruches versicherten alle Bauern hoch und heilig, ihre Verwandlung in Katzen selbst gesehen zu haben, und da ihnen alle Thüren verschlossen waren, geriethen sie häufig in solche Noth, daß sie ohne die Unterstützung meiner Familie sich kaum hätten erhalten können. Unschwer läßt sich diese Thorheit auf die Schänke zurückführen, deren begeisternde Gaben manchem nächtlich heimkehrenden Zecher auf stiller Steppe Gebilde vorführen mögen, die mit allem Lebendigen im Widerspruch stehen.

Zwischen meinem und dem benachbarten Dorfe befand sich am Wege eine Art Sumpf oder Moor, der im Frühjahr von den steigenden Gewässern benachbarter Flüsse stets neu gespeist wurde, während der heißen Monate zum Theil anstrocknete, aber einen zähen Schlamm hinterließ, der boshaft festhielt, was sich unvorsichtig in seinen Bereich wagte. In einer Sommernacht gerieth ein benebelt heimkehrender Bauer, ein junger, flotter Geselle, vom Wege ab in diesen Schlamm. Er taumelte hin und her, schrie, kämpfte und ertrank schließlich.

Beide Dörfer geriethen in Aufregung. Den braven Semén konnten doch nur die im Sumpfe hausenden Teufel verlockt haben, es war nicht anders denkbar! In hellen Haufen drängte die Bevölkerung zum Dorfpriester mit der Bitte: durch feierlichen Umzug mit Bibel, Kreuz und Fahnen dem Gesindel des Moors zu Leibe zu gehen und es zu bannen zu Nutz und Frommen anderer nächtlich heimkehrender Wanderer. Und so geschah es! — In großer Procession, mit wehenden Fahnen, mit Gesang, Bibel, Kreuz und Lichtern ward der Sumpf umschritten und alles Unheilige gründlich daraus vertrieben; dann kam der ganze Zug auf meinen Hof, wo Priester und Fahnenträger sich von der überstandenen Culturarbeit bei einem gerngebotenen Gläschen Branntweins erholten.

Zwei weitere Thatsachen entsprechen ganz dem geschilderten niedrigen Entwickelungsstande dieser Gegenden. Erstens die geringe Pietät für die Todten, in welcher der Mensch doch sonst seinem tiefern Gefühle Genüge zu leisten gedrängt

wird, und zweitens die Leichtigkeit, mit welcher der Bauer auf die grundlosesten Gerüchte hin die heimathliche Scholle verläßt, um ins Blaue hinein nach angeblich besseren Gegenden zu wandern.

Findet man auch hier und da mit Gräben umzogene Kirchhöfe, so liegt doch der weitaus größte Theil derselben dicht vor oder bei den Dörfern, ohne weiteres ihn von der Steppe scheidendes Merkmal. Schweine grasen und hausen dort nach Belieben, Kühe reiben sich an den primitiven Kreuzen, und bald ist jedes Sinnbild zertrümmert. Diese Gefühllosigkeit befremdet um so mehr, als in Großrußland den Todten hohe und gemüthvolle Achtung erwiesen wird. Jedermann entblößt sein Haupt auch vor dem einfachsten Sarge, und die Wache senkt vor dem todten Bettler das Gewehr. Die Kirchhöfe der Städte Neurußlands unterscheiden sich von denen Livlands und St. Petersburgs jedoch nur in so fern, als die dürftige Vegetation sie des Schattens beraubt, der zur Erhaltung und Berasung der Hügel nöthig ist. Durch die Hitze leiden natürlich auch die Monumente, die reichlich und in zum Theil sehr geschmackvollen und kostbaren Exemplaren aus Eisen und Marmor vorhanden sind, aber nach wenigen Jahren bereits den Anschein von Alter und Verfall annehmen. Das oben Bemerkte bezieht sich also nur auf die Dörfer. — Auf dem Kirchhofe der Stadt Krementschug fand ich die Grabhügel der Kinder sogar mit großen Glasglocken überdeckt, unter denen das Spielzeug der Kleinen in schönster Ordnung aufgestellt war. Puppen, Möbeln und Kochgeschirre schienen des lieblichen Wesens zu harren, das einst unter fröhlichem Lachen mit ihnen spielte. Kein Prachtmonument hat jemals auf mich den erschütternden Eindruck gemacht, den dieses Bild zarter Mutterliebe hervorbrachte. — So ist das Mutterherz doch immer und allenthalben die reinste Quelle der Poesie.

Alle Mängel der kleinrussischen Natur, ich möchte sagen, ohne ihre erhebenden und Hoffnung verheißenden Seiten, concentriren sich demnach nur im gemeinen Manne, dem Bauer, und wenn der Kleinrusse der besseren Stände sich, wie ich häufig wahrnahm, über den Großrussen erhaben dünkt, so hat das allerdings seine relative Berechtigung in den Anlagen, welche ihm seinen Platz zwischen Polen und Russen anweisen, nicht aber in den historischen Erfolgen, die doch zumeist den wirklichen Werth eines Volkes und seine innere Lebenstüchtigkeit zu documentiren pflegen.

Die Céremonie bei den Beerdigungen der kleinrussischen Bauern beschränkt sich auf die Einsegnung des Leichnams durch den Ortspriester und dessen Begleitung unter Vortragung des Kreuzes und einiger Kirchenfahnen. Kann die Gebühr nicht aufgebracht werden, so fällt auch diese weg, und der Sarg wird einfach fortgetragen und verscharrt. Da der Bauer meist ohne ärztliche Behandlung stirbt und stets schon am andern Tage beerdigt wird, so läßt sich annehmen, daß sich unter ihnen weit mehr Lebendigbegrabener befinden müssen, als bei Völkern, die ihren Todten größere Sorgfalt widmen.

Die Taufe findet ebenfalls schon andern Tages, also oft wenige Stunden nach der Geburt, statt. Daß sowohl bei dieser als den Trauungen die Gegenwart der Eltern kirchlich untersagt ist, darf ich als bekannt voraussetzen. Das dreimalige Untertauchen des Neugeborenen in kaltes Wasser hat für einen Deutschen stets etwas außerordentlich Beängstigendes, obwohl Unglücksfälle kaum vorkommen, wohl aber sterben viele Kinder bald darauf in Folge der Erkältung.

Hinsichtlich des leichtsinnigen Auswanderns der Bauern erlebte ich einen ganz besonders charakterisirenden Vorgang, den ich hier mittheilen will.

Zur Zeit der theilweisen Auswanderung der Tataren aus der Krim, also bald nach dem Kriege, durchschwirrten allerlei seltsame Gerüchte die Steppe. Niemand wußte, woher sie kamen, noch worauf sie sich gründeten. Offenbar waren alte Weiber, heimwandernde Soldaten und Hausirer ihre Träger; sie verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es hieß: die verlassenen Ländereien sollten den zuerst Ankommenden unentgeldlich zugetheilt werden, dazu gesellten sich allerlei Lesarten von bevorstehender Freiheit, kurz, die Bauernschaft gerieth in Bewegung.

Trotz der Proteste der Herrschaften und Verwalter füllten sich die nach Süden führenden Landstraßen mit endlosen Zügen, die das, was nicht hatte verkauft werden können, hochgethürmt mit sich führten. Eine Partie suchte die andere zu überholen. Bald waren Gedränge und Confusion so allgemein, daß die Regierung mit der bewaffneten Macht einschreiten mußte, was bei Cherson zu sehr tragischen Resultaten führte.

Etwa 50 Werste von meinem Wohnsitze lag das Gütchen eines jener kleinen Tyrannen, welche die Welt aus den Fugen glauben, wenn sie und ihre Tabacksdose in der Bequemlichkeit gestört werden, deren ganzes Wesen sich in die Devise: „faul, falsch, feige, filzig“ zusammenfassen läßt. Das kleine Kerlchen mit der rothen Nase und den wasserblauen, vorquellenden Augen hielt sich natürlich auch für den Wohlthäter seiner Bauern, die er durch stete Frohne an nützliche Thätigkeit gewöhnt, aber auch an den Bettelstab gebracht hatte. Da er selbst nicht zu peitschen wagte, hatte er mit dem Stanowoi (Landrichter) ein herzliches Freundschaftsbündniß geschlossen, und zwar in der Art, daß jede Einladung zu einer Partie Boston zugleich eine Execution involviren sollte.

Aber — o wehe! Eines Morgens sah Taraß Jesimowitsch seine Bauern mit Sack und Pack zum Dorfe hinausziehen!

„Um Gotteswillen, Kinder!“ schrie er zum Fenster hinaus, „wollt Ihr Euern Vater verlassen? Ihr kommt um, bei Gott, Ihr kommt um!“

„Wie Sie wollen, Herr!“ tönte es zurück, „auch dort wird Gott sein! Dort ist's ja wohl besser als hier! Leben Sie wohl! Gott mit Ihnen!“ Und fort zogen die Undankbaren.

Aber Taraß Jesimowitsch war ein Pfifficus und kannte seine Leute genau.

Nur sein lahmer Kutscher war ihm treu geblieben. Rasch entschlossen, ward die kleine Kalesche angespannt, auf eine weitere Ochsenfuhre ein Faß Branntwein geladen; das erstere Fuhrwerk lenkte der Herr, das zweite der Lahme, und Abends sahen die vorausgezogenen Bauern zu ihrem unendlichen Erstaunen den fetten Quälgeist mit seiner Begeisterungsquelle mitten in ihrem Nachtbivouac.

„Kinder!“ rief er mit nassen Augen, „ich kann mich nicht von Euch trennen; wir sind zusammen geschaffen, wo Ihr elbt, lebe auch ich; wo Ihr sterbt, lege auch ich meine Knochen nieder; Gott wird auch mir ein Plätzchen geben nach seiner Gnade; mein Gebet für Euer Wohl wird besser zu seinen Ohren dringen, wenn Ihr in meiner Nähe seid! Kommt, Kinder! trinken wir nach alter Heimathsitte ein Gläschen auf glückliche, gemeinschaftliche Reise!“

„Ja!“ wendete ein alter Bauer ein, wollen Sie denn auch auf der neuen Erde unser Herr sein?“

„Wie Gott will, Kinder! Macht Euch darüber doch keine Sorgen! Trinkt nur, dann geht Alles in Ordnung!“

Dieser Logik ließ sich natürlich nichts Vernünftigeres entgegensetzen; die 30 Gaffer verwandelten sich in 30 gerührte Zecher, Weiber und Kinder halfen redlich mit; am zweiten Abend kam man dem Fasse auf den Boden; rathlos

umstand die gerührte Schaar den Gastfreund, der ihr das Bild der verlassenen Heimath so reizend auszumalen verstand, immer mit leiser Hindeutung auf die opferbereiten Fässer daheim, während vor ihnen doch nur eitel Wasser zu erwarten stände, daß es ihm wirklich gelang, die Karawane noch in selbiger Nacht zur Umkehr zu bewegen. Als nun gar später Gerüchte von verwundeten, ja todtgeschossenen Bauern in sehr vergrößertem Maßstabe umliefen, feierte unser Taraß mit der Tabacksdose noch nachträgliche Triumphe seiner Voraussicht und väterlichen Weisheit.

Daß die vorgeschritteneren Classen der klein- und neurussischen Bevölkerung den Druck des Moskowiterthums und die ihnen versagte Berechtigung einer Eigenexistenz tief und schmerzlich empfinden, darüber ist kein Zweifel. Wie weit sie sich auch als Russen fühlen und wie loyal sie auch dem Ganzen dienen mögen, die Katkow'schen Ziele und ihre Träger stehen hier im Süden in sehr schlechtem Geruche, und jede Maßregel der Verschmelzung, die man irgend einem nichtrussischen Stamme zumuthet, erweckt in den Abkömmlingen der Ukraine nur sehr zweifelhafte Sympathien. Russen wollen auch sie sein und bleiben, aber keine Moskowiter im Sinne blinder und schrankenloser Auflösung aller traditionellen Werthe, und je energischer man z. B. ihre Sprache aus dem officiellen, kirchlichen und Erziehungsleben fernhält, um so zärtlicher hegen und pflegen sie dieselbe in ihren Familienkreisen. Es ist immer und überall das alte Lied: Hohe Götter werden öffentlich verehrt, aber die Penaten schließt man ins Herz!

Die Fahrt der „Germania" und der „Hansa" nach der Ostküste von Grönland.

II.

Capitän Koldewey's Bericht über die Fahrt der „Germania".

Die Expedition verließ am 15. Juni 1869 Bremerhaven. Sie bestand aus dem Dampfer „Germania" und dem Segelschiffe „Hansa". Am 15. Juli kam auf 74° 49′ N. 10° 53′ W. von Greenwich das erste Eis in Sicht. Die „Hansa" war von der „Germania" bei der Insel Jan Mayen in dichtem Nebel getrennt worden, man fand sie aber auf 75° N. wieder auf und nahm sie ins Schlepptau. Am 20. Juli wurde sie in Folge des Nebels und eines mißverstandenen Signals abermals getrennt. Die „Germania" traf den Dampfer „Bienenkorb", welchem sie Briefe nach Deutschland mitgab, und drang dann ins grönländische Eis ein. Bald nachher fand sie dasselbe völlig geschlossen und fand erst hinter 74° N. hinter dem Seestrome loses Treibeis; sie konnte dasselbe durchbrechen und westwärts ins Eis eindringen. Sie kam bis zur Gruppe der Pendulum-Insel; hinter dem Packeise zeigte sich das ersehnte Landwasser als wirklich vorhanden. Als der 17. Längengrad passirt war, wußte man, daß man das schlimmste Eis hinter sich hatte, und erreichte fast ungehindert die Sabine-Insel, und dampfte am 10. August weiter nordwärts. Längs der festen Lande der ostgrönländischen Küste war nördlich von 74° 32′ N. gar keine Spur erkennbar; man fand nur mehrjähriges Eis ohne Sprung und Riß. In 75° 31′ N. 17° 16′ W. kam das Vordringen zu einem plötzlichen Halte, weil die Eisfelder fest mit dem Landeise zusammenhingen; nach Norden hin war kein Wasser zu sehen.

Bei Cap Philipp Broke war das Landeis in den letzten Tagen losgebrochen; dort ankerte die „Germania" am 16. August Mittags in 3 Faden Wasser. Die Erforschungsarbeiten begannen sofort und wurden in den nächsten Tagen fortgesetzt. Die Shannoninsel ist bedeutend größer als auf den Karten angegeben; der nordöstlichste Punkt liegt unter 75° 26′ nördl. Breite und 18° 0′ westl. Länge und geht die Westküste beinahe gerade nach Norden. Die Insel macht im Ganzen einen öden und tristen Eindruck. In den Ebenen an der Westküste ist indeß stellenweise Vegetation genug vorhanden, um Herden von Moschusochsen, die wir dort antrafen, Nahrung zu gewähren. Das erste Thier dieser Art wurde gleich bei Cap Philipp Broke am 16. August geschossen.

Unsere Hoffnung auf bessere Eisverhältnisse ging nicht in Erfüllung. Das Packeis setzte vielmehr von Osten immer mehr wieder an die Küste; selbst der im Anfang August gänzlich eisfreie Theil zwischen Shannon und Pendulum wurde wieder mit Eis angefüllt. Unser Ankerplatz wurde deshalb mit jedem Tage unsicherer. Als am 26. August die Arbeiten auf der Insel vollendet waren und Niemand eine Möglichkeit sah, augenblicklich weiter nach Norden vorzudringen, schien es den Zielen der Expedition am meisten entsprechend, nach den Pendulum-Inseln zurück zu dampfen, um auch hier nach allen Seiten für die Wissenschaft thätig zu sein und wo möglich eine Schlittenreise zur Erforschung eines Fjordes zu machen. Unsere einzige Hoffnung, noch in diesem Jahre weiter nordwärts zu kommen, beruhte auf den Herbststürmen, die möglicher Weise noch eine Oeffnung reißen konnten.

Am 27. August wurde deshalb wieder südwärts gedampft. In den letzten Nächten hatte sich so viel junges, bereits Zoll dickes Eis zwischen den Flarden gebildet, daß wir nur mit voller Dampfkraft und häufigem Rückwärtsgehen und Wiederanrennen uns einen Weg bahnen konnten. Ein Segelschiff wäre hier vollkommen hülflos gewesen, da wenig oder gar kein Wind vorhanden war. An dieser Küste ist im Sommer die Windstille entschieden vorherrschend, wie wir in beiden Sommern zu beobachten Gelegenheit hatten. Die „Germania" ankerte an der Südseite von Klein-Pendulum, Abends 11 Uhr, den 27. August, in 5 Faden Wasser.

Der erste Theil des September verlief mit Aufnahme des Landes, der andere mit wissenschaftlichen Untersuchungen, Jagd auf Moschusochsen, Rennthiere ꝛc. Das Eis brach nicht auf; selbst einige heftige Stürme aus Norden übten keinen Einfluß auf die träge Masse aus. Das Landeis zwischen Shannon und dem Festlande lag unverändert fest; unser Schiff wurde in immer engere Grenzen eingeschlossen, und selbst ein Versuch, in die Gale Hamkes Bai einzufahren, mißlang, da auch diese bereits mit schwerem Eise angefüllt war. Bei der Windstille bildete sich immer mehr und mehr junges Eis und obgleich dieses bei jedem Nordwinde wieder zerschlagen wurde, deuteten doch alle Anzeichen auf das Herannahen des Winters.

Am 13. September lag die „Germania" wieder in dem kleinen Hafen an der Südseite der Sabine-Insel, in dem sie zuerst am 5. August die Anker ausgeworfen hatte. Es wurden Vorbereitungen zu einer Schlittenreise nach dem Innern getroffen und dieselbe am folgenden Tage Mittags angetreten. In der Nacht hatte sich wieder viel junges Eis in der Straße und um das Schiff gebildet, so daß wir uns nur mühsam mit dem Boote bis zum alten Eise hindurcharbeiteten, welches eine deut-

sche Meile vom Schiffe nach Westen lag. Die Wassertümpel auf dem Eise waren bereits wieder vollständig gefroren und ging daher die Schlittenreise ziemlich rasch und gut von Statten. Wir drangen in den nächsten Tagen in das Innere eines Fjordes ein, der im Sommer eisfrei gewesen, jetzt aber bereits mit 3 Zoll dickem glatten Eise bedeckt war. Ein über 4000 Fuß hoher Berg wurde bestiegen und von Oberlieutenant Payer eine umfassende kartographische Arbeit gemacht. Der Berg gewährte einen weiten Ueberblick sowohl über die umgebenden Gebirge, wie auch nach Nordosten über die See. In letzterer Richtung, über die Nordspitze von Shannon hinweg, konnte das Auge nur Eis erkennen. Die Felder hatten sich also doch nicht in Bewegung gesetzt und waren wahrscheinlich niemals vom Landeise losgebrochen. Es stand jetzt unumstößlich fest, was wir Alle schon vermuthet hatten: Ueberwinterung vor der Sabine-Insel, als dem einzig praktischen und sichern Winterhafen an der ganzen Küste zwischen 77° und 74° nördl. Breite.

Auf der Rückreise zum Schiffe wurden auf einer Insel von Oberlieutenant Payer Braunkohlenlager entdeckt und zahlreiche Petrefacten gefunden. Auf jener „Kohleninsel“ fand sich eine im Vergleich zur Sabine-Insel reiche Vegetation, hauptsächlich Andromeda, und große Heerden von Moschusochsen und Rennthieren weideten hier. Wir konnten vom Zelte aus so viel Wild erlegen, wie wir haben wollten, vermochten jedoch leider nicht, viel an Bord zu bringen, da unser Schlitten schon überdies stark belastet war.

Am 22. September kamen wir wohlbehalten an Bord zurück. Hier war man in der Zwischenzeit ebenfalls nicht müßig gewesen; es waren verschiedene Vorbereitungen für die Ueberwinterung getroffen; das Schiff war etwas weiter in den Hafen gelegt; man hatte mehrere Moschusochsen, Rennthiere, Bären, Walrosse geschossen u. s. w. In der Nacht vom 20. bis 21. September hatte ein heftiger Sturm aus Norden gewüthet, der indeß nicht mehr im Stande gewesen war, das junge Eis zu zerbrechen und wegzutreiben; dasselbe hatte bereits eine Dicke von mehreren Zoll, so daß wir zu Fuß an Bord gehen konnten.“

Man traf dann die nöthigen Vorkehrungen für die Ueberwinterung. Das Schiff wurde weiter in den Hafen hineingesägt und fror in einer einzigen Nacht so fest ein, daß es unverrückt lag. Das Deck wurde mit einer vollständigen Ueberdachung versehen, und am Lande wurden zwei Observatorien gebaut, eins für magnetische, ein anderes für astronomische Beobachtungen. Mitte Octobers führte man eine Mauer von Schnee und Eis um das Schiff herum auf, dessen Decke mehrere Zoll hoch mit Moos bedeckt worden war.

„Wir konnten jetzt mit Ruhe dem Winter entgegensehen. Unsere Einrichtungen waren der Art, daß wir mit verhältnißmäßig wenig Feuerung eine große Wärme hervorbringen konnten, und in der That steigerte sich der ganze Kohlenverbrauch selbst bei der größten Kälte (—32° R.) nie über 70 Pfund per Tag; die Oefen von Meidinger in Karlsruhe haben sich ganz vortrefflich bewährt. Im Laufe des Herbstes war über 1500 Pfund frisches Fleisch erlegt, so daß wir während des ganzen Winters beinahe täglich frischen Rennthier- oder Ochsenbraten auf dem Tische hatten.

Ende Octobers wurde von Oberlieutenant Payer in Begleitung von Dr. Copeland noch eine Schlittenreise nach Süden unternommen, welche die Entdeckung eines neuen Fjordes, weitere Landesaufnahmen und geologische Sammlungen einbrachte. Am 4. November kehrte auch diese Partie wohlbehalten zurück, wenngleich von den ungeheuern Anstrengungen sehr ermattet. Hiermit waren alle größeren Excursionen für diese Jahreszeit und für 1869 geschlossen.

Am 5. November zeigte sich die Sonne Mittags noch einmal am Horizont und verschwand dann vollständig, um erst Anfangs Februar wieder zu erscheinen. Auch die Bären, bis jetzt unsere getreuen Nachbarn, wurden nicht mehr gesehen; Rennthiere und Moschusochsen hatten sich mehr nach den besseren Weiden im Innern der Fjorde zurückgezogen. Starr, öde und ohne Leben lag die Natur um uns her; eine drei Monate lange Polarnacht stand uns bevor. Die allgemeine Stimmung war indeß eine durchaus heitere, und es war Keiner an Bord, der große Unannehmlichkeiten oder gar Krankheiten befürchtete, da wir in der That alle erforderlichen Mittel besaßen, um jeder Strenge des Winters erfolgreichen Widerstand zu leisten. An Beschäftigung und Unterhaltung fehlte es uns ebenfalls nicht; es gab fortwährend zu beobachten, zu rechnen, zu schreiben, zu zeichnen, und selbst der regelmäßige Schiffsdienst, jetzt vielmehr Hausdienst, nahm täglich mehrere Stunden in Anspruch. Wir hatten durch die Freundlichkeit einiger Buchhandlungen eine schöne und ausgesuchte Bibliothek an Bord bekommen, die wir jetzt fleißig benutzten. Außerdem war eine Navigationsschule errichtet, die von dem größten Theil der Leute mit Erfolg besucht wurde. Die Zeit ging auf die Weise rasch hin, so daß Weihnachten, die Mitte der Polarnacht, herankam, ehe wir fühlbar den fortwährenden Mangel des Tageslichtes merkten. Das einzige Unangenehme waren die häufigen orkanartigen Schneestürme aus Norden, die oft während mehrerer Tage jede Bewegung im Freien, selbst an Deck unter der Bedachung, vollständig verhinderten. Der Schnee drang in Form eines feinen Staubes durch alle Ritzen und Fugen der Verschanzung und des Zelttuches, so daß das Deck an manchen Stellen mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt wurde. In den Kajüten gab es dann manchmal störenden Rauch. Der schwerste und am längsten anhaltende Sturm wehte vom 16. bis 20. December mit ununterbrochener Heftigkeit, oft in orkanartigen Stößen, die das Schiff, obgleich es fest in Eis gebettet war, vom Kiel bis zum Top erzittern machten.

Dieser Nordsturm brach das Eis, welches bereits eine Dicke von einigen Fuß erreicht hatte, 300 Schritt südlich vom Schiffe, wie auch im Osten der Insel, wieder vollständig auf, so daß ein schmaler Streifen offenen Wassers längs der Küste im Süden sichtbar war. Wir dankten Gott, daß die Kleinheit unseres Schiffes uns gestattet hatte, so weit in den Hafen hineinzuholen; ein größeres Schiff, welches in 16 bis 18 Fuß Wasser hätte liegen müssen, wäre hier unfehlbar mit losgerissen und in Folge dessen unrettbar verloren gewesen, da es sehr bald von dem durch den Orkan in furchtbaren Aufruhr versetzten Eise zersplittert worden wäre. Nach diesem Sturm trat eine mehrtägige Ruhe im Wetter ein; es kamen leichte und warme Südwinde, und die Temperatur, die bisweilen schon eine Tiefe von —22° bis 23° R. erreicht hatte, stieg in den Weihnachtstagen wieder bis —3° R., eine Temperatur, die in den Kajüten wegen der dann viel zu warmen Einrichtungen bei weitem unangenehmer, als die strengste Kälte, empfunden wurde. Wir feierten den Weihnachtsabend bei offenen Thüren und wurde beim Sternenlicht auf dem Eise getanzt. Ein kleiner Christbaum war aus immergrüner Andromeda gemacht, die Kajüte mit Flaggen verziert; auf dem Tische prangten zur allgemeinen Freude die Geschenke, die von freundlicher Hand der Expedition für diesen Zweck mitgegeben waren. Jeder erhielt seinen Theil, und allgemeiner Frohsinn herrschte im ganzen Schiffe.

Nach dem Feste trat der Ernst des Lebens und der verschiedenen Aufgaben, die wir zu lösen hatten, wieder mehr und mehr in seine Rechte. Es wurde jetzt viel über die großen, im Frühjahr zu unternehmenden Schlittenreisen gehandelt und wurden die Leute eifrig mit Vorbereitungen zu denselben beschäftigt. Zelte, Decken, Fuß- und Kopfbekleidungen wurden theils ganz neu gemacht, theils so geändert, wie es unsere eigenen Erfahrungen im Herbst und die Anderer aus früheren Reisen als das Zweckmäßigste erscheinen ließen; Schlitten wurden in Stand gesetzt, Kochapparate angefertigt, Proviant ward verpackt und vorbereitet u. s. w.

Am Sylvesterabend sagten wir dem Jahre 1869, das uns bisher trotz einiger Mißgeschicke günstig gewesen war, in fröhlicher Stimmung Lebewohl, reich an Hoffnungen für das Jahr 1870.

Der Januar brachte meistens schönes und ruhiges Wetter,

wenngleich wieder strenge Kälte — 20° bis 32° R., so daß hauptsächlich viel astronomische und magnetische Beobachtungen gemacht werden konnten. Das Nordlicht zeigte sich in schönster Pracht und von den Drn. Börgen und Copeland wurde eine Reihe werthvoller Beobachtungen darüber angestellt.

So verging der Januar. Die Tagesdämmerung wurde jetzt um Mittag heller und heller, so daß für einige Stunden des Tages die meteorologischen Instrumente schon ohne Lampe abgelesen werden konnten. Jeder harrte sehnsuchtsvoll auf das nahe Erscheinen der Sonne, da doch der Mangel des Tageslichtes allmälig die Stimmung etwas beeinflußte. Am 3. Februar sollte die Sonne nach der Berechnung von Dr. Copeland zum ersten Male über dem Horizont erscheinen; der Tag war vollständig wolkenleer, und wir genossen die große Freude, von einem nahen, etwa 800 Fuß hohen Berge die Sonne in vollem Glanze um Mittag über dem Horizont aufsteigen zu sehen.

Bei dieser Gelegenheit bekamen wir auch einen Ueberblick über das draußen liegende Eis. So weit das Auge reichen konnte, war nur eine einzige weiße Masse sichtbar; nirgends ein Riß oder Spalt; Alles dicht zusammengefroren; bloß an der Küste war dünnes, junges Eis, da seit dem großen Decembersturme jeder nachfolgende stärkere Wind das frisch gebildete Eis immer wieder theilweise aufgerissen hatte.

Mit dem Erscheinen der Sonne trat wieder eine regere Thätigkeit ein; es wurden große Ausflüge in das Innere der Insel unternommen, die indeß wegen der jetzt wieder mehr umherstreifenden Bären immer unter Bewaffnung und mit Vorsicht geschehen mußten. Trotzdem kamen einige Ueberfälle vor, die indeß glücklicherweise, obgleich die betreffenden Leute hart bedrängt wurden, gut abliefen; einer der Gelehrten ward von einem Bären arg am Kopfe verletzt und mehr als 400 Schritte geschleppt, erholte sich indessen in einigen Wochen. Die Astronomen begannen die Aufnahme der Basis für die Gradmessung. Die Schneestürme fingen jetzt wieder mit ungeheurer Wuth an zu toben, und die Kälte erreichte am 21. Februar ihren Höhepunkt — 32° R; doch hatten wir nicht das Vergnügen, das Quecksilber in gefrorenem Zustande zu sehen. Der Winter war überhaupt kein so unangenehm strenger und die Temperatur im Allgemeinen ziemlich gleichmäßig, was wohl theilweise in dem durch die fortwährenden Stürme immer wieder offen gerissenen Wasser seine Ursache haben mochte."

Aus allen Erdtheilen.

Zur Statistik der französischen Colonien.

Es ist bekannt, daß die Franzosen sich auf das Colonisiren platterdings nicht verstehen. Keine einzige ihrer Ansiedelungen ist in gedeihlicher Blüthe, und mit den neuerworbenen Besitzungen in der Südsee will es gleichfalls nicht vorwärts gehen.

Algerien kann nicht als eine Colonie betrachtet werden; es ist ein occupirtes Land, dessen Besitz nur mit den Waffen behauptet werden kann. Es ist nun vierzig Jahre in den Händen der Franzosen, und doch beträgt die Anzahl europäischer Einwohner nur etwa 200,000 Köpfe; von diesen sind mehr als 100,000 Nichtfranzosen.

Das französische Cochinchina ist gleichfalls keine Colonie; in den sechs Provinzen, in welche es zerfällt, wohnen noch nicht 2000 Europäer; selbst in Saigong, der Hauptstadt, ist der Handel zumeist in den Händen von deutschen und nordamerikanischen auch chinesischen Kaufleuten. Im Jahre 1867 zählten die drei damals den Franzosen unterworfenen Provinzen (zu welchen seitdem noch drei andere annectirt worden sind) 502,116 Seelen; Handelsbewegung, d. h. ein- und ausgeführte Waarenwerthe, 63,663,636 Francs.

Von den westindischen Besitzungen hatten 1867:

Martinique	141,713 Seelen,	50,998,285 Fr.	Handelsbewegung
Guadeloupe	126,288 „	34,757,664 „	„

Ohne jeden Aufschwung ist das französische Guyana geblieben, dessen Hauptort Cayenne ist; es hatte 17,667 Seelen; dazu kamen noch 7600 Indianer, schwarze „Immigranten", Beamte, Soldaten und Deportirte; Handel: 12,854,109 Francs.

Réunion, die Zuckerinsel im Indischen Ocean, zählte 209,688 Köpfe; davon waren 74,950 schwarze Immigranten und indische Kulis, 1844 Beamte und Soldaten; Handelsbewegung: 53,101,863 Francs.

Senegal und Gorée, 206,012 Seelen; 34,586,443 Francs.

Die Factoreien in Indien 257,500 Seelen; davon kommen auf alle fünf „Etablissements": Pondichery, Chandernagor, Karikal, Mahé und Yanaon Alles in Allem nur 1460 Europäer; 24,030,850 Francs.

Mayotte 11,582 Seelen; Nossi Bé 9135; Sainte Marie de Madagaskar 6111 Köpfe. Diese Besitzungen bei Madagaskar hatten 1867 eine Handelsbewegung von 3,754,765 Francs.

St. Pierre und Miquelon, die beiden kleinen Inseln bei Neufundland, welche die Franzosen des Stockfischfanges wegen behalten, zählten 3971 Bewohner; Handelsbewegung 17,175,014 Francs.

In der Südsee haben die Franzosen seit 1853 Neucaledonien; Zahl der weißen Bewohner 2340; davon waren 706 Soldaten, 335 Immigranten, 239 Deportirte. Sie wußten dort nichts Besseres anzufangen als sofort Casernen zu erbauen, Regierungsgebäude und ein Gefängniß zu errichten, das Paßwesen und Aufenthaltskarten einzuführen und Alles zu reglementiren. Daneben trieben sie possenhafte Dinge. Die schwarzen Kannibalen mußten den Geburtstag des Kaisers feiern und in dem elenden Neste, das den stolzen Namen Port de France führt, wurde mit großem Pomp ein — Solferinoplatz eingeweiht. Es versteht sich fast von selber, daß dort auch ein „Moniteur de la Nouvelle Caledoine" erscheint! Es wurde aber auch eine „Musterwirthschaft" gegründet; freilich in einer Gegend, die sandigen, unfruchtbaren Boden hat und wo es an Wasser fehlt.

Im Jahre 1843 wurde von den Franzosen Tahiti gewaltsam besetzt; sie zwangen der Königin der Gesellschaftsinseln ein Protectorat auf. Von Gedeihen und Fortschritt ist auch dort keine Rede. Die Zahl der dem Protectorat unterworfenen Bewohner beträgt 32,397, wovon auf Tahiti und Morea-Eimeo, etwa 11,000 kommen. Die Handelsbewegung wird in runder Summe zu sechs Millionen Francs angegeben. Auch die Tuamotu- oder Gefährlichen Inseln und die Gruppe der Markesas werden von den Franzosen in Anspruch genommen.

Alfons Stübel's Besteigung des Vulcans Pichincha.

Von Dr. Alfons Stübel sind in Dresden Nachrichten eingegangen aus Quito vom 30. Juli und aus Tambillo, einer kleinen Ortschaft in der Nähe dieser Hauptstadt von Ecuador. Der Reisende war mit seinem Gefährten, Dr. Reiss aus Mannheim, noch auf unbestimmte Zeit an Quito gebunden, um die Vulcane mit jener Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit erforschen zu können, welche kennzeichnend für beide Herren ist. Er schreibt unter Anderm: „Das Wetter hat sich wesentlich gebessert, doch sind es nur wenige Monate, in denen die Berge zuweilen ohne Wolkenbedeckung sich zeigen werden. Dadurch sind wir gezwungen, die Excursion Schlag auf Schlag auszuführen; die günstige

Jahreszeit dauert von Anfang Juni bis Mitte oder Ende September." Das Leben in Quito schildert Dr. Stübel als sehr theuer, aber schlimmer sei noch, daß man sich um keinen Preis von einer unendlichen Menge von Unannehmlichkeiten loskaufen könne. Diese sind, neben so manchen Weitläufigkeiten und manchen nicht aufzuschiebenden Arbeiten, Zeichnen, Schreiben, Etiquettiren, Verpacken der Sammlungen ꝛc., eine so große Last, daß er das Leben auf dem Paramo (der Gebirgswüste) selbst beim schlechtesten Wetter dem Aufenthalt in Quito vorziehe. Ueber die Besteigung des Vulcans Pichincha schreibt Dr. Stübel: „Der Krater befindet sich in einer Höhe von etwa 4000 Meter und ist von so steilen Abhängen umgeben, daß der Zugang nur an einem Punkte und zwar für Fußgänger, die schwindelfrei sind, möglich ist. Da wir es auf eine möglichst genaue kartographische und mithin trigonometrische Aufnahme abgesehen hatten, so war es erforderlich, diesen wenig einladenden Weg mit Sack und Pack zu nehmen und unser Lager in dem Krater noch 400 Meter über dessen Boden, etwa 500 Meter unter der höchsten Spitze des Vulcans, für einige Tage aufzuschlagen. Zur Ausführung dieses Planes hatten wir nicht weniger als 23 Lastträger, von denen zwei über Nacht flüchtig wurden, außer unseren vier Dienern, zur Begleitung. Nachdem 15 Mann mit Stäben und eisernen Brechstangen den Abweg etwas gebahnt hatten — sie gebrauchten zu dieser Arbeit einen ganzen Tag —, stiegen wir bei sehr günstiger Witterung in den Krater hinab und schlugen auf einem kleinen Bimssteinplateau unsere drei Zelte auf. Als das kaum geschehen war, trat ein dichter Nebel ein, welcher selbst die nächsten Gegenstände dem Auge entzog. Es blieb also nichts übrig, als auf besseres Wetter zu hoffen und geduldig auszuharren. Aber es vergingen zehn und ein halber Tag, bevor wir unsern Zweck nothdürftig erreicht hatten, und in diesen zehn Tagen haben wir nicht viel mehr als vier Stunden gehabt, in denen es überhaupt möglich war, etwas zu arbeiten. Die ganze übrige Zeit war ausgefüllt durch einen selbst für die Sonne undurchdringlichen Nebel, der einige Mal vom heftigsten Winde im Krater herumgepeitscht wurde. Von dem Irrthum, daß es „unter dem Aequator nicht kalt sei," könnten die Leute hier in solcher Höhe leicht sich überzeugen. Der Thermometer zeigte während jener Zeit an unserm Lagerplatz in 4400 Meter über dem Meere bis — 5° C. und stieg nie über 4° C. Die Lagerstätte glich in der That, wenn das Zelt mit Schnee bedeckt und Alles ringsumher weiß war, mehr dem Lager einer Nordpolexpedition als einer solchen 15 Minuten vom Aequator. Täglich wurden große Schneeblöcke herbeigeschafft, damit wir das erforderliche Wasser durch Feuer uns verschafften, und Brennmaterial war nur mit Schwierigkeit zu beschaffen. Wer hier etwas Ordentliches leisten will, muß große Opfer bringen, — zu pfuschen und zu schwindeln, wie es — — und — — an den Vulcanen Ecuadors gethan, ist freilich bequemer."

Die Sambaquis oder Muschelhügel an der Ostküste Brasiliens. Man hat jetzt dergleichen in allen Erdtheilen, jüngst auch auf den andamanischen Inseln im bengalischen Meerbusen gefunden. Ueber Muschelhügel in Brasilien gab, so viel wir wissen, die erste Kunde vor etwa sechs Jahren (im „Globus") Woldemar Schultz, der 1866 im Treffen bei Skalitz gefallen ist. Auf eine an uns gelangte Anfrage, ob man Näheres über jene brasilianischen Kjökkenmöddinger erfahren habe, können wir nicht besser antworten, als wenn wir mittheilen, was J. J. v. Tschudi, Reise durch Südamerika, Band IV. S. 148 aus eigener Beobachtung sagt: „Bei einer Excursion, dem Strand entlang (— bei Paranagua in der Provinz San Paulo, also an derselben Stelle, wo auch W. Schultz beobachtet hatte —) traf ich auch zwei Sambaquis. Ich habe dergleichen ebenfalls in den Provinzen Espiritu Santo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul gesehen. Es sind konische Hügel auf breiter Basis, aus Muscheln, Fischgräten, Asche, Stücke angebrannten Holzes, zuweilen auch von Knochen von Säugethieren und Vögeln und Thonscherben. Die meisten sind gegenwärtig von einer üppigen Vegetation überwuchert. Diese von den Brasilianern mit dem indianischen Worte Sambaqui bezeichneten Hügel (man könnte sie Ostriolophen nennen) kommen längs der ganzen brasilianischen Küste vor, und haben zu den verschiedensten Hypothesen Veranlassung gegeben. Während die Einen sie einfach als natürliche durch Meerschwemmungen gebildete Haufen von Muscheln und todten Fischen ansehen, betrachten Andere sie als absichtlich zusammengeworfene Ueberreste menschlicher Mahlzeiten und gehen selbst so weit, sie für die Wohnsitze der Urbewohner Brasiliens anzusprechen. Wieder andere sind der Ansicht, daß sie nur zum Behufe des Kalkbrennens zusammengehäuft worden seien. Jedenfalls verdienen diese Sambaquis ein gründlicheres Studium als ihnen bisher geschenkt wurde. Die meisten liegen entweder am Meeresstrande oder an den Flußufern in der Nähe des Meeres und scheinen größtentheils an Stellen angelegt zu sein, die einstens ganz vom Wasser umspült waren. Ich finde zwischen ihnen und den Pfahlbauten eine große Analogie. Wie bei diesen die menschlichen Wohnungen auf Pfählen errichtet waren, um den Bewohnern mehr Sicherheit gegen die Angriffe wilder Thiere, vielleicht auch von Feinden, zu gewähren, — so haben sich die mit geringen Vertheidigungsmitteln versehenen Bewohner des atlantischen Küstensaumes von Südamerika auf Sandbänken und isolirten Felsen niedergelassen und sich daselbst von den ihnen am leichtesten erreichbaren animalischen Nahrungsmitteln, wie Muscheln und Fischen, genährt. Wenn daher auch nicht gerade anzunehmen ist, daß die Familien auf den Sambaquis selbst wohnten, so liegt doch die Vermuthung nahe, daß sie auf denselben ihre Feuerstellen hatten und ihre wahrscheinlich höchst einfachen Hütten in deren unmittelbarer Nähe bewohnten. Ich betrachte diese Ostriolophen als die ältesten Spuren der Sässigkeit einer sehr alten brasilianischen Bevölkerung. Jakob Asmussen Worsaae, der berühmte dänische Alterthumsforscher, hat schon die Aehnlichkeit der dänischen Kjökkenmöddinger mit den Sambaquis erwähnt. Um aber aus dieser Aehnlichkeit auf eine Beziehung der skandinavischen Einwanderung im neunten und zehnten Jahrhundert Nordamerikas zu den Sambaquis zu folgern oder gar die Anwohner derselben von den alten Normannen abzuleiten, dazu fehlt jede wissenschaftliche Berechtigung."

* * *

— Zwei fleißige Mitarbeiter des „Globus" treten demnächst größere Reisen an. Freiherr Heinrich v. Maltzan geht auf längere Zeit nach Arabien, und Herr Dr. Theophilus Hahn gedenkt im November zunächst nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung zu fahren und dann zunächst die Region der Hottentoten, der Buschmänner eventuell auch das Land der Ovambo zu besuchen. Wir dürfen von beiden Herren interessante Berichte erwarten.

— Unter den Mischmis in Assam, welche am Brahmaputra wohnen, gründen die Engländer gegenwärtig Volksschulen. Es soll in denselben nicht bloß Englisch gelehrt werden, sondern auch in der Volkssprache, in welcher man zunächst einen Katechismus druckt. Unter den Mischmis herrscht mancherlei Aberglaube eigenthümlicher Art, und es ist Aussicht, daß wir über denselben eingehende Kunde erhalten werden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo*).

I.

Allgemein und willig wird von allen Europäern und Amerikanern anerkannt, daß die Japaner ein ungemein gewerbsames und fleißiges Volk sind. Allerdings hat ihr Betrieb der Industrie einen ganz andern Charakter als jener des Abendlandes, und die Maschine spielt bei derselben heute noch eine unbedeutende Rolle; erst in der neuesten Zeit, seitdem die Regierung große Arsenale und Zeughäuser angelegt hat, welche von Europäern geleitet werden, kommen Maschinen in dieser Großindustrie zur Anwendung. Uebrigens wurden in den Eisengießereien schon längst die Blasebälge durch ein hydraulisches Rad in Bewegung gesetzt. Als Brennstoff hat man ganz vortreffliche Holzkohle; neben derselben kommt auch Steinkohle in Anwendung.

Es ist für Japan charakteristisch, daß ein großer Theil der Arbeit auch in der Industrie von Frauen verrichtet wird. Sie zeigen dafür eine große Anstelligkeit und sind sehr eifrig am Werke; Fabrikarbeit kennt man nicht, sondern nur häusliche Arbeit, an welcher sich mehr oder weniger alle Angehörigen der Familie betheiligen. Dieser Umstand ist von Wichtigkeit; die Leute bleiben daheim, die übrigen häuslichen Geschäfte nehmen ungestört ihren Fortgang und die Unterhaltung ist insgemein lebhaft und heiter.

Wir haben früher mehrmals eines Stadttheiles erwähnt, der sich nordöstlich von dem Ogawa, d. h. dem großen Flusse, ausdehnt. Er wird als das Hondscho bezeichnet und von einem ausgedehnten Canalnetze durchzogen. Er hat nicht die lebhafte Handelsbewegung, wie die innere Stadt, aber es fehlt ihm doch weder an Palästen und Tempeln, noch an Belustigungsörtern und an Gewerbsamkeit. Dort haben manche Großhändler, deren Waarenlager und Comptoire in den Quartieren Kio Bassi oder Nippon Bassi sich befinden, ihre Privatwohnungen; denn das Hondscho ist verhältnißmäßig ruhig, hat eine angenehme Lage und viele Gärten, namentlich bei den Bonzenklöstern und den nicht weniger als vierzig Tempeln. Diese heiligen Stätten sind mehr als einmal durch Erdbeben schwer heimgesucht worden. Der Tempel der fünfhundert Genien zum Beispiel war einst mit einem halben tausend hölzerner Statuen, alle über lebensgroß, verziert. Diese mit verschiedenen Farben angestrichenen Standbilder waren auf den Estraden und in den Galerien aufgestellt, manche zierten auch Schiff und Chor und die beiden Seitencapellen neben einem kolossalen Buddhabilde, welches unter dem Namen To Schabori verehrt wurde. Aber diese heilige Miliz sammt dem Großen Gotte ist durch Erdstöße schwer mitgenommen worden; fast Alles wurde zerstümmelt, und man hat die Ueberbleibsel unter einem Bretterschuppen untergebracht.

Im Hondscho wird die Seidenindustrie sehr schwunghaft betrieben. In ihr wie in der Seidenzucht sind die Japaner bekanntlich Meister, und seit Jahren liefern sie nicht nur Rohseide, sondern auch Grains nach Europa. Ihre Rohseide ist von ganz ausgezeichneter Güte, und eine der vorzüglichsten Sorten, welche im Lande selbst am theuersten

*) Vergleiche „Globus" XVI, S. 177. 193. 209. 401. XVII, 209. 225. 241. 257.

bezahlt wird, kommt von dem wilden Seidenwurm (Antheraea) Yama mayu, welcher sich von Eichenblättern nährt. Man hat mit der Einbürgerung desselben auch in Europa Versuche gemacht. Vor 1848 wußte man bei uns nichts von diesem Schmetterlinge; damals gab Professor Hoffmann in Leyden eine Notiz über denselben; die ersten Eier kamen 1861 nach Europa. Die japanischen Bauern züchten den Yama mayu auf Eichen in der Nähe ihrer Häuser und Felder, wo sie ihn bequem überwachen können; er kommt aber auch wild in den Wäldern vor. Der Wurm nimmt die Blätter aller bei uns in Europa wachsenden Eichenarten an und entwickelt sich dabei gesund; es steht also zu erwarten, daß er sich mehr und mehr acclimatisiren werde. Er hat die Eigenthümlichkeit, daß er nicht im Ei, sondern im Cocon überwintert. Eine kräftige Eiche liefert im Jahre vier bis fünf Pfund Rohseide. Unsere Abbildung zeigt die Art und Weise, wie die Cocons eingesammelt und aufbewahrt werden.

Es erscheint auffallend, daß die Japaner den Marmor nicht bearbeiten, obwohl derselbe an manchen Stellen im Innern Nippons vorhanden ist. Die Pfeiler der Toris, dieser offenen Eingangspforten zu heiligen Stätten, sind zumeist aus Granit verfertigt, aus Sandstein dagegen die Candelaber in den Tempeln, die Grabdenkmäler und die auf denselben befindlichen Statuetten, eben so die Buddhas, die heiligen Füchse und Schildkröten. Die Hausaltäre bestehen aus Holzschnitzereien, eben so die Reliquienkästchen, Särge, Elephantenköpfe und monströse, abenteuerliche Figuren, welche



Einsammeln von Seidencocons.

an den Tempeldächern als Zierrathe angebracht worden sind. Man verfertigt auch Holzmosaiken; sie stellen Kraniche dar, Gänse, Fledermäuse, mythologische Thiere, Cedernzweige, einen von Wolken umzogenen Halbmond, Palmen ꝛc. In Yeddo werden sehr viele Götzenbilder, zum Theil von gigantischer Größe, verfertigt; sie haben gewöhnlich eine Strahlenkrone oder einen Heiligenschein und sind mit hellen Farben bemalt. Die Hüter des Himmels pinselt man roth an, die heiligen Füchse sind allemal weiß, braun oder auch vergoldet, und insgemein giebt man ihnen auch einen vergoldeten Schlüssel ins Maul.

Die Rahmen der Zwischenwände, Schiebethüren und spanischen Wände sind durchgängig mit Tuschzeichnungen bemalt, z. B. mit Baumgruppen, aber auch mit Blumen und Vögeln; diese beiden letzteren erhalten eine brillante Farbengebung. Bei der Herstellung solcher Sachen ist die Arbeitstheilung durchgeführt, aber Alles wird mit der Hand hergestellt; nur Tapetenpapier wird bedruckt.

Wer in die Läden der Antiquitätenhändler geht, gewinnt einen Ueberblick über die große Mannichfaltigkeit, den Reichthum und den Geschmack der japanischen Industrie in fast allen ihren Zweigen. Er übersieht ein buntes Durcheinander auf einen Blick, denn Alles ist offen zur Schau ausgestellt. In den Kaufmannsläden ist das Gegentheil der Fall; dort sind nicht etwa die besten und schönsten Waaren ausgelegt, sondern diese werden so zu sagen versteckt und erst hervorgeholt, wenn ein Käufer etwa Nachfrage hält. In Japan hat man nicht, wie im westlichen Orient, Bazare; vielmehr hat jedes Magazin, jede Bude eine gewisse Specialität. Allerdings findet man jetzt in den Häfen, wo mit

Europäern Handelsverkehr getrieben wird, japanische Läden (welche man mit dem englischen Ausdrucke Stores bezeichnet), die eine Menge verschiedener Waaren enthalten; sie sind aber so zu sagen mehr nur Musterlager solcher Artikel, welche für den Absatz mit den Ausländern bestimmt sind. Uebrigens bemerkt man einen wesentlichen Unterschied zwischen einem Store in Nagasaki und den Läden im Handelsquartiere zu Yeddo.

Alle japanischen Industrieartikel zeichnen sich vor allen anderen in Asien durch ein besonderes Merkmal aus: den guten Geschmack. Der Gewerbsmann in Yeddo ist mehr oder weniger ein Künstler und arbeitet als solcher. Bei der Beurtheilung vieler Leistungen muß man allerdings von dem conventionellen Stil absehen, welcher bei der Darstellung menschlicher Gestalten noch immer vorherrscht, und mit der Perspective darf man es eben so wenig genau nehmen. Im Uebrigen verdienen die Arbeiten großes Lob. Der Industrielle in Yeddo arbeitet feiner und besser als z. B. jener in Kioto; seine Erzeugnisse sind einfacher in den Formen, strenger in den Linien, sie halten mehr Maß in den Verzierungen und zeigen in allen Darstellungen, welche der Thier- und Pflanzenwelt entlehnt sind, einen ganz ausgezeichneten Natursinn. Für diese letzteren haben sie eine ganz entschiedene Vorliebe; ihre bildlichen Compositionen von Blumen und Vögeln sind häufig von entzückender Naturwahrheit, Grazie und Harmonie; auch die Ausführung ist oft wunderbar schön.

Betrachten wir uns einige Gewerbszweige etwas näher. Die Lederindustrie ist noch wenig entwickelt. In Japan bilden, wie früher bei uns da und dort im Mittelalter, die Gerber und Lederbereiter eine verachtete Menschenclasse, gegen welche ein Vorurtheil herrscht. Man bezieht jetzt viele Lederwaaren vom Auslande, namentlich aus Deutschland und Holland, z. B. auch Sättel. An den japanischen Sattlerwaaren findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier; diesem letztern weiß man eine solche Festigkeit zu geben, daß es der Feuchtigkeit unbedingt widersteht; übrigens ist der japanische Sattel plump und unbequem: ein schmaler Bock aus lackirtem Holze, auf welchem ein dünnes, hartes Kissen liegt. Die Steigbügel hängen an wulstigen Riemen, welche da, wo die Schnalle greift, von Leder sind; sie bestehen in schweren, bronzenen Schuhen mit einer senkrechten Verlängerung nach oben, die bis zur Mitte des Schienbeins reicht und dort einen unangenehmen Druck übt. Die Japaner sitzen zu Pferde mit den Knien weit nach vorn und halten sich mit ausgebreiteten Armen an den Zügeln fest. Unter dem Sattel hängt auf jeder Seite ein breiter Deckel aus Lederpapier herab, und deshalb kann das Pferd mit den Schenkeln nicht berührt werden. Diese gebraucht der Japaner überhaupt nicht, weil Steigbügel und Seitendecken das unmöglich machen; er hat auch keine Sporen und reitet immer mit dem Stocke. Kopfzeug, Zügel, Gurte und Schwanzriemen sind von Baumwolle, bei den Vornehmen von Seide; der Schwanz steckt in einem Ueberzuge von demselben Stoffe. Die Paradesättel glänzen von buntem und goldenem Lack; die Steigbügel sind mit Silber eingelegt, Zaum, Vorder- und Hinterzeug bestehen aus schwerem Seidengeflecht mit reichen Franzen. Vom Gebisse geht zu jeder Seite eine dicke seidene Leine aus, die bis zu zwanzig Fuß lang ist und von den das Pferd führenden Stallknechten in vielen Windungen um Leib und Schultern geschlungen wird.

Die Japaner bilden zu den Chinesen darin einen Gegensatz, daß sie kein Pelzwerk tragen. Eben so wenig stopfen sie Vögel aus. Die Chinesen verfertigen künstliche Vögel in der Art, daß sie den Körper aus Wachs modelliren und dann mit äußerster Sorgfalt eine Feder nach der andern aufleimen. Die Japaner hingegen machen Bilder ihrer Lieblingsthiere aus Seidenflocken, namentlich Hühner, Fasanen, Katzen und kleine Hunde. Natürliche Federn benutzen sie beim Verfertigen von Fliegenwedeln und Fächern, die manchmal äußerst elegant sind.

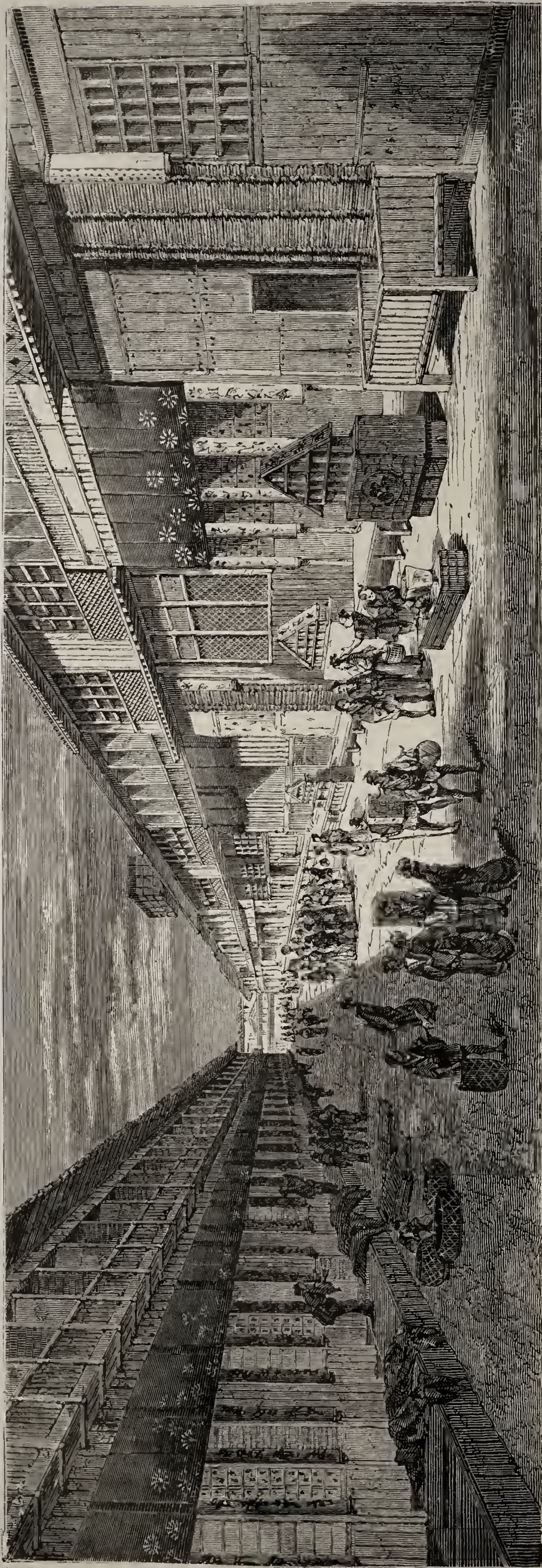
Der Pinsel spielt eine keineswegs unwichtige Rolle; man bedient sich desselben zum Zeichnen, Schreiben und Malen. Man benutzt dazu das Haar von der Otter, vom Dachs, vorzugsweise aber vom Fuchse. Seidene Schnüre und Tressen sind vielfach im Gebrauche; sie ersetzen dem Japaner insbesondere auch unsere Knöpfe, Spangen, Broschen ꝛc.

Aquarien hat man in Japan schon seit vielen Jahrhunderten; die Behälter sind jedoch nicht aus Glas, sondern aus blauem oder weißem Porcellan; der Boden ist mit Muscheln belegt, und man sorgt stets dafür, daß die rothen, kleinen Fische, die am beliebtesten sind, reines Wasser haben. Jedes Aquarium hat Wasserpflanzen, die sorgfältig gepflegt werden. Die Liebhaberei wird so weit getrieben, daß bei wohlhabenden Leuten das Aquarium eine vollständige Landschaft darstellt mit einem See, Inseln, Felsen, einer Hütte am Strande und Buschwerk aus Zwergbambus auf den Hügeln neben kleinen Cedern. Eine ähnliche Art von Spielerei zeigt sich auch sonst vielfach im japanischen Leben.

Die Verfertigung von Glasscheiben und Glasflaschen war bis auf unsere Tage nicht im Gebrauch, wohl aber wurden und werden vielerlei kleine Sachen aus Glas hergestellt: Riechflacons, Pfeifen mit weißem Kopf und langem, blauem Rohr; weiße Tassen, auf deren Grund eine rothe Krabbe ruht, die je höher emporsteigt, je mehr Flüssigkeit hineingeschüttet wird. Auch macht man Glaskugeln, die zur Hälfte mit gefärbtem Wasser angefüllt sind und welche, an Nadeln befestigt, den Damen als Kopfputz dienen. Die Glasmalereien sind mittelmäßig; dagegen ist man beim Einlegen von Perlmutter sehr gewandt.

Der Luxus der Japaner trägt das Gepräge des Künstlerischen und verschmäht ein Uebermaß von Gold und Juwelen, die nur an den Diademen des Mikado in Menge angebracht sind. Die Großen des Reiches und überhaupt die vornehmen Leute legen viel mehr Werth darauf, daß sie Antiquitäten besitzen und daß ihr Hausrath so alt als möglich sei. Nichts geht ihnen über ein Service von recht altem Porcellan, das natürliche Sprünge hat, über alte, schwere, recht massive Bronzegefäße und dergleichen.

Wir haben oben schon der Antiquitätenhändler erwähnt. Besuchen wir den Laden eines solchen in einer Straße des Stadtviertels Sin Yosiwara, von welcher wir eine Abbildung geben. Das Colorit ist sehr einförmig; die Dächer sehen schwarzgrau aus und haben hier und da eine weiße Spitzenverzierung. Man sieht feuerfeste Wohnungen, die mit schwarzem oder weißem Stuck überzogen sind. Alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Weißgelb des frischen Tannenholzes durch alle Nuancen des Roth- und Schwarzbraunen wechselt bis zum verwitterten Grau. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche den Inhalt der Läden meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind, wie die darauf befindlichen Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer und bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen. Vor manchen größeren Kaffeehäusern steht ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grund herabhängt. Zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringel-



Straße im Stadtviertel Ein Yoſiwara.

tem Schuppenſchwanz. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, und der Eindruck des Ganzen iſt keineswegs unharmoniſch.

Treten wir nun in eine der Buden, in welchen eine wunderbare Menge von allerlei Geräth zum Kauf ausgeſtellt iſt. Man ſieht dort die ſchönſten Sachen und kann ſich nicht ſatt ſehen an den verſchiedenen Raritäten. Insgemein nimmt ſolch ein Laden die ganze Vorderſeite des ſchmalen Hauſes ein, und der Beſitzer hat ſeinen Platz hinter einem Bretterverſchlage, der zumeiſt auch Ladentiſch iſt. Die Waare wird, wie bei uns in Schaufenſtern, theils an den Seiten, theils an der breiten Wand auf Etagèren ausgeſtellt; mancherlei Gegenſtände hängen auch an Schnüren von der Decke herab. Bei größeren Handlungen dehnt ſich das Waarenlager durch weitläufige Gelaſſe nach den Hintergebäuden aus. Ausgeſtellt ſind alte Lack-, Bronze- und Porcellanſachen von den mannichfaltigſten, zum Theil ſehr hübſchen Formen, ſodann aller mögliche Hausrath. Man ſieht auch Metallverzierungen zu Brief- und Tabackstaſchen. Der japaniſche eigentliche Luxus beſchränkt ſich auf nur wenige Gegenſtände, und unter dieſen ſtehen die Zierrathen der Rauchgeräthe in erſter Reihe; man ſieht dergleichen in den Läden in überraſchender Menge und Mannichfaltigkeit und von ſehr kunſtreicher Arbeit, insbeſondere die Taſchenhalter. Bald ſind es breite Knöpfe von Horn, Holz, Elfenbein oder Metall, in Relief geſchnitzt, mit kunſtvoller Lackarbeit, getrieben, ciſelirt oder emaillirt. Bald ſind es Thier- oder Menſchengeſtalten oder Gruppen in runder Boſſe geſchnitten, und viele davon, namentlich die älteren, haben eine ganz vortreffliche Zeichnung und Ausführung. Die meiſten Darſtellungen ſind humoriſtiſch und von erſtaunlicher Lebendigkeit. Es zeigt ſich darin tiefes Verſtändniß der Natur, bald breit und ſkizzenhaft hingeworfen, bald mit vollendeter Meiſterſchaft bis ins Kleinſte fertig gemacht. Oft ſitzen die Metallarbeiten als runde Schilde in Knöpfen von Elfenbein oder hartem Holze, andere bilden die Schlöſſer der Brief- und Tabackstaſchen; ſie werden aus verſchiedenen Legirungen verfertigt, deren Hauptbeſtandtheil Kupfer zu ſein ſcheint. Der Maler Berg ſagt in ſeinem trefflichen Werke über die preußiſche Expedition nach Oſtaſien, daß gerade auch in ſolchen kleinen Arbeiten Geſchmack und Kunſtfertigkeit der Japaner unübertroffen ſeien. Auch dabei walten neben rein ornamentalen Muſtern die humoriſtiſchen Sujets vor. Ganz ausgezeichnet ſind die Arbeiten in ciſelirtem Bronzeguß, und unter denſelben beſonders die älteren. Die Formen der Gefäße ſind, wie unſere Abbildung zeigt, ſehr mannichfach und verſchieden und erinnern häufig an altgriechiſche Muſter. Zuweilen iſt die Verzierung gravirt oder in ſilbernem Umriß eingelegt, insgemein jedoch von erhabener Arbeit; der Guß iſt rein, die Ciſelirung breit und frei, aber wahrhaft künſtleriſch. „Namentlich aus den meiſten älteren Werken ſpricht große Kraft und Eigenthümlichkeit der Auffaſſung, Bewußtſein des Gewollten, Klarheit der Anordnung, Verſtändniß der Natur und Sinn für Maß und ſchönes Verhältniß. Die Zeichnung iſt oft ſeltſam energiſch



Antiquitätenhändler in Yeddo.

und kühn.“ Man sieht in den Bronzeläden neben einfachem, unverziertem Hausrath große Vasen und Kannen, Feuerbecken und Aschengeräthe, Leuchter, Lampen, Rauchgefäße, Glocken, Theekessel 2c.

Goldschmiede und Juweliere hat Japan nicht. Man findet im Lande Serpentinstein, Malachit, Amethyst, Topas, aber die edeln Steine dienen nicht zum Schmucke für die Frauen. Diese legen nur Werth auf kostbare Gewänder und auf die mit Schildpat und Metallen versehenen Haarnadeln, welche mit ihren mannichfaltigen Verzierungen den Hauptputz bilden, mit dem man ganz besondern Staat macht. Die Steinschneider bearbeiten zu diesem Behufe vorzugsweise nur den Bergkrystall; die Metallarbeiter liefern Einlegesachen, welche als Schmuck für die zwei Schwerter tragenden Yakunins dienen; auch Griff und Scheide sind verziert, oft mit Gravirungen, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Zwei wichtige Zweige des japanischen Kunstgewerbes sind bekanntlich die lackirten Waaren und das Porcellan. Von beiden ist schon jetzt die Ausfuhr nach Europa und Nordamerika nicht unbeträchtlich, und sie steigert sich mit jedem Jahre. Die vorzüglichsten Lackwaaren liefert die Stadt Miako, aber die dortigen Firmen schicken einen großen Theil ihrer Fabrikate in die großen Niederlagen nach Yeddo und auch in andere große Städte, wo sie ihre Commanditen haben. Schon nach den Proben, welche wir z. B. auf der Leipziger Messe ausgestellt sehen, ersieht man, daß sowohl Berg wie der Schweizer Humbert ganz Recht haben, wenn



Maurer und Zimmerleute in Yeddo.

sie die japanischen Lackerzeugnisse „bewundernswerth“ nennen. Auch in diesem Industriezweige stehen die älteren Arbeiten den neueren voran. „Woran es liegt, daß die Fabrikation nicht mehr auf der alten Höhe steht, weiß man nicht; das Material ist heute noch dasselbe, und doch haben sich die Fabrikate nicht nur in der Zeichnung, sondern auch in der Güte und Feinheit der Oberfläche verschlechtert.“

Die gewöhnliche Grundfarbe ist schwarz oder roth, seltener dunkelgrün, und der schwarze Lack häufig mit Gold gesprenkelt; der eigentliche Goldlack, der theuerste von allen, hat viele verschiedene Nuancen. Die Zeichnung ist auf dem dunkeln Grunde in Metallfarben ausgeführt und insgemein leicht erhaben. Matte Metalle wechseln mit glänzenden, wie denn die Japaner durch kunstreiche Behandlung des Materials eine unglaubliche Mannichfaltigkeit der Farbe und der Textur hervorzubringen wissen; bei kostbaren alten Sachen sind vielfach Gold- und Silberplättchen in den Lack eingelassen, und die Zeichnung ist oft von großer Schönheit; Formen wie Arbeit sind „von vornehmer, geschmackvoller Eleganz, und der Farbenreiz ist außerordentlich.“

Die allerfeinsten, modernen Lackwaaren, unter denen es sehr schöne giebt, sind theuer, unverhältnißmäßig wohlfeil dagegen und fast durchweg sehr hübsch, gefällig und haltbar die minder feinen Sachen. Man kauft in den Lackhandlungen kleine Schränke, niedrige Tische, Präsentirteller, Eßkästen, d. h. einen Satz auf einander stehender, viereckiger Holzschüsseln, worin man Speisen transportirt, sodann Gestelle zu Kohlenbecken, Rauchapparate mit Feuerbecken, Aschenbecher und Pfeifenhalter, Schreibzeuge, Medicinbüchschen, Spiegelhalter, Kästen von allen Größen und Formen, Trink-

schalen ꝛc. In reichen Haushaltungen ist alles Geräth von Lackarbeit, und man legt dabei besondern Werth auf ein elegantes Schreibzeug. In der Mitte des flachen Kastens steht der steinerne Reibenapf mit vergoldetem Rande; daneben oberhalb ein zwerghaft kleines Kännchen von Silber oder ciselirter Bronze mit haarfeiner Tülle, um das Wasser tropfenweis auf die Tusche schütten zu können; zu beiden Seiten sind längliche Abtheilungen für die Federpinsel. Der aufgestülpte Deckel schließt leicht und bequem und zeigt gewöhnlich auf dunkelm Grunde ein sorgfältig gearbeitetes Gemälde.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree.**

IV.

Feldbau. — Weinbau. — Der Elsässer Bauer. — Häuserbau. — Kunkelstuben. — Elsässer Mundarten.

Der Rhein mit seinem langen Grenzlaufe von Basel bis Lauterburg, mit seinen vielfach verschlungenen Armen, Altwassern und den dazwischen liegenden Inseln bildet im Osten des Elsasses ein weites Ueberschwemmungsgebiet. An ihn reiht sich die fruchtbare Ebene mit ihrer gartenmäßigen Feldcultur. Um die Hebung derselben hat der berühmte Colbert große Verdienste. Nach dem dreißigjährigen Kriege lagen viele sonst angebaute Gegenden öde, ohne daß die Eigenthümer daran dachten, sie wieder in urbaren Zustand zu setzen. Man scheute die bedeutenden Kosten, welche die Anlegungen von Wiesen, Aeckern oder Rebgeländen an verwilderten Plätzen erheischten. 1682 erging ein Regierungsbefehl, alle brachliegenden Ländereien innerhalb dreier Monate in Stand zu setzen. Dies Reglementiren half indessen nicht; der Bauer fürchtete, über kurz oder lang wieder von dem bestellten Boden vertrieben zu werden, und erst als 1687 festgestellt wurde, daß jener, welcher den wüsten Boden urbar gemacht habe, auch dessen Eigenthümer bleiben und während der ersten zwölf Jahre steuerfrei sein solle, erhielt der fruchtbare Boden des Elsasses allenthalben wieder Anbauer. Durch andauernden Fleiß und sorgfältig benutzte Erfahrungen schwang sich das Elsaß zu einem der ersten ackerbautreibenden Länder empor. Vor Allem gedieh der **Weinbau**, der noch jetzt außerordentlich bedeutend ist. Jeder Bauer, zumal im Oberelsaß, hat seinen Wein im Keller, wenn er auch nicht mehr in so üppiger Fülle vorhanden ist, wie z. B. im Jahre 1300, von dem Kleinlavel in seiner Straßburger Chronik (S. 46) berichtet:

Als man tausend dreihundert Jahr
Zählt, gar viel Wein gewachsen war,
Darum war der fürn Wein unwerth,
Daß man ausruft, wer den begehrt,
Dem wöll man geben umb Gottes willen,
Daß man die Faß wieder könnt füllen.

Und noch oft wird berichtet, daß man die alten Weine aus den Fässern habe laufen lassen müssen, um für den heurigen Platz zu gewinnen. Dagegen ist denn auch großes Klagen, wenn einmal der Wein mißräth, wie 1070 (Kleinlavel S. 22):

Im tausend siebenzigsten Jahr
An Wein ein solcher Mangel war,
Daß Meß und Nachtmahl mit Beschwerden,
Nicht überall konnt gehalten werden.

Das Elsaß liefert in guten Mitteljahren jetzt gegen eine Million Hectoliter Wein, von dem viel zur Ausfuhr gelangt. Die feinsten Trauben, welche gepflanzt werden, sind der Kläevener, der kleine Räuschling, der Riesling. Auch hat man Veltliner-, Tokaier-, Muskat- und Burgunderreben. Im nördlichen Theile des Unterelsasses, namentlich der Weißenburger Gegend, herrscht bei der Weincultur der sogenannte „Kammetbau“, sonst meist der „Pfahlbau“. Im Uebrigen liefert das Oberelsaß die feineren und süßeren Weinsorten; berühmt sind jene von Gebweiler, Reichenweiher, Beblenheim, Kaisersberg, Ammersweiher, Katzenthal, Türkheim, Kolmar, Rixheim, Habsheim und Thann.

Der **Tabacksbau** war im Elsaß einst bedeutender als heute. Er wurde 1620 durch Robert Königsmann, der ihn in England kennen gelernt, in dem sogenannten Bachwöhrd angefangen, das hierauf den Namen des englischen Hofes erhielt (Schöpflin, Als. illustr. II, 351). Diese neue Cultur verdrängte nach und nach die des Safflors, die sonst im Elsaß häufig war. Nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann man in der Umgegend von Hagenau mit dem Bau der Färberröthe.

Im Getreidefelde oder Weingarten sieht man den Elsässer vom frühen Morgen bis zum späten Abend schaffen. Ueberall ist er der praktische Mann, dessen Eigenart überwiegend im werkthätigen Triebe besteht. Zeigt er auch Sinn für die idealen Güter des Daseins, so bleibt doch der rationelle Lebensbetrieb bei ihm leitender Grundsatz: „lohnende Aussicht verwerthet sich besser als fruchtlose Insicht.“ Die Arbeit bildet den einzig beharrlichen Zug des sonst beweglichen Wesens.

Ein ganz anderes Volk in seinem Wesen, seiner Beschäftigung finden wir in den Thälern des Wasgau, da, wo die Senner, Holzschlitter und Holzfäller zu Hause sind, oder wie im Leberthal die Bergleute. Noch einen andern Anstrich haben die Menschen der Industriegegenden des Oberelsasses, die, in der Rheinebene beginnend, sich in das Dolder-, Thur- und Fechtthal hineinziehen. Bei den Arbeitern, unter denen hirnverbrannte socialdemokratische Ideen weiten Boden gewonnen haben, kann man den reinen und ursprünglichen Typus des Volkes am wenigsten kennen lernen. Diesen suchen wir nur bei den Bauern.

Je nach der Bodengestaltung baut der Elsasser sein **Haus**. Oben im bergigen Wasgau tritt die zerstreute Häusergruppirung auf, ähnlich wie im Schwarzwalde, in allen Gebirgsgegenden. Sie ist durch die Natur des Bodens bedingt. Im Thale und der Rheinebene, zumal in den nördlichen Theilen des Unterelsasses, die wir vorzugsweise hierbei im Auge haben, ist es die enggeschlossene Häuserzeile, welche das elsasser Dorf charakterisirt. Von jeher tragen die Dörfer dort ein stadtgemäßes Ansehen. Haus an Haus, nett, sauber, freundlich, selbst stattlich und prächtig oft mit gepflaster-

ten Straßen, machen den Eindruck behaglichsten Wohlstandes. Mit jeder Wendung der Gasse bieten sie ein überraschendes Bild: altes Bauwerk und neues in reizender Mischung, dann wieder ein offener Hof, ein rauschender Brunnen, Blumenflor an den Fenstern und in den Gärten, üppiges Baumwerk hinter den Mauern — Alles das bringt den Genuß eines harmonisch vollendeten Bildes. Drinnen waltet verständig die Hausfrau, echt deutsch und nur deutsch mit den Kindern redend, dieweil der Mann draußen den Acker bestellt oder im Rebgarten arbeitet. Erst der beginnende Winter führt die Familie mehr zusammen. Abgesehen von den Beschäftigungen, die alle Bauern im Winter betreiben, wie das Dreschen u. s. w., sind den elsässer Bauern besonders eigen das Ordnen und Ausschneiden der Weidenruthen, wovon die kleinen zum Festbinden des Rebstockes an den Pfahl, die größeren zu Geflechten für häusliche Bedürfnisse bestimmt sind. Das Land ist reich an Nüssen; sie werden aufgeschlagen und zu Oel verarbeitet. Alle diese Arbeiten führen die Familie zusammen in die trauliche Wohnstube und sind wahre Erholungen nach den harten Strapazen der verflossenen Jahreszeit. Oft auch geht man Abends in ein befreundetes Haus zur „Kunkelstube“, Zusammenkünfte, wo das Spinnen der Mädchen der Vorwand, der eigentliche Zweck aber ist, unter heiteren Gesprächen und gesellschaftlichen Spielen einen fröhlichen Abend zu verbringen. Die jungen Leute besonders sind eifrige Beförderer der Kunkelstuben, die ihnen Gelegenheit geben, den Auserwählten ihres Herzens nahe zu kommen. Doch auch diese Sitte, wie so manche andere von den Voreltern ererbte, kommt nach und nach in Verfall; die Abendvereine werden von Jahr zu Jahr seltener. Unter dem Einflusse unseres positiven Zeitalters schwindet allmälig das Volksleben dahin, alle Verhältnisse stellen sich schroffer, und egoistisches Convenienzleben tritt mehr und mehr an die Stelle der einfachen Natur. Indessen, das ist anderswo gerade so wie im Elsaß, und ein Klagen darüber wenig am Orte. Jene Kunkelstuben, wo sie bestehen, sind ein unerschöpflicher Born für Erfassung des Volksthums; dort haben auch die Gebrüder Stöber und andere wackere eingeborene Männer den Elsässer studirt, ihm seine Mundart, seine Sitten, Lieder und Sagen abgelauscht, uns gezeigt, wie mannichfaltig dieses elsässer Volksthum trotz Allem noch ist. Hören wir zuerst, wie der Elsässer spricht; die Proben seiner Mundart finden sich reich zerstreut in August Stöber's „Alsatia“, aus der wir hier schöpfen. Wir beginnen mit dem Süden.

Im Sundgau, zwischen Pfirdt und der Schweizergrenze, nahe der Sprachscheide, liegt Oberlarg. Der Dialekt dort ist eigenthümlich; er hat die Gutturaltöne, die den Schweizer charakterisiren, daneben aber viele selbständige Laute und Formen. Drei Soldaten kommen zu dem verlassenen Schlosse Blochmund im Pfirdter Amt. „Sie sin derno do ine gange unn hei g'lugt, ob mä chönnt drin wohne. Wo sie also drinn umme gange sin, hei sie no alte Chammere unn Stube g'funge, unn ä Chuche (Küche), wo mä hät chönne choche. Do hei sie zue n'anger g'seit, do chönnte m'r bliebe, m'r wäre sicher unn chönnte alle Tag uff d'Jagd unn G'wilder schieße, daß m'r öbis z'esse hätte. Sie hei also ä wenig butzt, daß mä hätt chönne wohne d'rin, unn hei ä Bett g'macht mit Miesch (Moos), daß se hei chönne ruaihe. Der angere Morge, wo sie ufg'stange si, hei se g'seit: jetz müeße zwei von is uff d'Jagd, unn der anger mueß Holz riste unn Für mache, bis angere zwe heim chömme mit ihrem G'wild, fürs z'choche“ u. s. w.

Ein Kinderreim in Dirlinsdorfer Mundart (Sundgau) lautet:

Die Maidele
Mit iähre wiße Chleidele!
Wie wißer as die Chleidele si,
Wie lostiger as die Maidele si.

Die Biäbele
Mit iähre siäße (süße) Riäbele (Rübchen)!
Wie siäßer as die Riäbele si,
Wie lostiger as die Biäbele si.

Die Manne
Mit iähre volle Channe!
Wie völler as die Channe si,
Wie lostiger as die Manne si.

Zu Pfirdt (Sundgau) hat man folgenden Kinderreim:

Mueter, was choche m'r z'Nacht?
Nüdle, as donnert unn chracht.
Mueter, bim Saliment!
D'Nüdle sinn ganz verbrennt,
Sinn unte-n-unn obe so schwarz,
's mag se ke Hung unn ke Chatz!

Zu Altkirch (gleichfalls Sundgau) singen die Kinder:

Bim Brinnele, bim Brinnele
Steht e Birlebaum;
Unn wenn die Birle rife,
Ze chüechlet unser Frau.

Unser Frau het 'chüechlet,
Si hat nur fimpfe g'macht;
Esse m'r alle z'Morge,
Ze hämmerr kenne z'Nacht.

Im ganzen Sundgau klingen überall die scharfen Gutturaltöne wie in der Schweiz durch; sie verlieren sich, je weiter wir nach Norden vorgehen. So schon in Mülhausen (Oberelsaß). Volksreime von dort lauten:

Wenn der Gighel (Hahn) erst um fümfe kräjt,
Un der Wind uewer d'Stupfle (Stoppeln) wäjht,
Unn d'Keltblüemle (Herbstzeitlosen) strecke das Köpfle füer,
Do isch der Winter an der Thüer.

Wenn d'Bettler am Fenster 's Vatterunser tanze
Unn versilwert isch der Bettelranze,
Unn der Schnee Ei'm unter de Füeße kracht,
D'rno isch's Winter us aller Macht.

Un wenn mi Schatz e Zuckerstock wär,
So thät i dra zulle bis nit meh dra wär.

Un wenn der Win drei Batze gilt,
So sinn die Männer froh,
Versuffe sie der Hose Knopf
Unn binde den Latz mit Stroh.

In Riedisheim bei Mülhausen singen die Bauernkinder:

Theresele, Theresele,
Mach 's Kuchedirle zue!
Wie danze denn die Maidele,
Wie danze denn die Biäwele,
Wie kleppre-n-iehri Schueh!

Schon wieder etwas anders ist die Volksmundart um Kolmar. Da fragt der Bauerbursch seinen Schatz: „Wo bin i Dir lieb?“ Und sie antwortet:

Im Herzhisele
Unn e Riegele dra,
Daß d'Lieb nimm üse ka.

Onomatopöisch verstehen sie dort trefflich die Vogelstimmen nachzuahmen. So ruft die Schwalbe: „Die Wiewer die rätsche=n=unn dätsche, unn wenn sie heim kumme=n=isch niene ke fünkele fir.“ Westlich von Kolmar zieht sich das Münster= oder Gregorienthal in den Wasgau hinein. Oben bei Metzeral an der Fecht, wo die Natur wild und romantisch wird, lebt ein echtes Gebirgsvölklein. Die Viehzucht und Käsebereitung sind dort im Schwange und die Melker von Metzeral singen:

Unn säll isch wuähr, unn isch bekat,
Wer Melkersma wöll stä,
Der moß Ziekh, Drud unn d'Bluäs au ha,
Soß kann er nitt bestiäh!

Si Ziekh unn allwill Duwack drinn,
Das ösch sin öinzi Froid,
Err daist erächt, unn 's isch em wuihl
Bi'm Viäh duß uff der Woid.

Die Drud leigt duß am Bornätrog
Daß sä em nitt verlächt,
Err nemmt sä 'ruß unn bluäßt sie druff,
E Wies dä klängt nit schlächt.

Der Fürstahl unn die Stoin säin thür,
Drum hett der Mälker d'Bluäs,
Er bluäßt ans Funklä in der Asch
Daß äs glich brenne muäß.

Das Lied zeigt uns ein Stück Älplerleben aus dem Wasgan. Die Ziekh (von ziehen) ist die Tabackspfeife; die Drud das Alphorn und die Bluäs das Blasrohr; welches der Melker zum Ansachen des Feuers in der Sennhütte benutzt.

Die Oberelsässer Mundarten sind mannichfacher, als jene im Unterelsaß. In der Straßburger Gegend (Kochersberg) sagt man:

E Bissel wiß unn e Bissel schworz,
Unn e Bissel folsch isch min Schotz;
Unn e Bissel folsch mueß 'r sin,
Sünsch isch er nit min.

Zum Schluß noch eine Probe in Hagenauer Mundart:

Ich unn mein altes Weib
Hause sehr iwwel;
M'r hause jetzt schun sechszeh Johr,
Unn hau noch ken' Kiwwel,
Wenn es awwer Gott noch lang loßt lewe,
Welle m'r schaue, daß m'r e Kiwwel duen stehle.

Wo solche Laute erklingen, da befinden wir uns in urdeutschen Landen, und schauen wir nun die Sitten und Sagen des Landvolks uns an, da bestätigt es sich noch mehr, daß wir im Elsaß nur auf deutschem Boden stehen, von dem der fremde Plunder unter naturgemäßen Verhältnissen nicht allzu schwer weichen muß.

Die Mythologie der arischen Völker.

Nach **Georg Cox** *).

I.

r. d. Die Mythologie der Alten ist uns durch die herrlichen Werke der griechischen Dichter und ihrer römischen Nachfolger nahe gerückt worden und hat zu den verschiedenartigsten Erklärungen Anlaß gegeben; sie macht einen integrirenden Theil unserer classischen Bildung aus, und wir sind mit ihr fast vertrauter, als mit der Mythologie unseres eigenen Volkes. Vor den alten Göttern und ihrem Treiben haben wir aber selten Respect gehabt, und die menschlichen Helden in den Dichtungen der Alten erscheinen uns durchschnittlich edler als die Götter. Homer ist, wie Voß sich ausdrückt, weit erhabener als seine Götter. Die köstlichen Erzählungen von Achilles und der Briseïs, von dem Besuche Nestor's und des Phönix bei Achilles, von der Begegnung der Aeltesten der Troer mit der schönen Helena auf den Mauern Iliums, von Hektor und Andromache waren so poetisch, daß sie die Aufmerksamkeit von der Gemeinheit des Lebens der Götter ablenkten. In gleicher Weise hat der erhabene, sittliche Geist, der die Orestes=Dichtung des Aeschylus durchweht, die abstoßenden Züge der Heroensage vergessen machen; und vielleicht hat des Sophokles Genius in seiner Antigone einen noch größern Triumph gefeiert, wenn man den ganz besonders scheußlichen Inhalt der Fabel in Betracht zieht. Jugendlichen und poetischen Naturen erschien also die Mythologie, wie jene Dichter sie vorführten, als eine Beigabe, deren geringes Gewicht unmöglich gegen die erhabenen Schönheiten aufkommen konnte, welche sie dort fanden; aber von diesem Standpunkte aus konnte die Mythologie weder interessant noch wichtig genug sein, um nur ihrer selbst willen studirt zu werden.

Gereiftere, weniger von den Eindrücken des Augenblicks bestimmbare Geister mußten dagegen bald erkennen, daß hier ein nicht undankbares Feld für genauere Forschung vorliege. Denn angenommen, die Griechen erkannten, gleich anderen Nationen, eine Einwirkung der Gottheit und das Regiment eines einigen, obersten Gottes, des Zeus, an, wie kamen sie dann dazu, ihm, dem Allmächtigen und Allgerechten, so grobe, unsittliche Handlungen beizumessen, wie sie von ihnen selbst begangen wurden? Oder angenommen, sie vermochten nicht das Weltall als ein Ganzes zu erkennen, und ihre Geistesrichtung ließ sie vielmehr an die Existenz besonderer Gottheiten glauben, welche der Erde, dem Meere, der Sonne ꝛc. geböten, was veranlaßte sie, den Himmlischen solche Liebesintriguen und Handlungen solchen Hasses und solcher Grausamkeit anzudichten, welche sie der äußersten Verachtung preisgeben mußten? Und endlich: worauf gründete sich die Idee, daß diese Wesen höherer Ordnung sich mit den sie anbetenden Menschen vermischten, sie betrogen und verführten?

Der Versuch der Beantwortung dieser Fragen hat in unserm Jahrhundert eine ganze Literatur hervorgerufen. Es ist nicht möglich, die Geschichte der Ansichten über diesen

*) The Mythology of the Aryan Nations. By George W. Cox, late Scholar of Trinity College, Oxford. 2 Vols. London. Longmans and Comp. 1870.

Gegenstand hier eingehend zu behandeln; einige Bemerkungen nur sollen die Stellung kennzeichnen, die Cox seinen Vorgängern gegenüber einnimmt. Den Griechen selber erschienen die Götter mit einer von der ihrigen so grundverschiedenen Natur begabt, daß sie an den Göttergeschichten Gefallen fanden und kaum je daran dachten, sie mit dem Maße menschlicher Moral zu messen. Die Philosophen thaten das allerdings und machten aus ihrer Verachtung der volksthümlichen Mythologie kein Hehl, wie z. B. Sokrates, welcher der „Gottlosigkeit" angeklagt wurde; Plato, der in seiner „Republik" keinen Platz für Dichter hatte; und Cicero, der in seiner Abhandlung von der „Natur der Götter" ein erhabenes Zeugniß für die religiöse Ansicht der besten Denker des Alterthums abgelegt hat. Sobald für den Verstand des gemeinen Mannes eine Erklärung der Absurditäten der Mythologie nöthig wurde, trat Euhemeros mit seinem System auf, welches darin bestand, die alten Götter für gewöhnliche, über der Dummheit und Barbarei ihrer Zeitgenossen stehende Sterbliche zu erklären, deren Name dann allmälig zu göttlicher, von Opfern begleiteter Verehrung gelangte. Allerlei Historien wurden zu einem leidlich glaubwürdigen Ganzen verschmolzen, und das Wunderbare daran nahm allmälig das Aussehen von etwas nicht ganz Unwahrscheinlichem an, was auch eine entfernte Aehnlichkeit mit dem herausinterpretirten Kern hatte. Aber moderne Denker haben allgemein gefühlt, daß, trotz der sehr menschlichen mit ihrem Namen verknüpften Erzählungen, die alten Götter doch ihren Verehrern als wirkliche Götter, als die erschaffenden und regierenden Mächte galten, und also eine Idee, nicht eine äußerliche Thatsache vorstellten. Sogar der alte Heyne giebt das zu, indem er die Göttersagen in solche eintheilt, denen eine geschichtliche Thatsache zum Grunde liegen mochte (Geschichten), und in solche, die nur das Gewand eines Gedankens sind und welche die Sprache des höchsten Alterthums nur in das Gewand einer Allegorie zu kleiden vermocht habe. Auf fast ganz gleichem Standpunkte steht Voß. Buttmann dagegen hält dafür, daß die Mythen hier und dort und überall entstanden, und nur erst in einer verhältnißmäßig sehr späten Zeit in eine Form gebracht worden seien, die einigermaßen einer „Mythologie" gleicht; daß sie außerdem uralt und aus verschiedenen Anschauungen verschiedener Zeitalter entstanden waren; daß sie aber vor Allem eben Gefühlen und Anschauungen ihre Entstehung verdanken und nicht geschichtliche Trümmer sind. Er legt großes Gewicht auf die Eigennamen, mit deren Hülfe er den Ursprung und Sinn jener Erzählungen zu enträthseln versucht. Durch Anwendung dieser Grundsätze findet er, daß wir vor der Wanderung der Herakleiden zwar eine Menge historisch lautender Erzählungen, aber durchaus keine Geschichte haben, und auch dies nur das Resultat älterer mythischer Ueberlieferungen ist. Wir werden sehen, daß Buttmann hier Schlußfolgerungen anticipirt, zu welchen neuere Erforscher der Mythologie erst durch damals noch nicht zur Verfügung stehende Beweismittel befähigt wurden.

Creutzer's Ansicht ist eine retrograde; er betrachtet die Mythologie wie eine in ein System gebrachte Allegorie, die von einer hochgebildeten Priesterschaft einem auf der untersten Stufe religiöser Begriffe stehenden Volke gelehrt worden sei. Diese Priester hätten sich in der Hauptsache damit befaßt, ihre aus dem höher gebildeten fernen Osten herstammende Weisheit in Symbole zu kleiden, und diese wiederum auszulegen, wodurch denn in der That die Mythen nur Allegorien wären und lediglich auf einer Grundlage theologischer Wahrheit fußten. Creutzer erkennt also keine natürliche Entwickelung der Mythologie, die er aus importirten Quellen herleitet, obwohl sie in diesem Falle im Volke sicher keine Wurzel hätte schlagen können; er überschätzt völlig das symbolische Element im Mythus und nimmt Mythe synonym mit Allegorie, während sie doch reine Gegensätze bilden, einen Gegensatz, den Otfried Müller scharf so hinstellt: „Die Mythe meint genau, was sie ausspricht, die Allegorie dagegen spricht öffentlich Eines aus, ein Anderes aber versteht sie darunter."

Gleich Creutzer ist Gottfried Herrmann der entschiedenen Meinung, daß die Priesterschaft ihren Einfluß dazu verwendet habe, um mythische Erzählungen ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen; er meint, es wären in geschichtlichem Gewande philosophische Wahrheiten und vor Allem Allegorien geboten worden, und zwar letztere mit solchem Erfolg, daß das unwissende Volk, die allegorische Bedeutung gewisser Ausdrücke verkennend, sich daraus persönliche Gottheiten bilden konnte. Es ist also bei ihm noch mehr wie bei Creutzer von Betrügern und Betrogenen die Rede; beider Systeme werden dadurch gleichmäßig verurtheilt, und in keinem finden wir eine Lösung der eigentlichen Frage, wie denn das Volk überhaupt dazu gekommen sein sollte, in Mythen zu denken, statt in seiner gewöhnlichen Sprache? So lange eine solche Tendenz aber nicht als naturgemäß nachgewiesen ist, können wir auch nicht glauben, daß das Volk mythische Ideen von den Priestern angenommen habe.

Creutzer's Nachfolger Welker spricht mehr im Sinne von Buttmann und auch von Cox. Er sagt, die ältesten mythologischen Gestalten entspringen aus der antiken Betrachtungsweise der Thätigkeit der großen Naturkräfte; man konnte diese in sehr verschiedenen Ausdrücken beschreiben; so entstand eine Menge von Namen für verschiedene Thätigkeitsäußerung der Gottheit, und daraus mit der Zeit eine sehr complicirte Vielgötterei. Obwohl die Sache von streng griechischem Standpunkte betrachtend, bemerkt er doch, daß viele Namen nicht aus griechischen Wurzeln erklärt werden können und deshalb einer Zeit angehören müssen, in welcher die Griechen noch nicht als abgesonderte Nation vorhanden waren.

Setzen wir Buttmann, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war, nach Creutzer und Herrmann, so haben wir eine Reihe von Schriftstellern, welche Mythologie in rationalistischem Sinne als ein künstliches, zu einem ganz bestimmten Zwecke aufgestelltes Lehrgebäude betrachteten, während Buttmann, Welker und Otfried Müller in ihr eine volksthümliche und deshalb nicht absichtliche noch auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Ausdrucksweise erblicken. Otfried Müller hält vor Allem fest an der Localisation der Mythen, an einer allmäligen und natürlichen Bildung derselben, an ihrem unvordenklichen Alter, und folglich an der Nothwendigkeit, zwischen dem Dichter, der sie uns zuerst mittheilt, und ihren ersten Erfindern unterscheiden zu müssen.

Indeß auch angenommen, diese letzteren Schriftsteller gäben uns ein deutliches, unverzerrtes Bild, so fühlen und bekennen sie doch selbst, daß ihre Erklärung keine erschöpfende sei. Wenn mythologische Namen ursprünglich eine Bedeutung hatten, so sind doch viele derselben aus griechischer Ableitung nicht zu erklären, und wenn wir complicirte Geschichten noch so sehr in verschiedene einfachere Elemente zerlegen, so kommen wir doch zuletzt auf jene anfänglichen einfachen Mythen, mit denen wir oft nichts anzufangen wissen. Und auf dieser unbefriedigenden Stufe befänden wir uns noch, wenn uns nicht aus dem frühesten Culturleben des fernen Ostens eine Antwort auf diese Fragen geworden wäre.

Die ursprüngliche arische Nation, deren älteste Gesänge etwa in das sechszehnte Jahrhundert vor Christus zu setzen sind und die frühesten Theile der Rig-Veda ausmachen, ist jetzt als das Stammvolk sowohl jener Nationen anerkannt,

die, westwärts wandernd, Europa bevölkerten, als der Hindus, die, den Himalaya übersteigend, das obere Indien einnahmen. Diese heiligen Gesänge sind an verschiedene Gottheiten gerichtet und erwähnen nebenbei noch einer ganzen Zahl weiterer Götternamen. Oftmals schon hatte man die Uebereinstimmung solcher vedischen Namen mit den griechischen bemerkt, ehe man der vollen Wichtigkeit der Entdeckung sich bewußt wurde. Wer konnte in der Bezeichnung des heitern Himmels mit „Dyu“ (Nominativ: Dyaus) das griechische „Zeus“, das lateinische „Jupiter, Jovis“, das nordische „Tyr“, das germanische „Zio“, das englische „Tue“ in „Tuesday“ verkennen? Eine andere Form derselben Wurzel div leitet unmittelbar zu dewa, was im Allgemeinen ein göttliches Wesen bedeutet, und von diesem zu dem lateinischen deus und dies ist nur ein Schritt, nicht zu erwähnen des persischen dev, wobei durch einen Wechsel aus dem himmlischen ein höllisches Wesen, der Teufel, gemacht wurde. Cox ist sehr geneigt, Teufel und devil von derselben Quelle abzuleiten, doch kann dieses Wort so bestimmt auf *διάβολος* zurückgeführt werden, daß wir hier von einer Ableitung absehen müssen. Unzweifelhaft ist aber wieder die Uebereinstimmung bei Agnis und dem lateinischen ignis. Uschas, die Morgenröthe, erklärt das lateinische „Aurora“ wie das äolische „*Ἄυως*“.

Solche und ähnliche Uebereinstimmungen bewiesen, daß die griechische Mythologie nicht vereinzelt dastand und nicht aus sich allein erklärt werden konnte, vielmehr gewisse, ganz bestimmte Beziehung zur Vedasprache hatte. Wenn es sich herausstellte, daß aus dieser ebenso befriedigende Erklärungen auch lateinischer, germanischer und nordischer Namen zu schöpfen waren, während aus keiner der drei Sprachen eine der beiden anderen zu erklären war, so mußte nothwendig die vedische Sprache als die von Welker gesuchte Quelle der Erklärung wenigstens der mythologischen Namen der Griechen angenommen werden. Jedenfalls existirten diese Namen vor der Trennung der arischen Stämme. Aber wir können auch noch einen Schritt weiter gehen und den Ursprung mythischer Personen in jener Urzeit finden. Denn manche, in der griechischen Sprache ausschließlich der Mythe angehörende Namen sind in der vedischen Sprache auch Substantivappellativa; so bedeutet „Dyu“ (Dyaus) ebensowohl den Himmel, oder einen „Tag“ als den Gott „Zeus“. Der Gebrauch solcher, aus der vedischen Mythe stammenden Appellativa in verschiedenen europäischen, von einander ganz unabhängigen Sprachen weist auf jenen gemeinsamen Ursprung europäischer Mythologien und auf eine gleiche Bedeutung der da vorkommenden Namen hin.

Die Feststellung des Namens ist aber doch nur der erste Schritt zum Ziele; wir müssen auch nachweisen, was die Handlungen des Namenträgers aus der mythischen Ausdrucksweise in Prosa übersetzt bedeuten, und dabei daran denken, daß die Mythologie die älteste Sprache der Menschheit ist und sich einem Menschen in seinem Urzustande anpassen muß.

„Für einen solchen Menschen aber,“ sagt Cox, „der zunächst ohne jede positive Kenntniß von sich selbst oder der ihn umgebenden Naturerscheinungen war, mußten alle diese Dinge sehr bald als lebende erscheinen, und da er selber von den Bedingungen seines eigenen Daseins und von seiner Persönlichkeit nur sehr unvollkommene Begriffe hatte, so konnte er bald kaum anders, als jene gleichfalls für lebende Wesen zu halten. Die Sonne und der Mond, die Sterne, der Boden, auf dem er einherschritt, die Wolken, Stürme und Blitze waren für ihn lebende Wesen; mußte er sie nicht auch für selbstbewußte halten gleich ihm selbst? Ihm mußte jeder Gegenstand eine lebendige Wirklichkeit, jedes Wort ein sprechendes Bild sein. Für ihn konnte es keine nackte Wiederkehr von Jahreszeiten geben, sondern die jeden Tag neugeborene Sonne begann und vollendete jeden Tag einen arbeitsvollen Weg, und eine Reihe ausdrucksvoller Bilder begleitete jede Wirkung ihrer schaffenden Kraft. Die sich erhebende Sonne ist der Titane, der die Schlangen der Nacht erdrosselt, bevor er seinen Wagen am Himmelsgewölbe hinaufführt, und er sinkt auch am Abend, nach seiner unfreiwilligen Arbeit für die Menschen, wieder in die Arme der Mutter, die ihn am Morgen gebar. So mußte der Mensch von allen Erscheinungen der Natur, von Morgen- und Abendröthe, vom Thau und den Abendwolken, vom Donner und Erdbeben reden. Aber daraus konnte keine Personification und noch weniger eine Allegorie oder Metapher entstehen. Für ihn mußte das Alles eine thatsächliche Wirklichkeit sein, die er ebensowenig prüfte und analysirte, als sich selbst; es konnte ihm nur ein Empfinden und Glauben, aber in keiner Bedeutung eine Religion sein.“

So zeigt uns Cox den Urgrund der Mythe, und was er darüber sagt, stimmt merkwürdig mit dem, was Welker und Otfried Müller hofften, aber noch nicht zu erreichen vermochten. Eine der Ursachen, warum ihnen das nicht gelingen konnte, ist uns nun klar geworden. Die Namen, mit welchen die Sonne, die Morgenröthe, der Thau in der ursprünglichen Legende bezeichnet werden, sind die gleichen, wie die gewöhnlich gebrauchten, während in den griechischen Erzählungen die Persönlichkeit so weit ausgebildet erscheint, daß sie die ursprünglichen Namen ganz der Mythe überlassen, während andere Bezeichnungen als Appellativa in Gebrauch kommen. So bleibt die vedische „Dahana“ als Daphne personificirt, während das wirkliche Zwielicht anders bezeichnet wird, und ebenso konnte auf griechischem Boden Prokris nicht länger mit dem Thau identificirt werden. Auch Zeus wird zu einem rein mythologischen Namen, und sowohl der „Himmel“ wie der „Tag“ haben im Griechischen besondere Namen, obwohl das „Dyu“ der Veda alle drei bezeichnet. In anderen Worten: es bezeichnen in den Dichtungen der Vedas „die Namen der griechischen Gottheiten Erscheinungen der Natur, welche, wo sie als belebte erscheinen, doch nie auf eine menschenähnliche Weise personificirt worden sind. Dort ist Daphne immer noch das Zwielicht des Morgens, welches den Glanz der neugeborenen Sonne heraufführt; die Kinder des Helios sind dort noch immer die hellgefärbten Wölkchen, welche die Morgendämmerung in die Gefilde des Himmels herausführt. Dort ist die Idee des Herakles noch nicht von dem Bilde der mühsam arbeitenden und ringenden Sonne getrennt, und der Ruhm des lebenspendenden Helios ist noch nicht auf den delischen und pythischen Gott übertragen. In gleicher Weise könnte die Analyse ins Unendliche ausgedehnt werden; die einzig mögliche Schlußfolgerung bleibt aber, daß wir in der Sprache der Vedas die gemeinsame Quelle der lebensheiteren hellenischen Sagen, wie die der erhabenen und düstern Mythologie der skandinavischen und teutonischen Völker gefunden haben. Beide haben sich gleichmäßig um Namen aufgebaut, die sich fast sämmtlich auf die Sonne beziehen; aber die erstere hält jene Ausdrücke fest, welche sich auf den Wechsel von Tag und Nacht, diese die Ausdrücke, welche sich auf die große Naturtragödie des Wechsels von Sommer und Winter beziehen.“

Der Ursprung des großen Sonnenmythus, auf welchen in zahllosen Variationen das ganze System der Mythologie zurückzuführen ist, ist durch Cox's commentirendes Werk deutlich erkennbar geworden. Die Sonne selber mag durch unzählige Beiworte bezeichnet werden, welche späterhin

wieder in besondere Gottheiten individualisirt werden, und da von der Morgendämmerung, von den Wolken und allen ihren übrigen Begleitern dasselbe gilt, so kann dieselbe Mythe in tausendfach veränderter Form der Erzählung auftreten. Außerdem kann die Sonne unter verschiedenen Gesichtspunkten als für das Wohl des Menschengeschlechts arbeitendes, Leben und Wärme spendendes oder als zerstörendes und mit seinen mittäglichen Strahlen versengendes Princip (Wesen) betrachtet werden. Die Mutter, von der sie am Morgen geboren wird, kann die dunkele Nacht sein, oder das dämmerige Zwielicht, oder das erste Morgengrauen. Ihre erste That ist dann wohl, daß sie — als Herakles in der Wiege — die Schlangen der Dunkelheit erdrosselt. Die Morgenröthe wird in der Regel für die strahlende Jungfrau gelten, die der Sonnengott in früher Jugend erblickt und umwirbt, oder die er verfolgt, bis sie ihm entschlüpft, oder bis er gezwungen ist, sie zu verlassen, um auf seiner Bahn weiter zu schreiten; denn die Sonne muß unabänderlich und stetig von Osten nach Westen sich fortbewegen, und die schönen Wölkchen der Morgenröthe können nicht bei ihr bleiben, sondern müssen dem Sonnengotte entweder entschlüpfen, oder von ihm verlassen werden, und können sich erst am Abendhimmel wiederfinden, wann die Sonne von ihrer Arbeit zur Ruhe geht. Daher kommen nun verschiedene Sagen von Mädchen, welche den Sonnengott verlassen oder von ihm verlassen werden. Eine der deutlichsten dieser Sagen ist die von der Iole, die Herakles in seiner Jugend liebte und späterhin, nach Vollendung seiner zwölf Arbeiten — dem Symbol der zwölf Tagesstunden — wiederfand; ihr Name (Violet) zeigt, daß unter ihr die violetten Wölkchen bei dem Beginne des Aufgangs und des Untergangs der Sonne zu verstehen sind. Aus denselben Ideen entstehen auch wohl Verwickelungen, welche die Sagen in dem unmoralischen und widerlichen Gewande erscheinen lassen, in welchem sie häufig auftreten. So läßt z. B. die Sage den Oedipus, einen Sonnenheros, von der Jokaste geboren werden, welche wieder nur die tief purpurfarbigen Wolken bedeutet, die der Morgenröthe voraufziehen, und aus deren Mitte sie sich zu erheben scheint. Am Ende seiner Laufbahn trifft Oedipus wieder mit der Jokaste zusammen und vermählt sich mit ihr, sowie am Abend die Purpurwolken wieder erscheinen und die Sonne sich anscheinend unter ihnen vergräbt. So scheint also die widerliche Sage von einem Manne, der seine Mutter heirathet, in der doppelsinnigen Beschreibung der Mythe von der Beziehung der Sonne zu den umgebenden Wolken entstanden zu sein. Ebenso kann uns die Liebesunbeständigkeit der Sonnenheroen nun nicht weiter überraschen, wenn wir an die ruhelose Wanderung denken, zu welcher die Sonne genöthigt ist. Herakles muß also die Iole verlassen und später am Tage in verderbliche Verbindung mit der Dejanira treten, die den Mächten der Finsterniß angehört, und ihn schließlich in sein Verderben bringt, doch nicht, bevor er nicht noch einmal die mit dem purpurfarbigen Sonnenuntergang zurückkehrende Iole gesehen hat. In gleicher Weise findet die Sage von Paris und der Oenone durch Cox eine schöne und erschöpfende Erklärung. In der That werden aufmerksame Leser des Buches am meisten von der beständigen Wiederholung einer und derselben Sage unter verschiedenen Namen überrascht. Der einmal gefundene Schlüssel zum Sonnenmythus erschließt nun jede Mythe, an welche man mit ihm versuchend herantritt und zeigt, daß das ganze System der Mythologie auf diese Idee als ihren Kern gegründet ist.

Die Fahrt der „Germania" und der „Hansa" nach der Ostküste von Grönland.

III.

Capitän Koldewey's Bericht über die Fahrt der „Germania".

(Schluß.)

Am 8. März wurde die erste große Schlittenreise nach Norden hin angetreten; man wollte auf derselben geographische und hypsometrische Beobachtungen anstellen. Eis und Schnee hinderten jedoch ein weiteres Fortkommen; die Partie kehrte am Nachmittag des 11. März wieder an Bord zurück und brach erst am 24. März, bei einer Temperatur von — 27° R., wieder auf; sie legte etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen zurück und fand an den fortwährenden, gerade aus Norden her wehenden Schneestürmen ein unüberwindliches Hinderniß. Sie mußte einige Tage geduldig und dicht eingepackt im Zelte liegen und war vielen Beschwerden ausgesetzt. Der feine Schneestaub drang überall ein und bedeckte im Zelte Alles hoch mit Schnee. Die Leute erlitten große Beschwerden; sie löschten den Durst mit Schnee. Am 3. April erlegten sie einen Bären, der ihnen sehr willkommen war. In 76° 24′ N. trafen sie auf losen Schnee, durch welchen sie bisweilen knietief hindurchwaten mußten, gelangten weiterhin in eine kleine Bucht, hatten wieder drei Tage und Nächte hindurch furchtbaren Schneesturm; sie traten am Charfreitage, 15. April, bei besserm Wetter eine Wanderung drei Meilen hinauf nach Norden an und erstiegen einen etwa 1500 Fuß hohen Berg unter 77° 1′ N., 18° 50′ W.; von diesem aus zieht sich die ostgrönländische Küste fast in gerader Linie nach Norden. Die See bildete eine ununterbrochene Eisfläche bis zum Horizont, über welchem ein sogenannter Eishimmel lag. Das Eis war mit hohen Eishöckern bedeckt; eine ebene Strecke Landeis lag bis etwa vier Seemeilen vor der Küste, aber auch dieses hatte augenscheinlich schon mehrere Jahre festgelegen, und „das Ganze machte den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerkes". Oberlieutenant Payer hatte gerade Zeit genug gefunden, seine Messungen zu machen, als drohende Anzeichen eines Sturmes kamen; derselbe brach aus, als man eben das Zelt erreicht hatte. „Wir waren froh, die wissenschaftlichen Resultate der Reise in Sicherheit zu haben, die immerhin nicht ganz unbedeutend waren, nachdem wir den 77° N. erreicht hatten."

Am 16. April trat man die Rückreise an; noch vor Eintritt des Thauwetters sollte Herr Payer eine andere Schlittenfahrt unternehmen, um mehrere Fjorde (Föhrden) zu erforschen Am 27. April war die Partie an Bord zurück. Alle Theilnehmer waren stark angegriffen und hatten an Kräften verloren; eine furchtbare Abspannung machte sich geltend, heftige Krämpfe

n den Beinen zeigten sich, aber durch gute Nahrung, Ruhe und Pflege wurden die Leute bald wieder hergestellt.

„Die Schlittenreise zur Erforschung der Ardencaple Einfahrt konnte am 8. Mai Nachmittags abgehen. An Bord waren während unserer Abwesenheit von den Astronomen verschiedene kleinere Schlittenreisen zum Zweck der geodätischen Arbeiten unternommen, und ein Theil der Basis war gemessen. Das Schiff hatte ein anderes Ansehen bekommen und war seines Wintermantels entkleidet &c. Auch hier waren indeß die heftigen Stürme ein großes Hinderniß gewesen, so daß die Arbeiten nicht so weit vorgeschritten waren, wie bei günstigeren Verhältnissen erwartet werden konnte. Dazu kam noch, daß die Bären das Schiff und dessen Umgebung förmlich in Belagerungszustand erklärt hatten, so daß die äußerste Vorsicht gebraucht werden mußte, um Unglücksfälle zu verhüten. Mehrere dieser Thiere wurden geschossen, zu verscheuchen waren dieselben indessen nicht.

Alle diese Hindernisse, mit denen man zu kämpfen hatte, bewirkten, daß die geodätische Reise der Astronomen nicht vor dem 14. Mai Abends abgehen konnte, reichlich spät für die Schlittenreisen, da das Thauwetter ganz plötzlich eintritt und der Schnee mit überraschender Schnelligkeit lose wird und schmilzt. Die Theilnehmer der Fahrt hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; Ende Mai mußte bereits im Wasser gewatet werden und Anfang Juni waren die Gletscherbäche am Lande bereits so reißend geworden, daß sie nur mit Lebensgefahr zu überschreiten waren. Die Arbeiten wurden indeß zur Befriedigung vollendet. Auf der Rückreise mußte man Schlitten und Alles, was nicht fortzutragen war, auf 75° nördl. Breite am Lande stehen lassen, um nur in großen Eilmärschen das Schiff erreichen zu können.

Oberlieutenant Payer war bereits am 29. Mai, Morgens 8 Uhr, wieder an Bord zurückgekommen. Man war auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen; die furchtbaren Stürme, die den Schnee an der Küste überall fest und hart geweht hatten, waren über die Fjorde hinweggerast und hatten die Ablagerung von so losem und tiefem Schnee begünstigt, daß man bis an den Leib einsank und die Schlittenladung Stück für Stück forttragen mußte. Auf diese Weise wurden oft nur wenige 100 Schritt mit der größten Anstrengung an einem Tage zurückgelegt. Die Aussicht, die ein Berg bot, zeigte deutlich, daß auf Besserung des Weges nicht zu hoffen sei; deshalb mußte man sich nothgedrungen zur Rückkehr entschließen. In geographischer sowie geologischer Beziehung waren indeß die Resultate dieser Reise von großem Werthe, da mehrere hundert Petrefacten und fossile Pflanzen heimgebracht wurden.

Die Zeit der Schlittenreisen war jetzt zu Ende; an ausreichende Ruhe und Erholung von den Strapazen und Anstrengungen der letzten Monate konnte indeß wenig gedacht werden. Nur einige Tage Rast wurden den Leuten gegönnt. Noch immer mußten kleinere Reisen zur Vervollständigung der Aufnahmen, zu botanischen und zoologischen Zwecken unternommen werden; das Schiff war in allen seinen Theilen segelfertig zu machen. Da gab es denn für die wenigen Leute, die zur Verfügung standen, reichlich zu thun. Obgleich den Leuten nur das beste Zeugniß zu geben ist und alle von gleichem Eifer beseelt waren, mußte doch noch manches Wünschenswerthe unterbleiben, da es unmöglich war, alle wissenschaftlichen Arbeiten vollständig zu bewältigen.

Der Schmelzproceß ging jetzt rasch vor sich; bald hatte die Dicke des Eises, die im Mai 6′ 7″ betrug, um einige Fuß abgenommen; ostwärts und südwärts von uns war bereits viel offenes Wasser, das Landeis brach an den Kanten mehr und mehr ab.

Am 10. Juli Abends setzte sich das Eis in unserm Hafen, in welchen wir noch immer fest eingebettet waren, mit uns in Bewegung; wir trieben aus dem Hafen hinaus nach Südosten. Die Eissägen wurden in Thätigkeit gesetzt, um das noch immer drei Fuß dicke Eis zu durchschneiden. Am 11. Juli Nachmittags hatte der durch die Scholle gesägte Canal genügende Breite; unter Hurrahrufen dampften wir aus unserm Eisgefängnisse heraus, steuerten aber nachher wieder nach unserm jetzt zum größten Theil eisfreien Hafen, woselbst wir einige Stunden später ankerten. Es waren noch einige nothwendige Arbeiten zu vollenden, und dann sollte noch eine Bootreise nach den Eskimohütten der Clavering-Insel unternommen werden, ehe wir unsere Versuche, nordwärts vorzudringen, erneuerten.

Am 18. Juli Morgens kamen wir an Bord zurück. Die „Germania“ war jetzt vollkommen segelfertig und dampfte am 22. Juli Morgens nordwärts. Bei Cap Philipp Broke wurde geankert, um vorerst vom Berge aus den Zustand des Eises weiter nordwärts zu recognosciren. Ein Canal längs dem Landeise war wieder vorhanden; er schien sich ziemlich weit nach Norden zu erstrecken; leider trat aber jetzt ein unvermutheter Umstand ein, der schließlich einen wesentlichen Einfluß auf die Entdeckungen des Sommers ausgeübt und zum frühzeitigen Rückzuge aus dem Eise gezwungen hat.

Die Röhren des Dampfkessels fingen nämlich an bedenklich zu lecken; es war klar, daß über kurz oder lang der Kessel gänzlich unbrauchbar werden mußte. Ohne Dampfkraft aber — das hatten wir zur Genüge kennen gelernt — waren an dieser Küste, wo im Sommer größtentheils Windstille herrscht, keine Entdeckungen in der kurzen Zeit der Schifffahrt zu machen. Vorläufig wurden die Röhren wieder reparirt, und wir dampften weiter. In einem engen Canal zwischen dem Landeise und dem Packeise aufwärts fahrend, erreichten wir die Breite 75° 29′ nördl. Breite dicht am Nordostcap der Insel Shannon. Hier wurde unser weiteres Vordringen durch dieselbe Eisschranke gehindert, die wir im vorigen Jahre angetroffen hatten. Das schwere Eis, überhaupt viel höher als bei den Pendulum-Inseln, hing jetzt mit dem Landeise zusammen und zeigte auch keine Andeutung eines nahe bevorstehenden Aufbruches. Von einem etwa 500 Fuß hohen Berge der nahen Insel bemerkten wir nach Norden nur festes Eis, und eine starke Strahlenbrechung ließ uns auch im Osten des vorliegenden hohen Landes (76° nördl. Breite) nur Eis erkennen. Bloß ein einziger schmaler Wasserstrich war an der Südseite dieses Landes sichtbar. Wir lagen mehrere Tage am Landeise, ohne daß sich die geringste Bewegung in demselben zeigte. Unsere Bucht setzte mittlerweile mit einem eingetretenen Südwinde so voll Schollen, daß wir nahe daran waren, gänzlich vom Eise eingeschlossen zu werden. Bei Windstille bildete sich (— im Juli —) bereits wieder junges Eis; der Sicherheit des Schiffes wegen mußten wir zurück. Es wurde deshalb gänzlich von weiterm Vordringen nach Norden abgesehen, da wir bis 77° hätten durcharbeiten müssen, ohne eine einzige neue Entdeckung machen zu können, da ferner der Dampfkessel leicht völlig unbrauchbar werden konnte und dadurch das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach im Eise gefangen gehalten worden wäre. Unter solchen Umständen ging die einstimmige Meinung sämmtlicher Herren der Expedition dahin, daß die fruchtlosen Versuche, nach Norden vorzudringen, aufgegeben werden mußten und lieber die Jahreszeit auszunutzen wäre, um nach Süden zu vielleicht noch werthvolle Entdeckungen zu machen. Am 30. Juli dampften wir im dichten Nebel südwärts, immer am Landeise entlang fühlend und bisweilen einige Ketten von Schollen durchbrechend.

Diese Fahrt nach Süden war sehr belohnend. Es wurde ermittelt, daß die auf den Karten verzeichnete Mackenzie-Einfahrt als solche nicht vorhanden ist. Man schiffte weiter bis Cap Franklin, fand, daß eine Föhrde im Innern eisfrei war, und es wurde, nachdem man das Treibeis durchdrungen hatte, unbehindert zwischen Eisbergen hindurchgefahren.

Je weiter wir eindrangen, desto milder wurde die Temperatur und desto wärmer das Wasser; die Scenerie war großartig, wie in den Alpen. Ein unbekanntes Land, das wirkliche Innere von Grönland, eröffnete sich immer schöner und imposanter unseren staunenden Augen. Zahlreiche Gletscher, Cascaden, Sturzbäche kamen von dem immer höher und höher ansteigenden Gebirge herunter. Weiter im Norden

wurde ein ungeheurer Gletscher entdeckt, der sicher eine große Anzahl der Eisberge lieferte; wir dampften weiter nach Westen und Westsüdwesten, da sich hier immer mehr Verzweigungen des Fjordes zeigten; ein Ende war noch nirgends abzusehen. Der Kessel versagte nach 24stündiger Thätigkeit abermals den Dienst, so daß wir gezwungen waren, unter einem Gletscher, der etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel sein Ende erreichte, zu ankern.

Sofort begannen Gletscherfahrten und Bergbesteigungen; alle zur Erforschung des Landes nöthigen Arbeiten wurden unternommen; Oberlieutenant Payer, Dr. Copeland und Peter Ellinger bestiegen den großen Gletscher, einen 7000 Fuß hohen Berg. Von hier aus wurde gesehen, daß die Fjordverzweigung überall noch unbegrenzt fortging; Berge im Innern, die auf etwa 32° westl. Länge liegen, wurden bis 14,000 Fuß hoch gemessen; die ganze Umgebung ward gezeichnet und aufgenommen, Gletschermessungen wurden angestellt u. s. w.

Der Kessel war während dieser Zeit wieder nothdürftig hergerichtet, mehrere Röhren wurden durch Verankerung außer Thätigkeit gesetzt, und es war augenscheinlich, daß wir die Dampfkraft in sehr kurzer Zeit ganz würden entbehren müssen. Unter solchen Umständen und bei der schon etwas vorgerückten Jahreszeit wäre das ganze Unternehmen leichtsinnig aufs Spiel gesetzt worden, wenn wir noch weiter hätten vordringen wollen. Versagte der Kessel im Fjorde, über 70 Seemeilen vor der nächsten Außenküste, so würden wir wahrscheinlich gezwungen worden sein, einen zweiten Winter im Fjorde zu verweilen; denn mit Segeln wären wir schwerlich zur rechten Zeit herausgekommen, da im Fjorde während des Sommers größtentheils Windstille herrscht.

Die Rückreise wurde beschlossen, bei Cap Broer Ruys zum letzten Male geankert, der Kessel noch einmal ordentlich nachgesehen; vom Berge aus sahen wir, daß das Packeis, obgleich schon wieder näher an der Küste, doch lose genug lag, um hindurchdampfen zu können. Bis 16 Grad dampften wir ungehindert trotz dichten Nebels zwischen den Eisfeldern hindurch, stießen hier aber auf dichtes Eis. Wir mußten durch eine Kette von Schollen brechen, bis das Wasser wieder etwas freier wurde; dies war die letzte Anstrengung des Kessels. In Strömen stürzte das Wasser aus den Röhren; der Dampf mußte rasch abgelassen werden und das Feuer ging aus.

Der übrige Theil der Reise war unter Segeln zurückzulegen. Noch ein schwerer Sturm im Eise, große Anstrengungen für das Schiff, welches sich hier aufs Beste in Bezug auf seine Stärke und Solidität bewährte, einige Gefahren; dann erreichten wir am 24. August Abends 72° nördl. Breite und 14° westl. Länge das offene Meer.

In den nächsten Tagen wurden bei dem windstillen Wetter einige genaue Tiefseelothungen bis 1300 Faden angestellt; die Absicht war, zwischen Island und Faröer einerseits und den Shetlands-Inseln andererseits durchzugehen, um auf dieser Fahrt noch umfassende Lothungen und Tiefsee-Temperaturmessungen vorzunehmen. Heftige und anhaltende Stürme, die bis zur Weser dauerten, verhinderten die Lothungen und beschränkten die Temperaturmessungen, von denen indeß einige sehr interessante Resultate ergaben.

Vor Helgoland ließen wir vergebens Raketen steigen, um einen Lootsen zu rufen; unerklärbar war es uns, daß von anderen Schiffen, die wir nicht erkennen konnten, mit Raketen geantwortet wurde. Am 11. September früh kam Langeroge in Sicht; vor Wangeroge war die Schlüsseltonne, das äußerste Seezeichen für die Wesereinfahrt, räthselhafter Weise nicht zu entdecken, das Leuchtschiff und die Wangeroger Baken fehlten. Wir konnten diese Erscheinung nicht deuten; in der Außenjahde sahen wir die Masten eines großen Schiffes und richteten dorthin unsern Curs. Näher kommend gewahrten wir, daß wir die Fahrzeuge einer Kriegsflotte vor uns hatten; die Flagge war noch nicht zu erkennen; wir fürchteten einen Feind vor dem Jahdehafen zu finden. Ein Kanonenschuß zwang zum Beidrehen; Offiziere unserer Marine kamen heran, und nun erfuhren wir staunend und jubelnd die großartigen Ereignisse der letzten Monate.

Wir erhielten Dampfer und Lootsen für die Weser und erreichten Abends 6½ Uhr Bremerhaven, das wir vor 453 Tagen verlassen hatten.

Das Schiff, auf der Werft von J. C. Tecklenborg in Bremerhaven erbaut, hat sich während der ganzen Fahrt in jeder Beziehung als tüchtig und für die arktische Schifffahrt besonders geeignet bewährt.

Die ganzen Erfahrungen der Reise haben gezeigt, daß mindestens an dieser Küste die Verwendung eines größern Schiffes zu Entdeckungen und Erforschungen ein höchst gefährliches Wagstück wäre. Immerhin lassen sich, wie diese erste Reise der „Germania" ergeben hat, manche Verbesserungen zum Zwecke einer noch größern Sicherheit anbringen.

Den Leuten muß in jeder Beziehung das beste Lob ertheilt werden. Nicht allein wurde jede Arbeit und Anstrengung ohne irgend welche Lässigkeit und Unzufriedenheit geleistet, sondern die Mannschaft entwickelte auch für die Erreichung der Zwecke der Expedition stets den lebhaftesten Eifer. Ein Jeder war sich vollkommen bewußt, daß die Ehre der deutschen Flagge aufrecht erhalten werden müsse und gezeigt werden solle, wie deutsche Seeleute mindestens dasselbe leisten können, was andere vermocht haben."

Aus allen Erdtheilen.

Forsyth und Hayward in Centralasien.

Wir haben vor einiger Zeit mitgetheilt, daß der erstgenannte der beiden Reisenden seine Wanderung aus Nordindien nach Ostturkestan angetreten habe. Es wird nun aus Calcutta vom 5. September gemeldet, es sei ihm eine Zeitlang recht schlecht ergangen. Der Weg aus dem Pendschab nach Yarkend führt zunächst durch die Landschaft Ladakh (Hauptstadt Leh), welche dem Radscha von Kaschmir unterworfen ist. Der dortige Statthalter war verpflichtet, den Reisenden mit Lebensmitteln zu versorgen, ließ ihn jedoch fast verhungern; dafür ist er nun abgesetzt worden. Im Juni erreichte Forsyth Thaldat, ein Hochland „so dürr wie Arabien". Ein alter arabischer Priester, welcher sich der Gesandtschaft nach Yarkend angeschlossen, meinte, die ärgste Wüstenei seiner Heimath sei dieser Hochebene auf dem Karakorumgebirge vorzuziehen. Forsyth hat an den Vicekönig von Indien einen Bericht erstattet, in welchem er betont, daß in so bedeutender Höhe über dem Meere nichts erwünschter sein würde als ein leichtes, unbeschwertes Athemholen. Der Thermometer stand 20° unter Null, aber die Scenerie war so großartig, daß sie jeder Schilderung spottet. „Als wir auf der Kette über der Luizi-Theng-Ebene standen, oder vielmehr lagen, war sie staunenswerth gewaltig. Zu unserer Rechten, weit nach Westen hin, ein Gipfel über und hinter dem andern; es war ein eigentliches Sägengebirge, welches den Horizont bildete; die Zacken standen so dicht und regelmäßig neben einander wie die Zähne eines Kammes. Von dieser Kette aus lief quer nach Norden hin eine Reihe von wild und wirr durch einander

geworfenen Spitzbergen, welche sich dann in der Kette des Kuenluengebirges verloren. Aus dieser ragen in Zwischenräumen im Schnee erglänzende zuckerhutförmige Kegel empor, welche den kolossalen Bergriesen des Himalaya Trotz bieten können. Unter uns dehnte sich die abscheuliche, unwirthliche Luizi-Theng-Hochebene aus, eine 25 Miles breite Einöde; wie lang sie ist, weiß ich nicht; sie zieht sich gen Osten, in der Richtung nach China. „Uns gegenüber, d. h. an der andern Seite der Ebene, zieht sich eine Kette niedriger Hügel hin, die höchstens 18,000 Fuß über die Meeresfläche emporsteigen, was hier als eine Kleinigkeit erscheint, die wenig oder nichts bedeuten will gegenüber den gewaltigen Kolossen. Jene Hügel haben allerlei phantastische Formen; sie bilden Kuppeln, Thurmspitzen, runde Festungsthüren und dergleichen mehr. Nachts schlugen wir unser Lager in jener Ebene auf; es gelang uns, etwas schlammiges Wasser aus eingegrabenen Löchern zu gewinnen. Unsere Thiere hatten seit zwei Tagen kein Futter gehabt."

Hayward, der im Auftrage der Londoner geographischen Gesellschaft von den westlichen Besitzungen des Radscha von Kaschmir aus nach der Hochsteppe von Pamir und in das russische Turkestan vordringen will, ist nicht, wie Murchison in der geographischen Abtheilung der Britisch Association jüngst nach einem indischen Telegramme mitgetheilt hat („Athenäum" 24. September, S. 405), von einem Häuptlinge der Yassin in Gilgit ermordet worden. Diese, anfangs bezweifelte Nachricht wird durch ein Telegramm aus Calcutta vom 10. October in der „Times Mail" vom 11. October bestätigt. Der Mörder heißt Mir Walli.

Die Viscacha und ihre Erdlöcher in den argentinischen Pampas.

Darwin hat in seiner berühmten Reisebeschreibung (Journal of researches into the natural history and geology of the countries visited during the voyage of H. M. S. Beagle round the world etc. p. 124) die Viscacha oder Vizcacha geschildert. Dieser Lagostomus trichodactylus kann als ein Charakterthier der Pampas betrachtet werden. Er gleicht einem großen Kaninchen, hat aber einen langen Schwanz und, gleich dem Aguti (Cavia patagonica), der unsern Hasen vertritt, nur drei Hinterzehen. Nach Süden hin kommt er bis 41° S., also bis zum Rio Negro, vor, auf Sand- oder Thonboden, niemals auf Kiesboden, welchen dagegen der Aguti liebt. Oestlich von Uruguay kommt die Viscacha niemals vor, nach Westen hin aber bis Mendoza, in der Nähe der Andes. In der Umgegend von Buenos Ayres und in Entre Rios ist sie sehr häufig. Gegen Abend kommen diese Thiere aus ihren Erdlöchern in Menge hervor und sitzen so ruhig und beschaulich da, daß sie sich nicht einmal entfernen, wenn ihnen ein Reiter nahe kommt. Das Fleisch ist gut, wird aber nur selten genossen. —

Im südlichen Theile der Provinz Buenos Ayres führen gegenwärtig die Argentiner einen Krieg gegen die Indianer; sie haben eine Anzahl kleiner Burgen angelegt, welche den Truppen als Sammelplätze dienen. Ein deutscher Arzt, Dr. J. Taiber, welcher die Feldzüge mitmacht, hat in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" Schilderungen entworfen, welche einen Einblick in die Kriegführung gestatten. Ueber die Vizcachas und deren Höhlen schreibt er Folgendes:

„Das Marschiren in der Nacht bei nicht sehr heller Mondesbeleuchtung geschieht immer etwas langsam, und wird, wenn es nicht etwa anderweitige dringende Umstände erfordern, nicht galoppirt und zwar schon der vielen Viscacheras wegen, welche den Reiter der eigenen Sicherheit wegen nöthigen, besonders auf der Hut zu sein und den Boden scharf zu beobachten. Es wird diese Vorsicht um so häufiger ausgeübt, als die sehr oft vorfallenden, durch heftigen Sturz des Rosses veranlaßten Unglücksfälle, welche zuweilen mit tödtlichem Ausgange schließen, sich dem des Terrains unkundigen Reiter, dem von einer Gefahr bedrohten Fliehenden, oder selbst dem die Gefahr verachtenden tollkühnen Verfolger als warnende Beispiele im Geiste zu vergegenwärtigen pflegen.

Diese Viscacheras sind nichts Anderes als die durch mehr oder weniger ausgedehnte Unterminirungen und mit zahlreichen Eingangsöffnungen versehenen unterirdischen Behausungen einer dem Erdhasen ähnlichen, in äußerst großer Anzahl vorkommenden Thierart, welche man hier zu Lande mit dem Namen Viscacha belegt. Die erwähnten Eingänge bilden in ihrer Gesammtheit gewöhnlich concentrisch laufende Kreise, mit von außen nach innen und unten schieflaufenden, weit trichterförmigen, außen stark aufgeworfenen Oeffnungen, welche den Eintritt mittelgroßen Hunden bis ins Innere gestatten. Eine Viscachera umfaßt also, wie gesagt, gewöhnlich eine mehr oder weniger kreisförmige, oder ovale Bodenoberfläche, deren Durchmesser je nach dem Alter der von den genannten Thieren erzeugten Wohnorte variirt.

Es kann derselbe z. B. bloß 6 Schuh betragen. Bei zunehmender Anzahl der patriarchalisch vereint lebenden, sich zahlreich vermehrenden Familienglieder mehrerer Generationen steigt der Durchmesser jedoch successiv auf 5, ja selbst 10 und noch mehr Klafter, welch letzterer Umstand übrigens seltener vorzukommen pflegt, da bei Ueberschreitung einer gewissen Ausdehnung jener Behausungen sich einzelne Ehepärchen — wahrscheinlich der eingetretenen Ueberanfüllung wegen — vom allgemeinen Familienbande lossagen, um wo möglich unweit der Geburtsstätte neue Thiercolonien zu gründen. Während in der Peripherie einer Viscachera zuweilen eine sehr dürftige und dünne Grasschicht angetroffen wird, zeichnet sich dagegen sehr häufig der innerhalb des äußern Umfanges einer Thiercolonie gelegene Raum durch reichlichere üppigere Vegetation, einer gewöhnlich 2 bis 2½ Schuh hohen, cylinderartigen, sehr festen, dem Abreißen starke Resistenz leistenden Grasart aus, welcher Umstand eine solche Viscachera bei Tage oder heller Mondesbeleuchtung oft auf größere Entfernungen bemerklich macht. Auch fallen dem vorbeipassirenden Reiter die dort vorhandene größere oder geringere Menge von verschiedenartigen Thierknochen oder selbst einer dort aufgespeicherten Anzahl kleiner Baumäste und Zweige auf, welcher Umstand charakteristisch genug aussieht. Es hängt das Vorwalten von solchen Knochenresten oder Holzanhäufungen von den zufälligen Bodenverhältnissen ab. In den z. B. mit keinen Wäldern gesegneten und ganz baumlosen, ausgedehnten Strecken der Pampas werden bloß Knochen vorgefunden, während dagegen in den waldreichen Gegenden von Cordova, Mendoza und anderen Provinzen die Holzansammlungen vorherrschen. Es bietet letzterer Umstand, der eine halbe Legua und mehr von einem Waldsaume entfernt campirenden Truppe manche Bequemlichkeiten bei Einsammlung des zum Kochen und Braten nöthigen Brennholzes dar, welches von den in der Nacht ihre Behausung verlassenden, den Wald besuchenden Viscachas herbeigeholt wurde. Zu welchem Zwecke diese Thiere in derartiger Weise Holz, Knochen, sowie überhaupt auch alle nur möglichen Gegenstände, wie im Camp verloren gegangene Reitpeitschen, Häute, Ueberreste gestorbener Thiere, Fetzen von alten Kleidungsstücken, Sohlen oder Schafüberreste von weggeworfenen unbrauchbar gewordenen Fußbekleidungen u. s. w., einsammeln, kann ich nicht angeben."

Auch Darwin hat dieser merkwürdigen Erscheinung erwähnt und berichtet Folgendes. Ein Reiter verlor bei Nacht seine Uhr; als er, ein der Landesverhältnisse kundiger Mann, am andern Morgen nachsuchte, fand er sie in einer Viscachahöhle. „Dieses Zusammenschleppen so verschiedenartiger Gegenstände verursacht gewiß den Thieren große Mühe. Ich habe auch nicht entfernt eine Ahnung, zu welchem Zwecke es geschieht; der Vertheidigung wegen gewiß nicht, denn all das Gerümpel wird am Eingange zur Höhle niedergelegt. Irgend ein Grund muß vorhanden sein, die Landesbewohner kennen ihn jedoch nicht. Einen analogen Fall finden wir bei einem merkwürdigen Vogel Australiens, der Calodera maculata. Derselbe verfertigt einen zierlichen gewölbten Gang aus Zweigen, in welchem er spielt; unter dem Baume schleppt er Land- und Seemuscheln, Knochen und am liebsten hellschimmernde Vogelfedern zusammen. Man

hat einmal in einem solchen Spielgange sogar eine Tabackspfeife gefunden."

Die kleine Eule, Athena cunicularia, welche in Nordamerika in den Erdaufwürfen der sogenannten Prairiehunde (Arctomys ludoviciana) gefunden wird, kommt auch regelmäßig in den Viscacheras vor. In Uruguay, wo, wie schon bemerkt, die Viscacha fehlt, muß sie sich jedoch ihre Erdhöhle selber graben.

* * *

— Unsere deutschen Landsleute an den Gestaden des großen Weltmeeres bethätigen ihre Theilnahme an unserm Kampfe gegen die französische Barbarei in wahrhaft großartiger Weise. In Californien, in Montana, Nevada, Idaho, Oregon, Gebiet Washington, sind überall, wo Deutsche wohnen, Comites gebildet worden, die eine erfreuliche Thätigkeit entwickeln. In San Francisco strömen die Geldbeiträge „zum Besten der Verwundeten, der Wittwen und Waisen deutscher Krieger" massenhaft herbei. In den verschiedenen Stadttheilen sammeln die Ausschüsse; jener der Frontstraße erhielt an einem Tage von 49 in derselben wohnenden Deutschen die Summe von 4414 Dollars Gold; jener in der Battery-Straße 7376, der in der Montgomery-Straße 2450 Dollars, und ähnlich verhielt es sich in anderen Straßen. Es ist eine wahre Freude, die langen Spalten der deutschen „California Staatszeitung" durchzulesen. Großes Lob wird dem „deutsch-patriotischen Frauenverein" gespendet. In den westlichen und in den atlantischen Staaten zeigt der deutsche Patriotismus sich nicht minder werkthätig. — „Die zwei einzigen, von Magyaren redigirten Zeitungen in den Vereinigten Staaten, die „Times" zu Parkersburg in Westvirginien und der „Cincinnati Courier", treten mit Feuereifer für die Sache Deutschlands in die Schranken, während ein unter böhmackischen Auspicien erscheinendes Blatt in St. Louis kaltes Wasser auf die deutsche Begeisterung zu gießen versucht. Die Tschechen sind überall dieselben."

— Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten wird für 1869/1870 auf den Geldwerth von 325,000,000 Dollars veranschlagt; sie übersteigt die Schätzung, welche man zu Anbeginn der Ernte aufstellte, um 500,000 bis zu 750,000 Ballen. Nach Europa sind 726,796 Ballen mehr gegangen als im Vorjahre. Die Spinnereien in den Südstaaten haben etwa 112,000 Ballen verbraucht.

— Nordamerikanische Blätter melden aus Mexico, daß dort in mehreren Städten der Protestantismus viele Anhänger gewinne. Der katholische Clerus reize allerdings den verdummten Pöbel gegen die „Ketzer" auf, allein es sei bisher der Regierung gelungen, grobe Excesse zu verhindern. In der Hauptstadt Mexico, in Guanaxuato, in Zacatecas, sind protestantische Kirchen gebaut und eingeweiht worden, und bei der Einweihung der Kirche in Villa da Coz begab sich das Unerhörte, daß die Protestanten einen feierlichen Umzug durch die Straßen hielten und daß drei mexicanische Damen übertraten. Auch eine „freie Gemeinde" hat sich gebildet.

— Die San-Francisco-Zeitungen enthalten Berichte über eine Robinson-Insel. Dieselbe liegt vor der Küste von Alt-Californien, etwa 50 Miles vom Festlande, und heißt Guadalupe, ist 30 Miles lang und 8 bis 12 Miles breit, gebirgig, hat kahle Berge, aber in den Thälern Gras und Wald. Das Klima wird als vortrefflich geschildert. Sie war völlig unbewohnt, außer von Seehunden und Möven. Vor etwa dreißig Jahren baute sich dort ein Mexicaner eine Hütte, verließ aber nach einigen Jahren das Eiland, auf welchem es ihm zu einsam wurde. Die Ziegen, welche er mitgebracht hatte, vermehrten sich, „und heute zählt man sie nicht nach Zehntausenden, sondern Hunderttausenden, da kein Raubthier sie belästigt." Im Jahre 1869 erhielten einige californische Yankees Kunde von der Insel und den Ziegen; sofort bildeten sie eine Ziegenausbeutungscompagnie, mietheten eine Anzahl halbcivilisirter Indianer als Jäger, und die Jagd begann. Eigentlich kann man sie nur als ein Morden bezeichnen. Guadalupe hat keinen Fluß oder Bach, sondern nur vereinzelte Quellen süßen Wassers und dahin müssen (— ähnlich wie in Afrika —) die Thiere zur Tränke gehen. Man hat nun diese Stellen mit einer festen Umzäunung eingefriedigt, welche nur wenige Ausgänge hat; diese werden verrammelt, wenn die Ziegen an der Tränke sind, und das Abschlachten beginnt. Die „Ziegenausbeutungscompagnie" will jährlich 100,000 Felle in den Handel bringen und wird demnach ein gutes Geschäft machen. Vor einigen Monaten waren einige Liebhaber von San Diego aus nach Guadalupe gesegelt, um dort zu jagen. Das Schiff landete gegen Abend; die beiden Jäger verirrten sich in Wald und Gebüsch, konnten sich nicht wieder zurechtfinden, hatten keine Waffen mit sich genommen und waren nahe daran, zu verhungern und zu verdursten, als sie endlich einer Ziege habhaft wurden, die sich in einem Busche verwickelt hatte. Sie schnitten ihr mit dem Taschenmesser den Hals ab, tranken das Blut, aßen das rohe Fleisch, waren aber sehr heruntergekommen, als sie nach Verlauf von etwa einer Woche von den indianischen Jägern wieder aufgefunden wurden.

— In Queensland, namentlich im nördlichen Theile der Colonie, ergeben die Goldfelder eine unverhofft starke Ausbeute und außerdem sind auch in der Gegend von Ravensburg sehr ergiebige Kupfergruben gefunden worden. Der Anbau des Zuckerrohrs gewinnt eine immer größere Ausdehnung und ein Gleiches gilt vom Taback, dessen Qualität gerühmt wird. Dem Mangel an Arbeitskräften sucht man durch Herbeiziehung von chinesischen Kulis abzuhelfen; im Juli sind deren allein in Rockhampton einige Hundert ausgeschifft worden.

— Der Aberglaube tritt im russischen Landvolke nicht selten in grauenhaften Formen auf. Es ist bemerkenswerth, daß er in mancher Hinsicht mit ähnlichem Wahnglauben Westeuropas übereinstimmt, so zum Beispiel in dem nachstehenden Falle, welchen die „Regierungs-Zeitung" des Gouvernements Orel erzählt. „Die Bäuerin J. Tschubakow aus dem Dorfe Ssytschewka (Kreis Karatschew) war vor der Zeit mit einem todten Kinde niedergekommen und hatte dasselbe einer abergläubischen Sitte zufolge in einen auf dem Speicher stehenden Kasten gelegt. Als sie nach zwei Tagen das Kind betrachten wollte, fand sie es nicht mehr vor und theilte dies dem Manne, der Mutter und einer Bäuerin, welche auch bei der Geburt zugegen gewesen war, mit. Man meinte, daß das Kind, da es nicht getauft gewesen, vom Kobold geholt sei, und beschloß, über die Sache zu schweigen. Bei einem häuslichen Zwiste kam sie jedoch zum Vorschein, wurde ruchbar, und die Ortsbehörde veranlaßte eine Untersuchung. Es ergab sich nun, daß der Bauer W. Kossytschenkow mit einigen Genossen die Kinderleiche fortgetragen hatte, in der Absicht, sie auszukochen, und aus dem Fette ein Licht zu ziehen, welches die Möglichkeit gewähre, zu stehlen, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen. Die Leiche war übrigens dem Schicksal, gekocht zu werden, entgangen, jedoch nur aus dem Grunde, weil einer der Mitschuldigen Kossytschenkow's diesem gesagt hatte, daß zu dem beabsichtigten Zwecke die Leiche eines getauften Kindes nöthig sei!" Lichter, die aus Menschenfett verfertigt werden, machen unsichtbar.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo.

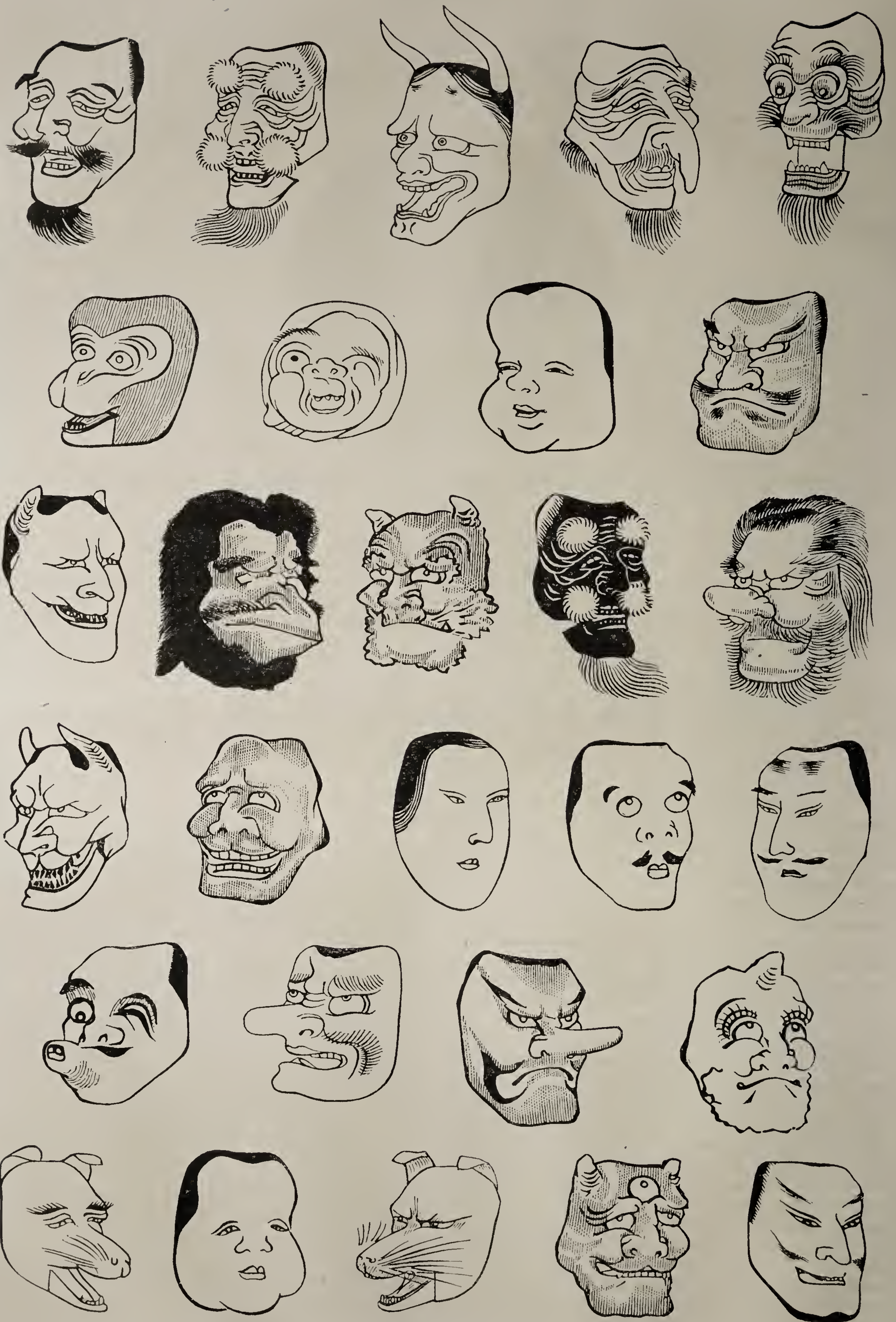
II.

Das Porcellan der Japaner verdient den Ruf, in welchem es steht. Ein Europäer, welcher in Yeddo einige der großen Handlungen besucht, sieht bald, daß in Bezug auf die Formen der Waare nicht viel Auswahl vorhanden ist; er ist hingegen erstaunt über Eigenthümlichkeit der Muster, Farben und Zeichnungen. Während in Nagasaki die Niederlagen schon seit längerer Zeit für die Ausfuhr nach Europa assortirt sind, findet man in Yeddo dergleichen, welche lediglich auf Absatz in Japan selber rechnen und deshalb nur Geschirr führen, welches für einheimische Haushaltungen bestimmt ist, also Schüsseln von verschiedener Größe, Theekannen, kleine Tassen und Trinkschalen, Sakiflaschen und dergleichen mehr. Die bedeutendsten Porcellanfabriken liegen in der Landschaft Fidsen auf der Insel Kiusiu, nicht weit von Nagasaki. Die in Yeddo zum Verkauf gelangende Waare ist nicht so dünn, wie das sogenannte Eierschalenporcellan von Nagasaki, das ja auch jetzt schon in Europa ziemlich verbreitet ist, aber die Masse ist rein, die Glasur schön, Muster und Farbenverzierung zeugen von Geschmack, die Zeichnung insbesondere von Vögeln, Fischen, Laubwerk, Schmetterlingen erscheint leicht und anmuthig und ist manchmal zum Entzücken reizend. Die Farbe sitzt bei allem diesen Porcellan auf der Glasur, während die älteren Sachen zum Theil unter der Glasur gemalt sind. Der große Farbenreiz vieler alten japanischen und chinesischen Geschirre beruht nur auf dieser Art von Malerei, indem die Farbe unter der Glasur viel tiefer und glänzender erscheint. Die europäische Fabrikation kennt nur wenige Pigmente, welche die große Hitze des Glasurbrandes ertragen.

Manche Porcellansachen in Yeddo erinnern an altitalienische Majolica, andere an Palissy-Fayence; sehr geschätzt wird ein schwarzes Porcellan mit Goldmuster, wo die schwarze Farbe unter der Glasur sitzt. In Nagasaki ist zumeist gewöhnliche grobe Fabrikwaare ausgestellt mit grober, bunter Malerei; auch sind viele Muster von keineswegs gutem Geschmacke. Es ist, wie schon bemerkt, das Meiste auf den Absatz nach Europa berechnet: Tafelservice mit Suppenterrinen, Saucièren, Teller jeder Größe, wie der Japaner sie niemals braucht. Doch findet man auch große Becken, Schüsseln und Vasen, zu deren Dimensionen die bunte, phantastische Malerei recht gut paßt. Die Tassen aus „Eierschalenporcellan" sind bekanntlich nicht dicker wie ein Kartenblatt, und zumeist leicht und skizzenhaft, aber sehr geschickt mit Blumen und Schmetterlingen bemalt.

Es ist schon bei einem unserer früheren Wandelgänge durch die japanische Hauptstadt darauf hingewiesen worden, daß die Spielzeugläden in Yeddo eine unbeschreibliche Menge verschiedener Siebensachen enthalten. Der Japaner sorgt auf das Liebreichste für seine Kinder und ist in Bezug auf Belustigungen der Jugend ungemein erfinderisch. Sehr viele Spielsachen werden aus einer Papiermasse verfertigt, zum Beispiel die Masken, von denen unsere Abbildung ein ganzes Sortiment zeigt.

In denselben Läden sind auch Maskeradenanzüge



Japanische Masken.

zu haben und allerlei Ungeheuerdrachen, Schlangen, Chimären von gewaltigen Dimensionen, Erzeugnisse einer keineswegs ästhetischen Einbildungskraft. Daneben kommen aber reizende kleine Sachen vor, an welchen auch der feinste Geschmack nichts auszusetzen finden wird. Der Schweizer Humbert erklärt manche Puppenküchen und ähnliche für Kinder bestimmte Spielsachen für „wahre Bijoux der Keramik und der Kunstschreinerei.“ Die Dinge sind wohlfeil, und dasselbe gilt von kleinen Kästen aus Mosaikarbeit und buntfarbigem Strohgeflecht; von Blumensträußen, zu welchen Strohfäden und Bambusrinde das Material liefern, von kleinen Figuren aus gebranntem, mit Firniß überzogenem Thon; sie stellen Hunde, Katzen, Kaninchen 2c. dar. Sehr nett sind auch die sogenannten lebendigen Spielzeuge, z. B. Schildkröten mit beweglichem Kopf und Fuß; Vögel, welche pfeifend im Käfig emporsteigen und sich dann in einem kleinen, eigends dafür angebrachten Gebüsche niederlassen; Puppen, welche sich eine Maske vor das Gesicht halten, wenn an einem Faden gezogen wird. Außerdem hat man Nachbildungen von Fliegen, Heuschrecken, Käfern und allen anderen Insecten, an welchen Japan so reich ist. Die Stickerinnen, welche künstliche Thiere und Blumen herstellen, wissen alle diese Thiere mit einer geradezu erstaunlichen, lebenswahren Vollkommenheit wiederzugeben. Bemerkenswerth sind auch mancherlei aus Hollundermark verfertigte Sachen. Wenn man sie in die Hand nimmt, hat man nur einen kleinen Klumpen oder ein Beutelchen. Sobald man ihn in einen mit warmem Wasser gefüllten Napf wirft, entwickelt sich aus der unscheinbaren Masse langsam ein Boot, ein Fischer, eine Blume, eine Frucht, eine Krabbe oder ein Fisch. Man räth um die Wette, was sich wohl aus solch einem Klumpen herausbilden werde. —

In keinem andern Lande findet das Papier eine so allgemeine Anwendung. Denn außer zum Schreiben und Drucken benutzt man dasselbe zu Fensterscheiben, zu Schnupftüchern, Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und auch als Leder. Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an, welcher das Leder fähig ist, und man hat in Japan aus Papiermasse alte französische Ledertapeten täuschend ähnlich nachgeahmt. Den Hauptbestandtheil alles japanischen Papieres bilden die Bastfasern des Papiermaulbeerbaumes, doch liefert auch der Bambus Ingredienzien zu verschiedenen Sorten. Einige derselben sind ungemein fest und kaum zerreißbar, andere haben große Feinheit und einen herrlichen Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich; das helle, kalte Weiß unserer mit Chlor gebleichten Fabrikate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind die vielerlei bunten und goldgesprenkelten Papiere, besonders eine Art, welche man auch zu Fensterscheiben verwendet; sie haben ein feines, als durchsichtiges Wasserzeichen eingeprägtes Muster.

In unserer vorigen Nummer (S. 182) gaben wir eine Abbildung, welche japanische Bauhandwerker bei der Arbeit darstellt. Sie zeigen als solche viel Geschick und Fleiß, und liefern Alles genau und sauber. Die Häuser sind zumeist klein und nur für eine Familie berechnet. Sie stehen regelmäßig in einer Reihe, aber bald mit dem Giebel, bald mit der Seitenfront nach der Straße gewendet. Die meisten haben Dächer von Ziegeln, manche einstöckige auch von Schindeln. Die Ziegel sind sorgfältig geformt und gebrannt, dunkelgrau und werden vermittelst eines gleichfarbigen Mörtels zu einer festen Masse verkittet. Ein hoher, schwerer Balken bildet die Dachfirst und läuft in reich verzierte, breite Stirnziegel aus, von denen sich zwei dicke Wülste über die Dachfläche hinablegen. Die Ziegel sind von mannichfacher Form und Größe. Bei den Schindeldächern liegen die einzelnen, sehr dünnen Holzplättchen in mehreren Lagen wie dichte Schuppen auf einander, so daß man keine Ritze gewahrt; die Arbeit ist zugleich zierlich, fest und elastisch; sie widersteht, ohne mit Steinen beschwert zu sein, jedem Regen und Sturm.



Die Brunnenstrase.

Die Japaner haben Liebhaberei an Thieren, und die Verkäufer halten in besonderen Buden eine reiche Auswahl. Da sieht man junge Bären von der Insel Yeso; Schooßhunde von exemplarischer Häßlichkeit und so widerwärtig, wie die, welche nicht selten in Europa zur Qual Aller, welche „gute Familien“ besuchen, gehegt und gehätschelt werden, und die in unanständiger Weise kläffen, knurren und bellen, weil die Besitzer ihnen keinen „Appell“ beigebracht haben. Diese abscheulichen Thiere werden sehr theuer bezahlt. Dagegen haben die Affen eine gute Erziehung, und die Ziege gilt für ein Luxusthier. Man läßt sie in einem Lande, wo der Ackerbau sich auf einer so hohen Stufe befindet, nicht im Freien herumlaufen, weil sie zu viel Schaden anrichten würden. Ueberhaupt ist die Zahl der Wiederkäuer beschränkt, mit Ausnahme der Büffel, welche zur Bestellung der Reisfelder unentbehrlich sind.

Ein Besuch auf dem Vogelmarkte verlohnt sich schon der Mühe. Die Volièren dort sind geschmackvoll angeordnet, und die Käfige mit ihrem Gitterwerk und Thürmchen von Bambus nehmen sich sehr hübsch aus. Man findet alle Arten von Geflügel, Falken, Sperber, Eulen, grüne Tauben, Wachteln, Fasanen 2c., doch fehlen im Allgemeinen Singvögel. In einem großen, mit Wasserpflanzen eingesäumten Teiche, in dessen Mitte eine geheiligte Insel liegt, werden

riesige Karpfen gezeigt, welche auf einen Lockruf herbeikommen. Im christlichen Mittelalter waren es besonders die Mönche, welche bei ihren Klöstern Teiche graben ließen und der Fischzucht große Sorgfalt zuwandten, um keinen Mangel an Fastenspeise zu haben. Auch in Japan sind es Mönche, natürlich buddhistische, gewesen, welche die Kunst der Fischzucht aus China mit hinüberbrachten.

* * *

Das Gerichtsverfahren hat in Japan so ziemlich ein ähnliches Gepräge, wie in Europa im sechszehnten Jahrhundert und so lange die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's des Fünften galt. Aber die Tortur hat sich im Inselreiche des Sonnenaufgangs niemals zu so scheußlichem Raffinement, zu so berechneter Barbarei verstiegen, wie bei den christlichen Völkern des Abendlandes. Im Fortgange der Zeit ist auch in Japan in der Praxis viel gemildert worden, und bei Beurtheilung dieser Justiz darf man nicht vergessen, daß die Anschauungen der Ostasiaten überhaupt andere sind, als jene des modernen Europas, wo man nun in ein entgegengesetztes Extrem übergesprungen ist bis zu einer verschwommenen, windelweichen Pseudohumanität, welche auch den ärgsten Bösewichtern und Raubmördern, Briganten, Banditen und wie die Biedermänner der Zunft weiter heißen, zärtlich und fürsorglich die Todesstrafe ersparen möchte.

Justiz und Verwaltung sind in Japan nicht von einander getrennt; das ist ja auch in Europa erst in der neuern Zeit geschehen. Processe kennt man nicht, und Niemand wird es für ein Unglück erklären, daß Advocaten dort völlig unbekannt sind. Auch Geldstrafen kommen nicht vor, weil man sie für ungerecht hält, indem sie auf dem Armen schwerer lasten als auf dem Reichen. Die Untersuchungsrichter verfahren ernst, aber gerecht; man hört keine Klagen über Parteilichkeit. In civilrechtlichen Fällen wird, nach sorgfältig ermitteltem Beweise, der Angeklagte bei magerer Kost eingesperrt, bis er seine Schuld bezahlt oder sich mit dem Kläger verglichen hat. Stellt sich heraus, daß er sich seinen Verpflichtungen hat entziehen wollen, so wird er auch wohl tüchtig ausgepeitscht. Vor Gericht soll Niemand lügen; in früheren Zeiten wurde Jeder, welcher dem Richter eine Unwahrheit gesagt hatte, mit dem Tode bestraft.



Der Gang zum Gerichtssaale.

Der Criminalcodex ist, wie bemerkt, sehr streng. Der Richter weicht nicht vom Buchstaben des Gesetzes ab, und spitzfindige Rechtsinterpretationen, welche Schwarz in Weiß und umgekehrt umwandeln, sind unbekannte Dinge. Die Folter wird übrigens nur gegen offenbar überführte Verbrecher angewandt, welche fortfahren zu leugnen. Geringere Vergehen, die nach den von Alters her noch bestehenden Gesetzen sehr streng bestraft werden sollen, bringt man jetzt zumeist unter eine minder strafbare Kategorie. Außerdem gilt der Grundsatz, daß der Richter, falls es unmöglich ist, einen Angeklagten zu überführen, nach Beweisen für seine Unschuld forschen soll, damit er vollständig gerechtfertigt erscheine. Gegenüber den Lehensfürsten und den hochgestellten Beamten ist bis jetzt ein sehr strenges Verfahren innegehalten worden. Sie werden nicht nur für das verantwortlich gemacht, woran sie durch eigene Nachlässigkeit Schuld sind, sondern auch bestraft für allerlei Mißgeschick, welches abzuwenden nicht in ihrer Macht gelegen war.

Gefängniß, Verbannung und Hinrichtung sind die gewöhnlichen Strafen. Es giebt in Betreff derselben manche Modificationen und Abstufungen, namentlich in Bezug auf die Mitleidenschaft der Verwandten. Es wird z. B. das Strafmaß um eine Stufe gemildert für den, welcher sich freiwillig angiebt; leichtere Vergehen der Beamten werden von Seiten der Regierung mit Versetzung, Erniedrigung in der Rangclasse und mit theilweiser oder ganzer Einziehung des Vermögens bestraft.

Schon auf Diebstahl von keineswegs großem Belange steht Todesstrafe, welche insgemein durch das Schwert vollzogen wird. Schwere Verbrechen bestraft man mit Kreuzigung und anderen qualvollen Todesarten, z. B. mit Ersäufung in einem Brunnen. Die Hinrichtung durch Henkershand ist immer entehrend auch für die Familie dessen, an welchem sie vollzogen wird; seine Nachkommen sind unfähig, in die durch Geburt ererbten Rechte einzutreten. Es gilt deshalb für eine Gnade, wenn von höchster Stelle aus Leuten vom Stande, welche das Leben verwirkt haben, das Harakiru, Aufschlitzen des Bauches, anbefohlen wird, weil alsdann die Verwandten und Nachkommen nicht an ihrer Ehre geschädigt werden. Ueberhaupt sucht der Schuldige der Vollziehung der Strafe durch Selbstentleibung zuvorzukommen, denn dadurch wird ebenfalls sein Vergehen gesühnt. Das scheint indeß nur bei den höheren Ständen zu gelten; Berg bemerkt, daß Leichname von Verbrechern der niederen Stände, welche sich selber den Tod gegeben, in die Hände des Henkers geliefert und eingesalzen ans Kreuz geschlagen werden.

Unser Landsmann Berg traf bei einem Ausfluge nördlich von Yeddo mit einer Anzahl gefangener Verbrecher zusammen, die vom Lande hereingebracht wurden; sie waren in langer Reihe mit Stricken an einander gefesselt worden und hatten durch unsanfte Behandlung beim Transporte viel gelitten; weder zum Essen noch in der Nacht wurden die Stricke abgenommen. Diese Delinquenten wurden gefüttert und mußten in sehr unbequemer Lage schlafen; denen, welche einzeln transportirt werden, bindet man die Hände auf dem Rücken zusammen; wenn einer nicht mehr weiter fort kann, wird er mit zusammengeschnürten Händen und Beinen an eine Stange gehängt und so von zwei Bütteln fortgetragen. Echt und specifisch japanisch ist es, daß in Betreff der Fesselung sehr genaue und ausführliche Vorschriften bestehen; dieselbe ist nämlich für jede Classe von Missethätern und jeden Stand eine besondere! Manchmal werden bei gemeinen Verbrechern die Füße in einen Holzblock geschlossen, Vornehme dagegen haben das Vorrecht des Norimon, d. h. einer Tragsänfte, die aber nicht aus Bambusgeflecht besteht, sondern mit Brettern bekleidet ist. In derselben steckt der Delinquent in einem Sacke, der ihm bis an den Hals reicht, und auswendig ist die Sänfte mit einem aus dicken Seilen verfertigten Netz überzogen. Uns erscheinen so ängstliche Vorsichtsmaßregeln übertrieben, dem Japaner jedoch nicht, denn die Wärter der Gefangenen haben nicht nur die Flucht zu verhüten, sondern auch den Selbstmord, zu welchem japanische Verbrecher, denen Todesstrafe in Aussicht steht, sehr geneigt sind. Die Behandlung der Delinquenten erscheint uns grausam, aber man muß bedenken, daß bei den Ostasiaten das Nervensystem weniger ausgebildet ist, als bei den Europäern, und daß sie in Betreff körperlicher Leiden und Schmerzen viel härter sind als wir.



Verhör beim Untersuchungsrichter.

Der Japaner hält auch in den Gefängnissen auf Reinlichkeit. Statt unserer Zellen hat man Gitterverschläge, ge-

wöhnlich mehrere in einem Raume, die gemeinschaftlich überwacht werden. So lange ein Angeklagter noch in Untersuchungshaft sich befindet, wird er gut genährt, man entzieht ihm aber den Saki, das spirituöse Getränk, und den Taback. Verurtheilte werden in enge Käfige gesperrt und müssen zuweilen mit gekrümmtem Rücken auf den Knien liegen. Die Köpfe der Hingerichteten werden eine Zeitlang öffentlich ausgestellt, und zuweilen müssen Verurtheilte einigen Executionen beiwohnen, ehe sie selber an die Reihe kommen.

Leuten von Rang und Stand wird als Strafe für verschiedene Vergehen Verbannung zuerkannt; man schickt sie auf entlegene Bergvesten, in die Kupfergruben oder auf einsame Felseninseln. Entehrung ist damit nicht verbunden; sie ist es auch nicht bei Hausarrest, welcher vornehmen Leuten auf funfzig bis einhundert Tage zuerkannt wird. Der Verurtheilte wird angewiesen, sich und seine Familie für die bestimmte Zeit hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen; sobald er das gethan, vernagelt man ihm sein Haus mit Brettern; während der ganzen Strafzeit darf er sich kein Haar abscheeren und gilt damit für unrein.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree.**

V.

Das festliche Jahr im Elsaß. — Die Wochentage.

Erhalten sich die Mundarten im Elsaß auch noch fest, so kann von der Volkssitte nicht dasselbe behauptet werden. So sind die meisten der auf den Volksgeist so mächtig einwirkenden alten Volksfeste spurlos verschwunden, und auch in dieser Beziehung dürfte wohl das gegenwärtige Geschlecht die vorangegangenen zu beneiden haben. Immerhin ist noch Einiges erhalten, Anderes, was untergegangen, wenigstens treu und sorgfältig verzeichnet, namentlich in Stöber's Alsatia (1851. 103). Aber Alles, was uns hier entgegentritt, zeigt den urgermanischen Typus.

Zu Neujahr sind Neujahrswünsche Sitte; in Straßburg bäckt man Stollen, auf dem Lande „Mozen“ und Lebkuchen. In Durstel bei Zabern glaubt man, daß der sehr reichhaltige Dorfbrunnen am Neujahrsmorgen großen Segen bringe, es komme nur darauf an, das erste Wasser daraus zu erhalten. Deswegen stehen Viele schon Nachts um 12 Uhr am Brunnen, um ihr Vieh zu tränken und für sich und die Ihrigen Wasser zu holen (Grimm Myth. 551 über das Heilwasser). Die Nacht gilt überhaupt als eine orakelgebende. In Illzach bei Straßburg löst man die Schichten einer Zwiebel und streut Salz dazwischen; aus der größern oder geringern Menge von Wasser, welches daraus gezogen wird, schließt man auf Glück oder Unglück im kommenden Jahre. In demselben Orte, und auch in vielen anderen, lassen die Eltern ihre Kinder mit einem Messer zwischen die Blätter einer Bibel stechen, lesen sodann das auf diese Weise aufgefundene Capitel, namentlich den durch die Messerspitze bezeichneten Vers, und schließen daraus auf Glück oder Unglück. Am Neujahrsmorgen ist die erste Begegnung von Bedeutung. Ein Frauenzimmer bedeutet Glück.

Am Dreikönigsfeste ziehen in Stadt und Land weißgekleidete Knaben mit goldpapierenen Kronen, Sceptern und einem goldenen Sterne auf einer Stange umher und sammeln vor den Thüren Gaben. Dabei singen sie Lieder, wie zum Beispiel:

Da kommen die drei König mit ihrem Stern,
Sie krachen die Nüsse und essen den Kern;
Sie werfen die Schalen zum Fenster hinaus,
Da kommen die Hühner und picken sie aus.

In Mülhausen und der Umgebung führen sie die Geschichte sogar dramatisch auf, in einer Sprachweise und Form, die bis zu den Meistersängern hinaufreicht. Man ißt auch allenthalben Dreikönigskuchen, in welchen Bohnen eingebacken sind.

Die Lichtmeß (2. Februar) vom Priester geweihten Kerzen werden als zauberkräftig sorgsam aufbewahrt und zur Abwendung großer Unglücksfälle während eines Gewitters, einer schweren Krankheit u. s. w. angezündet. Um diese Zeit hört auch das Spinnen in den Bauernstuben auf, wie das Sprüchlein lehrt:

Liechtmeß, Spinne vergeß,
's Rädel hinter d'Thüer,
's Hackmesser 'vüer.

Der Christophstag (15. März) ist der Tag der Schatzgräber, deren es im Unterelsaß vor vierzig Jahren noch viele gab, die Wünschelruthe und Erdspiegel hantierten und dabei das Christoffelgebet hersagten. Der heilige Christoph hat nämlich über alle Schätze Gewalt und kann die Geister der Verstorbenen zwingen, ihre Schätze den Suchenden anzuzeigen.

Um Fastnacht brennt man Feuer an, und die Knaben im Dorfe verbrennen eine Strohpuppe, den Winter. Dann ziehen sie, Gaben sammelnd, von Thür zu Thür, namentlich Kuchen, Wein, Geld. Dabei singen sie Lieder, die je nach der Gegend verschieden sind. So z. B. in der Straßburger Gegend:

Küechle 'rus! Küechle 'rus!
Glück un Heil ins Herrehus!
's friert an mien Füßel,
I meecht so gern e Küechel.
's friert mi nurr e Bissel dran,
I meecht so gern e Küechel han.

In Scharrachbergheim, in Wolxheim und anderen Orten bringen die Knaben hölzerne Scheiben, in deren Mitte ein Loch gebohrt ist, halten sie in die Flammen des Fastnachtsfeuers, bis sie im Brande sind, und werfen sie dann, indem sie einen Stock in das Loch stecken, in weitem Bogen ins Thal hinab und sprechen dabei einen Segensspruch für Eltern, Geschwister und Freunde. Anderswo wird ein brennendes Wagenrad den Berg hinabgelassen. Der Bezug dieser Scheiben auf die Sonne ist unverkennbar; sie deuten die Jahreszeit an, wo die Sonne sich wieder zu heben beginnt, wie die

Johannisfeuer den Höhenpunkt der Sonne. — Ein besonderer Gebrauch herrscht am Fastnachtmontag in einigen sundgauischen Ortschaften (Zimmersheim, Eschenzweiler und andere). Er heißt dort Hirztag, von hirzen, hirsen, schmausen. Dann haben dort die Weiber und Jungfrauen allein das Recht, die Wirthshäuser zu besuchen. Sie ziehen truppweise dahin, und zeigt sich ein Mann dort, so überfallen sie ihn und berauben ihn seines Hutes.

Am 1. April ist das Aprilschicken im Gebrauch; am Palmsonntag werden geweihte Palmzweige in Stube und Stall angebracht; am Grünendonnerstag ziehen die Knaben mit „Rätschen" (Holzklappern) durch die Straßen.

Ostern werden den Kindern Eier ins Gras zum Suchen gelegt; sie sind vom Hasen gebracht. In manchen Orten, z. B. Mietesheim im Unterelsaß, beschenken sich ältere Knaben und Mädchen mit Eiern, auf welche sie Sprüchlein schreiben, wie z. B.:

Ich lieb Dich so treu
Als wie die Schale das Ei.
Aus lauter Lieb und Treu
Geb ich Dir dieses Ei.
Und wenn das Ei zerbricht,
Bricht doch die Liebe nicht.

Der 1. Mai, den nahenden Sommer verheißend, wird vom elsässer Volke mit Freuden begrüßt. Die Kinder ziehen schaarenweise in die Wälder, und in Thann wird das Maienröschen herumgeführt, ein weißgekleidetes Mädchen, das einen mit Blumenkränzen und Bändern geschmückten Maibaum trägt. Sie ziehen, Gaben sammelnd, von Haus zu Haus und singen das Lied vom Maieröseles. Das Maiwasser wird als kräftig und heilsam angesehen. Mairegen befördert alles Wachsthum, weswegen die Kinder in den Mairegen hinaustreten und singen:

Mainrain mach mi groß,
I bin e kleiner Stumbe,
G'hör unter d'Lumbe.
Bliew i als e Stumbe stehn,
Will i liewer ins Himmele gehn.

Das Pfingstfest wird im Elsaß vom Volke als ein Sommerfest gefeiert. In vielen althanauischen Dorfschaften (Uhrweiler, Engweiler, Mietesheim) versammeln sich die Bursche mit langen Peitschen („Geißele") und ziehen am Pfingstmontag Morgen, sobald es tagt, durchs Dorf und klatschen („knallen") Pfingsten an. Sie machen vor den Thüren der Mädchen Halt und bringen ihnen Klatschständchen, wobei jeder den Namen seiner Geliebten mit lautem Jauchzen ausruft.

Der „Kanzdi" ist der Johannistag, 24. Juni. Die an ihm angezündeten Feuer zeigen den höchsten Stand der Sonne an. Dabei werden wie um Fastnacht brennende Scheiben geworfen. Die Brände und Asche werden sorgfältig gesammelt und als fruchtbringend auf die Felder gestreut. Der Johannistag heißt auch Sunnewende, Sungechtag, Sungicht (Gicht = kreisende Bewegung).

Am Andreastag (30. November) oder in der folgenden Nacht schauen die heirathslustigen Mädchen in die Brunnentröge und Quellen, um darin das Bild ihres zukünftigen Mannes zu entdecken. In Mülhausen „wundert" man auf folgende Weise: Man geht vor 12 Uhr Nachts an den Brunnen und holt „unbeschrien" Wasser; davon gießt man in ein Glas, schreibt auf drei Papierchen, die man sodann fest zusammenrollt, je den Namen eines Mannes und läßt es über Nacht stehen. Dasjenige Papierchen, welches am andern Morgen am weitesten offen ist, zeigt den Zukünftigen an. Derjenige Mann, welcher einem Mädchen in der Andreasnacht Trinkwasser bringt, ist ihr künftiger Gemahl. In der Umgebung von Barr kehren die heirathslustigen Mädchen zwischen 11 und 12 Uhr das Zimmer, namentlich unter den Schränken; dabei müssen sie nackt sein. Es zeigt sich dann ein Schatten an der Wand, welcher irgend ein Attribut seines Standes in der Hand führt. Es ist der Schatten des Zukünftigen. Aehnlich ist der Gebrauch in Buchsweiler; in anderen Gegenden findet das Zinn- und Bleigießen statt, aus dem gewahrsagt wird.

Weihnachten ist im Elsaß in Stadt und Land das echt deutsche Kinderfest. Auf dem Lande ziehen schon von Mitte December an weißgekleidete Knaben und Mädchen, das Gesicht mit Mehl bestäubt und eine Goldpapierkrone auf dem Kopfe, mit Ruthen in der Hand von Haus zu Haus, klopfen an Thüren und Fenster und rufen: „Darf ein Christkind hinein, wollt Ihr das Christkind?" Werden sie eingelassen, so ermuntern sie die Kleinen mit verstellter Stimme, fromm und artig zu sein, damit ihnen das Christkind hübsch bescheere. Am heiligen Abend brennt der geschmückte Tannenbaum, unter dem vergoldete Aepfel und Nüsse liegen. Auch das Christkind erscheint wieder, oft im Gefolge des mit Ketten oder Schellen rasselnden Hanstrapp's, der vermummt ist und die unartigen Kleinen schreckt. Hanstrapp stellt den Hans von Dratt vor, einen Raubritter des funfzehnten Jahrhunderts, der auf dem Bärbelstein im nördlichen Elsaß hauste und ein Schrecken des ganzen Landes war. Er ist der Knecht Ruprecht des Elsasses.

Ganz anders wird das Fest in den französisch sprechenden Familien des Elasses gefeiert. In diesen erscheint die Dame de Noël, welche in keiner Beziehung zu dem christlichen Feste zu stehen scheint; da sie weder das Christkind, noch die Jungfrau Maria vorstellt. Sie ist ursprünglich eine heidnische Fee.

Am Tage St. Johannis des Evangelisten (27. December) findet in Buchsweiler ein Gesindemarkt statt. Es kommen alle Knechte und Mägde, welche sich verdingen wollen, aus der ganzen Umgebung in das Städtchen, stellen sich auf beiden Seiten des Bächleins auf, die Knechte auf der einen, die Mägde auf der andern, und lassen sich öffentlich dingen. Auch diejenigen, welche bei ihrer alten Herrschaft bleiben wollen, begeben sich dorthin. Nachdem die Dienstleute den „Gottespfennig" (das Handgeld) erhalten, sowie mit Wein und Braten erquickt sind, ertheilt ihnen die neue Herrschaft feierlich die Erlaubniß, am Maimarkte und am Viehmarkte — so nennen sie selbst ihren Gesindemarkt — tanzen zu dürfen. Diese Sitte, welche aus den Zeiten der hanauischen Regierung stammt, ist so tief eingewurzelt, daß kein Dienstbote aus den umliegenden Dörfern seine Stelle antritt, es sei denn, daß er auf dem „Viehmarkt" angeworben ist.

Aehnliche Gesindemärkte finden sich noch hier und da in Deutschland. In Dresden am Neujahrstage ist der wendische Gesindemarkt an der Elbbrücke, zu Ravensburg im Würtembergischen findet im Frühjahr ein Kindermarkt statt.

Wir fügen noch hinzu, was Stöber über die Wochentage im Elsaß und den damit verknüpften Aberglauben sagt. Im Elsaß gilt der Sonntag als ein glücklicher Tag, an welchem keine Handarbeit verrichtet werden darf. Die Bauern benutzen ihn, um nach dem Gottesdienste ihre Felder zu besehen, zum „Notari" zu gehen oder mit den Juden einen Handel zu schließen, wozu letztere am Tage vorher keine Zeit haben (!). Der Montag (Mäntag oder Mändi) ist gleichgültiger Natur; günstig zum Reisen und namentlich zum Heirathen ist der Dinstag (der Zisti oder Zistigh; von Zio). Auch der Donnerstag (Dunnersti, Dunnerstig) ist zu denselben Zwecken gut, doch etwas weniger als der Dins-

tag. Am Samstage wird gewöhnlich keine neue Arbeit begonnen, sondern die angefangene zu Ende gebracht; die Weiber beeilen sich, ihre Kunkeln abzuspinnen, denn schon Moscherosch sagt: „Welche Magd des Samstags ihre Kunkel nit abspinnt, dieselben Fäden bleichen sich nimmer weiß.“

Ungünstige Tage sind der Mittwoch und Freitag. Der Mittwoch wird im Elsaß nie zur Hochzeit oder Kindtaufe gewählt; weit schlimmer aber noch ist der Freitag, an dem überhaupt kein Geschäft von Bedeutung, keine Reise, kein Einziehen in eine neue Wohnung vorgenommen werden soll. Er ist der Hepttag der Hexen, und alle bösen Geister sind an ihm losgelassen. Die Elsässer sagen Friddi, Friddigh.

Die Mythologie der arischen Völker.

Nach **Georg Cox.**

II.

Die Frage von der ganz empörenden Natur gewisser in der bisherigen Mythologie den Olympiern zugeschriebenen Thaten wird in sehr vielen Fällen durch die einfache Annahme der Sonnentheorie befriedigend gelöst. Ixion (die Sonne) erhebt sich allmälig zu der Höhe des Himmels, und der Mythus mag von ihm erzählen, daß er um die Liebe der Here (der Himmelskönigin) werbe; daß er aber, sobald er nicht höher zu steigen vermag, vom Könige des Himmels gezwungen werde, sein feuerflammendes Rad (ein ganz passendes Bild der Sonne selbst) für immer abwärts zu rollen. Kronos verzehrt seine eigenen Kinder, weil die auf einander folgenden, von der Zeit erzeugten Tage eben so wieder einer um den andern vom unersättlichen Schlunde der Zeit aufgezehrt werden. Tantalus brät seinen eigenen Sohn dem Zeus zum Opfer, weil die Sonne in ihrer Mittagshitze die von ihr selbst gezeitigten Früchte wieder vertrocknen macht. Der immerfort durch den Himmel wandernde, immer das gleich fröhlich strahlende Antlitz zeigende Sonnengott kann nicht gut als trauernder erscheinen; und deshalb findet er in jedem Lande, durch welches er wandert, immer neues Liebesglück, bis er endlich als Endymion ermüdet in den Schlaf sinkt, aber auch dann noch von der Selene (dem Monde) mit liebenden Augen betrachtet wird. Betrachtet man diese Wesen als göttlichen oder menschlichen Moralgesetzen unterworfen, so muß der Bruch dieser Gesetze Abscheu gegen sie hervorrufen; ist dagegen unsere Erklärung die richtige, so kann jener Abscheu sie am wenigsten treffen, weil wir in ihnen dann nicht mehr menschenähnliche Göttergestalten, sondern lediglich ideale Darstellungsweisen physischer Erscheinungen erblicken, auf welche natürlich Moralgesetze durchaus keinerlei Anwendung finden können.

Die Sonnentheorie erschließt uns also ein weites Gebiet der Mythologie und erläutert uns den Urgrund unzähliger Sagen. Wir finden nunmehr nicht nur unter den höheren Gottheiten, wie z. B. Phöbus Apollo und Balder, sondern auch unter den Halbgöttern und Heroen Repräsentanten der Sonne in ganz erstaunlicher Zahl; aber dann müssen wir bedenken, daß die von ihren Abenteuern redenden Mythen meist ganz localer Natur sind und nur beweisen, wie unter den verschiedensten Namen diese höchste Naturgewalt allerwärts erkannt und verehrt wurde. So zieht Cox nicht nur den Helios und dessen Sohn Phaëthon, sondern auch Orpheus, Memnon, Herakles, Perseus, Theseus, Ixion, Bellerophon, Oedipus, Achilles, Odysseus, Meleager und viele Andere in diesen Kreis, und obwohl ein solches Resultat denjenigen etwas sehr seltsam erscheinen mag, welche die Geschichten derselben nur so kennen, wie sie von den Dichtern und von Apollodorus zugestutzt worden sind, so stehen demselben doch sehr zwingende Schlußfolgerungen zur Seite.

Manche jener Heroen wandern gleich der Sonne nach West und erscheinen als beständige Wanderer; die Genealogie anderer weist deutlich auf die Sonne; sie stammen von Zeus, von Helios; wieder andere tragen den Sonnencharakter, indem sie für moralisch niedriger stehende Heroen sich abmühen; noch andere versinken nach einer glänzenden und tapfern Jugendzeit in Unthätigkeit, — eine Andeutung der von der Hitze des tropischen Tages erzeugten Erschlaffung, und erscheinen erst am Ende ihrer Laufbahn wieder in der ersten Kraft und Thätigkeit. Gleichartige Heroen bringt uns die nordische Mythologie in Sigmund, Volsung's Sohn, und seinem Sohne Sigurd; und das germanische Nibelungenlied erweitert des letztern Geschichte in derselben Weise, wie die Odyssee die des Odysseus. Noch deutlicher weist der Romanzenkreis vom König Artus jene charakteristischen Merkmale auf, die wir in den griechischen Sagen über Sonnenheroen finden: „Eben so unbrauchbar zu irgend einer geschichtlichen Verwendung, wie werthvoll für vergleichende Mythologie, erscheint die bedeutsame romantische Sage vom König Artus. Wahrscheinlich kommt in keinem andern Sagenkreise eine gleich offenbare Wiederholung derselben Mythe unter verschiedenen Formen vor. Der Gang der Erzählung ist einfach genug, Artus selbst ist lediglich eine Wiederholung von Sigurd oder Perseus. Um ihn reihen sich wackere Ritter, und sie, wie nicht weniger er selbst, sind verpflichtet, Abenteuer zu suchen; und so entsprechen Artus und Balin dem Achilleus und Odysseus der achäischen Heerschaaren. . . . Nach Beseitigung dieser Zuthat gestaltet sich das Gedicht wie alle Volkssagen der teutonischen oder auch der arischen Nationen. Nicht allein erscheint Roland's Wunderschwert in dem ersten dem König Artus verliehenen Schwerte wieder, sondern Artus gelangt auch völlig in derselben Weise in den Besitz desselben, wie von dem teutonischen Sigurd und von dem griechischen Theseus erzählt wird; wir möchten fast sagen, jeder einzelne uns in den früheren Sagen bekannt gewordene Zug komme hier wieder vor. Die Schicksale der Igraine, der Mutter des Artus, sind genau dieselben, wie die der Alkmene, nur daß Uther hier die Rolle des Zeus, Gorlois die des Amphitryon spielt. Sofort nach seiner Geburt wird Artus in ein Stück Goldstoff gewickelt, dasselbe glänzende Gewand, in welches in der Homerischen Hymne die Nymphen den neugeborenen Phöbus Apollo hüllen; und gleich dem neugeborenen und ebenfalls gleich glänzend bekleideten Cyrus wird er von den Personen, denen er übergeben ist, in die Hände eines armen Mannes gelegt, den jene, gleich Harpagos, an der Hinterthür des Palastes treffen.“ In

dessen Hause wächst das Kind wie Cyrus und Romulus und Andere als ein Wunder von menschlicher Schönheit heran, und gleich ihnen kann es nicht lange in seinem niedrigen Stande verharren. — Ein König war zu wählen, und die Probe war die von Odin selbst zur Wiedererlangung des Schwertes Gram bestimmte, welches er bis zum Griff in den großen Firstbalken von Volsung's Halle gestoßen hatte. Dort war im Kirchhof, am östlichen Ende neben dem Hochaltar, ein großer vierkantiger Stein zu sehen, und inmitten desselben die Gestalt eines stählernen Amboßes, einen Fuß hoch, und darin stak mit der Spitze ein schönes blankes Schwert und eine Goldschrift stand herum, welche besagte: „Wer dies Schwert aus Stein und Amboß zieht, ist von Rechtswegen geborener König von England. . . .“ Niemand vermag es herauszuziehen, als allein Artus, dessen Griff es ohne Gewalt oder Drängen nachgiebt. . . . Aber obwohl die Ritter, gleich den Gespielen des Cyrus, es verschmähen, sich von einem Knaben beherrschen zu lassen, den sie niedrig geboren wähnen, so müssen sie sich doch dem Gottesurtheil des Steines unterwerfen, und Artus, der König geworden, vergiebt Allen. Das so gewonnene Schwert ist in Artus' erstem Kriege in seiner Feinde Augen so leuchtend, daß es so hell wie dreißig Fackeln glänzt, ganz ebenso wie ein herrlicher Glanz gen Himmel strahlt, als Achill seine Rüstung angelegt hat. Diese Waffe ist indessen nicht die, mit welcher Artus seine glänzendsten Thaten ausführen wird. Gleich Odin's Schwert in der Volsungasage zerbricht es im Kampfe mit Pellinor; natürlich wird es ihm als Excalibur von einem Mädchen zurückgebracht, die der Thetis oder der Hjordis entspricht. Artus, der mit Merlin am Ufer eines Sees entlang reitet, gewahrt „einen Arm, in weißen Sammt gekleidet, der ein schönes Schwert in der Hand hielt.“ Das ist die Schicksalswaffe, deren Scheide völlig der Rüstung des Achilles entspricht, denn so lange Artus sie trägt, kann er kein Blut verlieren, auch wenn er verwundet würde. Gleich allen anderen Sonnensöhnen hat Artus auch seine Feinde, und König Ring fordert als Zeichen der Unterwerfung des Artus Bart, welcher gleich dem Glanze der goldenen Locken (oder Strahlen) des Phöbus Akersekomes leuchtet. Die Forderung wird abgeschlagen, aber in der mittelalterlichen Romanze erscheinen Andere, die vom Ruhme des Artus wiederstrahlen, während sein eigener Ruhm zeitweise verdunkelt erscheint. . . .

Ueber die Bedeutung der Tafelrunde müssen wir an einer andern Stelle sprechen und für jetzt nur erwähnen, daß sie an Artus zugleich mit der Braut gelangt, deren Mitgift ihm eben so verderbenbringend werden soll, wie die Schätze der argivischen Helena dem Menelaos. In Merlin's Warnung, daß Ginevra „ihm nicht heilsam sei“, sehen wir die frühere Auffassung der Helena, in welcher die attischen Tragödien so entschieden von den Dichtern der Ilias und der Odyssee abweichen. Gleichwie Helena zum Verderben von Menschen, von Städten und von Schiffen gereichen soll, so wird Ginevra über sich selbst und ihre ganze Umgebung Unglück bringen. Gefahren umdrängen den Artus, der von Feinden angefallen wird, die ihm eben so gefährlich sind, wie die Circe und die Kalypso dem Odysseus. Die Fee Morgana sucht den Excalibur zu entwenden, und es gelingt ihr auch, dessen Scheide zu gewinnen, die sie in einen See wirft, und Artus kann nun Beides, bluten und sterben. . . . Aber bis zum Schlusse zeigt die Sage den Einfluß des alten Mythus. Weder Artus selbst, noch irgend sonst wer ist des Glaubens, daß er wirklich zu sterben im Begriff sei. Seine eigenen Worte sind: „Ich will in das Thal von Avilion, um mich von meiner schweren Wunde zu heilen.“ Dort, im schattigen Thale, in welchem Endymion in Schlaf sinkt, zeigt sich der Gedanke eines dem Memnon, oder Sarpedon, oder Adonis vorbehaltenen erneuerten Lebens in der Grabschrift: „Hier liegt Artus, der gewesene und zugleich der zukünftige König.“

Die alten einfachen Mythen wurden zusammengestellt und zu langen Erzählungen ausgesponnen, wie wir bei der Erläuterung der Artussage soeben gesehen haben, welche durch Einflechtung der besondern Geschichte jedes einzelnen bedeutendern Ritters und der Erzählung von dessen zur Auffsuchung des heiligen Gral unternommenen Fahrt noch weiter ausgedehnt wird. Die Ilias wie die Odyssee liefern die frappantesten Beispiele hiervon, und in der That würde eine Geschichte der Mythologie unvollständig sein, wenn sie auf die in jene großen epischen Dichtungen verwebten ursprünglichen Erzählungen kein Licht zu werfen vermöchte. Cox verwendet einen bedeutenden Theil seines Buches zum Nachweis des mythischen Elements, welches er in ihnen findet. Er spricht von ihnen als den epischen Gedichten, welche den Namen Homer's tragen, und von ihren Verfassern in der Mehrzahl, und nimmt für ihre Fassung oder Zusammenstellung offenbar eine viel spätere Zeit an, als gewöhnlich angenommen wird. Er legt Gewicht auf die von Paley erwiesenen Thatsachen, daß „obschon zwei, allerdings nur zwei, griechische Schauspiele direct, das eine der Ilias, das andere der Odyssee, entnommen sind, sich doch bei den in die vorplatonische Zeit gehörenden Schriftstellern nur merkwürdig wenige und noch dazu unbestimmte Anspielungen auf dieselben finden. Ja, obwohl diese früheren Schriftsteller gar nicht selten von homerischen Gedichten und homerischen Vorwürfen sprechen, finden wir doch in den weitaus meisten Fällen, daß sich das Beiwort auf nicht mehr vorhandene Gedichte oder aber auf Ereignisse bezieht, die in der Ilias wie in der Odyssee nicht vorkommen. Unter wenigstens fünfundvierzig solchen bei Pindar vorhandenen Anspielungen haben bloß sieben eine deutliche Beziehung auf unsere gegenwärtige Ilias oder Odyssee; während lyrische Dichter von dem Wahnsinn des Ajas und dessen mitternächtigem Angriff auf die Herden als von homerischen Vorwürfen reden. Höchstens zwei oder drei Zeilen in der Theogonie und den Werken und Tagen Hesiod's können auf unsern Homer bezogen werden, aber von der Sage von Troja ist im Allgemeinen bei den Vorgängern Pindar's und bei den tragischen Dichtern nur sehr selten die Rede.“

Nach Cox' Ansicht beweisen diese Thatsachen die Existenz einer bedeutenden poetischen Literatur, welche als gleichalterig mit dem, was wir Homer zu nennen gewöhnt sind, zu betrachten wäre, und uns eine größere Freiheit in der Analyse der Ilias und der Odyssee und in der Annahme einer Mehrheit von Verfassern gestatten würde. Die Ilias ist nur insofern ein einheitliches Gedicht, als sich das Hauptinteresse auf den Achilles concentrirt, welcher die bezeichnenden Merkmale aufweist, die Cox seinen Sonnenheroen beilegt; er beginnt früh, die Briseïs zu lieben, und muß sie bald aufgeben; er findet sich in einen ihm fremden Streit verwickelt, zieht sich aus dem Streite in grollende Unthätigkeit zurück und tritt endlich aus derselben wie die Sonne aus dunkeln Wolken wieder hervor, an seinen Feinden schreckliche Rache nehmend und schließlich in Blut untergehend, dem Blute Hektor's und dem der jungen bei Hektor's Leichenspielen als Sühnopfer hingeschlachteten Troer. Andere Ereignisse seines Lebens erinnern stark an Herakles, den berühmtesten unter den sterblichen Sonnenheroen, welchem auch in der That Unsterblichkeit zu Theil wird.

Weit weniger klar ist die Geschichte von Paris und der Helena. Diese ist Tochter des Zeus und folglich von glänzender Herkunft, aus der Sonne stammend. Wegen ihrer überwältigenden Schönheit und ihren Schätzen könnte sie,

so meint Cox, füglich mit den vielen lieblichen Heroinen des Tagesanbruchs, der vedischen Uschas und Urvasi, der griechischen Eos, Iole und Medeia in eine Linie gestellt werden; und folgerichtig versucht er sie mit der vedischen Sarama, einer Göttin der Morgendämmerung, zu identificiren, welche die Kühe des Indra zu hüten hatte, die ihr die Panis (die Mächte der Finsterniß) stahlen, und welche sie mittelst ihres glänzenden Lichtes in den Felsklüften wieder fand, wohin die Diebe sie verborgen. Die indischen und griechischen Namen sind aber nur mittelst so kühner Veränderungen zu identificiren, daß selbst Otfried Müller sich theilweise davor scheut. Außerdem aber sind die beiden Sagen, die griechische und die Sanskritsage, so innerlich von einander verschieden, daß sie ganz verschiedenen Ordnungen anzugehören scheinen. Der griechische Paris kommt aus der Ferne und entführt die Helena, die vedische Sarama geht zu den Panis, um die Schätze, den Gegenstand ihrer Habsucht, wieder zu erlangen u. s. w. Auch ist zu bemerken, daß die Pluralform „Panis" (die Räuber) kaum zu der Rolle des Paris, des Verführers, passen dürfte.

Die Odyssee können wir nur kurz in Cox' eigenen Worten besprechen:

„Durch die ganze Dichtung hindurch wird das Herz des Odysseus nur allein von der überwältigenden Sehnsucht erfüllt, noch einmal sein Haus und seine Gattin wiederzusehen, von welcher er, gleich den meisten Heroen der Mythe, im Beginn seiner Laufbahn sich trennen mußte. Schwere Mühsale und vielerlei Hindernisse liegen ihm im Wege, aber keines derselben vermag ihn von seiner Richtung abzulenken. Er muß gleich Herakles, Perseus, Theseus und Bellerophon gegen mehr als sterbliche Wesen und überirdische Kräfte ankämpfen, aber er vermag, gleich jenen, sie zu überwinden oder ihnen zu entgehen. Allerdings überwindet er hauptsächlich durch Willensstärke und Scharfsinn; aber das ist wiederum die Seite der Idee von Helios, dem großen, Alles überschauenden und durchforschenden Auge des Tages, wie sie in der Medea, dem Prometheus, Asklepios, Oedipus, Jamus und Melampus zum Ausdrucke kommt. Aber auch die andere Seite fehlt nicht. Auch er besitzt einen Bogen, den Niemand als er selbst handhaben kann, und den er mit furchtbarer Wirkung erklingen läßt, als er, gleich dem Achilles nach der Zeit seiner Verkleidung, über die erstaunten Freier gleich der Sonne kommt, wann sie vor ihrem Niedergange die Sturmwolke durchbricht. So auch muß er auf seinen Wanderungen gen Westen (denn dahin geht der gemeinsame Weg der Kinder des Zeus oder Helios) furchtbare Gefahren bestehen. . . . Endlich nähert er sich seiner Heimath; aber er kommt unerkannt und freundlos zurück. . . . Seine Feinde sind zahlreich und mächtig, und gleich dem Patroklus im Kampfe gegen Hektor kann Telemachos nur wenig gegen die Freier ausrichten, in welchen die trojanischen Gegner der Achäer nachgebildet sind. Aber wie dem Achilles, so erscheint auch ihm göttliche Hülfe; Athene, die Tochter des Himmels, ermuntert ihn und giebt ihm die Schönheit seiner Jugend wieder, sowie die Thetis ihren Sohn in die Waffenrüstung des Hephästus hüllte und Apollo seinen Speer gegen Hektor zückte. Gleich der Sonne hinter den gebrochenen und zerrissenen Wolken erscheint er am Tage der Rache noch in seiner Halle. Der alte Bogen wird von der Wand genommen, und Niemand findet sich, der ihn zu spannen vermöchte, außer ihm selbst. . . . Unfehlbar und tödtlich, gleich dem Speere der Artemis, fliegen die Pfeile, und die Halle wird in Blut gebadet. Nichts vermag seinen Arm aufzuhalten, bis Alle erschlagen liegen. Der Sonnengott rächt sich an den Wolken und tritt sie in seinem Grimm unter die Füße. Das Werk ist vollendet, und Penelope erkennt in Odysseus den Gatten, der sie vor langer Zeit verlassen mußte, um, gleich Herakles, in die Zeit seiner Kämpfe und Arbeiten einzutreten. Die Sonne geht in Frieden zur Ruhe."

Unmöglich kann und darf diese Sonnentheorie so ohne Weiteres hingenommen werden; ihr gewaltiger Oberbau ist auf eine Grundlage von anscheinend ungenügender Tragkraft gestellt, und sie führt uns vertraute Charaktere in einem ganz neuen, uns fremdartig erscheinenden Lichte vor. Dadurch mögen hier und da Schwierigkeiten aufgehellt werden, in anderen Fällen wird aber feststehenden Ansichten lediglich vor den Kopf gestoßen. Seien wir indessen gerecht gegen Cox. Gegen den Einwand z. B., den unzählige Verehrer Homer's ganz gewiß erheben werden, daß er unter dem Odysseus sicher niemals die Sonne verstanden wissen wollte, noch unter der Penelope die liebliche Nacht, an deren Busen die Sonne sich zur Ruhe legt, ist es nur gerecht zu bemerken, daß Cox nirgendwo zu einem solchen den leisesten Vorwand geboten hat. Er will nicht entwickeln, was in des Dichters Sinn lag, sondern nur, welche ursprüngliche Bedeutung nach seiner Meinung Wesen gehabt haben, die im Laufe der Zeiten mit einer menschlichen Persönlichkeit und mit einem ethischen Charakter bekleidet und dann im Laufe folgender Jahrhunderte zu Helden epischer Gesänge gemacht wurden.

Eine weitere Entwickelung, welche vielmehr eine Degradation zu nennen wäre, erfuhren diese erhabenen Sagen, als sie vom Himmel auf die Erde, von mythischen und nirgendwo vorhandenen Schauplätzen wie Ilium, die Elysäischen Felder ꝛc. in unsere eigenen Wohnsitze verlegt und die Heroen zu unseren Dorfnachbaren wurden. So entstanden die unter jeder arischen Nation in Fülle vorkommenden Volkssagen, und Cox hat diese letzte oder Aussterbezeit der alten Mythologie nicht unberücksichtigt gelassen. Er hat so unumwunden als nur möglich seine Verpflichtungen gegen Professor Max Müller anerkannt, dessen Versuche über vergleichende Mythologie nicht nur sein Buch möglich machten, sondern für die Erklärung einer Menge Mythen bereits Andeutungen gewährten. So kann man in einer Weise wohl sagen, Cox sei nicht viel weiter als Max Müller gegangen, aber durch eine ausführlichere Entwickelung und Betrachtung jener Sagen und sorgfältigere Beweisführung gegen entschiedene Gegner hat er sicher den Anspruch erworben, als der ursprüngliche Darsteller einer Theorie zu gelten, deren erste Begründung einem Andern gehört.

Das Buch ist nicht ohne Fehler. Obschon die Sonne die gewaltigste Naturkraft ist, und namentlich in jenen subtropischen Gegenden, von welchen aus jene Mythen sich verbreiteten, ganz besonders herrlich und mächtig erscheint, so ist sie und sind die ihr entgegenstehenden Gewalten der Finsterniß doch nicht die einzige Macht, welche auf Gefühl und Sprache primitiver Völker einen Eindruck hätte machen können. Es bleibt also immerhin die Frage, ob der Sonnentheorie nicht ein wenig Gewalt angethan sei. Lassen sich eine oder die andere Mythe durch andere Hypothesen besser erklären, so mögen künftige Forscher das unternehmen. Jedenfalls erscheint es als ein großer Vortheil, daß einmal eine einheitliche Theorie auf ein ganzes Gebiet der Mythologie in einem systematisch angelegten Werke angewendet wird.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Sechste Abtheilung *).

Von Bardai nach Fesan. — Krankheiten bei den Tibbu. — Heilverfahren. — Allerlei Gefahren. — Ein Besuch vom Sultan. — Zudringliche Habsucht der Tibbu. — Das Flußthal Bardai.

Dieser Umgebung war ich anheimgefallen. Die Einwohner mißtrauisch, fanatisch, grausam, verrätherisch; die Autorität nicht freundlich gesinnt und ganz machtlos; mein einziger Schutz und Anhalt Arami, der zwar aus Speculation auf meine Kameele, Zeltmatratze und kupfernen Waschapparat mein Interesse verfocht, aber augenscheinlich nicht wagte, direct gegen den Willen des Sultans zu handeln und auch müde wurde, uns zu ernähren. Der letztere aber, der als kindischer Greis eine fast willenlose Maschine in den Händen der angeseheneren Einwohner Bardais, die ihn bei seiner Armuth mit Datteln ernährten, war, suchte eben Arami zu ermüden, hätte uns dann in diesem Falle gänzlich im Stiche gelassen, sich meiner wenigen Habseligkeiten bemächtigt, und wir wären schließlich dem Fanatismus der Bardaier anheimgefallen. Die tagelangen Discussionen führten zu keinem Resultate. Hatte Arami endlich mühsam eine Art Einhelligkeit der Mainoat zu Wege gebracht und die Zustimmung des Sultans zur Abreise erzielt, so genügte eine kurze Unterhaltung des letztern mit der feindlichen Partei, um das mühsame Gebäude über den Haufen zu werfen. Heute ließ die Sitzung eine günstige Lösung erwarten, und morgen war wieder Alles uneinig und hoffnungslos. Die unselige Idee, ich müsse nothwendig Schätze verbergen, vor allem baares Geld, quälte das senile Gehirn Tafertemi's und ließ ihn der Hoffnung schwer entsagen, mich so zu sagen auszuhungern. Kolokomi hatte, wie früher erwähnt, das Weite gesucht, da man mindestens die Absicht hatte, ihm für seinen Landesverrath die von meinem Gelde gekaufte Kameelstute zu tödten, und Bu Zid, der fromme Marabet, ergötzte sich an morgendlichem Genusse von Palmenwein und lebte bei seinem Onkel Temidomi. Tagelang zeigte er sich mir nicht und suchte endlich, begierig, nach Fesan zurückzukehren, nicht selten Streit mit mir, um einen äußern Grund zu haben, uns im Stiche zu lassen. Doch ich ging nicht in die Falle, sondern ertrug lieber für den Augenblick einige Unverschämtheiten, da seine Gegenwart immerhin ein gewisser moralischer Schutz, eine Garantie gegen directe Ermordung war.

Meine einzige Beschäftigung, die mir zugleich einen gewissen Verkehr mit den Eingeborenen gestattete, war die Ausübung meiner Profession. Dieselbe war ziemlich einförmig, da die Organismen der Tibbu bei dem gesunden Klima und ihrer mäßigen Lebensweise nur unbedeutenden Störungen unterliegen. Chronische Rheumatismen (großer Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur) waren die häufigste Affection; dann kamen katarrhalische Entzündungen der Bindehaut des Auges und endlich Hautkrankheiten. Am häufigsten wurde meine Intervention gegen die Galle — komolo, merar (im Arab.) — nachgesucht, doch schien mir dies mehr aus Vorliebe für Brechmittel, als aus Nothwendigkeit zu geschehen; wenigstens konnte ich nur selten in diesen Fällen chronischen Magen- oder Darmkatarrh constatiren. Einzelne Fälle von chronischen Verdichtungen der Lungenspitzen, von Lungenemphysem und acuten Bronchialkatarrhen wurden mir ebenfalls präsentirt.

Von Scrophulose und Rachitismus sah ich nichts. Trotz ihrer vielfachen Reisen gelang es mir nicht, einen klaren Fall von Syphilis zu entdecken, ja, meine Beschreibung dieser Krankheit wurde gar nicht verstanden, obgleich sie in Fesan abundirt. Die Abgeschlossenheit ihres von breitem Wüstengürtel umgebenen Landes, die geringe Menge von Sklavinnen, welche sie einführen und ihre natürliche Enthaltsamkeit vergleichsweise zu Negern und Fesanern mag sie davor geschützt haben. Vor Importation von Pocken- und anderen Epidemien schützt sie ebenfalls mehr oder weniger die isolirte Lage ihres Landes.

Entsprechend der spärlichen Nosologie sind auch ihre therapeutischen Eingriffe sehr einfach. Wo sie Schmerzen haben, wird das Glüheisen applicirt, und zwar mit barbarischer Energie, von welcher die ausgedehnten, massigen Narben zeugen. Von inneren Arzneimitteln wenden sie die Natronsalze an, die sich in Tibesti finden, seltener die Coloquinthe und die Senna, deren sie doch im Ueberflusse besitzen.

Am meisten ausgebildet ist noch die Chirurgie, wie es bei ihren continuirlichen, blutigen Zänkereien natürlich ist. Haut- und Muskelwunden werden durch die umschlungene Naht vereinigt, bei der die Nadeln durch die langen, spitzen, widerstandsfähigen Stacheln der Gummiacacie ersetzt sind. Bedeutendere Blutungen stillt das Glüheisen oder siedende Butter. Bei Schädelfracturen suchen sie die Hirnhäute zu inspiciren. Sind dieselben unverletzt, so reseciren sie die aus ihrer Ebene gewichenen Knochenpartien; im andern Falle stellen sie tödtliche Prognose und enthalten sich jeden Eingriffs. Auch deplacirte Knochenwunden bei Rippenfracturen sollen sie reseciren.

So krochen die Tage langsam dahin. Von weit und breit kamen die Leute, uns beiden Europäer anzustarren, und überraschte ich sogar Arami eines Tages im Gespräch mit einem Tibbu aus Borgu, der sich nicht schämte, für mich und Giuseppe zusammen den erniedrigenden Kaufpreis eines Kameeles zu offeriren. Täglich bot man mir für Saad oder für Ali ein Kameel und wir beide zusammen — Indignation läßt mich nicht vollenden. Auch Frauen und Kinder hockten nach und nach in der Nähe des Zeltes nieder, um ihre Neugierde zu befriedigen; von zu vertraulicher Annäherung aber hielt sie ihr eingeborener Mangel an Harmlosigkeit ab und ganz besonders die Ueppigkeit meines Haupthaares und Bartes, in Bezug auf welche sich unter den Schönen das Gerücht verbreitet hatte, ich sei am ganzen Körper behaart, wie ein Affe, was meinem Erfolge bei ihnen entschieden Eintrag that.

Das Unangenehmste war, daß ich mein Zelt nicht verlassen konnte. Zweimal machte ich den Versuch, der mittäglichen Hitze, die meist circa 40° C. betrug, für einige Minuten zu entgehen, gelockt durch den üppigen Schatten der graciösen Palmengruppen in unserer unmittelbaren Nähe, doch beide Male bekam es mir sehr schlecht. Das erste Mal hatte ich kaum den ersehnten, lang entbehrten Schatten erreicht, als eine Bande junger Mädchen und kleiner Kinder

*) Wir gaben, Band XVIII, S. 7 ff., Dr. Nachtigal's Schilderung über Charakter und Sitten der Tibbu Reschade in Tibesti. Diese Barbaren hielten ihn, wie er früher erzählte (XVII, S. 250 ff.), in Bardai fest. In dem nachstehenden Bericht erzählt er, auf welche Weise ihm die Flucht gelang.

beiderlei Geschlechts versuchten, mich den Märtyrertod der Steinigung sterben zu lassen, und das zweite Mal entdeckte mich ein lagbi-trunkener Mann, dessen Hand glücklicher Weise nicht sicher genug war, um seinen Schangormangor — Midzri — kunstgerecht zu schleudern.

Zuweilen wurde die gezwungene Ruhe und Einförmigkeit unserer Existenz durch einen Angriff der Straßenjugend, die des Beifalls ihrer Erzeuger nur allzu sicher war, unterbrochen, doch das Zelt war glücklicher Weise stark genug, die Macht ihrer Waffen — Steine — zu brechen, und Arami oder seine Schwester Fatma brachten meist baldige Rettung.

Nach 14 Tagen endlich schien eine gewisse Einhelligkeit im Rathe der Edlen zu herrschen und der Sultan meiner Abreise keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Während er bis dahin, obgleich ich von der Regierung Fesans an ihn dirigirt war und mich der Hadsch Dschaber seiner Hand anvertraut hatte, nicht einmal die gewöhnliche „Diffa“ geschickt hatte, um durch dieses Zeichen von Gastfreundschaft sich nicht zu binden, kam eines Abends ein Zweig unreifer Datteln mit der Ankündigung seines Besuches für den nächsten Morgen. Mit Sonnenaufgang trat der kleine, gebückte Greis, hellfarbiger Haut und silberweißem Bart, in eine meiner Toben aus Nyfe gehüllt, übrigens schmutzig, wie der Rest seiner Landsleute, auf einen langen Stab gestützt und begleitet von seinen zwei Adjutanten, welche den Titel Dragoman führen, vor meinem Zelte an. Gegenwärtig waren die edelsten der Bewohner der westlichen Thäler und einige wenige aus Bardai. Nachdem die Begrüßungsscene durchgemacht war, ging es in medias res, d. h. er forschte, wo meine Werthsachen, die ich doch nothwendig mitgebracht haben müsse, mein baares Geld und meine Kameele seien. Er bat mich dringend, zu sagen, ob Einer oder der Andere mein Eigenthum mit Gewalt genommen habe, denn er als Sultan des Landes werde in diesem Falle die Thäter zur Rechenschaft ziehen, und ob ich etwa den Rest meines Gepäckes bei den Kameelen zurückgelassen habe. Ich verneinte Alles auf das Bestimmteste, detaillirte ihm die Geschenke, die ich auf Anrathen des Hadsch Dschaber mitgebracht und an wen ich sie überliefert habe, und verlangte endlich energisch, aus seinem Lande, wo ich so ungastfreundlich aufgenommen sei und wohin ich im Vertrauen auf ihren „Aman“ gekommen sei, entlassen zu werden. Er selbst habe mich eingeladen, nach Bardai zu kommen, habe meine Geschenke in Empfang genommen und sei der Chef des Landes: an ihm sei es, mich sauf et sain nach Fesan zurückzuliefern. Meine Advocaten waren Arami und Temidomi, die höchst energische Reden hielten, meine Ankläger leider auch zahlreich, indem sie aus Allen bestanden, die leer ausgegangen waren — und Jeder ist ja in diesem Lande Maina und glaubt sich berechtigt, Geschenke zu verlangen. — Unter lautem Schreien und Toben verlangten sie ihr „Recht“, und erklärten unter energischen Drohungen, daß sie mich niemals ziehen lassen würden, ehe sie dessen nicht theilhaftig geworden wären. Vergeblich suchte der altersschwache Mann die Schreier zu beruhigen: sein Ansehen reichte nicht aus; man verhöhnte ihn fast. Darauf wurde das Verlangen gestellt, meine großen, verdächtigen Kisten zu untersuchen, und, wenn auch protestirend gegen ein so schamloses Vorgehen, entsprach ich demselben, ging mit dem Dragoman in das Zelt und ließ ihn eine detaillirte Untersuchung des Inhalts vornehmen. Doch Bücher, einige Nummern Petermann'scher Monatshefte, Thermometer, Hygrometer u. s. w. erregten seine höchste Verachtung, die er denn auch in den Busen seines Fürsten, „Dardei“, ergoß. Dieser war unterdessen vom Marabet Bu Zid, der wieder stark angetrunken war, empfindlich beleidigt worden, indem ihm derselbe vorwarf, ein „altes Weib“ zu sein, der das Geschwätz der Leute von Bardai mehr höre, als seine Pflicht und seinen gesunden Menschenverstand, und dies goß Oel ins Feuer. Er erhob sich und erklärte durch den Mund seines Dragoman, daß er sich überzeugt habe, es sei nichts vorhanden, was er mitnehmen könne, daß es höchst unpassend von mir sei, mit „bloßem Holz“ (auf die leeren Kisten anspielend) gekommen zu sein, und daß er also wieder in seine Wohnung zurückkehre. Arami und Temidomi wollten ihn nicht ziehen lassen, verlangten mit großer Energie eine Entscheidung, indem jener müde sei, uns alle ferner zu ernähren, doch er schwankte von hinnen, in den Bart murmelnd, daß er mit seinen Leuten (den Bardaiern) Rathes pflegen wolle. So waren wir wieder auf dem alten Standpunkte, hoffnungsloser denn je.

Von nun an arbeitete ich aus allen Kräften an Arami herum, durch Versprechungen und Lobhudeleien (denen er zugänglich war) uns zur Flucht zu verhelfen. Die Gefahr, unserm Schicksale einfach überlassen zu werden, war wohl größer, als diejenige directer Angriffe von Seiten unserer Feinde, aber keineswegs die geringere von beiden. Ohne Kameele, Wasserschläuche, Provisionen und Wegweiser stand uns fast sicherer Untergang bevor. Doch Arami hoffte noch immer und wagte nicht, seine schon compromittirte Popularität durch einen solchen Act gegen die öffentliche Meinung und die des Dardei aufs Spiel zu setzen.

Die Verhandlungen wurden immer wieder angeknüpft und erlitten die früheren Schwankungen. Ich erbot mich, Allen Cham, den Bu Zid zu commerciellen Zwecken bei sich führe, zu kaufen und ihn in die Hände des Dardei zur Vertheilung unter die bisher leer ausgegangenen niederzulegen, und wenn auch das Anerbieten noch nicht sogleich angenommen wurde, so machte es doch sichtlichen Eindruck auf den habsüchtigen Greis.

Ja, wenn ich die langen, traurigen Stunden des Tages mit Excursionen hätte ausfüllen können, ich hätte mein Schicksal leichter getragen. Doch Morgens Hunger und Aerger, Mittags Hunger und 40° C., Abends Hunger und Aerger. Die Dattelrationen minderten sich täglich und wurden oft nur einmal des Tages am späten Abend verabreicht, und die beleidigenden Besucher stellten sich während der Morgen- und Abendkühle ein. Nachts endlich Schlaflosigkeit und Grübeleien (Mangel an Bewegung): es war unerträglich. Da lag vor mir in 180° der Berg, welcher die berühmte Therme Yerike barg, in der Entfernung von einer Tagereise; da waren in meiner unmittelbaren Nähe die reizend versteckt in den Gärten und Palmenpflanzungen zerstreut liegenden Hütten des größten Theils der Einwohner Tibestis, und die anderen Dörfer des von SO nach NW streichenden Flußthales, Ziu, Dadoe, Serdegai nach Süden, Ermesue, Tugra, Muskei nach Norden: und Alles war mir verschlossen. Hier wäre es möglich gewesen, eine ungefähre Abschätzung der gesammten Einwohnerzahl Tibestis vorzunehmen, denn außer den Leuten von Abo, den Dirkemania zu Dumor, den Magatna zu Yibi (auf dem Wege nach Wadjanga), und außer den in der Ferne befindlichen waren fast alle Teda Tus in diesem üppigen Thale versammelt.

Ich schickte zwar zuweilen, da ich selbst nicht gehen konnte, den braven Mohammed el Gatroni aus, der als halber Tibbu ungehindert herumgehen konnte, doch wage ich nicht, eine Ziffer anzugeben, sondern begnüge mich, die von 5000 Seelen, welche Gerhard Rohlfs in seinen ausgezeichneten Erkundigungen über Tibesti angiebt, als wahrscheinlich etwas unter der Wahrheit bleibend zu bezeichnen.

Die Länge des Flußthales Bardai wurde mir allgemein als 4 Tagereisen betragend angegeben, und das Dorf Bardai liegt in der Mitte seines Längenverlaufs in der ungefähren Erhebung von 2800 Fuß (Kochthermometer) über

dem Meeresspiegel. Wasser ist im Ueberfluß vorhanden und der Erdoberfläche nahe. Ich sah nur einen roh gegrabenen Brunnen, dessen Tiefe weniger als 3 Fuß betrug. Außer der Dattelpalme und der Dumpalme fehlt die unvermeidliche Talha nicht, und in den Gärten wird etwas Weizen, Ksob (Negerhirse) und Ngafoli, zuweilen etwas Klee (den aber hier die Menschen ihren Eseln streitig machen), selten einige Pasteken (Wassermelonen) gezogen. Die auf dem westlichen Abhange des Gebirges so zahlreichen und oft üppigen Kameelfutterkräuter fehlen dagegen hier so bedenklich, daß man die Kameele nur im äußersten Nothfalle und auf kurze Zeit hier behält und sie dann größtentheils mit Dattelkernen ernähren muß.

Bu Zid versöhnte sich nach und nach mit Tafertemi, Arami näherte sich so viel als möglich seinem Vetter und Dardei wieder, und es gelang beiden eines Tages in günstiger Stunde, ihm Antwortschreiben auf meine Empfehlungsbriefe von der Regierung in Fesan und dem Hadsch Dschaber zu entreißen. Dieses Attentat wurde dadurch erleichtert, daß Bu Zid bei der günstigen Stimmung des Staatsoberhauptes sich mit Papier und Zubehör versehen hatte, die Briefe sofort schrieb und den Greis so überrumpelte. Dies war ein großer Schritt vorwärts. Freilich bereute der letztere den Schritt nach seiner ersten Unterhaltung mit den Bardaiern ernstlich und wagte gar nicht denselben zu gestehen, doch war es immerhin geschehen und sein Zeugniß in Bu Zid's Händen, wenn auch kein öffentlicher Gebrauch davon gemacht werden konnte. Die Uebersendung von Bu Zid's Cham, den ich gekauft hatte und von dem ein Stück zur Bestechung der Dragomane zurückbehalten war, machte ebenfalls keinen übeln Eindruck, so daß der Widerstand des alten Sünders mehr und mehr schwand. Eine neue, unvermuthete Haus- oder Zeltsuchung überzeugte ihn überdies mehr und mehr, daß nichts aus mir zu ziehen war, und wenn er auch täglich neue Hindernisse der sofortigen Abreise erfand, so waren doch unsere Actien wesentlich gestiegen.

Doch der Widerstand der Bardaier war nicht zu brechen, ihre Feindseligkeit nicht zu besiegen. Eines Tages schickte sich ein unglücklicher Tibbu an, mit bepacktem Kameele das Thal zu verlassen, als Frauen, Kinder und Sklaven Mann und Thier steinigten und ihn zum Rückzuge zwangen, da das Gerücht sich verbreitet hatte, ich wolle an diesem Tage heimlich auf und davon gehen und man glaubte, es sei mein Gepäck, das der Mann führe. Dies erneuerte die Bedenklichkeiten Arami's, der außerdem der täglichen Dattelopfer immer müder wurde.

In seiner eigentlichen Heimath, Enneri Gabon, hatte ein Regen ihm vier Esel weggeschwemmt; die Provisionen von Frau und Kindern daselbst waren zu Ende, und endlich fiel dort seine hochbetagte Mutter krank, während er gezwungen war, bei uns zu bleiben, wenn er uns nicht der Volkswuth der Bardaier überlassen wollte. Ich hatte ihm eins meiner Kameele zum Geschenke versprochen, wenn er uns zur Flucht verhelfen wolle; doch siehe, da lief die Nachricht ein, der Edle Tokomi aus dem Enneri Yoo (2 Tage südlich von Zuar von NO nach SW verlaufend und mit dem Ogui, Maro und Ao das Flußthal Krema bildend), der einstige Nachfolger Tafertemi's aus der Branche des Tomaghern, welche Aramidoga heißt, habe sich, da er bisher leer ausgegangen sei, meiner Kameele bemächtigt.

Zur weitern Verfinsterung unseres Horizontes kamen endlich Anfangs der vierten Woche unseres gezwungenen Aufenthaltes zu Bardai noch die Tibbu, welche Fesan bewohnten, flüchtig in ihre Heimath zurück. Eine Bande von Tibbu Reschade aus der Oase Dschebado, westlich von der Bornuroute, nahe ihr gelegen, hatte in der Nähe von Mursuk das Dorf Bidan überfallen, viele Kameele und 7 Menschen weggeschleppt, und ihre in Fesan ansässigen Landsleute, Repressalien von Seiten der Regierung und der Araber fürchtend, hatten vorgezogen, ihre heimathlichen Berge aufzusuchen. Dieselben brachten mir die Nachrichten von der Ermordung Fräulein Tinne's, vom Tode des Gouverneurs von Fesan, von der Reise des Muschir zu Tripoli nach Constantinopel, welche alle wohl geeignet waren, mich mit ernstlicher Besorgniß für unsere Sicherheit zu erfüllen.

(Schluß folgt.)

Deutsche Stimmen aus Nordamerika.

Gegenüber der gewaltigen Erhebung Deutschlands giebt es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter unseren dortigen Landsleuten keine Parteiunterschiede. In der großen Frage sind sie Alle einig, gleichviel ob Demokraten oder Republikaner. Sie fühlen ihre Bedeutung und ihre Macht. Ihre Presse beurtheilt die Lage der Vorgänge in Europa und deren ungeheure Tragweite viel verständiger, als durchschnittlich in der Yankeepresse der Fall ist; doch machen mehrere große Blätter derselben eine Ausnahme. Die meisten haben jedoch von dem Jammer- und Nothkinde, der sogenannten französischen Republik, welche sich als eine bare Albernheit herausstellt, „eine Auffassung, die stupider Gimpel vollkommen würdig ist," z. B. wenn sie sagen: „Aus Paris wird nun ein Geist emporsteigen, welcher die verfaulten Ueberreste des mittelalterlichen Europa hinwegfegen wird. Von allen jenen moralischen Ungeheuern, diesen Kaisern und Königen, wird von London bis Moskau auch nicht eine Spur übrig bleiben." Ueber solche Expectorationen spottet die deutsche Presse; daß sie aber auch ernsthafte Worte zu reden weiß, dafür wollen wir in Nachstehendem die Beweise geben. Es wird unseren Lesern nicht unwillkommen sein, diese deutschen Stimmen aus Nordamerika zu vernehmen. Wir wählen aus der Reihe von leitenden Artikeln nur zwei aus.

Die demokratische „California Staatszeitung" stellt folgende Betrachtungen an:

„Wenn Frankreich, wie es anfangs den Anschein hatte, mit Spanien in Krieg verwickelt worden wäre und Cuba weggenommen hätte, würde „Uncle Sam", falls Frankreich gleichzeitig die Republik erklärt hätte, aus lauter Sympathie für die Republik sich diese Erwerbung haben gefallen lassen?

Hätte Frankreich Deutschland seine Rheinprovinzen weggenommen, hätte dies Veranlassung zu einer republikanischen Erhebung in Deutschland gegeben, wie würde man in Paris den amerikanischen Schafsköpfen ins Gesicht gelacht haben, die von Frankreich verlangt hätten, es solle aus Sympathie für die deutsche Republik die Rheinlande wieder herausgeben! Frankreich hat das Würfelspiel begonnen, Rheinlande gegen Rheinlande, und muß den Einsatz zahlen. War es so unreif, daß es sklavisch mit sieben Millionen Stimmen für ein Kaiserthum stimmte, so prahle es nicht mit seinem

Republikanismus. Wenn Deutschland es von einem Joche erlöste, welches es sich selbst auferlegt, und nicht Mann genug war, in zwanzig langen Jahren abzuschütteln, so bezahlt es seine Erlösung noch sehr billig.

Wie lächerlich steht aber der Theil der amerikanischen Presse da, welcher der öffentlichen Meinung zu schmeicheln glaubt, wenn er Deutschland zumuthet, weil Frankreich für die nächsten paar Monate angeblich eine Republik ist, den Siegespreis herzugeben, dessen Besitz allein zukünftigen Frieden sichert. Wenn ich eine Hypothek auf ein Haus habe, und der Eigenthümer verkauft an eine Republik aus, so hat diese die Hypothek zu zahlen. Um wie viel rechtsgültiger ist dieser Anspruch, wo es sich um Provinzen handelt, die durch unerhörten Betrug von Deutschland losgerissen wurden, die von jeher zu Deutschland gehören."

Die „California Staatszeitung" eifert dann gegen die Leichtgläubigkeit und Unkenntniß der amerikanischen Presse und fährt weiter fort: „Es gehört jedoch zu den allgemeinen Menschenrechten, sich lächerlich zu machen, und wir wollen dies den Solonen in der Presse nicht verkürzen. Also nur zu. Steckt die Strohhalme Eurer Weisheit als leeres Stroh in das Rad der Weltgeschichte, blast die schillernden Seifenblasen Eurer Staatsweisheit, um in zehn Tagen selbst eingestehen zu müssen, daß ein Esel doppelt lächerlich wird, wenn er arrogant ist. Die großen Staatsmänner, die hier die Presse unsicher machen, sollten wenigstens bedenken, daß sie die Stellung ihrer eigenen Regierung erschweren, indem sie sich als die Repräsentanten des Volksgeistes hinstellen. Die amerikanischen Republikaner in Paris, die durch ihre Speichelleckerei vor dem kaiserlichen Hofe jedem republikanischen Geiste ins Angesicht schlugen und „Shoddy" so wirksam repräsentirten, haben bereits genug gethan, um den republikanischen Geist unseres Landes vor jedem ehrlichen Republikaner zu compromittiren. Wenn nun derselbe „Shoddy", der eben noch vor dem Imperialismus im Staube gekrochen, vor dem republikanischen Phantome kriecht, welches eben vorübergehend sich am Himmel zeigt, wenn der Geist, welcher der deutschen Sache von Anfang an in manchen Blättern nur schlecht verhüllt entgegentrat, nun in republikanischen Sympathien sich Luft macht, so sagen wir einfach: Republik ist da, wo der Geist der Nation mächtig seine Schwingen regt, wo glühende Begeisterung alle Herzen erfaßt, wo die Nation kämpft für ihre Nationalität, aber nicht da, wo eine durch und durch faule, verrottete menschliche Gesellschaft, die schon zweimal die Republik verloren, weil sie ihrer nicht werth war, mit dem Namen der Republik dieselbe Komödie spielt, wie sie schon seit zwanzig Jahren mit Allem ihren Hohn getrieben, was dem Menschen heilig ist."

Die nachfolgenden Betrachtungen finden wir in einem Blatte der republikanischen Partei, der zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Westlichen Post"; sie ist Organ des Bundessenators Karl Schurz.

„Die Republik in Frankreich! Noch vor drei Monaten würde dieser Ruf wie ein elektrischer Schlag ganz Europa durchschüttert haben. Heute klingt er fast wie der letzte Nothschrei eines armen Sünders. Noch vor zwei Monaten würde die Republik als der freie Act eines Volkes erschienen sein, das einen gewissenlosen Tyrannen zur Rechenschaft fordert; heute erscheint sie fast als die gespenstige Ausgeburt rathloser Anarchie, nachdem der Tyrann, an dessen Verbrechen das französische Volk sich mitschuldig gemacht, durch deutsche Bayonette kopfüber von seinem Kaiserthron gestürzt worden ist. Noch vor zwei Monaten hätte die Proclamirung der Republik als Vorspiel großer Thaten gelten können; heute ist sie in Gefahr, als das bloße Nachspiel eines an innerer Fäulniß zu Grunde gegangenen despotischen Regimentes zu erscheinen. Ja, es lebe die Republik! Aber es sei die wahre, die einzig dauerhafte, einem freien Volksgeiste entsprungene, von einem Volke von Republikanern getragene Republik! Eine Jammergestalt, welche einem bestraften Nationalverbrechen entsteigen und sich in die Farben der Freiheit kleiden will, nicht um dieses Nationalverbrechen zu sühnen, sondern sich durch falsche Vorspiegelungen der Sühne zu entziehen, diese Republik kann die Bedingungen des Lebens nicht in sich tragen.

Man gebe sich keinen Illusionen hin. Diese Republik wagte nicht, ihr Gesicht zu zeigen vor dem Stirnrunzeln des napoleonischen Despotismus. Sie würde sich verkrochen haben vor der Nachricht von irgend einem Siege, den dieser napoleonische Despotismus erfochten hätte. Sie schwieg, so lange nur noch der Schatten jenes Despotismus über Frankreich hing und die Zügel der Regierung noch in den Händen des Weibes des Tyrannen lagen. Sie kroch erst dann hervor, als der Tyrann von deutschen Waffen gefangen und seine ganze Sippschaft davon gelaufen war, und nun spricht sie prahlerisch von Siegen oder Sterben. Frankreich war bonapartistisch, so lange es noch einen Bonaparte gab, der die Zügel der Macht zu halten wagte; erst nachdem eine fremde Faust diese Macht in Trümmer geschlagen, wagte es von Republik zu sprechen. Dies ist nicht die Republik von 1792, nicht die Republik von 1848; es ist nicht die Republik eines sich frei constituirenden Volkes; es ist der Nothbehelf einer anarchischen Masse, welche eines Wortes bedarf, um sich in der Stunde des Zusammenbrechens noch einen theatralisch-heroischen Selbstbetrug zu schaffen. Uns, die wir die wahre Republik kennen, kann dieses Schattenspiel nicht täuschen. Wir erinnern uns nur zu wohl, was die französischen Republiken von 1792 und 1848 als solche werth waren, — denn sie endeten in dem Despotismus der Militärdictatur. Wie könnten wir uns über die französische Republik von 1870 eine Illusion machen, wenn sie, um nur einen Augenblick auf den Füßen zu bleiben, mit dem Despotismus der Militärdictatur anfangen muß? Die Republiken von 1792 und 1848 fegten wenigstens verrottete Gesellschafts- und Regierungssysteme aus dem Wege, und traten mit einer eigenen, selbständigen Politik auf; und selbst sie gingen an der französischen Nationalkrankheit zu Grunde. Was kann aus der Republik von 1870 werden, wenn sie in der Stunde ihrer Geburt die volle Erbschaft des großen napoleonischen Verbrechens gegen den Frieden Europas und die Selbstbestimmung der Nationen antritt?

Jetzt hat das französische Volk Gelegenheit, zu zeigen, ob es für die erste Lection einer geläuterten Selbsterkenntniß fähig ist und die Lehre des Unglücks zu verstehen vermag. Verstände es sie, so würde es die Sühne seiner Sünden ruhig über sich nehmen. Es würde begreifen, was es einem friedlichen Nachbarvolke schuldig ist, welches Louis Napoleon mit enthusiastischer Hülfe der französischen Nation aus seiner Ruhe aufgeschreckt, tief gekränkt und schwer geschädigt hat. Es würde das Verbrechen seines gewissenlosen Tyrannen nicht zu seinem eigenen machen. Es würde in einen Friedensschluß willigen, welcher Deutschland Ersatz gäbe für vergangene Unbill und Sicherheit für die Zukunft. Und dann würde es ruhig beginnen, das zerrüttete und verfaulte Gemeinwesen auf festerm Fundament mit besseren Bausteinen wieder aufzurichten. Und alle Welt würde ihm Glück und Segen wünschen.

Aber wir fürchten, diese geläuterte Selbsterkenntniß ist dem französischen Geiste noch immer fremd. Die theatralische Rolle ist dem Franzosen ein Bedürfniß. Die Volksführer der ersten Revolution spielten Gracchus, Brutus und Cato. Der erste Napoleon setzte sich vor, Karl den Großen zu spielen. Louis Napoleon wollte in der Garderobe seines Onkels auftreten, und die Volksführer von heute versuchen sich in der Rolle von Camille Desmoulins, Danton und St. Just. Das erhabene Schauspiel eines Volkes, welches im Augenblick der Noth sich selbst hilft und, vom nationalen Enthusiasmus getragen, siegt oder untergeht, soll in Scene gesetzt werden, und alle Franzosen werden aufgerufen, als Chor der Sansculotten mitzuwirken. Aber man vergißt einen Umstand, welcher das erhabene Schauspiel zur Farce macht. Während im Jahre 1792 das französische Volk sich den fremden Armeen entgegenwarf, die ihm eine abgesetzte Dynastie aufzwingen wollten, haben jetzt die fremden Armeen das Joch des Tyrannen gebrochen, und das Volk wird aufgerufen, das große Verbrechen des gestürzten Tyrannen ganz auf sich zu nehmen. Zu diesem Dienste ist die Marseillaise entwürdigt worden; zu diesem Dienste soll nun der Name der Republik entwürdigt werden. In diesem Dienste haben beide ihren Zauber verloren. Das ist der Unterschied, der das erhabene Schauspiel zur Farce stempelt. Das Zeitalter der Sansculotten ist vorbei."

Aus allen Erdtheilen.

Aus Bessarabien.

„Wer seit 15 Jahren nicht in Bessarabien gewesen ist," schreibt ein Correspondent der in Moskau erscheinenden „Russischen Zeitung", „der wird diese Provinz kaum wiedererkennen. Dort, wo früher der Reisende auf einer 100 Werst langen, öden Steppe, von Orgojew bis Beltzy, beinahe verdurftete, findet er jetzt belebte Dörfer, Herbergen, malerisch sich hinziehende Poststraßen; dort sieht man jetzt blühende Gärten, geschmackvoll aufgeführte Gutsgebäude, inmitten einer Menge Nebengebäude, stattliche Herden auf saftigen Wiesen — und diese Umwandlung hat sich in dem kurzen Zeitraume von 15 Jahren, d. h. seit dem Krimkriege, vollzogen. Der Grund ist leicht begreiflich: Das bedeutende Zusammenströmen von Kriegsvolk ermöglichte damals den vortheilhaften Absatz von Vorräthen aller Art, die sich seit vielen Jahren angesammelt hatten, das Erscheinen fremder Bebauer des fast überall noch jungfräulichen Bodens öffnete den örtlichen Gutsbesitzern die Augen über den ihnen selbst bisher noch unbekannten Reichthum des Landes; sie sahen plötzlich ein, daß Bessarabien ein Californien sei, dessen Schätze aber nur fleißigen Händen zugänglich seien. Und in der That, es vergingen kaum fünf Jahre, und der Landbau Bessarabiens hatte einen ganz andern Charakter angenommen. Dies hatte seinen Grund einestheils darin, daß die dortigen Grundbesitzer weder selbst Lust noch Verständniß für den regelrechten Landbau hatten und ihre Güter daher lieber an tüchtige Agronomen verpachteten, anderntheils darin, daß mit dem Aufhören des obligatorischen Verhältnisses der Bauern zu den Gutsbesitzern in Betreff der Tagesarbeit eine große Menge Arbeiter aus den Gouvernements jenseits des Dniestr zuströmten, die nun mit Lust und Fleiß den reichen Boden zu bearbeiten begannen. Nur fließen leider alle Einkünfte von diesen blühenden Ländereien größtentheils in die Hände von Armeniern, welche sich in großer Anzahl in den Kreisen von Sforoki, Jassy und Orgejew angesiedelt und fast alles Land in denselben gepachtet haben. Diese Leute, welche ganz isolirt leben und fast nur mit Juden in Handelsgeschäften verkehren, haben selbstverständlich gar kein weiteres Interesse an der Entwickelung des Landes. Uns Russen halten sie fast für Feinde, suchen mit allen Mitteln auf unsere Kosten reich zu werden, und gehen dann, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, gewöhnlich nach Oesterreich, wo die meisten ihre Heimath haben. Uebrigens wird die bevorstehende Justizreform bei uns sie sowohl als die Juden hoffentlich veranlassen, etwas wählerischer in den Mitteln zur Bereicherung zu sein, wozu hauptsächlich das Ausleihen von Capitalien zu 120 und mehr Procent jährlich gehört. Und wenn nun auch die Bauernreform zum erwünschten Ende gelangt sein und die Vorsehung uns noch öfter mit einer so reichen Ernte beglücken wird, wie wir sie in diesem Jahre hatten, so können wir mit Zuversicht und ohne Bangen einer blühenden Zukunft unseres gesegneten Landstriches entgegensehen."

Dazu bemerkt die „Nordische Presse": „Den Armeniern, den fleißigen Pächtern der Grundstücke, welche die „örtlichen" Grundbesitzer nicht selbst bearbeiten wollen, scheint doch nach dem eigenen Zugeständniß des Correspondenten das Verdienst zugeschrieben werden zu müssen, daß dieser Landstrich sich in so erfreulicher Weise gehoben hat. Wozu nun aber diese Hetzerei gegen die „fleißigen Hände"? Wir haben es hier, wie es scheint, mit einer bei uns in Rußland nur zu häufigen und sehr traurigen Erscheinung zu thun. Man will selbst nicht arbeiten, will aber die Früchte fremder Arbeit genießen — und wirft dann noch einen Stein auf diejenigen, welche angeblich nur für sich selbst arbeiten. Man vergißt dabei das volkswirthschaftliche Gesetz, daß die Arbeit für das Allgemeine mit dem individuellen egoistischen Interesse untrennbar zusammenhängt, man läßt dabei außer Acht, daß man auf diese Weise ein noch viel engherzigeres egoistisches Interesse ohne jede Berechtigung vertritt."

Seidenzucht und Seidenmanufactur in Rußland.

Rußland gehört zu den Ländern Europas, welche die Seidenraupenzucht in größerm Maßstabe betreiben und Seide produciren. In fast allen Gouvernements südlich und südwestlich von Moskau wird der Maulbeerbaum cultivirt und Seide gewonnen. In neuerer Zeit hat man sogar im Witebskschen Gouvernement Maulbeerplantagen angelegt und mit Erfolg die Seidenraupenzucht getrieben. Seitens der Regierung geschieht wenig oder besser gesagt nichts, um diesen wichtigen Industriezweig zu fördern, dessen Bedeutung für Rußland man noch nicht erfaßt zu haben scheint. In den südlichen Gegenden sind es besonders die deutschen Colonisten, namentlich aber die Mennoniten, welche zu den eifrigsten Seidenzüchtern gehören. Nur die Colonisten des Jekatherinoslawschen Gouvernements allein bringen es in manchen Jahren zu einer Production von 3000 bis 4000 Tschetwerik Cocons (1 bayerischer Scheffel = 8,47472 Tschetwerik). Jeder Wirth unter den Mennoniten cultivirt nicht nur Maulbeerstandbäume und Hecken in seinen Gärten, sondern er hat auch noch 1/4 Deßjatine Maulbeerwald. Noch eifriger wird die Seidencultur im Kaukasus betrieben, wo Klima und Bodenverhältnisse das Gedeihen des Maulbeerbaums sehr fördern, ja wo derselbe in ausgedehnten Waldungen sogar wild wächst. Man kann die Production Transkaukasiens auf circa 30,000 Pud roher Seide schätzen, die im auswärtigen Handel

reiche Verwendung findet. Durch die Erwerbung Taschkents hat Rußland ein neues und bedeutungsvolles Seidenproductionsland gewonnen. Die Turkestaner Seide ist ganz vorzüglich, steht der kaukasischen nicht nach und findet in der russischen Seidenmanufactur vielseitige Verwendung. Bereits haben russische Kaufleute angefangen, in diesen asiatischen Provinzen Seidenspinnereien zu errichten, die es trotz ihres kaum zweijährigen Bestehens schon zu einer jährlichen Production von mehreren hundert Pud (250 Pud) Rohseide gebracht haben. Es steht zu erwarten, daß die Taschkenter und Turkestaner Seidenproduction sehr große Dimensionen annimmt. — Zur eigentlichen Seidenmanufactur ist zu bemerken, daß in Rußland 81 Fabriken mit 7000 bis 8000 Arbeitern und einer Production im Werthe von circa 8 Millionen Rubel sind. Welch bedeutenden Aufschwung die Seidenindustrie in den letzten Jahren gewonnen hat, geht daraus hervor, daß nur die 22 Fabrikanten allein, welche die diesjährige Industrieausstellung beschickt haben und deren Production der statistische Atlas von Timirjasew auf 1,786,862 R. angiebt, es bereits heute zu einer jährlichen Production im Werthe von 5,218,000 Rubel gebracht haben und anstatt 3164 heute 6674 Arbeiter beschäftigen. In technischer Beziehung hat die russische Seidenmanufactur nicht minder große Fortschritte aufzuweisen. Die Petersburger und Moskauer Fabriken liefern heute Fabrikate, die an innerer Qualität und äußerm Ansehen den französischen kaum nachstehen. Daß sich die Gold- und Silberbrokatweberei in Rußland so sehr entwickelt hat, darf bei dem vielseitigen Gebrauch der reichverzierten Kirchengewänder kaum Wunder nehmen.

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Unterm 3. September wird gemeldet, daß Diamanten in einer geradezu erstaunlichen Menge gefunden werden; man hat eine Anzahl von „Monsterdiamanten" gefunden, und es findet ein großer Menschenzudrang nach den „Diggings" statt. Die Diamanten bilden bereits einen nicht unwichtigen und regelmäßigen Ausfuhrartikel in der Capstadt. — Auch aus den vielbesprochenen Tatin-Goldfeldern lauten die Berichte günstiger als früher; neuerdings sind zwei sehr ergiebige Quarzriffe entdeckt und in Betrieb genommen worden. — Der Anbau der Baumwolle gewinnt an Ausdehnung; auf einer Ausstellung zu East London haben einige Pflanzer für ausgezeichnete Waare Preismedaillen erhalten. — Im Oranje-Freistaate verspürte man ein Erdbeben, das jedoch keinen großen Schaden angerichtet hat.

Ueber Spuren von „urweltlichen" Hottentoten erhalten wir von Dr. Theophilus Hahn die nachstehende interessante Mittheilung: „Mein Vater (— der eine lange Reihe von Jahren als Missionär in der Capcolonie gelebt hat —) erzählte mir vor Kurzem, daß er in dem Flußthale des Elefant-Reviers, halbwegs zwischen Capstadt und dem Oranjefluß, einen Brunnen habe graben lassen, auf der Station Ebenezer. In einer Tiefe von 22 Fuß stießen die Arbeiter auf eine echt hottentotische Feuerstelle; drei etwa kopfsdicke Steine bildeten die Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks (∴); zwischen und neben denselben fand man Kohlen, Asche und abgebrannte Holzstückchen; auch Schalen von angebrannten Straußeneiern und außerdem noch unangebrannte, zerbrochene Schalen. Offenbar hatten dort die Wilden sich Eier gesotten, und diese Wilden waren, wie die dreieckige Gestalt der Feuerstelle beweist, schon Nomaden, also Khoin-Khoin-Hottentoten. Diese wenden auch heute noch stets drei Steine zur Feuerstelle an. Ich war sehr erfreut, hier paläontologisch und geologisch meine Ansicht, welche ich jüngst in dem Aufsatze über die Buschmänner, über die Aboriginität der hottentotischen Race in Südafrika aussprach, bestätigt zu finden. Wie viele Jahrtausende müssen über die Bildung dieses aus schwerer Dammerde bestehenden, anderthalb Stunden breiten und stundenlangen Flußthales hingegangen sein; und schon in uralten, vorhistorischen Zeiten haben sich dort Khoin-Khoin Straußeneier gesotten!

* * *

— Der Hülfsverein für die verwundeten deutschen Krieger in Virginia City (Nevada) hat an den Centralverein in Berlin einen Klumpen gediegenen Silbers im Werthe von 3123 Dollars abgeschickt; der „deutsch-patriotische Frauenverein" in San Francisco (Californien), der eine großartige, wahrhaft rührende Thätigkeit entfaltet (siehe „Globus" S. 142), erzielt die erfreulichsten Resultate. Er veranstaltete rasch ein Resultat, das nichts zu wünschen übrig läßt. Die deutschen Frauen nahmen ein: am 8. September 5233 Dollars, am 9. 5861, am 10. Nachmittags 1962, Abends 7863; am 12. 4504 Dollars. Die Ausstellung sollte noch eine Woche lang offen bleiben; man hoffte, 30,000 Dollars nach Deutschland absenden zu können. — In der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata" (vom 31. August) finden wir schwungvoll und mit patriotischer Begeisterung verfaßte Aufrufe an die Deutschen sowohl in der argentinischen Republik wie in Uruguay. In dem erstern heißt es: „Deutschland ist erwacht; vertrauend legt es sein Geschick in die bewehrte Faust seiner Söhne. Mit Begeisterung, von Einem Gefühle beseelt, steht das ganze Volk für Deutschlands Ehre im Felde." Der Aufruf unserer Landsleute in Montevideo schließt mit den Worten: „Deutsche in Uruguay! So wahr Ihr an ein einiges Deutschland glaubt, in welchem der Schwerpunkt der Weltzukunft liegen wird, so bereitwillig werdet Ihr sein, uns Euer Scherflein zu übersenden."

— Der Congreß der argentinischen Republik zu Buenos Ayres hat jährlich 200,000 Dollars zur Beförderung der Einwanderung angewiesen.

— Die Ausfuhr präservirten Fleisches in Australien nimmt beträchtlich zu; sowohl Rind- wie Schöpsenfleisch kommt in immer größerer Menge in den Handel. In der Colonie Queensland liefert ein einziger Squatter, Namens Tooth, für das laufende Jahr etwa 50,000 präservirte Schafe und 3000 Ochsen. Im August war von Brisbane aus die erste Sendung von 200 Tons nach London abgegangen. Die „Saison" im nächsten Jahre soll am 1. Februar beginnen und bis zum 10. Juli dauern. Tooth hat sich verpflichtet, in dieser Zeit das Fleisch von 150,000 Schafen zu präserviren, und in den übrigen Monaten wird Ochsenfleisch zubereitet. Alles wird gekocht und in Zinnkisten verpackt; in der Anstalt sind etwa 180 Arbeiter beschäftigt; die Maschinen werden als sehr zweckmäßig geschildert. Uebrigens finden wir die Notiz, daß im Jahre 1869 der Schafbestand in Neusüdwales sich um 1,023,671 Stück vermindert habe, in Queensland um 252,529 Stück.

— Man bemüht sich, immer mehr chinesische Arbeiter auch in die tropischen Gegenden Amerikas zu ziehen, weil mit den Negern sich nichts anfangen läßt. Auf der Landenge von Darien besitzt die „Bayano Landcompagnie" an der Küste des Stillen Oceans eine Fläche von 176 Quadratmiles, von welcher erst wenige hundert Morgen mit Zuckerrohr bepflanzt sind, weil es an Arbeitskräften mangelt. Diese werden nun aus China kommen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

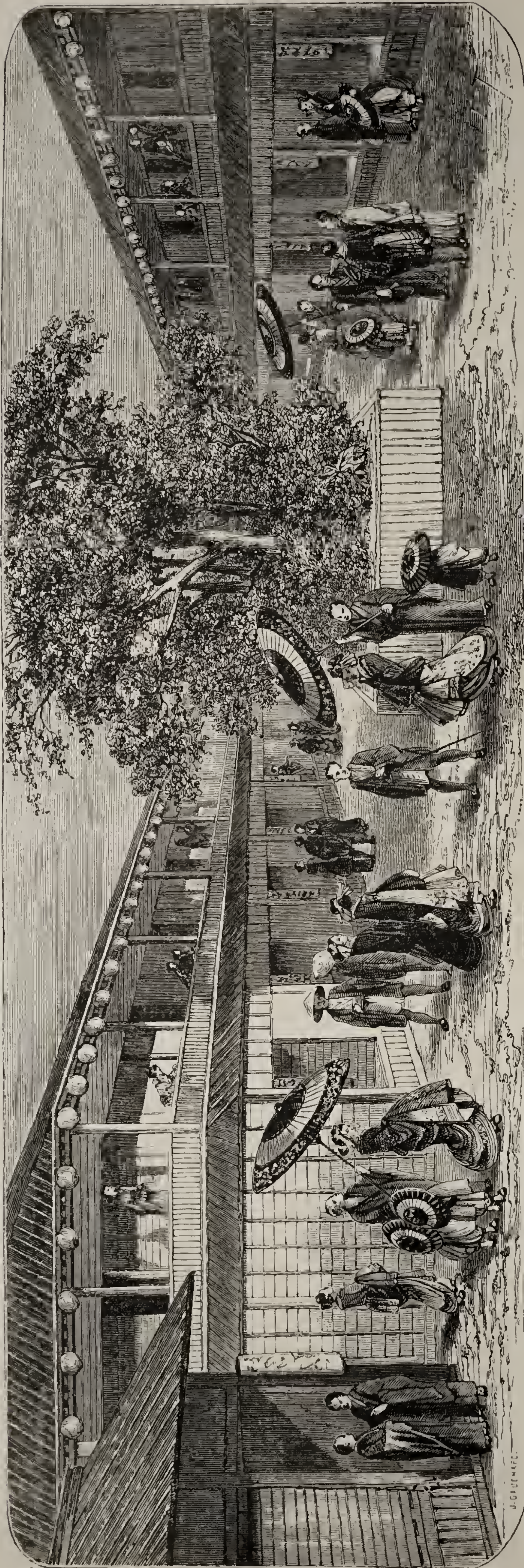
Spaziergänge in der japanischen Hauptstadt Yeddo.

III.

Wir erwähnten schon früher des östlichen Stadttheils Sin Yosiwara; derselbe bildet ein Viereck und hat neun Quartiere, lauter längliche Parallelogramme in der Richtung von Westen nach Osten; vier liegen rechts, fünf links vom Eingangsthor und beide sind durch eine lange, mit Bäumen bepflanzte, sehr breite Straße getrennt. Ganz am Ende dieser hübschen Promenade erhebt sich ein Thurm, dessen Wächter eintretenden Falls den Ausbruch einer Feuersbrunst verkündigen muß. Solcher Thürme giebt es in Yeddo eine große Menge.

In Sin Yosiwara befindet sich der sogenannte Gankiro, den wir etwa als ein Casino für Leute vom Stande bezeichnen können. Man zahlt beim Thürsteher Eintrittsgeld und wird dann in den Conversationssaal geführt. Sofort zündet man eine Pfeife an, nimmt eine Erfrischung und unterhält sich lebhaft auch mit den Damen. Man hört der Vocal- und Instrumentalmusik zu und sieht einen Charaktertanz mit an. Der Gankiro hat auch einen großen Bankctsaal, dessen Verzierung reizend ist. Dieselbe besteht aus einer mit allerliebsten Landschaften geschmückten Tapete; diese Bilder sind theils mit schwarzer chinesischer Tusche gemalt, theils farbig; alle machen einen vortrefflichen Eindruck. Die Gemälde an den Wänden der Galerie dagegen stellen Ansichten der Hauptstadt und der Umgegend dar, sämmtlich von hübscher Wirkung, obwohl nicht so fein ausgeführt wie die Landschaften. Für das „wahre Wunder" des Gankiro gilt das dortige Kindertheater. Das Personal desselben besteht aus Mädchen von sieben bis dreizehn Jahren. Diese werden dort im Lesen, Schreiben und Rechnen, in Gesang, Musik, Tanz, Mimik und Declamation unterrichtet. Die Japaner haben entschieden Anlage zur dramatischen Kunst, und die von den jungen Mädchen aufgeführten Operetten, Feenstücke und Ballets lassen, natürlich in ihrer Art, nichts zu wünschen übrig. Humbert betont, daß dieses japanische Kindertheater entschieden Besseres leiste als man in Europa, z. B. in Pensionaten und dergleichen Anstalten, sehe. Es sei Alles viel frischer, weit naiver, naturwahrer und durchaus anspruchlos.

Auf dieser Promenade, welche für reservirt gelten kann, und wohin der gemeine Mann nicht kommt, lustwandeln nur Leute aus den höheren Ständen, auch Damen vom Hofe erscheinen wohl dort in guter Begleitung am Abend und verkleidet, damit sie nicht erkannt werden. Bekanntlich sind die Frauen in Japan in einer viel günstigern Lage als die Chinesinnen; sie werden nicht abgesperrt gehalten, können sich frei bewegen, werden mit Respect behandelt und nehmen an der Gesellschaft Theil. Die Mode herrscht auch bei ihnen so gut wie in Europa. Eine Hofdame zum Beispiel entfernt die Augenbrauen und ersetzt dieselben durch ein paar schwarze Flecke oder Striche, die mindestens fingerbreit sein müssen. Das Haar hängt, einige wenige pomadisirte Flechten abgerechnet, lang über Schläfen und Schultern herab. Manchmal wird aber auch aus ihnen ein Knoten gebildet, bei welchem allerlei mysteriöse Verflechtungen und Zusammenknüpfungen vorkommen; doch ist es Regel, daß das Haar einer Hofdame möglichst wellig und recht lang herabhängen


Promenade im Stadtviertel Ein Yoshiwara.

muß. Die Kleiderstoffe sind stets sehr reich und theuer, meist von Brocat. Unsere Abbildung zeigt, daß der Schlepp am Gewande im Inselreiche des Sonnenaufgangs an Länge den europäischen „Staubfegern“ nichts nachgiebt. Wozu aber die beiden langen und breiten Rockblätter, welche von oben zur Rechten und zur Linken herabhängen? Eine Schöne in Japan bedarf derselben nothwendig für ihre zierliche Koketterie; denn wenn sie beim Gehen sich modisch hin und her wiegt, wobei ihre zierlichen Füßchen nicht zum Vorschein kommen dürfen, dann weiß sie es durch Armbewegung derart anzustellen, daß die Rockblätter zugleich mit der Körperbewegung gewissermaßen im Takte sich hin und her wiegen. Aus der Ferne gesehen, nimmt es sich aus, als habe sie nicht ein Kleid, sondern weite, schleppende Hosen, und die Trägerin könne sich nur auf den Knien vorwärts bewegen. Darin besteht die Koketterie, und es soll den Anschein haben, als rutsche sie auf den Knien, wie wenn sie sich dem Mikado nähere.

Im Palaste des Herrschers hört man häufig das Rauschen der seidenen Gewänder auf den weichen Teppichen, mit welchen die Matten bedeckt sind. Vor den Fenstern werden Läden von Bambus angebracht, damit man das helle Tageslicht mindern und dämpfen könne. Die Gemächer sind abgetheilt durch spanische Wände, die mit allerlei Figuren bemalt sind, durch Vorhänge von Damast und Sammt und prächtige Portièren. Die elegante Einfachheit der Zimmer wird nicht, wie es in Europa namentlich beim reich gewordenen Emporkömmling keineswegs selten vorkommt, durch allerlei Ueberladung mit Gemöbel beeinträchtigt. Wohl aber findet man in den Ecken ein Aquarium von Porcellan unter natürlichen Sträuchern und lebenden Blumen, die malerisch, im besten Geschmack angeordnet worden sind. Oder man gelangt in ein Cabinet, das mit Perlmutter ausgelegt ist; man sieht auch wohl eine Etagère mit illustrirten Büchern. Durch alle Gemächer zieht ein Duft von wohlriechendem Holze, überall liegen feine Matten. Junge Palastdamen bringen den feinsten Udschi-Thee und Zucker der Kaiserin, dieser Kisaki, welche die stolze Beherrscherin der zwölf anderen legitimen Gemahlinnen des Mikado und des großen Schwarmes seiner Kebsfrauen ist. Sie sitzt in ihrer hohen Würde allein auf einem erhöheten Gerüst im großen Saale. Die Ehrendamen und Dienerinnen kauern oder knien hinter ihr in achtungsvollem Abstande und bilden verschiedene Gruppen, deren jede eine besondere Kleidertracht hat. Die Gebieterin selber ist mächtig in Krepp und Brocat gehüllt, am Diadem erglänzen drei vertical angebrachte Goldstreifen.

So empfängt sie die eingeladenen Gäste, die vor ihr in concentrischen Halbkreisen Platz nehmen. Auf einen Wink von ihrer Hand nähern sich die diensthabenden Palastdamen, knien nieder und empfangen die Befehle. Es handelt sich um die Erzählung von Anekdoten und schönwissenschaftlichen Unterhaltungen, denn der Hof der Kisaki ist auch eine Art von Akademie. Am dritten Tage des dritten Monats, also in der ersten Hälfte des April, versammeln sich alle Schöngeister des Dairi (Hofhaltes) in den Blumengärten am rieselnden Bache, trinken Reiswein und haben geistige Wettkämpfe mit den Damen, deren jede einen Japan classischen, mit Ephen umwun-

denen Fächer aus weißem Cedernholz führt. Es handelt sich um das Declamiren von Gedichten zum Lob und zur Verherrlichung des Frühjahrs. Am Abend tritt die Capelle der Kaiserin auf und spielt auf Saiteninstrumenten; diese Musik bildet die Einleitung zu Feenopern und Charaktertänzen.

* * *

Wir nehmen unsern Rückweg über die Brücke zwischen den Stadtvierteln Hondscho und Asakfa, um in diesem letztern dem großen Kuannon- (Quannon) Tempel einen Besuch abzustatten.

Nicht mit Unrecht sagt Humbert: es scheine als ob die Lorbeeren, welche die Comödianten und Gaukler ernten, die Bonzen nicht schlafen lassen. In einigen Tempeln des Kamicultus haben die Priester sogar Marionettentheater aufgeschlagen! In diesen wird allerdings nur am Jahrestage des heiligen Schutzpatrons gespielt und die Stücke haben eine historische Beziehung, denn sie behandeln Gegenstände aus der Geschichte der alten Mikados; die Zahl der auftretenden Figuren beträgt selten mehr als zwanzig. Recht herzliches Ergötzen findet das Volk an den Tanzvorstellungen der Bonzen. Beim Feste des Odschi Gonghen springt und hüpft Alles was im Kloster Beine hat, und ein alter Mönch schlägt die große Pauke. In derselben Bonzerei wird das Erntefest mit Charaktertänzen gefeiert. Die Figuranten tragen ein Bündel Getreideähren auf dem Rücken, und auf dem Kopfe einen viereckigen Strohhut, welcher das Gesicht verdeckt. Die Ehrenwache des Theaters trägt Helme; Jeder hat einen Panzer



Japanische Hofdame.

und an der Seite fünf Säbel, nicht mehr und nicht weniger. Der Eintritt kostet nichts, aber beim Thorwächter befindet sich eine Bude, in welcher allerlei Schnurrpfeifereien zur Erinnerung an das Fest feilgeboten werden, z. B. kleine lackirte Lanzen und andere Waffen von Holz, die im Kloster verfertigt werden; man kauft dergleichen Spielzeug, um es Kindern zu schenken.

Die Bonzen von Omedschi machen einmal im Jahre eine ganz erkleckliche Einnahme, indem sie große, bemalte Papierlaternen an den Bäumen aufhängen und ihren Garten glänzend beleuchten. Ein Blick von der Galerie des Klosters herab gewährt in der That einen ganz prächtigen Anblick. Diese Illumination findet an sieben auf einander folgenden Abenden statt, und es gehört zum guten Ton, dieselbe mit anzusehen.

Im Odschi-Inaritempel dagegen werden burleske Possen zum Besten gegeben; in einem andern Tempel, welcher sich zum Concurrenten aufgeworfen hat, werden Maskeraden aufgeführt, genau so, wie sie in alten Zeiten am Hofe des Mikado stattgefunden haben. Dazu gehört namentlich der Hahnentanz. Die Tänzer haben einen mächtig großen Kamm, tragen Hahnenmaske mit Schnabel und Schellen am Halse. Die Priester von Funabas stellen ihre Götzenbilder in die helle Sonne und umgeben dieselben mit einem Geländer von Bambus, das reich mit Blumen und Papierschmuck verziert ist. Junge und alte Leute schlagen auf ein Gong, oder auf irgend ein anderes Metallbecken, oder auf ein Tamburin, und springen und schreien an der heiligen Stätte, bis ihnen der Athem ausgeht. Man glaubt sich unter mohammedanische Derwische versetzt. Die Bettelbrü-

derschaften des Kamicultus führen Tänze auf und singen dabei ihre Litaneien ab; sie befestigen den Weihwedel auf einer Art von Lanze, an welcher ein mit symbolischen Figuren verzierter Schild hängt. Während der fromme Tänzer mit der rechten Hand den Fächer bewegt, stellt er mit der linken den Weihwedel sich auf den Nacken, bringt den Absatz seines Fußes bis in die Höhe seiner Schulter und schlägt mit der Fußspitze bis an die Lanze.

Im südlichen Theile des Stadtviertels Asaksa-Imato zählt man mehr als einhundert Bonzenklöster. Jedes derselben besteht aus einer mehr oder minder beträchtlichen Anzahl von Gebäuden, als da sind Klöster, Tempel, Pagoden, Capellen, Theehäuser und Waarenbuden. Unter diesen Tempelanlagen oder Bonzerien ist eine weit und breit auch als Wallfahrtsort berühmt, jene, welche dem Kuannon gewidmet ist. Diese buddhistische Gottheit hat eine große, aber geheimnißvolle Macht über alle Dinge zwischen Himmel und Erde. So sagt Humbert; Berg dagegen schreibt: „So viel wir herausbringen konnten, ist dieser Tempel der Mutter des Buddha geweiht, und sein voller Name O Kuannon Sama, d. h. der große Herr Kuannon. Dieser Ausdruck aber bedeutet nach dem Zeugnisse gelehrter Sprachforscher die Menschen erhörende Gottheit."

Am nördlichen Ende eines Platzes, auf welchem das ganze Jahr hindurch ein Blumenmarkt gehalten wird, erhebt sich ein gewaltiges Portal, an welchem große Laternen hängen. Zu beiden Seiten des Durchganges sitzen in vergitterten Hallen die kolossalen Geniengestalten des Feuers und des Wassers, als Symbole der Reinigung (— Humbert bezeichnet diese hölzernen Figuren als „Genien des Himmels" —), fratzenhaft verzerrte, phantastische Schreckbilder, feuerroth gefärbt. Alles Holzwerk in dem Gebäude und auch in dem Haupttempel ist mit feinem, dunkelrothem Lack überzogen.

Unter den Augen jener frazzenhaften Holzfiguren wird am Vorabend des Neujahrstages das niedere Volk durch eine Vertheilung von papierenen Amuleten erfreut, und es hat dafür nichts zu zahlen! Aber die Bonzen entschädigen sich anderweitig; denn sie statten Besuche in den Häusern wohlhabender Leute ab, denen sie Weihwedel „schenken", um ein Gegengeschenk zu erhalten. Insgemein kommen sie, wenn



Hausandacht am Neujahrstage.

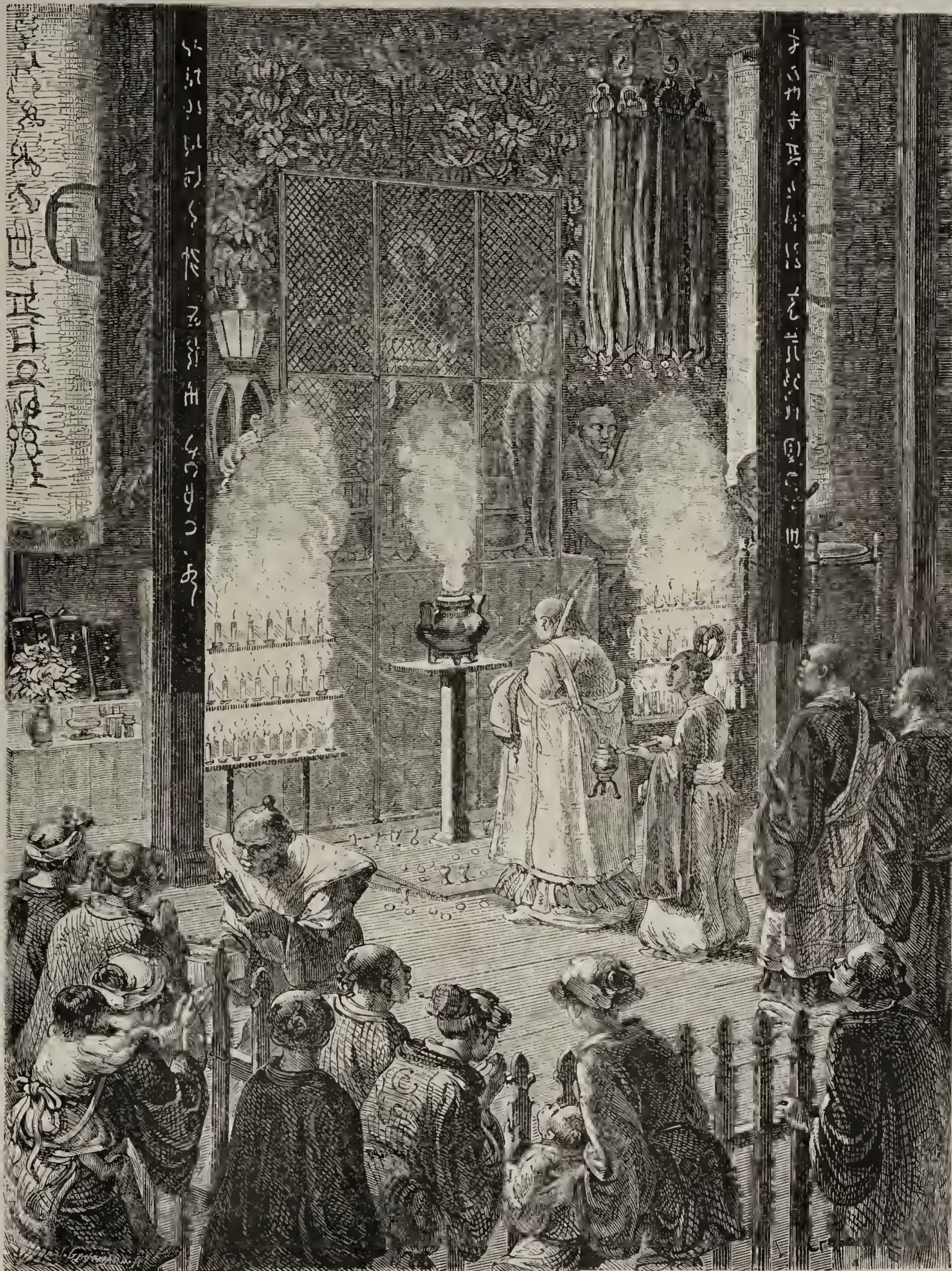
Mann und Frau am Neujahrstage ihre Hausandacht verrichten. Solche Neujahrswedel befestigt der Bürgersmann über seiner Thürschwelle, und damit ist das Haus bis auf Weiteres gegen die Heimsuchung durch böse Geister geschützt. Die armen Leute drängen sich an das Portal, um diesen Schutz kostenfrei zu bekommen, und lassen sich dabei gern das starke Gedränge gefallen. Zwei Bonzen stehen auf einem Brette, das an Haken befestigt ist, und schweben dergestalt in der halben Höhe des Portals. Von dort herab werfen sie geweihetes Papier unter die wogende Menge, und zwar so, daß sie eine Hand voll in die Luft streuen, welche dann von niederen Tempelbeamten durch Wehen mit Fächern möglichst weit verbreitet werden. Dies wird so lange fortgesetzt, daß zuletzt Niemand leer ausgeht.

Durch jenes Portal gelangt man in eine lange und breite Straße, die gut gepflastert ist; sie führt den Namen Kindschusan Asaksa Tera, und sie eben sowohl wie jede der einmündenden Nebengassen enthält eine große Menge von Läden und zusammenhängende Reihen von Thee- und Jahrmarktsbuden; man findet allerlei Hausrath und Bedürfnisse für das tägliche Leben, Spielzeug und Luxusartikel, Rosenkränze, geweihete Wachsstöcke, Götterstatuetten, Reliquienkästchen, Hausaltäre 2c. Die Pilger aus dem Innern kaufen fleißig ein, denn es ist in Japan Sitte, den Angehörigen der Familie und den nächsten Freunden etwas von der Reise oder Wallfahrt mitzubringen. Neben den Bürgerhäusern stehen da und dort Oratorien und kleine Tempel. Die Pilger versäumen nicht, eine Mia, d. h. eine dem Kamicultus geweihete Capelle, zu besuchen, in welcher hinter einem Bambusgitter der noch mit der Wurzel versehene Stumpf einer uralten Ceder steht; ein Oratorium in der Nähe enthält ein Bild, das, nach Aussage der Mönche, große Wunder thut.

Am östlichen Ende der Straße sieht man einen Hügel, und am Fuße desselben einen Teich mit Wasserpflanzen; auf der Höhe steht ein Tempel. Durch ein anderes Portal gelangt man auf einen großen viereckigen Platz, der wieder mit Thee- und Waarenbuden besetzt ist, und wo Gaukler ihr Wesen treiben. Zur Rechten blicken zwei sitzende Göttergestalten von Bronze, deren Haupt mit einem Glorienschein

umgeben ist, auf die Menge herab, und in dem zweiten Portale fehlen gleichfalls zwei kolossale Genien nicht.

Von der Galerie, welche das obere Geschoß des Gebäudes umgiebt, übersieht man nach Süden hin den großen Platz, die lange Straße, und hat auch einen Blick auf die erste Ringmauer des Haupttempels. Zu diesem gehören eine Menge Anhängsel, denn das, was man als Asaksa Tera bezeichnet, ist eigentlich ein Complex von vierzig bis funfzig heiligen Gebäuden. Denn um das Heiligthum des Kuannon Sama herum gruppiren sich die Capellen des Sannoo, der da ist der Beherrscher der Menschen; des Daïkok, Gottes des Reichthums; der Bentem, Göttin der Harmonie; des Inari, Schutzpatrons des Getreides; des Hatschinan, Patrones der Krieger. Die ganze volksthümliche Mythologie ist dort vertreten und selbst der Fuchs nicht vergessen worden. Eine Pagode von fünf Geschossen will symbolisch andeuten, daß der Buddhismus alle anderen Religionen überrage.



Der Oberpriester vor dem Altare des Kuannon Sama.

Der Haupttempel selbst ist ein mächtiges, viereckiges Gebäude aus Holz, das überall roth bemalt ist, massig und gedrungen aufgeführt und mit einem schweren Dache von grauen Ziegeln. Die steinernen Grundmauern tragen einen Estrich, der etwa zwölf Fuß über dem Fußboden liegt. Das Innere bildet eine hohe, düstere, von roth lackirten Säulen getragene Halle, welche ihr Licht nur durch die verschiedenen Thüren erhält; von der Decke herab hängen riesenhafte Papierlaternen, in deren jeder einige Menschen Platz finden könnten. An den Wänden des Schiffes sieht man Gemälde auf Goldgrund; sonst überall eingerahmte Bilder, Statuen, Votivgegenstände, schwarzlackirte Tafeln mit goldenen Inschriften, so daß Wände, Säulen und Seitencapellen mit dergleichen förmlich bedeckt sind. In einer dieser letztern ist eine Sammlung von Porträts berühmter Schönheiten der Stadt. Diese Courtisanen gelten als Schutzheilige ihrer Schwestern, welche dem gleichen Berufe folgen. Berg fand ein ziemlich hochhängendes Gemälde mit lauter kleinen weißen Punkten bedeckt; das waren

Papierkugeln, gekauete Gebetformeln, welche von den Andächtigen dorthin geblasen wurden. „An den Seiten und Wänden sitzen kahlgeschorene Bonzen mit feisten, ausdruckslosen Gesichtern. Sie verkaufen Heiligenbilder und Gebetbücher aller Art, treiben einen einträglichen Ablaßhandel und üben großen Einfluß auf die niederen Classen. Aber sie stehen, gleich ihren Genossen in Europa, bei allen Gebildeten in tiefer Verachtung. Der heutige Buddhismus in Japan ist nur noch ein verworrenes Gewebe abergläubischer Gebräuche und todter Formen, und die Bonzen thun ihr Möglichstes, um das Volk in Dunkel und Unwissenheit zu erhalten."

Das Chor sieht in Folge des vielen Weihrauchqualmes etwas düster und verräuchert aus; in demselben befindet sich der Hauptaltar mit dem Idole, welches den Kuannon Sama vorstellt. Der Gott ist mit einem Glorienschein umgeben, und sitzt niedergekauert auf einem Lotus, hinter einem Gitter von Eisendraht. Die ab- und zuströmende Menge benimmt sich an der heiligen Stätte keineswegs andächtig, sondern treibt sich unruhig im Schiff herum, welches durch ein Stacket vom Allerheiligsten getrennt ist; in dieses letztere darf das Volk nicht eindringen, weil es den Bonzen vorbehalten, welche dort gottesdienstliche Gebräuche verrichten. Dann und wann wirft ein Gläubiger ein in Papier gewickeltes Geldstück über das Geländer; ein anderer kauft eine geweihete Kerze vom Sacristan. Außerhalb des Allerheiligsten befindet sich noch eine Hauptsache für die Bonzen, nämlich ein etwa dreißig Fuß langer „Gotteskasten", der kaum eine Elle hoch über



Sterndeuter in Yeddo.

den Fußboden hervorragt. Die ganze obere Fläche ist offen und weitläufig mit hochkantigen Sparren vergittert, so daß Jeder auch vom Eingange aus mit Sicherheit über die Köpfe der vorn Stehenden hinweg hineintreffen kann; denn das Gedränge ist im Tempel manchmal so groß, daß nicht viele bis an das Heiligthum gelangen. Berg schreibt: „Wir sahen Kupfermünzen aus allen Theilen des Gebäudes in den Gotteskasten fliegen, der die Mitte des Tempelraumes einnimmt und für die Priester gewiß dessen wesentlichster Theil ist." Humbert bemerkt, daß dieser Kasten mit dem Kellerraum in Verbindung stehe.

Die Menge verhält sich ruhig, wenn der Oberpriester erscheint. Er trägt über seinem weißen Gewande einen rothen Mantel mit zugespitzter Kapuze und eine Stola von grüngewürfelter Seide. Ihm folgt, wie unsere Abbildung zeigt, ein Novize, welcher die Obliegenheiten eines dienenden Bruders verrichtet und der, auf den ersten Blick gesehen, einem Frauenzimmer zum Verwechseln ähnlich sieht. Zu dem seltsamen Haarputze kommt eine nicht minder wunderliche Tracht: weit gebauschte, weiße Beinkleider, weißer Gürtel mit vielen dicken Knoten, kurze grünseidene Jacke mit langen, weiß gefütterten Aermeln. So steht er hinter dem Oberpriester, welchem er auf ein gegebenes Zeichen eine Tasse Thee reicht; er trägt zu diesem Behufe ein Kohlenbecken in den Händen.

Diese große Bonzerei in Asaksa zeichnet sich vor vielen anderen durch die Kleiderpracht aus, mit welcher die Priester Staat machen; das zu ihr gehörende Personal ist ungemein zahlreich, und der theatralische Pomp, welcher beim Cultus zur Schau getragen wird, ist weit und breit berühmt. Am

großartigsten ist er bei dem Umgange, welcher alljährlich am Tage nach der Reinigung des Tempels stattfindet.

Die höheren Würdenträger des Klosters scheeren das Haupt ganz kahl und richten sich in Allem genau nach den für die buddhistischen Priester gültigen Vorschriften. Ihnen sind verschiedene Brüderschaften untergeben, welche Manches von dem uralten, nationalen Kamicultus beibehalten haben, und diese befolgen in Bezug auf Haar- und Kleidertracht ihre besonderen Vorschriften.

Die Pferdeknechte der Bonzerei warten ein Paar Pferde ab, die Albinos sind und als „Rosse der Göttin" bezeichnet werden; man füttert dieselben mit geweiheten Erbsen und sie müssen im Stehen schlafen. Zu diesem Zwecke hängt man ihnen Hangmatten unter, die ganz bequem eingerichtet sind.

Wir wollen zum Schluß erwähnen, daß in Japan, ähnlich wie bei uns in Europa bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein, die Sterndeuterei im Schwange geht, und daß die Zahl der Astrologen, der klugen Männer, welche das Schicksal der Menschen am blauen Himmel lesen, keineswegs gering ist. Manche stehen in großem Rufe, haben eine ausgebreitete Kundschaft unter den wohlhabenden Classen, andere dagegen behelfen sich kümmerlich und müssen ihre Weisheit um billigen Preis verkaufen. Sie haben als Observatorium einen Hofraum oder sie schlagen ihr Gerüst mit dem Fernrohr in irgend einem Winkel in der Nähe volksbelebter Plätze auf.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree.**

VI.

Hochzeiten. — Volksaberglaube. — Gespensterthiere. — Sprichwörter.

Hochzeiten, Kindtaufen und andere Familienfeste wurden früher viel feierlicher begangen als heute. Bei den ersteren fanden namentlich verschiedene sinnige Gebräuche statt, die jetzt „aus der Mode" gekommen sind. So wurde ehemals vor der Trauung eine Schüssel mit Suppe aufgetragen, woraus — als Sinnbild ehelicher Gemeinschaft — Braut und Bräutigam mit einander aßen.

Wenn eine Hochzeit, namentlich bei reichen Bauern, stattfinden soll, dann kommen von nah und fern die Wagen mit den Verwandten und Gästen angefahren. Die Männer im langen Rocke mit fliegenden Schößen, mächtigen, breitkrempigen Filzhüten und hohen Vatermördern, die bis unter das Ohr reichen. Endlich sind alle Gäste versammelt, die Stunde der Hochzeit ist da und die Kirchenglocken beginnen zu läuten. Der Hochzeitszug setzt sich nach der Kirche in Bewegung. An der Spitze geht mit dem bebänderten Hute in der Hand, mit Rosmarin geschmückt, der Bräutigam. Hinter ihm folgen die alten Herren, sein Vater, der Vater der Braut, die Großväter, wenn sie noch am Leben sind. Die Frauen sind nicht bei ihnen, denn diese haben mit der Zubereitung des Hochzeitsmahles daheim die Hülle und Fülle zu thun. Auf die alten Herren folgt die mit Blumen geschmückte Braut; ein Brautführer, der einen Zipfel ihrer Schürze in der Hand hält, leitet sie. Ihre Brautjungfern und Gespielinnen umdrängen sie und heften ihr eine nach der andern eine bunte Bandschleife an den Arm, der schließlich ganz damit bedeckt ist. Auch bei ihr fehlt der Rosmarinstrauß nicht. Die Masse der Anverwandten und Gäste schließt den Brautzug. Einige Musikanten mit Flöten und Geigen machen die nöthige Musik, während die jungen Dorfburschen alte Feuersteingewehre und Pistolen abbrennen. Wenigstens war dieses früher so, aber die französische Regierung ist dem unschuldigen Knallen durch ein Verbot energisch entgegengetreten. Beim elsässer Bauerburschen steht das Schießen in inniger Beziehung zu seiner Liebe. In Mezeral z. B. halten die Burschen ihre Schießgewehre ganz nahe an die Mauer des Hauses, damit die Ladung eine Spur in derselben zurücklasse; je mehr solcher Spuren an einem Hause zu zählen sind, desto wärmer ist des Burschen Liebe, desto ehrenvoller ist es für sein Mädchen.

Sobald das junge Paar aus der Kirche kommt, bewegt sich der Zug der Hochzeitsgäste unter Musik nach der Gemeindelaube, einer gedeckten, geräumigen Halle, wo das junge Ehepaar förmlich abgedankt wird, d. h. es wird in einer halb feierlichen, halb spaßhaften, in Reimen gebrachten Anrede der mit dem ledigen Stande verbundenen Pflichten für enthoben erklärt, wozu unter Anderm der regelmäßige Besuch der sonntägigen Kinderlehre gehörte. Diese Ceremonie schließt mit einem Tanze, den die Abgedankten allein aufführen, worauf man aus der Gemeindelaube in das Hochzeitshaus sich begiebt. Dort werden, ehe man zu Tische sitzt, mehrere Körbe voll Weißbrot unter die Kinder des Ortes vertheilt, die sich jedesmal in Menge zum Feste einfinden. Endlich will oder wollte eine schöne Sitte, daß jeder junge Ehemann einen Obstbaum pflanzte und so gleichsam dem allgemeinen Wohl ein Opfer brachte.

Treuer aber als alle diese Gebräuche der Vorzeit hat das Volk den ihm überlieferten Aberglauben bewahrt. Es ist erklärlich, daß Sitten und Gebräuche mehr als Meinungen dem Wechsel unterworfen sind. Die ersteren pflanzen sich durch Nachahmungen fort und erhalten sich deshalb nur da in ihrer ursprünglichen Reinheit, wo ihre Pfleger von jeder äußern Einwirkung baar bleiben und in engster Abgeschiedenheit nur sich selbst leben. Anders ist es mit den Vorurtheilen und irrigen Meinungen, welche schon in zartester Jugend in das für das Wunderbare empfängliche Gemüth eingegraben werden. Solche Eindrücke sind oft unauslöschlich, und neben der bessern Erkenntniß wuchert der Aberglaube fort. Unter allen den durch den Aberglauben erzeugten phantastischen Gebilden nehmen die Hexen immer noch die erste Stelle ein. Man wendet immer noch im Elsaß eine Menge abergläubiger Gebräuche an, um Menschen und Vieh vor deren verderblichem Einflusse sicherzustellen. Solche Schutzmittel sind z. B. folgende (Karl Hoffmann: Der Flecken Westhoffen im Unterelsaß in alter und neuer Zeit): „Um den Stall gegen Hexen zu schützen, legt man einen



Bauernhochzeit im Elsaß. Nach dem Gemälde von Th. Schüler für den „Globus" gezeichnet.

Besen über die Krippe. — Giebt eine Kuh nicht genug Milch, oder „zieht diese nicht gut auf", d. h. scheidet sich die Butter nicht gut ab, so gilt die Kuh für verhext. Um sie von dem Malesiz zu befreien, siedet man einen Topf von ihrer Milch, peitscht diese mit der Ruthe, und die Kuh ist curirt. — Wenn die Frau vom Hause in den Wochen liegt, so hütet man sich, irgend etwas anzuleihen, damit „d'bese Lytt kenn Mocht üewwer eine bekomme." Andere, noch vorsichtigere, beobachten dieses sogar in Bezug auf Thiere und leihen Niemandem etwas, wenn z. B. die Kuh gekalbt hat. — Um Hexen den Eintritt in die Stube oder in das Haus zu verwehren, legt man den angeschnittenen Laib Brot auf die obere Seite, oder stellt den Besen auf den Stiel hinter das Thor. — Wenn der Müller Mehl bringt, so wird es in die Truhe geschüttet, geebnet und ein Kreuz darein gezeichnet; eben so gräbt man ein Kreuz in den Teig, wenn Brot gebacken werden soll, beides, damit die Hexen nicht böses Spiel damit treiben.

Auch sonstige abergläubige Meinungen und Deutungen sind in Westhoffen noch vielfach vorhanden und beziehen sich sowohl auf den Ackerbau und die Viehzucht, als auf häusliche Verrichtungen und Familienereignisse. Hier noch einige Beispiele. „Wenn der Bauer seinen Säeweizen mit Alaunwasser angerührt hat, um die Keimung zu befördern, so streicht er den Haufen glatt, giebt ihm die Form eines Sarges und macht dann mit der Wurfschaufel drei römische Zehnen (XXX) darauf, d. h. vermehre dich dreißigfach! — Am Mathistage die Ställe reinigen oder Dünger auf den Acker fahren, bringt Unglück in den Stall. Eben so, wenn ein Rind, Schaf oder Schwein am Freitage zum ersten Male von dem Hirten auf die Weide geführt wird. — Das bei zunehmendem Monde zur Welt gebrachte Vieh gedeiht am besten. — Wenn es bei einer Hochzeit regnet oder gar die Braut auf dem Gange zur Kirche zurückschaut, so giebt dies eine unglückliche Ehe. — Wird während der Mahlzeit zu einem Begräbnisse geläutet, so soll man sie unterbrechen, bis der Todte zur Erde bestattet ist, sonst läuft man Gefahr, in kurzer Zeit alle Zähne zu verlieren."

Ueberreich ist der Glaube an Gespensterthiere im Elsaß, den mit gewohnter Gründlichkeit Adolf Stöber (Alsatia 1850, 34 bis 68) zusammengestellt hat. Als Teufelsthier gilt besonders das schwarze Pferd, wenn es zur Nachtzeit allein erscheint. Es rennt den einsamen Wanderer über den Haufen, oder zwingt ihn aufzusitzen und läßt ihn zuletzt an unheilvoller Stelle liegen. Unter den Straßburger Stadtgespenstern behauptet das Rößlein mit drei Beinen den ersten Platz; es springt an den Brücken und Gestaden der Ill auf und ab und hat den Teufel im Leibe. Den Hasen sieht das Volk ebenfalls als teuflisches Thier an und seine Begegnung als unheilverkündendes Zeichen. Hahn und Gans sind Teufelsthiere, desgleichen der Goldkäfer; dagegen genießt das Herrgottskäferchen oder „Lieweherrgottsthierle" (coccinella) dasselbe Ansehen wie im übrigen Deutschland.

Im Elsaß weiß man überall vom wilden Jäger und vom wüthenden Heere oder „Wüthenheer" zu erzählen. Von geräuschvollem Rennen, Laufen und Durcheinanderschreien oder von gewaltigem Sturmesbrausen, wobei die Läden schmettern und der Wind im Schornstein pfeift, sagt man sprüchwörtlich: „Man meint 's Wüthenheer sei los." Die Erscheinung des wilden Jägers knüpft sich an verschiedene Orte. In Illzach bei Mülhausen, wo er Nachtjäger heißt, hörten ihn ältere Leute noch von der Seite von Wittenheim und Kingersheim und von Pfastatt her durch den gelichteten Wald herbrausen. Sein Jagdruf war: Huhde, Huhdada! Jetzt wird er dort nur noch selten gehört. Noch immer aber ist der Wald, welcher sich von Obermodern gegen Buchsweiler, längs der Straße nach Pfaffenhofen hinzieht, in der ganzen Umgegend wegen des oft hier durchziehenden wüthenden Heeres berüchtigt. Es leben eine Menge von Leuten, welche den unheimlichen, grauenerregenden Zug gehört haben wollen. Auch bei Riedheim, am Fuße des Bastberges, auf der Südwestseite von Buchsweiler, ist ein „Besch" (Gebüsch), wo der wilde Jäger hält und seine Thiere füttert.

Wenn man von Obermodern nach Kirrweiler geht, so kommt man, links von der Buchsweiler Straße, an einen Steg, der über den Mühlbach führt. Dort grast in der Dämmerstunde die schwarze Kuh mit silbernen Hörnern und silberner Halsglocke. Die Waidbuben sehen sie oft und gehen ihr aus dem Wege, obgleich sie ihre Art und Sitte kennen und wissen, daß sie ihnen kein Leid zufügt. Wenn man, von ihrem Geläute angezogen, auf sie losgeht, so nähert sie sich sanft und will die Hände lecken. Läßt sich's aber einer beikommen, sie zu schlagen oder mit Steinen zu werfen, so geräth sie in Wuth, nimmt den Frevler auf die Hörner und schleudert ihn in den Mühlbach.

Besondere gespenstige Gemeindethiere giebt es in dem schon erwähnten Illzach. Das Doggeln ist eine Art von Alp oder Vampyr von unbestimmter Thierform, welches sich den Kindern centnerschwer auf die Brust setzt und sie zum Schreien oder zu Zuckungen bringt. Gegen das Uebel wird das doppelte Dreieck, ein kabbalistisches Zeichen, als befreiend angewandt. Auch legt man Säbel kreuzweis über das Bett des kranken Kindes. Der zweite Illzacher Plagegeist ist das Frasastethier, d. h. das Fronfastenthier. Dieses Gespenst hat die Größe eines jährigen Kalbes und feuersprühende Augen, wie Fensterscheiben so groß. Es ruft zur Fronfastenzeit seine Opfer bei Namen, und wenn sie darauf antworten, sind sie in seiner Gewalt und werden von ihm fortgeschleppt. Kinder, die um diese Zeit geboren werden, fallen ihm gewöhnlich anheim, er besucht sie Nachts und treibt allen bösen Spuk mit ihnen. Deshalb werden sie von Jedermann, selbst von ihren Eltern gehaßt. Sie sind mit allen Geistern der Hölle im Verkehr, und es ist kein Leid um sie, wenn sie, was allgemein gewünscht wird, frühzeitig sterben.

Der ganze finstere Aberglauben des Elsasses zeigt deutlich das germanische Gepräge. Dasselbe ist der Fall mit den Sagen (vergl. Elsässisches Sagenbuch von August Stöber. Straßburg 1842) und den Sprüchwörtern. Letztere sind gleichfalls von Stöber gesammelt worden (Alsatia 1850. 28. 1851. 25). Wir setzen einige noch hierher, die ein locales elsässer Gepräge tragen.

„Der isch nit vun Gewiller", der ist nicht von Gebweiler, sagt man auf „geben" anspielend von einem Geizigen. — „Er isch in Schnersche uff der Schlieffmühl gsin," er ist in Schnersheim auf der Schleifmühle gewesen, d. h. hat eine gut geschliffene Zunge. Schnersheim liegt bei Straßburg. — „Der Wien isch durch Waßle geloffe", der Wein ist durch Wasselnheim gelaufen, er ist getauft. — „Geh merr — isch nitt wiett vun Kolmar!" Geh mir — ist nicht weit von Kolmar. Wortspiel mit dem Ortsnamen Gemar, im Volksmunde Gemerr.

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti.

Sechste Abtheilung. (Schluß.)

Anstalten zur Flucht und Verwirklichung derselben. — Beschwerliche Wanderung. — Qualen des Durstes. — Am Berge Tummo. — In Tedscherri. — Die Rettung. — In Gatron.

Endlich gab Arami meinem Drängen auf Flucht nach, da er sah, daß sich die Verhältnisse nicht besserten, sondern vielmehr complicirten, und da er sich schließlich doch einmal unserer entledigen mußte. Temidomi, der seines Lagbi trinkenden Neffen auch müde zu sein schien, trug nicht wenig dazu bei, ihn zum Entschlusse zu bringen.

Ich hatte drei Buteïr aus dem allgemeinen Ruin gerettet; für diese wurden heimlich Datteln und Weizen gekauft, welcher letztere mühsam in einem der anderen Dörfer des Flußthals zu einem fabelhaften Preise aufgetrieben worden war.

Nachdem wir in zwei Nächten durch das Leben, welches herrschte, am Aufbruch verhindert waren, luden wir endlich um Mitternacht vom 3. auf den 4. September die zwei Kameele Arami's, ließen zurück, was dieser, dessen Habsucht von Neuem ans Licht trat, sich mitzunehmen weigerte, und verließen eine Stunde darauf das ungastliche Thal auf demselben Wege, der uns hergeführt hatte.

Außer Arami begleitete uns sein früher erwähnter Neffe Gordemi (Khonkhi genannt) und der alte Bruder Kolokomi's, der in der Erwartung einer Tobe, die ich ihm versprochen hatte, schon $1^1/_2$ Monat zähe an uns hielt. Bis zum Ausgange des Flußthals gingen noch mit Temidomi und Byrsa.

Wir folgten dem frühern Wege über die Masse des Tarso bis zum südlichen Rande der großen Natrongrube und wendeten uns dann, anstatt südwestlich gen Tao zu gehen, nach Westen und Nordwesten, bahnten uns eine äußerst mühsame Passage die westlichen Abhänge des Tarso hinab und erreichten am 8. September Vormittags Enneri Auso, einen Nebenfluß des früher berührten Enneri Aru, der sich seinerseits in den Udui ergießt.

Die Reise war äußerst anstrengend, an Reiten nicht zu denken, und die Nahrung beschränkte sich noch immer auf einige Datteln.

Der Bruder Kolokomi's hatte sich am ersten Tage von uns getrennt, um seinen Bruder in seinem Schlupfwinkel zu benachrichtigen, und Beide erwarteten uns dann am Rande der Natrongrube.

Im Enneri Auso mußten wir Halt machen, um meine Kameele und das mit ihnen zurückgelassene Gepäck zu holen. Diese befanden sich im Enneri Arabu, wohin sich die alte Kintafo des üppigen Futters wegen zurückgezogen hatte, und da die Bewohner Abos, welche den Arabu mit zu ihrem Territorium rechnen, uns Verderben geschworen hatten, wenn wir ihre Thäler berühren würden, so wurde Bu Zid zu seiner Tante gesandt, um sein und meine Kameele zu uns zu führen.

Während der beiden Tage, während deren wir seine Rückkehr erwarteten, traten die Pläne Arami's und seines Neffen deutlich hervor. In voller Ueberzeugung und allen Ernstes entwickelten sie ihre Ansicht, daß die Rettung unseres Lebens, welches wir ihnen zu verdanken hätten, ein vollständig genügendes Resultat für uns sei, und daß die Zurücklassung aller meiner Habe in ihren Händen das Mindeste sei, was meine Dankbarkeit thun könne. Sie wollten mir ein Kameel lassen, das mit dem Bu Zid's genüge, uns nach Fesan zurückzuführen. Ich verschob die Entscheidung dieser Frage bis zur Ankunft Bu Zid's und entwarf in meinem Hasse gegen diese Banditen schon einen Plan, uns ihrer gewaltsam zu entledigen, was allerdings nicht schwer gewesen wäre. Doch noch hatten wir keine Transportmittel, und im angedeuteten Falle würde uns auch ein Führer gefehlt haben.

Nach zwei Tagen kam Bu Zid, und während ich die Kameele schon halb verloren gegeben hatte, erfreuete sich mein Auge, ihn mit vier Wüstenschiffen anrücken zu sehen. Doch meine Freude war voreilig. In größerer Nähe machten die schwerfälligen Gestalten der arabischen Kameele einheimischen Producten Platz, und bald stellte sich heraus, daß nur eins der meinigen die Karawane begleitete, während die beiden fremden einer Frau und einem Jüngling gehörten, welche den Marabet begleiteten. Das meinige war überdies in so jämmerlicher Verfassung, daß es mir keinerlei Kampf kostete, es meinem Versprechen gemäß Herrn Arami als Geschenk zu überlassen; es würde niemals Fesan erreicht haben. Das von Bu Zid erfreute sich ebenfalls keiner großen Prosperität, und die beiden Fremden waren vom Marabet mitgebracht worden, um womöglich zum Verständniß mit ihren Eigenthümern über ihre Miethe nach Fesan zu kommen, wohin die letzteren derselben nicht abgeneigt waren zurückzukehren.

Die alte Kintafo zeigte sich nicht, sondern ließ durch ihren Neffen nur berichten, daß zwei der ihr anvertrauten Thiere gestorben und eins gestohlen sei; das Gepäck sei ebenfalls dem Diebe zum Opfer gefallen. Derselbe hatte glücklicherweise einige Bücher und Thermometer verschmäht und meine Steinsammlung nicht berührt. Von den gestorbenen Kameelen sandte sie zwei Felle voll getrockneten Fleisches.

Dieser Tag war vielleicht der widerwärtigste der ganzen Reise. Nachdem Alles über das Fleisch hergefallen war (das Getreide war an den vorhergehenden Tagen schon auf ein Minimum reducirt), machten sich die letzten Ansprüche geltend, und besonders der alte, scheinbar so bescheidene Bruder Kolokomi's wurde vorzüglich inopportun. Er beanspruchte das Kameel, das ich doch Arami versprochen hatte, und hatte nach $1^1/_2$ monatlichen, schweigsamen Diensten in der That wohl ein Geschenk verdient.

Da weder Bu Zid, noch Mohammed-el-Gatroni, noch ich selbst mich getrauten, den kürzesten Rückweg zum Tummo-Gebirge zu finden, so gab ich den Plan des bewaffneten Widerstandes, der selbst meiner friedlichen Seele lachte, zu dem Giuseppe Valpredu und der voll Haß gegen die Tibbu erfüllte Mohammed aber geradezu drängten, auf, überließ den Schurken noch eine wollene Decke, den Rest meines Bettes und den kupfernen Waschapparat, gab dem Bruder Kolokomi's etwas übrig gebliebenen Cham, die rothe Takia des Gatroners und einige Thaler, welche es Giuseppe gelungen war zu verbergen, und hatte überhaupt nur den einen Gedanken, dies unselige Land so schnell als thunlich zu verlassen.

Die Kameelmiethe war ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten. Die Herrin des einen hatte ihr Auge auf Paad geworfen, und verweigerte die Vermiethung, sofern ich ihr nicht

diesen als Sklaven überlassen wolle. Der Jüngling aber, Adschi genannt, was eigentlich 12 Monatskind (!) besagen will, war so unverschämt in seinen Forderungen, als unsere verzweifelte Lage ihm anrieth. Endlich wurde mit ihm ein Contract über 23 Buteïr zu Stande gebracht, während sonst die Kameelmiethe vom Enneri Marmar bis Fesan aus der Karawanenzeit zwischen Wadai und Fesan her durch den Gebrauch auf 10 Buteïr fixirt war. Dabei fixirte er selbst das Gewicht der Kisten, und die mühsam gesammelten Steine, einen Filtrirapparat und viele andere Kleinigkeiten war ich genöthigt als Andenken des christlichen Besuches auf den Tibesti-Felsen zurückzulassen.

Endlich im letzten Augenblicke weigerte sich Kolokomi, seiner Pflicht nachzukommen und uns zurückzuführen. Er hatte langsam meine Habseligkeiten in den Händen Anderer verschwinden sehen; die Summe, die ich ihm in Fesan ausgezahlt hatte, war dort ausgegeben worden und jetzt vergessen; die Feindseligkeit seiner Mitbürger ließ ihn aus Furcht für seine Naga das Land fliehen; unterwegs drohte ihm das Schicksal vor über den Bidänraub ergrimmten Arabern: genug, er war geneigt, sich als ein unglückliches Opfer zu betrachten. Nach langem Parlamentiren gelang es durch neue Versprechungen, ihn bis nach Afasi zu engagiren, und wir konnten endlich abreisen.

Arami behauptete das Terrain bis zuletzt, da seine Hoffnung, sich des Zeltes zu bemächtigen, noch nicht geschwunden war. Er hatte heimlich Kolokomi und Adschi verboten, dasselbe aufzuladen, da Marabet Bu Zid zu Gleichem überredet und sogar Ali und Saad zu influenciren gesucht. Doch ich hielt daran fest. Der gutmüthige Ali trug es auf seinem Rücken während des ersten Tages, und dann verstand sich Bu Zid gegen neue Miethe dazu, sein Kameel damit zu beladen.

So wurde unsere Rückreise aus dem Enneri Auso angetreten am Sonnabend den 11. September Nachmittags 2 Uhr. Wir gelangten an diesem Tage bis zum Enneri Aru in nordwestlicher Richtung, überschritten diesen am nächsten Morgen und lagerten um Mittag in der Nähe des Udui, etwa ½ Tagereise östlich von dem Punkte, wo wir ihn auf der Hinreise überschritten hatten, um die Nacht abzuwarten. Denn dieses Flußthal war hier bewohnt und die Einwohner von Abo waren nicht unsere Freunde, wie ich oben erwähnt habe.

Die Passage des Udui ging glücklich und unbemerkt gegen Mitternacht von Statten, und wir strebten neubelebt in nordnordwestlicher Richtung dem im Anfang der Beschreibung erwähnten Enneri Lolemmo in Afasi zu. Wir erreichten dies Flußthal in zwei Tagen, aber unter welchen Anstrengungen! Am ersten Tage machten wir 11 Stunden, am zweiten 13¾ zu Fuß über kiesiges Terrain, dessen kleine Steine beständig meine zerrissenen Schuhe füllten, und meine strumpflosen Füße entsetzlich quälten. Dazu vier Glas Wasser per Tag und schlechte Bardaidatteln, zweimal in 24 Stunden als einzige Nahrung nach einer anderthalbmonatlichen Hungerkur! Man müßte Tibbu sein, um es auszuhalten.

Die Furcht, daß kein Wasser im Lolemmo sein möchte, wurde glücklicherweise Lügen gestraft. Es hatte in Afasi geregnet, das Flußthal war geschmückt mit frischen, grünen Kräutern, und es hielt nicht schwer, in den Sandsteinfelsen Wasserbehälter zu entdecken. Wir ruhten hier einen Tag, aßen die Hälfte unseres Weizenvorrathes und erfreuten uns am köstlichen, klaren, reichlichen Wasser. Seit 10 Tagen, der Abreise von Bardai, hatte ich keine Gelegenheit gehabt, mich zu waschen; ich fühlte mich nach einem Bade in einer wohlgeformten natürlichen Sandsteinwanne wie neugeboren.

Hier schlug Kolokomi sein Hauptquartier auf, ließ seine Naga frei in den Thälern und Schluchten herumschweifen, ohne für sie von seinen Landsleuten zu fürchten, und begleitete uns noch einen Tag weit ohne dieselbe bis über das Enneri Gagliemma hinaus. Um der früher begegneten schwierigen Bergmasse zwischen Afasi und Tummo aus dem Wege zu gehen, folgten wir dem Enneri Gaglienma nach Westen bis es sich in einer Sebkhaebene verliert (ungefähr eine Tagereise), und wandten uns dann gegen NNW. in der Hoffnung, so den Tummo zu erreichen.

Wir hatten die richtige Direction eingeschlagen und erreichten das Gebirge in drei Tagen; aber welche Qualen umschloß dieser kurze Zeitraum! Nachdem wir am ersten Tage 13½ Stunden mit vier Gläsern Wasser und der üblichen Dattelnahrung gemacht hatten, erblickten wir am zweiten Tage von einem Hügel aus die regelmäßige Form des Wargebirges in der scheinbaren Entfernung einer langen Tagereise. Doch das Unglück verfolgte uns. Morgens wurde das Kameel Adschi's functionsunfähig, und wenn es uns auch keine große Ueberwindung kostete, die Kisten mit ihrem so reducirten Inhalt zurückzulassen, so war uns das Thier doch als Wasserträger fast unentbehrlich. An diesem Tage erwachte in mir der erste Zweifel an der Hinlänglichkeit meiner Körperkräfte. Meine Beine zitterten; mein Herz klopfte; ich konnte ohne zu trinken keine Nahrung zu mir nehmen, und doch durfte ich nicht mehr als meine Ration beanspruchen; ich konnte endlich während der Mittagsruhe kein Auge schließen, eine so nervöse Aufregung hatte sich meiner bemächtigt.

Bu Zid's Kameel drohte ebenfalls in Folge der Nahrungslosigkeit dem Beispiele des andern zu folgen; doch trotz meiner Bitten konnte sich der habsüchtige Marabet nicht überwinden, Etwas von seiner Habe im Stiche zu lassen. Da stießen wir gegen Abend auf eine kleine Had-Oase in der nackten Hamada und ruhten hier drei Stunden zum Besten der Kameele. Dies rettete auch mich. Ich verfiel in der Abendkühle in einen tiefen, stärkenden Schlaf, aus dem ich frischen Muthes neue Kraft schöpfte. Wir durchwanderten die ganze Nacht, mehrmals eine Pause von 1 bis 2 Stunden machend, mit der Langsamkeit, welche der Zustand der Kameele und unser eigener erforderte, und lagerten um 8 Uhr am nächsten Morgen, um bei unserm kleinen Wasservorrath die Abendkühle wieder zu erwarten. Um 5 Uhr Nachmittags krochen wir dann langsam weiter, durchpilgerten in der soeben angegebenen Weise auch diese Nacht und hofften mit Anbruch des Morgens den Tummo zu erreichen, dessen sichtliche Nähe unsere Kräfte aufrecht erhielt. Mit Sonnenaufgang befanden wir uns auf der Südseite der starren Masse vom Eingange des Passes, der, wie ich schon früher bemerkt habe, sich an der südwestlichen Extremität öffnet, leider durch ein Terrain voller Hügel und kleinerer Berge getrennt. Giuseppe Valpreda mußte hier zurückgelassen werden, und bald auch die beiden Kameele. Wir beluden uns mit dem Reste des Getreidemehls und einem Kochkessel und schwankten, mehr als wir gingen, Berg auf Berg ab, bis wir endlich den Eingang des Passes fanden. Eine kleine Stunde trennte uns noch von den ersehnten Quellen (die ganze Passage des cupirten Terrains kostete uns fast einen halben Tag und Tags zuvor hatten wir unsern Wasservorrath erschöpft), da verließen mich meine Kräfte. In der sichern Nähe des Wassers konnte ich sie nicht mehr so anspannen, als die frühere Lebensgefahr erzwungen hatte. Ich kroch in den Schatten eines Felsen und erwartete in stumpfsinniger Ergebenheit eine Wassersendung, welche auch nicht auf sich warten ließ. Ich that einen Trunk, der alle meine früheren Studentenexercitien in anderen „Stossen" weit hinter sich ließ; doch mein Darmcanal hatte momentan seine Functionen eingestellt, und à fur et à mesure der Wassereinnahme floß das kostbare Naß in die Rudimente meiner „Inexpressibles".

Allmälig stellte sich das Gleichgewicht in meinem Organis-

uns wieder her, und kurz nach Mittag lagerte ich an den Quellen, in dankbarer Verzückung das rettende Wasser anstarrend.

Hier blieben wir drei Tage trinkend, schlafend und essend, so weit unsere Mittel erlaubten, in der gewiß richtigen Idee, lieber mit frischen Kräften die vier bis fünf Tage bis Tedscherri ohne Nahrung zu machen, als in unserm Zustande mit dem Reste der Nahrungsmittel, die ja doch nicht zureichend waren, weiter zu schwanken. Wir vertilgten Alles, was an Datteln und Mehl existirte, mit Ausnahme von circa 50 Datteln für Jeden und zwei Händen voll Mehl für die Gesammtheit am Mesrubrunnen.

Die beiden Kameele rührten sich nicht von der Stelle während zweier Tage, obgleich man ihnen Wasser in die Ebene trug und Kräuter sammelte, welche am Fuße des Gebirges spärlich wuchsen. Am dritten Tage konnten sie bis zu den Quellen gehißt werden, doch war nicht auf ihre ferneren Dienste zu hoffen. Was Bu Zid's Kameel noch getragen hatte, wurde zwischen den Felsen verborgen, doch am Donnerstag, 23. September, als wir Abends von Neuem den Wanderstab ergriffen, versuchten wir sie wenigstens zum Wassertragen zu zwingen. Vergebliche Mühe! Sie mußten beide im Stiche gelassen werden, und wir uns selbst zum Transporte des Wassers bequemen.

Wir regelten von jetzt ab, unseren Erfahrungen entsprechend, unsern Marsch mit großer Schlauheit. Nach dem Genusse eines Bechers Wasser wurde um 4 Uhr Nachmittags aufgebrochen und bis zum Einbruche der Dunkelheit (circa 7 Uhr) marschirt. Der Aufgang des Mondes (circa 10 Uhr) gab uns das Zeichen zur Fortsetzung des peniblen Marsches bis circa 2 Uhr Morgens; dann wurde wieder einige Stunden geschlafen, und von 5 Uhr bis gegen 9 Uhr die letzte Station gemacht. Die Nachtruhe war leider keine große Erholung, denn die niedrige Temperatur verhinderte uns am Schlafen, da wir der Bettutensilien baar waren. Doch der Schatten der Tage, den wir glücklicherweise nur am ersten Tage auf der nackten Hochebene Aloota Ku entbehrten, war eine Erquickung nach einem Trunke Wassers, welche sich nicht beschreiben läßt.

Alle Vorurtheile schwanden dahin. Fast täglich ruhte ich neben dem frischen Skelette eines Opfers des Menschenhandels, das hier in gräßlicher Resignation seinen Tod abgewartet hatte, ohne daß sich meine Gedanken bei der traurigen Geschichte, die aus seinen öden Augenhöhlen zu sprechen schien, aufgehalten hätten.

Am zweiten Tage lagerten wir im Schutze eines Felsens der Lageba kongy, am dritten zwischen der Lageba buia und dem Meschrubrunnen, den wir am Montag den 27. September Morgens 8 Uhr erreichten. Hier wurden die zwei Hände Mehl mit dem wohlschmeckenden Wasser des Brunnens in Brei umgeformt, dessen Quantität leider nicht hinreichte, unsere ausgehungerten Körper auch nur zum hundertsten Theile zu sättigen. Ich war so weit Barbar geworden, daß ich den in ein Gerippe verwandelten Windhundbestand dem Gemeinwohl zu opfern mich erbot, doch der vorurtheilsvolle Einfluß des Marabet schüchterte die Gelüste der Schwarzen ein, und ich selbst litt merkwürdiger Weise vom Hunger nicht sehr. Während Giuseppe laut stöhnte und klagte, fühlte ich natürlich die grenzenlose Schwäche (obwohl bei weitem nicht so, wie vor dem Tummo) wohl, doch der Hunger „that mir nicht weh“. So wurde das Leben des Hundes, der seitdem merkwürdig fett geworden ist, geschont, während die arabische Wachthündin nahe dem Enneri Lolemmo erlegen war.

Die nächste Umgebung des Mesrubrunnens bietet keinerlei Schatten, und da die Begierde, in den sichern Hafen Fesans einzulaufen, der größern Nähe proportionell gewachsen war, machten wir uns nach unserm kümmerlichen Mund voll Brei wieder auf, passirten um Mittag Dendal Ghaladina, wo wir bis um 2 Uhr ruhten, und erreichten nach Mitternacht die als El Had bezeichnete Bodensenkung.

Morgens 10 Uhr tauchte vor unseren entzückten Augen die grüne Linie der Dattelpflanzungen Tedscherris am Horizonte auf und entlockte mir Thränen dankbarer Rührung. Um circa 1 Uhr hatten wir mit Aufwand der letzten Kräfte die beschwerlichen Dünen, welche dieselben nach Süden schützt, überwunden und stürzten in stummer Gier auf den ersten Baum, dessen Früchte noch nicht abgeerntet waren, los. Riesenschlangenartig mit ihnen vollgestopft schleppten wir uns zu einem Brunnen, um bis gegen Abend der Verdauung zu huldigen und in den wohlthätigen Schlaf zu verfallen, den uns das Gefühl unserer sichern Ankunft im Verein mit der Ermüdung und der Ungenügsamkeit verlieh.

Mit Freude und Verwunderung nahm man uns in Tedscherri auf, man hatte uns mehr oder weniger verloren gegeben. Der Scheikh-el-Blad expedirte sofort einen Expressen an den Hadsch Dschaber, dessen Freude natürlich grenzenlos war, da er die ganze Reise arrangirt und gewissermaßen garantirt hatte und jetzt fürchtete, zur Verantwortung gezogen zu werden. Am Freitag den 1. October langten wir bei ihm in Gatron an, und erfreuten uns seiner Gastfreundschaft bis zum Dienstag den 5. October Morgens. Obgleich ich große Sehnsucht nach Briefen aus der Heimath hatte, mußte ich mir doch den Aufenthalt gefallen lassen, da mir die Ungenügsamkeit von Tedscherri eine schwere Indigestion zugezogen hatte.

Der Hadsch Dschaber hatte indessen die Nachricht unserer Rettung nach Mursuk gelangen lassen, und in der Nähe von Mestata kam mir ein herrliches Reitkameel von Seiten des Hadsch Brahim ben Alua entgegen mit Vorräthen von Reis, Paste, Eiern, Kaffee, Zucker, Süßigkeiten, ja sogar Cigarren (Gott weiß, wo er diesen in Mursuk ungekannten Artikel aufgetrieben hatte), und am 8. October Mittags empfing er uns mit den Notabilitäten der Stadt mit einer Herzlichkeit und wahren Freude, die ich ihm nie vergessen werde.

Die Expeditionen nach dem nördlichen Polarmeere.

Aus einer von Herrn Dr. A. Petermann veröffentlichten Mittheilung ersehen wir, daß der früher von uns mehrfach erwähnte Engländer Lamont mit seinem Dampfer aus dem nördlichen Polarmeere wohlbehalten zurückgekommen ist, ohne namhafte neue Entdeckungen gemacht zu haben.

Ueber die arktische Fahrt des Herrn von Heuglin, welche in Begleitung des Grafen Zeil unternommen wurde, erfahren wir das Nachstehende. Die beiden Herren verließen Hamburg am 3. Juni 1870 und am 3. Juli Tromsöe in Norwegen; es war ihre Absicht, solche Theile von Ostgrönland zu erforschen, wohin die schwedischen Gelehrten noch nicht gekommen waren. Sie fuhren in einem kleinen, mit 7 norwegischen Seeleuten bemannten Schiffe von nur 31 Tonnen Gehalt bis an die ostgrönländische Küste, „sichteten

und bestimmten Gillis Land (— was sehr wichtig ist, weil wir bisher über dasselbe sehr verschiedene, einander widersprechende Angaben haben —) und führten werthvolle, umfassende Aufnahmen von 77° bis 79° nördlicher Breite aus.“ Unter Anderm fuhren sie durch die Walter-Thymen-Straße; über die Möglichkeit einer Beschiffung derselben waren die Schweden im Zweifel gewesen. Sie haben viele Sammlungen gemacht, z. B. von Gesteinsproben und Petrefacten; auch fanden sie einen 18 Fuß langen Saurier. Im August setzten beide Herren ihre Forschungen noch fort.

Die schwedische Expedition nach Westgrönland bestand aus den Herren Nordenskjöld, Berggren, Nordström und Oeberg. Sie waren am 2. Juli im Godhavn. Die beiden erstgenannten Gelehrten erforschten vom 19. bis 24. Juli den bisher noch wenig bekannten, etwa 70 nautische Meilen (4 = 1 deutsche) ins Innere von Westgrönland einschneidenden Auleitsivik-Fjord und drangen vom äußersten Ende desselben weiter ins Innere vor; hier gelangten sie in 3 Tagen noch 30 bis 40 nautische Meilen weiter und fanden dort, zwischen 68° und 69° N., daß das ganze Innere von Grönland aus einem ununterbrochenen Gletscherplateau bestehe (— also wurde Whymper's Annahme bestätigt —). Dasselbe war an dem fernsten Punkte, welchen sie erreichten, gegen 2000 Fuß hoch und stieg nach dem Innern hin noch mehr an. Die Temperatur stieg bis + 26° C. Diese Nachrichten reichen bis zum 29. Juli. Die Expedition, welche erst zu Ende Novembers nach Europa zurückzukehren gedachte, setzte ihre Arbeiten fort. — Im nächsten Jahre soll von Schweden aus wieder eine Fahrt unternommen werden, welche auch die „Erreichung des Nordpols“ zum Zweck hat.

Wir bedauern aufrichtig das Zerwürfniß, welches zwischen den „Förderern“ der ersten und zweiten arktischen Expedition in Bremen und Dr. Petermann obwaltet. Jene wünschen eine „collective Spitze“, deren Mangel sich insbesondere bei der zweiten Expedition fühlbar gemacht habe; ein Theil der verfügbaren Kraft sei durch innere Reibung vergeudet worden. Um dergleichen für die Zukunft zu vermeiden, soll ein Verein mit Corporationsrechten gegründet werden, welchem auch Capitän Koldewey und Herr W. von Freeden, Director der deutschen Seewarte in Hamburg, angehören. Dr. Petermann habe in Koldewey's Abwesenheit kritische Bemerkungen über dessen erste arktische Fahrt veröffentlicht; daher sei Verstimmung zwischen ihm und den übrigen Förderern der Sache gekommen. Noch sei der Bericht Koldewey's über die erste Fahrt nicht erschienen; Dr. Petermann habe Einwendungen erhoben gegen die Uebersendung der mitgebrachten Petrefacten an Professor Oswald Heer in Zürich, der doch der erste lebende Kenner seines Faches sei.

Hoffen wir, daß der Zwist bald ausgeglichen werde. Unsere Seeleute haben Rühmliches geleistet und dem deutschen Namen Ehre gemacht; die Männer in Bremen verdienen Lob für die Energie und die Thätigkeit, welche sie bewährt haben. Die Leser unserer Zeitschrift wissen, daß wir die Wichtigkeit nautischer und wissenschaftlicher Forschungen im Polarmeere gern zugegeben haben. Wir waren aber keineswegs einverstanden mit der Art und Weise, wie die „Nordpolexpedition“ vor dem Publicum und für dasselbe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in Scene gesetzt wurde. „Die deutsche Flagge auf dem Nordpol aufpflanzen,“ ein großartiger Handelsverkehr mit fossilen Elephantenzähnen von der nordasiatischen Mammuthküste; die Behauptungen, daß ein freies Polarmeer vorhanden sei 2c. — das war uns in der That zu viel. Aber das hindert uns nicht, die geradezu hervorragenden Verdienste anzuerkennen und nach Gebühr zu preisen, welche Dr. Petermann sich durch seine wissenschaftlichen Aufsätze und seine ganz vorzüglichen kartographischen Arbeiten über die arktischen Regionen erworben hat. Wir möchten in dieser Beziehung insbesondere auch auf die mit Karten begleitete Abhandlung über den Golfstrom und den Standpunkt der thermometrischen Kenntniß des Atlantischen Oceans und Landgebietes im Jahre 1870 („Mittheilungen“ 1870, Heft VI) hinweisen; dort sind die verschiedenen Forschungen und Aufnahmen der neuern Zeit mit musterhaftem Fleiße übersichtlich zusammengestellt worden. Je eher nun der „Theoretiker“ und die „Männer der Praxis“, die ja ohnehin einander nicht entbehren können, sich wieder freundlich die Hand reichen zum gemeinsamen, rühmlichen Werk, um so besser.

Von deutscher Seite liegen Thaten vor, die unseren Gelehrten und Seeleuten zur Ehre gereichen. Von dem Franzosen Lambert, dessen sich unsere Leser wohl erinnern, läßt das Gleiche sich nicht behaupten. Als bei uns der Nordpol aufs Tapet gebracht wurde, trat auch Herr Lambert mit einem Project auf, das von vornherein als ein luftiges erschien und einen abenteuerlichen, phantastischen Anstrich hatte. Mit einer mehr als beneidenswerthen Dreistigkeit verkündete der sanguinische Gallier, daß er, und er allein der Mann sei, das große Problem mit mathematischer Sicherheit zu lösen. Die geographische Gesellschaft in Paris war naiv genug, sich mit einem windigen Projectenmacher einzulassen und ihm Geld zu geben; der Cäsar an der Seine schenkte ihm 50,000 Francs, und nach und nach sind diesem Herrn Lambert mehr als 400,000 Francs zugeflossen. Er wollte den Pol von der Behringsstraße aus erreichen; er behauptete, daß er auf diesem Wege ins offene Polarmeer gelangen werde, dessen Vorhandensein er mit Sicherheit annahm. Die Eismassen, welche möglicherweise den Zugang versperren könnten, werde er vermittelst gewaltiger Zirkelsägen, die von Dampf getrieben werden sollen, durchschneiden und seinem Schiffe, dem „Boreal“, solchergestalt freie Bahn schaffen. Während alle Seefahrer, welche den hohen Norden kennen, darin übereinstimmen, daß zu den Fahrten im Eismeere kleine Dampfer sich am besten eignen und die relativ geringste Unsicherheit gewähren, wußte Herr Lambert das viel besser. Er kaufte ein altes, großes Segelschiff von nicht weniger als 800 Tonnen, das er in eine von Balken und dicken Wänden starrende hölzerne Burg umwandelte. Dieses Fahrzeug sollte „allen Gefahren trotzen“. Als ob Holz dem Drucke gewaltiger Eismassen widerstehen könnte! Seit 1867 schlägt Herr Lambert Lärm, er hat mehr als 400,000 Francs in „Vorarbeiten“ vergeudet und verlangt weitere 100,000 Francs, um der grande Nation den unsterblichen Ruhm zu sichern, daß einer ihrer Söhne die dreifarbige Fahne auf dem Pol habe flattern lassen und weit über denselben hinausgekommen sei! Die hölzerne Schiffsburg liegt aber Anno 1870 nach wie vor im Hafen von Havre de Grace, nicht „im polaren, eisfreien Centralbecken!“ —

Als wir Capitän Hegemann's Bericht über den Untergang des Schiffes „Hansa“ lasen (S. 156 ff.), erinnerten wir uns unwillkürlich an ein ähnliches Eistreiben, welches Leopold Mac Clintock 1857 erlebt hat. Die „Hansa“ ging vor der ostgrönländischen Küste 1869 unter in 70° 50′ N., 21° West. Die Eisfahrt der 14 Männer, welche ihr Leben retteten, ist in der That ein Ereigniß, „von dem noch späte Zeiten reden werden.“ So viel wir wissen, steht es einzig da, daß Schiffbrüchige volle zweihundert Tage lang, vom 20. October bis zum 7. Mai, auf einer Eisscholle, die zuletzt kaum 200 Fuß Umfang hatte, getrieben worden sind bis 61° 12′ N., 42° West. Mac Clin-

tock seinerseits wurde gleichfalls getrieben, er hatte jedoch seinen kleinen Dampfer „Fox“ zur Behausung.

Bekanntlich war es die Aufgabe dieses britischen Seemannes, Erkundigungen über das endliche Schicksal John Franklin's einzuziehen, und es ist ihm unter den größten Gefahren und Entbehrungen auch gelungen, über dasselbe ins Klare zu kommen. Sein Schiff stach von Aberdeen aus am 1. Juli 1857 in See nach der Küste von Westgrönland, landete bei Godhavn auf der Disco-Insel und fuhr weiter bis Upernavik, um von der Melvillebai aus nach Westen quer über die Baffinsbai bis zum Lancastersunde zu gelangen, welcher den Eingang in das arktische Labyrinth möglich macht. Aber schon am 12. August mußte sich der „Fox“ an einem auf dem Grunde ruhenden Eisberge festlegen und die Hoffnung, noch im Jahre 1857 den Lancastersund zu erreichen, aufgeben. Er war nun überall vom Eis umstarrt, war gefangen und wurde getrieben. Die Melvillebai hat einen Durchmesser von 170 Miles; von dieser hatte das Schiff am 30. August 120 Miles zurückgelegt, willenlos, unbeweglich, im Eise; während der letzten 14 Tage war es 40 Miles südwärts getrieben worden. Bald fingen fürchterliche Orkane zu wüthen an; einer derselben raste ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte lang und packte die Eismasse noch dichter zusammen.

Am 24. September ließen sich einige Bären blicken, und die Luft war schon so kalt, daß der Hauch am Barte gefror, aber auch so klar, daß man aus einer Entfernung von 90 Miles den Snowy Peak, einen 6000 Fuß hohen Berg im Norden der Melvillebai, deutlich sehen konnte. Im October wurde Alles noch viel öder und trauriger, das Thierleben ungemein spärlich; hin und wieder bemerkte man einen einsamen Raben. Sehr oft, wenn an manchen Stellen das Eis gewaltig krachte und die geborstenen Schollen einander Schlachten lieferten, hörte man den Donner der sogenannten Eisartillerie. Am 30. November herrschte Nachmittags 3 Uhr eine solche Dunkelheit, daß man eine Verfinsterung des ersten Jupitertrabanten beobachten konnte.

Capitän Hegemann schildert, wie unsere Landsleute den Weihnachtsabend gefeiert haben. Auch Mac Clintock beging das Fest, aber in größerer Sicherheit und unter Lustbarkeiten, im Wohlleben und bei hellem Scheine von Nordlichtern. Die Tische waren reichlich besetzt mit Hammelkeulen, dem unvermeidlichen Plumpudding, Aepfeln, Nüssen, Torten und Baumkuchen, und Abends trank man Ale auf Lady Franklin's Gesundheit.

Dieses Fest bildete einen scharfen Gegensatz zu einer ergreifenden Feierlichkeit, zu welcher glücklicherweise unsere Deutschen von der „Hansa“ keine Veranlassung hatten. Ein Matrose wurde begraben. Das im Eise liegende Schiff war in seiner traurigen Einöde, viele hundert Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, hoch mit Schnee bedeckt. Die Flagge hing am halben Maste, und während die Trauerglocke geläutet wurde, stellte man die Leiche auf einen Schlitten. Bei Laternenschein wurde sie über den gefrorenen Schnee zum Grabe gebracht — einem Loche, das man ins Eis gehauen hatte. Der Himmel zeigte sich bewölkt, doch eben als man den entseelten Körper in die Tiefe hinabsenken wollte, wurden Alle von einem prachtvollen Schauspiel überrascht. Der Mond trat hervor, mit einem Hof und nicht weniger als sechs Nebenmonden umgeben.

Im December wurde das Schiff in der Baffinsbai 67 Miles nach Süden hingetrieben, im Januar 60 Miles. Am 28. Januar wurde der obere Rand der Sonne über dem Horizonte sichtbar; seit 98 Tagen war sie unter demselben verborgen gewesen, und nun wurde das Tagesgestirn mit lauten Freudenbezeigungen begrüßt. Im Februar trieb das Schiff 166 Miles; am 6. April war es schon unter 67° 18′ N., und am 12. bereits im Süden des Polarkreises. Am 24. April ging endlich die Eismasse aus einander und wurde bei einem gewaltigen „Turnier“ in viele kleine Stücke zerbröckelt. Jetzt vernahmen die Seefahrer endlich wieder das Rauschen des Oceans, das Schiff war frei, aber noch nicht außer Gefahr, denn der Wellenschlag ging zehn Fuß hoch, und die Eismassen drängten oft so stark, daß der kleine Dampfer in allen Fugen krachte. Endlich bahnte er sich einen Weg durch das lose Packeis. Dabei zitterte Mac Clintock für das Schiff, „denn es war unrettbar verloren, wenn Steuerruder oder Schraube dabei zu Schaden kamen. Mehrmals stand die Maschine einige Minuten lang still! Nach solchen Erfahrungen kann ich begreifen, daß manchen Leuten das Haar in wenigen Stunden grau geworden ist!“

Der Dampfer „Fox“ hatte zweihundertundzweiundvierzig Tage im Packeise gelegen und war durch die Baffinsbai und die Davisstraße 1194 geographische oder 1385 englische Statutemiles getrieben worden, — sicherlich das längste Treiben dieser Art in der Geschichte der Seefahrten.

Die Anstrengung eines ganzen Jahres war vergeblich gewesen, aber der Muth Mac Clintock's und seiner Leute ungebrochen. Schon am 28. April dampften sie wieder nach Norden, und ihre Ausdauer wurde dadurch belohnt, daß sie zuverlässige Kunde über Franklin's Schicksal im nächstfolgenden Jahre heimbringen konnten. **A.**

Aus allen Erdtheilen.

Eine Stimme aus der Schweiz.

In den Aufsätzen, welche wir jüngst in Nr. 4 bis 6 des laufenden Bandes über „Unsere deutschen Grenzen und unsere Nachbarn“ mittheilten, wurde auch der Stellung erwähnt, welche uns gegenüber die Schweiz und manche Schweizer einnehmen. Wir erhalten nun eine Nummer des zu Lenzburg erscheinenden „Aargauischen Wochenblattes“ (vom 8. October), welches unsern „ganz beachtenswerthen“ Artikel abdruckt und an denselben einige Erörterungen knüpft, welche wir sehr verständig und im Allgemeinen zutreffend finden. Wir halten es, schon der Sache wegen und um unsererseits zum gegenseitigen Verständniß beizutragen, für angemessen, die Bemerkungen des „Aargauischen Wochenblattes“ unseren Lesern nicht vorzuenthalten. Dasselbe sagt:

„Gegen die historische Auseinandersetzung des Verfassers läßt sich gar nichts einwenden; auch seine Bemerkungen über die Schweizer und ihre Eigenschaften sind, so bitter sie theilweise schmecken, leider nur zu richtig. Der Gesichtskreis eines großen Theiles unseres Volkes ist so eng, wie unsere Thäler, und so wenig ausgedehnt, wie unsere Cantonsgrenzen, und unsere Sympathien richten sich im Allgemeinen dahin, wo das Handelsinteresse uns hinzieht, und von woher wir 1798 und 1830 eine politische Regeneration unserer Zustände erhalten haben. Dagegen ist nicht richtig, daß unserm Volke die Sympathien für Deutschland von vornherein fehlen. Es wird verhältnißmäßig

wenige Schweizer geben, welche die Geschichte von der Zerfleischung Deutschlands durch Frankreich im 30jährigen Kriege, von der Wegnahme Straßburgs und den Reunionen, von der Bedrückung Deutschlands durch Napoleon nicht innerlich gegen Frankreich erbittert, wenige, welche die herrliche Erhebung Deutschlands Anno 1813 nicht jubeln gemacht hat; wenige endlich, welche heute Deutschland das Recht bestreiten, sich zu einigen.

Aber seit 1815 haben wir Deutschland nur von seiner unvortheilhaftesten Seite kennen gelernt, schwach gegen Außen, zerrissen im Innern, reactionär, das katholische Pfaffen- und das protestantische Muckerthum begünstigend; wir haben schließlich mit unseren Nachbarn, den Badensern, so manche kleine Reibungen gehabt, daß es schon starke Charaktere und einen tiefern Fond von Anlage und Bildung bedurfte, um in unseren in der Schule schon für Deutschland anerzogenen Sympathien nicht nachzulassen. Wir haben Deutsche zu Tausenden aufgenommen, einer großen Zahl haben wir Zuflucht geboten, und welche Erfahrungen haben wir mit einer großen Anzahl dieser letzteren gemacht? Nun, Undank ist der Welt Lohn. Aber auch Verleumdungen, böswillige Verleumdungen sind nicht ausgeblieben. Und heutzutage, da die Schweiz 40,000 Mann aufgestellt hat, um Süddeutschland vor einem ungeahnten Einbruch der Franzosen zu sichern, was bringen uns unsere Nachbarn entgegen? Eine Menge Hetzartikel und mehr oder weniger laute Forderungen nach Klein-Basel und Schaffhausen als Minimum dessen, was Deutschland beanspruchen dürfe. Wir unsererseits geben nicht viel auf diese Schreier; aber sie dienen doch dazu, ein freundliches Verhältniß zwischen unserm Volk und dem deutschen zu stören.

Und nun, noch den letzten Punkt! Herr Andree wirft uns vor, daß wir von einer *helvetischen* Nationalität träumen. Es mag allerdings solche Käuze geben, aber verschwindend wenige. Wir brüsten uns nicht damit, eine eigene Nation, wohl aber damit, ein eigener Staat zu sein, und wir glauben auch, daß unser Staatswesen die Berechtigung zu seiner Existenz in sich trage. Die Schweiz hat ihre besondere Aufgabe im europäischen Staatensystem. Diese aber besteht nicht bloß darin, als neutraler Staat die Zusammenstöße der Großmächte zu verhindern oder doch zu localisiren, sondern sie besteht auch darin, deutsche Geistesbildung den wälschen Nachbarn zuzuführen; ferner darin, ein Vorbild zu sein für eine spätere Staatenconföderation oder doch für ein friedliches Zusammenleben und Zusammenwirken benachbarter Staaten; ferner darin, für die demokratischen Bestrebungen ein Ausgangspunkt und nöthigenfalls ein Zufluchtspunkt zu sein und schließlich den Boden zu finden, auf dem alle Nationen ihre Nationalität abstreifen können, um sich in humanen Bestrebungen zu einigen und um statt Deutsche oder Franzosen zu sein, Menschen, aber solche im edelsten Sinne des Wortes zu werden."

Wir möchten hier beifügen, daß wir solchen Leuten in der Schweiz, welche einst eine „helvetische Nationalität" aufs Tapet brachten und sich im Kokettiren mit den „keltischen Vorfahren" gefielen, keinen *Vorwurf* daraus machen wollten, daß sie dergleichen Spielereien trieben. Theodor *Mommsen* hat ihnen seiner Zeit in Zürich den Standpunkt gründlich klar gemacht. Wir haben auch nicht gesagt, daß die helvetischen Phantastereien des Beifalls der verständigen Leute in der Schweiz sich zu erfreuen gehabt hätten. Wir wollten nur die Signatur angeben. Was das „Wochenblatt" über die Aufgabe der Schweiz im europäischen Staatensystem sagt, ist vollkommen richtig, und so viel wir wissen, ist darüber in ganz Deutschland nur Eine Stimme. Wenn Hetzartikel Klein-Basel und Schaffhausen von der Schweiz abreißen wollen, so begehen sie eine Albernheit, und die Schweizer haben recht, wenn sie auf die „Schreier" weiter nichts geben. Wir Deutschen sind für solche Abnormitäten ebensowenig verantwortlich wie die Schweizer für die helvetischen Phantasten.

Bevölkerung von Oesterreich.

Die hauptsächlichsten Resultate der Volkszählung vom 31. December 1869 liegen nun vor. Die *Gesammtbevölkerung* der österreichisch-ungarischen Monarchie, sowohl Civilbevölkerung als Armee, beträgt danach 35,943,592 Seelen, wovon 17,797,610 männlichen und 18,145,982 weiblichen Geschlechts sind. Nach der dualistischen Gestaltung des Reiches dargestellt, entfallen auf die *im Reichsrathe vertretenen Länder* 20,420,041 Seelen (10,006,350 männlich und 10,413,691 weiblich), auf die *Länder der ungarischen Krone* nach den vom königlich ungarischen Handelsministerium mitgetheilten vorläufigen Zählungsergebnissen 14,326,364 Bewohner (davon 7,184,579 männlichen und 7,141,785 weiblichen Geschlechts), auf die *Militärgrenze* 1,197,187 Seelen (wovon 606,681 männlich und 590,506 weiblich). Der *active Militärstand* wurde mit 271,762 Mann erhoben, wovon in den im Reichsrathe vertretenen Ländern 177,449 Mann, in Ungarn und der Militärgrenze 94,303 Mann actives Militär und Honved gezählt wurden. In Vergleichung mit der Armeezählung vom 31. October 1857, die 652,845 Mann registrirte, zeigt die zuletzt durchgeführte ein Minus von 381,083 Köpfen, das aus dem Unterschiede des Zählungsmodus resultirt, indem im Jahre 1857 die Urlauber, Reservisten und Patentalinvaliden der Armee, im Jahre 1869 aber der Civilbevölkerung zugezählt wurden. Ebenso ist die dienende Mannschaft der Militärgrenze-Regimenter (nach den Zählungssummaren 56,195 Mann) im Ausweise des königlich ungarischen Handelsministeriums der männlichen Civilbevölkerung zugezählt. Vergleichen wir in Betreff der Civilbevölkerung die Ergebnisse für 1869 mit jenen von 1857, wie sie in der vorliegenden Uebersicht dargestellt werden, so giebt dies folgende Tabelle:

Länder.	1857.	1869.	Mehr.
Oesterreich unter der Enns	1,681,697	1,954,251	272,554
Oesterreich ob der Enns . .	707,450	731,541	24,091
Salzburg	146,769	151,410	4,641
Steiermark	1,056,773	1,131,309	74,536
Kärnten	332,456	336,400	3,944
Krain	451,941	463,273	11,332
Küstenland	520,978	583,535	62,657
Tirol und Vorarlberg . . .	851,016	878,524	27,508
Böhmen	4,705,525	5,105,682	400,157
Mähren	1,867,094	2,011,406	144,312
Schlesien	443,912	511,581	67,669
Galizien	4,597,470	5,417,343	819,873
Bukowina	456,920	511,964	55,044
Dalmatien	404,499	454,616	50,117
Zusammen . . .	18,224,500	20,242,835	2,018,335
Ungarn	9,900,785	11,109,192	1,208,407
Croatien und Slavonien . .	876,009	1,015,906	139,897
Siebenbürgen	1,926,797	2,109,107	182,310
Zusammen . . .	12,703,591	14,234,205	1,530,614
Militärgrenze	1,064,922	1,195,033	130,111
Summa . . .	31,993,013	35,672,073	3,679,060

Die *relative* Bevölkerung berechnet sich für die ganze Monarchie per Quadratmeile mit 3298 Seelen; diese Ziffer erhöht sich für die im Reichsrathe vertretenen Länder auf 3881 Seelen und fällt für jene der ungarischen Länder auf 2837 Seelen. Sie sinkt nur in den drei Gebirgsländern Kärnten, Tirol und Salzburg unter 2000 Seelen, nämlich 1866, 1724 und respective 1216 Seelen. In Schlesien erreicht die relative Bevölkerung die höchste Ziffer, und zwar 5719; dann folgt Niederösterreich mit 5672, Böhmen mit 5655, dem sich Mähren mit 5207 Bewohnern anschließt. Als *Industriebezirke* ragen durch eine dichte relative Bevölkerung hervor: Reichenberg, Steyr, Waidhofen an der Ybbs, Rumburg, Schluckenau, Umgebung Reichenberg, Gablonz u. s. w. Erwähnenswerth ist noch, daß von einigen Bezirken *Dalmatiens* die betreffenden Volkszählungsdaten noch heutigen Tages fehlen und die bezüglichen Rubriken, um den Abschluß nicht allzusehr hinauszuschieben, durch approximative Angaben ausgefüllt werden mußten. (Aus der Wiener „Neuen freien Presse".)

Belustigungen der Irländer in Nordamerika.

Die nachstehende Schilderung, welche für die Söhne der grünen Insel Erin durchaus kennzeichnend ist, entlehnen wir einem deutsch-amerikanischen Blatte.

Die Irländer sind die Schmerzenskinder der Briten. Kaum eine Woche vergeht, daß man nicht von Mordthaten und agrarischen Freveln hört, und was die Fenier zu bedeuten haben, weiß heute Jedermann. Auch hier in den Vereinigten Staaten bilden die „Söhne Erins oder der grünen Insel“ ein höchst gefährliches und keineswegs beliebtes Element. Wie die echten Irishmen sich hier aufführen, davon will ich nur ein Stückchen erzählen.

Eine Prügelei in Masse (an irish fight) gilt bei den Irländern für das höchste denkbare Vergnügen. Kürzlich ward mir die Gelegenheit, einer solchen irischen Massenprügelei zuzuschauen. Als der Mississippi-Dampfer „Henry Ames“ die Stadt Natchez im Staate Mississippi verlassen wollte, um seine Fahrt stromabwärts fortzusetzen, kam eine Bande von etwa 75 irländischen Deicharbeitern mit geschwungenen Knüppeln und Hurrah vom Berge herabmarschirt und verlangte von unserm Capitän Passage nach dem 135 englische Meilen entfernten Baton Rouge zu einem Dollar den Kopf. Nach längerm Debattiren ward die Fahrt bewilligt, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich die Herren Irländer unterwegs „nett betragen“ sollten.

Die gestellte Bedingung fand in dem Aussehen der neuen Reisegesellschaft ihre volle Berechtigung. Die liederliche Kleidung der Neuankömmlinge, sowie ihre Mantelsäcke und Reisetaschen, die offenbar schon so manchen Sturm erlebt hatten, erinnerten mich lebhaft an die drei Handwerksburschen in dem weltbekannten Lustspiel „Lumpacivagabundus“. Und dann diese Gesichter! Die rothen, aufgestülpten Nasen, die pfiffigen Augen, verkratzten, purpurnen Backen, wilden Haare und Bärte — in meinem ganzen Leben hatte ich nicht eine solche Blumenlese von originellen Bummlerphysiognomien beisammen gesehen. Jeder führte den historischen irländischen Knüppel, „Schilela“ genannt, in der Hand. Gelegentlich einem der schwarzen Deckarbeiter freundschaftlich einen festen Rippenstoß versetzend, kam die Bande lustig an Bord marschirt. Sobald der letzte Mann dieser „alten Garde“, von denen Jeder seinen Papierdollar Passagegeld in der Hand hielt und an der Landungsplanke abgeben mußte, an Bord war, wurde das Brett eingezogen, unsere 75 neuen Passagiere brachten ein donnerndes Hoch aus auf das „bloody Natchez!“ und hinaus in den weiten Mississipi schoß unser prächtiger Dampfer.

Während der nächsten Stunde hatte unser „Barkeeper“ — Schenkwirth an der Bar — alle Hände voll zu thun, um seine neuen fünfundsiebzig, stets durstigen Gäste, zu bedienen. In dichtem Haufen drängten sich dieselben an die Bar, um einen Schluck zu einem viertel Dollar zu erobern. Dieser Schluck bestand jedesmal in einem bis zum Rande gefüllten Wasserglas mit Whisky. — Jeder Irländer hatte 5 Dollars, welches Geld ihnen als Abschlag für Deicharbeiten in Natchez ausgezahlt worden, im Vermögen, und konnte, nach Abzug des einen Dollar für Passage, folglich über vier Dollar verfügen, ein Aequivalent für 16 solcher Schlucks. Die köstlichsten Einfälle gaben die lustigen Zechbrüder bei diesem Festgelage gratis zum Besten; — kein Volk in der Welt besitzt so viel Mutterwitz und natürlichen Humor wie der Irländer.

Bald fing der Whisky an, seine Wirkung auf unsere heiteren Cumpane auszuüben. — Paddy, Patrick Maloney — irländische Namen — versetzten einander gelegentlich einen freundschaftlichen Hieb mit dem Schilela auf den Hirnschädel, oder einen wohlgemeinten Rippenstoß, und das Fordern von mehr Whisky wurde immer ungestümer. Zuletzt erklärte der Barkeeper, dem vor seinen lärmenden, durstigen Kunden angst und bange wurde, daß er keinen Tropfen Whisky mehr im Vorrath habe, schloß den Trinkstand und machte sich aus dem Staube. Mit einer Fluth von entsetzlichen Flüchen auf den Ganymed und den „trockenen Steamer“ begaben sich unsere interessanten Reisegefährten alsdann aus der Cajüte auf das untere Deck zurück.

Während der nächsten sechs Stunden wurde nun auf dem untern Verdeck des Dampfers zur Feier des Tages eine förmliche Schlacht geliefert, ein echtes „Irish fight“. — Jeder prügelte sich mit Allen; die Schilelas, welche Nationalwaffe die Irländer mit unglaublicher Gewandtheit zu handhaben wissen, und zwar so, daß sie den Stock allemal in der Mitte anfassen, kreisten umher wie Windmühlenflügel und klapperten beim Pariren, nicht selten auf den Knöcheln und Hirnschädeln. Dabei wurde geflucht und geschrien, ein wahrer Bedlamslärm. Alles dieses war aber nur zum Spaß. Wurde mitunter Einer böse, der einen guten Hieb davongetragen hatte, so forderte er zunächst Jedermann mit haarsträubenden Flüchen im Ernst zum Zweikampf heraus und fand auch bald seinen Mann. Den Oberkörper halb entblößt, stürzten die Gegner wie wilde Bestien auf einander los, kugelten übereinander auf dem Boden hin und bearbeiteten sich gegenseitig mit Faustschlägen und Fußtritten.

Mit Beißen und „Gaugen“ — d. h. mit den Daumen die Augen des Gegners aus den Höhlen drücken — wie die Amerikaner in einer Schlägerei zu thun pflegen, befaßt sich der Irländer nicht; dafür ist er zu civilisirt. Um so lieber reißen sie sich an der Nase und an den Lippen und packen sich in den Haaren. Gegen Pistolen und Messer hegt der Irländer einen unüberwindlichen Widerwillen. Selten wird daher Einer bei einer solchen Rauferei ernstlich beschädigt; die Gesichter der Kämpfenden sehen allerdings nach derselben entsetzlich aus.

Während des Gefechts, das die Irländer, dreiviertel angetrunken, wie sie waren, so recht con amore unter sich veranstalteten, standen die schwarzen Deckarbeiter mit den rollenden Augen bewundernd umher, und die Cajütenpassagiere bildeten das feinere Zuschauerpersonal oben auf der Cajütengallerie, so zu sagen auf dem ersten Range.

Als ich gegen Abend das Schlachtfeld besuchte, lagen an vierzig mehr oder weniger Blessirte durch- und übereinander auf dem Verdeck und schliefen ihren Rausch aus. — Keiner war seltsamerweise während des Handgemenges über Bord gefallen.

* * *

— Die Deutschen in Mexico haben im August eine erste Sendung, im Belaufe von 30,000 Dollars, für die verwundeten deutschen Krieger und deren Angehörige abgeschickt. Ein Deutscher in Durango gab 600 Dollars.

— Die Bundesstadt Washington im Districte Columbia hat, nach der im September vorgenommenen Zählung, 111,195 Seelen; im Jahre 1860 belief sich die Ziffer auf 61,122 Köpfe. — Für Chicago nimmt man 297,000 an; Neuorleans hat 184,688, was für das abgelaufene Jahrzehnt einen Zuwachs von nur 10,906 ergiebt.

— Im neugranadinischen Staate Tolima sind an mehreren Punkten sehr ergiebige Gold- und Silbergruben aufgefunden worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Zur Kennzeichnung der Eingeborenen Australiens.

Die schwarzen Ureinwohner des australischen Continentes schwinden mehr und mehr zusammen und ihr völliges Aussterben ist, wie bei den Tasmaniern, nur noch eine Frage der Zeit. Die neuesten Berichte aus Melbourne weisen darauf hin, daß die verschiedenen Horden mehr und mehr an Zahl abnehmen und daß von manchen keine Spur mehr vorhanden sei.

Es ist löblich, daß unter solchen Umständen die Forschung eifrig daran arbeitet, uns eine genaue Kunde der Eingeborenen nach allen Richtungen zu vermitteln und so viel ethnographisches Material als immer möglich zu sammeln. Am belangreichsten sind die Schilderungen, welche wir Männern verdanken, die eine längere Reihe von Jahren unter den Schwarzen lebten und deren Sprache erlernten. Unsere Leser wissen, was Bonwick in Betreff der Tasmanier geleistet hat. Nicht minder werthvoll ist eine Arbeit von Augustus Oldfield über die Westaustralier, insbesondere über die Watschandis, und andere Stämme am Murchisonflusse *).

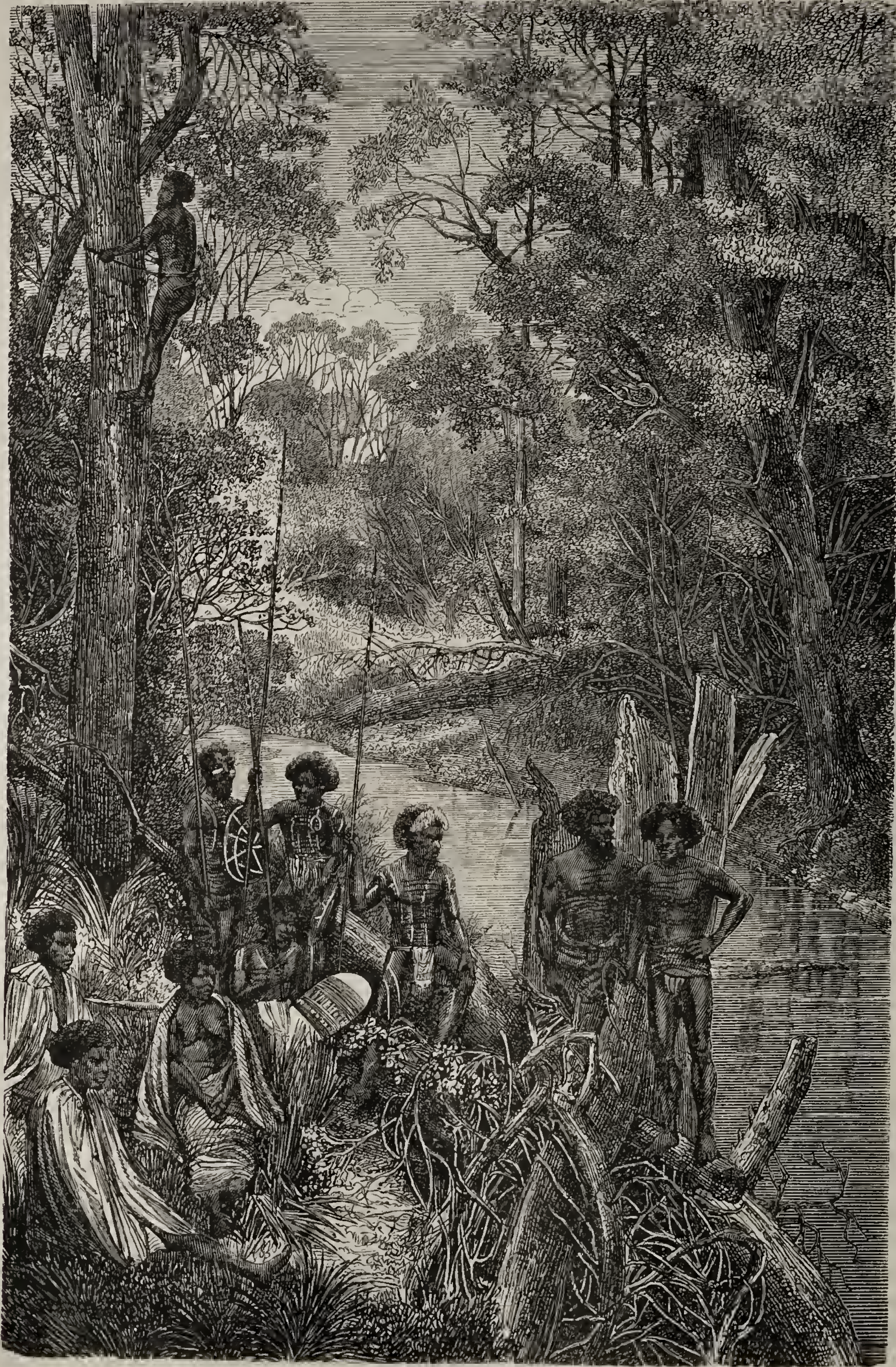
Die schwarzen Australier sind normale Wilde, gehören unter die sogenannten „Naturvölker" und stehen im Allgemeinen physisch und geistig auf einer sehr niedrigen Stufe. Die „Civilisation" können sie nicht an- und aufnehmen; wo

*) On the aborigines of Australia, by Augustus Oldfield; in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. III. Die Einleitung ist vollkommen werthlos, weil durchaus unwissenschaftlich; Oldfield bezeichnet z. B. alle Eingeborneen Australiens als „Alfurus", läßt sie von den Malayen abstammen und nimmt eine Vermischung mit Negerblut an!! Aber wo er seine eigenen Beobachtungen giebt, spricht er sehr verständig; wir erhalten durch ihn einen Einblick auch in das innere Leben, in das geistige Getriebe jener Schwarzen. — Wir wollen hier auf ein Werk hinweisen, das eine sehr ansprechende Schilderung des fünften Erdtheils giebt: „Australien, Geschichte der Entdeckungsreisen und der Colonisation; Bilder aus dem Leben in der Wildniß und den Stätten der Cultur der neuesten Welt, von Fr. Christmann. Mit 120 Textabbildungen, 4 Karten und 5 Tonbildern. Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1870." Das Werk ist eine sehr fleißige Arbeit, welche in ansprechender Darstellung mit Benutzung der besten Quellen dem Leser einen guten Einblick in alle Verhältnisse Australiens gewährt; die Illustrationen sind sauber und getreu. Der Herr Verleger ist so freundlich gewesen, uns vier derselben zur Verfügung zu stellen. Die eine veranschaulicht eine Gruppe von Eingeborenen und die Physiognomie eines australischen Urwaldes oder Busches; — eine andere enthält die rohen Zeichnungen, welche man hin und wieder an Höhlen findet; der danebenstehende Baum ist ein australischer Baobab, Adansonia Gregorii, welchen die Colonisten als Gouty-Stem-Tree bezeichnen. — Auf dem ersten Bilde sieht man, wie ein Schwarzer einen sogenannten Gumbaum erklettert, einen jener Eucalypten, deren etwa 100 verschiedene Species in Australien vorkommen und von denen manche eine Höhe bis zu 150 Fuß und mehr erreichen. Auch von den Akazien kommen mehr als 100 Species vor; unsere Abbildung zeigt die Acacia pendula, den Weeping Myalli der Colonisten. Die vierte Illustration zeigt den Dingo, welcher den Schafherden so gefährlich ist. Er gleicht in seinem Aeußern einem großen Schäferhunde oder großen Fuchs; aber sein Nacken ist stärker, sein ganzer Bau kräftiger; die Ohren stehen aufrecht; die Farbe ist rostbraun. Er bellt nicht, sondern heult, flieht vor Menschen und Jagdhunden; unter den Herden, welche er gewöhnlich bei Nacht überfällt, richtet er, auch dadurch, daß er sie aus einander sprengt, große Verheerungen an. Es ist zweifelhaft, ob er ursprünglich ein australisches Thier ist; man hat die Ansicht aufgestellt, daß er von malayischen Tripangfischern aus dem hinterindischen Archipelagus nach dem Continent gebracht worden sei und sich von der Nordküste allmälig über das ganze Festland verbreitet habe. Auf Tasmanien kommt er allerdings nicht vor.

immer sie mit derselben in Berührung kommen, gehen sie zu Grunde. Nach unseren europäischen Begriffen erscheinen sie häßlich mit ihren platten Nasen und breiten Nasenflügeln, den tief und weit auseinander liegenden Augen, den starken buschigen Augenbrauen, dem dichten, schwarzen, nicht wolligen, aber zottig-verklunkerten Haar, dem außerordentlich großen Munde und den dick aufgeworfenen Lippen. Die Farbe nüancirt von und zwischen einer ganz dunkeln Bronze bis zum Rabenschwarz. Durchschnittlich ist der Australier kleiner als der Europäer; er hat lange, magere Arme und Beine, kurze, breite Füße mit stark entwickelter großer Zehe, welche ihm namentlich beim Erklettern der Bäume wichtige Dienste leistet.

* * *

Ueber die Urbewohner West-Australiens haben wir durch Oldfield manche neue und sehr interessante Mittheilungen.



Australische Eingeborene. Erklettern eines Eucalyptus.

Auch er ist, gleich anderen Beobachtern, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie in Folge der Berührung mit der Civilisation allmälig aussterben werden. Sie seien absolut unfähig, das an- und aufzunehmen, was wir Erziehung und Bildung nennen; es ist ihnen unmöglich, seßhaft zu werden und zu bleiben; es findet allemal ein Rückschlag zum wilden Leben statt. Durch fortgesetzte Bemühungen ist es möglich geworden, einzelnen Australiern eine gewisse Abrichtung zu geben, aber nur so weit das bloße Gedächtniß ins Spiel kam; bis zum eigentlichen Denken und Räsonniren konnten sie es nicht bringen, dafür mangelt ihnen die natürliche Anlage, die Fähigkeit. Oldfield kennt persönlich mehrere, welchen man Lesen und Schreiben beigebracht hatte; sie entliefen jedoch ihren Lehrern, und nach wenigen Jahren hatten sie das eine wie das andere ganz und gar vergessen.

Ein westaustralischer Ansiedler nahm ein erst wenige

Wochen altes schwarzes Mädchen, dessen Mutter getödtet worden war, in seine Familie auf, erzog es mit seinen eigenen Kindern und ganz so wie diese. Man hielt es fern von allem und jedem Verkehr mit den Schwarzen, und dem äußern Anschein zufolge machte es in der Erziehung gute Fortschritte. Als es herangewachsen war, fand man sein ganzes Wesen und Betragen geradezu musterhaft, und gab sich der Hoffnung hin, durch dieses Mädchen einen wohlthätigen Einfluß auf die Schwarzen üben zu können. Am Ende brach jedoch der Instinct nach einem wilden Leben unwiderstehlich hervor. Eines schönen Tages warf die „musterhafte Jungfrau" alle Kleider fort und entlief mit einem schwarzen Liebhaber. Sie war an einen Engländer verheirathet worden, und eine Zeitlang war Alles gut gegangen. Dann hing sie sich an einen Wilden. Der weiße Gatte setzte den Flüchtigen nach und holte sie auch ein, er wurde aber auf Antrieb der Frau vom Entführer derselben ermordet. Auch bei den Mischlingen tritt der Instinct zum wilden Wesen scharf hervor. Oldfield kannte einen kleinen Blendling, ein Mädchen, das nie mit Schwarzen in irgend welche Berührung gekommen war. Für gewöhnlich zog die Kleine feinere Speisen soliden Nahrungsmitteln, z. B. dem gekochten oder gebratenen Rindfleische, vor, während sie hingegen keinen größern Genuß kannte, als rohes Kängeruhfleisch gierig und wie im Heißhunger zu verschlingen. Man traf alle möglichen Vorkehrungen, um sie davon abzuhalten, sie konnte aber der Versuchung nicht widerstehen und ging am Ende so weit, daß sie den Hunden faules Fleisch und angenagte Knochen stahl.

Schon der berühmte Seefahrer Dampier schrieb vor zweihundert Jahren, daß der Neuholländer platterdings unfähig sei, anhaltende Arbeit zu verrichten; er will, wenn er etwas thut, sofort und augenblicklich den Nutzen haben. Er läßt sich wohl auf kurze Zeit herbei, Einiges zu thun, wenn er dafür unmittelbar etwas bekommt; sobald er aber Lohn erhalten hat, geht er fort und kommt erst wieder, wenn ihn der Hunger dazu zwingt. Auch auf solche, die sich als Diener und Arbeiter auf längere Zeit bei einem Ansiedler verdingen, ist nicht der mindeste Verlaß. Sie halten nur so lange aus, bis sie sich tüchtig herausgefüttert haben; sobald das geschehen ist, entlaufen sie, um wieder längere Zeit in der Wildniß umherzuschweifen.



Höhle mit Zeichnungen der Eingeborenen.

Die jüngeren Leute zeigen mehr Intelligenz als die älteren. Ein Australier steht in dem Alter vom achten bis zum zwanzigsten Jahre so ziemlich auf derselben Stufe, wie ein durchaus ungebildeter Europäer; von da ab nimmt seine geistige Kraft ab; mit dem vierzigsten Jahre ist sie fast erloschen, und es bleibt nur noch Instinct übrig. Ein zehnjähriger Knabe ist geistig einem achtzehnjährigen Menschen voraus, und darin liegt wohl der Grund in der Umgestaltung der Schädelform.

Als die Eingeborenen am Mooreflusse zum ersten Mal einen Reiter sahen, glaubten sie, daß das Pferd so zu sagen die Hauptperson sei und den Mann hinwegführe, um ihn irgendwo in aller Muße zu verzehren. Noch lange Zeit liefen sie allemal weit weg, wenn solch ein vermeintliches Ungeheuer ihnen zu Gesicht kam. Einige Ansiedler, welche einen Erforschungszug im District an der Championbai unternahmen, fanden zu ihrer Ueberraschung, daß während der Nacht ihre Pferde gespeert worden waren. Späterhin klärte sich die Sache auf; die Schwarzen erzählten Alles ganz aufrichtig. Sie hätten Fremde in ihrem Gebiete bemerkt und seien in der Dunkelheit nahe ans Lager hinangeschlichen, um zu sehen, wie es sich mit denselben verhalte. Sie seien dabei von den Pferden gesehen worden und hätten deshalb gefürchtet, daß die Thiere ihre Anwesenheit den Reitern verrathen würden. Man habe sie zu Tode gespeert, damit sie nichts erzählen könnten!

Die ersten Ansiedler im Moore-River-Districte hatten dann und wann Mangel an Lebensmitteln. Einst kam ein alter Schwarzer und bat um etwas Brot; man konnte ihm keins geben, weil man selber darbte. Der Mann ging fort, kam aber am Abend mit zwei Kängeruhs zurück und sagte, daß er morgen noch mehr bringen werde. Die weißen Leute waren eben sehr beschäftigt und achteten nicht weiter auf ihn; da trat er nach Verlauf einiger Zeit vor und bat, sie möchten ihm doch den Kopf von einem der Kängeruhs geben, der solle sein Abendessen sein. Seitdem kam er mehrere Wochen lang an jedem Tage, brachte Kängeruhs, die er auf der Jagd erlegt hatte, und bat jedesmal nur um einen Kopf für sich.

Die Watschandis geriethen außer sich, als sie zum ersten Mal eine Pickelflöte hörten. Sie lagen eben um ein Feuer herum und sprangen wie besessen auf. Als die schrillen Töne abermals in ihr Ohr drangen, rannten sie in den Busch, weil die Töne nur von Ingnas, bösen Geistern, herrühren konnten.

Diese spielen in ihren religiösen Vorstellungen eine wichtige Rolle. Die Australier leiten alle Naturerscheinungen, deren Ursachen sie nicht begreifen, aus der Wirkung von Wesen her, die mächtiger sind als die Menschen; die Wirkung muß eine Ursache haben, das begreift auch der Wilde. Aber er personificirt jene Wesen nicht, denkt sie sich nicht bildlich und verehrt nicht Figuren, die er mit seinen eigenen Händen verfertigt hat, als göttliche Wesen.

Die Zahl jener übernatürlichen Wesen ist außerordentlich groß; mit ihnen ist nicht bloß der ganze Himmel bevölkert, sondern sie schwärmen überall auch auf Erden umher, in jedem Busche, an allen Wasserstellen, auf jeglichem Felsen. Unter allen Geistern oder Dämonen ist auch nicht ein einziger gut geartet, vielmehr sind sie allesammt eifrig beflissen, dem armen schwarzen Manne Böses zu thun.

Der Himmel, oder richtiger ausgedrückt das Paradies, wird als Kadi dscha bezeichnet. In demselben haben zwei große Gottheiten ihren Sitz: Namba dschandie und Badscha-bandie. Diese zwei Götterwesen (denn Personen kann man nicht sagen) scheinen in einander zu fließen, doch wird der Name des erstern allemal vor jenem des



Der Weeping-Myall. (Acacia pendula.)

andern genannt. Er entsprang aus der Erde und hatte keine Mutter; da aber der schwarze Mann schon vorhanden war, bevor es überhaupt eine Welt gab, so folgt daraus, daß er älter ist, als seine Gottheiten! Kadidscha ist eine Gegend, so schön sie nur gedacht werden kann; dort giebt es Wild und andere Speisen in Ueberfluß; es regnet nicht zu viel und nicht zu wenig; es ist dort weder zu heiß, noch zu kalt, und die bösen Geister sind ohnmächtig. Wer in dieses Paradies gelangt, wird niemals krank und stirbt auch nicht, wohl aber kann er essen, trinken, tanzen und singen, so viel ihm beliebt. Aber in das Kadidscha können nur gute Menschen kommen; dergleichen, wie die Eingeborenen sagen, sind nur wenige in jedem Stamme vorhanden. Im Paradiese finden sie demnach nur gute Menschen und deshalb giebt es in demselben keinen Krieg, obwohl der Mann die Waffen mit dorthin nimmt; es kann auch geschehen, daß er eine Frau als Dienerin bei sich hat.

Wer nicht in hergebrachter Weise ein Begräbniß erhält, wird zu einem bösen Geist und ist verdammt, bis in alle Ewigkeit auf der Oberfläche der Erde umherzuschweifen. Zur Genugthuung dafür ist es ihm gestattet, den Lebendigen so viel Uebles zuzufügen, wie ihm beliebt.

Von einer Verehrung dieser Gottheiten (falls man solche verschwommenen Wesen so bezeichnen darf) ist keine Spur vorhanden; auch denkt der schwarze Mensch nicht daran, sie zu versöhnen oder günstig zu stimmen; es scheint, als stehen sie zu erhaben da, um sich mit dem, was auf Erden vorgeht, zu befassen. Trotz alledem erscheint in Sagen und Fabeln ein Sohn Namba dschandie's, Tarlo Tonda, der allerlei wunderbare Dinge verübt. Man spricht übrigens geringschätzig von ihm, und für eine eigentliche Gottheit kann er nicht gelten.

Nur ein einziger böser Geist hat eine besondere Bezeichnung und er allein hat eine Wohnung außerhalb der Welt; alle anderen bösen Geister zusammengenommen werden Ingna genannt, sind allesammt menschlichen Ursprungs, Seelen verstorbener Schwarzer und sie wohnen in Büschen, Höhlen, Quellen 2c. Nur ein einziger Ingna hat einen besondern Namen; wenn Jemand seinen Feind zu Tode gezaubert hat, dann hat dieser Mim nie die Obliegenheit, den Willen des Zauberers zu erfüllen. Mit seinem Namen schreckt man die Kinder, damit sie artig seien.

Jener große böse Geist, Warrugura, ist ein richtiger Teufel; er wohnt tief unten in der Hölle, Uta, und von

ihm rührt alles Unglück her, von welchem die Menschen heimgesucht werden: Dürre, Ueberschwemmung, Donner und Blitz, Stürme. Oldfield bemerkt: „Vor Einführung des Rindviehes kannten die Eingeborenen Australiens kein Thier mit Hörnern; es ist deshalb eine auffallende Thatsache, daß dieser Teufel Warrugura lange Hörner und einen Schweif hat; diese Hörner werden als Bindie-bindie bezeichnet.“ Nun wird Pastor Disselhof in Berlin, der eine so rührende Geschichte des Teufels geschrieben hat, gewiß nicht mehr an der „Allgegenwart“ Satans zweifeln, sondern auch am Murchisonfluß und an der Haifischbai seine Ansicht bestätigt finden. Die ordinären Ingnas ermangeln des Hörnerschmucks, sind aber durch sehr lange, aufrecht stehende Ohren einigermaßen entschädigt.



Australische Hunde (Dingos) umschleichen eine Schafherde.

Wenn Jemand Sand aus der Hand umherschüttet, dann muß Warrugura aus der Hölle herauskommen. Darob ergrimmt er und aus Rache steckt er dem, welcher ihn beunruhigt hat, Muscheln in Ohren und Anus; solchergestalt macht er ihn taub und verstopft ihm den Leib. Die Zauberer weisen Muscheln vor, welche sie durch die Kraft ihrer Beschwörungsformel aus den Ohren &c. herausgebracht haben wollen. Demgemäß glaubt der Schwarze, daß Zauberformeln mächtiger seien als der Teufel selbst. Sie suchen sich vor ihm zu verbergen, z. B. in Höhlen, wenn ein Gewitter kommt; dort kann er sie nicht sehen, wenn sie sich platt auf den Leib legen, nicht aufblicken und ruhig bleiben, bis das Unwetter vorüber ist. Dann hat Warrugura sich in seine Hölle zurückgezogen. Als Oldfield während eines Gewitters laut sprach, baten die Schwarzen dringend, daß er kein Wort äußern möge, weil sonst der Teufel erfahren würde, wo

sie sich befänden und dann könne ein Unglück nicht ausbleiben.

Alljährlich wird ein großes Frühlingsfest, das Kaoro, gefeiert, um die Zeit, wenn die Yams reif, Vogeleier und junge wilde Thiere häufig sind. Dann werden auch die Ehen geschlossen, wenn dieser Ausdruck auf ein, man kann sagen, thierisches Beisammenleben angewandt werden darf, und es finden Orgien statt, auf deren nähere Schilderung wir hier nicht eingehen können. Also die Yams sind reif und um die Zeit des Neumondes legen die Watschandis einen Vorrath von allerlei Speisen ein, damit es während der festlichen Zeit an nichts fehle. Am Vorabend ziehen Frauen und Kinder, in einem fort Au i! Au i! rufend, ab und lassen die Männer allein. Diese dürfen einige Zeit lang kein weibliches Wesen anblicken und müssen unter sich bleiben. Sie reiben sich die Haut mit einer Mischung von Holzkohle, Asche und Kängeruhfett ein, graben ein großes, tiefes Loch, füllen sich den Bauch an und legen sich schlafen. Am folgenden Morgen überziehen sie dann den ganzen Körper mit einer Lage von Oker und Emufett und bekränzen sich den Kopf. Nun sind sie geputzt und gegen Abend beginnt der Tanz, bei welchem gesungen, geschrien und auch gepfiffen wird; das letztere findet bei einem gewöhnlichen Corrobori nicht statt. So geht es eine Reihe von Tagen fort, auch nachdem die Weiber wieder erschienen sind.

Bemerkenswerth ist, daß die Sprachen der Australier einer so großen Veränderung unterworfen sind. Oldfield ist der Ueberzeugung, daß es schwerlich in einer andern Gegend der Welt eine so große Anzahl von Dialekten gebe, die in Allem, nur die grammatische Construction ausgenommen, so weit von einander abweichen, und das bei Stämmen, welche doch offenbar einen gemeinschaftlichen Ursprung haben. Die Merkmale, nach welchen man die Verwandtschaft anderer Sprachen beurtheilt, finden auf die verschiedenen Idiome der Neuholländer keine Anwendung. Selbst bei solchen Wörtern, welche allgemein bekannte, überall vorkommende Gegenstände des täglichen Bedürfnisses bezeichnen, trifft man eine so große Verschiedenheit, daß an eine Ableitung aus derselben Wurzel gar nicht gedacht werden kann. So z. B. beim Wasser. In den südlichen Theilen von Westaustralien heißt dasselbe Mogo (das g ist guttural); am Schwanflusse Gabbie, an der Championbai Au a, am Murchisonfluß Ap pa. Der Unterschied selbst bei solchen Stämmen, welche unmittelbare Nachbarn sind, ist so groß, daß Oldfield sich in der Watschandasprache bei einer Horde, die kaum zehn deutsche Meilen entfernt lebte, nicht verständlich machen konnte. Die Idiome also sind im Raume so verschieden und man muß annehmen, daß sie im Verlaufe der Zeit sehr große Veränderungen erlitten haben, denn sonst könnte bei übrigens so nahe bei einander wohnenden, offenbar verwandten Stämmen eine solche Abweichung nicht erklärt werden. Eine solche aber läßt auch auf Abweichung in Gedanken und Vorstellungen schließen; diese wechseln, verändern sich und das Alte schwindet.

Wie ist die Welt entstanden? Das wissen die westaustralischen Wilden ganz genau. Lange bevor überhaupt eine Welt vorhanden war, hatten die schwarzen Menschen Flügel, aber sie konnten ihre Füße nirgends hinsetzen, weil es keinen festen Boden für dieselben gab, und sie jagten in einem fort beflügelte Kängeruhs und anderes Wild. Am Ende wurden sie des ununterbrochenen Umherfliegens satt und müde und wandten sich bittend um Abhülfe der Noth an die Sterne. Diese erbarmten sich auch, warfen Felsen, Steine und Sand herab; der gute Mond gab Wasser her und so entstanden das Meer und die Seen, die Flüsse und Bäche. Auch der Abendstern zeigte sich gnädig, er warf Dünger des Emu (australischen Straußes) auf die Erde, während die Sonne Pflanzen und Thiere schuf. Nun konnte sich der schwarze Mensch auf seine Füße stellen und das Leben so beginnen, wie er es noch heute führt. Die Flügel waren überflüssig geworden und verschwanden.

Ueberall in Australien behaupten die Ureingeborenen, daß die Weißen von den Schwarzen abstammen. Auf die Frage, woher sie das wissen könnten, entgegnen sie: „Woher soll denn der weiße Mensch gekommen sein, wenn er nicht von den Schwarzen abstammt?“

Unter allen australischen Stämmen kommen Fluthsagen vor. Das ist leicht erklärlich in einem Erdtheile, der zum großen Theil aus dürren Einöden besteht, die zugleich dann und wann nach lange anhaltenden Regengüssen weit und breit unter Wasser gesetzt werden, und wo die zumeist uferlosen Ströme gewaltige Ueberschwemmungen verursachen. Alle Reisenden stimmen dahin überein, daß die jetzt wasserlosen Wüsteneien einst unter Wasser gestanden haben; es sind dafür unverkennbare Anzeichen vorhanden. An manchen Punkten weisen diese letzteren auf eine verhältnißmäßig junge Zeit hin, in anderen dagegen reichen sie weit hinauf.

Die westaustralischen Ströme Irwin, Hull, Murchison, Gascoign und andere bilden Wasserabzüge für ungeheure Strecken ebenen Landes, und treten in der ersten Hälfte des Sommers weit aus. Daraus läßt sich abnehmen, daß die Gegenden im Innern zu gewissen Zeiten des Frühlings sehr starke Regengüsse haben. Die dadurch verursachte Fluth bedarf längerer Zeit, bevor sie bis in die Küstenregion vordringt. Im Jahre 1857 war die Sommerfluth, welche am Murchison auftrat, in Collaillya siebenzehn Tage früher eingetreten als bei Oslinyurra, und zwischen beiden Punkten beträgt die directe Entfernung nur acht deutsche Meilen. Diese Ueberschwemmung brachte aus dem Innern einen Fisch, welcher bis dahin am untern Murchison unbekannt gewesen war. Daraus geht hervor, daß in der Quellgegend dieses Stromes permanente Süßwasserteiche oder Becken vorhanden sein müssen; denn als die Ueberschwemmung nachließ und die Wasserbecken am untern Strome wieder salzig wurden, starben jene Fische.

Es versteht sich von selbst, daß die Australier allerlei Aberglauben hegen. Alles, wofür sie sich die Ursache nicht erklären können, rührt von Geistern her. Der Zauberer, ein einflußreicher Mann, der gar nicht zu entbehren ist, wird von den Schwarzen sehr oft zu Rathe gezogen; Krankheit, Tod, Mißerfolge auf der Jagd, alles Widerwärtige, von welchem Jemand heimgesucht wird, rührt von dem Einfluß her, welchen ein feindlicher Stamm vermittelst der Geister ausübt. Merkwürdig bleibt, daß jeder Stamm von dem zunächst nördlich von ihm wohnenden das Unheil herleitet; die Südleute, Menang, hegen Abscheu gegen die Nordleute, Yaberu.

Die Zauberkraft wird von den Watschandis als Bullia, in den südlichen Theilen Westaustraliens als Mulgar bezeichnet. Es giebt verschiedene Methoden, die Geisteressenz aus den Leibern derer, welche sich rühmen, im Besitze derselben zu sein, hervorzulocken. Es sind dazu verschiedene Manipulationen erforderlich. Bei Einigen kommt sie zum Vorschein, wenn der linke Arm häufig von oben nach unten gestrichen wird und zwar mit der rechten Hand. Die bei jedem Streichen gesammelte Essenz wird in der linken, fest zu schließenden Hand angesammelt; dieselbe wird nur rasch und einen Augenblick geöffnet, damit die frische Quantität hinzugethan werden kann. Bei anderen findet sie sich, wenn man ihnen mit beiden Händen heftige Schläge auf den Magen versetzt; aber auch dann thut der Mann, welcher die Operation vornimmt, die solchergestalt gewonnene Bullia in die linke Hand. Als die Tasmanier sahen, daß die eng-

lischen Soldaten Patronen nahmen und vermittelst derselben Feuer und Knall hervorbrachten, waren sie überzeugt, daß es sich dabei um ein Bullia handelte. Wenn der Zauberer der andern Person die Essenz in die linke Hand praktisirt, versetzt er derselben allemal einen leisen Schlag und läßt dabei einen zischenden Ton vernehmen. Es versteht sich von selbst, daß der Zauberer die Kranken nicht umsonst bedient. Er pflegt einen Stein oder eine Muschel vorzuzeigen, welche er angeblich aus dem Körper des Kranken herausgezaubert hat und welche die Ursache des Unwohlseins gewesen sein sollen. Die Gaukler pflegen dabei so geschickt zu verfahren, daß selbst Oldfield, der häufig als Beobachter zugegen war und den völlig unbekleideten Leuten genau auf die Finger sah, nicht hinter die Schliche kommen konnte.

Die Australier wähnen, gleich vielen Negervölkern in Afrika, daß Krankheit und Tod durch feindliche Stämme angehext werden; ohne das würde der Mensch ewig leben. Die bösen Ingnas sind ununterbrochen in Thätigkeit, und deshalb vermeidet man es so viel als möglich, in die Nähe solcher Plätze zu kommen, wo sie wohnen: Höhlen, Gebüsche und selbst Quellen. Die meisten haben Menschengestalt, aber, wie schon weiter oben gesagt wurde, lange Ohren und Schwänze. Die Frauen werden bei den Australiern für so viel wie nichts geachtet, und es giebt keine Teufelinnen. Die Sache erklärt sich leicht, weil der Ureingeborene mit Bestimmtheit annimmt, daß Frauen gar keine Seele haben; deshalb kann auch keine solche aus ihnen herausfahren, um einen Ingna zu bilden. Dafür kann aber auch eine Frau an Stellen gehen, an welchen böse Geister hausen.

Oldfield besuchte das Grab eines Eingeborenen von der Haifischbai, Namens Baubinga, der während eines Besuches bei den Watschandis plötzlich gestorben war. Der ihn begleitende Watschandiknabe bat um Alles in der Welt, daß er sich dem Grabe nicht nähere; wenn er es thue, müsse er unvermeidlich sterben. Der weiße Mann ließ sich dadurch nicht abschrecken. Das Grab war weiter nichts, als ein in den Kies gegrabenes Loch, in welchem die mit Steinen und Baumzweigen überdeckte Leiche lag. Die Schwarzen wußten genau, daß Baubinga in Folge der Behexung durch Mubino, einen gefürchteten Angaardie-Mann, gestorben sei. Der schwarze Knabe war zurückgeblieben und zitterte wie ein Espenlaub, als Oldfield zurückkam und dabei wiederholt laut den Namen Baubinga rief; er machte ihm darüber Vorwürfe, weil er den Namen genannt habe. „Welchen Namen? — Den des Tschokimannes. — Welches Tschokimannes? — Des todten Mannes. — Wie hieß derselbe? — Das weiß ich nicht, — das habe ich vergessen, — er hatte gar keinen Namen.“ Weiter war aus dem Knaben nichts herauszubringen; um Alles in der Welt würde er den Namen eines todten Mannes nicht ausgesprochen haben, weil er dann unfehlbar in die Gewalt eines bösen Geistes gefallen wäre.

Viele Quellen sind unnahbar, tabu, weil Geister in denselben wohnen, aber diese haben eine andere Beschaffenheit, als die übrigen Ingnas, und auch einen andern Ursprung. Manche denkt man sich in der Gestalt von Schlangen, andere in jener von Alligatoren, und dieser letztere Umstand erklärt sich daraus, daß die Eingeborenen dieser Gegend ursprünglich wohl im Norden gelebt haben und von dort nach Süden gezogen sind. Diese Ungeheuer treiben ihr böses Wesen an jedem Pfuhl und sind insbesondere bei Nacht sehr thätig. Wenn ein Schwarzer an solchen Stellen vorübergehen muß, trägt er ein Bündel brennender Baumrinde in der Hand und schreiet, so laut er kann, um die bösen Geister einzuschüchtern. Aber manchen Wassertümpeln, die im schlimmsten Rufe stehen, kommt auch am hellen Tage Niemand nahe. In der Nähe des Murchison liegt ein sumpfiger Teich, von welchem so grausige Dinge erzählt wurden, daß selbst Europäer denselben mieden. Oldfield schoß einen in jener Gegend bisher unbekannten Vogel, der ins Wasser fiel. Doch kein Schwarzer ließ sich herbei, denselben herauszuholen; man bot ihnen Mehl, Taback, Pfeifen, Zucker, Kattun und noch andere Sachen vergeblich; sie erklärten: wer sich in den Teich wage, werde tief in den Schlamm versinken, von einer großen Schlange aufgefressen und zum Ingna werden. Sie waren vor Erstaunen sprachlos, als Oldfield mit einem andern weißen Manne dreistweg in den Teich hineinging und beide wohlbehalten wieder aus demselben herauskamen. Nun war der Zauber ein- für allemal gebrochen, und die Schwarzen gingen furchtlos durch denselben. Sprudelnde Quellen werden jedoch sorgfältig vermieden, denn in denselben befindet sich ja eine Schlange, welche das Wasser ausspeiet. Sie ertragen eher quälenden Durst, als daß sie ihn mit solchem Wasser löschen möchten.

Wir haben schon gesagt, daß es auch in den Höhlen nicht geheuer sei. Der Schwarze wagt sich nur während eines Gewitters hinein, um sich vor dem Teufel zu verbergen, der mächtiger ist als die Ingnas. Während weiße Leute in einer Höhle das Nachtlager nehmen, schlafen die Australier draußen um ein Feuer, das sie in einiger Entfernung von der gefürchteten Stelle anzünden. Uebrigens giebt es Mittel und Wege, die Einwirkung der bösen Geister unschädlich zu machen. Oldfield sprach einst gegen eine Watschandifrau den Namen eines Mannes aus, welchen er in Ostaustralien gekannt hatte. Sie ihrerseits wiederholte diesen Namen, Uriniah, und fragte nach allerlei. Als sie erfuhr, daß der Mann vor langer Zeit gestorben sei, gerieth sie in die äußerste Unruhe darüber, daß sie einen Todten bei Namen genannt habe. Um die schlimme Wirkung aufzuheben, spuckte sie dreimal aus. Das ist der Gegenzauber, durch welchen man die Gewalt des Ingna unschädlich macht; der Zorn desselben wird nämlich erregt, wenn man einen Todten bei Namen nennt*).

Jedem auf der Jagd erlegten Thiere werden sofort die Hinterbeine abgebrochen; das muß geschehen, weil sonst ein Ingna das Fleisch unverdaulich macht; über das von einem Weißen erlegte Wild hat kein böser Geist irgend welche Macht oder Gewalt. — Jeder Traum, gleichviel wie er sei, bedeutet Unglück. Als einem Watschandi im Schlaf eine Eule erschienen war, gab der weise Mann des Stammes die Auslegung, daß eine feindliche Nachbarhorde einen Krieg vorbereite; um diesem zu entgehen, zog der Stamm fort bis an die äußerste Südgrenze seines Gebietes.

Die Erzählungen, welche nach der Abendmahlzeit, wenn sich die Schwarzen ums Feuer gelagert haben, zum Besten gegeben werden, sind fast allemal Geistergeschichten. Ein Jäger berichtet, welcherlei Ingnas er den Tag

---

*) Unwillkürlich fällt mir dabei eine Stelle aus Theokrit's sechster Idylle, „die Rinderhirten“, ein. Daphnis und Damötas stimmen einen Wettgesang an von Polyphemos und der Galathea. Damötas läßt den Kyklopen sagen:

Denn ich schaut' in das Meer unlängst, als es ruhig und still war,
Schön da stellte mein Bart sich dar, auch mein einziger Lichtstern
Ließ ganz schön, wie mir wenigstens däucht, und es strahlten, gespiegelt,
Weißer die Zähne zurück wie Schimmer des parischen Marmors.
Daß kein schädlicher Zauber mir beikäm', spuckt ich mir dreimal
Gleich in den Busen.

Dreimal ausspucken gilt auch heute noch in Südeuropa, nicht bloß bei den romanischen Völkern, gerade wie einst bei den hellenischen Sikelioten, für ein Mittel, dämonische Einflüsse abzuwenden. Auch bei uns im Norden kann man gar nicht selten beobachten, daß Jemand zu gleichem Zwecke dasselbe thut. A.

über gesehen habe; er weiß sogar, daß einer derselben in seinem Schweife drei weiße Haare gehabt hat! In seinen Jagdgeschichten, denn auch der australische Waidmann kann das Aufschneiden nicht lassen, berichtet er weiter, daß er sich stundenlang mit dem Geist herumgebalgt, dann herzhaft gepackt und todtgequetscht habe. Nachher habe er ihn gekocht und ganz und gar aufgegessen. Das erzählt der wahrheitliebende Jäger, während er soeben im Kreise seiner Horde eine tüchtige Mahlzeit gehalten hat. Die Zuhörer haben gegen solche Histörchen gar nichts einzuwenden; sie schnalzen dann und wann mit der Zunge oder klappen die Zähne auf einander, um anzudeuten, wie wunderbar das Alles sei. Der schwarze Mann ist höflich, deshalb widerspricht er nicht, und diese Etikette verletzt er nur, wenn er etwa in großen Zorn geräth.

Wir werden gelegentlich weitere Beiträge über Leben, Treiben und Denkungsweise der Schwarzen in Westaustralien geben.

Elsässer Beiträge.

Von **Richard Andree.**

VII.

Religiöse und kirchliche Verhältnisse. — Die Juden.

Der Protestantismus hatte frühzeitig im Elsaß Fuß gefaßt; er gewann mehr und mehr Boden und breitete sich nach Maßgabe der politischen Verhältnisse aus, die in dem so vielfach zersplitterten Lande sich besonders bemerkbar machten. Je nachdem sich die einzelnen freien Städte, die zahlreichen kleinen reichsunmittelbaren Herrschaften und geistlichen Besitzungen zur confessionellen Frage stellten, faßte auch das Lutherthum oder der Calvinismus Boden. Vor Allem war es Straßburg, das als ein Hort des Protestantismus auftrat, an dessen Hochschule protestantische Lehrer wirkten. Es blieb auch in dieser Stellung bis zu der Zeit, als es französisch wurde. Die frömmelnde Buhlerin Ludwig's des Vierzehnten, die Maintenon, hetzte ihren königlichen Liebhaber gegen die protestantische Stadt, und die bekannte Uebergabe des Münsters an den katholischen Bischof, den Verräther Franz Egon von Fürstenberg, war die erste Gewaltthat. Später mußten noch mehr protestantische Kirchen an die Katholiken übergeben werden, deren Zahl von nun an, namentlich in Straßburg, wieder wuchs. Die Wiederrufung des Edictes von Nantes, 1685, fand zwar auf das Elsaß keine unmittelbare Anwendung, allein gleichzeitig damit wurde das willkürliche Verfahren der katholischen Regierung gegen die Protestanten ärger und ärger. Wir führen einige Thatsachen aus dem traurigen Gemälde der kirchlichen Unduldsamkeit an. (Vergl. Strobel. Vaterländische Geschichte des Elsasses V, 183.) Schon im Jahre 1665 wurde den Kindern protestantischer Eltern, die aus ihrer Kirchengemeinschaft austreten wollten, die Wahl gelassen, in dem Hause ferner zu wohnen oder nicht, damit ihnen bei Ausübung des neuen Cultus von den Eltern kein Hinderniß in den Weg gelegt würde. Diese Befugniß wurde sogar auf siebenjährige Kinder ausgedehnt. Wollte ein solches, um katholisch zu werden, die Eltern verlassen, so stand es ihm frei; die Eltern hatten aber trotzdem ausgiebig für die Unterhaltung des Kindes zu sorgen. Im Jahre 1680 wurden alle gemischten Ehen verboten. In den Stadträthen und Dorfgerichten, die ganz protestantisch waren, mußte die Hälfte der Protestanten austreten, um durch Katholiken ersetzt zu werden; von den Stellen des Amtmannes, Schreibers und Schultheißen waren die Protestanten ganz ausgeschlossen. Einen neuen Aufschwung nahmen die Verfolgungen von dem Augenblick an, als die Jesuiten in Straßburg einzogen. An ihrer Spitze stand Johannes Dez, ein geschickter Kanzelredner und ehemaliger Rector des Collegiums in Sedan. Im Münster wurden propagandistische katholische Vorträge über ein Vierteljahr lang gehalten, die auch wirkten, da mit dem Uebertritt viele materielle Vortheile verbunden waren. Im Jahre 1681 wurde den Protestanten im Elsaß bei schwerer Strafe untersagt, ihre Kinder in fremden Gegenden (Deutschland) erziehen zu lassen, weil sie sonst Grundsätze annehmen könnten, die dem französischen Staate und dem ihm schuldigen Gehorsam Eintrag thun könnten. Zwei Jahre später wurde der Uebertritt zum Protestantismus streng untersagt. Dagegen verhieß der Intendant La Grange im August 1683 Jedem, der die protestantische Kirche oder den mosaischen Glauben verlassen wolle und zum Katholicismus übertreten würde, eine dreijährige, gänzliche Befreiung von allen Kriegslasten, sowie von allen anderen außerordentlichen Auflagen. Späterhin wurde den Uebergetretenen noch eine dreijährige Frist zur Abzahlung aller schuldigen Capitalien gestattet.

Das Alles waren Vorspiele. Im Jahre 1684 begann man mit gewaltsamen Unterdrückungen. Zunächst wurden den Reformirten im Amte Altstatt die Kirchen weggenommen; die Bauern wurden durch Drohungen zum Uebertritt gezwungen. In Selz wurden die reformirten Einwohner selbst während des Gottesdienstes durch dorthin verlegte französische Dragoner zum Katholicismus bekehrt. In Düttelnheim, über welches Dorf der Bischof Oberlehnsherr war, wurden die Bewohner eingekerkert, bis sie übertraten. In Marlen wurde die protestantische Schule geschlossen, dann der protestantische Gottesdienst unterdrückt. Dieselbe Maßregel wurde auf die sogenannten Rheindörfer, die unter hanauischer Herrschaft standen, ausgedehnt.

Im Jahre 1685 traten die berüchtigten, schandbedeckten Verräther Straßburgs, Ulrich Obrecht und der Stadtschreiber Günzer, in Paris zum Katholicismus über; ihre Frauen aber waren bei ihrem vorigen Bekenntniß geblieben. Da ließ Ludwig der Vierzehnte drohen, sie würden ihre Gehalte nicht mehr ausbezahlt bekommen, wenn die Damen nicht auch überträten. Geldbußen an protestantische Pfarrer waren an der Tagesordnung; die übertretenden Beamten aber erhielten fette Pfründen. Auf königlichen Befehl mußte 1686 der Straßburger Magistrat allen katholischen Familien, die dort sich niederlassen wollten, die Bürgerrechtsgebühren um

ein Drittel ermäßigen. Den Wasselnheimern wurde die Erlaubniß, Wein zu verkaufen, so lange nicht gewährt, bis die protestantischen Schreiber und Schulzen aus ihren Aemtern entfernt waren. In jedem Orte, wo die Protestanten nur ein Drittel der Einwohnerschaft ausmachten, mußte ihr Gottesdienst aufhören; blieben dennoch Geistliche im Amte, so wurden sie in Ketten in französische Festungen abgeführt. In Nordheim mußten 1688 die beim Protestantismus gebliebenen Bürger die Steuern ergänzen, welche den Uebergetretenen erlassen worden waren. Viele Straßburger Protestanten wanderten damals nach Deutschland aus; sie ließen sich in Würtemberg, zumal in Heilbronn nieder; diese Auswanderung wurde auf königlichen Befehl 1688 verboten. Protestationen der evangelischen Stände Deutschlands fruchteten natürlich nichts.

So gewann der Katholicismus wieder Boden im Elsaß, und er hat heute das numerische Uebergewicht, namentlich im Oberelsaß, während im Unterelsaß noch mehr als ein Drittel der Bewohner protestantisch ist. Charakteristisch ist die außerordentliche Mischung der beiden Confessionen, denn nirgends ist das protestantische Gebiet, einige Gegenden des Unterelsasses abgerechnet, ein zusammenhängendes. Als ganz oder fast ganz protestantische Städte können nur — die Juden abgerechnet, die wir weiter unten betrachten — Buchsweiler (3700 Einwohner), Pfaffenhofen (1700 E.) und Bischweiler (9900 E.) angesehen werden. Dagegen sind ganz oder fast ganz katholische Städte: Kaisersberg (3200 E.), Schaierlach (2600 E.), Winzenheim (4000 E.), Türkheim (3000 E.), Ensisheim (3800 E.), Ruffach 3500 E.), Sulz im Oberelsaß (4600 E.), Gebweiler (12,200 E.), Altkirch (3200 E.), Habsheim (2000 E.), Rixheim (3200 E.), Belfort (8400 E.), Sennheim (4200 E.), Zabern (5500 E.), Maursmünster (2500 E.), Hochfelden (2600 E.), Schlettstadt (10,000 E.), Kastanholz (4000 E.), Markolsheim (2500 E.), Oberehenheim (5200 E.), Rosheim (4000 E.), Andlau (2000 E.), Geisholzheim (2300 E.), Mützig (3700 E.), Hagenau (11,500 E.), Lauterburg (2000 E.). Als gemischte Städte sind folgendende zu nennen: Kolmar (24,000 E., $^2/_3$ Katholiken), Markirch (12,500 E., 7000 Kath.), Rappoltsweiler (7200 E., 5500 Kath.), Münster (4700 E., $^1/_3$ Kath.), Mülhausen (59,000 E., 20,000 Kath.), Saareinen (Bockenheim 3500 E., $^2/_3$ Kath.), Barr (5300 E., $^1/_3$ Kath.), Straßburg (84,000 E., 42,000 Kath.), Wasselnheim (4300 E., $^1/_2$ Kath.), Brumt (5600 E., $^1/_3$ Kath.), Weißenburg (5600 E., $^2/_3$ Kath.), Niederbronn (3400 E., $^1/_3$ Kath.). Vorherrschend ist das protestantische Element nur in Münster, Mülhausen, Barr, Brumt, Niederbronn, dann in einigen kleinen Städtchen unter 2000 Einwohner, wie Wörth, Sulz unterm Walde; in den übrigen gemischten Städten bildet es sehr respectabele Minderheiten. Was aber uns vor Allem hier interessirt, ist, daß man in der protestantischen Bevölkerung des Elsasses, namentlich in der protestantischen Geistlichkeit, die Deutschland am geneigteste Stimmung findet; ja, es giebt einzelne Geistliche, die von ganz entschieden deutscher Gesinnung sind. Es ist dies einmal dem lebhaften Wechselverkehr zu danken, welcher zwischen der evangelischen Geistlichkeit des Elsasses und Deutschlands stets unterhalten wurde, dann auch der nicht unbegründeten Furcht, daß im katholischen Frankreich der katholischen Kirche auch der Vorzug gegeben wird. Im vorherrschend protestantischen Deutschland fällt letztere Sorge weg.

Die Nachbarschaft Deutschlands hat stets auf die elsässische protestantische Kirche einwirken müssen, und da die deutsche Sprache, geringe Ausnahmen abgerechnet, immer noch die Sprache des Cultus geblieben war, so schöpfte das Volk aus deutschen Büchern seine Erbauung, und der Verkehr mit den Theologen jenseit des Rheines gestaltete den wissenschaftlichen Geist. Ein Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" (1869. Nr. 315) giebt uns eine genaue Schilderung der protestantischen Kirche im Elsaß, und enthält vieles Beherzigenswerthe, was gerade in unserer Zeit von Werth ist. Es heißt dort: „Die Lebendigkeit des religiösen Lebens im Elsaß kann man in den niederen Classen aus dem treuen Kirchenbesuch, in den höheren dadurch erkennen, daß das Volk mit dem größten Interesse auf die religiösen Fragen achtet, welche auf der Tagesordnung stehen. Wer durch das Elsaß wandert, ist über die Andacht und die Sammlung erstaunt, die in den protestantischen Kirchen herrscht, über die Aufmerksamkeit, mit welcher man dem Prediger zuhört, über den ausgebildeten Gemeindegesang. Selbst solche Reisende, die dem evangelischen Cultus fern stehen, haben dem Unterricht und der Moralität, die man in der Regel in den protestantischen Familien des Elsasses findet, Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Beide protestantische Kirchen, die reformirte und lutherische, gehen im Elsaß friedlich neben einander her. Die Organisation der reformirten Kirche ist jedenfalls liberaler als die der lutherischen, weil dort die Initiative der Laien eine größere ist, und darum kann sich das religiöse Leben leichter entwickeln, wofür Mülhausen ein Beispiel giebt. Bei den lutherischen Geistlichen im Elsaß findet sich eine bemerkenswerthe Vorliebe für die alten Gebräuche und Formen, selbst für die alte Bibelsprache. Das Organ der Lutheraner im Elsaß heißt „Kirchenblatt für Christen Augsburgischer Confession", redigirt vom Pastor Horning. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die pietistische Richtung im Elsaß vertreten ist und ein eigenes in deutscher Sprache erscheinendes Blatt, das „Evangelische Sonntagsblatt", besitzt. Die größere Zahl der lutherischen Pastoren im Elsaß ist gemäßigt liberal. Viel Streit war innerhalb der Kirche in der letzten Zeit wegen der Einführung eines neuen Gesangbuches, das 1863 Pastor Rittelmayer verfaßt hatte. Es enthielt nur Originaltexte von Autoren des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die wo möglich dem Elsaß angehörten. Die Entscheidung des Oberconsistoriums, dieses eigentlich zweihundert Jahre alte neue Buch einzuführen, stieß auf eine Weigerung der Gemeinden, und ein „Gesangbuchskrieg" entstand.

Beklagenswerth ist die niedrige Besoldung der protestantischen Geistlichkeit im Elsaß, und auf diesem Felde wäre eine gute Handhabe geboten, um erfolgreiche Propaganda für das Deutschthum zu machen. Nichts versöhnt mehr und leichter mit neuen Verhältnissen, als wenn diese den alten gegenüber materiell sich günstiger gestalten. Der französische Staat, welcher natürlich sich in die Verwaltung der evangelischen Kirche mischte, sicherte in seinem Budget noch nicht dem Pastor das tägliche Brot; daher überall Klagen und Bittschriften. Im Januar 1869 kamen zwei Abgeordnete der Pastoren des Elsasses in die Tuilerien, um dem Kaiser ihre Noth zu schildern. Sie haben ihre Reise und deren Ergebnisse in einer besondern Broschüre geschildert. Die durch kaiserliches Decret vom 20. October 1863 verfügte Vermehrung des Gehaltes um 100 Franken (!) ist natürlich nicht zureichend. Das ganze Budget für die protestantische Kirche im Elsaß ist so bescheiden, daß die ganze Unterstützung wie ein Almosen aussieht. Eine Reise nach Berlin wird seiner Zeit bei der dort herrschenden Stimmung vielleicht für die elsässischen Pastoren bessere Ergebnisse herbeiführen.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Juden des Elsasses. Nach der Zählung vom Mai 1866 giebt es in Frankreich 89,047 Juden. Eine verhältnißmäßig sehr ge-

ringe Anzahl, da sie nur 0,23 Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Frankreichs hat ihren Sitz in Paris, ein anderer Theil in den übrigen großen Städten; aber außer im Elsaß wohnen sie nirgends auf dem platten Lande oder in den kleinen Orten. Die elsässer Juden sind genau das, was sie in den übrigen deutsch gebliebenen Theilen des ehemaligen Oberrheinkreises sind: deutsche Schmusjuden, mit den bekannten scharf hervorstechenden guten und schlechten Eigenschaften. Der Jude ist nur Handels- und Geschäftsmann; wenn ihm auch seit der Revolution alle anderen Zweige der Erwerbsthätigkeit offen stehen, so ergreift er sie doch nicht und beschränkt sich am liebsten auf den Zwischenhandel mit dem Bauer, dem kleinen Städter. So sitzt er denn überall in den Dörfern und Städtchen, oft einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung ausmachend, namentlich in Kolmar (400), Rappoltsweiler (450), Wiegenheim (700, $^1/_4$ der Einwohner), Hattstadt (350, fast die Hälfte der Einwohner), Sulz im Oberelsaß (350), Isenheim (300), Rixheim (600, $^1/_4$ der Einwohner), Mülhausen (1000), Belfort (500), Sennheim (300), Zabern (400), Mauersmünster (400), Buchsweiler (400), Saareinen (250), Oberehnheim (250), Rosheim (400), Straßburg (3000), Brumt (300), Hagenau (800), Weißenburg (300), Niederbronn (300).

Die elsässer Juden, praktische Leute, haben fast alle das Französische erlernt und neigen in politischer Beziehung sehr nach Frankreich. Dieses, das wissen sie recht gut, hat ihnen die volle Emancipation gebracht, und sie fühlten sich bereits frei, als über ihren Glaubens- und Stammesgenossen in Deutschland noch ein Bann lag. Die Emancipationsgeschichte der Juden im Elsaß ist aber zu interessant und wirft zu wichtige Schlaglichter auf das Volk Israel und seine Stellung, als daß wir sie hier übergehen könnten. Nicht nur das Mittelalter hatte, wie in den übrigen rheinischen Städten, heftige Judenverfolgungen im Elsaß gesehen; diese Mißhandlungen von Seiten des durch die Juden ausgesaugten Landvolkes dauerten, zumal im Sundgau, durch das ganze verflossene Jahrhundert hindurch. Es war zu erwarten, daß das verachtete Volk die Revolution nicht vorübergehen lassen würde, um das auf ihm lastende Joch abzuschütteln. Schon am 14. December 1789 erschienen Abgeordnete der lothringischen und elsässischen Juden in der Nationalversammlung und überreichten eine Bittschrift, in welcher sie um Verbesserung ihrer gedrückten gesellschaftlichen Lage nachsuchten. Bei den folgenden Verhandlungen über die den Protestanten zu verleihenden Bürgerrechte wurden auch die Juden in Erwägung gezogen. Die elsässer Abgeordneten, Reubel an der Spitze, widersetzten sich dem heftig und hatten an Mirabeau einen Bundesgenossen, der hervorhob: „die Frage sei noch nicht reif und müsse auf spätere Zeiten verschoben werden.“ Die Straßburger, in deren Stadt kein Jude wohnen durfte, waren tief erbittert gegen die Juden und führten in einer Adresse an die Nationalversammlung (1790) die bekannten, überall gang und gäben Klagen gegen das Volk Israel an: Die Juden würden ihre Sitten nicht ändern und den Hang zum Wucher und Schacher nicht ablegen, auch wenn sie Bürger würden. Ihre angeborene Trägheit würde immer ein Hinderniß für sie sein, Gewerbe und Ackerbau zu treiben. Sie würden alles Eigenthum, den ganzen Handel an sich bringen u. s. w. Den Juden ihre Forderung gewähren, könnte also, heißt es in der Adresse, die schädlichsten Folgen für das Elsaß haben und den Juden selbst Gefahr bringen, da sie unfehlbar, als Schlachtopfer der gegen sie erbitterten Landleute, ihre erworbenen Rechte mit dem Leben büßen müßten. Als die Adresse zur Verhandlung kam, bemerkte der elsässer Abgeordnete Reubel, daß in jener Zeit die Schuldscheine in den Händen der Juden im Elsaß 12 bis 15 Millionen Livres betrügen, während ihre Schuldner nicht für 3 Millionen Vermögen hätten. Die Juden würden zufrieden sein, wenn sie 4 Millionen erhielten; 12 Millionen seien von ihnen durch Wucher erworben. Nach langem Hin- und Herstreiten wurde am 28. September 1791 ohne Ausnahme und Vorbehalt den Juden das Bürgerrecht zuerkannt. Als gute Franzosen zogen sie jubelnd in das bis dahin judenfreie Straßburg ein und vermehrten sich „wie der Sand am Meere“.

Volk und Volksleben in Neurußland.

IV.

Arbeitskraft. — Mangelhafte Ernährung. — Anlage und geistige Befähigung. — Wandertrieb der Bauern. — Die Poltawzy. — Lage der Gutsbesitzer. — Die kleinrussische Sprache. — Wasser und Steppenklima. — Die Schneeorkane. — Sanitätsverhältnisse. — Spinnen und Taranteln. — Ruin der polnischen Edelleute. — Schlußbetrachtung über die Zustände der Bauern.

Man hat die Kräfte der Russen häufig mit denen der Engländer und Franzosen und zwar sehr zu ihren Ungunsten verglichen. Sagte mir doch ein englischer Ingenieur z. B., daß er mit zehn seiner Landsleute mehr leisten könne, als mit funfzig Kleinrussen. Die Thatsache zugegeben, beweist sie dennoch nichts; denn erstens weiß der Engländer, daß von seiner Arbeit seine Existenz abhängt, und zweitens entspricht seine Nahrung dem Kraftverbrauch, während die Russen auf Frohn arbeiteten, bei einer Beköstigung, von der man überhaupt nicht glauben sollte, daß sie einen menschlichen Körper zusammenhalten könne. Der Russe geht immer nüchtern an die Arbeit. Bei der größten Kraftverschwendung, beim Schaufeln, Mähen, Pflügen u. s. w., genießt er erst um 8 Uhr Morgens ganz unpassendes Zeug: Gurken, Melonen, Krebse, Arbusen; um 12 Uhr wo möglich seine warme, aber mit Wasser gekochte Hirsegrütze, wenn es hoch kommt mit einem Stückchen Speck angefettet, dazu wieder Arbusen und sein schwarzes Brot. Zur Vesper sitzen die Leute um eine Schüssel kalten Wassers, in welches sie ihr trockenes Brot tauchen, und Abends wieder warme Grütze mit Krebsen und Melonen. Ich möchte doch einmal die Arbeiten der Engländer bei solcher Nahrung sehen. Und so geht es Jahr für Jahr! Man muß billig erstaunen, daß es da überhaupt noch alte Leute im Lande giebt, wird sich aber nun auch die Sehnsucht des zu stark in Anspruch genommenen Körpers nach Branntwein erklären können. Die Abhärtung dieses Volks ist geradezu unglaublich, und trotz der elenden Nahrung arbeitet es für seinen eigenen Vortheil mit anderen

Völkern um die Wette. Rindfleisch sah ich nur ganz ausnahmsweise in einem kleinrussischen Topfe, etwa wenn ein Rind das Bein gebrochen, daher geschlachtet werden mußte und in der Gegend nicht alles verkauft werden konnte. Dann und wann ein zu alter Hammel, ein zu junges Lamm, ein Huhn, dem der Iltis zuvor das Blut ausgesogen oder das im höchsten Lebensüberdruß bedenklich das Haupt neigt, — das sind die Leckerbissen des Bauern.

Es gehört überhaupt zu den Seltsamkeiten dieser viehzuchttreibenden Länder, daß ein Kalbsbraten auch auf den Tafeln vermögender Leute zu den schwer zu erlangenden Delicatessen zählt; im Kälbchen geht ja die Kuh oder der Arbeitsochse verloren, ohne Kalb läßt sich keine Kuh der weißen Race melken.

Nach der Verkündigung des Emancipations-Ukases hatten wir auf dem Lande doch einen sehr schweren Stand. Die Bauern wurden frech; die Mützen verwuchsen mit den Köpfen; Dienstleute verließen haufenweise ihre Herrschaften, und manches zarte Fräulein mußte vom Clavier weg die Kühe melken. — „Jetzt sind wir die Herren und Ihr die Sklaven!“ hat mancher gebildete Reiche hören müssen. Es bedurfte großer Klugheit und Vorsicht, und mancher Tyrann mußte büßen, wo auf der andern Seite denn auch der humane Beamte den Lohn seines Verfahrens in rücksichtsvoller Schonung erntete.

Wenn man dem Volke nicht zurechnet, was es in der That nicht selbst verschuldete; wenn Schulen, Freizügigkeit und abendländische Einflüsse eine Zeitlang an seiner Entwickelung gearbeitet; bessere Nahrung, geordnetere Arbeit und sittlichere Zustände sich verbreiten, so waltet kein Zweifel, daß es sich zu einem tüchtigen herausarbeiten werde, trotz alles dessen, was seither unser Erstaunen oder unsere Geringschätzung erregte. Bis vor zwei, drei Jahren gab es in den Gemeinden noch so gut wie gar keine Schulen oder was auf diesen Namen Anspruch machen kann. Die Gutsverwaltungen pflegten in den Comptoiren stets mehrere Knaben im Schönschreiben unterrichten zu lassen, um den Abgang geübter Schreiber sofort ersetzen zu können. Eben so befanden sich stets mehrere Knaben in benachbarten Städten oder bei deutschen Colonisten in der Lehre, die nach beendeter Lehrzeit als Tischler, Schmiede, Sattler, Schlosser oder Stellmacher mit festem Gehalt in den Dienst der Verwaltung traten, wenn sie tüchtig waren, bei mangelhafter Befähigung wenigstens die Frohntage in ihrem Fache ableisteten. Es fanden sich unter ihnen Leute, die ihren deutschen Meistern in nichts nachstanden, als etwa in der Ausdauer und Nüchternheit. Weiber und Mädchen lernten in den Städten bei gut beleumundeten Hebammen; sonst ist freilich im Dorfe noch jedes Bauerweib Hebamme von Gottes Gnaden.

Mir sind aber auch Bauerknaben bekannt, welche ganz aus eigenem Antriebe Lesen und Schreiben lernten nach losen Bücherblättern, die sie da oder dort zufällig gefunden; sie nannten sich selbst mit Stolz „ssamo-útschki“, d. h. Autodidakten. Jetzt ist zwar mit Schulen hier und da ein Anfang gemacht worden, er steht jedoch immer noch in keinerlei Verhältniß zum allgemeinen Bedürfnisse.

Viele Jahre hindurch habe ich mich in verschiedenen Gegenden Groß- und Kleinrußlands mit dem Unterrichten der Bauerkinder als aufmerksamer Beobachter beschäftigt, und es ist mir kein Volk bekannt, welches mit gleicher Ausdauer, mit gleicher grausamer Consequenz „büffelte“, wie das russische. Aus Dörfern, Wäldern und Steppen herbeigelaufene kleine, zottige Wilde saßen vier, auch fünf Stunden wie angenagelt hinter ihren A-B-C-Büchern, mit dem großen Hahn als Wahrzeichen auf dem Titel und aus dem grimmigen Hineinwühlen in das fremdartige Blätterwerk, was Anderes sprach aus ihm, als der ewig geheiligte Trieb der Menschheit nach Licht? Ganz anders erschien der gemäßigte Fleiß deutscher Kinder; aber man vergesse nicht, welcher Unterschied in den Vorbedingungen zwischen beiden waltet. Dazu ist die Disciplin bei russischen Kindern unendlich leichter aufrecht zu erhalten als bei deutschen. Das meiste Quecksilber hat in dieser Beziehung der Jude.

Daß die Befreiung von der Leibeigenschaft seither andere Resultate zu Tage förderte, als die Meisten erwarteten, kann nicht geleugnet werden; aber wo in der Geschichte finden wir, daß eine Maßregel von auch nur annähernder Bedeutung sich ohne Täuschung, Kampf und Prüfung vollzogen hätte? Die Uebel, welche jetzt noch zu überwinden sind, werden, schon weil sie nicht zugleich und allenthalben hervortreten, sich in gewisse Grenzen binden, in bestimmten Localitäten fesseln und überwinden lassen. Es wird ein Kampf sein in kleinem Maßstabe an hundert verschiedenen Orten, aber er wird nicht in ein großes Ganzes zusammenfließen; dazu sind Klima, Anlagen und Bedürfnisse der Gouvernements zu verschieden. Schon jetzt ist Vieles geordnet. Die Krone kann nicht Alles thun; die Gemeinden werden sich besinnen müssen, die Noth wird sie dazu zwingen. Zwar haben sich die Arbeitskräfte der Gutsbesitzer gar sehr vermindert, die Löhne sind um 100 Procent gestiegen, aber die Aussichten zu lohnenden Verpachtungen haben sich in gleichem Verhältnisse vermehrt. Namentlich entfalten die deutschen Colonisten eine ungeahnte Capitalkraft; sie haben bereits große Güter erworben, die blau lackirten Kisten scheinen unerschöpflich. Wo irgend ein Stück guten Bodens pachtbereit oder verkäuflich, da ist auch das blaue deutsche Hemd mit guten Preisen und baarem Gelde zur Hand, und für Millionen ist in den südlichen Gouvernements schon zu ihrem Eigenthum geworden, was seit Beginn nur den Ochsenpflug gesehen hatte.

Dem Bodenwerthe nach verdient das taurische Gouvernement vor den übrigen neurussischen unbedingt den Vorzug. Ihm zunächst steht das jekaterinoslawsche, und erst in dritter Reihe das chersonsche, in welchem so Getreide wie Gras die niedrigsten Erträge geben. Das poltawasche enthält herrliche Ebenen und wellenförmige Formationen, und würde, da auch häufigere Regen dort niederfallen, sich zu größter Bedeutung aufschwingen, wenn seine Bauern nicht einen ganz besondern Wandertrieb besäßen. Aber im Beginne des April zieht Alles, was Beine hat, mit der Sense auf dem Rücken gen Süden. Bis nach Perekop hinunter sind sie auf allen Steppen die Hauptmäher. Die guten Löhne von $1^1/_2$ bis 2 Rubel täglich nebst Kost und Schnaps werden bei der Schnelligkeit, mit welcher das Gras den sengenden Sonnenstrahlen entzogen werden muß, wohl Hauptgrund dieser Auswanderungswuth sein, aber nebenbei auch sicherlich der Trieb nach Bewegung und Abwechselung. Nach beendeter Arbeit ziehen sie truppweise heim und verüben an vereinzelten Gehöften und Wohnungen die frechsten, gewaltthätigsten Einbrüche, ja Mordthaten, kurz, nehmen mit, was sich fortbringen läßt. Sobald es heißt: „Die Poltawzy ziehen heim,“ ist auf ihren Wegen Tag und Nacht Alles in größter Angst. Herrschaften, Wächter und Hunde stehen auf dem qui vive, aber auch Wachsamkeit schützt nicht immer vor der Uebermacht eines Trupps, der entschlossen ist, seinen Vortheil zu erzwingen. Meist brechen sie in der Abenddämmerung auf und marschiren bis 2 oder 3 Uhr Morgens.

Die vorhergehenden Mittheilungen betrafen ausschließlich nur den Bauernstand. Die reichen Gutsbesitzer stehen meist auf der Höhe der Zeit, insofern sich dieselbe in äußerer Abgeschliffenheit der Sitten und Formen und in dem Firnisse abspiegelt, der den Blick zur Tiefe verwehrt. Die klei-

neren haben sich sehr beschränken müssen, besitzen auch noch ziemlich viel, was an den Bauer erinnert, wenn sie auch gern die Flagge der Civilisation heraushängen. In sittlichen Zuständen und Lebensweise ist aber doch der Fortschritt nicht zu verkennen, und das Ehrgefühl namentlich scheint sich in neuester Zeit entwickeln zu wollen. Ihre Lage ist meist eine sehr gedrückte, entsagungsreiche, und sehr viele haben dem väterlichen Erbe Valet sagen und zu allerlei Thätigkeiten greifen müssen, die für die Tasche vortheilhafter sein mögen als für den Charakter. Es ist eben eine Zeit, die Echtes von Falschem scheidet, und Lebenswürdiges von dem Untergange geweihetem.

Die kleinrussische Sprache ist ein Gemisch des Polnischen und Großrussischen mit leisen Anklängen des Tatarischen. Sie berührt das Ohr des Großrussen sehr unangenehm, insbesondere weil sie den Ton auf andere Silben legt als er, und seine reinen Vocale auf ein überall angebrachtes i beschränkt. Der Mangel des Nobeln, Wohllautenden ruht wie ein Nebel auf ihr. Schriftsprache ist sie eigentlich nicht, wird es auch schwerlich jemals werden, obwohl sie sich über die ganze südrussische Steppenzone ausgebreitet hat, und Gogol, Tschewtschenko und Andere sich eifrig bemüht haben, ihr einen Platz im europäischen Sprachenconcerte zu erobern. Sie ermangelt der unzähligen Diminutive, welche in Großrußland bis zur Unerträglichkeit im Gebrauch sind, ist auch herz- und gemüthreicher, macht aber auf den Kenner einen fast noch komischern Eindruck als das Gascognische auf den Pariser. Blumauer's travestirte Aeneis ist in den Händen aller Schreiber, und zwar in einer Fülle der Komik, der sich auch der Ernsteste nicht entziehen kann. Jedenfalls ist gerade diese Wahl sehr charakteristisch. Wo der Großrusse wóssem padwód (acht fuhren) sagt, da spricht der Kleinrusse: wissim pidwid, Ich setze zur Vergleichung einige besonders abweichende Formen her, falls Jemand sich dafür interessiren sollte.

Großrussisch.		Kleinrussisch.
menä́	mich	méhne
tebä́	dich	téhbe
on	er	win
poterä́t	verlieren	sagubít
wídet	sehen	bátschit
slúschat	hören	tschut
ád	die Hölle	péklo
pust	laß	nechái
rebä́ta	Leute	chlópzi
kost	der Knochen	masslák
stránstwowát	wandern	mándrowát
lichorádka	das Fieber	propástnitza
nuschno	nöthig	tréba
njétu	nicht da	nemá
skótt	das Vieh	chudóba.

Daß selbst die mittleren Stände: Studenten, kleine Gutsbesitzer, Beamte und dergleichen, für ihre Sprache schwärmen und ihr eine Zukunft vindiciren, erscheint uns zu achtungswerth, um darüber ein Wort zu verlieren. Wir wünschen ihnen das Beste, auch wenn unser deutsches Ohr sich diesen Klängen nicht zu befreunden vermag. Die charakteristische Anhängung der Endung enko an die Eigennamen, z. B. Gorbénko, Kraftschénko, Kowalénko u. s. w., scheint die Bezeichnung des Sohnes zu bedeuten, dessen Vater mit den Stammsilben benannt wurde. So nannten z. B. die Leute des Doctors dessen kleinen Sohn Doktorénko; es ist also eine echt nationale Form und darum überall im Gebrauch.

Daß auf sehr wasserarmen Flächen das Wasser, dieses erhaltende Element, in besonderer Achtung steht, ist wohl natürlich. Es rührt einigermaßen und läßt uns einen tiefen Blick in die Anschauungsweise des Volks thun, wenn auf der Steppe das Bauerweib, welches uns einen frischen Trunk reicht, mit tiefer Verbeugung spricht: „sdorówo páne písschi," d. h. Gesundheit dem trinkenden Herrn. So ist es Gebrauch vom Don bis zum Dniestr, von Charkow bis Odessa. — Bei allen Behörden, Schulen, Gutsverwaltungen und Geschäften ist einzig die großrussische Sprache anwendbar und im Gebrauch; die kleinrussische gehört nur dem Volksverkehre, dort aber herrscht sie tyrannisch und ausschließlich, und wer mit dem Volke irgend zu thun hat, muß sie durchaus kennen.

Das Steppenklima ist trotz seiner schroffen Uebergänge im Ganzen ein gesundes, wobei natürlich bei der enormen Ausdehnung des Landes die Unterschiede von Länge und Breite sehr in Betracht kommen. Die größte Kälte pflegt in der zweiten Hälfte des November und ersten des Februar, die größte Hitze im Mai und Juli einzutreten, und während die nördliche Steppenhälfte sich hinsichtlich der Kälte, des Schnees und der Schlittenbahn eines ganz russischen Winters rühmen kann, zeigt die südliche, etwa vom 48. Grade an, eine entschiedene Neigung, ihm das Spiel zu verderben, und bereits im Februar dem Lenze Thür und Thor zu öffnen. Aber obwohl südlich von Nikopol die Gewässer sich rasch ihrer Eisdecke entledigen, ist doch kein rechter Ernst in der Sache. Wohl zehnmal versucht das erste Grün der Sonne entgegen zu blinzeln, immer zwingt der rauhe Ostwind es, wieder inne zu halten; Monate lang dauert dieses Spiel, und oft darf sich Blüthe und Knospe erst gegen Ausgang Aprils ungestraft öffnen, um in plötzlich hervorbrechender Gluth zu überschneller Entwickelung getrieben zu werden. So ist es bei Jekaterinoslaw, so bei Odessa, obwohl letztere Stadt sich im Ganzen recht milder Winter erfreut, in denen das Thermometer meist zwischen 1 bis 5 Graden unter Null variirt und sich nur ganz ausnahmsweise an wenigen Tagen bei 10 bis 20 Grad mit Eis bedeckt.

Der Lenz entbehrt in der Steppe mithin der Reize, wegen welcher er in glücklicheren Zonen berühmt ist; dagegen bietet der Herbst, d. h. August, September und October, reichlichen Ersatz und bleibt unbestritten der schönste Theil des Jahres.

Daß selbst geringe Kältegrade auf großen Ebenen, in Begleitung der Nord- und Ostwinde, den Körper in empfindlichster Weise berühren, ist bekannt. Wenn jedoch bei solcher Windrichtung ein leichtes Schneegestöber (Fuga*) beginnt, möge jeder Reisende bei Zeiten den Heimweg suchen. Ich habe Fugen erlebt, die viermal 24 Stunden in fast stündlich gesteigerter Wuth forttobten und stets ihre Opfer an Menschen und Vieh einsammelten. Wer dann vom Wege abirrt, ist verloren; selbst der Instinct der Thiere versagt seine sonst nie trügenden Dienste; jedes Merkmal verschwindet; es ist, als ob der Himmel sich drehe, von allen Himmelsgegenden, von oben und unten tobt und stäubt es wild durch einander; jede Aussicht verschließt sich, Alles erstarrt, und ein förmlicher Lebensüberdruß beschleicht den bis auf die Knochen durchkälteten Körper, der sich in doppelter, selbst dreifacher Pelz-

*) Man unterscheidet: Metél = leichtes Schneegestöber; Fuga kleinrussische Aussprache des russischen Wjuga = Schneewehen mit Sturm; Burä = Sturm; Nepogoda = Unwetter mit Regen; Uragán = Seesturm mit Platzregen. Die Fuga beginnt meist mit dem Metél, steigert sich aber bis zum kreisförmigen Schneestäuben unter dem Einflusse des Nord- oder Ostwindes, der den Schnee härtet. An jedem Hindernisse häuft sich derselbe haushoch, während er über die Steppe gefegt wird, Abgründe glatt zudeckt, auf der Fläche aber nur so viel zurückläßt, als die Grashälmchen aufzuhalten vermögen.

hülle wie nackt vorkommt. Mir sind Fälle bekannt, wo heimkehrende Bauern wenige Schritte vor ihrem Dorfe in vollständigster Unkenntniß des Ortes hinsanken und der Erstarrung zur Beute fielen. Wie Schaf- und Viehherden dann blindlings mit dem Winde oft 60 Werst weit und wohl gar in Strom oder Abgrund fortstürzen, ist bekannt. Eben so rasen die Pferdetabune unglaubliche Strecken weit.

Das sind die Nächte, in denen alles Gethier sich schutzsuchend an die Wohnungen der Menschen heranzieht; in denen der Hase sich längs der Zäune eingräbt, der Fuchs neben dem Hühnerstalle versteckt zittert, und der Wolf, von wachsamen Hunden unbelästigt, auf unserm Hofe spaziert, als wäre das Alles sein Eigenthum; ja sogar, wie ich selbst erlebte, auf die Dächer klettert und von oben herab in die Fenster blinzelt, ohne daß man aus der verwehten Thür nach seinem Begehren fragen könnte. Das 200 Werst nördlich von Odessa gelegene Balta ist merkwürdigerweise der pontischen Vegetation stets um einige Tage voraus; so groß ist der Einfluß der eichenbewaldeten Höhen und Thäler des schönen podolischen Gouvernements.

Mit den sittlichen Zuständen gewissermaßen im Widerspruch ist der Reichthum an Kindern in den Steppen. In den Bauerfamilien kommen 8 bis 12 Kinder so häufig vor, daß man kaum irren wird, wenn man 3 bis 4 durchschnittlich auf jede Ehe rechnet, obwohl Masern, Keuchhusten, Croup und besonders Pocken zu Zeiten arge Verheerungen unter den Kleinen anrichten. Zwar wird seitens der Behörden für Impfung Sorge getragen, aber es schlüpfen doch viele durch, da der fatalistische Bauer im Ganzen wenig Werth auf das legt, was der Bestimmung doch keine andere Richtung geben kann, wie er fest überzeugt ist. Alle Gegenden, welche an den Dnieprniederungen (Plawnen) liegen, kennen die Schwindsucht kaum dem Namen nach; eben so ist in diesen vegetationsreichen Gebieten das Scharlach erst seit zwei Jahren aufgetreten. Am verbreitetsten sind die verschiedenen Wechselfieber. Der häufige Genuß der Melonen und Krebse, auf welche der Bauer rücksichtslos Wasser zu trinken pflegt, sowie das Schlafen auf kühler Steppe nach einer enormen Tagestranspiration mag ihnen in den meisten Fällen zu Grunde liegen. Einer rationellen Behandlung durch den Arzt ist der Bauer grundsätzlich abgeneigt, theils aus pecuniären, theils abergläubig-fatalistischen Beweggründen; wohl aber laufen die Kranken meilenweit zu jedem Nichtarzte, von dem sie Hülfe zu erwarten glauben, und hat man das Unglück, in solchen Ruf zu kommen, so weiß man sich bald vor Patienten nicht mehr zu retten. In jedem Dorfe fungiren außerdem alte Weiber mit mehr oder weniger Erfolg; etwas Zauberei, Besprechung und dergleichen läuft natürlich mit unter, und der Glaube hilft denn auch hier zum Seligwerden. Bei den häufig vorkommenden syphilitischen Fällen sollen, wie ich mir habe erzählen lassen, Hunger und Transpiration besonders energisch in Anwendung kommen; dennoch ist secundäre Syphilis weit verbreitet. Wer das Unglück hatte, Ammen suchen zu müssen, wird in dieser Beziehung sehr niederschlagende Erfahrungen machen.

Krüppel, Blödsinnige und Taubstumme finden sich verhältnißmäßig nur sehr selten; daß letzteren die Ehe ohne Weiteres gestattet ist, scheint kaum zu rechtfertigen. Sehr häufig tritt die Karbunkel bei Menschen und Vieh auf, wird aber durch rechtzeitiges Ausbrennen in den weitaus meisten Fällen beseitigt; nur selten hört man von solcher Todesart. Mit Ausnahme dieser letztern treten die geschilderten Krankheiten in den neurussischen Städten in vermehrtem Grade auf; die Sterblichkeit ist im Allgemeinen eine sehr große. In Cherson z. B. dominiren sehr böse Wechselfieber, und Odessa scheint, seiner trockenen Sommerhitze und des unendlichen Staubes wegen, für junge, in der Entwickelung begriffene Mädchen ein verhängnißvoller Ort zu sein.

Wenn das südliche Rußland mit Recht für die Heimath der Viehseuchen gilt, so könnte es mit noch größerm die der Spinnen genannt werden. Von der kleinsten, auf leichtem Gewebe dahinschwebenden bis zur boshaften Tarantel und darüber hinaus zur Größe einer Wallnuß, sind alle Gattungen in unglaublicher Menge vertreten. Morgens, wenn die schrägen Sonnenstrahlen sich im Thau der Ebene spiegeln, kann man sich überzeugen, daß die unermeßliche Fläche mit Spinnegeweben im eigentlichen Sinne des Wortes überzogen ist. Mit Ausnahme der Tarantel jedoch sind es unschädliche Gattungen; diese letztere findet sich in Menge auf jedem Hofe, in jedem Garten. Ihre etwa einen halben Zoll im Durchmesser haltenden Löcher sind an der sorgfältigen Umspinnung der Ränder leicht kennbar; sie senken sich oft einen Fuß tief gerade hinab; die Spinne selbst wohnt in einem Seitentunnel. Wenn man das Loch bis zur Sättigung mit Wasser anfüllt, erhebt sich aus der Tiefe die graue haarige Masse und sucht zu entkommen. Die Kinder tödteten wohl zwanzig an einem Tage mit der Hacke, ohne daß eine Verminderung bemerkbar geworden wäre. Dieses widerliche Thier erreicht hier gewöhnlich die Größe einer guten Haselnuß; als probates Mittel gegen den immerhin doch gefährlichen Biß gilt Oel, in welchem eine Tarantel erstickt worden, und nicht leicht fehlt in einer Hütte das Fläschchen damit.

Der Leser wird aus meinen Schilderungen den Eindruck gewonnen haben, daß die Steppe ihren Bewohnern die Reize eines menschenwürdigen Daseins nur in sehr beschränktem Maße austheilte, aber eben darin auch wieder eine Entschuldigung für Manches finden, was in seiner rohen Form, seiner grellen Färbung dem gebildeten Sinne widerstrebt. Seit den Zeiten scythischer Gräuel scheint auf der Steppe das Privilegium der Verwilderung geruht zu haben. Aber was wir heute vorfinden, sei es uns auch noch so befremdend, ist doch immerhin unleugbar im Vorschritt begriffen, und das giebt der Hoffnung freien Spielraum. Lassen die sittlichen Zustände selbst der gebildeten Classen der neurussischen Städte bekanntlich noch viel zu wünschen übrig, so muß man dasjenige, was man westlich vom Bug, nach Podolien hinein, findet, leider mit dem Worte „Rückschritt“ bezeichnen. Die Bauern moralisch und ökonomisch wesentlich tiefer stehend; die Mehrzahl der Güter über ihren Werth verschuldet, die ehelichen und Familienverhältnisse so verworren und getrübt, daß man nur beklagen kann, ein so herrliches Land nicht in besseren Händen zu wissen.

Das Unglück, auch das selbstverschuldete, ist überall ehrwürdig; wer aber der Ueberzeugung ist, daß die Wahrheit die einzige Regeneratorin der Menschheit ist, wird, wenn auch mit Zurückhaltung, ihr dennoch die Ehre geben müssen. Wer sich überzeugen will, wie die Polen so in politischer wie wirthschaftlicher Beziehung am Ruin ihres Vaterlandes gearbeitet haben, der bereise Podolien und die angrenzenden Gouvernements. Prachtvolle Schlösser, verödet und vereinsamt; paradiesische Gärten, verwildert und verwachsen; der ermüdete Reisende findet üppige Betten, erstaunenswerthen Comfort, aber kein Huhn, kein Brot für seinen Hunger, wohl aber die unvermeidlichen Gefäße mit Zahnstochern. Statt dessen bewirthet ihn ein zurückgebliebener Lakai an eleganter Tafel mit Erdbeeren und Ananas aus der Orangerie und erzählt ihm von den 80 anderen Lakaien, die noch vor wenigen Jahren diesen Hof belebten. Alles verjubelt, im In- und Auslande mit vollen Händen verschwendet. Die wenigen podolischen Städte, wie: Kaminiez, Balta u. a. m. schwelgen noch heute in der Erinnerung der prachtvollen Aufzüge polnischer Großen. Die bal-

taschen Juden und Kaufleute sind lebende Chroniken podolischer Vorgänge; ihre Taschen strotzen von Wechseln der Edelleute und ihre Bücher erzählen von Lebensläufen mehr wie eines Cagliostro!

Der durch die neuen Bahnbauten unerwartet ermöglichte Verkauf der Eichenwälder konnte nur einige größere Güter vom Hammer retten, die kleineren waren längst ihrer Waldungen beraubt, vergeudet von denselben schönen Frauen- und imposanten Männergestalten, deren Bilder von den Wänden der leeren Säle so selbstbewußt auf den Beschauer niederblicken! Zinsfüße von schwindelerregender Höhe setzen hier Niemanden in Erstaunen, und eine eiserne Zucht scheint in der That einziges Rettungsmittel.

Es bleiben noch einige Worte über den heutigen Zustand des neurussischen Bauern übrig. Dieser ist je nach der Bedeutung seiner Umgebung sehr verschieden. Wo sich in der Gegend Fabriken, Manufacturen und dergleichen befinden, hat sich die bäuerliche Wohlfahrt entschieden gehoben; durch Beschäftigung in denselben sind wiederum Landstücke disponibel geworden, die dem Landbebauer zu Gute kommen. Wo der Bauer unter den ihm freigestellten Ablösungsarten das Geschenk des vierten Theils des für die „Seele" ausgeworfenen Landes wählte, um aller Nachzahlungen enthoben zu sein, und das ist im Chersonschen vielfach der Fall gewesen, da unterscheidet sich seine Lage kaum von der Leibeigenschaft; er ist vom Gutsbesitzer vollständig abhängig geblieben. Das kleine Landstück von $1^5/_8$ Dessätine deckt in keiner Weise seine Bedürfnisse, und eine Pacht ist ganz in das Belieben des Landbesitzers gestellt, dessen Bereitwilligkeit kaum vorausgesetzt werden kann, wo er ohnehin schon so viel des Seinigen hat opfern müssen.

Der wohlhabendere Bauer, welcher den vollständigen Loskauf durch einen in 49 Jahren ratenweise abzutragenden Kronsvorschuß wählte, hat darin einen allerdings nicht gering anzuschlagenden Vorsprung gewonnen, und seine Fortentwickelung liegt nunmehr in seinen Händen; das dürfte aber in einem Lande, wo seit Jahrhunderten jeder Anstoß von oben kommt, nur relative Bedeutung haben. Das Mündigsprechen macht die Leute nicht mündig! — Ueber den geringen Werth des russischen Gemeindebesitzes fallen auch nachgerade in den Gemeinden selbst die Schleier. Der thätigere und wohlhabendere Bauer sieht sich von der Gemeinde gezwungen, auch für die Antheile fauler Säufer einzustehen, mag er nun sie zu bearbeiten geneigt und im Stande sein oder nicht. Selbst die seitens der Gemeindeverwaltungen eröffnete Aussicht, die den Familien oder Seelen zugewiesenen Grundstücke künftig der Ausloosung zu entziehen und sie ihnen erb und eigen zu lassen, hat nicht verhindern können, daß viele wohlhabende Bauern am Dniepr die zweifelhafte Herrlichkeit im Stiche ließen und nach dem Kaukasus auswanderten, um dem Joche der solidarischen Haftbarkeit zu entfliehen. Aber schon ertönen von dort Proteste gegen diese Zuströmung; schon wird es dort zu eng, und mehrere sind bereits sehr enttäuscht zurückgekehrt.

Dieses Hin- und Herziehen wird mit eintretender Freizügigkeit, mit der man noch weise zurückhält, erst recht beginnen. Die Regierung ist vom besten Willen beseelt und das Volk im Ganzen fügsam, beiden aber wird und kann die Erfahrung nicht erspart werden, daß der elementarste Ausspruch aller socialen Wahrheit in den unumstößlichen Worten liegt: Es giebt kein Heil und keine Entwickelung, als in ernster, gewissenhafter Arbeit!

Aus allen Erdtheilen.

Anzahl der Sklaven und Sterblichkeit in Brasilien.

Es läßt sich schon jetzt mit Gewißheit annehmen, daß die Negersklaverei in dem großen südamerikanischen Kaiserreiche noch im laufenden Jahrhundert aufhören werde. Die öffentliche Meinung befreundet sich immer mehr mit dem Gedanken, daß dieselbe zu beseitigen sei; freiwillige Emancipationen finden seit einigen Jahren fast allwöchentlich in Menge statt, und in den Kammern sind verschiedene Entwürfe für die Emancipation vorgelegt worden. Sobald die Angelegenheit weiter vorgeschritten ist, werden wir nicht verfehlen, näher auf dieselbe einzugehen. Hier möge nur bemerkt werden, daß es sich nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wie handelt. Die unvermittelte Aufhebung der Negersklaverei hat in anderen südamerikanischen Staaten, in Westindien und Nordamerika, in moralischer Beziehung so nachtheilig und in wirthschaftlicher Hinsicht so zerrüttend gewirkt, daß man in Brasilien alle Ursache hat, auch im Interesse der Neger selbst, sehr bedächtig und mit Vorsicht zu verfahren, und vor allen Dingen erst die erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen, bevor die „unfreiwillige Dienstbarkeit" völlig beseitigt wird.

Auch in Brasilien finden wir im Allgemeinen die Erscheinung, daß da, wo der weiße Mensch die Feldarbeiten ohne Nachtheil für seine Gesundheit verrichten kann, die Negersklaverei nicht profitabel ist; sie lohnt nur in den tropischen Gegenden und beim Plantagenbetrieb, der in den eigentlichen Südprovinzen fehlt. Dort hat man eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Sklaven, und die deutschen Colonisten haben von vornherein alle Sklaverei von sich fern gehalten.

Die Brasilianer schätzen die Anzahl der Bewohner, offenbar viel zu hoch, auf mehr als 11 Millionen Seelen (11,780,000); Behm (im „Geographischen Jahrbuch" für 1870) reducirt die Ziffer, sehr verständig, auf rund 10,000,000, und wir unsererseits sind geneigt, dieselbe noch um reichlich eine halbe Million zu vermindern. Erst in der jüngsten Zeit sind da und dort mehr oder weniger genaue Zählungen vorgenommen worden, und man will nun alle zehn Jahr einen Census veranstalten. Für die Hauptstadt Rio de Janeiro hatte man bisher eine Bevölkerung von etwa 400,000 Köpfen angenommen; nun hat sich durch eine vor wenigen Monaten veranstaltete Zählung ergeben, daß die Zahl der Freien 185,000, jene der Sklaven 50,000 beträgt, Summa ungefähr 235,000 Seelen.

Man wußte bisher auch nicht einmal annähernd genau, wie hoch die Anzahl der Sklaven im Reiche sich beläuft. Karl v. Scherzer („Statistisch-commercielle Ergebnisse der Novara-Expedition", Leipzig 1867, S. 15) nimmt für Brasilien 7,911,400 Bewohner an, „darunter vier Millionen Sklaven". Diese absolut willkürliche und unmotivirte Angabe ist in einige Hand- und Lehrbücher übergegangen, und nur deshalb erwähnen wir derselben. — Im Hinblick auf die Vorarbeiten zur Emancipation war es geboten, den Stand der Dinge statistisch zu ermitteln und ein wenigstens annähernd zutreffendes Resultat zu gewinnen. Das ist nun von Seiten eines fleißigen Beamten im Ministerium des Auswärtigen zu Rio, Roberto de Souza Silva, geschehen. Seinen Ermittelungen zufolge beträgt die Zahl der Sklaven 1,609,673 (für Mitte 1870), wovon 875,047 männlich, 734,626 weiblich. Wie ungleich vertheilt sie sind, und von welcher Wichtigkeit die klimatischen und die Agriculturver-

hältnisse dabei erscheinen, geht daraus hervor, daß in fünf Provinzen 1,143,000 Sklaven vorhanden sind, während auf die übrigen sechszehn Provinzen nur 466,573 entfallen. Die Ziffern sind folgende („Brazil and River Plate Mail", 8. October; Correspondenz aus Rio vom 5. September):

Amazonas 1400; — Para 28,000; — Maranhao 60,000; — Piauhy 19,204; — Ceara 25,727; — Rio Grande do Norte 20,000; — Parahyba 18,327; — Pernambuco 132,000; — Alagoas 49,330; — Sergipe 50,000; — Bahia 179,000; — Espirito Santo 15,804; — Rio de Janeiro 400,000; — Stadt Rio 50,092; — San Paulo 132,000; — Paraná 12,000; — Santa Catharina 14,722; — Rio Grande do Sul 80,000; — Minas Geraës 300,000; — Goyaz 15,400; — Matto Grosso 6000 Negersklaven.

Ueber die Sterblichkeitsverhältnisse in Rio de Janeiro finden wir in einer dortigen Correspondenz vom 24. August („Newyork Herald", 28. September) einige Angaben. In den ersten sechs Monaten starben 4611 Freie und 899 Sklaven. Von den ersteren, zumeist Weißen und Mischlingen, erlagen dem gelben Fieber 991, während diese Seuche nur fünf Sklaven hinwegraffte. (— Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Neger und Mulatten in viel geringerer Anzahl und in weit milderer Gestalt vom gelben Fieber heimgesucht werden, als die Weißen. Nach Barton's Ermittelungen über diese Seuche in Neuorleans, wo sie 1853 stärker als je zuvor wüthete, wurden von derselben ergriffen von je 1000 Seelen nur 3,58 aus der Stadt selbst und Louisiana: 13,22 aus den südlichen Sklavenstaaten; aus Ohio und den nordwestlichen Staaten 44,23, aus Irland 204,97, aus Deutschland und Rußland 132,11, aus Holland und Belgien 328, aus Oesterreich und der Schweiz 220,08; aus Spanien und Italien 22,06, England 52,19. „Es ergiebt sich, daß die Anlage zur Aufnahme des gelben Fiebers bedingt war durch die geographische Breite der Länder, aus welchen die Erkrankten stammten; daß Leute aus Gegenden des kalten Nebels in größerer Anzahl ergriffen werden, als aus Regionen des warmen Nebels. Menschen in schmutzigen Wohnungen, unsaubere Leute und Branntweintrinker (Irländer) stehen voran." (Karl Andree, „Geographie des Welthandels" I, S. 346 bis 354, wo auch nähere Angaben über Beschaffenheit und Verbreitung dieser Seuche.) Bekanntlich ist Brasilien erst seit 1849 von derselben heimgesucht worden. Als in Rio das gelbe Fieber im zweiten Jahre auftrat, erkrankten, nach Dr. Avé Lallemanti, der als Arzt an Ort und Stelle beobachtete, etwa 120,000 Leute, also jeder dritte Mensch! —

Im ersten Halbjahre 1870 starben in Rio nur 85 Personen weiblichen Geschlechts; auf die 5525 Todesfälle entfallen auf dasselbe nur 1825, auf das männliche 3700. Die Sterbefälle unter den Sklaven stellen sich auf 1,8, jene der Freien auf annähernd 2,5. Dem im April veranstalteten Census gemäß ist die mittlere Lebensdauer für die normalen Jahre, d. h. solche, wo das gelbe Fieber in Rio nicht auftritt, nur 27 bis 28 Jahre. Die Sterblichkeit hat bisher in normalen Jahren etwa 8500 betragen, jene der Geburten nur etwa 5000. Die Zuwanderung von Außen her reicht kaum hin, diesen Ausfall zu decken.

Der Correspondent des „Herald" erwähnt, daß in manchen Gegenden Brasiliens Cretinismus und Kröpfe in bedenklichster Weise überhand nehmen. Ein Arzt hat nachgewiesen, daß ein sehr großer Theil der Bewohner in der Stadt Goyaz, in der gleichnamigen Provinz, sodann in den Ortschaften Pitangui und Curvelho in Minas Geraës durch den Cretinismus völlig heruntergekommen seien und daß derselbe in der Provinz San Paulo, sodann in der Provinz Rio in den Ortschaften Parahyba, Cantagallo und Novo Friburgo auftrete. Unweit Taboleiro Grande in Minas Geraës liegen die Dörfer Almas und Sacco del Papudos, welche zusammen etwa 400 Einwohner haben; von diesen ist nicht ein einziger von der Krankheit verschont geblieben. Im Pfarrsprengel von Rio Vermelho, unweit von Diamantina, in derselben Provinz, ist beantragt worden, sämmtliche Einwohner der Ausübung ihrer politischen Rechte verlustig zu erklären, da sie ohne Ausnahme entweder völlige Cretins oder doch schon mit Kröpfen behaftet seien. Der Arzt meint, die Krankheit rühre daher, daß im Trinkwasser Dolomit enthalten sei. Solche Bergleute und Diamantengräber, welche Salz aus dem Salzwerke von San Francisco genießen, welches Jodin und Bromin enthält, bleiben völlig verschont; alle dagegen, welche dolomithaltiges Salz genießen, bekommen die Krankheit, welche in bedenklicher Weise um sich greife.

Aus der Republik Uruguay.

Dieser Staat ist durch Unfug der Parteien ebenso arg zerrüttet wie Mexico oder Venezuela. Seit einem halben Jahre steht die Partei der Blancos, welche das rohe Gauchoelement vertritt, wieder in Waffen gegen die der Colorados, welche seit dem Beginne des Krieges gegen Paraguay obenauf gewesen ist, nun aber allem Anschein zufolge ihrem Sturze nicht entgehen kann. Nichtsdestoweniger kommt das Land im Allgemeinen doch vorwärts, weil das ausländische Element immer stärker wird und sich an den Händeln der Uruguayenser nicht betheiligt. Wir haben einen Bericht aus Montevideo vor uns, welchem wir die nachstehenden Angaben entlehnen; er ist amtlich und bezieht sich auf das Jahr 1868.

Die Regierung ernannte 1865 eine Einwanderungsbehörde, deren Mitglieder verschiedenen Nationen angehören. Dieselbe weist den Ankommenden sofort Beschäftigung nach; unablässig werden Arbeitskräfte verlangt; 1868 waren bei der Behörde 4179 Gesuche von Grundbesitzern und Handwerkern um Zuweisung von Arbeitern eingereicht worden; es hatten sich bei ihr jedoch nur 2325 Arbeitsuchende gemeldet. Die meiste Nachfrage ist nach Tagarbeitern, Köchinnen, Dienern und Dienerinnen, Aufwärtern und Zimmerleuten. Unter den Einwanderern stehen die Italiener in vorderster Reihe. Sie kamen zuerst 1841 und bilden nun alljährlich die Hälfte aller Ankömmlinge. Es landeten in Montevideo:

	Italiener.	Spanier.	Basken.	Verschiedene.
1866 . . .	4090	1558	1053	2626
1867 . . .	6982	3783	1665	4951
1868 . . .	8039	2534	1586	4733

Die gesammte Einwanderung stellte sich demnach in den drei genannten Jahren auf respective: 9327, 17,381 und 16,892 Köpfe. Nach und nach bilden die Einwanderer auch Ackerbaucolonien; das ist geschehen z. B. durch englische Familien, welche vom Cap der Guten Hoffnung gekommen sind, bei Rincon de Ramirez; fünf lombardische Familien in Durazno verfertigen Butter und Käse. Jeder Einwanderer kann 50 Acres Land für 12 Pf. St. mit langem Credit erhalten; Schweizer und Piemontesen bauen viel Getreide; das größte Grundstück besitzt der Baron Mauá (ein Brasilianer); dasselbe enthält 560,000 Acres mit 40,000 Stück Rindvieh, 150,000 Schafen und ist auf 360,000 Pf. St. Werth abgeschätzt worden.

Wie sehr der Handel von Montevideo angewachsen ist, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die eingelaufenen Schiffe hatten einen Tonnengehalt von:

	Englische.	Französ.	Italien.	Nordamer.	Total.
1836	11,825	9,454	10,381	12,135	61,148
1842	42,594	18,307	19,100	24,039	158,652
1868	125,184	53,456	27,928	39,278	462,220

Unter dem Total sind die deutschen Fahrzeuge mit inbegriffen, welche zunächst auf die englische Flagge folgen. Die Küstenschifffahrt aus Salto, Paysandu und den übrigen Häfen stellte sich für die in Montevideo eingelaufenen Fahrzeuge auf etwa 80,000 Tonnen.

Die Ausfuhr betrug 1868: 12,139,720 Dollars, die Einfuhr 16,102,474 Dollars, die Zolleinnahme 4,156,279.

Die Einwanderungscommission schätzt die Volksmenge in der Republik auf 409,000 Seelen, wovon auf die Stadt Montevideo und deren nächste Umgebung 130,000 kommen; von 7625 Geschäftsläden und Handlungsfirmen entfallen nicht weniger als 6099 auf Ausländer und nur 1526 auf Inländer.

Hartt's Erforschung der Nebenflüsse des Amazonenstromes.

Die Gründer der Cornell-Universität zu Ithaca im Staate Neuyork verdienen alles Lob. Sie haben dem Geologen Professor C. F. Hartt reichliche Mittel zur Verfügung gestellt für eine Expedition, welche die südlichen Zuflüsse des Amazonas gründlich erforschen soll. Hartt war schon früher mit Agassiz in Brasilien und begleitete denselben auch bei dessen Fahrten auf dem Riesenstrome. Jetzt hat er einen förmlichen wissenschaftlichen Stab bei sich: Prentiß als Botaniker, die „Volontäre" Powers, Slaton, Derby, Johnson und Wilmot für verschiedene andere Zweige der Naturwissenschaften; ferner speciell für Geologie Comstock und H. H. Smith, welche auch photographiren; als Hartt's Secretär fungirt H. Kendall. Hauptzweck ist die Erforschung des nordöstlichen Brasiliens und insbesondere der Region am rechten Ufer des Amazonas. Agassiz hat in Brasilien Seitenmoränen gefunden; diese sollen speciell untersucht werden. Ein Gleiches wird der Fall sein mit der Küste von Para ab nach Süden hin bis Pernambuco, wo den Korallenriffen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Hartt zeigt ein lebhaftes Interesse für die Linguistik und wird auf das Studium der Tupi-Sprache, welche bekanntlich eine sehr große Verbreitung hat, große Sorgfalt verwenden. Schon jetzt hat er dreimal mehr Vocabeln gesammelt, als Dr. Franca (— in seiner bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Grammatik der Tupi-Sprache —) und Martius zusammengestellt haben. Die brasilianische Regierung leistet der Expedition, welche zu Ende des August in Para, also im Mündungsgebiete des Amazonas, angekommen war, allen Vorschub.

Römischer Münzfund auf der Insel Gotland.

M. Zu den lehrreichsten Alterhumsfunden auf skandinavischem Boden gehören unstreitig die mit römischen und römisch-byzantinischen Münzen und anderen Gegenständen römischen Ursprunges untermischten, weil sie theils eine Altersbestimmung der mit ihnen beisammen gefundenen nichtrömischen Anticaglien ermöglichen, theils darthun, wann die Benutzung eiserner Waffen und Werkzeuge im Norden als allgemein eingeführt zu betrachten ist, und endlich, weil durch sie ein lebhafter Handel zwischen Skandinaven und Römern im Anfange unserer Zeitrechnung erwiesen ist.

Fragt man, in welcher Richtung sich dieser Verkehr bewegt, so ist man geneigt, anzunehmen, daß die seekundigen Nordländer mit den römischen Niederlassungen in England in Handelsverbindungen gestanden, zumal da in späterer Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen Skandinavien und Britannien historisch nachweisbar ist. Allein die archäologischen Funde weisen unzweideutig nach Süden über die Ostsee, längs den Ufern der Weichsel, Oder, Elbe und Havel bis an den Rhein und die Donau; denn während die Westküsten der drei nordischen Reiche der ältesten römischen Münzen fast gänzlich ermangeln, haben die Ostseeinseln, namentlich Bornholm, Oeland und Gotland, den Museen reiche Sammlungen davon geliefert. Die ältesten römischen Münzen, die im Norden vorkommen, sind Denare von Augustus bis Alexander Severus. Man besaß deren zu Anfang dieses Jahrhunderts reichlich 2500, von denen circa 1500 auf Gotland gefunden waren.

Diese Zahl hat sich nun kürzlich durch einen einzigen gotländischen Fund um die Hälfte vergrößert. Vor einigen Monaten wurde nämlich von Arbeitern, welche auf dem Hofe Sindarfve, Kirchspiel Hemse, mit dem Reinigen eines Grabens beschäftigt waren, ein irdenes Gefäß gefunden, welches bei dem Versuche, es herauszuheben, zerbrach. Bei der Untersuchung des verschütteten Inhalts sammelten sie nicht weniger als 1500 Denare, aus dem ersten und zweiten Jahrhundert, von Trajan, Hadrian und den Antoninen nebst Gemahlinnen. Das Gewicht dieses gehobenen Schatzes beträgt 10 Pfund. Das Gepräge der Münzen ist, wie gewöhnlich, stark verschlissen, das Metall zwölflöthiges Silber. Es sind sonach — abgesehen von den zahlreichen Solidi — nunmehr 4000 Silberdenare in skandinavischer Erde gefunden worden, und von diesen kommen gegen 3000 auf Gotland. Ziehen wir hierbei in Erwägung, daß manche Münzfunde unbekannt geblieben sein dürften, und ferner die Möglichkeit, daß deren noch viel mehr in der Erde verborgen liegen, so können wir uns der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Gotland schon zu Anfang der christlichen Zeitrechnung ein ebenso wichtiger Handelsplatz gewesen ist als im Mittelalter, wo es als solcher weit berühmt war. Beachtenswerth ist, daß die meisten der gefundenen Silberdenare aus dem ersten und zweiten und nur einige aus dem Anfange des dritten Jahrhunderts sind. Auf dem skandinavischen Festlande brechen sie um 226 plötzlich ab, und ungefähr um diese Zeit trat bei den Römern Münzverschlechterung ein, indem Septimius Severus den Kupferzusatz auf 50 bis 60 Procent erhöhte — ein Beweis, daß die Barbaren, wie auch Tacitus bemerkt, sehr wohl die Feinheit des Silbers zu beurtheilen wußten und daher die Annahme der schlechtern Münze verweigerten.

* * *

— Ein Elsässer Geistlicher schrieb 1869: „Auf administrativem Wege sollte die deutsche Sprache als „unnützes Patois" aus den Schulen verdrängt werden. Aber die Dorfjugend übersetzte monde mit Mond, ruban mit Ruhebank, bonne soupe mit Bohnensuppe. Geschichtskenner deuteten darauf hin, wie sehr die Bevorzugung der fremden lateinischen Sprache die Volksbildung in Polen und Oesterreich (Ungarn) gehemmt habe. Schulfreunde klagten, daß durch den ausschließlichen Gebrauch des Französischen die Entfaltung der Kinderherzen gestört, daß an diesen zarten Seelen ein viol psychologique verübt würde. Der Departementalrath begehrte, daß man den deutschen Unterricht beibehalten, daß man die Inspectoren nicht mehr aus dem innern Frankreich berufen möchte. Endlich erklärte der Kaiser bei seiner Rückkehr von Salzburg vor den versammelten Schullehrern, daß es sein Wunsch sei, die deutsche Sprache mit gleicher Anerkennung zu fördern wie die Landessprache."

— Die Colonie Britisch Honduras, deren Hauptort Belize ist, geräth immer mehr und mehr in Verfall. Ihr Gedeihen beruhte auf dem Handel mit Mahagonyholz, das von indianischen Arbeitern in den Wäldern gehauen wurde; dieser Erwerbszweig hat nun fast gänzlich aufgehört. Vor wenigen Jahren sind noch mehr als funfzig „Gangs", d. h. Partien von Holzhauern, welche gemeinschaftlich die Arbeit verrichteten, in Thätigkeit gewesen, gegenwärtig nur noch drei. Nun sind die Arbeiter aus der Colonie abgezogen; einige sind Fischer auf den corallinischen Kusteninseln geworden, andere sind nach der Republik Honduras gezogen und haben sich dort Hütten errichtet, und noch andere arbeiten an der Eisenbahn in Honduras, mit welcher es jetzt endlich vorwärts zu gehen scheint.

— Die Goldgruben Californiens haben in den letztverflossenen Jahren eine durchschnittliche Ausbeute von 23, die Quecksilbergruben eine solche von $1\frac{1}{2}$, die Kohlengruben von 1 Million Dollars gegeben.

— Mexico hatte im August nur drei Rebellionen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Die niedrige Gesittungs- und Bildungsstufe in Frankreich.

„Wir marschiren an der Spitze der Civilisation, wir sind das erste Volk der Welt!"

Die Franzosen sind nicht müde geworden, solche Aufschneiderei immer und immer zu wiederholen; aber was sie mit dreister Stirn behaupteten, war eine kolossale Lüge, an welche die verständigen Leute unter ihnen selbst nicht geglaubt haben, und durch welche nur Thoren oder Unkundige sich verblüffen ließen.

In einem Volke, das im neunzehnten Jahrhundert einen Anspruch darauf macht, unter die civilisirten Nationen zu gehören, muß die überwiegende Mehrzahl der Menschen sich wenigstens die Grundbedingungen für eine höhere Cultur angeeignet haben, sie muß wenigstens einigermaßen von den Strömungen derselben berührt worden sein, sie muß zum mindesten Elementarunterricht erhalten haben, muß lesen und schreiben können. Das gebildete und gesittete Europa sieht in einem Menschen, der weder des einen noch des andern mächtig ist, nichts mehr und nichts weniger als einen Halbbarbaren.

Nun steht die Thatsache fest, daß in Frankreich — dem Lande, in welchem nach amtlichen Berichten im Jahre 1851 nicht weniger als 348,000 Wohnhäuser kein Fenster und mehr als 2,000,000 Häuser nur ein Fenster hatten —, zwei Drittel der Bewohner weder lesen noch schreiben können.

Von den zu Königsberg in Preußen als Kriegsgefangene verweilenden französischen Offizieren kann je der neunte weder das eine, noch das andere. Unter den Mannschaften kann von den Leuten, welche auf dem Lande geboren sind, unter 20 kaum einer lesen, und forscht man nach, so findet man, daß diese Ausnahmen den östlichen Departements angehören. In Dresden hat mir ein intelligenter Unteroffizier aus dem Elsaß über die Unwissenheit und Unbildung der französischen Soldaten manche Mittheilungen gemacht, welche vollkommen das bestätigen, was aus unseren beiden Karten über die Uncultur so schlagend hervorspringt.

Ich will einen Gegensatz hervorheben. Nach den Schlachten von Gitschin und Sadowa und dem Zurückweichen des österreichischen Heeres verblieben einige sächsische Regimenter längere Zeit in der Umgegend von Wien. Eines Tages läßt der Major eines Bataillons dasselbe antreten und spricht wie folgt: „Zu meinem tiefen Bedauern habe ich mich überzeugt, daß auf dem Bataillon ein Fleck haftet, der weggewischt werden muß. Ihr Alle werdet mit mir einverstanden sein, daß es keine Ehre für das Bataillon ist, wenn zwei Mann unter uns nicht lesen und schreiben können. (Bewegung unter den Soldaten.) Ich will die beiden Leute nicht bei Namen nennen; ich habe dafür gesorgt, daß sie Unterricht erhalten, und hoffe, daß sie binnen ein paar Monaten das Nöthige gelernt haben werden." — Jene beiden Leute waren Wenden, die in einem Kloster in der Oberlausitz aufgewachsen waren; jener Major, der bei Gitschin drei Wunden erhalten, hat deren vor Sedan abermals zwei davon getragen, steht heute als Oberst vor Paris und hat das eiserne Kreuz erworben. Ein so günstiges Verhältniß in Betreff des Elementarunterrichtes wird allerdings nicht überall in Deutschland vorhanden sein, z. B. nicht in Mecklenburg und im Süden, aber im Allgemeinen stehen die Sachen gut, und die germanischen Völker, England ausgenommen, sind den romanischen weit voraus. Am kläglichsten ist es mit dem



Stufenfolge der Farben.

Farben	BLANC									
Männlich mit Unterricht . .	99 - 90	89 - 80	79 - 70	69 - 60	59 - 50	49 - 40	39 - 30	29 - 20	19 - 10	9 - 0
Männlich ohne Unterricht . .	1 - 9	10 - 19	20 - 29	30 - 39	40 - 49	50 - 59	60 - 69	70 - 79	80 - 89	90 - 99
Ordnungsnummer	1 - 4	6 - 17	18 - 30	31 - 49	50 - 66	67 - 83	84 - 89	"	"	"
Zahl d. Departem. jed. Kategorie	3	13	13	19	17	17	6	"	"	"

21 haben weniger als ein Viertel Ununterrichtete. — 45 haben von ein Viertel bis zur Hälfte Ununterrichtete. — 23 haben von der Hälfte bis zu drei Viertel Ununterrichtete.

66 haben weniger als die Hälfte, — 23 haben mehr als die Hälfte, die nicht lesen und schreiben können.



Stufenfolge der Farben.

Farben	BLANC									
Weiblich mit Unterricht	99 - 90	89 - 80	79 - 70	69 - 60	59 - 50	49 - 40	39 - 30	29 - 20	19 - 10	9 - 0
Weiblich ohne Unterricht	1 - 9	10 - 19	20 - 29	30 - 39	40 - 49	50 - 59	60 - 69	70 - 79	80 - 89	90 - 99
Ordnungsnummer	1	2 - 8	9 - 14	15 - 26	27 - 37	38 - 58	59 - 75	76 - 86	87 - 89	Nichts
Zahl d. Departem. jed. Kategorie	1	7	6	12	11	21	17	11	3	„

12 haben weniger als ein Viertel Ununterrichtete. — 25 haben ein Viertel bis ein Halb Ununterrichtete. — 45 haben ein Halb bis drei Viertel Ununterrichtete. — 7 haben mehr als drei Viertel Ununterrichtete.

37 haben weniger als die Hälfte Ununterrichtete. — 52 haben mehr als die Hälfte Ununterrichtete.

Volksunterrichte dort bestellt, wo der Clerus den meisten Einfluß hat, und der ehemalige Kirchenstaat hat die unterste Stufe eingenommen.

Es ist in diesen Blättern wiederholt auf die Aussprüche des Grafen Gobineau hingewiesen worden. Dieser geistvolle Ethnolog, der ein vorurtheilsfreier Beobachter ist, sagt mit dürren Worten: „Die überwiegende Menge der Bewohner Frankreichs ist weit zurückgeblieben und steckt in tiefer Barbarei." Er hebt hervor, daß zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft der innere Zusammenhang fehle.

„Wer aus der bei uns eingeführten politischen Einheit auch auf eine Einheit in den Ideen und auf eine Fusion des Blutes schließen wollte, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Auch nicht ein einziges sociales Gesetz, nicht ein einziges schaffendes Princip der Civilisation wird in allen unseren Departements auf einerlei Weise verstanden. Es wäre überflüssig, hier auf den Menschen aus der Normandie, der Bretagne, den Bewohner des Limousin oder des Anjou, auf den Gascogner oder den Provencalen hinzuweisen, weil Jedermann weiß, wie wenig diese Völker einander gleichen und wie weit sie in ihren Anschauungen und Urtheilen auseinander gehen."

„Aber Eins will ich hervorheben. In manchen anderen Ländern sind die für Aufrechterhaltung der Civilisation wesentlichen Begriffe und Anschauungen mit allen Classen verwachsen, aber bei uns in Frankreich ist das nicht der Fall. So ist z. B. die allerwichtigste und so leicht zu erlernende Elementarkenntniß: Lesen und Schreiben, ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unserer ländlichen Bevölkerung. Der französische Bauer kann durchgängig weder lesen noch schreiben und er legt auch gar keinen Werth darauf, beides zu lernen, weil er den Nutzen davon nicht begreift und keine Anwendung dafür weiß. In dieser Beziehung glaube ich sehr wenig an das, was die Gesetze versprechen und eben so wenig an die aufgeputzten Einrichtungen; ich traue viel mehr dem, was ich selber beobachtet habe und den festgestellten Thatsachen."

„Ich habe gesehen, und wer die Provinz kennt, muß ganz dasselbe beobachtet haben, daß die Eltern nur mit dem größten Widerwillen ihre Kinder in die Schule gehen lassen, und daß sie die Zeit, welche auf das Lernen verwandt wird, für völlig verloren erachten. Sie benutzen jeden Vorwand, um Knaben oder Mädchen den Lehrstunden zu entziehen. Sobald der junge Mensch einmal die Schulbank verlassen, hat er nichts Eiligeres zu thun, als das Gelernte möglichst rasch wieder zu vergessen. Ja, gerade daraus macht er sich eine Art von Ehrenpunkt, und mit den verabschiedeten Soldaten, welche in den Regimentsschulen etwa lesen lernten, ist es gerade so. In manchen Theilen Frankreichs wollen sie nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben. Noch mehr: sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen und reden nur ihr Patois. — In dieser Gleichgültigkeit gegen das Höhere liegt ein unüberwindliches, inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation. Den Beweis dafür finde ich auch in dem passiven Widerstande, und wo man denselben etwa besiegt, dort dringt sich ein anderer Beweis auf, der für mich noch viel überzeugender ist."

„In unseren östlichen Departements (— man werfe einen Blick auf unsere Karten, wo man gerade diese Landestheile hell schraffirt findet —), die einst zum deutschen Reiche gehörten und eine ganz oder zum Theil deutsche Bevölkerung haben (— Elsaß, Lothringen, Burgund —) gedeihet der Unterricht. In den großen Fabrikstädten lernen allerdings viele Arbeiter sehr gern lesen und schreiben, denn in der Umgebung, in welcher sie leben, wird ihnen der Nutzen klar. Aber was thun die meisten dieser Leute, sobald sie die Elemente des Unterrichts bis zu einem gewissen Grade inne haben? Diese bieten ihnen ein Mittel, nicht mehr instinctartig diese oder jene Ideen und Gesinnungen in sich aufzunehmen, sondern vorzugsweise solche, welche activ gegen die gesellschaftliche Ordnung wirken. Eine Ausnahme mache ich nur für die Bevölkerung der Ackerbau- und Gewerbsbezirke im Norden und Osten, wo die Elementarkenntnisse weit mehr verbreitet sind als anderwärts. Dort wird das einmal Erlernte nicht wieder vergessen und trägt auch gute Früchte. Aber man merke wohl, daß dort die Bevölkerung vorzugsweise germanisch ist, und deshalb setzt mich dieses Resultat nicht in Erstaunen."

„Unser Volk hat wenig Geschmack für unsere Civilisation, und es ist derselben fern geblieben. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute, wie vor hundert, fünfhundert, funfzehnhundert Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, weil sie fast nie offen hervortreten oder eingestanden werden; deshalb kann man sie nicht anpacken und besiegen. Jeder umsichtige Dorfprediger weiß, mit welcher listigen Verschlagenheit selbst der andächtige Bauer Manches in sich versteckt hält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man ihm davon, so leugnet er, läßt sich auf eine Erörterung nicht ein und bleibt bei seinem Wahn. Zu seinem Geistlichen hat er volles Vertrauen, — nur nicht in Bezug auf das, was man als seine geheime Religion bezeichnen könnte. Deshalb ist in beinahe allen Provinzen der Bauer so schweigsam und verschlossen gegen den von ihm sogenannten Bourgeois, und deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und dem gebildeten Gutsbesitzer, auch solchem, den er im Uebrigen ganz gern hat, nicht zu überschreiten."

„So verhält es sich mit der Mehrzahl (26,000,000 Köpfe) dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation vorzugsweise zugethan sein soll, und so ist seine Stellung der Civilisation gegenüber!"

Diese Bemerkungen Gobineau's, welche im Jahre 1856 niedergeschrieben wurden, bilden einen vortrefflichen Commentar zu den, wir können wohl sagen, Ignoranzkarten von Frankreich. Dieselben geben eine deutliche Uebersicht der Abstufungen in der Vertheilung des Elementarunterrichts in den verschiedenen Gegenden, und die hellere oder dunklere Färbung zeigt diese Scala. Von Seiten der Ministerien des öffentlichen Unterrichts, des Krieges und der Justiz war Eduard Robert beauftragt, eine Statistik des Elementarunterrichts nach amtlichen Documenten zu verfassen, und er hat seine im Mai 1870 in Paris erschienene Statistique nouvelle de l'instruction préliminaire en France, en 1er janvier 1866, vermittelst jener Karten erläutert, welche wir genau wiedergeben.

Von 100 männlichen Seelen sind 64 „inscribirt" worden, also haben sie eine Schule besucht; demgemäß hat bei 36 von 100 dasselbe nicht stattgefunden.

In mehr als 20 Departements kann die größere Hälfte der Erwachsenen weder lesen noch schreiben.

Der Durchschnitt der weiblichen Personen, welche ohne allen Unterricht geblieben sind, stellt sich noch viel ungünstiger, als bei den männlichen, weil die Mädchenschulen überhaupt sehr schwach besucht werden; man nimmt 52 auf 100 an, so daß die Hälfte aller Französinnen nicht lesen und nicht schreiben kann; und dieses ist der Fall in mehr als 50 Departements.

Die dunkle Färbung auf den Karten giebt an, wie viele des Lesens und Schreibens kundig sind. Es können lesen und schreiben von je 100 in:

3 Departements: Niederrhein, Obere Marne und Jura — 99 bis 90. (Die Ziffer jedes betreffenden Departements ist in den Karten angegeben.)

8 Departements: Doubs, Seine, Maas, Meurthe, Marne, Aube, Vogesen, Oberrhein 89 bis 80.

10 Departements: Ardennen, Seine und Oise, Seine und Marne, Obere Saone, Cote d'or, Mosel, Oise, Orne, Eure und Loir, Aude — 79 bis 70.

12 Departements: Calvados, Rhonemündungen, Yonne, Manche, Aisne, Rhone, Ober-Alpen, Eure, Somme, Loiret, Pas de Calais, Untere Seine — 69 bis 60.

22 Departements: Nieder-Alpen, Gironde, Nord, Savoyen, Cantal, Deux Sèvres, Ain, Drome, Ober-Savoyen, Isère, Charente, Sarthe, Var, Saone und Loire, Loir und Cher, Gard, Vaucluse, Maine und Loire, Ober-Pyrenäen, Indre und Loire, Puy de Dôme — 59 bis 50.

20 Departements: Nieder-Pyrenäen, Untere Charente, Lozère, Loire, Gers, Untere Loire, Mayenne, Aveyron, Lot und Garonne, Obere Garonne, Creuse, Tarn, Meeralpen, Corrèze, Nièvre, Vendée, Herault, Ille und Vilaine, Ardêche, Vienne — 49 bis 40.

11 Departements: Obere Loire, Tarn und Garonne, Landes, Lot, Corsica, Côtes du Nord, Allier, Indre, Cher, Dordogne, Ost-Pyrenäen — 39 bis 30.

4 Departements: Obere Vienne, Ariége, Morbihan, Finistère — 29 bis 20.

Wir behalten uns vor, einige Betrachtungen vom ethnologischen Standpunkt aus über diese „trostlosen Tabellen“ anzustellen. A.

Professor Nordenskiöld in Nordgrönland.

M. Die schwedische „Ny Illustrerd Tidning“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer einen Brief des Herrn Professor Nordenskiöld aus Christianshaab vom 29. Juli d. J. und bringt damit die erste Nachricht von der diesjährigen Expedition des unermüdlichen Polarfahrers, der im Frühjahr mit einigen jüngeren Gelehrten nach Nordgrönland abging, um daselbst, wie Sie im „Globus“ mehrfach gemeldet haben, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und vorbereitende Maßregeln zu treffen für die große Expedition, welche Schweden im nächsten Jahre auszusenden beabsichtigt.

Am 15. Mai gingen die Reisenden (die Herren Professor Nordenskiöld, Dr. Berggren, Botaniker, Dr. phil. Nordström aus Stockholm und Studiosus Oeberg aus Upsala) von Kopenhagen aus in See und erreichten, nachdem sie am Cap Farewell einen schweren Sturm überstanden hatten, am 2. Juli Godhavn. Dort stellten sich ihnen mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, indem sie sich vergeblich bemühten, Boote und ortskundige Führer zu gewinnen. Der Inspector des Districts war abwesend, der Colonieverwalter durch Krankheit verhindert, sich der Fremden anzunehmen. So begannen diese bei so ungünstigen Verhältnissen an dem Erfolge ihres Unternehmens zu zweifeln, als ihnen unverhofft die Rückkehr des Inspectors gemeldet wurde. Herr Kragerup Smith begrüßte die Reisenden mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit, schaffte binnen wenigen Tagen Boote und Mannschaft und andere unentbehrliche Dinge herbei und stellte sogar durch grönländische Handelsschiffe eine regelmäßige Verbindung zwischen den Nordcolonien her.

Am 10. Juli begaben sich die Herren an Bord eines dieser Fahrzeuge nach Egedesminde. Dort trennten sie sich. Oeberg begab sich in einem gemietheten Boote in die Scheeren hinaus, um seine Dragnetze auszuwerfen, die übrigen ruderten in einem zu dem Zwecke angekauften Weiberboote in den Anleitisijfjord, welcher schwerlich je zuvor von Europäern besucht sein dürfte.

Es war Nordenskiöld's Absicht, auf dem in den Fjord hineinragenden Binneneise landeinwärts vorzudringen. Diese Eisfahrt begann den 19. Juli. Der erste Tag verging damit, den nöthigen Proviant aufs Eis zu schaffen. Dr. Nordström blieb bei dem Boote zurück. Nordenskiöld und Berggren machten sich, von zwei Grönländern begleitet, auf den Weg. Das Terrain war uneben und erschwerte das Gehen dergestalt, daß Nordenskiöld zaghaft befürchtete, nicht weiter vordringen zu können als seine Vorgänger Dalager (1750) und Whymper (1867). Nachdem sie den schwer beladenen Schlitten einen halben Tag mit sich geschleppt, gelangten sie zu der Einsicht, daß es unmöglich sei, auf diese Weise den Marsch fortzusetzen. Derselbe wurde daher im Stich gelassen, das Nothwendigste auf die Schultern genommen und danach rüstig weitergeschritten. Nach einer halben Meile zeigte sich die Eisfläche ebener, war aber statt dessen von unzähligen Rissen durchschnitten, die theils übersprungen, theils umgangen werden mußten. Auch diese Region hatte ihre Grenzen; ein weites Eisfeld dehnte sich vor den Augen der Reisenden aus, bedeckt von kleinen, 2 bis 4 Fuß hohen, hügelartigen Anschwellungen. Das Terrain begann wellenförmig gen Osten anzusteigen. Die Oberfläche des Eises war hart, aber dicht übersäet mit Löchern, deren Tiefe von $1/2$ bis 2 Fuß, der Durchmesser von einigen Linien auf mehrere Fuß differirte. Am Boden dieser Vertiefungen hatte sich eine mehrere Linien dicke Schlammschicht abgelagert, in welcher Berggren mikroskopisch braune Algen erkannte. Ohne Zweifel werden auch Infusorien darunter gewesen sein. Woher dieser Schlamm gekommen, war unerklärlich, da Moränen und größere Steine nur am äußersten Rande des Eises bemerkt waren, wo dieses sich mit dem Lande berührt. Zerklüftete Wegstrecken und reißende Ströme erschwerten von Zeit zu Zeit das Vorwärtskommen. In prächtigen Fällen stürzten sich die von blauen Eisklippen umgebenen rauschenden Ströme in das Innere der Gletscher. An einer Stelle stieg neben einem solchen Fall ein intermittirender Springquell auf, wahrscheinlich verursacht durch die Luft, die das Wasser im Fall in sich aufgenommen hatte. In den Thalsenkungen sammelte sich das Wasser zu kleinen und größeren Seen.

Nach einer anderthalbtägigen Wanderung weigerten sich die Grönländer, weiter zu gehen. Nordenskiöld hatte diese Eventualität vorausgesehen*) und deshalb Dr. Berggren,

*) Die Grönländer hegen eine große Furcht vor dem ihnen unbekannten Inlande, das sie nach altem Glauben mit mythischen Wesen bevölkert wähnen. Dieselben sind doppelt so groß wie die Menschen, haben bisweilen halb Menschen-, halb Hundegestalt, sind außer-

den Botaniker, um seine Begleitung ersucht, obgleich für diesen das Gebiet das unfruchtbarste der Welt war. Als alle Ueberredungskünste an der Festigkeit der Eingeborenen scheiterten, wurden diese mit dem entbehrlichsten Gepäck entlassen. Nur der Petroleumkochherd wurde an dem Orte deponirt, damit die Wanderer sich auf dem Rückwege durch eine warme Mahlzeit stärken könnten. Danach beluden sie ihre ohnehin stark belasteten Schultern mit dem von den Grönländern getragenen Proviant und setzten ihre Fußreise fort. Nach abermals anderthalb Tagen erreichten sie einen 100 bis 200 Fuß hohen **Eisberg**, von wo aus sich eine weite Aussicht nach allen Richtungen bot. Der Punkt lag nach Nordenskiöld's Schätzung circa 2000 Fuß über dem Meere. So weit ihr Auge reichte, stieg das Terrain an nach Osten, ohne von Land unterbrochen zu sein. Sie hatten ungefähr 7 bis 10 deutsche Meilen zurückgelegt und ein mindestens eben so weites Eisfeld lag vor ihnen, weiter, als ihr Proviant es zu durchschreiten erlaubte. Sie entschlossen sich deshalb zur Umkehr und begaben sich in Eilmärschen an den Fjord zurück. Den Kochherd fanden sie nicht, wohl aber ein weniger zerklüftetes, ebenes Terrain, und erreichten am 24. Juli ihr Boot.

Die Luft war während der Dauer der Excursion so klar, daß Professor Nordenskiöld jeden Mittag die Ortsbestimmung notiren konnte. Er sah sich dadurch im Stande, seinen Weg genau auszustecken, hatte aber beim Abgange seines Briefes die Berechnungen noch nicht gemacht. Die Temperatur stieg am Tage in der Sonne bis auf 26° Celsius und war äußerst drückend. In der Nacht gefror das Wasser. Die Reisenden schildern die Tour als äußerst lehrreich und interessant. Jedenfalls ist sie unseres Wissens die erste dieser Art, da alle bisherigen Versuche, tiefer ins Land zu dringen, $^1/_2$ bis 1 Meile von der Eiskante aufgegeben werden mußten.

Am folgenden Tage ruderten sie nach Tessiusarsaak, wo sie Oeberg mit einer reichen Ausbeute seiner zoologischen Untersuchungen antrafen. Sie ließen ihr Boot über die flache Landzunge, welche den Fjord von der See trennt, tragen, sammelten in den Lehmschichten bei Sarpiussak Versteinerungen noch lebender Arten und fuhren dann mit einander zurück nach Christianshaab, wo Professor Nordenskiöld Gelegenheit fand, Briefe in die Heimath zu senden. Mit Dr. Nordström und dem mittlerweile in Christianshaab eingetroffenen Inspector Smith beabsichtigte er noch eine Reise nach Omenak, von welcher er sich eine ansehnliche Bereicherung seiner geologischen Sammlungen aus den Kreide- und Tertiärschichten versprach. Eine erfreuliche Mittheilung ist für Alle, welche sich für die Bewohner des arktischen Gebietes und die Nordpolexpeditionen interessiren, die, daß die in Grönland ausgebrochene Hundekrankheit vollständig aufgehört hat. Die Schweden beabsichtigen im nächsten Jahre von Grönland aus die für Eisfahrten unentbehrlichen Hunde mitzunehmen, und bereiten sich überhaupt auf eine Ueberwinterung im höchsten Norden vor, von deren Leiden und Strapazen unsere heimgekehrten deutschen Nordpolfahrer bereits zu erzählen wissen.

ordentlich schnellfüßig und treffliche Bogenschützen. Gegen die Grönländer zeigen sie sich feindselig, doch weiß die Sage, daß sie einzelne Menschen beschützt und gar sich mit ihnen verschwägert haben.

Abenteuer eines algierischen Seeräubers.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Unter meinen algierischen Bekannten befand sich neben Anderen auch ein uralter Greis, der sich Hadsch Brahim nannte, ein Mann von seltsam verwitterten Zügen, durchfurcht von einem Labyrinth von Runzeln, mit ursprünglich heller, aber durch alle Wetter und die Gluth der afrikanischen Sonne eigenthümlich, hier braun, dort roth, auf der Stirn weiß gefärbter Gesichtshaut, die je nach dem Grade der Erregtheit chamäleonartig die Farbe wechselte. Eine Hünengestalt mit riesig angelegtem Knochenbau, aber von außerordentlich sparsamer Fleischentwickelung, der man ansah, daß dieser Körper einst ganz Muskel gewesen war und auch jetzt, wenngleich nicht mehr mit der alten Riesenkraft, doch noch mit großer Zähigkeit dem Zahn der Zeit und den Leiden des Alters Widerstand zu leisten vermochte. Hadsch Brahim war nicht eben leicht zugänglich. Er gehörte zu jenen alten Stockarabern, denen die Franzosenherrschaft in seiner Vaterstadt, selbst nach vierzigjährigem Bestande, noch heute die Galle aufstört und denen es noch immer nicht in den Kopf hinein will, daß die goldene Zeit der alten Janitscharenherrschaft, die Macht der Deys und die Staatsstreiche der türkischen Söldlingsführer auf ewig beseitigt sein sollen. Nicht nur als Ungläubige sind ihm die Franzosen verhaßt. Als solche verabscheut er sie freilich höchlichst und trauert tief über den Verfall des Islams. Was ihm aber fast noch mehr ein Dorn im Auge ist, das sind die verhältnißmäßig geordneten Zustände, die sie in seiner Vaterstadt eingeführt haben. In der europäischen Verwaltung, Justiz, selbst im Militärwesen ist viel zu viel Methode und Disciplin für den ungeregelten, unbändigen Sinn des alten Arabers. Alles dies kommt ihm eher vor wie die wohlberechnete Bewegung einer künstlichen Maschine, als wie menschliche Handlungen, in denen die Persönlichkeit des Einzelnen sich geltend macht. Dem Araber ist das Individuum Alles, und er kann es nicht fassen, daß wir Europäer den Einzelmenschen der Gesammtheit unterordnen. Eine der Lieblingsredensarten von Hadsch Brahim war folgende:

„Die Rumis (Europäer), die jetzt in unserm Lande herrschen, sind nichts als Puppen, die durch einen Mechanismus bewegt werden. Dieser Mechanismus wird von Paris aus gelenkt, und danach drehen sie sich. Alle ihre Schlachten, ihre Scharmützel, ihre Handlungen im bürgerlichen Leben sind nur die Erzeugnisse jener bewegenden Macht. Sie selbst denken nicht, sie fühlen nicht; Alles, was sie thun, ist das Werk der Maschine. Wie ganz anders war das vor ihrer Ankunft! Da hatten wir einen Fürsten, der seinen eigenen Eingebungen gehorchte, der sie zu Thaten machte, und moch-

ten sie auch noch so sehr mit dem, was die Rumis „Vernunft“ nennen, im Widerspruch stehen; wir hatten auch Soldaten, aber keine Soldaten, die sich wie die französischen nur aufs Commando bewegen, sondern Männer, von denen jeder Einzelne einem Impuls gehorchte, der nicht außer ihm, sondern in ihm lag. Das waren Menschen, die wir begreifen konnten. Von den Rumis verstehen wir nur, daß sie von einer außer ihnen liegenden Triebfeder, einer unsichtbaren Macht gelenkt werden. Diese Macht heißt „die Politik“. Wie sie aber aussieht, ob sie Hand und Fuß, ob sie Ohren und Augen hat, das wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß sie hören und sehen, ja sehr gut hören und sehen kann und, nach dem, was sie hört und sieht, stets das Zweckmäßige zu befehlen und zur Ausführung zu bringen weiß. Mit dieser Macht kann es nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich habe sie sehr im Verdacht, der Teufel in Person zu sein, dem ja die Rumis ihre Seelen verschrieben haben, damit er sie in dieser Welt zu Macht und Reichthum bringe, wenn sie auch in jener der ewigen Verdammniß anheimfallen.“

In solchen und ähnlichen Redensarten gefiel sich der Alte ungemein, meistens freilich nur seinen eigenen Landsleuten gegenüber. Ein Europäer wurde nur in den allerseltensten Ausnahmsfällen für würdig erachtet, so viel „Weisheit“ aus seinem Munde zu vernehmen.

Einer dieser Ausnahmsfälle trat bei mir ein. Eine Verkettung günstiger Zufälle brachte mich in die Gesellschaft des Alten. Da ich kein Franzose war und ich mich nicht, wie diese es so oft thun, wegwerfend über Glauben und Sitten der Araber äußerte, so schien er zu vergessen, daß ich überhaupt ein „Rumi“ war. Außerdem redete ich seinen Dialekt, war mit einigen seiner alten Spießgesellen befreundet, und diese hatten ihm mein Lob gesungen. Auch der Umstand, daß ich einige Capitel des Korans auswendig wußte, imponirte ihm. Dergleichen war ihm bei einem „Rumi“ noch nie vorgekommen. Er selbst wußte blutwenig vom heiligen Buche. Nur einige der kürzesten Schlußcapitel hatte er seinem Gedächtniß eingeprägt, und es machte ihm Vergnügen, mich darin zu examiniren. Als er nun merkte, daß ich sie gerade, so wie er selbst, hersagte, da wuchs sein Zutrauen ungemein. Am Ende eines solchen Examens pflegte er wohl auszurufen: „Bei Gott! wie schade, daß Du kein Moslem bist!“ Ein großer Beweis von Freundschaft, denn die heutigen Algierer machen keine Propaganda, sondern nur in den seltenen Fällen, in denen sie für einen Rumi wirklich Freundschaft empfinden, sprechen sie den Wunsch aus, er möge eins mit ihnen im Glauben sein. Aber nie ist es mir vorgekommen, daß ein Algierer Bekehrungssucht an den Tag legte, wie dies bei den eigentlichen Moslems des Orients wohl der Fall sein soll. Bei einer Gelegenheit sogar hatte ich auf den Alten einen solchen Eindruck hervorgebracht, indem ich nämlich ein etwas längeres Capitel, das nicht in sein eigenes Gedächtniß hinein gewollt hatte, fehlerfrei recitirte, daß er in die Worte ausbrach: „Bei Allah, Du bist schon ein Moslem!“

So stieg ich täglich in seiner Gunst. Bald nahm er im Gespräche mit mir kein Blatt mehr vor den Mund. Einmal, es war in einer langen Ramadhannacht, würdigte er mich sogar, seine Lebensgeschichte anzuhören, und jetzt erst erfuhr ich, welchem Gewerbe der Alte den größern Theil seines Mannesalters gewidmet hatte. Dies Gewerbe war das früher in Algier vielbeliebte eines Seeräubers. Hadsch Brahim's Jugend und rüstiges Mannesalter waren nämlich in jene Periode gefallen, in welcher das Piratenthum der alten Barbaresken sich noch einer gewissen Blüthe erfreute, und so können denn diese Abenteuer eines alten Seeräubers zugleich für ein getreues Spiegelbild des alten Algiers, des Algiers vor 50 oder 60 Jahren, gelten. Lassen wir den Alten selber erzählen.

In meiner Kindheit war Algier ganz anders, als heut zu Tage. Daß die Stadt noch ganz maurisch gebaut und fast nur von Arabern bewohnt war, während sie jetzt zu zwei Drittheilen französisch ist, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Wohl aber will ich ein Anderes hervorheben, eine Sache, welche sonst fast nie besprochen wird. Algier war nämlich in einem ganz andern Sinne eine Stadt, als es heute ist, in einem Sinne, den die heutigen Rumis gar nicht kennen. Es war eine sogenannte „geschlossene Stadt“, d. h. geschlossen nicht nur als Festung und durch seine Mauern, sondern geschlossen auch in Bezug auf seine Bevölkerung. Diese durfte sich nur durch Geburten, oder durch Ankömmlinge aus der Türkei, wenn dieselben Soldaten werden wollten, und allenfalls auch durch Sklaveneinfuhr vermehren, nicht aber durch Einwanderung von Familien, wie andere Städte. Die Handwerker und Kabylen, welche sich des Handels wegen oft für eine Zeitlang in der Stadt niederließen, durften nicht in derselben ansässig werden, so sehr sie es auch oft wünschten. Zuweilen freilich war man lax in Aufrechthaltung dieser Bestimmung, aber kaum hatte sich eine gewisse Anzahl Fremder in Algier heimisch zu fühlen begonnen, dann kam es auch gewöhnlich so, daß plötzlich der alte, strenge Polizeigeist wieder erwachte; die Eindringlinge wurden mit einem Zuge weggefegt und die Stadt wieder von allen fremden Elementen gereinigt. Eine solche Reinigungsepoche kam fast während jeder Generation mehrmals, wenn auch nicht zu festgesetzten Zeitpunkten, vor.

Die Einwohnerschaft von Algier beschränkte sich also auf die angestammten Familien. Diese Familien lebten einfach und sehr sparsam. Ihre einzige Ernährungsquelle bildeten ihre Gärten oder kleinen Landgüter, deren Zahl in nächster Umgebung von Algier der Zahl der Stadthäuser etwa gleichkam. Jede Familie besaß ihr Stadthaus und ihr Landgütchen. In der Stadt Algier herrschte eine gewisse Sittenstrenge, sehr verschieden von der heutigen Verderbtheit. Diese Strenge begünstigte sehr das Wachsthum der Familien, und Algier hätte bloß durch die Geburten sich während jeder Generation verdoppeln können. Aber es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ein neues Haus durfte nicht gebaut oder nur dann gebaut werden, wenn ein altes eingestürzt war. Ausnahmen machte man nur für die Türken, d. h. die Janitscharen, welche die herrschende Classe bildeten, nicht jedoch für die Stadtaraber. Da nun bei letzteren die Sitte herrschte, daß immer nur eine Familie ein Haus bewohnte, so sahen sich viele Söhne der Algierer zu einem ehelosen und herumschweifenden Leben verurtheilt. Zu diesen gehörte auch ich. Mein älterer Bruder hatte sich verheirathet, als ich noch ein Kind war, eine Familie gegründet, und er war dazu ausersehen, einst das elterliche Haus allein zu bewohnen, wenn auch nicht allein zu erben. Erben sollte ich mit ihm, aber mein Antheil am Hause brachte mir nur insofern Nutzen, als ich ein Absteigequartier daselbst finden konnte, und zwar in der sogenannten „Buita“, d. h. dem vom innern Hause abgetrennten, mit eigener Hausthür und Treppe versehenen Vordertheil des ersten Stockwerks, dem Wohnungsort der Junggesellen, die nur so lange noch ins Haus selbst hineingehen durften, als ihre Mutter noch darin lebte. Nach dem Tode meiner Mutter durfte ich nicht mehr ins Innere. Die „Buita“ blieb meine einzige Heimath. Niemand dachte daran, sich über diesen Zustand zu beklagen, ich eben so wenig, wie Andere. Die frühe Verheirathung meines Bruders war eine vollendete Thatsache, und vollendete Thatsachen sind Fügungen Gottes, in die wir uns schicken müssen, so hart auch ihre Folgen uns scheinen

wollen. Diese Folgen waren für die jüngeren Söhne die, daß sie sich nach einem Lebensberufe, mit dem ein herumschweifendes Leben verbunden war, umsehen mußten. Auch ich sah mich nach einem solchen um. Soldat konnte ich nicht werden. Nur geborene Türken wurden zum Kriegerstande zugelassen. Für uns Stadtsöhne gab es nur zwei Carrieren, die wir wählen konnten, den Kaufmannsstand und die Seeräuberei. Zu ersterm gehörten baare Mittel, und diese gingen mir ab. Baar Geld war bei den gewöhnlichen Stadtarabern fast ein unbekanntes Ding. Es blieb mir also nichts übrig, als „Seemann“ zu werden, denn so hieß bei uns dasjenige Gewerbe, welches die Europäer mit dem beschimpfenden Ausdruck „Seeräuber“ belegen. Nicht als ob die „Seemänner“ ein anderes Gewerbe ausgeübt hätten, als das, sich fremdes Eigenthum anzueignen, aber dieses Aneignen galt uns nicht für „Raub“, sondern für „Kriegsrecht“, denn nur die Schiffe solcher Nationen überfielen wir, mit denen wir im Kriege lagen, und auf die wir das Recht der „Razzia“ hatten. Wir sorgten freilich dafür, daß wir niemals mit allen Nationen der Ungläubigen zu gleicher Zeit Frieden hatten. Ein solcher allgemeiner Friede wäre der Tod der Seeräuberei gewesen. Er sollte erst in den letzten vierzehn Jahren der Unabhängigkeit Algiers eintreten und zwar durch die Vermittelung der Engländer, welche unsere Vaterstadt beschossen. Aber in meiner Jugend hatten wir noch Krieg mit sehr vielen Nationen, und die Seeräuberei war ein einträgliches Gewerbe, ja beinahe das einzige baares Geld einbringende Gewerbe, das ein unbemittelter Stadtsohn ergreifen konnte. Mein Vater gab gern seine Einwilligung, daß ich dieses bei uns keineswegs im Verruf stehende Gewerbe ergriff, und ich wurde Seeräuber.

Ich war noch sehr jung, kaum sechszehn Jahre alt, als ich mich zuerst auf einem Piratenschiffe einschiffte. Ich wurde als „Mozo“, d. h. als Schiffsjunge angeworben, und eingelistet. Als solcher hatte ich das Recht nur zu einem Achtel „Pai“, so hießen die Theile, in welche man die Beute zertheilte. Da die Eintheilung in „Pais“ eine wichtige Rolle bei uns spielte, so will ich sie kurz aus einander setzen. Die Theilnehmer an einer Expedition wurden nicht nach Köpfen, sondern nach „Pais“ gerechnet. Acht „Mozos“ bildeten einen „Pai“. Ihnen zunächst kamen die „Novizen“, junge Seeleute meist zwischen 18 und 20 Jahren, die schon als „Mozos“ ausgedient hatten. Sie hatten das Recht auf einen viertel „Pai“. Die Matrosen oder Seesoldaten (denn bei uns waren Alle beides zugleich) zerfielen in drei Classen, die jungen, die mittleren und die alten, so benannt nicht nach den Jahren, sondern nach der Dienstzeit. Ein junger Matrose, d. h. ein solcher, der vorher nur als „Novize“ gedient hatte, und seinen ersten Kriegszug als „Matrose“ machte, bekam einen drittel „Pai“, ein mittlerer Matrose, der schon zwei Expeditionen mitgemacht haben mußte, einen halben „Pai“. Die alten Matrosen, die man auch die „Veteranen“ nannte, und die wenigstens drei Kriegszüge mit Ruhm bestanden haben mußten, erhielten zweidrittel „Pai“. Einen ganzen „Pai“ bekamen nur die Seeoffiziere, und der Rais (Capitän) einen doppelten. Nun wurden die „Pais“ zusammengezählt und der Antheil der Regierung geregelt. Dieser betrug die Hälfte der Gesammtsumme aller „Pais“, also ein Drittel der ganzen Beute. Außerdem hatte der regierende Dey das Recht, sich zehn der schönsten Sklaven oder Sklavinnen anzueignen. Da die Summe der Gesammtbeute nichts an der Eintheilung änderte, so wurde letztere immer im Voraus geregelt und actenmäßig constatirt. Bei meinem ersten Kriegszuge waren wir 82 Mann, die zusammen eben nur 46 „Pais“ bildeten. Sie gruppirten sich, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, folgendermaßen:

1	Capitän	hatte	Recht	auf	2	„Pais“.
3	Seeoffiziere	hatten	„	„	3	„
19	Veteranen	„	„	„	$12^2/_3$	„
31	Gediente Matrosen	„	„	„	$15^1/_2$	„
20	Junge Matrosen	„	„	„	$6^1/_3$	„
24	Novizen	„	„	„	6	„
4	Mozos	„	„	„	$^1/_2$	„
82	Köpfe	hatten	Recht	auf	46	„Pais“.

Der Antheil der Regierung betrug also in diesem Falle 23 „Pais“, und die Beute wurde demgemäß in 69 „Pais“ zertheilt, wovon der Staat ein Drittel und wir Seeleute die übrigen zwei Drittel zu erhalten hatten. Zur Eintheilung der Beute in „Pais“ wurde jedoch erst dann geschritten, nachdem sowohl der Dey seine zehn Sklaven und die Gläubiger der Expedition ihr Geld, womit sie dieselbe ausgerüstet, wieder erhalten hatten. Denn der Capitän war meist ein armer alter Handegen, und Kaufleute mußten die Mittel zum Kriegszug vorschießen. Zinsen erhielten diese nicht, wie denn überhaupt Zinsen allen guten Moslems Sünde sind, aber sie pflegten mit dem Verkaufe der Sklaven und der übrigen Beute, den sie vermittelten, so gute Geschäfte zu machen, daß sich immer Kaufleute, so viel man wollte, fanden, welche die Kosten zu einer Expedition vorschossen. Es war eine sehr einträgliche Geldanlage.

Ewig unvergeßlich wird mir der Eindruck bleiben, den meine erste Abfahrt auf einem Piratenschiffe auf mich hervorbrachte. Vor derselben erfolgte ein feierlicher und rührender Abschied. Die halbe Stadt Algier war an den Hafen geströmt, um uns ein Lebewohl zuzuwinken. Unsere Fahne wurde von einem alten Mufti, der im Rufe der Heiligkeit stand, gesegnet. Aufs Schiff begleitet wurde sie von einer so großen Menschenzahl, daß wir sie nicht alle aufnehmen konnten. Alle Ruder- und Schifferboote, welche die Städter besaßen, umlagerten uns, und alle waren mit glückwünschenden Freunden gefüllt. Man pries unser Glück, daß wir in den „heiligen Krieg“ auszögen, denn jeder Krieg gegen Ungläubige ist ja ein „heiliger“. Väter hoben ihre Kinder empor, daß sie uns sähen, und damit unser Beispiel sie einst zu ähnlichen Thaten befeuere. Wir boten aber auch einen glanzvollen Anblick dar, denn jeder von uns hatte seine besten Kleider angezogen, mit denen uns die Freigebigkeit unserer Angehörigen beschenkt hatte. Der Costümluxus der Seeräuber war sprüchwörtlich. Nur ihnen verzieh die Sitte Gold- und Silberstickerei an Gewanden und Turbanen, die übrigen Moslems durften dergleichen nicht tragen. Aber ein „Kämpfer für den Glauben“ konnte nicht prachtvoll genug erscheinen. Endlich ertönten die Salutschüsse, welche den Moment der Abreise verkündigten. Da man einen günstigen Wind abgewartet hatte, so ging es nun mit blähenden Segeln hinaus in den Golf. Von unserm Hauptmast wehte die majestätische Fahne, welche der Mufti gesegnet hatte. Diese Fahne war ungemein prächtig, von schwerer Seide mit Goldstickereien über und über durchwebt, theils Koransprüche mit kalligraphischer Kunstfertigkeit, theils Arabesken von den kühnsten und geschmackvollsten Windungen und Verschlingungen darstellend. Diese Fahne hieß die „Ausfuhrsflagge“. Sie dient nur im Hafen und Golf von Algier selbst. Ihr prächtiger Anblick sollte den Seeleuten stolzes Selbstbewußtsein einflößen und den Zuschauern am Lande den Ruhm des Islams versinnbildlichen, den zu vermehren wir auszogen. Eine Zeitlang umgaben uns noch die flinken Ruderboote, aus denen uns Verwandte und Freunde Glück zuriefen. Doch bald hatten wir sie überholt und sahen nur noch das Wehen der weißen Tücher, womit man uns zuwinkte. Endlich verschwanden auch diese unserm Gesichtskreise. Wir waren auf

der Höhe der Rhede angekommen, und nun trat eine plötzliche Metamorphose ein.

Alle Pracht verschwand wie mit einem Schlage, und die nüchterne Alltagsphysiognomie trat in ihr Recht ein. Die prächtige „Ausfuhrsflagge" wurde eingezogen und aus unserm übrigen Vorrath von Flaggen eine ausgewählt, die am meisten Aussicht hatte, den Feind zu täuschen. Wir fuhren nämlich niemals unter unserer eigenen Flagge, denn diese war der Schreckpopanz aller Meere und hätte die Schiffe schon von weitem vertrieben, sondern wir bedienten uns der Farben irgend einer europäischen Nation, und zwar immer einer solchen, die mit denen, welche wir angreifen wollten, gerade Frieden hatte. Zu solchem Zweck besaßen wir einen Vorrath von Flaggen aller europäischen Seestaaten. Diesmal wählten wir die englische. Wir wollten nämlich vorzugsweise auf sardinische und sicilianische Schiffe Jagd machen. Sardinien und Sicilien waren damals mit England eng verbündet; denn ihre Fürsten, von ihren festländischen Besitzungen durch Napoleon vertrieben, verdankten den ihnen gebliebenen Rest ihrer Staaten lediglich der englischen Uebermacht zur See. Sie standen unter englischem Schutz, ja sie wurden sogar von England tyrannisirt, aber die zwei Staaten waren doch nicht geradezu englische Provinzen, im Gegentheil wachten sie eifersüchtig auf die Aufrechthaltung der äußeren Zeichen ihrer Souveränetät. Zu diesen äußeren Zeichen gehörte auch, daß jeder noch seine eigene Flagge zur See hatte. Für die Unterthanen wäre es viel besser gewesen, hätten sie unter englischer Flagge segeln können, und England hatte auch nichts dagegen, wohl aber aus Ehrgeiz ihre eigenen Fürsten, die sie doch nicht schützen konnten. Mit England hatten wir Frieden, nicht aber mit seinen beiden Schutzstaaten. Oft zwar hatte England versucht, auch sie in den Frieden einzuschließen, aber wir hatten es stets verweigert. Um nun Schiffe dieser beiden Nationen zu täuschen, hißten wir die ihnen befreundete englische Flagge auf.

In kürzester Zeit waren auch die glänzenden Costüme der Seeleute gegen unscheinbare Kaschabiyas ausgetauscht. Die Kaschabiya ist ein dickes Gewand von grober Wolle, das zugleich Jacke oder Rock und Mantel ersetzt und auch die Beinkleider entbehrlich macht. Sie besteht aus einem großen, über die Knie hinabreichenden Aermelhemd, mit einer Kapuze, wie ein Burnus, versehen. Die Kaschabiya ist an der ganzen nordafrikanischen Küste das eigentliche Seemannsgewand, und eignet sich trefflich dazu, denn sie ist weit und bequem, und zugleich so dicht, daß Regen und Wellen sie nur selten durchdringen, auch meist von solcher Farbe, daß der Schmutz auf ihr kaum sichtbar wird.

Alle Männer waren auf dem Deck und befolgten gehorsam die Befehle des Capitäns. Unser Lauf ging nach Nordost, gerade auf die Insel Sardinien zu. Ein günstiger Wind brachte uns nach zweitägiger Fahrt nordwärts von Bona. Am dritten Nachmittage ertönte plötzlich der Ruf eines meiner Kameraden, eines Mozo, den man auf den Hauptmast geschickt hatte: „Die weiße Flagge," rief er. Die weiße Flagge war damals die sicilianische. Sie war beinahe ganz weiß und schien es von weitem durchaus zu sein. Nur in der Nähe bemerkte man das gelbe Wappenschild der sicilianischen Bourbonen, das den Mittelpunkt der Flagge einnahm. Das Schiff war ein Schooner, nicht viel kleiner, als unsere Brigantine. Es ließ uns bis auf zwei Seemeilen herankommen, dann aber änderte es plötzlich seinen Lauf und begann zu fliehen. Offenbar hatte unsere englische Flagge die Bemannung des Schooners anfangs getäuscht, aber in der Nähe war ihr die fremdartige Bauart unseres Schiffes aufgefallen. Die algierischen Schiffe, die nicht von Europäern, denen wir sie weggenommen, herstammten, und solcher gab es allerdings viele, waren für den geübten Seemann leicht zu erkennen. Zu diesen gehörte unsere Brigantine. Die Leute waren also auf ihrer Hut, aber das half ihnen wenig. Wir waren tollkühne Segler und spannten selbst bei einer scharfen Brise mehr Segeltuch aus, als die meisten Europäer zu wagen pflegen. Zudem war die Bauart unseres Schiffes leichter, als die des feindlichen, und wir flogen mit Blitzesschnelle dem sicilianischen Zweimaster nach. Endlich hatten wir ihn erreicht. Da kein Zeichen der Uebergabe erfolgte, so beschossen wir ihn mit unseren Sechspfündern. Noch immer kein Einziehen der Flagge. Wir legten also Bord an Bord an, gaben eine Gewehrsalve aufs Deck des Schooners und sprangen dann in diesen hinab, denn unser Deck war höher. Ein blutiger Kampf begann nun. Die Sicilianer hatten nur ihre Dolchmesser, Stilette genannt, aber sie wußten sich ihrer sehr gut zu bedienen. Sie stachen gerade aufs Herz zu, und hatten hierin eine solche Uebung, daß zehn der Unserigen tödtliche Wunden davontrugen. Wir waren mit Jatagans bewaffnet und hatten es hauptsächlich aufs Kopfabschneiden abgesehen. Einige hatten auch Pistolen, aber sie waren schlecht und versagten oft. Indessen, wir waren bei weitem in der Ueberzahl, denn auf dem Schooner befanden sich höchstens ein Viertelhundert Menschen, und unter diesen vier Frauen. Die Seemannschaft bestand nur aus 15 Mann, worunter 3 Novizen und 2 Mozos. Diese hatten wir Befehl zu schonen, sollten sie auch angreifen, denn die jungen Sklaven waren sehr gesucht, wurden gut bezahlt und galten für eben so kostbar, wie die Frauen. Einer der Mozos war jedoch ein so kriegerischer Bengel, daß ich fast gezwungen wurde, ihn niederzumachen. Diesen hatte ich mir, als in gleichem Alter stehend, zum Gegner auserschen. Ich wollte ihn freilich nur gefangen nehmen, aber er erschwerte mir sehr diese Aufgabe. Er war mit einem scharfen Stilet bewaffnet und schien sehr geneigt, von demselben den größtmöglichsten Gebrauch zu machen. Glücklicherweise aber bewirkte die Kampfeshitze bei ihm eine große Unsicherheit des Stoßes. Der kleine Bengel schäumte vor Wuth, seine Gliedmaßen zitterten förmlich vor Aerger, und so stach er denn stets falsch, wenn er meine Brust erreichen wollte. Da ich mehr mit ihm ringen und ihn entwaffnen, als verwunden wollte, so hieb ich mit meinem Jatagan anfangs gar nicht ein. Endlich aber traf mich dennoch ein Stoß seines Stiletts, falsch gezielt freilich, aber trotzdem schmerzhaft genug, in den Schenkel, statt in die Brust, wie mein Gegner gewollt hatte. Da war alle meine Ruhe hin. Ich hieb dem Burschen mit dem Jatagan auf den Kopf, spaltete die Stirnhaut und er fiel, betäubt und von Blut bedeckt, aufs Vorderdeck. Er war mein Gefangener, und als solchem band ich ihm Hände und Füße und schleppte ihn auf unser eigenes Schiff.

Unterdessen war der Kampf beendet. Wir hatten zehn, die Feinde nur vier Mann verloren. Aber eine reichliche Beute war uns zu Theil geworden. Von den Frauen war die Eine eine vornehme Spanierin, welche, vor den Franzosen fliehend, den Schooner gemiethet hatte, um sich und ihre bewegliche Habe nach Sicilien zu retten, wo sie das ehemalige Königspaar, Karl den Vierten und seine Gemahlin, die Napoleon entthront hatte, zu finden hoffte. Man behaupte, daß ein Theil der Juwelen, die sie mit sich führte, der Königin gehörten und sie beauftragt sei, diese zu überbringen. Wie dem auch sei, jedenfalls waren die Schmuckgegenstände und das baare Geld, das die Spanierin mit sich führte, ein ansehnlicher Schatz. Die vier Frauen, alle noch jung und von vortheilhaftem Aussehen, die fünf jungen Sklaven, die kostbaren Kleider und Utensilien der Spanierin machten mit jenem Schatz zusammen eine so werthvolle Beute, daß der Rais beschloß, diese nicht länger dem ungewissen

Schicksal auszusetzen, dem wir selbst bei Fortsetzung unserer Expedition preisgegeben waren. Von unseren noch übrigen 72 Mann wurden 10 ausgewählt, um das eroberte Schiff mit der Beute in Sicherheit nach Algier zu bringen. In einiger Verlegenheit waren wir wegen der erwachsenen Gefangenen. Es waren 6 Seeleute (denn 4 waren gefallen) und eben so viel Passagiere, letztere Leute aus dem Gefolge der Spanierin und dem dienenden Stande angehörig. Von keinem dieser 16 Menschen war ein erhebliches Lösegeld zu erwirken. Als Sklaven versprachen sie auch nicht, einen guten Preis zu erzielen, denn erwachsene Christensklaven fanden selten reiche Käufer, sondern wurden meist dem Staat für ein Spottgeld abgegeben, um in den Bagnos zu arbeiten oder auf den Galeeren zu rudern, wo sie wie die Fliegen im Herbst wegstarben. Wären wir selbst nach Algier zurückgekehrt, so hätten wir sie ohne Zweifel dennoch mitgenommen. Aber sie dem nur mit zehn Seeleuten bemannten Beuteschiffe anzuvertrauen, bot viel zu viel Gefahr, denn die Fälle waren nicht selten vorgekommen, in denen Christensklaven die gläubige Mannschaft niedergemacht hatten. Sie auf unseren weiteren Zügen mitzuschleppen, war gleichfalls nicht räthlich. Sie zum Islam zu bekehren, worauf sie wohl eingegangen wären, verbot unsere Praxis, denn einem Renegaten ist nur dann einigermaßen zu trauen, wenn er sich auf dem Festlande inmitten eines gläubigen Volkes befindet. Renegaten wurden nur in Algier selbst gemacht, nicht zur See. Es blieb also nichts übrig, als sie dem Schooß des Meeres anzuvertrauen. Schon hatte der Rais den Befehl gegeben, sie zu erstechen und ins Meer zu werfen, als plötzlich einer der ältesten Veteranen, ein gewisser Hadsch Smail, hervorsprang und rief:

„Haltet noch einen Augenblick ein, ehe ihr diese „Hunde“ in die wohlverdiente Hölle hinabsendet. Ich will an sie eine Frage richten, die ich schon seit 20 Jahren jedem Christenhunde stelle, den Allah in die Hände der Rechtgläubigen führt. Sagt mir, Ihr Hunde (redete er die Gefangenen an), kennt einer von Euch den berühmten Seeräuber Baba Othman et Turki, der, nachdem er lange der Schreck der Meere gewesen, in die Hände der Ungläubigen fiel und der nach den letzten Nachrichten auf dem Bagno in Genua gefangen sitzen soll? Kennt ihn einer von Euch und weiß er Mittel und Wege, ihn zu befreien, so soll ihm das Leben geschenkt werden; aber hütet Euch wohl, zu lügen. Nur dem werden wir glauben, der uns eine genaue Personenbeschreibung Baba Othman's giebt.“

Als man den unglücklichen Schlachtopfern diese Worte des Veteranen erklärt hatte, schien es, als wolle eine plötzlich gefaßte Hoffnung ihre düstern Züge einen Augenblick verklären. Aber nur einen Augenblick schien es so, denn bald mochten sie sich von der Fruchtlosigkeit derjenigen Lüge überzeugen, mit welcher sie vielleicht ihr Leben anfangs zu retten gehofft hatten. Keiner von ihnen schien den alten Türken, von dem die Rede, zu kennen, und Alle geriethen durch das Schwinden dieser einen Moment aufleuchtenden, schnell aber versinkenden Hoffnung in noch trübere Stimmung und wehmüthigeres Nachbrüten. Nur ein einziger schien ernstlich nachdenkend geworden zu sein. Es war der Steuermann des sicilianischen Schooners, ein schon halb ergrauter Veteran des Meeres, ein Genuese von Geburt, den das launige Schicksal in aller Herren Länder herumgewürfelt hatte. Die Genuesen sind unter allen Italienern die wanderlustigsten, aber wenn sie auch oft in fremden Ländern sich ansiedeln, dort Gut und Familie haben, so lockert sich doch nie gänzlich das Band, das sie mit der Heimath verbindet. So war Matteo (so hieß der Steuermann) von Zeit zu Zeit immer wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und der glückliche Zufall wollte es, daß er bei einem dieser Besuche in der Heimath auch den Bagno besehen hatte. Die Hauptmerkwürdigkeit des Bagno war aber gerade ein alter Türke, der in seiner Nische, an einer Kette angeschmiedet, eher wie ein wildes Thier als wie ein menschlicher Gefangener gehütet wurde. Die ausnahmsweise Störrigkeit und der unbändige Trotz des alten Türken hatten diese gleichfalls ausnahmsweise Art der Gefangenhaltung nöthig gemacht. Auf der Rudergaleere war es unmöglich gewesen, ihn zum Arbeiten zu zwingen. Welche Grausamkeiten man auch anwandte, nichts vermochte den Alten aus seiner überlegten, stoischen Apathie aufzurütteln. Man mußte endlich darauf verzichten, ihn an der Ruderbank, wie die anderen Galeoten, festzuschmieden. Seine von seinen Wärtern nicht verstandenen, bei den anderen türkischen Galeoten aber nur zu sehr zündenden rebellischen Reden unterhielten den Geist der Empörung in gefahrdrohender Weise, so daß es nothwendig wurde, ihn von den Anderen zu trennen. Man brachte ihn am Lande unter in dem sogenannten „verschärften Gefängniß“, d. h. einer steinernen Nische auf dem Quai der Galeeren, wo er mit einem schweren eisernen Ringe um den Leib an die Wand geschmiedet, seine Füße und Hände mit Ketten beschwert, Tag und Nacht, Sommer wie Winter zubrachte. Das elende Galeotenbrot fristete sein zähes Leben. Vor ihm stand eine Schüssel, in welche die Vorübergehenden ihre Almosen warfen, denn an mitleidigen Seelen fehlt es unter den Italienern nicht. Diese Almosen waren oft sogar reichlich, denn der Bagno bildete eine Merkwürdigkeit der Stadt und wurde von Reichen und Vornehmen besucht. Ja, seit der alte Türke an seiner Kette in der Nische dalag, hatte der Bagno noch mehr Anziehungskraft für die Neugierigen. Seltsam war es, wie der Alte sich diesen Almosenspendern gegenüber benahm, seltsam für seinen dürftigen Zustand, aber ganz in Harmonie mit seinem übrigen trotzigen Wesen. So oft ein Geldstück aus einer mitleidigen Hand in die Schüssel fiel, verriethen eine verächtliche Miene des Türken und einige Schimpfwörter, in seiner Sprache gemurmelt, wie demüthigend er die Wohlthaten derjenigen empfand, die er als „Christenhunde“ verachtete und als seine Peiniger tödtlich haßte, denn nach echt orientalischer Auffassung waren alle Europäer in ihrer Grausamkeit ihm gegenüber solidarisch. Was ihm von den Galeerenwärtern widerfuhr, dafür machte er die ganze Christenheit verantwortlich, und deshalb schienen auch die Almosen ihm nur eben so viele verwundende Pfeile. Diese Almosen hätte er behalten und sich dadurch ein besseres Leben fristen können. So unmenschlich auch die Traditionen der Galeeren waren, so gab es doch unter deren Wärtern Leute, welche menschlich fühlten und das Grausame, das in der traditionellen Behandlungsweise lag, durch persönliche Milde zu dämpfen suchten. Außerdem war es unerhört, daß ein Wärter die Almosen der Galeoten für sich behielt. Dennoch brachte es der Trotz des alten Türken dahin. Am Anfang gaben ihm die Wärter das Geld in die Hand oder steckten es ihm in die Taschen, aber stets schleuderte es der Alte mit Ingrimm von sich, indem er Wärtern und Gebern gleicherweise fluchte. So fiel das Geld oft ins Meer und ging verloren. Um dieser Calamität vorzubeugen, kamen die Wärter auf die Idee, die täglichen Almosen aus der Schüssel zu nehmen und sie zurückzulegen. Mit der Zeit hätten sie so ein Capital bilden können, das der Alte, wenn ihm eine Befreiung aus dem Gefängniß bevorstand, dereinst als sein Eigenthum erhalten sollte. Da er aber lebenslänglich Galeote zu bleiben verurtheilt war, so kam es, daß die Wärter ganz einfach für sich selbst sparten, denn beim Tode des Galeoten fiel ihnen dessen Erspartes doch zu.

Dieser merkwürdige Alte war es, den Matteo sich nun

erinnerte, vor etwa zehn Jahren im Bagno von Genua gesehen zu haben. Aber nicht nur dessen erinnerte er sich. Es fiel ihm auch ein, daß er ganz denselben Türken vor etwa zwei Jahren in Cagliari, der Hauptstadt Sardiniens, wiedergesehen hatte, und zwar unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie ehedem in Genua. Es war nämlich unter den Staaten, welche damals noch Galeeren hatten, Sitte, die Galeoten, namentlich die türkischen, von Zeit zu Zeit zu verkaufen. Ein solcher Verkauf hatte auch zwischen der Republik Genua und Sardinien stattgefunden. Die altersschwache Republik Genua führte damals den Riesenkampf gegen das allmächtige Frankreich, dem es bald zur Beute fallen sollte. Um diesem Feinde sich zur See gleichzustellen, dazu gehörte eine Reform ihres Seewesens. Diese Reform brachte das Aufgeben der veralteten Galeeren mit sich, und um nicht so viele zu nichts mehr brauchbare Galeoten ernähren zu müssen, verkaufte man sie an Sardinien, welches das alte System einstweilen noch beibehalten hatte. So war Baba Othman et Turki nach Cagliari gekommen, wo man eben so, wie vorher in Genua, bald eingesehen hatte, daß seine Verwendung auf dem Ruderschiffe unräthlich sei, und ihn deshalb in einer Nische festgekettet am Lande gefangen hielt. Auch hier bildete er die Curiosität des Hafens, auch hier flossen ihm reichliche Almosen, namentlich von den vielen Engländern zu, welche das mit ihnen verbündete Sardinien besuchten; aber auch hier verschmähte sie der unbeugsame Alte, unwandelbar in seinem Haß gegen die Christen. Ein anderer wäre ohne Zweifel längst einer solchen rauhen und grausamen Lebensweise erlegen. Aber Baba Othman's Körper schien von Eisen. Freilich, wer das Leben eines arabischen Seemannes kennt, wird hierüber nicht staunen. Tag und Nacht der freien Luft, der glühenden Sonne und dem Sturmwind gleich ausgesetzt, Sommers wie Winters auf dem offenen Deck lebend, oft von überstürzenden Wellen gebadet und vom Winde getrocknet, härtet sich der Körper des arabischen Seemannes in einer Weise ab, wie es bei Euch Europäern fast unbekannt ist. So erfreute sich auch Baba Othman einer eisernen Gesundheit. Trotz seines elenden Lebens hatte er das siebenzigste Jahr erreicht, ohne Krankheit zu kennen.

Der Kagal in den jüdischen Gemeinden Russisch-Polens.

Schiller hat gesagt, daß die Juden einen Staat im Staate bilden, und auf jene, welche im russischen Reiche leben, paßt der Ausspruch vollkommen. Man weiß längst, daß sie dort, Sklaven des verknöcherten Buchstabenglaubens und sich selbst tyrannisirend, durch eine Unzahl zum großen Theil alberner Gebräuche ein merkwürdiges Sonderdasein führen und steifnackig am Hergebrachten halten, aber von dem innern Treiben ihrer Gemeinde hat man bisher wenig erfahren. Nun hat ein getaufter Jude, J. Braphmann in Wilna, zwei Werke geschrieben: über den Kagal und über die hebräischen Local- und allgemeinen Vereine, die einen interessanten Einblick in die jüdischen Verhältnisse gewähren. Das „Athenäum" vom 8. October giebt Auszüge.

Die Juden im russischen Reiche sind gewissermaßen fossil geblieben; sie bewegen sich geistig in einer dumpfigen Atmosphäre; Alles, was nicht zu ihnen gehört, betrachten sie als Schmarotzerpflanzen auf dem Staatskörper und im Volksleben, auch haben sie den anderen Unterthanen gegenüber eine Ausnahmestellung. In den westlichen Gouvernements und in Russisch-Polen leben ihrer reichlich zwei Millionen. Für die in Bessarabien lebenden gilt die Verordnung, daß sie mindestens 50 Werst von der Grenze entfernt wohnen müssen; man will sie dadurch am Schleichhandel verhindern, welchen sie gern recht schwunghaft betreiben. In manchen Bezirken bilden sie bis zu 35 Procent der Bevölkerung und haben den größten Theil des Eigenthums in ihre Hände gebracht. In Charkoff durfte bis vor wenigen Jahren kein Jude wohnen; in dem von dort nicht weit entfernten Jelisabethgrad muß man 25 Rubel Strafe zahlen, wenn man einen Anhänger der mosaischen Lehre als Jude bezeichnet; man soll Hebräer sagen. In Odessa ist die Rabbinenschule geschlossen, aber fast gleichzeitig in Moskau eine Synagoge eröffnet worden. In manchen Ortschaften dürfen die Juden lediglich Schacher treiben, während der Jude Polyakoff bei der Regierung in hohem Ansehen steht, Eisenbahnunternehmer ist und als eine Art von Stroußberg (Straußberger) auftritt. Dieser Polyakoff möchte gern einen der schönsten Paläste in St. Petersburg kaufen und bewohnen, er darf das aber nicht, weil sich in demselben eine griechisch-orthodoxe Capelle befindet.

Jene Juden nun haben ihre eigenen Sitten und Gebräuche, ihre eigenen Gesetze, ihre besondere Kleidung und Sprache. An dieser letztern, einem Gedibber aus corrumpirtem Deutsch, Polnisch, Russisch und Hebräisch, kann man am jüdischen Theater zu Warschau sich erfreuen, sie dort in ihrer vollen Classicität bewundern.

Herr Braphmann hat sich zwar „schmadden" lassen und ist unter die Christen gegangen, aber darum doch kein „Rosche", d. h. kein Judenfeind geworden. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, das eigenthümliche Gemeindeleben der Juden zu schildern, wie es wirklich ist, und er belegt die Thatsachen, welche er vorbringt, mit Urkunden. Es wird nachgewiesen, daß die Kinder Israel dort, wo sie hausen, „talmudistische Municipalrepubliken" bilden. Diese haben einen völlig aristokratischen Zuschnitt; eine Art von Patricierkaste übt den Plebejern gegenüber eine durchaus willkürliche und despotische Gewalt aus. Für solch eine Judenrepublik sind zwei Einrichtungen kennzeichnend: der Kagal oder Cheder hakagal, d. h. die Regierung der Gemeinde, und der Beth din, der talmudische Gerichtshof; dieser letztere wird theilweise von der russischen Regierung anerkannt. Die Mitglieder der Regierung, sagen wir des Gemeinderaths, werden allerdings gewählt, aber Wähler wie Gewählte müssen einen gewissen Rang in der Gemeinde haben, und dieser wird hauptsächlich durch Kenntniß des Talmud erworben; doch überträgt man ihn auch reichen Leuten, welche dafür tüchtig zahlen.

Der Kagal also, dieser Gemeinderath, regiert die Commune, hat die Aufsicht über das Schulwesen, überwacht und regelt allen Verkehr zwischen Juden und Nichtjuden und gestattet solchen Verkehr oder verbietet ihn, ganz nach seinem eigenen Belieben, mit voller Willkür; Berufung gegen seine Befehle ist nicht gestattet. Denn bei ihm gilt der Grundsatz, daß alle nichtjüdischen Verordnungen und Gesetze keine Gültigkeit für die Hebräer haben und daß diese nicht durch solche gebunden sein können. Es ist streng verboten, in

Streitigkeiten, welche zwischen Juden obwalten, sich an eine russische Behörde zu wenden, selbst dann nicht, wenn die russischen Verordnungen mit den vom Kagal beliebten übereinstimmen. Der Kagal seinerseits nimmt jedoch Recurs an die russischen Behörden, allemal, wenn er das seinem eigenen Interesse förderlich erachtet.

Er beansprucht die Gewalt über alle Juden, welche im Bezirke wohnen; Nichtjuden in demselben werden als Eindringlinge angesehen, durch welche die Rechte des auserwählten Volkes Jehovas beeinträchtigt werden. Neuen Ankömmlingen gewährt oder verkauft er das Recht, im Bezirke zu leben; ein Jude aus einem andern Bezirke würde nicht leben und nicht sich ernähren können, wenn er nicht die erforderliche Erlaubniß hätte. Dem Talmud zufolge ist das Eigenthum aller Nichtjuden eine freie Wildniß, oder, wie Rabbi Joseph Kulun sich ausdrückt, „eine Art von freiem See", in welchem nur derjenige Hebräer Netze auswerfen darf, welcher vom Kagal Erlaubniß dazu bekommen hat. Das Eigenthum von Nichthebräern wird als allgemeines Eigenthum der Commune betrachtet; der Kagal verkauft das Recht zur Besitznahme dieses Eigenthums an Juden, stellt sogar Documente über solchen Verkauf aus und quittirt über das empfangene Geld.

Noch mehr. Der Kagal verkauft an den oder jenen Juden das Recht, andere Individuen auszubeuten, an solche Geld zu verleihen und eventuell das Eigenthum derselben in Besitz zu nehmen; nur wer solch ein Recht erkauft hat, darf ein beliebiges, ihm angewiesenes Individuum ausbeuten; andere Juden dürfen ihm nicht das Recht kränken; er hat das Monopol. Dergleichen Dinge würde man für unglaublich halten, wenn nicht Herr Braphmann actenmäßige Belege und Beweise dafür beibrächte, so z. B. Documente darüber, daß ein Jude das Anrecht auf Ausbeutung eines russischen Handelsmannes gekauft hat, ein anderer Grund und Boden, auf welchem künftig Regierungsgebäude stehen werden, ein dritter gar ein ganzes Franciscanerkloster &c. Nach solch einem Kaufe darf kein anderer Jude das mit klingender Münze vom Kagal erworbene Monopol beeinträchtigen. Läßt ein Jude es sich beifallen, Grund und Boden, der einem Christen gehört, von diesem zu kaufen und zu besitzen, so muß er dennoch denselben auch vom Kagal kaufen, weil sonst weder der rabbinische Gerichtshof noch die übrigen Juden sein Anrecht auf den Besitz für gültig halten würden!

Der Kagal übt auch noch in mancher andern Beziehung eine tyrannische Gewalt; er hat sich zum Beispiel das Recht angemaßt, dem Einzelnen zu befehlen, welcherlei Geschäft derselbe betreiben oder nicht betreiben darf. Aehnlich wie die alten Yankee-Puritaner, mischt er sich in alle häuslichen Verhältnisse; er schreibt vor, wie viele Personen bei einer Hochzeit oder bei irgend einer Festlichkeit zugegen sein dürfen, wie viele und welche Musikanten dabei aufspielen dürfen und dergleichen mehr.

Aus dem Schlachten des Viehes zieht er großen Vortheil. Die Thiere müssen geschächtet werden nach Mosis Vorschrift, und bei den polnischen &c. Juden wird es damit außerordentlich genau und streng genommen. Die rabbinischen Behörden erheben für Gemeindezwecke eine Fleischtaxe, welche von der russischen Regierung genehmigt worden ist, und die Beamten der letztern sollen bei der Erhebung mitwirken, weil der Kagal vermittelst dieser Taxe einen etwaigen Steuerausfall zu decken hat. Der Kagal seinerseits belegt auch alle Spirituosen, welche in Schänken verabreicht werden, mit einer Abgabe, welche natürlich auf die Verbraucher fällt. Bekanntlich sind sämmtliche Branntweinschänken in den Händen von Juden. — In Wilna hat der Kagal die Befugniß, im Judenviertel eine Taxe von Lebensmitteln zu erheben; vor einigen Jahren wußte er es bei den russischen Behörden dahin zu bringen, daß der Fischmarkt aus einem andern Stadttheil in dieses Judenviertel verlegt wurde; er pachtete 1867 diese Abgabe für eine verhältnißmäßig geringe Jahressumme.

Der Kagal erhält seine Autorität zum Theil durch solche Taxen aufrecht, zum Theil aber auch durch schwere Strafen, welche der Beth din verhängt. Dieser kann einen Juden in förmlichen Verruf thun; er verbietet den Nachbarn und allen, mit solch einem Geächteten irgend welchen Verkehr zu unterhalten, verbietet ihm auch, sein Geschäft zu betreiben, seine Frau darf nicht in die „Mikwe", das Reinigungsbad, gehen; er kann förmlich excommunicirt werden. Wer nur einen kleinen Theil des „Gesetzes" übertritt, der übertritt auch das ganze „Gesetz", und wer das thut, verfällt dem Banne, welcher in den Judenortschaften dem bürgerlichen Tode gleichkommt. „Erst vor wenigen Monaten wurde in Schkloff eine körperliche Züchtigung verhängt; dergleichen werden in manchen Fällen zuerkannt. Eine Frau war in den Verdacht (wohlgemerkt nur in den Verdacht, da jeder Beweis fehlte) gerathen, mit einem Mann in allzu vertrautem Verhältnisse gestanden zu haben. Der rabbinische Gerichtshof erkannte auf körperliche Züchtigung; sie wurde nackt durch die Straßen gejagt und dabei fast zu Tode gepeitscht! Hartnäckige Juden nehmen wohl in der alleräußersten Noth ihre Zuflucht zu den russischen Behörden; aber das erregt allemal den ingrimmigen Zorn des rabbinischen Beth din. Um solchen Berufungen auf bürgerliche Autoritäten vorzubeugen, läßt er die Juden, welche er vor sich beruft, auf Stempelpapier einen Revers schreiben, durch welchen sie sich verpflichten, keine andere Autorität als jene des Beth din anzuerkennen." Man sieht, es ist ganz die altmosaische, ingrimmige, widerwärtige Barbarei. Braphmann beschuldigt die russischen Beamten, daß sie sich erkaufen lassen, um durch die Finger zu sehen.

Der Kagal benutzt auch die Ortsvereine und Brüderschaften zu seinen Zwecken. Es sind theils Talmudvereine, theils wohlthätige Gesellschaften oder eine Art von Gewerkvereinen; dazu kommen die sogenannten Grabefolge-Brüderschaften. Es laufen dabei viele schnöde Erpressungen mit unter. Im Jahre 1866 brachte die Jüdin Broyd in Wilna eine Klage bei der bürgerlichen Behörde an. Die Brüderschaft hatte von ihr für das Begraben ihres Mannes 1500 Rubel Silber gefordert; diese Summe war ihr zu hoch, aber die Brüderschaft ließ, um dieselbe zu erzwingen, die Leiche fünf Tage lang über der Erde stehen. So wurde die Frau mürbe gemacht; sie zahlte; vorher hatte man sie gezwungen, einen Schein auszustellen, in welchem sie erklärte, die Brüderschaft habe das Geld zu wohlthätigen Zwecken erhalten. Als der Kagal erfuhr, daß sie sich ans Civilgericht gewandt habe, belegte er sie zur Strafe mit 500 Rubel Geldbuße, angeblich um den Ausfall in dem Recrutenfond für arme Hebräer zu decken. Das war schlau genug; denn da diese Recrutengelder den russischen Behörden zufließen, kümmerten sich diese nicht weiter um die Frau.

Unter so schnöden Verhältnissen erklärt es sich, daß jeder Jude danach strebt, ein Mitglied der machthabenden Classe zu werden. Der plebejische Jude, auch der ordinärste Schacherer, sucht wo möglich seine Söhne talmudisch abrichten zu lassen. Diese polnisch-russischen Juden stehen außerhalb des europäischen Culturkreises.

Ethnographische Vergleiche.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

I.

Gilt die Sprache mit Recht für das Haupterkennungszeichen der Nationalität eines Volksstammes, so kann man wiederum die geistige Individualität desselben, besonders seine Denkungsweise und den Grad seiner Bildung am besten aus seinen sprüchwörtlichen Redensarten und localen Wortbildungen beurtheilen.

Einzelne Ausdrucksweisen finden sich in den entferntest von einander gelegenen Ländern unverändert wieder; andere dagegen sind von Ort zu Ort verschieden.

So erscheint z. B. den Deutschen ein „weißer Rabe“ als das Seltenste, was es giebt; der Franzose glaubt, daß nichts so selten ist, wie eine „weiße Amsel“ (le merle blanc), und der Italiener spricht:

Più raro che le mosche bianche,
(Seltener als die weißen Fliegen),

läßt aber auch die corvi bianchi, die weißen Raben, als selten gelten. Der Corse indessen nimmt außer den „weißen Amseln“ der Franzosen die grünen Pferde (E cumme i cavalli verdi) als größte Seltenheit an, und der Wallone in der Borinage sagt: Aussi rare que les bleus thiés (so selten als die blauen Hunde), welche allerdings selbst dem Franzosen unbekannt geblieben sind, der doch einen „grünen Hund“ (chien vert) als Schimpfwort hat.

Noch mannichfaltiger sind die Bilder, welche die Völker zur Bezeichnung eines hohen Alters gewählt haben.

Die Griechen und Römer geben uns das Alter des Tithon und Hesiod (Tithoni [Hesiodi] senecta), des Nestor (Nestoris aetas) und der Sybille (At me non aetas mutabit tota Sybillae) als höchstes an, und sprechen von der Zeit des Chaos und Saturn's (Antiquior quam chaos et Saturnia tempora) oder des Kodros (Antiquior Codro) als der frühesten ihrer Erinnerung.

Bei den christlichen Völkern begegnet uns als Repräsentant des höchsten Alters am häufigsten der „ewige Jude“, den sie bald als Matusalem, bald Methusalem, in der Normandie sogar Mathieu salé nennen, was den armen Weltbürger zum „gesalzenen Mathis“ macht. Nur in Frankreich trifft man als alt auch den Herodes an (Vieux comme Hérode), welcher bekanntlich im Volksglauben mit Pilatus und Herodias das angenehme Loos theilt, für ewige Zeiten umgehen zu müssen, und die Toscaner haben die Sybille der Römer beibehalten, indem sie sprechen: Ha piu anne della Sibilla Cumana (er zählt mehr Jahre, als die Sybille von Cumä).

Die Bewohner Deutschlands haben die Wörter „uralt“ und „steinalt“, alt wie die Steine, gebildet, um den Begriff hohen Alters auszudrücken, während merkwürdigerweise die Tiroler, welche mitten in den Alpen wohnen, dafür „meeralt“, alt wie das Meer, gebrauchen.

In Niedersachsen spricht man: So oold as de Bremer Wold (so alt als der Bremer Wald); in Thüringen: San ald sin as de Düringer Wald (so alt sein als der Thüringer Wald), und im Voigtlande weist man vorwitzige Leute mit der Redensart zurecht: „Ihr seid noch lange nicht so alt, wie der Kühnberg,“ ein altes verkrüppeltes Holz in der Gegend von Hohenleuben.

Hier und da hört man jedoch von Deutschen auch den Ausruf: „Und würd' ich so alt wie eine Schneegans!“ und aus dem Sprüchwort: „Man wird so alt wie eine Kuh und lernt noch immer mehr dazu,“ könnte man schließen, daß auch die Kühe zu den Thieren gehören, welche nach der Volksmeinung ein hohes Alter erreichen.

Schon die Römer sprachen: cervina senectus, das Alter der Hirsche, oder: ultra cornices vivax (cornicibus vivacior), länger lebend als die Krähen.

Die Schweden haben ebenfalls: qammal som krä-kan, alt wie die Krähe, und in den emilinanischen Provinzen von Italien heißt es: Vecc' cmè l'cùcch (Parma), alt wie der Kukuk; Vècc cómm' è al cucch (Reggio), alt wie der Kukuk ist; und: L'è più vêcc ch' n'è al cúcc (Bologna), er ist älter, wie der Kukuk ist.

Im Parmesanischen sind aber für denselben Begriff auch die Vergleiche üblich: Vecc' cmè l'ean d'san Ròcch, alt wie der Hund des heiligen Rochus, der, wie man weiß, auf keinem Bilde dieses Heiligen fehlt. Pù vècc' ch'el tabara del diàvol, älter als der Mantel des Teufels, und das zwar wenig ästhetische, aber sehr volksthümliche: Pù antigh che el cagà a brazz, älter als das H . . . . im Freien.

Die Annahme, daß der Mantel des Teufels sehr alt sein müsse, findet sich auch in Piemont wieder, wo man zu sagen pflegt: Pì vej ch'el mantel del diavo, älter als der Mantel des Teufels. Die Toscaner haben dafür das christlichere: Vecchio quanto l'alleluja, alt wie das Halleluja, und bilden so den Uebergang zu der frommgläubigen Redensart der Spanier: Mas vieja que la igleja, älter als die Kirche, welche sich bei den Portugiesen ebenfalls eingebürgert hat.

Weltlicher im buchstäblichen Sinne des Wortes ist das französische: vieux comme le monde, alt wie die Welt, welches nicht weniger verbreitet ist, als die beiden Vergleiche: vieux comme les rues, alt wie die Straßen, und: vieux comme les chemins, alt wie die Wege. Dem erstern entspricht der vlamische: oud als de straet, alt wie die Straße; dem letztern der holländische: Het is zoo oud als de weg van Kralingen (van Rome), es ist so alt wie der Weg von Kralingen, eine alte, wahrscheinlich von den Römern angelegte Straße, deren Ueberreste man noch bei Kralingen, einem Dorfe bei Rotterdam, sieht, oder: so alt wie der Weg von Rom, unter welchem vielleicht die vom Kaiser Hadrian erbaute via Adriani gemeint ist.

Alte Bauwerke haben auch die in der Normandie verbreitete Redensart: vieux comme le pont de Rouen, alt wie die Brücke von Rouen, welche im Jahre 1151 die Kaiserin Mathilde herstellen ließ und deren Ueberreste bei niedrigem Wasser den Fremden bis vor wenigen Jahren gezeigt wurden, sowie die englische veranlaßt: As old as Paul's oder as Paul's steeple, so alt wie die Paulskirche oder der Thurm derselben, welchen bereits König Ethelbert im Jahre 610 der von ihm gegründeten Paulskirche hinzufügte, der aber später vom Blitz getroffen und erst 1087 wieder neu gebaut wurde. Aehnlich sagt man auch: As old as Glastonbury torre.

Ein anderer Vergleich der Engländer: As old as Pendlehill, so alt wie Pendle-hill, bezieht sich auf den Berg dieses

Namens in Lancashire, welcher nach Einigen seit der Schöpfung der Welt oder wenigstens seit der Sündflut (Sinflut) bestehen, nach Anderen aber durch einen Vulcan entstanden sein soll, und zu den drei Bergen gehört, von denen es sprüchwörtlich heißt:

Pendle, Ingleborough and Penigent
Are the three highest hills between Scotland and Trent,

oder:

Pendle, Penigent and Ingleborough
Are the three highest hills all England thorough.

Pendle, Ingleborough und Penigent sind die drei höchsten Hügel zwischen Schottland und Trent (in ganz England).

Die Tschechen haben die Bezeichnung: Uralt wie ein Strohwisch (staricky jako vechet oder vechytek), welche nicht minder eigenthümlich ist, als die toscanische: Più antico del brodetto, älter als die Brühe; und wenn sie ausdrücken wollen, daß etwas vor undenklicher Zeit geschehen sei, so sprechen sie: Zur Zeit des Königs Holec, als ein Schaf einen Groschen kostete.

Bei den Kleinrussen geschah dergleichen: Zur Zeit des Czaren Mitroch, als die Leute noch spärlich waren; oder: Unter jenem Czaren, als es noch keinen Zwieback gab. Bei den Wallonen: Du timps dè bon vî Diu, zur Zeit des guten, alten Gottes. In Toscana: Al tempo delle fate, zur Zeit der Feuer, und in Piemont: Ant ii tenp ch' Berta filava, in den Zeiten, wo Bertha spann. Auch in Frankreich heißt es: Du temps que Berthe filai, zur Zeit, als Bertha spann. In England: It happened in the reign of Queen Dick, es geschah unter der Regierung der Königin Dick. In der Normandie: C'est du temps du roi Guillemot, zur Zeit des Königs Wilhelm, worunter Wilhelm der Eroberer gemeint ist. In Toscana: Non è più il tempo di Bartolommeo da Bergamo, es ist nicht mehr die Zeit des Bartholomäus aus Bergamo, d. h. des Bartolommeo Coglione oder Colleone, des berühmten Generals in Diensten der venetianischen Republik, dessen schönes Denkmal man noch vor der Kirche St. Giovanni e Paolo in Venedig sieht. In Siebenbürgen bei den Sachsen: Anno Tékli, indem dort schon das Jahr 1690, in welchem Emmerich Graf Tökely, Dank den Türken, zum Fürsten von Siebenbürgen ausgerufen wurde, in der Erinnerung des Volkes für eben so undenklich gilt, wie die Zeit, von der sie in ihrem niederrheinischen Dialekte sagen: Et äs esi lang här, dat et schin nemi wor äs, es ist so lange her, daß es schon nicht mehr wahr ist.

Auch im Plattdeutschen pflegt man uralte Zeiten auf diese Weise zu bezeichnen: Dats all so lang her, dat et nig meer waar is, und im Hochdeutschen hat man den vortrefflichen Ausdruck gebildet: Vor (Zu) Olim's Zeiten, oder, wie es in Holstein heißt: Vör Oldingstieden, welchem das dänische: Fra Arilds Tid entspricht.

Die norwegische Redensart dagegen: Als St. Olaf noch klein war, erinnert an die plattdeutsche, welche in Oldenburg: Anno een, as de düwel junk was, im Jahre eins, als der Teufel jung war; in Holstein: Anno Ein, as de Düwel 'n lütch Jung was, Anno Eins, als der Teufel ein kleiner Junge war; in Preußen: Als de Düwel noch e Kind wär, als der Teufel noch ein Kind war, oder: Als Diewels Großmutter noch Jungfer wär', als Teufels Großmutter noch Jungfrau war; in Hinterpommern: Aff dei Düvel 'n klein Jung was, als der Teufel ein kleiner Junge war, und im Osnabrückischen: As de Düüwel noch 'n lütk Fentken was un Himmännken heet, als der Teufel noch ein kleiner Junge war und Himmäundchen hieß, lautet.

In den Niederlanden erzählt man von demselben Jahr: In het jaar een, als de uilen preken (holländisch), oder: 't Jaer een, als de uilen preeken (vlämisch), im Jahre Eins, wo die Eulen predigten; in Koburg: Anno ans, wie der große Wind is ganga, Anno Eins, als der große Wind ging, und in Siebenbürgen, wo man jedoch statt des ersten das neunte Jahr annimmt: Anno neng, dea di däck Schni fäl; im Jahre neun, wo der dicke Schnee fiel.

Die Preußen sprechen von: Anno Dazumal, Anno Schnee, Anno Kruck, Anno Schniefke und Anno Toback, und sagen wohl auch: Als de ohl' Fritz Gefreiter wär, als der alte Fritz Gefreiter war.

Nicht bestimmter ist die Jahreszahl der Nürnberger Redensart: In dem Jahre, da die Pegnitz brannte, und in Köln am Rhein heißt es gar bloß:

Als dat geschaach,
Do brannt de Baach,
Do leschten de Boore met Strüh.
Als das geschah,
Da brannte der Bach,
Da löschten die Bauern mit Stroh.

Auch in Dinkelsbühl begnügt man sich mit der Angabe: Des isch vo sellmol, wu die Maikäfer Dächer traga hebba, das ist von damals, wo die Maikäfer Dächer getragen haben; meint aber jedenfalls dieselbe Periode, die man im Luxemburgischen mit den Worten schildert: Zur Zeit, we d' Meis Pareke' gedroen hun an d' Raten Horbeidelen, zur Zeit, wo die Mäuse Perrücken getragen haben und die Ratten Haarbeutel, und zu welcher wir bei den romanischen Völkern noch einige nähere Details finden.

So heißt es in Bologna und Reggio: In-t-al tèimp ch' a s' tirava sú el brag cùn el zirêll (in Reggio: Al tèimp ch' ès tirèven su èl brègh cón la zirèlla), in der Zeit, wo man die Hosen mit der Rolle (Winde) anzog; in Parma: Al temp dil do braghètti, zur Zeit der zwei Hosen; in Toscana: Quando si usavano le calze a carrucola, als man die Rollhosen trug; oder: Al temps che volavano i pennati, zur Zeit als die Gartenmesser flogen; und in Frankreich: Du temps qu'on se mouchait sur la manche, zur Zeit, wo man sich die Nase am Aermel schnäuzte.

Da man das letztere sonst auch in Schweden für ausreichend zur Feststellung jener Zeitepoche hielt, indem man im siebenzehnten Jahrhundert sagte: Det was på de tiden, man snöt sig på årmen, in Parma aber noch ausdrücklich „el temp del duca Ranuzzi“, die Zeit des Herzogs Ranuzzi, hinzufügt, wenn man von der Zeit spricht, „wo man die Hosen mit der Rolle anzog“, und auf der Insel Sardinien die alte Zeit, wo man noch Alles glaubte, su tempus de Ziu Palá, die Zeit des Onkels Paul, nennt, so kann es dem Historiker gewiß nicht schwer fallen, auf diese Angaben hin die Chronologie jenes Damals zu bestimmen, auf welches sich das Volk beruft.

Aus allen Erdtheilen.

Die Stärke des deutschen Elementes in Nordamerika.

Zu Cincinnati in Ohio haben die Deutschen eine „patriotische Ausstellung" (eine „fair", wie die Yankees sagen) veranstaltet, um den Ertrag derselben für die Wittwen und Waisen gefallener oder verwundeter Krieger in die alte Heimath zu schicken. Daran knüpft ein in jener Stadt erscheinendes anglo-amerikanisches Blatt, die „Cincinnati-Times", folgende Betrachtungen:

„Dies Land wird in so großem Maße deutsch, daß unsere Atmosphäre stark mit deutschen Ideen und deutschem Geiste geschwängert ist, und das wird immer mehr und mehr der Fall.

Das deutsche Element ist stark, in der That das stärkste Volkselement der Erde. Wenn es im Augenblicke hier zu Lande noch nicht das herrschende ist, so wird es dies jedenfalls beim Beginne des 20. Jahrhunderts, also in weniger als 30 Jahren sein.

Das deutsche Volk ist das gesundeste der Erde. Es steht in blühendem Mannesalter und ist voll Lebenskraft. Wir Amerikaner sind allzusehr „raffinirt" — verweichlicht und entnervenden Gewohnheiten ergeben. Die deutschen Familien sind zahlreicher als die unsrigen und würden auch ohne weitere Einwanderung in Kurzem die Oberhand bekommen. Es liegt deshalb in unserm eigenen Interesse, uns ihnen anzuschließen und bei jedem guten Werke mit ihnen Hand in Hand zu gehen. Wenn unsere Söhne ihre Töchter heirathen würden und umgekehrt, so wäre das eine weise Befolgung des großen Gesetzes unserer Selbsterhaltung.

Ein besserer Menschenschlag, physisch und geistig, würde aus einer derartigen Amalgamation hervorgehen, und die Klugheit gebietet uns, einen derartigen Weg einzuschlagen. Wir müssen mit ihnen fraternisiren. Wir müssen häufiger „über den Rhein" gehen.

Unsere jungen Leute sollten sich gesunde Familien wünschen. Unsere jungen Frauenzimmer sollten aus ihrer Lethargie aufgerüttelt werden und ihre Gewohnheiten den Gesetzen der Natur anpassen lernen. Nehmt deutsche Männer. Schüttelt die Faulheit von Euch ab. Hört einmal auf, Schwindsuchtsschuhe zu tragen. Uebt Eure Körperkräfte. Wascht, scheuert, kocht, geht spazieren, klettert auf die Berge, und habt weniger Angst um Euren Teint.

Laßt uns Alle die Fair patronisiren. Es ist eine gute Gelegenheit, besser bekannt zu werden. Ihr werdet dort junge Damen sehen, auf die Pallas Athene stolz sein würde. Und die jungen Damen werden dort junge Männer sehen, von denen man erwarten könnte, daß sie das verweichlichte Frankreich erobern würden."

Zuwachs der Städtebevölkerung in Nordamerika.

Zu Ende des Septembers war die Aufnahme des „Census" in den Vereinigten Staaten nahezu vollendet, und wir finden in den Newyorker Blättern eine Menge von Notizen über den Stand der Bevölkerung in den verschiedenen Staaten und Territorien zerstreut. Die allgemeinen Resultate werden erst nach Eröffnung des Congresses, im December, veröffentlicht; inzwischen wollen wir einzelne Angaben zusammenstellen.

In Folge der starken Einwanderung und der Fruchtbarkeit der Ehen namentlich im Westen und vorzugsweise bei den Deutschen wird sich die Seelenzahl der großen Union wohl auf annähernd 40,000,000 stellen. Ueberall hat eine Zunahme stattgefunden, außer in vielen Bezirken von Neuengland, theils durch Auswanderung nach dem Westen, theils in Folge des berüchtigten „Ein- oder Keinkinder-Systems", gegen welches von Seiten der Geistlichen wie der Aerzte so häufig und öffentlich, aber vergebens geeifert worden ist.

Für den Staat Massachusetts nimmt man gegenwärtig 1,450,000 Seelen an — Die Stadt Cambridge bei Boston hat 39,633 Einwohner, deren Zahl sich in 10 Jahren um 13,603 vermehrt hat. Bostons Schiffsahrtsbewegung stellte sich 1804 auf 107,361 Tonnen und war 1863 auf 363,723 Tonnen gestiegen. In Folge des Prohibitivsystems und der hohen Abgaben, welche durch die herrschende republikanische Partei eingeführt worden sind, ist sie 1869 auf 93,696 Tonnen gefallen, und die Hälfte dieser Schifffahrtsbewegung war, so weit der Handel in Frage kommt, in den Händen einer einzigen Firma.

Im Staate Iowa übersteigt die Anzahl der männlichen Bewohner jene der weiblichen um 40,000 Köpfe. Die Stadt Dubuque zählt 18,457 Seelen; der Schulfond des Staates beläuft sich auf 2,922,626 Dollars.

Der Staat Kansas, welcher in den letztverflossenen Jahren die Einwanderung massenhaft an sich gezogen hat und wo 1870 auch von Dänen eine Ansiedelung gegründet worden ist, zählt 359,349 Seelen gegen 107,204 in 1860. Die größte Stadt ist Lawrence mit 20,665 Einwohnern. In der Stadt Topeka wohnen 66 Spieler von Profession und nur 4 Policisten.

Aus der folgenden Uebersicht ergiebt sich, in wie kolossaler Weise in einzelnen Städten die Bevölkerung binnen einem Jahrzehnt sich vermehrt hat.

	1870.	1860.
Washington	109,388	61,122
Chicago	348,709	109,260
Detroit	19,601	45,609
Milwaukee	71,463	45,246
Cleveland	92,985	43,417
Lowell, Massachusetts	40,937	36,827
Charlestown	28,416	25,065
Fall River	26,768	14,026
Salem	24,119	22,252
Providence, Rhode Island	68,970	50,666
Wilmington, Delaware	30,904	27,258
St. Paul, Minnesota	20,045	10,401
Brooklyn	396,661	266,661
Boston	253,323	177,872
Peoria, Illinois	22,854	14,045
Worcester, Massachusetts	41,115	24,960
Lawrence, „	29,932	17,639
Lynn, „	28,231	19,083
Springfield, „	26,706	15,199
New Bedford	21,243	22,300
Syracuse	43,081	28,119
Erie, Pennsylvanien	19,742	9419.

Zur Statistik der Selbstmorde.

Die Häufigkeit der Selbstmorde ist bei den verschiedenen Völkern Europas sehr verschieden, wie aus den nachstehenden Angaben hervorgeht. Auf 1,000,000 Individuen entfallen Selbstmorde in: Belgien 57, Schweden 67, England 84, Frankreich 100, Preußen 108, Norwegen 108, Sachsen 202, Genf 267, Dänemark 288.

Nicht minder verschieden ist die Art und Weise, dem Leben ein Ende zu machen. Von 1000 Selbstmorden kommen auf

Erhängen: in Dänemark 689, Norwegen 661, Bayern 494, Belgien 474, Schweden 393, Frankreich 364.

Ertränken: in Dänemark 208, Norwegen 207, Bayern 244, Belgien 254, Schweden 235, Frankreich 317.

Erschießen: in Dänemark 49, Norwegen 43, Bayern 181, Belgien 154, Schweden 69, Frankreich 131.

Vergiften: in Dänemark 15, Norwegen 89, Bayern 81, Belgien 18, Schweden 217, Frankreich 18.

Andere Todesarten: in Dänemark 39, Belgien 100, Schweden 86, Frankreich 170.

Man sieht, daß in Schweden das Vergiften eine beliebte Art ist, sich das Leben zu nehmen, während sie in anderen Ländern keine große Gunst genießt. Bei den germanischen Völkern und bei den Skandinaviern, mit Ausnahme der Schweden, wird das Erhängen vorgezogen; schade, daß in Obigem nicht der Procentsatz der erhängten Selbstmörder in England angegeben wird. „Darin sind wir Virtuosen," schrieb ein englisches Blatt. Der Franzose geht mit einem Knall aus der Welt, das ist dramatisch, oder er springt ins Wasser, das ist heroisch.

Das Racenelement oder doch die Nationalität ist nicht ohne Einfluß auf die Art, mit welcher die Selbstmörder sich ums Leben bringen; sie ist es auch bei dem weiblichen Geschlechte. Wir stellen Frankreich und Dänemark gegenüber.

	Männlich.		Weiblich.	
	Frankreich.	Dänemark.	Frankreich.	Dänemark.
Ersäufen	271	146	457	394
Erhängen	394	748	273	513
Erschießen	171	64	7	1
Erstechen	44	73. 33	27	84. 60
Herabstürzen	31		57	
Vergiften	16	9	28	32
Andere Todesarten	73	0	151	0
	1000	1000	1000	1000

Man sieht, wie bei Franzosen und Französinnen das Erschießen und das sich von einem hohen Ort Herabstürzen, z. B. springen aus dem Fenster, häufiger vorkommt als in Dänemark und daß dasselbe vom Wassertode gilt. Die Däninnen ziehen den Strick vor*).

*) In Sachsen grassirt Selbstmord in beklagenswerther Weise, namentlich in Dresden. Es ist nicht selten, daß tagelang hintereinander die Localblätter dergleichen melden. Auf den Monat October 1870 entfallen neun Selbstmorde und sieben Selbstmordversuche. („Dresdner Nachrichten" vom 8. November.)

Rußlands Reichthum an Kohlen.

Der ungeheure Flächenraum Rußlands, welcher mit beinahe allen Naturerzeugnissen reich versehen ist, entbehrt auch nicht der Steinkohle. Mit dem Bassin des Königreichs Polen beginnend, findet sich dieses Brennmaterial in den meisten Gouvernements von Centralrußland, wie z. B. in den Gouvernements Nowgorod, Twer, Moskau, Tula, Rjasan, Orel, Smolensk, aus welchen das sogenannte Moskausche Bassin besteht; im Süden finden wir das Bassin des Don, welches das Gebiet des donischen Kosakenheeres und die Gouvernements Jekaterinoslaw und Charkow umfaßt; im Osten erhebt sich der Ural, auf dessen Senkungen sich gleichfalls bedeutende Kohlenlager befinden. Auf den Höhenzügen des Ural nach Asien hin liegt das größte Steinkohlengebiet der Welt, das sogenannte sibirische; endlich birgt auch der Kaukasus große Kohlenvorräthe in sich. Hieraus ist ersichtlich, daß das Steinkohlengebiet Rußlands ein sehr ausgedehntes ist; aber bei weitem nicht alle Lager enthalten gute Steinkohle und zwar schon deswegen, weil der größere Theil aus Braunkohle besteht; echte Steinkohle findet sich nur in dem polnischen und sibirischen Bassin. Im Allgemeinen aber ist Rußland so reich an diesem Material, daß es im Stande ist, alle Industriezweige, welche desselben bedürftig sind, auf sehr lange Zeit reichlich damit zu versehen. Gegenwärtig erreicht die durchschnittliche jährliche Ausbeute kaum die Quantität von 14,000,000 Pud. Diese im Vergleich mit dem ungeheuern Vorrath so unbedeutende Ausbeute hat ihre Ursache in der noch geringen Entwickelung der Industrie, folglich auch in dem Mangel an Absatz, damit aber auch in dem Mangel an Arbeitskräften und Verkehrswegen, in der Unentwickeltheit der Eisenindustrie 2c. — Die Zukunft der Kohlenexploitation hängt jetzt vom Bau der projectirten Eisenbahnen ab; nur dann werden die Worte sich erfüllen, daß „dieses Mineral, wenn auch nicht uns, so doch unseren Nachkommen großen Nutzen bringen wird," und dann wird eine neue Epoche für Rußland beginnen.

* * *

— In Nicaragua wird viel Aufheben vom Rejapa-See gemacht, der aus ungemein heilkräftigem Mineralwasser besteht. Ein mit Elephantiasis behafteter Knabe sei völlig geheilt worden, nachdem er nur drei Bäder genommen. Rheumatismus und Podagra verschwinden völlig, nachdem der Patient ein Dutzend Bäder genommen hat. „Es hat sich auch ein notorischer Trunkenbold eingefunden, der mit einer Hautkrankheit behaftet war. Nach zwei Wochen war er nicht bloß von der letztern curirt, sondern auch von der Trunksucht. Er hat nun den größten Widerwillen gegen geistige Getränke." Könnte man diesen „antialkoholischen Mineralwasser-See" nicht ins Yankeeland oder nach Irland transportiren?

— In der argentinischen Republik, in welcher man jetzt dem Ackerbau Sorgfalt zuwendet, wird eine besondere „Agriculturbehörde" gegründet; sie bildet einen Bestandtheil des Ministeriums des Innern. Es ist ihre Aufgabe, die Verhältnisse des Landbaues speciell zu berücksichtigen, über den Fortschritt des Ackerbaues überhaupt zu berichten, Lehrbücher zu vertheilen, Sämereien zur Vertheilung zu beschaffen, statistische Angaben zu veröffentlichen. Sämereien und Lehrbücher werden von Staatswegen gratis geliefert und portofrei durch die Post versandt.

— Die Stadt Buenos Ayres hatte, nach der Zählung vom September 1869, eine Bevölkerung von 177,787 Seelen. Davon waren Argentiner 89,661, Südamerikaner 7987, Nordamerikaner 603, Italiener 41,957, Spanier 13,988, Franzosen (zumeist Basken) 13,402, Engländer 3081, Deutsche 2039, Schweden 1380, andere Europäer 8145.

— In Ohio hat ein Censusbeamter ermittelt, daß ein Familienvater seinen Kindern folgende Vornamen gegeben hat: Der erste heißt Imprimis, der zweite Finis; wahrscheinlich sollte dieser der letzte sein, es kam aber noch Zuwachs, nämlich: Appendix, Addendum — und Erratum. — In Indiana wurde eine „Lady" ermittelt, welche mit Vor- und Zunamen heißt: Jane, Julietta, Isabella, Araminta, Musadora Peeks. Dabei fällt uns ein, daß die zwei Yankees, welche das Dorf Duluth am Obern See bewohnen, ihren kleinen Ort pomphaft genug als die „Zenith-Stadt an den ungesalzenen Seen" bezeichnen.

— Im Staate Connecticut und in manchen anderen Gegenden Neuenglands war bis Mitte Septembers binnen fünf Monaten kein Regen gefallen.

— Die Rinderpest, welche in Europa so große Verheerungen anrichtet, wüthet auch im fernen Amurgebiete, nicht minder am Baïkal-See und in der Mongolei.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

I.

Die Wichtigkeit der Fieberrinde (Quinquina). — Ihre Verbreitungssphäre. — Die Cascarillaspeculanten. — Eine Expedition nach den Yungas. — Der Baum des Abschiedes. — Die Condesuyos. — Im Dorfe Huaro. — Der sagenreiche See Morchina. — Ein Nachtlager in Maynapata. — In einer peruanischen Dorfschule. — Die Coscorrons.

Die Fieberrinde, deren Extract man unrichtig als China und Chinin bezeichnet, spielt eine wichtige Rolle im Handel und in der Arzneikunde. Sie ist geradezu unentbehrlich geworden, weil sie ein specifisches Mittel gegen das Fieber bildet, und der Bedarf steigert sich mit jedem Jahre, namentlich auch in den tropischen Gegenden. Durch unsere Landsleute Junghuhn und Haßkarl ist sie seit 1855 mit Erfolg auf Java angepflanzt worden, und auch in Ostindien, auf den Nilgheris, gedeiht sie vortrefflich. Ihre Heimath hat sie in Südamerika, wo ihre Verbreitungssphäre von 19° Süd bis 10° Nord reicht, und sie verfolgt in derselben die Krümmungen, welche die Ostabhänge der Andes machen. Die Bäume verlangen eine verhältnißmäßig kühle und möglichst gleichmäßige Temperatur an Abhängen und in den Thälern zwischen 2500 bis 9000 Fuß Höhe über dem Meere, aber unter den vielen Arten der Rinde sind manche, namentlich die unterhalb der Höhe von 2500 Fuß wachsen, ohne Werth in der Arzneikunde.

Die Spanier bezeichnen die Rinde des Fieberbaumes als Cascara (Cascarilla ist kleine Rinde); richtiger ist die indianische Bezeichnung Quinquina (d. h. Rinde der Rinden), woraus man unrichtig China gemacht hat. Den botanischen Namen Chinchona (das ist richtiger als Cinchona) erhielt er von Linné nach der Gräfin von Chinchon, der Gemahlin eines Vicekönigs von Peru, welche 1638 durch Anwendung der Quinquina vom Fieber geheilt wurde. Deshalb ist sie auch als Gräfin-Rinde oder Pulver bezeichnet worden, dann auch als Jesuitenpulver, weil sie in Europa vorzugsweise von den Jesuiten zur Heilung des Wechselfiebers angewandt wurde. Daran nahmen protestantische Aerzte Aergerniß und suchten grundgelehrt und grundverkehrt zu beweisen, daß die Quinquina höchst schädlich wirke und viele Menschen ums Leben bringe! Ueber den Baum selbst gab zuerst La Condamine genaue Auskunft.

Bis zum Jahre 1760 kam nur eine einzige Sorte in den Handel, jene, die bei Loxa wächst; sie wurde lediglich von dem peruanischen Hafen Payta aus verschifft. Die besten Sorten findet man in bestimmt abgegrenzten Zonen; deren fünf sind: jene um Loxa, an der Südgrenze von Ecuador; — die Region der rothen Rinde an den westlichen Abhängen des Chimborazo; — die neugranadinische Region, namentlich in der Gegend von Bogotá; — die Huánucoregion im Stromgebiete des Huallaga in Peru; — die Calisayaregion im südlichen Peru und in Bolivia. Namentlich diese letztere liefert ein sehr wirksames Product, nach welchem der Bedarf sich immer mehr steigerte. Die Rindensucher,

Cascarilleros, wirthschafteten unbarmherzig in den Wäldern, und Niemand dachte daran, Bäume nachzupflanzen. So kam es, daß die Quinquina seltener und theurer wurde, daß sie sogar manchmal am Markte fehlte. Darin lag auch der Grund, weshalb, wie eben erwähnt, die Holländer und Engländer sie in ihren Besitzungen einheimisch machten; sie wollten von den sorglosen Südamerikanern unabhängig sein.

Die Unternehmer, welche in Peru und Bolivia durch Indianer die Fieberrinde aufsuchen ließen, machten zum Theil glänzende Geschäfte und wurden reich. Seit der Waldverwüstung ist das Geschäft nicht mehr so einträglich, weil es größere Kosten in Anspruch nimmt und die Quinquina in weit ablegenen, schwer zu erreichenden Gegenden aufgesucht werden muß. Nicht selten sind dergleichen Entdeckungsreisen vergeblich und die darauf verwandten Summen dann verloren; wenn aber das Unternehmen glückt, belohnt es sich reichlich. Die Speculanten wagen den Einsatz und rüsten eine Karawane aus, welche unter der Leitung von landeskundigen Führern in die Wildniß hinauszieht.

Wir haben die Schilderung einer solchen Quinquina-Expedition aus der Feder Paul Marcoy's, desselben Naturforschers, von welchem wir in früheren Bänden des „Globus" Mittheilungen über Peru, die Fahrt auf dem Ucayali und auf dem Amazonenstrome gebracht haben. Er lernte in Cuzco, der alten Inkastadt Perus, einen Kaufmann kennen, welchen er Santo Domingo nennt. Dieser ersuchte ihn, sich als Naturforscher der Expedition anzuschließen, und Marcoy benutzte die günstige Gelegenheit, Regionen kennen



Die Condesuyos vor Cuzco.

zu lernen, in welche vor ihm schwerlich ein Europäer eingedrungen ist. Er führt den Leser, man kann sagen, in eine neue Welt und gewährt einen Einblick in das peruanische Leben und Treiben, wie kein Anderer vor ihm. Wir wollen das Wesentliche seiner Darstellung mittheilen; indem wir den sehr ausführlichen Text abkürzen, soll doch nichts übergangen werden, was belehrend ist und von Interesse erscheint.

* * *

Juan Sanz de Santo Domingo war, aus Cadiz gebürtig, schon jung nach Südamerika gekommen und hatte nach manchen Wechselfällen sich in Cuzco niedergelassen. Dort war ihm das Glück hold, seine Speculationen gelangen, er hatte Credit und galt für reich. Die Handelsleute flüsterten, daß er einen Tapado, d. h. einen, zur Zeit der Eroberung Perus durch die Spanier vergrabenen, Schatz gefunden habe, und diese Mähr verbreitete sich allmälig in der ganzen Stadt. In den meisten südamerikanischen Städten hat der große Marktplatz auf drei Seiten gewölbte Bogengänge, unter welchen sich (wie bei den Lauben der deutschen Städte) Waarenläden befinden. Diese Tiendas werden Abends geschlossen, sobald das Angelus ertönt. Am Tage unterhalten sich die Handelsleute, bei denen alle möglichen Neuigkeiten zusammenströmen, mit den vielen Müßiggängern, an welchen die Städte großen Ueberfluß haben. Einige derselben wollten wissen, daß der Spanier einen Pact mit dem Teufel geschlossen habe; der werde sich schon rechtzeitig einstellen, ihm die Knochen entzwei schlagen und mit der Seele zur Hölle fahren.

Das Alles wußte Santo Domingo sehr wohl, kümmerte

sich aber nicht darum, und sein Handel gedieh, Er bewohnte ein schönes Haus in der Calle de las Heladerias und war sehr gastfrei; aber nur die angesehensten Leute hatten Zutritt bei ihm. Er hatte sich auch in politische Angelegenheiten gemischt und wesentlich dazu beigetragen, daß ein Mann, welchem er bedeutende Summen vorgestreckt hatte, auf den Präsidentenstuhl erhoben worden war. Zum Danke dafür sollte er ein ausschließliches Privilegium auf die Ausbeutung von Quinquinawäldern erhalten; diese freilich mußten erst noch entdeckt werden. Er glaubte dergleichen im Thale von Marcapata und auch noch in der Provinz Caravaya zu finden.

Cascarilleros aus der Gegend von Sorata, die im Auffinden der Bäume Erfahrung haben, waren aus Bolivia verschrieben worden; ein Propio, d. h. Bote, hatte die Nachricht gebracht, daß sie nach etwa sechs Tagen in Cuzco eintreffen würden, und das geschah auch. Das gab den Portales, d. h. den Inhabern der Handelsbuden, allerlei zu reden; sie steckten die Köpfe zusammen; was konnte die Ankunft dieser braunen Bolivianer bedeuten? Diese Aymara-Indianer haben kurze, stämmige Beine und einen langen Oberkörper, runde, aber glatte Gesichter, trugen Hosen und Kittel von starkem Baumwollenzeug, und man meinte, daß sie von den alten Llipi und Chancu abstammten, welche ehemals an der Küste des Stillen Weltmeeres zwischen dem 14. und 24. Grade südlicher Breite gewohnt haben. Die Leute waren aus den Yungas, den warmen Thälern des Departements La Paz in Bolivien; eine Zeitlang hatten sie



Das Dorf Huaro.

in den Goldwäschen von Tipoani gearbeitet, dann bei Pelechuco Quinquina geschält und waren endlich in Sorata hängen geblieben, wo sie Frauen und Kinder hatten. Diese Ortschaft zählt etwa 5000 Einwohner und liegt unter dem gleichnamigen Berge, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Dort wohnte ein Mann, der wirklich von echtem weißen Blute war und für den besten Kenner der verschiedenen Sorten von Rinde galt. Darauf war er stolz, und nie schrieb er seinen Namen ohne beizufügen: Examinador de Cascarilla. Er lieferte die eben erwähnten Cascarilleros, deren jeder 20 Dollars erhielt; er selber hatte sich erboten, den Zug mitzumachen und die Rinde zu prüfen, wenn man ihm 100 Thaler zubilligen wolle. Das war geschehen, und als er mit seinen fünf Rindesuchern bei Santo Domingo erschien, fanden Alle bei Santo Domingo gastliche Aufnahme.

Bevor die Expedition aufbrach, wurde von Seiten männlicher und weiblicher Freunde des Hauses der Segen des Himmels auf dieselbe herabgefleht. Einige hielten neuntägige Andachten, Andere ließen Messen lesen, noch Andere bekamen durch Vermittelung der Beguinen allerlei geweihete Medaillen, Reliquien, Amulete, welche die Mönche sich sehr gut bezahlen ließen, und die Herr Santo Domingo an die Leute vertheilen sollte. Marcoy bekam von einer Dame ein Stückchen vom Schleier der heiligen Rosa, die in Lima hoch verehrt wird; sie hilft gegen das dreitägige Fieber.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Man war übereingekommen, nach den Thälern zu ziehen, welche nördlich von Caravaya sich hindehnen; der Examinador glaubte, dort dieselben werthvollen Sorten zu finden, welche man bei Tambopata, Apolobamba und Pelechuco gewinnt. Die

Ebene, über welche die Expedition von Cuzco aus zog, verengt sich mehr und mehr, sobald sie in die Sierra Nevada eindringt. In den Zeiten der Inkas hieß sie Ecozco Cuntisuyu, d. h. die Gegend im Westen von Cuzco; von den Geschichtschreibern und namentlich von Garcilaso de la Vega wird sie als die Condesuyos von Cuzco bezeichnet. Im Anfange des zwölften Jahrhunderts, als Sinchi Roca, der zweite Kaiser von Peru, auf dem Throne saß, zählte man in der Richtung von Norden nach Süden in dieser kaum zwei deutsche Meilen breiten Ebene vierzig Dörfer, welche auf Befehl Manco Capacs, des Gründers der Sonnendynastie, gebaut worden waren. Dort hatte er die alten Landesbewohner seßhaft gemacht, und ihre Nachkommen wohnten dort zwei Jahrhundert lang. Als die Spanier ins Land kamen, waren sie jedoch längst verschwunden und nur einige Ortsbenennungen zeugen von ihrem Dasein.

An einer Böschung steht ein alter Baum mit tief eingefurchter Rinde, spärlichem Blattwuchs und weitreichenden, verschlängelten Wurzeln, welche mehr oder weniger zu Tage liegen. Dieser Baum des Abschiedes, Chachacunayoc, soll, der Sage zufolge, von Yupanqui, dem fünften Inka, gepflanzt worden sein; gewiß ist, daß die aus der Cordillere herabfallenden Winde Jahrhunderte lang über ihn hingebraust sind. Bis dorthin werden Reisende, welche eine weite Wanderung unternehmen, von Verwandten und Freunden begleitet; nachdem man eine Art von Festmahl unter freiem Himmel gehalten, nimmt man Abschied; daher der Name.

Weiterhin liegt das Dorf San Sebastian, das, gleich einigen anderen, aus einer einzigen Straße besteht; dann folgt die Hacienda (Landgut) Lucre, welche einem reichen Manne aus Cuzco gehörte; er pflegte dort einige Monate im Jahre zu verweilen und bewirthete seinen Freund Santo Domingo und dessen Gefährten vortrefflich mit Fleisch, Früchten, Süßigkeiten und fremden Weinen. Bei einem andern Landgut in der Nähe von Andahuylillas wurde der Zug mit einem Feuerwerk am hellen Tage begrüßt und obendrein mit einem Concerte. Die Instrumente, welche dabei zur Verwendung kamen, waren Charangos und Queynas, d. h. Guitarren mit drei Saiten und Flöten mit fünf Löchern. Die bolivianischen Cascarilleros und die Maulthiertreiber waren über diese Musik höchlich entzückt.

Am Abend wurde das Dorf Huaro erreicht, von welchem wir eine Abbildung geben; es zeigt die Bauart derartiger Ortschaften in jenem Theile von Peru, gehört aber zu den stattlicheren; es hat sogar einen Wetterhahn auf dem Kirchthurm, und in diesem befinden sich einige Glocken, welche eben das Angelus läuteten, also zur Abendandacht riefen. Dieses „Gebet zur heiligen Jungfrau“ bietet in ganz Südamerika, namentlich aber in den großen Städten, für den Fremden einen merkwürdigen Anblick dar. Beim ersten Glockenschalle bleibt Jedermann stehen, wo er sich eben befindet, unterbricht sofort das Gespräch und hört entblößten Hauptes das dreimalige Geläut des „Oracion“ an. Die Menschen verhalten sich so ruhig und unbeweglich, als ob sie versteinert wären. Aber sobald die Glocken schweigen, wird Alles wieder belebt, das unterbrochene Gespräch wieder aufgenommen, es ist, als ob gar keine Pause stattgefunden hätte; der Uebergang ist urplötzlich.

„Ich hatte eines Tages in einer Stadt an der Küste ein lebhaftes Gespräch mit einem der vielen Advocaten, die selten einen Proceß zu führen haben, aber sehr viel in Politik machen. Er war mit einigen Freunden im Begriffe, eine Revolution zu veranstalten und einen Einäugigen anstatt eines Blinden zum Präsidenten der Republik zu erheben. Wir sind Herren und Gebieter der Lage, sprach er, das Volk wird mit uns gehen und wenigstens der Hälfte unserer Armee sind wir sicher. Wir werden den Palast besetzen, den Mann herausholen .... Da erscholl Glockengeläut, der Advocat hielt inne, drehete mir den Rücken zu und murmelte sein Ave Maria purissima. Als das Geläut vorüber war, wandte er sich wieder zu mir und fuhr, als ob nichts geschehen sei, fort: und werden ihn hängen!“

Abendessen gewährte Don Reducindo, ein Hauptagent Santo Domingo's, und er war ausersehen, die gesammte Ausbeute von Quinquina in seinen Magazinen zu lagern. Huaro ist, durch seine vortheilhafte Lage in der sogenannten Entre Sierra, ein natürlicher Stapelplatz für die Thäler, welche zwischen Paucartampu und Caravaya liegen. Don Reducindo hatte einige Peons (Diener) vorausgeschickt, welche den Zustand der Pfade untersuchen sollten, die in das Thal von Marcapata führen. Sie legten Baumstämme über einige Waldbäche und stellten damit her, was man in Peru als Brücke bezeichnet, und baueten aus Baumzweigen einige rohe Hütten, in welchen die Reisenden nothdürftig Unterkommen finden sollten.

Von Huaro führt der Weg nach Urcos. Der Himmel war heiter, die Temperatur mild, der Mond schien wunderbar hell, und in wahrhaft magischer Beleuchtung lag der kreisrunde See Mohina da. Die Ueberlieferung will wissen, daß in demselben die 2500 Fuß lange goldene Kette liege, welche der Kaiser Huayna Capac anfertigen ließ, als seinem Sohne Inti Cusi Huallpa, der in den geschichtlichen Werken Huascar genannt wird, zum ersten Male das Haar geschoren wurde. Der nächtliche Ausflug an diesen See war lohnend und der Rückweg nach Huaro sehr angenehm. Von dem Nachtlager im Hause Don Reducindo's läßt sich das nicht behaupten. Jeder nahm eine Art von Matratze, und Alle legten sich um die Bassinica herum, wo der Nachtleuchter aufgestellt wurde, hüllten sich in Decken und Mäntel, und das Ganze sah aus, als ob man die Mumien aus den alten Chullpas, diesen Gräbern der Aymaras, bei einander gehabt hätte.

Zwei Tage später hatten sie im Weiler Maynapata ein noch unbequemeres Nachtlager. Dieser Ort ist kein Dorf, hat nicht einmal eine Hacienda, sondern nur ein halbes Dutzend Hütten, die aus rohen Steinen und mit Erdbewurf aufgeführt sind. Das mit Schnee bedeckte Dach war so niedrig, daß man mit dem Kopfe daran stieß. Die Beleuchtung war ärmlich; ein in einem mit Fett gefülltem Napfe befindlicher Docht erhellte den Raum nur sehr matt. Der Eingang war mit einer Kuhhaut verhängt. „Hier können die Herrschaften ihr Nachtlager halten,“ sagte der Indianer, welchem die Hütte gehörte. Es kostete nicht geringe Ueberwindung, in das dunkele Loch hineinzutreten; aber draußen war es bitter kalt, zehn Grad Réaumur unter Null, und so blieb keine Wahl. Ein Cascarillero nahm den Fettnapf mit dem Dochte und leuchtete umher, so gut es ging; er fand, daß man in der Hütte schlafen könne und müsse, weil das ja unter freiem Himmel unthunlich sei. Groß war das dunkele Gemach allerdings nicht, und der Raum war überdies beengt durch Kartoffelsäcke, Mais, getrockneten Lamadünger, der in jenen hohen Gegenden bekanntlich als Brennstoff benutzt wurde, und mehrere große Krüge. Von der Decke, welche aus Stroh bestand, hingen einige hölzerne Reifen herab, an welchen getrocknetes Fleisch und Fettklumpen befestigt waren; und die alten Mäntel und zerrissenen Weiberröcke an den Wänden bildeten gleichfalls keinen anmuthigen Zierrath dieses Schlafsaales. Das Alles hätte sich noch ertragen lassen, wenn nicht dazu ein sehr übler, den Athem pressender Geruch gekommen wäre.

Eine Stelle, an welcher man ein Feuer hätte anmachen können, war nicht vorhanden; die Kuhhaut war nicht geeignet,

dem Eindringen der kalten Luft zu wehren, aber mit den Weiberröcken wurden einige Lücken in der Wand leidlich zugestopft. Ein Kameel, sagt man, gehe durch ein Nadelöhr, und unmöglich sei nichts, — also mußte doch in diesem elenden Rancho auch Platz zum Schlafen sein. Es ging auch Alles, aber wie? Einer legte sich an den Kartoffelsack, der Andere zwischen zwei Säcke, der Dritte streckte seine Glieder aus, der Vierte zog die Knie ein und so fort. Wenn nur trotz der strengen Kälte der Fußboden nicht so gar feucht gewesen wäre! Die Kuhhaut hatte dem Schnee das Eindringen nicht ganz verwehren können, dieser thauete nun auf, und auch vom Dache herunter fing es an zu tröpfeln. So ging es die ganze Nacht hindurch, aber das Schlimmste kam erst, nachdem durch das herabfallende Wasser die Lampe ausgelöscht worden war. Denn nun begannen die Ratten ihre Lustbarkeiten und hielten ein Wettrennen über die Unglücklichen hinweg, die natürlich zu einem ruhigen Schlafe nicht kommen konnten, und gleich beim Grauen des Tages sich aus dem Schlafpalaste herausflüchteten, um reine Luft zu athmen, die steifen Glieder auszurenken und „den inwendigen Menschen mit Rum auszureiben.“ So erwärmten sie sich, aber die Nacht in Maynapata ist ihnen unvergeßlich geblieben.

Doch wir wenden uns nach Huaro zurück. Die Bewohner behaupten, daß ihre Zahl mindestens 3000 betrage, als aber eine Zählung, wahrscheinlich der Abgaben wegen, vorgenommen wurde, ergaben sich nur 937 Seelen. Wie dem auch sei, Huaro hat, es ist wirklich wahr, eine Schule. Unser Reisender hat sie besucht. Es ist kein Tadel, daß das



Ein Schlafgemach im Rancho Maynapata.

Schulzimmer sehr einfach war und die Schüler auf Holzbänken saßen; der Lehrer hatte einen alten, mit Leder überzogenen Sessel, den er, wie sich bei jedem Schulmeister von selbst versteht, nicht ohne Würde und Bewußtsein seines hohen Berufes einnahm. Ein Scepter führte er zwar nicht, wohl aber eine lange Gerte von der Art, wie die Gänsetreiber haben, und mit diesem Werkzeuge wußte er die Aufmerksamkeit der Schüler wachzuhalten. Uebersehen konnte er diese wißbegierige Jugend schon, denn sie bestand aus, wohlgezählt, elf Köpfen. Wer zum Lesen aufgerufen wurde, schlug ein Kreuz, küßte seinen Daumen und ging ans Werk. Lesen kann man wohl nicht sagen, denn von jenen elf waren noch fünf beim A-B-C; drei dagegen konnten doch schon ein Gebet herbuchstabiren, mit den übrigen ging es aber beinahe schon an wirkliches Lesen.

Der Magister erklärte im Beisein der Schüler, daß er von Seiten der Regierung und der Ortsbehörde angestellt sei, um die geistigen Anlagen der Kinder von Huaro zu entwickeln, ihnen die Gebote der Religion und der Moral einzuschärfen und sie zu nützlichen Bürgern auszubilden. Das Alles war gewiß gut und löblich, aber hinterher kam, auch in jenem Winkel der neuen Welt, die allgemeine Schulmeisterklage. Er war schlecht besoldet, lächerlich gering, und müßte, wie er weiter sagte, rein verhungern, wenn er nicht dann und wann von den Eltern der ihm anvertrauten Knaben einen Sack Kartoffeln, Käse, Eier und einige Meerschweinchen bekäme. Während er jene Klagen vorbrachte, benahmen sich einige Knaben unnütz, lachten, ja einer hatte sogar den andern mit den Nägeln so stark gekniffen, daß ein heller Aufschrei die Folge war. Der Magister sprang vom

Sessel auf, machte eine grimmige Miene und rief: „Komm mal her, Quispe! Auf die Knie mit Dir! Weshalb hast Du geschrien?“ Die Sache wurde untersucht; der Sünder hieß Mamani, und der sollte nun auch näher herantreten. Er wußte wohl, was ihm bevorstand, und zögerte. Da packte ihn der Magister am Arme, zog ihn heran, drückte ihm den Kopf zwischen seine Knie und versetzte ihm reichlich ein Dutzend Coscorrons, was wir in gutem Deutsch mit Kopfnüssen wiedergeben können. Ein Coscorron ist wesentlich verschieden vom Puñetazo; dieser ist nur ein ordinärer Schlag mit der geballten Faust; bei der Kopfnuß muß der Mittelknöchel des Mittelfingers das Beste thun und der Schlag mit demselben wird nicht senkrecht oder wagerecht applicirt, sondern schräg, damit Beulen entstehen, die mit Blut unterlaufen sind. So viel vom Schulmeister in Huaro; Alles hat seine Wissenschaft!

Inzwischen waren die oben erwähnten Bahnbrecher angekommen, welche den Weg nach Marcapata untersucht hatten. Sie erzählten wahre Wunderdinge über die durch sie ausgeführten Arbeiten. Ganze Bergschluchten hätten sie ausgefüllt und gangbar gemacht, auch manchen bequemen Pfad durch den Wald gehauen, so daß die Wanderung nun auf keine Schwierigkeit stoßen werde. Aber was hätten sie dabei auch ausgestanden und wie viel Hunger gelitten! Offenbar wollten sie durch so rührende Erzählungen mehr als den bedungenen Lohn herauspressen; aber man zahlte ihnen nur diesen aus und gab jedem eine Flasche Rum. Ueberdies wurde ihnen folgender Vorschlag gemacht: „Verhält sich Alles so, wie Ihr sagt und schließt Ihr Euch dem Zuge an, dann soll jeder von Euch nach vollbrachter Sache einen nagelneuen Anzug und außerdem für seine Frau einen hübschen Rock bekommen.“

Schwerlich hatten sie ein gutes Gewissen, sonst hätten sie einer solchen Lockung nicht widerstehen können; als der Abend kam, zogen sie ab und ließen nichts wieder von sich hören. Die Expedition ihrerseits hatte nun die erforderliche Kunde über die Pfade nach Marcapata und verließ am andern Morgen Huaro, um zunächst nach Lauramarca zu gehen. Die Abenteuer, welche ihrer dort harrten, erzählen wir in der folgenden Nummer.

Amoenitates americanae.

Ein nordamerikanischer Diplomat in Paris: Elihu Washburne.

Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß die Gesandtschaftsposten der Vereinigten Staaten von Nordamerika zumeist an unfähige und unwürdige Personen vergeben werden. Rühmliche Ausnahmen sind allerdings vorhanden, aber nicht häufig. Bancroft in Berlin, Motley in London, Squier in Peru und in Centralamerika, wissenschaftlich gebildete Männer, sind durchaus ehrenwerth; aber die Mehrzahl besteht aus „Loafers“, zu deutsch Bummlern, und „anrüchigen Subjecten“. Die Bundesregierung fragt nicht viel nach Fähigkeit und anständigem Charakter, sondern sie hat die Dienste zu belohnen, welche der oder jener stellenjagende Demagoge der eben herrschenden Partei geleistet hat. Ein solcher bedingt sich im Voraus als Lohn das eine oder andere einträgliche Amt aus, und der Präsident, der ja allemal eine Creatur der in den Wahlen siegreichen Partei ist, giebt ihm ein solches.

Ulysses Grant hat binnen zwei Jahren viel von dem Ruf eingebüßt, den seine Partei ihm gemacht hatte. In der Wahl seiner sogenannten Diplomaten hat er sich entschieden vergriffen und selbst die Blätter seiner Partei machen ihm darüber die bittersten Vorwürfe.

Wir wollen ein Beispiel hervorheben. Nordamerikanischer Gesandter in Paris ist Elihu Washburne, ein „richtiger Yankee“. Nach Ausbruch des Krieges gegen Frankreich war demselben der Schutz der Deutschen speciell in Paris übertragen worden. Als dann gegen alles Völkerrecht und gegen alle Humanität unsere Landsleute von den wahnsinnig gewordenen Franzosen in schmachvoller Weise aus dem Lande getrieben wurden, verhielt sich dieser Washburne ganz ruhig und versäumte seine Pflicht. Und als dann jene klägliche „Republik“ durch die „Herren von der Straße“, „die Gentlemen vom Pflaster“, ausgerufen wurde, hatte er nichts eiliger zu thun, als diese sogenannte Republik anzuerkennen, ohne zuvor von seiner Regierung dazu ermächtigt zu sein. Für ihn lag darin eine Speculation auf die Stimmen der Irländer, welche bekanntlich in Nordamerika mit ihren „gallo-celtischen Brüdern“ sympathisiren. Sie thun recht daran, denn die Wahlverwandtschaft zwischen beiden ist groß. Sie schrien sich heiser, als ein Lügentelegramm aus Paris über den Ocean meldete, daß der designirte Präsident ihrer irländisch-fenischen Republik Mekk Mähn (Mac Mahon) die ganze deutsche Armee mit Stumpf und Stiel vernichtet habe!

Jener Washburne ist das wahre Urbild eines Demagogen und Stellenjägers der schlechtesten Classe. Manche Leser des „Globus“ erinnern sich wohl noch, wie er von einem andern Congreßmitgliede gleichen Schlages im Repräsentantenhause zu Washington gekennzeichnet wurde. (Band XIII, S. 338 ff.: „Allerlei Auftritte im Congresse zu Washington“). Er war mit einem gewissen Donnelly über einen „Job“, bei welchem Geld zu machen war, in Streit gerathen und hatte demselben vorgeworfen, daß er nach Minnesota als Stellenbettler gekommen sei; jede „corrupte, extravagante, schändliche und schamlose Maßregel“ sei von diesem Donnelly befürwortet worden; derselbe habe sich bestechen lassen.

Darob ergrimmte College Donnelly, welcher gleichfalls der „Gott- und Moral-Partei“, d. h. der radical-republikanischen, angehört. Wir wollen nur eine ganz kleine Blumenlese aus dem dicken Strauße geben, mit welchem Washburne bedacht wurde. Dieser Gentleman sei unfähig, die Wahrheit selbst dann zu sagen, wann sie ihm nützen könne; er sei ein „keifender, großmäuliger, weitbrüstiger, dickköpfiger, boshafter Demagoge.“ „Ich soll ein Stellenbettler sein? Und das sagt ein Mensch, der Washburne heißt! Die ganze Familie dieses Gentleman besteht aus chronischen Stellenbettlern. Sie alle sind nichts, rein gar nichts, wenn sie kein Amt haben. Dann fühlen sie sich elend, erbärmlich, von Gott verlassen; es ist ihnen so unwohl, wie einem Bullen, welchem man in der Fliegenzeit den Schwanz abgeschnitten hat. — — Ich habe den ganzen Inhalt des Cataloges geprüft, habe den ganzen Inhalt des faulen Ma-

gens jenes Gentleman analysirt; ich habe meine Hand in seine Galle getaucht, ich habe die halbverdaueten Bruchstücke geprüft, welche in seiner Magenjauche umherschwimmen. Wenn es aber diesem Gentleman aus Illinois möglich ist, vermöge der wurmförmigen Thätigkeit seines Magens noch etwas Ekelhafteres und Scheußlicheres herauszuwürgen als das, was er gegen mich ausgespien hat, nun, so mag er in Gottes Namen kommen! — — Dieser Gentleman zieht den Schwanz ein, wie ein gepeitschter Spaniolhund. Er pufft sich auf und will sich einflußreich machen, zu unserer Schmach; er rühmt sich, zu unserer Schande, und dieses Haus, dessen Mitglied er ist, wird von ihm beschmutzt, besudelt, geschändet. Er ist eine gemeine, schmierige, niedrige Seele, eine unfruchtbare, höchst mittelmäßige Intelligenz; sein Herz ist abgestumpft gegen jede edle Empfindung, seine Zunge ist räudig und voll Aussatz geworden, weil sie fortwährend schmähet und verleumdet; er hat ein Maul, welches der Höhle wilder Bestien gleicht und aus welchem tödtlicher Gestank hervorqualmt. Sein Charakter ist mit Finnen befleckt und überall punktirt; er faselt aberwitzig, kramt bombastischen Wortschwall aus, er schimpft pöbelhaft wie eine gemeine Metze. Er ist ein frecher, nichtswürdiger, hohlköpfiger, bettelnder Demagoge."

So geschehen im Congresse zu Washington am 2. Mai 1868. Was that der brave Washburne? Zog er etwa den Revolver? Bei Leibe nicht; nach Verlauf weniger Tage versöhnte er sich mit Donnelly; beide Demagogen bedauerten das „Mißverständniß". Die Stellenjägerfamilie der Washburne trug viel dazu bei, daß Grant in den nordwestlichen Staaten die Mehrheit bei der Präsidentenwahl erhielt.

Solch ein Individuum wurde von Seiten des Präsidenten Grant und des Senates für würdig gehalten, einen der wichtigsten Gesandtschaftsposten zu bekleiden. Und die Umstände haben es gefügt, daß ihm der Schutz unserer Landsleute übertragen werden mußte! Die deutsch-amerikanischen Blätter ohne Unterschied der Partei halten nun strenges Gericht über den „Bummler in Paris"; sie thun es in einem Ton, der allerdings mehr als derb ist, aber die Stimmung wiedergiebt. Deshalb wollen wir eine Probe aus der „California Staatszeitung" vom 6. October mittheilen, also aus einem Blatte, das sich gewöhnlich leidlich gemessen ausdrückt. Jetzt aber ist es grimmig geworden und liest den Yankees auf das Allerschärffte den Text, namentlich auch über die Verletzung der Neutralität:

„Das Benehmen unserer Behörden, welche die Ausfuhr von Geschütz, Waffen rc. nach Frankreich gestatten, zeigt, daß auch in Washington die dummdreiste Anmaßung, welche durch unverschämten Buncombe ihre bodenlose Unwissenheit zu verbergen sucht, mächtig ihre Schwingen regt. Dasselbe Land, welches während seines Bürgerkrieges beständig über Verletzung der Neutralität durch auswärtige Mächte klagte, ist es, welches nun alle Gesetze des Völkerrechts mit Füßen tritt. Wir klagen nicht, denn diese Backwoods- (Hinterwäldler-) Arroganz unwissender Bierbank-Politiker wird diesmal gehörig anlaufen und in ihrer bodenlosen Gemeinheit an den Pranger gestellt werden. Frankreich selbst wird den corrupten Schwindler Washburne mit Schimpf und Schande heimschicken, der nicht einmal fähig ist, einen Nachtwächter zu repräsentiren. Die gesammte Diplomatie Europas deutet bereits mit Fingern auf ihn, und er wird bald einsehen, daß er das Land beschimpft, das er zu vertreten vorgiebt. Seine Anerkennung einer, von ein paar Einzelnen in einem Nachbarlande proclamirten Verfassung, war ein Act der Thorheit, der nur bei einem unserer Vertreter möglich ist. Wir haben keine Einwendung dagegen zu machen, daß Herr Washburne einen Narren aus sich macht. Was er gethan, ist völlig unschädlich. Ob ein Hund den Mond anbellt, wird bei Bismarck gerade so ins Gewicht fallen, als wenn Herr Washburne ein Fastnachtsspiel in Paris aufführt; die Waffen, die von den Vereinigten Staaten exportirt werden, fallen in letzter Instanz nur den Deutschen in die Hände. Wo aber dieser elende Tropf geschadet, das ist in seinem ehrlosen Benehmen gegen die vielen Tausende von deutschen Arbeitern, deren Schutz er übernommen und die er hohnlachend ihrem Schicksal überließ. Wie erbärmlich steht so ein nach Whiskey stinkender Lümmel da, der, sobald er nach Paris kam, gar nicht wußte, wie schnell er jeden Schein abzulegen habe, der den Leuten verrathen könnte, daß er ein republikanischer Amerikaner sei. Unter dem would-be aristokratischen Gesindel, welches den amerikanischen Namen in Paris schändete, welches bettelte, an den kaiserlichen Hofbällen den Staub von den Füßen des Kaisers zu küssen, war Washburne einer der kriechendsten und verächtlichsten, und machte sich ebenso lächerlich durch seine Erbärmlichkeit, wie durch seine bodenlose Unwissenheit. Der amerikanische Zahnarzt Evans, der Zuhälter Eugeniens, konnte sich kaum seiner Zudringlichkeiten erwehren. Washburne war ein Lump, als er vor dem kaiserlichen Hofe kroch, gerade wie er jetzt ein Lump ist, wo er auf einmal entdeckt, daß er ein Republikaner ist. Seine jetzige Anerkennung entsprang demselben Bedientengeiste, wie seine frühere Kriecherei, nur wird sie ihm bitterer aufstoßen, und er wird bald in seiner Heimath Gelegenheit haben, darüber nachzudenken, daß er einfach ein bodenlos unwissender, dummdreister Tölpel war. Die Sache hat jedoch eine ernste Seite. Unsere Leser werden sich noch recht gut des Benehmens unserer Regierung in der Cubafrage erinnern. Ein Volk, welches, für seine Freiheit kämpfend, eine Republik proclamirte, wurde aufs Schmählichste nicht verrathen, nein verkauft. Wo waren damals die Sympathien mit der republikanischen Staatsform, die jetzt paradirt werden? Man confiscirte die Waffen und Schiffe der Cubaner. Und warum? Weil der spanische Gesandte an geeigneter Stelle bezahlte, weil unsere Musterrepublikaner einfach bestechlich waren, weil man Republik oder Monarchie auf offenem Markte verkaufen würde, wenn sich ein Käufer fände, weil unsere Zustände gerade so corrupt und durch und durch faul sind, wie die des kaiserlichen Frankreichs. Nicht Dummheit, nicht bedientenhafte Speichelleckerei, nicht der Bauernhochmuth eines unwissenden Shoddyismus sind es allein, die wir als Motive zu Washburne's Harlekinaden zu suchen haben. Er ist dabei bekannt als einer der corruptesten Lumpen in den Vereinigten Staaten, und wie in der Cubafrage, dürfte „Baar Geld" mit eine Hauptrolle gespielt haben. Der Name Washburne ist nur zu sehr bekannt, aus den schimpflichen Vorfällen in Paraguay, wo die schmutzigsten Speculationen, aus einem Saulus für Lopez, plötzlich einen Paulus für dessen Gegner machten. Urkundenfälschungen, Unterschlagung von Documenten, Meineid, Betrügereien jeder Art kamen damals zu Tage, und es wurden die Machinationen eines ganz gemeinen Diebes enthüllt, der in jedem andern Lande seinem Richter nicht entgangen wäre."

Abenteuer eines algierischen Seeräubers.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Als Matteo, seine Erinnerung in Worte kleidend, nun anfing, von dem alten Türken zu erzählen, und seine Rede dem Veteranen, Hadsch Smail, verdolmetscht wurde, da leuchteten die Augen des arabischen Seemannes, und er rief:

„Bei Allah, er ist es! Es ist Baba Othman et Turki.“ Aber plötzlich schien ihn noch ein letzter Zweifel zu beschleichen, und er sprach: „Sage mir, Christenhund, wie sieht der Alte aus, den Du in den Bagnos von Genua und Cagliari gesehen? Trägt er nicht irgend ein auffallendes Erkennungszeichen an sich? Und worin besteht dieses?“

Matteo besann sich keinen Augenblick, die Sicherheit seiner Erinnerung ließ ihn jedes Zittern überwinden, das seine unsichere, lebensgefährliche Lage des Augenblicks ihm einzuflößen geeignet war, denn von dieser seiner Antwort hing für ihn Leben und Tod ab. Er erwiderte ruhig: „Der linke Nasenflügel des alten Türken ist gespalten. Dies das Zeichen, das Allen an ihm auffallen muß.“

„Bei Gott, Du hast die Wahrheit gesagt, Christenhund!“ rief Hadsch Smail. „Dein Leben ist gerettet. Der krumme Säbel eines verfluchten Griechen hat Baba Othman so verunstaltet, als er noch ein Jüngling war.“

Der Rais und die anderen Seeleute mußten dem Veteranen zustimmen und ihm das Leben Matteo's schenken. Alle anderen Gefangenen wurden niedergemacht. Matteo aber blieb auf unserm Schiffe. Man erlaubte ihm aus besonderer Gnade, Renegat zu werden, was er gern that. Es ist überhaupt ein Irrthum, zu glauben, daß wir Christen zwangen, Renegaten zu werden. Ein Renegat war uns weniger nützlich, als ein Sklave, denn ein Bekehrter wurde frei und brauchte nicht mehr zu arbeiten. Fast alle Sklaven wünschten, Renegaten werden zu können, da diese es sehr gut hatten. Aber nur wenigen gestatteten wir es und fast immer aus besonderen Gründen. Ein solcher besonderer Grund war bei Matteo eingetreten. Denn bald erfreute sich der genuesische Steuermann der Gunst nicht nur Hadsch Smail's, sondern sämmtlicher Matrosen. Was hierzu besonders beitrug, war ein schlauer Plan der alten Theerjacke. Noch immer für sein Leben besorgt, kam er auf den Gedanken, ein Unternehmen vorzuschlagen, welches ihn unwandelbar in der Gunst des Moslems befestigen sollte. Dies Unternehmen war ein sehr gewagtes, nämlich nichts geringeres, als die Befreiung des alten Galeoten, Baba Othman et Turki, aus dem Bagno zu Cagliari. Als er zuerst mit diesem Plan hervortrat, glaubten Viele, er habe den Verstand verloren. Einige freilich meinten, er wolle uns in eine gefährliche Falle locken, und wieder sausten die Jatagans über dem Haupt Matteo's. Aber Matteo blieb auch diesmal ruhig. Er mochte an das Drohen mit dem Tode schon gewohnt sein. Hadsch Smail, der besondere Beschützer des Genuesen, gebot den unruhigen Köpfen Frieden und befahl seinem Schützling, den von ihm entworfenen Plan aus einander zu setzen. Matteo begann:

„Es ist freilich keine leichte Sache, welche ich in Vorschlag bringe. Tollkühnheit gehört dazu, aber diese besitzt der algierische Seemann. Wenn Ihr übrigens die Lage von Cagliari und die seines Bagno so genau kennen würdet, wie ich, dann möchtet Ihr das Unternehmen vielleicht etwas weniger tollkühn nennen. Der Bagno, das Lazareth und noch einige andere öffentliche Anstalten, die zur Marine gehören, liegen in Cagliari auf einem von der übrigen Stadt beinahe ganz isolirten Vorgebirge, das eine Halbinsel bildet. Von allen Seiten vom Meere umgeben und nur durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammenhängend, bietet diese Halbinsel die beste Gelegenheit für die Annäherung kleinerer Schiffe. Für größere ist sie kaum zugänglich, und dieser Umstand hat ein Resultat zur Folge gehabt, welches für die Ausführung unseres Planes nicht günstiger sein könnte. Da nämlich Sardinien zur Zeit nur von französischen Regierungsschiffen Landungen befürchtet und diese meist tiefgehende Kriegsfahrzeuge sind, die an der Halbinsel nicht landen können, so hat man diese beinahe gänzlich ohne Besatzung gelassen. Es wird am besten sein, in einer dunkeln Neumondsnacht an einer mir wohlbekannten, wenig beachteten Stelle der Halbinsel anzulegen und von da aus den Bagno zu überfallen. Um aber unserer Sache gewiß zu sein, müssen wir mit dem Innern Einverständnisse haben. Diese zu bewerkstelligen, schlage ich nun folgenden Ausweg vor, der Euch vielleicht gefährlich dünken wird, der es aber nicht in dem Grade ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Ihr wißt, daß die Türkei selbst zur Zeit Frieden mit Sardinien hat. Die Barbareskenstaaten, sonst der Türkei untergeordnet, erkennen freilich für sich diesen Frieden nicht an, und deshalb würde auch Keiner von Euch, der nicht einen Paß oder Ferman von Konstantinopel selbst hätte, in Cagliari in Sicherheit landen können. Aber es wird Euch leicht sein, für eine gewisse Anzahl von Euch, sagen wir zehn Mann, solche Fermans zu verschaffen. Mit diesen Fermans müssen sich die zehn in irgend einem Hafen, sagen wir Malta, auf einem nach Cagliari segelnden Fahrzeuge einschiffen und zwar unter dem Vorwande, in Cagliari ein anderes Schiff zu besteigen, das nach einem westlichen arabischen Hafen, sagen wir Tanger, gebunden ist. Sie müssen natürlich als friedliche Reisende, am besten als türkische Kaufleute, in Cagliari ankommen. Da nun jeder Ankömmling aus der Türkei die Quarantäne im Lazareth durchmachen muß, so kommen sie auf diese Weise in die nächste Nähe des Bagno, und einige Ortskenntniß, die ich ihnen schon beibringen will, wird genügen, zur Zeit unserer Landung uns von Innen die nöthige Hülfe zu bringen. Dann überfallen wir das Bagno, befreien Baba Othman, und vielleicht finden wir noch andere von Euren Landsleuten, denen wir dann ebenso die Freiheit wiedergeben können.“

So sprach Matteo. Sein Plan gefiel den Meisten, besonders war Hadsch Smail davon entzückt. Dieser Veteran hing mit Banden außerordentlicher Liebe an dem alten Gefangenen, den er nun seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen hatte. Er zählte schon einige sechszig Jahre, mithin ein Alter, in welchem jeder Andere sich nach Ruhe gesehnt haben würde. Auch machte er die Seezüge aus keinem andern Beweggrunde mit, als um etwas von seinem alten Freunde zu erfahren und die Gelegenheit zu erspähen, diesen zu befreien. Aller Antheil, den er seit zwanzig Jahren an den Prisen gehabt, war von ihm zurückgelegt worden, um Lösegelder zu bilden, mit denen er seinen Freund loskaufen

wollte. Die Loskaufung aus den Bagnos war gestattet, bot aber sehr große Schwierigkeiten für die Moslems. Diese mußten sich immer christlicher Unterhändler bedienen und wurden sehr oft von denselben betrogen. So war es Hadsch Smail schon zweimal gegangen. Schon zweimal hatte er die nöthige Summe beisammen gehabt, sie einem christlichen Agenten anvertraut, und in beiden Fällen hatte sie der Agent behalten und nichts mehr von sich hören lassen. Nun war er schon zum dritten Male so weit, um einen neuen Loskaufsversuch zu machen. Freilich hatte er wenig Vertrauen in das Gelingen desselben. Aber dennoch war es ihm niemals in den Sinn gekommen, eine gewaltsame Befreiung seines Freundes zu versuchen. Dies mußte selbst dem tollkühnsten Seeräuber zu gewagt erscheinen. Als aber nun Matteo den Befreiungsplan ausheckte und auf so einladende Weise plausibel zu machen wußte, da ging dem alten Hadsch ein neuer Lichtstrahl auf. Darum ließ er auch nichts auf Matteo kommen. Der Genuese wurde für ihn ein Orakel.

Indessen nicht Alle dachten so günstig über Matteo wie Hadsch Smail. Viele (und dies war sehr natürlich) argwöhnten eine Falle. Deshalb beschloß die Gemeinschaft aller Seeleute unseres Schiffes, über Matteo's Vorschlag einen Rath zu halten. Wir regierten uns nämlich im Gemeinwesen, was Ihr Europäer „republikanisch“ nennen würdet. Der Rais hatte uns nur in Bezug auf die Ausführung des Dienstes zu befehlen. Alle Expeditionen jedoch mußten im Rath beschlossen werden. Im Rath hatte Jeder eine Stimme im Verhältniß zu seinem Beuteantheil, den oben erwähnten Pais, d. h. der Rais zwei, die Offiziere je eine u. s. w. Selbst wir Mozos konnten unsere Achtels Stimme geltend machen.

Der Rath trat also zusammen. Eine gewisse feierliche Ordnung wurde dabei beobachtet. Viel wurde gesprochen, aber nichts, was nicht streng zur Sache gehörte. Das Für und Wider ward reichlich erwogen, und das Resultat war, daß man beschloß, auf Matteo's Idee einzugehen, ihn selbst aber aufs Schärfste zu beobachten und, einmal an der sardinischen Küste, nicht zu gestatten, daß er ans Land gehe. Matteo machte gute Miene zum bösen Spiel. Er schien wirklich seiner neuen Lebensstellung Geschmack abzugewinnen und ein moslimischer Seemann, ein Seeräuber, wie Ihr Europäer sagen würdet, werden zu wollen. Noch dies eine Mal hatte er das Mißtrauen zu besiegen. Dann aber sollte das Gelingen seines kühnen Planes ihm das volle Vertrauen der Algierer sichern.

Der Plan wurde genau so ausgeführt, wie Matteo ihn ausgeheckt hatte. Einige Zeit verging freilich, bis wir uns die Fermans verschafft und unsere zehn Kameraden unter der Verkleidung türkischer Kaufleute in Malta eingeschifft hatten. Es war ein dunkler Decemberabend, als wir in den Golf von Cagliari einliefen und zwar unter englischer Flagge. Die eigenthümliche Bauart unseres Schiffes zog die Aufmerksamkeit der Küstenwächter auf sich. Zum Glück für uns war jedoch die Bewachung der sardinischen Gewässer zur Zeit der englischen Flotte anvertraut, denn der König von Sardinien besaß nicht Kriegsschiffe genug. Ein junger englischer Seelieutenant kam auch wirklich zu uns an Bord, um Nachfragen anzustellen. Die alte Theerjacke von Matteo täuschte ihn vollkommen. Der erfahrene Genuese sprach fast alle Sprachen der seefahrenden Nationen, vorzüglich die englische, die damals im Mittelmeer dominirte. Unsere wahre Nationalität zu verrathen, war zu gefährlich, nicht der Engländer, wohl aber der Sardinier wegen. Matteo gab uns deshalb für Alexandriner aus. Alexandriner aber segelten in jener Zeit, die dem englischen Seesieg bei Abukir folgte, nicht selten unter englischer Flagge, da sie sonst leicht für Verbündete der Franzosen gehalten wurden. Strenggenommen hatten sie kein Recht hierzu, aber die Engländer drückten ein Auge zu, wenn es sich um türkische Schiffe handelte, da sie wohl wußten, daß die Türken es mit ihnen hielten und auch, daß die Moslems in den europäischen Seeusancen nicht recht zu Hause waren. Zum Ueberfluß aber besaßen wir noch ein von der englischen Sanitätsbehörde in Malta unterzeichnetes Papier, worin unser Schiff als „türkische Brigg unter englischem Schutze“ bezeichnet war. Dies gab den Ausschlag, und der junge Seelieutenant zog sich vollkommen befriedigt von unserm Bord zurück.

Wer den schönen, fast bei allen Winden sichern Golf von Cagliari kennt, der weiß, daß ein Schiff nicht nöthig hat, in den engen, unbequemen und nebenbei sehr theuern Hafen einzulaufen, sondern im Golfe selbst, außer bei Südoststürmen, vollkommene Sicherheit findet. Niemand fand es also auffallend, daß wir am Vorabend unseres Unternehmens im Golfe selbst vor Anker gingen. Dort erwarteten wir die Nacht. Eine Stunde vor Mitternacht segelten wir auf die „Punta del Lazaretto“ zu, das Vorgebirge, an dem sich das Lazareth und das Bagno befanden. Der geringe Tiefgang unseres Schiffes gestattete uns die Annäherung. Wir legten in einer von Felsen maskirten kleinen Bucht an und gaben das Signal, welches unsere im Lazareth befindlichen Kameraden aufmerksam machte. Dies Signal war der siebenmal wiederholte Schrei eines Seevogels, den Matteo trefflich nachzuahmen verstand. Etwa eine Stunde verging, ehe wir etwas am Lande vorgehen sahen oder hörten. Da aber plötzlich vernahmen wir von einer Klippe über unseren Häuptern herab deutlich die in arabisch-algierischem Dialekt gesprochenen Worte: „Es ist Zeit! Landet, und wir durchbrechen die Thür, die uns vom Bagno trennt.“ Wir ließen uns das nicht zweimal sagen. Einige funfzig Mann stiegen, mit Jatagans und Pistolen bewaffnet, ans Land. Matteo jedoch wurde auf der Brigantine überwacht und zu größerer Sicherheit angebunden, was er sich auch gern gefallen ließ. Trotzdem gab uns jedoch der Genuese die besten Instructionen, wie wir die schwächste Seite des Lazareths erreichen konnten. Wir folgten denselben und befanden uns bald an einer Thür, die von wenigen Marinesoldaten bewacht war. Die meisten derselben schliefen. Wir hieben sie ohne Widerstand nieder. Nur zwei wachten und diese bewältigten wir nach kurzem Kampfe. Inzwischen war die Thür von innen erbrochen worden. Wir drangen ins Lazareth ein. Dort fanden wir unsere Kameraden und außer ihnen noch etwa vierzig Passagiere, die nicht wenig über unsern Einfall erschraken. Viele Frauen waren darunter, aber sie jetzt schon zu rauben, lag nicht in unserm Plane. Erst mußten wir das Bagno erbrechen und Baba Othman befreien. Von den drei Thoren, die das Lazareth vom Bagno trennten, waren zwei schon von unseren Kameraden mit Hülfe einiger Lazarethdiener, die sie bestochen, erbrochen worden. Es blieb noch das dritte und festeste, das von dem Galeerenwächter vertheidigt wurde. Das Thor war zwar leicht erbrochen, aber hinter ihm hatten wir einen blutigen Kampf mit einigen zwanzig Marinesoldaten zu bestehen. Ein fürchterliches Gemetzel entstand. Es war dunkel und von einem Zielen beim Schießen keine Rede. Ein blutiges Handgemenge erfolgte. Jatagans flogen, die geraden Seitengewehre der Sardinier eröffneten Manchem von uns das Paradies des Propheten, aber unsere Uebermacht war zu groß. Die Sardinier wurden theils entwaffnet, theils getödtet, und nun drangen wir siegreich in das Bagno ein.

Ein fürchterliches Schauspiel erwartete uns im Innern des Bagno. Ich rede nicht von den vielen christlichen Gefangenen, die an der Galeerenkette schmachteten. Diese wa-

ren wirkliche Verbrecher, wegen Mord oder Todtschlag verurtheilt. Mit solchen schändlichen Menschen zusammen hatte man unsern braven Gefährten, Baba Othman, in dasselbe Gefängniß geworfen, ihn, der doch nur ein Kriegsgefangener war. Ja, man hatte ihm ein unendlich grausameres Loos bereitet, als den wirklichen Verbrechern. Da lag er in seiner elenden Nische mit einem eisernen Ringe um den Hals, der an die Nischenwand so eng befestigt war, daß er kaum das Haupt bewegen konnte. Seine Arme und Beine waren gleichfalls in Ketten. Er lag auf dem nackten Stein, oder vielmehr er saß, denn das Halseisen gestattete ihm selbst beim Schlafe nur eine sitzende Haltung. Vor ihm stand ein halbzerbrochener Krug mit schmutzigem Wasser. Dies das Getränk, das ihm die Christenhunde verabreichten. Daneben lag ein Stück verschimmelten Brotes von der schlechtesten Beschaffenheit. Dies seine Speise. Denn wir erfuhren später von ihm, daß ihm dies Brot erst am Vorabend und zwar schon im verschimmelten Zustande gegeben worden war.

Indessen, Zeit zur Rührung war hier nicht. Unsere Gefühle mußten einen andern Moment erwählen, um sich auszusprechen. Da galt augenblickliche Hülfe, denn neue Marinetruppen waren im Anzuge. Wir hatten die Instrumente bei uns, um die Ketten zu lösen. Nur mit dem Halseisen wollte uns dies nicht gelingen. Es blieb nichts übrig, als das Halseisen, so gut als es gehen wollte, aus der Nischenwand herauszubrechen und es einstweilen dem Befreiten am Halse zu lassen, bis wir es auf dem Schiffe durchfeilen konnten. Dies Herausbrechen konnte aber nicht vor sich gehen, ohne dem Kopf des armen Gefangenen übel zuzusetzen, der auch wirklich eine solche Erschütterung davon trug, daß sein Verstand Zeitlebens dadurch litt.

Es blieb uns kaum die Zeit, unsern befreiten Gefährten auf unser Schiff zu bringen. Dies wieder zu verlassen, um uns nach Beute oder anderen gefangenen Moslems umzusehen, wurde uns unmöglich. Denn plötzlich sahen wir das ganze Ufer mit Soldaten bedeckt. Schüsse in Unzahl wurden uns nachgesandt, als wir eben die Flucht ergriffen. „Alle Männer an die Ruder," lautete der Befehl des Rais, denn unsere Brigantine konnte im Nothfall den Dienst einer Galeere thun. Pfeilschnell flohen wir über den Golf von Cagliari. Der Feind verfolgte uns in kleinen Ruderschiffen. Eine Galeere auszusenden, hatte er nicht Zeit. Eines dieser Ruderboote erreichte uns und griff uns tollkühn an. Aber wir waren seiner Bemannung an Zahl überlegen, und es mußte bald mit Verlust zurückweichen. Noch aber war unsere Flucht nicht gesichert. Denn jetzt sandten uns die Kriegsschiffe des Hafens und Golfes ihre Kugeln nach. Eine derselben zerplatzte auf unserm Schiffe und richtete großen Schaden an. Dies war aber auch der letzte ernste Unfall. Indessen die Gefahr war keineswegs vorbei. Die Galeeren mußten uns am Morgen verfolgen. Aber unser Vorsprung war zu groß. Zudem hatten wir nun, da wir aus dem vor dem Nordwestwinde geschützten Golf heraus waren, die günstigste Luftströmung. In diesen Gewässern ist nämlich der Nordwest der vorherrschende Wind. Unter ihm konnten wir die tunisische Küste, wenn wir acht Knoten (englische Meilen) in der Stunde zurücklegten, am andern Abend erreichen. Da der Wind stark war, so flohen wir so schnell, wie heutzutage ein Dampfschiff gehen würde, und wirklich waren wir schon um Mittag in Sicht der afrikanischen Küste. Gegen Abend nahm uns der Hafen von Biserta auf und wir waren gerettet.

Erst jetzt überließen wir uns der Freude über den glücklichen Erfolg unseres Unternehmens. Dies war so tollkühn und staunenerregend, daß die Bewohner von Biserta anfangs gar nicht daran glauben wollten. Als wir ihnen aber alle Einzelheiten erzählten und alle unsere Berichte genau zusammenstimmten, als sie den befreiten Baba Othman et Turki sahen, der noch das Halseisen anhatte (denn wir hatten nicht Zeit gehabt, es zu durchfeilen), da konnten sie nicht mehr zweifeln, und ein unermeßlicher Jubel bemächtigte sich der ganzen Stadtbevölkerung. Biserta war damals ganz anders als heute. Jetzt ist es ein halbverfallenes Dorf von etwa 2000 Bewohnern. Damals war es ein blühender Handelshafen, von einigen 20,000 Moslems bewohnt. Die Stadt gehört dem Bey von Tunis. Aber obgleich wir Algierer und keine Tuniser waren, so schwiegen doch in diesem Falle alle kleinlichen Rivalitäten, wie immer, wenn es sich um Kämpfe oder Siege in Bezug auf die Ungläubigen handelt. Wie sehr sich alle Moslems, und seien sie auch die Unterthanen einander feindlicher Herrscher, im Gegensatz gegen die Ungläubigen, als Brüder fühlen, das wurde uns an dem Jubel der Bisertiner über unsere glückliche Waffenthat einmal wieder recht deutlich offenbar. Am Abend nach unserer Ankunft war die ganze Stadt feierlich beleuchtet, so glänzend, wie sie es nur in der 27. Nacht des heiligen Monats Ramadan, jener Nacht, in welcher der Koran vom Himmel kam und die, wie das heilige Buch sagt, besser ist, als 10,000 Tage, sein kann. Ueberall hörte man das Schlagen der Tamburine, das Klimpern der arabischen Guitarren, das fürchterliche Dröhnen der Negertrommel und das schrille Pfeifen der beduinischen Flöten. Aus den Kaffeehäusern hervor quoll ein helles Lichtmeer von 1000 Oellämpchen und ertönte der liebliche Gesang der Almas (Sängerinnen und Tänzerinnen), die begeisterte Verse über unsere Heldenthat improvisirten. Die Frauen standen in dichten Schaaren, tief verschleiert, wie immer, auf den dunkelen Terrassen ihrer Häuser und blickten in das unter ihnen wogende Lichtmeer hinab, indem sie nach dem Anblick irgend eines unserer Gefährten forschten, um ihn, kaum erblickt, mit dem schrillenden Sugharith zu begrüßen, jenen überaus hellen Kopftönen, die, wenn von einer Frauenversammlung ausgestoßen, wie ein eintöniges, über tausendstimmiges Gezwitscher von Singvögeln erklingen.

An allen Straßenecken, in allen Kaffeehäusern und Barbierläden, jenen Lieblingsversammlungsplätzen der Stadtaraber, hatten öffentliche Erzähler ihren Sitz aufgeschlagen, welche die staunenswerthe Nachricht dem Volke brühwarm mittheilten, natürlich ein bischen ausgeschmückt, nach Art von tausend und eine Nacht, und für uns selbst kaum mehr kenntlich. Aber da unser Ruhm in ihren Erzählungen nicht verkleinert, sondern vielmehr um das Hundertfache vermehrt wurde, so waren wir weit entfernt davon, sie Lügen zu strafen. Jeder Einzelne von uns bekam in diesen Erzählungen seinen Theil vom Ruhm und Jeder einen großen. Sogar mit Namen wurden wir genannt. Nicht als ob die Erzähler unsere wirklichen Namen gekannt hätten. Aber da es eine Anzahl moslimischer Namen giebt, welche allgemeine Verbreitung haben und sich oft in einem Lande tausendfältig wiederholen, da in jeder arabischen Stadt hundert Leute Mohammed, hundert Ali, hundert Mustafa heißen, so konnte es nicht fehlen, daß die Erzähler, wenn sie uns solche häufig vorkommenden Namen beilegten, in vielen Fällen das Richtige trafen, d. h. nur insofern, als ein Inhaber eines solchen Namens wirklich unter uns existirte. So war ich nicht wenig erfreut, von einem Erzähler auch meinen Ruhm preisen und meine Waffenthaten besingen zu hören, und was für Waffenthaten. Die von Iskender Dulkarnain (Alexander dem Großen) waren gar nichts dagegen. Aber es war kein Zweifel. Er sagte: „Brahim hat dem Riesen den Kopf gespalten. Brahim hat tausend Christenhunde geschlagen. Brahim hat eine feindliche Fregatte genommen." Da ich

nun auf unserm Schiffe zufällig der einzige Brahim war, so galt dieses pompöse Lob natürlich mir. Meine Eitelkeit konnte nicht umhin, mich dem Zuhörerkreis meines Lobsängers zu erkennen zu geben. Kaum aber hatte ich ihnen gesagt: „Ich bin Brahim," als ich mich auch schon von einer Schaar von entzückten Bewunderern umgeben sah, im Triumph fortgeführt und ins Haus eines der ersten Bürger der Stadt getragen wurde, wo ich die Nacht unter Musik und Lustbarkeiten an der Seite des Dichters, der beständig mein Lob sang, zubrachte. Meine Jugend war kein Hinderniß meines Heldenstandes, im Gegentheil gewann das Wunderbare dadurch und Wunder sind den Arabern einmal Bedürfniß.

Aber nicht nur in unfruchtbarem Jubel und eiteln Festlichkeiten zeigte sich die Sympathie der Bisertiner, sondern auch in menschenfreundlichen Thaten. Zuerst galt es, dem unglücklichen Baba Othman et Turki zu Hülfe zu kommen. Das Eisen hatte noch immer nicht von seinem Halse entfernt werden können. Es war so dick, daß alle Feilen, die wir an Bord besaßen, davon zerbrachen. Da wußten aber die Leute von Biserta Rath und Hülfe. Sie brachten einen christlichen Galeerensklaven herbei, der früher in seiner Heimath Schlosser gewesen war. Man versprach ihm die Freiheit, wenn er das Werk gut ausführe. Der Mann that sein Möglichstes, und wirklich gelang es ihm, das Eisen zu lösen, welches Baba Othman's Hals lange Jahre gefangen gehalten hatte. Aber es war ein überaus peinliches Schauspiel, welches diese Operation darbot, und zwar in Folge des traurigen Zustandes Baba Othman's. Sein Gehirn hatte durch das gewaltsame Herausbrechen seines Halsringes aus der Nischenwand eine so heftige Erschütterung erlitten, daß die Besinnung ihm noch nicht zurückgekehrt war. Umsonst suchte ihm sein Freund, Hadsch Smail, seine neue Lage verständlich zu machen, umsonst redete er ihn gütlich an, umarmte er ihn, Baba Othman erkannte Niemand wieder, sondern glaubte sich noch immer inmitten seiner Feinde. Jetzt bei dem Durchfeilen des Halsringes wähnte er sogar, man wolle ihm irgend etwas zu Leide thun, vielleicht ihn aufhängen, ihm den Kopf abschneiden oder ihm sonst eine Folterqual bereiten. Das europäische Gesicht des Schlossers mochte ihn doppelt zur Wuth anreizen. Deshalb rief er unter dem Eindruck seines Irrwahns während der Operation beständig: „Tödtet mich, Ihr Christenhunde! Ihr verfluchten Feinde des Islams. Tödtet mich, aber bis zum letzten Athemzuge will ich Eurer spotten, Euren Glauben verhöhnen, auf Eure Kreuze spucken, bis meine Seele ins Paradies kommt, von wo ich Euch tief unter mir in der Hölle schmachten sehen werde." Aber nicht nur in Worten, auch in Thaten offenbarte sich sein Wahnsinn. Er wehrte sich mit Händen und Füßen. Endlich mußte man ihn festhalten und ihn dazu zwingen, sich der ihn befreienden Operation zu unterwerfen.

Hadsch Smail schien über die Geistesabwesenheit seines Freundes anfangs aufs Tiefste betrübt. Aber bald tröstete er sich. Wahnsinn gilt bei dem gläubigen Moslem nicht für ein Unglück. Der Geist des Wahnsinnigen weilt im siebenten Himmel bei Gott; er labt sich an der unmittelbaren Quelle aller Heiligkeit und Seligkeit. Der Körper allein bleibt auf Erden, und zwar läßt ihn Gott eine Zeitlang daselbst, damit die Gläubigen einen Gegenstand der Verehrung haben. So glauben alle frommen Moslems, und dieser Glaube tröstete auch Hadsch Smail.

Baba Othman erholte sich nie wieder vollständig. Aber dies hinderte durchaus nicht, daß er für sein Märtyrerthum reichlich entschädigt, ja belohnt wurde. Einige Monate später nach Algier zurückgekehrt, wurde er vom Dey feierlich empfangen, mit Ehrenkleidern beschenkt und in jeder Weise ausgezeichnet. Der Dey schenkte ihm ein schönes Wohnhaus in der Stadt, einen Gemüsegarten und eine Villa auf dem Lande und machte Hadsch Smail, der sich nicht mehr von ihm trennen wollte, zu seinem Ukil (Verwalter). Dort lebten die beiden Freunde bis ins höchste Alter. Baba Othman blieb ein Gegenstand der Verehrung und zwar aus doppeltem Grunde; einmal als Wahnsinniger und folglich als Heiliger (denn die Sache ist bei den Arabern gleichbedeutend), dann als ein Märtyrer des Islams, der 20 Jahre lang die schändlichste Unbill von den Ungläubigen erlitten hatte. Hadsch Smail sah sich in fast eben so hohem Grade gepriesen und bewundert, sowohl deshalb, weil er einen der treuesten Kämpfer des Islam aus den Händen der Ungläubigen befreit hatte, als wegen seiner treuen, langjährigen, aufopferungsfähigen Freundschaft. Alle Dichter von Algier besangen ihn als das Ideal eines Freundes, und wirklich hatten sie Recht, ihn zu preisen, denn Hadsch Smail's Handlungsweise verdiente das höchste Lob.

Eine so treue und aufopferungsfähige Freundschaft war übrigens damals keine Seltenheit unter uns. Es giebt bei einzelnen Völkerschaften Algeriens eine feierliche und geheiligte Form der Freundschaft, welche eben so eng, ja enger zu sein pflegt, als Blutsverwandtschaft. Diese Freundschaft wird durch eine öffentliche feierliche Handlung geschlossen und allen Stammesmitgliedern angezeigt. Man nennt die, welche eine solche Freundschaft eingehen, Naya, und zwar heißt Jeder nur in Bezug auf den Andern Naya. Smail war Othman's Naya und umgekehrt. Bei diesem Verhältniß spielt die Blutrache eine ganz ähnliche Rolle, wie bei der wirklichen Verwandtschaft. Der Naya muß den Tod seines Naya blutig rächen, er muß seinen Naya, wenn dieser dürftig ist, kleiden und speisen, wenn er gefangen ist, befreien, wenn er krank wird, pflegen, kurz, jeden Liebesdienst an ihm erweisen, eben so, ja mehr als seiner Gattin oder seinem nächsten Verwandten. Die Pflichten der Verwandtschaft werden oft vernachlässigt, nicht so die Pflichten des Naya. Man erzählt die rührendsten Geschichten von der Liebe und Anhänglichkeit eines Naya für den Andern. Die Fälle sind sogar nicht selten, in welchen ein Naya, der plötzlich durch Erbschaft reich wurde, sein ganzes Vermögen mit seinem bettelarmen Bruder theilte. Dieses Bündniß wird fast immer im Jünglingsalter geschlossen und ist auch ohne eine gewisse jugendliche Schwärmerei gar nicht zu erklären; denn in der That sind die Unbequemlichkeiten und selbst Gefahren, welche der Stand eines Naya mit sich bringt, der Art, um jedes kältere Gemüth davon abzuschrecken. Nur jene fast bis zur Liebe sich steigernde schwärmerische Freundschaft, wie sie die arabischen Jünglinge oft für einander empfinden, kann das Schließen so beschwerlicher Bande begreiflich erscheinen lassen. Ein solches Band war es auch, welches Baba Othman und Hadsch Smail im ersten Jugendfeuer geschlossen hatten und welches letzterm die Pflicht auferlegte, seinen Naya zu befreien. Auch ich sollte bald ein ähnliches Band schließen und dadurch in manche Gefahren kommen. Doch davon später.

Die Getränke der Indianer Guyanas.

Von **Ferdinand Appun.**

I.

Die verschiedenen Getränke und ihre Bereitung.

Gleichwie die civilisirten Völker Europas und anderer Welttheile eine wahrhaft bewundernswerthe Auswahl spirituoser Getränke besitzen, haben ebenfalls die halbcivilisirten und wilden Nationen ihre mehr oder minder berauschenden Trinkstoffe, deren Genuß von ihnen als die große Annehmlichkeit des Lebens betrachtet wird.

Der Indianer Guyanas würde ohne sein Lieblingsgetränk Paiwari nicht das Bewußtsein des Glückes empfinden, das ihn sein ganzes Leben hindurch erfüllt; er würde ohne die Aufregung, die dies Getränk ihm verursacht, bei Weitem wilder, abstoßender und völlig unzugänglich für die Weißen sein.

Der Paiwari ist es, der seine Wildheit zügelt, indem er seine Gedanken vollkommen fesselt und unausgesetzt, mit größter Sehnsucht, an das nächste Trinkfest denken läßt.

Ich selbst habe mich davon während meines vieljährigen Aufenthaltes unter den wilden Indianern des Innern Guyanas aufs Gründlichste überzeugt. Meine viele Wochen dauernden Landreisen in der Savana und den Wildnissen Guyanas und des nördlichen Brasiliens machten es stets nöthig, zum Transport meiner Sammlungen eine hinlängliche Menge Indianer beiderlei Geschlechts, oft 40 bis 50, mit mir zu führen, an denen ich genügende Beobachtungen ihres Charakters und ihrer Sitten anstellen konnte.

Geschah es auf diesen Touren, daß wir mehrere Tage zu gehen hatten, ohne eine fremde Indianerniederlassung zu berühren, so waren meine Begleiter in dieser Zeit im höchsten Grade verdrossen, ungefällig und schweigsam, während an Tagen, wo wir Niederlassungen antrafen oder in denselben zu übernachten hatten, sie im höchsten Grade lustig und ausgelassen waren und nicht schnell genug vorwärts eilen konnten, nur deshalb, weil sie wußten, daß sie in der Niederlassung ihren geliebten Paiwari in reichlichem Maße trinken würden.

Wie viele bedeutende Umwege habe ich nicht auf der Tour von Roraima nach Pirara, beiläufig gesagt, eine Fußreise von einem Monat, meiner indianischen Begleiter halber machen müssen, nur um eine außer dem Wege liegende Niederlassung zu besuchen, in der sie ihr Lieblingsgetränk zu erhalten hofften! Ihre Gedanken schienen während der ganzen Reise nur allein auf dasselbe gerichtet zu sein, zu dessen Erlangung sie keinen Umweg scheuten.

Wie schwierig war es oft für mich, für meine Reisen aus dem Innern nach der Meeresküste, nach Georgetown, indianische Ruderer zu erhalten, nur weil diese Flußreise stromabwärts einen Monat Zeit erforderte und wir während der ganzen Reise nur drei Indianerniederlassungen berührten, so daß meine Ruderer fast die ganze Zeit über den Paiwari entbehren mußten. Eine Entbehrung, zu der sich nicht leicht ein Indianer hergiebt.

Und obgleich sie unterwegs als Substitut des Paiwari das mitgenommene Cassadabrot oder geriebene Cassadamasse in Wasser auflösten und tranken, fehlte doch diesem Getränk die Hauptwürze, die berauschende Eigenschaft des Paiwari.

In Georgetown angekommen, konnte ich die Indianer zu meiner Rückreise nach dem Innern, die stets zwei bis drei Monate den Essequibo und Rupuruni stromaufwärts in Anspruch nahm, nie benutzen, da sie sich nur wenige Tage in Georgetown aufhielten und dann plötzlich verschwanden, um in ihr geliebtes Paiwariland, gegen das ihnen weder der Rum noch Brandy Georgetowns Ersatz bot, zurückzukehren, so daß ich stets mit großen Kosten Farbige als Ruderer zu meiner Rückreise nach dem Innern dingen mußte.

Die Zubereitung des dem Indianer so deliciösen und unumgänglich nöthigen Paiwari geschieht auf eine dem civilisirten Weißen höchst ekelhafte Weise.

Die Ingredienzien dieses Getränkes bestehen einzig und allein aus Cassadabrot und Wasser.

Das Cassadabrot wird aus der langen, rübenförmigen Wurzel der Cassada- oder Mandioccapflanze (Manihot utilissima, Pohl) gefertigt. Nachdem die Wurzel gewaschen und rein geschabt ist, wird sie von den Indianerinnen auf einem vorsündfluthlichen Reibeisen gerieben, das aus einem etwa zwei Fuß langen und acht Zoll breiten Brette aus weichem Holz besteht, in welches scharfe kleine Krystall- oder Quarzsplitter, deren Spitzen in die Höhe stehen, eingeschlagen und durch das harte, pechartige Harz, Carimani, fest mit dem Holzboden verbunden sind. Nachdem eine genügende Menge der Wurzeln gerieben ist, wird diese in ein cylinderartiges, elastisches, acht Fuß langes Rohrgeflecht (Arupa oder Matasi), aus den Stengeln einer Calathea oder den jungen Fiederblättchen der Maripapalme (Maximiliana regia, Mart.) gefertigt, hineingestopft, wodurch sich das Geflecht bedeutend verkürzt und erweitert. Darauf mit seiner obern Oehse an einen Balken der Hütte gehängt, wird durch die untere Oehse ein langer Stab weit über die Hälfte seiner Länge gesteckt und das kürzere Ende an einen in der Erde eingekeilten Pflock befestigt, worauf sich ein oder mehrere Weiber auf das längere Ende des Stabes setzen und es mit Gewalt niederdrücken, so daß der elastische, verkürzte Rohrcylinder in Folge des Druckes sich immer länger und länger zieht, wodurch alle wässerigen, giftigen Bestandtheile der geriebenen Cassadawurzel völlig ausgepreßt und in einem großen darunterstehenden Topfe aufgefangen werden. Dieser giftige Saft wird durch langes Kochen und Verdampfen, wodurch sich alle giftigen Bestandtheile verflüchtigen, eingedickt und ihm eine starke Portion Capsicum zugesetzt, in welcher Eigenschaft er dann als eine das Fleisch lange Zeit conservirende Sauce, unter dem Namen Cassarip, vorzüglich zu dem in britisch und holländisch Guyana beliebten Gericht „Pepper-pot“ benutzt wird.

Ist der Saft vollkommen aus der geriebenen Cassada ausgepreßt, so wird die mehlige Masse durch ein aus Rohrgeflecht gefertigtes Sieb (Matuli) gerieben, auf eine große eiserne oder dünne steinerne Platte, die über schwachem Feuer allmälig erhitzt wird, gestreut und zu runden dünnen Kuchen gebacken. Das nunmehr fertige Brot wird sodann auf die Palmdächer der Hütten geworfen, um in der Sonne schnell

zu trocknen, worauf es so hart wird, daß es sich wochenlang, wenn vor Feuchtigkeit bewahrt, in gutem Zustande erhält und das Hauptnahrungsmittel der Indianer im Hause sowohl, als ganz besonders auf Reisen, ausmacht.

Frisch genossen, sobald es vom Feuer kommt, hat das Cassadabrot einen angenehmen, kuchenartigen Geschmack, getrocknet jedoch ähnelt es im Ansehen und Geschmack einer dünnen Masse zusammengebackener Sägespähne. Dieses Cassadabrot ist der Hauptbestandtheil des Paiwari.

Zu diesem Zwecke wird es von den Indianern etwas dicker gemacht als das zum Essen bestimmte und ebenfalls länger dem Feuer ausgesetzt, bis es an den meisten Stellen zu verkohlen beginnt, worauf es in Stücke gebrochen und mit kochendem Wasser übergossen wird. Ist es auf diese Weise etwas erweicht, so wird es von sämmtlichen in der Hütte lebenden Indianerinnen, jung und alt, tüchtig gekaut und in einen langen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden, kahnförmigen Trog, der 100 bis 120 Gallonen Wasser faßt, gespuckt und mit warmem Wasser übergossen. Diese ekelhafte Procedur wird von den Indianern als unerläßlich behufs der Gährung und der berauschenden Kraft des Getränkes erachtet. Die Präparation des zu einem Trinkfest nöthigen Paiwari erfordert mehrere Tage ununterbrochenen Kauens von Seiten der Indianerinnen; ein Mann darf diese widrige Arbeit nicht verrichten, da nach dem Glauben der Indianer das ganze Getränk dadurch verdorben würde.

Einige Tage vor einem solchen Trinkfeste sah ich nicht nur in den Hütten der indianischen Niederlassungen, sondern auch beim Wasserholen und anderen Beschäftigungen im Freien, die Frauen und Mädchen der Indianer mit dicken angeschwollenen Backen, die mit dem zu kauenden Cassadabrote gefüllt waren, umhergehen, während sie in der einen Hand eine Calabasse mit sich führten, um die gekaute Masse hineinzuspucken und sie beim Zurückkommen in ihre Hütte in den Paiwaritrog zu entleeren.

Bei meinem ersten Aufenthalte im Indianergebiete des Innern Guyanas, am Roraima, als ich über die Sitten der Indianer weniger unterrichtet war, fiel es mir auf, als einst eins der schönsten Mädchen der Niederlassung, die mir täglich Wasser brachte, mit zum Platzen gefüllten Backen in meine Hütte trat. Indem ich glaubte, daß sie diese aus Spaß aufblase und nicht wollte, daß sie ihr schönes Gesicht dermaßen entstellte, drückte ich heftig ihre beiden vollen Backen zusammen, worauf sie mir, unter herzlichem Lachen, den ganzen Inhalt ihres Mundes, den gekauten Cassadabrei, ins Gesicht sprudelte, was meinen Feuereifer augenblicklich abkühlte und mir den ersten Aufschluß über die ekelhafte Fabrikation des Paiwari gab.

Der Paiwari ähnelt im Geschmack saurem Biere, seine Farbe ist braungelb, und kleine Stückchen der gekauten Cassada schwimmen in ihm umher. Sobald die gekaute Masse im Troge mit Wasser übergossen ist, wird sie tüchtig umgerührt, sodann sorgfältig zugedeckt und drei Tage ruhig stehen gelassen, bis die Gährung eintritt, worauf sie zum Trinken gut befunden wird.

Nach indianischer Weise, in großen Quantitäten genossen, wirkt der Paiwari berauschend, und das Ende eines Trinkfestes bildet die Berauschung sämmtlicher Theilnehmer des Festes, die sich dann in ihre Hängematten zurückziehen oder auf dem bloßen Boden der Hütte ihren Rausch ausschlafen, der jedoch nie die üblen Folgen einer Berauschung an Spirituosen nach sich zieht.

Ich habe vor Paiwari wegen seiner ekelhaften Zubereitung stets Abscheu gehabt, konnte jedoch dessen Genuß nicht gänzlich entgehen, da er dem Reisenden bei der Ankunft in jeder Indianerniederlassung von deren Bewohnern stets präsentirt wird, indem er unter den südamerikanischen Wilden die Stelle der Friedenspfeife der nordamerikanischen Indianer vertritt und ich durch Ablehnung des angebotenen Getränkes die Indianer im höchsten Grade beleidigt und sie zu jeder mir zu erweisenden Gefälligkeit abgeneigt gemacht hätte.

Ein dem Paiwari ähnliches Getränk, das ebenfalls bei den indianischen Trinkfesten eine große Rolle spielt, ist der Paiwa. Zu seiner Fabrikation werden die dicken Cassadabrote so lange dem Feuer ausgesetzt, bis sie völlig dunkelbraun, fast schwarz, verkohlt sind und sodann mit der bereits beschriebenen, aus dem giftigen Safte der Cassadawurzel durch Einkochen gewonnenen, mit Capsicum gemischten Sauce, dem Cassarip, getränkt, worauf sie auf eine an dem Boden der Hütte ausgebreitete Lage von Bananenblättern gelegt, mit eben solchen Blättern überdeckt und mit Brettern und Steinen beschwert werden. In dieser Presse bleiben die Brote zwei bis drei Tage, bis sie gehörig erhitzt und in Gährung gerathen sind; sie werden sodann daraus entfernt, von den Indianerinnen gekaut, die Masse in große Gefäße gespuckt und mit warmem Wasser übergossen. So bleibt sie einen Tag stehen, wird sodann durch ein aus Rohr geflochtenes Sieb (Co-mi-u) geseiht und in große, viele Gallons haltende Flaschenkürbisse gethan. Der zurückbleibende Satz, das gekaute Cassadabrot, ist für die Indianer eine große Delicatesse und wird von ihnen mit eben solchem Behagen, als wir es beim Genuß der feinsten Nußtorte empfinden, verzehrt.

Dies Getränk, der Paiwa, ist von dunkelvioleter, chocolateähnlicher Färbung und enthält durch das Durchseihen nicht den geringsten Satz; es wird jedoch nur in kleinen Quantitäten fabricirt, da seine Präparirung viel Umstände erfordert und es außerdem sehr schnell und stark berauscht. Deshalb wird es bei den Trinkfesten nur einmal und zwar nur in kleinen Calabassen umhergereicht; es bildet stets den Anfang des Trinkfestes, worauf sodann, in ähnlicher Weise wie bei Festmahlen civilisirter Völker, die verschiedenen Weinsorten das indianische Festcomite die leichteren Getränke, Paiwari und Casiri, folgen läßt. Letzteres Getränk, der Casiri, wird ebenfalls bei den Trinkfesten umhergereicht und dient besonders dem weiblichen Geschlecht zur Labung. Es besteht aus Mais, Bataten und Zuckerrohrsaft. Der Mais wird zu diesem Behufe in einem hölzernen, mörserartigen Gefäße gestoßen und dann über starkem Feuer zu Brei gekocht; ein Gleiches geschieht mit den süßen, rothen Bataten, die mit dem Maisbrei vermischt werden und demselben eine schöne purpurrothe Färbung geben, worauf man die Mischung erkalten läßt und ihr dann erst eine gehörige Quantität Zuckerrohrsaft zusetzt. Um sodann die Gährung des Ganzen zu beschleunigen, wird dem Getränk noch eine gehörige Quantität gekauter Maiskörner, die bereits in voller Gährung sich befinden, beigefügt und sodann das Getränk gehörig mit Wasser verdünnt. Es wird darauf sorgfältig mit Pisangblättern überdeckt und ist nach Verlauf eines Tages, wenn die Gährung eingetreten, zum Trinken geeignet. Der Geschmack des Casiri ist durchaus nicht unangenehm, süß-säuerlich und sein Genuß weniger berauschend, als der der bereits angeführten zwei Getränke.

Der Genuß aller dieser Getränke, die in dem heißen Klima Guyanas kühlend auf den Körper wirken, ist leider dem Europäer durch die ekelhafte Weise ihrer Zubereitung versagt; die Indianer Guyanas haben fast nicht ein einziges Getränk, von dem nicht bei dessen Fertigung einzelne Bestandtheile die Kauapparate ihrer Weiber passirt wären.

Als tägliches Getränk wird außerdem in den indianischen Haushaltungen jeden Morgen eine Art Paiwara von gekautem Cassadabrot und Wasser gekocht, der, da er noch denselben Tag getrunken wird, nicht in Gährung übergeht, also

auch nicht berauschend ist. Der Genuß beider Sorten Paiwari bewirkt bei den Indianern, besonders dem weiblichen Geschlechte, bedeutende Fettleibigkeit, da die Cassada, trotzdem ihr bei der Brotbereitung das Stärkemehl entzogen wird, ungemein viel Nahrungsstoff besitzt und im Paiwari sämmtliche Brottheile verbleiben und mitgenossen werden.

Die am linken Ufer des Amazonas lebenden brasilianischen Indianer, die Wapischianna, Pauhischianna, Kirischanna, Paroghotto u. s. w. am Rio Branco, Rio Negro 2c., welche aus der Cassawawurzel (Mandiocca) nicht Brot, sondern Farinha *) bereiten, lösen die Farinha theilweise in Wasser auf und trinken sie in dieser Weise oder lassen sie, gleich dem Paiwari in Wasser, in Gährung übergehen, wodurch sie in ähnlicher Weise als letzterer berauschend wirkt.

Unter den Atoraï- und Wapischianna-Indianern am Rupununi und Takutu ist Casiri aus bloßem Mais, der zu diesem Zwecke vorher gestoßen und mit Wasser übergossen, über starkem Feuer zu dünnem Brei gekocht wird, das tägliche Getränk, das auch bei ihren Trinkfesten anstatt des Paiwari der anderen Indianerstämme benutzt wird, nur daß sie es zu letzterm Zwecke vorher der Gährung überlassen. Auch bei Präparirung dieses Getränkes werden die Kauapparate der Indianerinnen in Anspruch genommen, welche die trotz des Kochens noch hart gebliebenen Maiskörner gehörig' verkleinern müssen. Dies Getränk läßt man, sobald es fertig ist, durch ein Sieb laufen, damit die Maismasse, die eine Delice der Indianer ist, zurückbleibt; es ähnelt an Farbe der Milch, hat jedoch einen widerlich süßen Geschmack.

Die venezuelanischen Caraiben am untern Orinoco nennen den Casiri „Chicha", die aus in Wasser zu dünnem Brei gekochtem Mais und Zuckersaft besteht und für den Europäer insofern trinkbar ist, als bei Fertigung derselben die ekelhafte Manier des Kauens der Maiskörner durch Weiber wegfällt. Die Chicha ist jedoch von fadem, süßlichem Geschmack und kann nur einem indianischen Gaumen behagen.

Ein Lieblingsgetränk der Indianer Guyanas, das jedoch von ihnen nicht allzu häufig genossen wird, ist der Saft des Zuckerrohrs (Kaiwara-quima). Der Saft wird zu diesem Zwecke durch eine sehr primitive Maschine ausgepreßt und mehrere Tage in großen Flaschenkürbissen stehen gelassen, bis er in Gährung übergeht, worauf er zum Trinken für gut befunden wird. Er hat dann einen scharfen, alkoholartigen Geschmack und wirkt ungemein berauschend; oft versetzen die Indianer ihren Paiwari mit dem gegohrenen Zuckerrohrsafte, um ihn stärker und schneller berauschend zu machen; daß sie das Nämliche beim Casiri thun, habe ich bereits angeführt.

Daß dies Getränk seltener bei den Indianern vorkommt, hat seine Ursache darin, weil nicht in allen indianischen Niederlassungen Zuckerrohr, theils aus Indolenz, theils weil sich das Terrain, das für Zuckerrohr ein feuchtes sein muß, nicht dazu eignet, gebaut wird; bei den Macuschis und den brasilianischen an den linken Nebenflüssen des Amazonas lebenden Indianern fand ich den gegohrenen Zuckerrohrsaft als Getränk am meisten in Anwendung.

Wie die Indianer überhaupt Süßigkeiten ungemein lieben, genießen sie sehr gern den frisch ausgepreßten Zuckerrohrsaft, den sie, im Fall sie nicht eine Maschine besitzen, in ihrer beliebten Weise auspressen, die ich zu meinem größten Ekel durch eigene Erfahrung kennen lernte.

Bei meinem ersten Aufenthalte unter den Arekunas am Roraima waren mir Zucker und Kaffee ausgegangen, und da ich in den Provisionsfeldern der Niederlassung Zuckerrohr sah, bat ich die Bewohner, mir wo möglich Zuckerrohrsaft zu verschaffen, um ihn des Morgens statt Kaffee, wie auch während des Tages zur Stillung des Durstes zu trinken. Ich erhielt einige Tage darauf einen großen Flaschenkürbis voll Zuckerrohrsaft, wohl an 4 bis 5 Gallonen, mußte jedoch einen ziemlich hohen Preis dafür zahlen, indem der indianische Lieferant bemerkte, daß das Auspressen des Rohres viele Mühe verursacht habe. Als der Saft von mir verbraucht war, erbat ich mir eine neue Lieferung davon, wünschte jedoch beim Pressen des Rohres zugegen zu sein, um die Manier, in der dies geschah, kennen zu lernen.

Wer beschreibt mein Entsetzen und meinen Ekel, als ich in die Hütte trat, in welcher der Zuckerrohrsaft bereitet wurde.

Eine Anzahl Männer und alte Weiber standen oder saßen in den Hängematten umher und kauten abgeschnittene Zuckerrohrstücke, bis sie den Mund voll des Saftes hatten, den sie dann in eine neben ihnen stehende Calabasse spuckten. In dieser vorsündfluthlichen Weise wurde der mir zu liefernde Zuckersaft aus dem Rohre gepreßt!

Der Gedanke, daß ich bereits an 5 Gallonen des ekelhaften Getränkes genossen hatte, verursachte mir nachträglich noch Uebelkeit, und ich verbat mir jede weitere Lieferung dieses Nectars.

In ähnlicher Weise ging es mir mit dem Getränk, das sie aus der reifen Frucht des Pisang (Paruru), mit Wasser vermischt, bereiten. Während einer Flußreise auf dem Rupununi wurde mir dasselbe zum ersten Male angeboten, und zwar von einem meiner Ruderer, der es, ohne daß ich darauf Acht gegeben, kurz zuvor präparirt hatte. Bei der bedeutenden Hitze und dem Durst, die mich quälten, trank ich das in einer ziemlich großen Calabasse befindliche Getränk rein aus, worauf der Indianer sich anschickte, mehr davon zu fertigen. Zu diesem Zwecke nahm er eine reife Pisangfrucht, kaute sie längere Zeit, spuckte die gekaute Masse in die Calabasse, die er dann mit Wasser füllte und das Ganze mit der Hand durch einander rührte, wobei er die trotz des Kauens etwa noch groß gebliebenen Stücke mit den Fingern zerdrückte und dann den Göttertrank mit großem Behagen hinunterschlürfte.

Daß mein Magen die in sich vorher aufgenommene Quantität dieses Getränkes bei sich behielt, wundert mich noch jetzt.

Ich habe mir übrigens diesen Trank später öfter selbst, jedoch ohne die Kauapparate dabei zu benutzen, gemacht, indem ich die reifen Pisangfrüchte in der allereinfachsten Weise zerdrückte, dann mit Wasser übergoß und das Getränk sehr wohlschmeckend und kühlend fand; es ähnelt im Geschmack, besonders wenn die Pisangfrucht bereits etwas überreif geworden ist, dem Cider, ohne daß dessen Genuß irgend eine Berauschung nach sich zieht. Gekocht und dann erkaltet ist dies das allerangenehmste Getränk, das ich im Indianerlande genossen habe.

Ein Getränk, das ich nur bei den Guaraunos im Delta des Orinoco und zwar sehr selten angetroffen habe, ist der Palmwein der Mauritia flexuosa *) Lin. — Er wird aus dem unreifen Blüthenkolben der Palme gewonnen, der ziemlich in der Mitte durchschnitten wird, worauf aus der Schnittwunde ein weinartiger Saft in eine von den Indianern dar-

*) Farinha ist die grob durchgesiebte, geriebene Masse der Mandioccawurzel, welche, in Form von kleinen Körnern, stark geröstet wird und bei den Brasilianern die Stelle des Brotes vertritt. Tapiocca ist das in dem ausgepreßten giftigen Safte der Mandiocca zu Boden fallende Stärkemehl, das getrocknet zu allerhand feinen Bäckereien und Suppen verwendet wird.

*) Die Mauritia flexuosa heißt bei den Guaraunos, wie überhaupt in Venezuela, „Moriche", in englisch Guyana „Ita-palni", in Brasilien „Miriti", bei den Macuschi-Indianern „Guai", bei den Wapischiannas „Yure".

unter gehängte Calabasse läuft, die täglich mehrere Male geleert werden muß. Es ist nöthig, die Schnittwunde von Zeit zu Zeit zu erneuern, damit der Saft wieder von Frischem fließe, der jedoch am dritten Tage nach der Verwundung des Blüthenkolbens gewöhnlich stockt, nachdem er ungefähr 2 Gallonen Palmwein gegeben hat. Frisch genossen schmeckt dieser Wein am besten, fast champagnerähnlich, geht jedoch sehr bald, bereits am ersten Tage, in Gährung über und ist alsdann von scharfem, prickelndem Geschmack und berauschend wirkend.

Das orangefarbige, breiartige, die Samen umhüllende Fleisch der schuppigen Früchte der Mauritia benutzen die Macuschi-Indianer zu einem ihrer Lieblingsgetränke. Sie lösen das erstere sorgfältig von den Samen, kneten es in einen Teig, dem sie die Form einer großen Kokosnuß oder einer Ananas geben, ihn dicht in die Blätter der Maripapalme (Maximiliana regia) einhüllen und an zwei entgegengesetzten Enden fest zusammenschnüren, in welcher Weise er sich lange Zeit hält. Beim Gebrauch nehmen sie einen Theil der Teigmasse und mischen ihn in einer Calabasse mit Wasser, worauf er zum Trinken tauglich ist.

Dies Getränk erhält durch den gelben Teig eine schön orangegelbe Färbung und ist sehr kühlend, hat jedoch einen allen Theilen der Mauritia eigenthümlichen, fauligen Geruch und Geschmack, wodurch es den Europäer anwidert und seine Verehrer nur unter Indianern findet. Der erwähnte Fruchtteig der Mauritia wird überdies auch ungemein gern von den Macuschis und anderen Stämmen gegessen. —

Obwohl eigentlich nicht in diesen Artikel gehörig, kann ich doch einige Bemerkungen über den Nutzen der Mauritia flexuosa für den Indianer nicht unterlassen.

Sie ist dem Indianer des tropischen Südamerika, natürlich nur in den ihm von der Natur angewiesenen, nicht allzu ausgedehnten Bezirken, das, was die Cocos nucifera dem Bewohner der Südsee und dem der Küstenländer beider Tropen ist, der nützlichste Baum!

Ganz besonders geachtet und benutzt wird die Mauritia von den im Delta des Orinoco lebenden Guaraunos (Waraus). Sie drehen aus der dünnen, seidenartigen Epidermis der unentwickelten Blätter feste Schnüre, wovon sie ihre netzartigen Hängematten (bei den Guaraunos „Ha", bei den Venezuelanern „Chinchorra" genannt) fertigen, die 4 bis 5 Jahre zu gebrauchen sind; aus dem schwammigen, sagoähnlichen Marke gewinnen sie durch Reiben ein grobes Mehl (Yaruma), das sie, mit dem Fett großer Käferlarven, der Prionus-, Passalus- und Calandra-Arten, vermischt, in runde, flache Kuchen backen, die bei ihnen die Stelle des täglichen Brotes vertreten. Leider hat dies Mehl ebenfalls den fauligen Geruch und Geschmack der ganzen Palme, so daß der Genuß dieser Kuchen dadurch, wie außerdem durch das beigemischte Larvenfett, einem Europäer unmöglich gemacht ist.

Die großen Fächerwedel der Palme dienen den Guaraunos zur Dachbedeckung und die in der Länge gespaltenen Stämme als Planken für die Platform, auf welcher sie während der Ueberschwemmungen des Orinoco zur Regenzeit zubringen. Selbst im absterbenden Zustande ist das Innere des Palmstammes noch gewinnbringend für den Indianer, indem in dem faulenden Mark desselben sich die schönsten und fettesten Käferlarven befinden, die einen indianischen Gaumen sowohl geröstet als unter die Yarumakuchen gemischt so ungemein kitzeln.

Aehnlichen Gebrauch von der Mauritia machen die Indianerstämme der Savanen, des Innern Guyanas, die am Rupununi, Takutu, Mahu, Cotinga, Rio branco u. s. w. lebenden Macuschis, Arekunas, Wapischiannas, Atoraïs, Tarumas u. s. w., nur mit dem Unterschiede, daß sie das Mark der Palme (Yaruma) nicht benutzen, sondern zur Brotbereitung die Cassadawurzel anwenden, und eben so wenig aus den von den Mauritiawedeln gefertigten Schnüren Hängematten fertigen, sondern dazu Baumwolle nehmen, die sie in großen Quantitäten empfangen.

Aus den großen Fächerwedeln der Palme flicht der Savanenindianer große Matten und zierliche Tragekörbe, letztere in der kurzen Zeit von zehn Minuten, während er aus der Basis der jungen Blattstiele seine Sandalen fertigt, die er mit den Schnüren eben derselben Palme an den Füßen befestigt. Außerdem macht er aus den vertrockneten Blattstielen derselben ein der Aeolsharfe nachgebildetes, musikalisches Instrument, das, dem Luftzuge ausgesetzt, der erstern gleiche, harmonikaähnliche Töne hören läßt.

So ist die Mauritia flexuosa der Lebensbaum der Indianer Guyanas!

Noch benutzen die Indianer, besonders die an den Küsten lebenden, die Früchte einer andern Palme zu einem Getränk. Es sind dies die reifen, dunkelblauen Früchte der Turupalme (Oenocarpus Batana und Bacaba, Mart.), die, nachdem sie gekocht, in einem hölzernen Mörser so lange gestampft werden, bis sich das Fleisch von den harten Samen abgelöst hat, worauf, nachdem die Samen entfernt sind, die schleimige Masse mit Wasser verdünnt und in dieser Weise getrunken wird. Das Getränk hat eine violette Farbe und ist von fadem Geschmack, hat aber dennoch bei den Creolen und Farbigen Guyanas Eingang gefunden und wird von ihnen unter dem Namen „Wild chocolate" in großen Quantitäten fabricirt und sehr gern getrunken. —

Dies waren die Getränke, die ich bei den Indianern des venezuelanischen und britischen Guyanas während eines neunjährigen Aufenthaltes kennen lernte, von denen jedoch keines so allgemein verbreitet und beliebt ist, als der Paiwari, der bei den Indianern die Stelle des Lagerbieres vertritt.

Darin gleichen die Indianer vielen Europäern, daß sie das Trinken von purem Wasser so viel als möglich vermeiden, sondern demselben, wenn es nur irgend möglich, als Getränk stets eine ihnen angenehme Ingredienz, und sollte diese in zerquetschten Capsicumfrüchten bestehen, beifügen. Nur bei größtem Durst während der Reise und dann nur, wenn sich nicht die geringste Zuthat zum Wasser darbietet, ist der Indianer vermögend, pures Wasser zu trinken, was jedoch schon darum selten vorkommt, als derselbe in Ertragung von Durst und Hunger wahrhaft bewundernswerth ist.

Aus allen Erdtheilen.

Das Anwachsen der Bevölkerung in der Stadt Neuyork.

Die dortigen Blätter führen laute Klage über „die Perfidie und Ungenauigkeit der Volksauszähler". Bei der diesjährigen Aufnahme des Census stellte sie die Bevölkerung der Stadt anfangs auf etwa 830,000 Seelen fest; als dann die Zeitungen gegen solchen „Schwindel" Protest einlegten, schlugen sie ohne Weiteres noch 100,000 Seelen hinzu. Das deutsche „Neuyorker

Journal" bemerkt mit Recht, daß solch ein Census überhaupt gar keinen statistischen Werth habe. „Die Einwohnerzahl Neuyorks wird eine unbekannte Größe bleiben, so lange politische Parteien der Volkszählung als politisches Parteimanöver treiben." Das Blatt seinerseits nimmt etwa 1,000,000 Köpfe an. Nach den Censusaufnahmen betrug die Volksmenge der Stadt

1855.	1860.	1865.	1870.
620,000	813,669	726,386	930,856.

Die Bevölkerung war nach früheren Censusaufnahmen;

1656	1,000	1820	122,706
1673	2,500	1825	166,086
1696	4,303	1830	197,112
1731	8,628	1835	268,089
1756	10,381	1840	312,710
1773	21,876	1845	371,223
1786	23,615	1850	615,547
1790	33,131	1855	629,810
1800	60,489	1860	813,669
1810	96,518	1865	826,386
1814	95,519	1870	930,856

Frequenz der russischen Universitäten.

Der „Golos" entnimmt den Berichten über den Stand und die Wirksamkeit der Universitäten Moskau, Kasan und Charkow im Jahre 1869 nachstehende Angaben: An der Universität Moskau ist die Zahl der Professoren, Docenten und Administrativbeamten 128 Personen, die der Privatdocenten 12 Personen. Studirende befanden sich auf der Universität 1568; von ihnen mehr als die Hälfte, nämlich 881, Juristen, 390 Mediciner, 195 Physiko-Mathematiker und 102 Historiker und Philologen; außerdem 86 freie Zuhörer und 102 Apothekergehülfen. Den Cursus beendigten als Candidaten 112 Studenten und 5 freie Zuhörer; als graduirte Studenten 98; den Grad eines Arztes erhielten 56 Personen. In der Universitätsbibliothek befanden sich am 1. Januar 1870 90,706 Werke in 150,793 Bänden. An der Universität Kasan waren nach den Statuten angestellt 58 ordentliche und außerordentliche Professoren, 31 etatmäßige Docenten, 5 Privatdocenten; 8 Katheder waren vacant, von ihnen 5 schon seit Einführung der Statuten vom Jahre 1863. Es studirten auf der Universität 617 Personen (205 mehr als im vorigen Jahre), freie Zuhörer 41. Im Laufe des Jahres wurden von 405 Studenten 101 wegen Nichtbezahlung des Collegienhonorars ausgeschlossen. In der Universitätsbibliothek befanden sich 65,476 Bücher und 11,154 periodische Schriften, in der Studentenbibliothek 11,125 Bücher und periodische Schriften. An der Universität Charkow waren zum 1. Januar 1870 61 Docenten, 8 Katheder waren vacant! Studirende waren eingeschrieben 475, von diesen studirten mehr als die Hälfte, 250, Jurisprudenz, 114 Medicin, 81 Naturwissenschaften, 30 Geschichte und Philologie. Ausgeschlossen wurden im Laufe des Jahres wegen Nichteinzahlung des Honorars 67 Personen. In der Universitätsbibliothek befanden sich 38,870 Werke in 77,716 Bänden, in der Studentenbibliothek 1476 Werke.

Die Bevölkerung von Riga. Unter dem Titel „Die Resultate der am 3. März 1867 in der Stadt Riga ausgeführten Volkszählung" hat der bekannte Statistiker Fr. v. Jung-Stilling eine Schrift veröffentlicht, welche zum ersten Mal ein genaues Bild der Bevölkerungsverhältnisse entwirft. Von den 102,590 Bewohnern Rigas gehören der lutherischen Kirche 63,127, der reformirten 1028, der anglikanischen 6381, der griechischen Kirche (incl. Militär) 18,998, den verschiedenen altgläubigen Secten 7592 Personen an, während das Judenthum 5254 Bekenner zählt. Es tritt das absolute numerische Uebergewicht der deutschen Nationalität gegenüber der russischen und lettischen in Summa hervor: 1) auf dem Gebiete der freien geistigen und geistlichen Arbeit für Cultus, Recht und Wissenschaft mit 74,5 Procent gegen 12,3 Proc.; 2) auf dem Gebiete der Staats- und Communalverwaltung mit 78,8 Proc. gegen 16,8 Proc.; 3) auf dem Gebiete der Technik mit 89,4 Proc. gegen 3,1 Proc.; 4) auf dem Gebiete des Handels und der Industrie mit 53,6 Proc. gegen 35,0 Proc. Die russische Bevölkerung Rigas wohnt zum größten Theil in einer (der Moskauschen) Vorstadt, welche schon zu schwedischer Zeit der Mittelpunkt der Religionsflüchtlinge war, welche ihre Heimath verlassen hatten, um in dem protestantischen Nachbarlande Schutz vor der Intoleranz der griechischen Kirche zu finden. Den zu russischer Zeit eingewanderten russischen Bewohnern Rigas hat das Militär das stärkste Contingent geliefert.

Nachrichten von Georg Schweinfurth aus Inner-Afrika.

Als wir soeben die vorliegende Nummer schließen wollten, wurden wir (am 20. November) durch Mittheilungen Dr. Georg Schweinfurth's angenehm überrascht.

Sie sind datirt: Scriba Ghattas, 29. Juli 1870. Der kühne Naturforscher meldet darin, daß er dort am 14. Juli (nach einer Reise durch das Niam-Niam-Land, welche volle acht Monate in Anspruch nahm) glücklich wieder angelangt sei.

„Meine Reise fiel sehr befriedigend aus. Ich durchwanderte den ganzen östlichen Flügel des Niam-Niam-Landes und gelangte bis zum dritten Grade nördlicher Breite, in Monbathu, nachdem ich einen sehr großen Fluß überschritten. Die Ergebnisse sind nicht gewöhnlicher Art, das Wahrgenommene ist absolut neu; die Sammlungen sind sehr reich und vom höchsten Interesse für die Wissenschaft."

„Ich bleibe noch ein Jahr im Lande und unternehme eine zweite Reise im Niam-Niam-Lande, westlich von der frühern Route."

„Von einem See habe ich nichts erfahren."

„Für den „Globus" sende ich seiner Zeit einen ausführlichen Bericht über „Unbekannte Völker im Centrum von Afrika" mit Illustrationen."

* * *

— Herr J. J. v. Tschudi traf auf einem Dampfer einen Mann, der sich Don Rafael de Pallares nannte und sich als „den Zahnarzt des Weltalls" vorstellte, als dentista del universo. Er entpuppte sich als einen Franzosen und war Diener bei einem wirklichen Zahnarzt in Rio de Janeiro gewesen. Als Franzose konnte er „weder lesen noch schreiben, weder ordentlich französisch (nur Patois) noch spanisch oder portugiesisch sprechen, that sich aber viel darauf zu gute, daß er der „grande Nation" angehöre." Echt französisch das!

— Im Gouvernement Warschau sind am 1. November wiederum 9 Ortschaften, die bisher für Städte galten, in Flecken umgewandelt worden. Von den bisher 54 Städten behielten nur 18 diesen Rang. Im Gouvernement Petrikau (Piotrkow) sind abermals 9 Städte degradirt worden.

— Die Bevölkerung Warschaus stellte sich zu Ende des Jahres 1869 auf 254,561 Köpfe; davon waren 120,306 männlich, 134,255 weiblich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

II.

Die Schluchten des Huilcamayo. — Die Flora auf der Puna. — Ein Ungewitter. — Die Inkasteine. — In Lauramarca. — Peruanische Damen und ihre Sitten. — Schilderung einer großen Hacienda. — Unsere liebe Frau vom Schnee. — Eine Capelle.

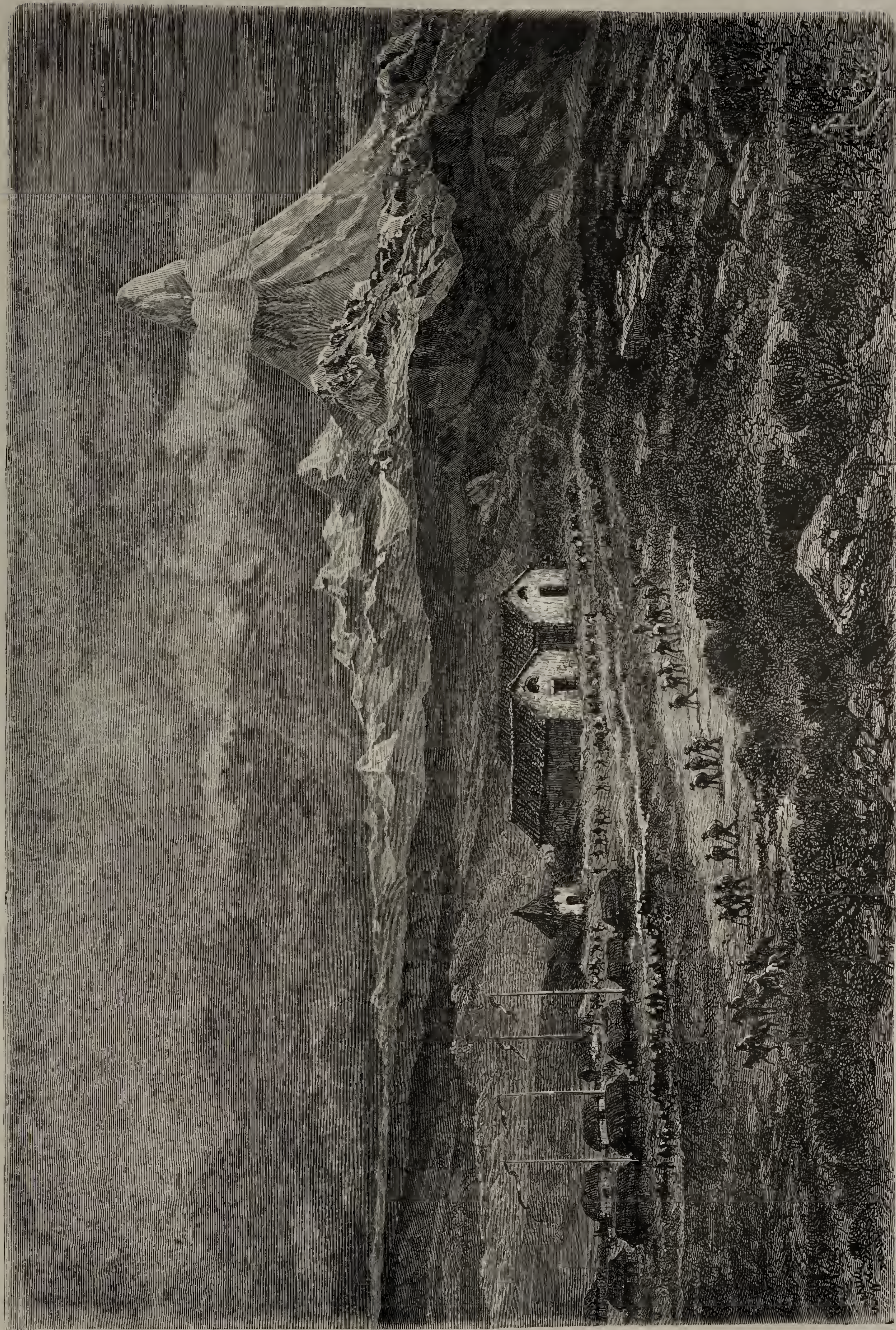
Auf einem im Zickzack zu einer tiefen Schlucht führenden Saumpfade gelangte der Zug von Huaro aus an den Huilcamayo, welcher sich in dieser „Quebrada" einen Weg gebrochen hat. Das Wort bedeutet im Quechua Fluß von Huilca; derselbe wird gewöhnlich Fluß von Huilcanota bezeichnet, nach der Stelle, wo er bei Aguas calientes entspringt; dieses Wort aber bezeichnet „Theilungslinie von Huilca", und das erstere, welches auch ganz allgemein von den Indianern gebraucht wird, ist das richtigere. Die mit gewaltigen Felsblöcken und Rollgestein angefüllte Schlucht ist ein paar tausend Schritte breit; in der trockenen Jahreszeit bildet der Fluß nur einen dünnen Silberfaden, wenn aber der Schnee geschmolzen ist, füllt er, gewaltig schäumend und wirbelnd, die ganze Quebrada aus.

Auf der andern Seite des Flusses hatten die Wanderer einen sehr anstrengenden Marsch. Dort erhebt sich das Gebirge sehr steil, und in dem Thonschiefer ist nur ein vielfach gewundener, enger Pfad praktikabel. Menschen und Maulthiere müssen oft anhalten, um die Lungen, in dieser beträchtlichen Höhe über dem Meere, allmälig an das Einathmen der dünnen Luft zu gewöhnen. Weiter aufwärts zieht sich das Atun Grande, das große Thal, hin, welches Acopia mit Cuzco verbindet. Dasselbe gewährt einen merkwürdigen Anblick. Ueber ihm steigt das Gebirge zuerst in abgerundeten, abgestumpften, ganz mit Grün bedeckten Berghöhen empor; hinter diesen erheben sich die Widerlagen der Punas, d. h. der Hochebenen, welche auf den Andes liegen, und über denselben thürmen sich die Kammrücken und schneebedeckten Spitzberge der westlichen Andeskette auf. Das Ganze bildet ein wahrhaft großartiges Panorama, welches aber die Maulthiertreiber und Rindenjäger durchaus unberührt ließ.

Der Naturforscher seinerseits fand Gegenstände genug, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Dann und wann traten noch einige Pflanzen der Entre Sierra auf, d. h. der zwischen den beiden Andesketten liegenden Region, sie wurden aber immer seltener, je höher man bergan stieg. An der Böschung einer kleinen Hochfläche, etwa 90 Fuß über dem Pfade, stand eine reizende Liliacee; sie heißt bei den Indianern Coyllursisac, spanisch Flor de Cuentas; sie ist eine Ornithogale und in manchen unserer Gärten als peruanische Hyazinthe eingebürgert. Einige Hundert Fuß über dem Flußbette des Huilcamayo sieht man Gesträuche, welche von der hübschen Saloïa mit purpurfarbigen Blumen gebildet werden; die Pflanze steht gewöhnlich in Steinlücken und wird von den Quechuas als Nuccho bezeichnet. Die Felsenspalten sind spärlich mit Fruchtboden



Aechmea paniculata.



Hacienda Lauramarca.

ausgefüllt und damit begnügt sich diese Saloïa. Noch weiter aufwärts, wo kleine Flächen mit einem niedrigen, harten Grase bewachsen sind, findet man die Lachenalia, eine Zwergliliacee mit orangegelben und grünen Blumen. Noch etwa 500 Schritt höher hinauf findet man die Aechmea paniculata; bei den Indianern heißt sie Quellusacsa. Die Blätter sind graugrün und gezähnt, die Blume ist strohgelb und die Pflanze nimmt sich aus, als ob sie in den Tropen wachse, während doch die kalten Winde von den schneeigen Andes herab schneidend über sie hinwehen. Sie ist eine Bromeliacee und wird von einigen Botanikern zur Pitcairnia gerechnet. Den auf den benachbarten Höhen wohnenden Indianern leistet sie wesentlichen Nutzen; sie haben weder Holz noch Lamaexcremente als Brennstoff, und diesem Mangel hilft die Aechmea ab, welche getrocknet wird und dann recht gut brennt. In größeren Höhen tritt sie immer kleiner auf; dann aber erscheint die Ichu (Stipa), ein steifes, stoppelartiges Gras.

Während des drei Stunden langen Emporklimmens hatten Menschen und Thiere sehr von der Soroche (Bergkrankheit) zu leiden: Schwindel, Kopfschmerz, Herzdrücken; es fehlte nur noch das Nasenbluten, das sich schon bei Einigen einstellen wollte, als die Hochebene erreicht wurde, welche sich, einem Ocean gleich, in ungemessener Weite hinzog. Diese Puna hat ihre Stürme wie das Meer; Pfade oder Wege sind auf ihr nicht vorhanden, und die Maulthiertreiber suchen sich auf ihr zurechtzufinden, so gut es eben geht. Jetzt handelte es sich darum, so rasch als möglich Lauramarca zu erreichen. Die Sonne verbarg sich am Nachmittage hinter einer hohen Wand dicken Gewölkes, und während bisher die Luft ruhig gewesen war, rasete nun ein heulender Windstoß nach dem andern über die Puna dahin und wehete den Wanderern gerade ins Gesicht. Dann zuckten die Blitze, der Donner rollte, die bisher gelblichen Wolken erschienen nun grau und grünlich und entluden ihr Wasser in gewaltigen Strömen. Dann folgten Schnee und Hagel durch einander. Das dauerte so fast zwei Stunden lang und die Wanderer hatten die keineswegs tröstliche Aussicht, die Nacht im Freien auf der hohen Puna zuzubringen. Allmälig beruhigte sich indeß der Wind, das Schneegestöber ließ nach, die Wolken zerstreuten sich und die Sonne kam wieder zum Vorschein. Aber jetzt fanden die Maulthiertreiber, daß sie eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, und fingen an, gotteslästerlich zu fluchen. Nun wurde angehalten und Berathung gepflogen. Der eine betrachtete nachdenklich den Horizont, ein anderer benetzte sich den Daumen mit Speichel und hielt ihn in die Luft, um zu sehen, woher der Zug derselben käme, denn sie war nun wieder ganz still geworden. Doch da war nichts zu machen: sie hatten sich gründlich verirrt, und es war nicht leicht, auf der weiten, schneebedeckten Ebene den richtigen Weg zu finden.



Die Inkasteine.

Zum Glücke kam ein Indianer des Wegs, ein Chasqui, Botenläufer, der Briefe und einige kleine Packete zu besorgen hatte. Er gab Auskunft und wies nach, daß man in Maynapata ein Unterkommen suchen müsse; Lauramarca heute noch zu erreichen, sei ein Ding der Unmöglichkeit, und dagegen ließ sich platterdings nichts einwenden; der Indianer wußte Bescheid.

Wir haben in der vorigen Nummer (S. 260) geschildert, welch ein ungemüthliches Nachtlager die Wanderer in Maynapata fanden. Am andern Morgen wuschen sie sich Hände und Gesicht mit Schnee, frühstückten und erquickten sich mit Xereswein. Die Maulthiere waren über Nacht im Freien geblieben, die Treiber jedoch hatten sich ohne Weiteres im Schlafzimmer der Familie am warmen Herde niedergelegt, auf welchem Lamadünger schwelte. Der Hüttenbesitzer, ein Indianer, warf über Frau, Kinder und sich selber wollene Decken und kümmerte sich weiter nicht um die Eindringlinge, welche er gewähren ließ.

Am andern Morgen gegen elf Uhr war der Schnee hinweggeschmolzen, der Boden hart geworden, die Luft ruhig und die Wanderer zogen wohlgemuth fürbaß. Die Hochebene war bis dahin ziemlich flach gewesen, aber von nun an wurde sie vielfach uneben und an manchen Stellen stiegen Felsenrücken auf, wie Inseln im Meere; am Abhang eines Hügels lagen erratische Blöcke, gigantischem Getrümmer eines zerstörten Bauwerkes vergleichbar. Die Indianer wähnen, daß ihre Vorfahren, lange vor der Eroberung des Landes durch die Spanier, diese Steine aus dem Gebirge geholt hätten, um sie beim Bau von Tempeln und Palästen zu verwenden; man habe sie jedoch unterwegs liegen lassen, weil ihr Gewicht zu schwer sei, als daß es von Menschen weiter hätte fortbewegt werden können. Man nennt deshalb diese Inkasteine auch die müde gewordenen Steine.

Derartige Blöcke, oft von ganz ungeheuerm Umfange, sind durch vulcanische Bewegungen oder gleichzeitige Einwirkung von Luft und Wasser von der Gesteinsmasse abgetrennt und vermittelst der Gletscher oft auf sehr weite Entfernungen hinweggetragen worden. Man findet sie vielfach in Peru, vorzugsweise in der Nähe der schneebedeckten Gebirgsketten. Die eben erwähnten kamen von den Gletschern von Ausangate und Tayangate und haben entschieden eine Richtung von Südost nach Nordnordwest. Der berühmteste und massenhafteste dieser „Steine“, welcher sich außerdem durch seine Glätte auszeichnet und oben zwei große Löcher hat, liegt im Districte von Silcay, unweit von den Gletschern Salcantay und Illahuaman in der Cordillere Occobamba Santa-Ana. Garcilaso de la Vega erwähnt desselben unter der Benennung Yahuar rumi und bemerkt: dieser Stein habe Blut geweint, weil die 3000 Indianer, welche ihn auf Befehl des Inka Huayna Capac nach Cuzco schaffen sollten, ihm so viele Beschwerden verursacht hätten. Er sei ihnen am Ende zu schwer geworden und deshalb wäre er liegen geblieben.

Der Zug wanderte über die sogenannte „strenge“ Puna und kam allmälig in eine mildere Region, unterhalb welcher jene des ewigen Frühlings liegt. Schon zogen linde Lüfte herauf, die Maulthiere spitzten die Ohren und trabten mit großer Munterkeit vorwärts; es war als ob sie die weiter abwärts liegenden üppigen Luzernefelder schon witterten. Am Nachmittage war der Südostabhang der Puna erreicht. Sie fällt dort steil ab und sofort gewinnt die Landschaft eine ganz andere Physiognomie. Der Boden ist nicht mehr dürr und steinig; die Thalschluchten sind alle grün, im Hintergrunde steigt ein schneebedeckter Gebirgszug empor.

Nun kam auch das vielersehnte Lauramarca in Sicht, eine Hacienda, die mit einem Freudenrufe begrüßt wurde. Um die Hauptgebäude gruppiren sich die Hütten der Indianer, und für Peru hatte das Ganze eine Art von herrschaftlichem Anblick. Die Indianer hatten gerade einen Festtag; an hohen Stangen flatterten bunte Wimpel und die Leute bliesen lustig ihre Waldhörner, die von Eisenblech waren.



Die Capelle in Lauramarca.

In dem großen Hofraume standen dunkelfarbige Mozos (Diener) bereit, um den Reisenden den Zaum abzunehmen und ihnen beim Absteigen behülflich zu sein, und sofort erschien auch der Gutsbesitzer, ein Greis in hohen Jahren und ganz in Grau gekleidet. Der Empfang war herzlich und die Gastfreundschaft ließ nichts zu wünschen übrig. Bald war ein reichliches Mahl aufgetragen, und Marcoy war dann Zeuge von Vorgängen, die kennzeichnend sind für das Leben und Treiben in diesen abgelegenen Gegenden von Peru. Der Gutsbesitzer war unverheirathet, doch waren mehrere Damen bei ihm auf Besuch. Ihre Hautfarbe lieferte den deutlichen Beweis, daß sie nur einen Theil „weißen Blutes“ in ihren Adern hatten; sie trugen Kattunkleider mit Volants, vom Hütchen hingen rosarothe oder blaue Bänder herab. Sie waren Chacareras, Pachterfrauen, Gemahlinnen kleiner Grundbesitzer, aufgeweckt, voll der heitersten Laune, fast ausgelassen und mit einem beneidenswerthen Appetit begabt. Der alte Herr brachte muntere Gesundheiten aus und würzte seine Trinksprüche sehr stark mit andalusischem Salze, aber die Damen nahmen nicht etwa daran Anstoß, sondern dienten ihrerseits saftig genug mit attischem Salze! Ihr Gastfreund lachte herzlich, wenn sie ihn mit spitzigen Epigrammen bedachten, und benahm sich überhaupt als Wirth ganz vortrefflich. Die fremden Gäste wurden von den Damen nach Landessitte mit großer Zuvorkommenheit und nicht ohne Grazie bedient. Sie schenkten ihnen tapfer ein, legten ihnen von allen Gerichten auf den Teller, nahmen mit ihren Fingern ein Stück Fleisch, tunkten dasselbe in die Brühe (Bocadico) und steckten es mit möglichster Zierlichkeit den Fremden in

den Mund. Daneben wurde nach allen möglichen Dingen hin und her gefragt und häufig angestoßen; von „Geniren“ war keine Rede, und eine gutbürgerliche Europäerin würde in dem Benehmen dieser bräunlichen Damen gewiß viel „Superlatives, Exorbitantes, nicht zu Qualificirendes“ gefunden haben. So zum Beispiel verlangt die gute Lebensart in Peru, daß man mit einander die Gabeln wechselt; man reicht die seinige, auf welche man ein Stück Fleisch gespießt hat, einem Diener und überschickt sie so einem Herrn oder einer Dame. Dabei wird Gegenseitigkeit beobachtet und man nickt einander mit freundlichem Lächeln zu. Nicht selten ehrt eine Dame einen Herrn auch dadurch, daß sie aufsteht, zu seinem Platze geht und ihm dann ein Stück Fleisch in den Mund steckt.

Im Fortgange des Gespräches stellte sich heraus, daß die Damen aus Ocongate und Sunchupata waren. Diese Dörfer liegen etwa acht bis zehn Wegstunden von Lauramarca entfernt und haben ein sehr strenges Klima. Jene waren eingeladen worden, um das hohe Fest Unserer lieben Frau vom Schnee verschönern zu helfen; diese Madonna steht in Lauramarca, dessen Schutzheilige sie ist, in großem Ansehen. Die Damen hatten sich den Spaß gemacht, Vätern und Gatten von ihrem Genieausfluge auch nicht ein Sterbenswort zu sagen; diese waren auch gar nicht eingeladen worden. Vom Mittag bis zum Abend waren sie ununterbrochen lustig und guter Dinge und zechten tapfer fort. Gegen Sonnenuntergang fingen sie zu tanzen an, auch im Freien bei sechs Grad Kälte. Erst spät legten sie sich schlafen, trabten aber am andern Morgen schon in aller Frühe fort.

Lauramarca, das jetzt durch Theilungen zerstückelt worden ist, war 1852 die größte und schönste Hacienda im ganzen Departement Cuzco und hatte so ausgedehnte Fluren, daß dieselben nach keiner Seite hin genau abgegrenzt waren. Sie lagen in ganz verschiedenen Zonen und lieferten demgemäß auch ganz verschiedene Bodenproducte. Auf den Hochebenen, welche sich unter den schneebedeckten Bergen weit hindehnen, weideten Herden von Schafen, Llamas und Alpacas, weiter abwärts weidete zahlreiches Rindvieh. Fleisch, sowohl getrocknet wie frisch, Häute, Hörner, Talg, Wolle, Butter und Käse fanden willige Abnehmer selbst in den Provinzen des Collao bis an die Gestade des Stillen Oceans. Diese Producte warfen dem Besitzer beträchtliche Einkünfte ab. Außerdem besaß er am Abhange der Punas ganze Herden halbwilder Pferde, von denen zu bestimmten Zeiten einige Hundert eingefangen und zum Verkaufe gebracht wurden. Auf ihre Zucht wurde keinerlei Sorgfalt verwandt; sie vermehrten sich im Freien und wurden gesucht, weil ihre Abhärtung nichts zu wünschen übrig ließ. Auch der Ackerbau lohnte sich; man bauete drei verschiedene Arten von Kartoffeln: Tunta, Moraya und Mosco. Sie werden platt gequetscht und dann drei Nächte hindurch dem Frost ausgesetzt. Gekocht bezeichnet man sie als Chuño, genießt sie mit einer Käsebrühe und dieses Gericht gilt bei den Peruanern für einen Leckerbissen. Dem Europäer behagt es nicht, es schmeckt wie Seife aus der Provence. Außer den Kartoffeln bauete man Alfalfa, d. h. Luzerne, Mais, Weizen, Hafer, Gerste, süße und bittere Quinoa und Occa (Oxalis tuberosa), je nach dem Klima.

Auch einige Industrie war vorhanden; man verfertigte grobe Wollengewebe, sogenannte Bayetones. In der Nähe des Cerro de Colquepunco wurde eine Goldgrube bearbeitet und beim Pik von Sombreroni eine Silbergrube. Etwa dreihundert Indianer waren als Ackerbauer beschäftigt, als Hirten, Peons, Bergleute, Maulthiertreiber, Diener und Laufboten; sie alle arbeiteten mit Frauen und Kindern, bekamen dafür satt zu essen und konnten sich auch dann und wann einen neuen Anzug kaufen. Für die Kranken wurde in einem Hospitale gesorgt, und wer etwas verbrochen, wurde in ein Gefängniß gesperrt. So war Alles in landesüblicher Ordnung, der Besitzer wurde reich und die Leute waren mit ihm sehr zufrieden.

Seine väterlichen Gesinnungen bewies er am Fest Unserer lieben Frau vom Schnee dadurch, daß er zu Ehren der Schutzpatronin eine außerordentliche Quantität Branntwein und Chicha zum Besten gab. „Heute,“ so sagte er zu seinen Gästen, „mögen diese Brutos sich toll und voll trinken,“ und sein Majordomo, der zugleich Kellermeister war, hatte das Compliment den Indianern wörtlich mitgetheilt. Sie gehorchten nur allzu gern.

Während sie sich auf dem Herrenhofe versammelt hatten, besuchte Marcoy einige ihrer Hütten, die fast menschenleer waren. In einer derselben fand er eine hochbetagte, ganz gichtbrüchige Frau. Sie kauerte in der warmen Asche und tröstete sich damit, daß ihre Angehörigen ihr einen Topf mit Branntwein hingestellt hatten. Draußen zog der ganze Schwarm der Hüttenreihe entlang nach einem freien Platze. Dort wurde geschrien, gelacht, viel getrunken; einige spielten Kegel oder mit zwölfseitigen Würfeln, andere bliesen auf Trompeten oder Ammonshörnern, trommelten und freueten sich kindisch über den Lärm, welchen sie machten. Aber auch Musik fehlte nicht; das Orchester bestand aus einer Flöte mit fünf Löchern, aus einer Rohrpfeife und einem Charango; die Tänzer hatten sich in einer Reihe aufgestellt, und wenn sie den Boden nicht stampften, tranken sie.

Inzwischen war es Nacht und sehr kalt geworden, aber das verschlug den Indianern nichts. Man band Harzfackeln an lange Stangen, zündete Feuer an, das mit Lamadünger und Stroh genährt wurde, und nun ging der Spektakel erst recht los. Unter wildem Geschrei wurde der beliebte Tanz Zapateo in großartigem Maßstab arrangirt; an demselben nahmen Männer und Frauen jeden Alters Theil, und die, welche sich bei Seite hielten, schlugen den Tact, indem sie in die Hände klatschten und die Tänzer ermunterten.

Während des Tanzes und wilden Jubelns wandelte Marcoy im Scheine der matten Beleuchtung auf der Hacienda umher, und ein Gebäude von eigenthümlicher Gestalt erregte seine Aufmerksamkeit. Es war ein längliches Viereck, an dessen Mauern sich Strebepfeiler befanden; im Dache waren vier sogenannte Ochsenaugen angebracht, und durch diese Fenster gewahrt man Lichtschein. Die hölzerne Thür war nur verriegelt; der Europäer öffnete sie und befand sich in einer Capelle. Die Wände waren schlicht und ohne jede Verzierung, aber geweißt und mit einem Leim oder Firniß überzogen, welchen man aus einer Cactuspflanze gewinnt. Sie waren so weiß wie neugefallener Schnee und glänzten wie Elfenbein. Auf einem sockelartigen Altare stand Unsere liebe Frau von der Empfängniß (de la Concebida) in natürlicher Größe; sie war aus Berenguelastein gehauen, der weiß und durchsichtig wie Alabaster ist. Vor dem Bilde brannten viele Wachskerzen, und an beiden Wänden standen in hohen Krügen ganze Büschel Lilien, deren Duft das ganze Gebäude erfüllte. Der Europäer war eben aus der kalten Luft von draußen gekommen; hier in der Capelle herrschte eine mäßige Temperatur und diese, zusammengenommen mit dem Blumendufte, wirkte sehr wohlthätig auf ihn ein.

Er war anfangs erstaunt, in dieser peruanischen Capelle unsere Lilie zu finden, erinnerte sich aber bald, daß Lilium candidum unserer Gärten schon früh von den spanischen Ansiedlern nach Südamerika verpflanzt worden ist. Sie wird von den Indianern, welche am Ostabhange der Andes

wohnen, neben der Tuberose theils gepflegt, theils überläßt man diese beiden Liliaceen sich selber. Sie blühen im August und September und werden dann von den braunen Leuten in großer Menge nach den Ortschaften der Sierra gebracht.

Die Lilie stammt aus Vorderasien, ist seit dem hohen Alterthume bekannt und hat immer für ein Sinnbild der Unschuld, Reinheit, Majestät ꝛc. gegolten. Die Tuberose hat ihre Heimath in Ostindien und wird bekanntlich in unseren Gärten cultivirt. Sie ist Polyanthes tuberosa; hier aber ist Polyanthes gracilis gemeint, die ihre Urheimath in Brasilien hat.

Es soll hier in Betreff Unserer lieben Frau bemerkt werden, daß der hispano-amerikanische Heiligenkalender gerade ein Dutzend Madonnen aufführt, von der Virgen de Belen, der Jungfrau von Bethlehem, bis zur Dolorida, d. h. Unserer lieben Frau der sieben Schmerzen.

Die Capelle machte einen poetischen Eindruck; es war dort Alles so ansprechend in seiner Einfachheit und die Ruhe so erquicklich. Und draußen war ein wildes Lärmen, eine tolle Orgie betrunkener Indianer, welche in der scharfen Kälte wie toll umhersprangen, mit Kleidern in Unordnung, mit wallendem Haar, mit lallender Stimme. Welch ein Gegensatz!

Spät am Abend lud der Besitzer der Hacienda die Fremden zu einem Rodèo ein, den er am andern Tage ihnen zum Besten geben wollte. Es handelte sich um das Einfangen wilder Pferde, und wir werden das Abenteuer in unserer nächsten Nummer erzählen.

Die Zigeuner in der Türkei *).

Von **Hermann Vambery.**

Die Zigeuner sind unstreitig das beste Barometer für die staatliche Ordnung Europas, von der balkanischen Halbinsel angefangen bis an die Ufer der fernen Tweed. Während sie in England, der nationalen Physiognomie, der nomadischen Sitten und Gebräuche schon halb entkleidet, von dem übrigen Vagabundenheere kaum zu unterscheiden sind, treffen wir sie im südlichen Deutschland schon mit mehr markirten Zügen des alten Zigeunerthums hervortretend. In Ungarn wandern sie in den Niederungen mit ihrem verwilderten, romantischen Aeußern, noch mit derselben nomadischen Sorglosigkeit und Indolenz umher, wie vor Hunderten von Jahren.

In Ungarn giebt es jedoch zwei entschieden von einander abweichende Classen von Zigeunern; die Ansässigen, welche an der Ecke des Dorfes wohnen und theils mit Musik, theils mit dem Schmiedehandwerk ihr Leben fristen; zweitens die wandernden Zigeuner (ungarisch: ollah czigany), wallachische Zigeuner genannt, was nicht so sehr ihre Abstammung aus der Wallachei, als vielmehr ihre Einwanderung aus der Türkei durch die Wallachei kennzeichnen soll).

Da der Zug dieser Classe Zigeuner über die Donau nicht Tage und Monde, sondern Jahre in Anspruch nimmt, so haben diese fluctuirenden Schaaren, bis sie an dem Fuße der Karpathen ankommen, zumeist die eine oder andere Landessprache sich angeeignet, und vom Orientalischen ist ihnen nichts Anderes übrig geblieben, als das wildfunkelnde, schwarze Auge, die kolossalen Silberknöpfe auf dem zerfetzten Wamms, ein widerlicher Schmutz und das „laisser aller“ im höchsten Grade, wohl bemerkt, nicht das „laisser aller“ des fremden Eigenthums, da sie Proudhon's staatsökonomischen Grundsatz: „La proprieté c'est le vol“ sich am allerbesten angeeignet haben.

Wenn daher nach Gesagtem die Einwanderung der Zigeuner aus der europäischen Türkei so ziemlich festgestellt werden kann, so war es um so mehr der Mühe werth, daß Herr Paspati, ein prakticirender Arzt griechischer Nationalität in Konstantinopel, die Zigeuner der europäischen Türkei zum Gegenstande eines eingehendern Studiums machte, und sein jüngst hierüber erschienenes Buch verdient wirklich sehr interessant genannt zu werden. Natürlich war sein Werk nicht das allerleichteste. Wie jede verfolgte Nation, so sind auch die Zigeuner voll Mißtrauens und Argwohns. Man staunte Herrn Paspati nicht nur auf seinen Ausflügen unter den Zelten der Zigeuner besonders an; er hatte sich nebenher auch noch vielen nicht sehr angenehmen Behandlungen ausgesetzt. „Während meiner Besuche,“ so erzählt Herr Paspati, „verließen sie ihre Arbeit, löschten die brennende Kohle aus, das Weib ließ den großen Blasebalg ruhen, und alle Weiber und Kinder aus den Zelten sammelten sich um mich. Auf einem Schemel sitzend, von mehr als 30 Individuen umgeben, schrieb ich nicht nur das nieder, was sie mir sagten, sondern alle Ausdrücke der Kinder, die sich unter einander zankten, und selbst die der Eltern, mit welchen sie die Kinder zum Schweigen zu bringen suchten. Während der ganzen Zeit wühlten die Kinder mit ihren Händen in meiner Tasche herum, die Erwachseneren rauchten meinen Taback, meine Lehrer leerten alle meine Taschen von ihrem Kleingelde, und dann nahm ich Abschied, von den Spitzbuben aus allen Zelten begleitet, müde und voll von Ungeziefer.“

Die Anzahl der Zigeuner in der europäischen Türkei nimmt der gelehrte Geolog Ami Boué auf 200,000 an. Diese Schätzung ist wahrlich ein kühnes Unternehmen für ein Land, wo selbst die respectable Gesellschaft nicht statistisch gezählt ist. So viel aber ist gewiß, daß sie in Rumelien viel zahlreicher anzutreffen sind, als in Anatolien; namentlich sind sie in Thracien zahlreich zu Hause, wo sie ihre Winterquartiere, Kislah, aufzuschlagen pflegen, und von wo sie dann, wenn sich besseres Wetter einstellt, ihre Wanderzüge bis an die Ufer der Donau ausdehnen. Diese wandernde Classe der türkischen Zigeuner, die sich Mohammedaner nennt, trotzdem sich ihre Religionsbegriffe in einer von Christen bewohnten Gegend leicht verändern, hat den echten Typus ihrer Nationalität am besten bewahrt. Im Nationalitätengewühl des ottomanischen Reiches fällt er sogleich auf durch sein wildes Aussehen, sein schwarzes, glänzendes Auge, seine schlanke, magere Gestalt, durch seine langen, flatternden Haare, durch seinen sonngebräunten Teint. Er verachtet jeden Ansässigen, besonders aber seine der nomadischen Existenz abtrünnig gewordenen Nationalbrüder, und obwohl er den Anblick des stäten, häuslichen Lebens immer vor Augen hat, so zieht er es doch vor, seine Existenz zu fristen unter einem durchlöcherten Zelte, wo er von Regengüssen

*) Études sur les Tchinghiane's ou Bohémiens de l'empire ottoman par Alexandre G. Paspati. D. M. Constantinople 1870.

und Stürmen gepeitscht, von seinen nackten Sprößlingen umgeben in den düsteren Herbsttagen solch bittere Stunden verleben muß. Ja, es scheint ihm angenehmer zu sein, in dieser elenden Lage umzukommen, als sich unter dem Zwange fester Mauern und des wasserdichten Obdaches zu retten.

In Bosnien pflegen die Zigeuner wohl ärmliche, mit Holz bedeckte Hütten zu errichten, doch bewohnen sie dieselben nur kurze Zeit hindurch; denn man sieht sie sehr häufig, wie das übrigens auch in Ungarn noch der Fall ist, bei allen Widerwärtigkeiten des Wetters aufbrechen. Die Kinder werden in Säcke hineingesteckt, die auf beiden Seiten des Pferdes herabhängen. Die Mutter setzt sich auf den Rücken des abgemagerten Kleppers, der Vater ergreift die Zügel und fort geht es so dem unbestimmten Ziele entgegen und in einer ungewissen Richtung, bis Erschöpfung und Mattigkeit ihnen Halt gebietet.

Es giebt namentlich einen Stamm der türkischen Zigeuner, auf welchen Herr Paspati unsere Aufmerksamkeit lenkt. Es sind dies die Zaparis, richtiger Suaparis, eine zigeunerische Verdrehung des türkischen Wortes Tschapari, unter welchem Namen man einen Chevalier errant versteht, d. h. einen Räuber mit höflicherm Ausdruck, und in der That sind diese Zaparis in dem primitivsten Zustande ihrer Race wilder und beherzter als die übrigen, die das Diebeshandwerk auf eine mehr ritterliche Weise ausüben, mit den übrigen Bevölkerungen in wenig Berührung kommen und viele Eigenheiten der Sprache und auch der Sitten beibehalten haben, welche bei den übrigen schon gänzlich ausgestorben sind. Besonders thut sich dieser Stamm durch seine entschiedene Nichtreligiosität hervor; während die anderen Zigeuner der Mode halber einige Religionsformeln aus der Lehre Mohammed's und Christi sich angeeignet haben, nahmen sich die Zaparis in dieser Richtung noch gar keine Mühe. Herr Paspati glaubte in Folge dieser Erscheinung Spuren ihres alten Nationalcultus zu entdecken, doch vergebens. Wohl pflegen sie im ersten Frühlingsmonate auf irgend einer grünen Wiese neben einem Wasser sich zu versammeln, um von Türken und Griechen entfernt ihr Kakava oder Kesselfest zu feiern. Drei Tage lang geben sie sich dann dem Schmaus und Braus, dem Sange und Klange hin; selbst der Aermste schlachtet ein Lämmchen und ladet seine Freunde zur Mahlzeit, die mit Wein und Blumen geschmückt ist; an die Stelle des Zankes und des Haders treten Tanz und Spiel; und wenn die drei Tage vorüber sind, da pflegt man zum Schlusse des Jahres dem Tscheribaschi oder Bandenhäuptling die übliche Steuer zu zahlen. Dieses Alles jedoch scheint eine Nachahmung des alttürkischen und heute noch bei den Persern üblichen Norusfestes zu sein; und wenngleich die ansässigen Zigeuner die Kakava schon gänzlich aufgelassen haben, so wäre es doch schwer, in derselben ein altes, aus Hindostan mitgebrachtes Ceremoniel zu erkennen.

Daß die Zahl der ansässigen Zigeuner in der Türkei gegenüber den Nomaden eine verschwindende Minorität bildet, braucht kaum gesagt zu werden. In Anatolien sind sie, von Marasch angefangen, bis an die Ufer des Marmorameeres in der nächsten Umgebung der größeren Städte, als Diarbekr, Mosul, Tokat, Karahissar und Enguri, am zahlreichsten anzutreffen; in der europäischen Türkei hingegen finden wir sie am häufigsten um Adrianopel, Sophia und Konstantinopel. Am letztgenannten Orte zählt man ihrer 340 Familien. Auffallend ist, daß beinahe sämmtliche Ansässige sich für Christen ausgeben, was den Haß von Seiten ihrer nomadischen Brüder, welche den Muselmann fingiren, noch bedeutend erhöht. Ihrer Beschäftigung nach sind sie größtentheils Schmiede, practisiren auch mitunter orientalische Musik, und aus den Reihen ihrer jungen Mädchen bildet sich eine Gattung von Bajaderen aus, die bei den Zechgelagen der alten Türken eine große Rolle spielen und bei den Unterhaltungen der unteren Volksclassen auch heute noch einer höhern Gunst sich erfreuen.

Wer die Unterhaltungsplätze am Bosporus, namentlich die süßen Wasser von Europa, besucht hat, wird in einer Gruppe verschleierter Damen, deren Ausdruck übrigens der tiefste Ernst kennzeichnet, hier und da auch vor einer muntern Herrengesellschaft solch eine zigeunerische Schönheit wahrnehmen, die mit den buntesten Tüchern und Bändern behangen, mit gellender Stimme die frivolsten Lieder singt, in ihren terpsichorischen Bewegungen die banalste Sinnlichkeit interpretirt, während ihr alter Herr Papa auf irgend einem Instrumente vorspielt und ihr leiblicher Bruder als Buhle im Spiele mit ihr kokettirt. Die Türken, bei denen das Erscheinen der Frauen an öffentlichen Plätzen strengstens verboten ist, finden derartige Scenen pikant und ergötzen sich an denselben trotz aller Verbote der Mollahs.

Was die Ursprungsfrage der Zigeuner betrifft, so hat Herr Paspai ziemlich recht, wenn er behauptet, daß, trotzdem man sie nach der Etymologie ihres Namens Zigeuner, Zingari, arabisch: Zengi (der Mohr, der Einwohner von Zanzibar), oder aus dem Englischen: Gipsy, spanisch: Gitano (der Aegypter), aus Afrika nach Europa einwandern läßt, diese Benennung vielmehr jener Gewohnheit der Asiaten zuzuschreiben sei, Jeden, der schwärzer ist als sie selber, als einen Afrikaner zu bezeichnen, was ich auch durch meine eigene Erfahrung bestätigen kann, da die Mittelasiaten sowohl als die Azerbaidschaner die Türken Karatschi, die Schwärzlichen, heißen. Daß sie auf ihrem Wege aus Indien nach Europa im Hauptstrom ihrer Wanderung Afrika nur wenig berührten, ist ganz gewiß. Wir finden die Zigeuner heute in Mittelasien bis nach Bochara hin verbreitet, wo sie, was merkwürdig genug ist, mit den arabischen Ueberbleibseln aus der Zeit der ersten Occupation oft verwechselt werden; sie sind im südlichen Persien und in Beludschistan sporadisch anzutreffen, und da sie der Regel nach die von Nomaden bewohnten Gegenden weniger lieben, so treten sie in größeren Massen nur in der Türkei und im persischen Irak auf*).

Natürlich wird die Frage über den Ursprung der Zigeuner nur durch ein genaues Studium ihrer Sprache gelöst werden können; jene der europäischen Zigeuner ist von Grellmann**) bis Pott, und in der Neuzeit von Dr. Fr. Müller aus Wien und Herrn Paspati einer eingehendern Forschung gewürdigt worden, und da aus diesen Arbeiten schon zur Genüge ersichtlich ist, daß die Primitivität ihres Idioms in demselben Maße zunimmt, in welchem sie, der nomadischen Existenz treu geblieben, gegen den Osten hin sich neigen, so ist es kaum zu leugnen, daß, wenn später der zigeunerische Dialekt des innern Asiens von einem tüchtigen Linguisten erforscht wird, wir mit dieser Frage ganz ins Reine kommen.

Durch die Arbeit des Herrn Paspati haben wir einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gethan; sein Buch, das eher ein philologisches als ethnographisches genannt werden

*) Merkwürdig ist ihre weite Verbreitung in Nordamerika, wo sie vom Rio grande del Norte bis an den St. Lorenzstrom und an den Winnipeg-See umherschweifen. Texas scheint ihnen sehr zu gefallen, dann auch Ohio. Als sie vor etwa zwei Jahren in diesem letztern Staate eine in hohem Ansehen stehende Zigeunermutter, deren Sohn „Graf" des Stammes war, begruben, waren Schaaren aus allen Staaten herbeigezogen. Ich finde, daß in der jüngsten Zeit einige Horden aus Illinois nach Kentucky gekommen sind („Newyork Herald", 19. October). A.

**) Graffunder nicht zu vergessen. A.

kann, besteht zumeist aus einem etymologischen Wörterbuche der Zigeunersprache in der Türkei; er hat jedes Wort mit den verwandten iranischen Mundarten verglichen und zeigt die größte Analogie mit dem Sanskrit. Er giebt fernerhin am Schlusse des Bandes sechs echt zigeunerische Erzählungen, von welchen wir die erste und zweite mittheilen, mit der Bemerkung, daß letztere im Ideengange viel Aehnlichkeit mit jenem reizenden indischen Märchen besitzt, welche die Fräuleins Frere vor ungefähr zwei Jahren unter dem Titel: „Old Deccan Days or Hindoo Fairy legends“ in London bei Murray veröffentlicht haben *).

*) Wir theilen diese Erzählungen in einer folgenden Nummer mit. Red.

Abenteuer eines algierischen Seeräubers.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Wir blieben fast einen Monat in Biserta, während welcher Zeit die Gastfreundschaft der Bisertiner uns die schönsten Tage bereitete und sich bis ans Ende unabgeschwächt erwies. Ich glaube, wir aßen den ganzen Jahresvorrath der guten Leute auf. Aber keine Klagen drangen darüber an unser Ohr. Die Gastfreundschaft des Moslem ist unerschöpflich und die Sorge für die Zukunft ihm unbekannt. Aber so gut wir es auch hatten, so sehnten wir uns doch bald nach neuen Abenteuern. Der Rais schien zwar gewillt, nach Algier zurückzukehren, aber er wurde überstimmt und im Rath beschlossen, erst einen neuen Raubzug zu wagen, denn die geringe bisherige Beute war für unsern Ruhm und für die Ansprüche unserer Gläubiger nicht hinreichend.

Eines Abends, als wir ausnahmsweise Alle an Bord versammelt waren, trat ein Mann zu uns, der sich als ein englischer Renegat zu erkennen gab. Er hieß jetzt Murad, seinen englischen Namen erfuhr ich nicht. Murad war als Sklave nach Tunis gekommen, dort Moslem und frei geworden und spielte nun schon seit zehn Jahren den Gelegenheitsmann der Seeräuber. Er kam natürlich nur deshalb zu uns, um uns die Gelegenheit zu einem guten Geschäft zu verrathen. Die Sache verhielt sich so. Eine reiche Dame aus Sicilien hatte an der Küste von Tunis Schiffbruch gelitten und sich nach der Hafenstadt Goletta gerettet. In Tunis freilich befand sich kein Consul ihrer Nation, da Tunis sowie Algier sich stets geweigert hatten, Verträge mit Sicilien (eben so wenig wie mit Sardinien) abzuschließen. Die Dame wäre also schon im Moment ihres Schiffbruchs an der Küste vogelfrei gewesen, denn sie war ohne Schutz auf feindlichem Gebiete angekommen. Jedoch wollte es ihr Glücksstern, daß sie an dem von ihr berührten Theil der Küste nur sehr wenigen und noch dazu völlig unwissenden Arabern begegnete, welche in ihrer Unkenntniß europäischer Sprachen sie für eine Französin, mithin für die Bürgerin eines in Tunis vertretenen Staates hielten. Diese Leute brachten sie nach Goletta, und zwar ganz einfach zum tunisischen Admiral, der zugleich der Gouverneur dieses Hafenortes von Tunis war. Der Admiral, der, wie alle anderen Seeoffiziere des Bey von Tunis, ein ehemaliger Seeräuber war (denn nur aus solchen recrutirte sich die Staatsmarine der Barbaresken), wußte sehr wohl die Nationalität der Dame zu erkennen und eben so gut, daß er sich mit vollem Recht ihrer Person und Habe bemächtigen könne. Da sie ihm gefiel, denn sie war jung und hübsch, so berichtete er nicht weiter nach Tunis über diesen Fang, sondern machte sie zu seiner Sklavin und sperrte sie in seinen Harem ein. Dort würde die Dame wahrscheinlich ein graues Alter erreicht haben, wäre nicht einer jener Fälle eingetreten, wo die menschliche Leidenschaft alle Berechnungen über den Haufen wirft. Die Sicilianerin war nämlich nicht nur schön, sondern auch sehr klug. Sie wußte nicht nur ihrem neuen Herrn zu gefallen, sondern ihn auch dergestalt zu fesseln, daß sie bald die vollkommenste Herrschaft über ihn erlangte. Von dieser Herrschaft über den Willen ihres Gebieters, der durch die Leidenschaft ihr Sklave geworden war, machte sie zur geeigneten Zeit Gebrauch, indem sie ihm vorspiegelte, sie müsse nach Sicilien zurückkehren, nicht etwa, um ihn zu verlassen, sondern lediglich um ihre dortige Habe und ihre Kinder abzuholen, die der Admiral zu adoptiren versprach. Gewiß war dies nur eine List, um den Admiral zu betrügen und ihre Freiheit zu erlangen, aber der verliebte Thor ging dennoch darauf ein. Ein tunisisches Schiff wurde ausgerüstet, um sie einstweilen nach Malta zu bringen, von wo sie dann in einem englischen Schiffe nach Sicilien kommen konnte, denn direct durfte sie, des Krieges wegen, der zwischen beiden Staaten permanent war, das tunisische nicht nach ihrer Heimath bringen. In einigen Tagen sollte es abgehen, und dies war eben die Nachricht, die uns der englische Renegat brachte.

Nun waren wir freilich im Frieden mit Tunis. Die Tuniser waren unsere Glaubensgenossen und Verbündete, mithin hätten wir kein tunisisches Schiff angreifen dürfen. Aber bei uns Barbaresken wurde es mit dem Grundsatz: „die Flagge schützt die Waare“ nie sehr genau genommen. Die „Waare“, d. h. die Sicilianerin, ihr Gefolge, ihr Hab und Gut waren feindlich, darüber herrschte kein Zweifel. Die tunisischen Seeleute waren aber gute Kerle, mit denen wir uns leicht abfinden konnten, und die sich für ein Trinkgeld als von uns besiegt stellten und uns ihre Schutzbefohlene überließen. Große Heldenthaten konnten also bei diesem Streich nicht zu Tage kommen. Wir führten ihn, gleich nachdem uns der Renegat Nachricht gebracht hatte, aus, und er gelang vollkommen. Beim Cap Karthago überfielen wir die Tuniser. Ein Scheinkampf entspann sich und wurde so gut gespielt, daß die Sicilianerin vor Angst und Schrecken darüber in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande nahmen wir sie gefangen und bemächtigten uns ihrer sämmtlichen Habe. Die Tuniser und ihr Schiff mußten wir natürlich freilassen. Wir belohnten sie reichlich und kehrten mit unserer Beute dieses Mal direct nach Algier zurück.

Unermeßlich war der Jubel, der uns in unserer Vaterstadt empfing. Das Gerücht von unserer kühnen Waffenthat in Sardinien war uns vorausgegangen, und wir wurden nicht nur als Sieger, sondern als Glaubenskämpfer begrüßt. Doch ich übergehe die Beschreibung der Festlich-

keiten, welche nun folgten. Dieselben bildeten nur eine vermehrte und verschönerte Auflage derer, welche uns in Biserta zu Theil geworden waren. Der Verkauf unserer Beute, namentlich der Frauen, im Gefolge der Spanierin und der Sicilianerin, deckte nicht nur die Kosten des Feldzuges, sondern brachte uns auch so reichen Gewinn, daß ich, als Mozo, für meinen achtel Pai allein vier Goldstücke erhielt. Die Spanierin gehörte dem Dey von Algier, denn er hatte das Recht, sie sich zuzusprechen. Obgleich ein christlicher Priester eigens nach Algier kam, um sie loszukaufen, so schlug man doch die bedeutende Summe, die er anbot, aus. Denn ihre Schönheit war dergestalt, daß der Dey sie für würdig hielt, als Geschenk an den Großsultan geschickt zu werden. Dort soll sie bald zu hoher Gunst gelangt und eine der Lieblingssklavinnen, der Kadiken, des Sultans geworden sein.

Anders war es mit der Sicilianerin. Ihr Verkauf wurde für uns höchst einträglich. Denn nicht nur waren die ersten Würdenträger von Algier, unter ihnen der Chasnadschi (Finanzminister), der reichste Mann im Lande, auf ihren Besitz erpicht, sondern es langte auch noch von dem tunisischen Admiral ein Geschäftsmann in Algier an, der Befehl hatte, die Schöne um jeden Preis zurückzukaufen. Da Ihr Europäer nicht die Art und Weise kennen könnt, wie Sklaven und Sklavinnen bei uns verkauft wurden, so will ich auch hier den Verkauf der Sicilianerin etwas eingehender schildern. Das wird Euch einen Begriff geben, wie es bei solchen Geschäften unter uns zuging.

Der „Suk el Memalek“ oder Sklavenmarkt befand sich in Algier an der Stelle, wo heutzutage die „Place de Chartres“ ist. Er war indeß weit entfernt davon, die Größe dieses Platzes zu haben, sondern mochte etwa den dritten Theil desselben einnehmen. Auch war er kein freier Platz, sondern ein geschlossener Basar, eine Art von „Besestan“. Ein Theil dieses Basars war öffentlich, derjenige, wo man die männlichen Sklaven verkaufte; der andere geheim, nur den Käufern zugänglich; hier wurden die Frauen und Kinder feilgeboten. Der Verkauf fand gewöhnlich in den frühesten Morgenstunden (der besten Geschäftszeit in arabischen Städten) statt. Dabei ging es, wenigstens in Bezug auf die männlichen Sklaven, ganz wie bei einer gewöhnlichen Versteigerung her. Den feilgebotenen Männern wurde ein sehr langes Tuch um den Hals geschlungen, dessen äußerste Zipfel der Ausrufer hielt, der den jedesmaligen Stand des Angebotes ankündigt. Er ging mit dem Sklaven an der Halsschnur auf und ab und rief zum Beispiel: „Zehn Thaler sind für ihn geboten. Wer giebt mehr?“ So kam das Gebot oft bis auf 20 bis 30 Thaler, und wenn Niemand mehr bot, wurde der Sklave seinem neuen Besitzer eingehändigt. Selten wurde für männliche erwachsene Sklaven mehr geboten, als 30 Thaler. Sie waren kein gesuchter Artikel und aus sehr begreiflichen Gründen. Nutzen war aus den meisten nicht zu ziehen. Sie zu harter Arbeit anzuhalten, dazu gehörte ein eigener Sklavenwächter oder, wie wir ihn nannten, „Sklavenmeister“, der mit dem Kurbatsch (Peitsche) in der Hand die Sklaven zur Arbeit antrieb, denn ohne Prügel thaten sie natürlich gar nichts. Aber nur die Regierung und einige wenige Großwürdenträger besaßen die Mittel, einen solchen „Sklavenmeister“ zu unterhalten. Sonst war die Arbeit der Sklaven rein illusorisch. Einige wurden als Gärtner, andere als Handwerker gebraucht, arbeiteten aber fast nichts, verführten obendrein noch die Frauen und Töchter des Hauses und kosteten sehr viel. Deshalb war für die gewöhnlichen arabischen Bürger ein weißer Sklave nichts anderes, als ein kostspieliger Luxusgegenstand. Dennoch galt es für vornehm, ja fast für ehrenvoll, einen solchen zu besitzen, und deshalb kauften viele lediglich aus Eitelkeit Christensklaven, die sie gut nährten, hübsch herausputzten und die dann zum Glanze des Hauses beitrugen, wenn sie auch in anderer Beziehung dem Hause vielfachen Schaden brachten. Namentlich auf die Moralität der Knaben und Jünglinge hatten sie einen sehr verderblichen Einfluß. Die meisten dieser Christensklaven waren nämlich früher gemeine Seeleute gewesen und allen Untugenden ergeben, welchen die Matrosen europäischer Schiffe fröhnen. Unter diesen Untugenden stand übermäßiger Genuß geistiger Getränke oben an. Da die Sklaven mit den Söhnen des Hauses frei verkehrten, ja diese oft ihrer Hut anvertraut waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie dieselben auch zum Trinken verführten. Ich kannte eine Familie, deren sämmtliche Mitglieder durch den Rath und das ansteckende Beispiel eines solchen Christensklaven zu Säufern wurden und an den Bettelstab kamen. In den gewöhnlichen Bürgerfamilien hatten es diese Sklaven sehr gut. Sie wurden ganz wie zur Familie gehörig betrachtet, standen nur den Söhnen nach und durften mit den Frauen ohne Scheu und ohne daß diese sich ihnen gegenüber verschleiern mußten, verkehren.

Anders war es mit den Galeerensklaven, die dem Staat gehörten, oder mit den einem Sklavenmeister unterstellten Sklaven, welche die Großwürdenträger kauften. Diese mußten meistentheils harte Arbeit verrichten. Namentlich bei öffentlichen Werken, Hafenbauten, Befestigungsarbeiten wurden sie verwandt, und mußten unter der Zuchtruthe des Sklavenmeisters sich nicht selten bis zum Tode abmühen. Dennoch hatte auch dieser Stand seine Ausnahmen. Solche Sklaven, die geschickte Handwerker waren, erlangten leicht die Erlaubniß, gegen ein täglich zu zahlendes, meist sehr geringes Entgeld, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Viele verdienten auf diese Weise so viel, um sich selbst loskaufen zu können. Der Selbstloskauf war nämlich in Algier immer gestattet und nie wurde dabei betrogen, wie bei dem Loskauf der auf christlichen Galeeren arbeitenden moslimischen Gefangenen. Indessen manchen dieser Sklaven gefiel es in Algier so gut, daß sie gar nicht sich loskaufen wollten. Kauften sie sich nämlich los und wollten sie nicht Renegaten werden, so durften sie nicht in Algier bleiben. Man litt nämlich daselbst, die paar Consuln, welche übrigens unter strenger Bewachung und fast wie Gefangene lebten, ausgenommen, keine freien Christen. Das Geld, welches sich ein solcher für eigene Rechnung arbeitender Sklave erwarb, wurde in diesen Fällen, d. h. wenn er sich nicht loskaufen wollte, zur Begründung irgend eines lucrativen Geschäfts angelegt. Auch hierzu bekamen sie sehr leicht die Erlaubniß. Das beliebteste Geschäft war die Errichtung eines Weinverkaufs oder einer Branntweinbude. Dieser Handel war nämlich den Moslems verboten. Angeblich wurde er den Christensklaven auch nur zu dem Zwecke gestattet, um ihren Landsleuten geistige Getränke zu verkaufen. Aber viele Algierer, namentlich die türkischen Janitscharen, waren eben so große, ja noch größere Freunde starker Getränke, als die Christen, und die Regierung konnte den Soldaten nicht verbieten, die Branntweinbuden zu besuchen. Sie war der Miliz gegenüber stets ohnmächtig. So hatten denn diese Verkäufer stets zahlreiche Kunden, machten gute Geschäfte, und es ging ihnen in Algier besser, als vielleicht jemals in ihrem Vaterlande.

Um jedoch zum Sklavenmarkt zurückzukommen, so wurden also zuerst die erwachsenen männkichen Sklaven versteigert. Von ihnen fiel aus den oben erwähnten Gründen etwa nur ein Fünftel in Privathände. Die übrigen wurden von der Regierung oder den Großwürdenträgern zu einem allgemeinen Schätzungspreis von 20 Thalern per Kopf übernommen. Anders war es mit den Knaben und Jünglingen. Diese wurden unendlich mehr geschätzt, als die Erwachsenen, denn

aus ihnen konnte man noch hoffen, mit der Zeit gute Moslems heranzubilden. Kinderlose Männer kauften nicht selten solche Sklaven, die sie ganz wie ihre Söhne erzogen und adoptirten. Aus ihnen recrutirte sich das Seeräuberthum zum Theil. Andere erregten das Wohlgefallen des Dey und der Großen und kamen als Pagen an die Höfe, wurden auch oft als Geschenke an den Sultan und andere Fürsten gesandt. Knaben kamen selten unter 100 Thaler weg. Sie geriethen meist in Privathände, doch hatte, wie schon früher angedeutet, der Dey immer das Recht, sich die Auslese derselben, jedoch nie mehr als 10 Menschen (Frauen einbegriffen) von der Beute eines jeden Schiffes, anzueignen. Die übrig blieben, wurden versteigert. Auch die Sicilianerin hatte einen jungen Diener bei sich, der noch nicht 17 Jahre alt war. Er hieß Girolamo, war ein hübscher, flinker Bursche, der große Fertigkeit im Lernen des Arabischen zeigte, und Muth und Energie zu besitzen schien. Da er mir gefiel und ich mich nach einem Gefährten sehnte, der ganz von mir abhängig wäre, so bat ich meinen Vater, ihn zu kaufen. Er kam für 80 Thaler weg, eine Summe, die mein Vater nur auf meine wiederholten Bitten und nicht ohne Murren zahlte. Aber dennoch zahlte er sie, und Girolamo wurde von nun an mein Gefährte und Diener, bald mein treuester Freund, wenigstens schien es so. Ihr müßt Euch darüber nicht wundern, daß ein armer Araber, wie ich, einen Sklaven besitzen konnte, denn Girolamo wurde bald mein persönlicher Sklave. Dies kam täglich bei uns vor. Der Ankauf des Sklaven war eine Ausgabe, die, ein- für allemal gemacht, keine weiteren nach sich zog. Der Unterhalt kostete fast nichts, denn wir selbst lebten höchst einfach und der Sklave natürlich nicht besser als wir. Als ich 20 Jahre alt war, und da Girolamo mir eine große Anhänglichkeit zu beweisen schien und ich ihn mit jugendlich schwärmerischer Freundschaft liebte, so bat ich meinen Vater, ihm zu erlauben, Renegat zu werden. Dadurch wurde er frei. Da ich nämlich die Absicht hatte, ihn Seeräuber werden zu lassen, um auch im Handwerk ihn zum Gefährten zu haben, so mußte er Moslem und frei sein, denn Sklaven und Christen wurden nicht zum edlen Handwerk zugelassen. Unsere gegenseitige Zuneigung wuchs immer mehr. Girolamo war wie mein Bruder. Um dieses Band auch feierlich zu befestigen, so bot ich ihm an, zu mir in das Verhältniß eines Naya zu treten. Freilich machten mir viele meiner Freunde Vorstellungen, daß es sehr gewagt sei, einen Renegaten zum Naya zu nehmen. Hätte ich auf ihre Vorstellungen gehört! Besser wäre es mir ergangen! Aber leider schlug ich diese wohlmeinenden Rathschläge in jugendlichem Uebermuth und aus Liebe zu Girolamo in den Wind. Für Girolamo bot dieses Verhältniß natürlich nur Vortheil und Ehrenhaftes, denn es war fast beispiellos, daß ein früherer Christ zu einem Moslem in das geheiligte Verhältniß des Naya getreten wäre. Er ging also mit Freuden auf meinen Vorschlag ein. Von nun an waren wir durch das heiligste Band verbunden, das nichts, selbst nicht der Tod sprengen durfte. Indeß Girolamo sollte sich meines Vertrauens höchst unwürdig zeigen. Doch davon später.

Der Sklavenmarkt der Frauen war geheim. Nur solchen gestattete man den Zutritt, die entweder im Auftrage des Dey oder eines der Großwürdenträger kamen, oder die notorisch als so reich bekannt waren, um eine weiße Sklavin bezahlen zu können, denn für solche wurden oft namhafte Preise geboten. Einige sollen bis zu 2000 Thaler gekommen sein. Doch dies war eine Ausnahme. Der gewöhnliche Preis schwankte von 500 bis 700 und kam, wenn hoch, auf 1000 Thaler. Indessen alle diese Kauflustigen wurden nur für einen Augenblick zu den Sklavinnen hereingelassen, um sie genau beobachten zu können. Das Versteigerungsgeschäft fand nicht in Gegenwart der Sklavinnen statt, sondern in irgend einem Laden des gewöhnlichen Sklavenmarktes, meistentheils in einer Kaffeebude. Dort saß der Bevollmächtigte der Seeräuber, der als Verkäufer figurirte, auf einer Bank und um ihn hockten die Kauflustigen. Der Geschäftsmann der Seeräuber begann dann gewöhnlich das Geschäft mit einer kleinen Einleitung, in welcher er die Reize und Vorzüge der Sklavin meist in üppig bildlicher Sprache pries. Bei der Versteigerung der Sicilianerin hielt er ungefähr folgende kleine Rede:

„Meine Brüder, die Perle der Christenheit, die lange auf den Meeren der Ungläubigen schwamm, ist endlich von den frommen Moslems gefischt worden. Als sie an unser Gestade kam, konnten wir keine Schleier finden, die dicht genug waren, um ihren Glanz zu verdecken, denn dieser Glanz war so groß, daß er wie die Sonne durch Wolken leuchtet, alle Schleier siegreich durchbrach. Dieser Glanz! Was ist gegen ihn der Glanz des Gottes? Ihre Schönheit ist unvergleichlich, wie die Sonne; ihre Augen Sterne, ihre Wangen der Vollmond, ihre Farbe Milch und ihre Haare dunkle Cypressen. . . . .“

So ging es noch eine Zeitlang fort und dann schloß die blumenreiche Rede mit der Aufforderung, die Angebote zu machen. Diese nahmen gleich einen unerwarteten Aufschwung. Die Anwesenheit des Vertreters des tunisischen Admirals spornte die Algierer an. Sie wollten es sich nicht nachsagen lassen, daß ein Fremder ihnen einen Preis entrissen hatte, den sie als ihnen zukommend betrachteten. Vorderhand schwieg jedoch noch dieser Vertreter. Er ließ die Preise erst hübsch in die Höhe gehen, wartete, bis einer nach dem andern von den algierischen Kauflustigen aus der Reihe abfiel, weil sein Beutel ihn bei der Höhe, welche die Gebote bald erlangten, im Stiche ließ. Endlich blieben nur noch zwei Bewerber übrig, der Vertreter des Dey von Algier und derjenige des Chasnadschi (des Finanzministers), des reichsten Algierers. Es wäre nämlich aller Sitte zuwider gewesen, hätten diese Würdenträger in Person der Versteigerung beigewohnt. Der Vertreter des Admirals mochte jedoch nun fürchten, daß der gefällige, möglicherweise bestochene Versteigerer die Sklavin einem der beiden Bewerber schnell zuschlagen könne. Er hatte zwar seinerseits die Vorsicht gebraucht, den Versteigerer zu bestechen, aber er konnte natürlich nicht wissen, welche Bestechungssumme größer sei, die seinige oder die seiner Mitbewerber. Er nahm daher kühn den Wettkampf auf. Die Gebote waren schon bis 1000 Thaler gestiegen, und zwar in Absätzen von 20 zu 20. Nun aber machten sie plötzlich größere Sprünge, anfangs von 50 zu 50, später sogar von 100 zu 100. Als die Angebote bei 1800 Thalern angelangt waren, zog sich der Vertreter des Dey zurück, der Landesfürst war zu arm, um erhebliche Ausgaben machen zu können. Der Staatsschatz befand sich nämlich nicht in seiner Hand, sondern in der der Janitscharen und ihres Bevollmächtigten, des Chasnadschi. Der Vertreter des letztern hatte gleichfalls eine Verhaltungsmaßregel bekommen, nicht höher zu gehen. Dennoch glaubte er, sein Herr werde die festbestimmte Summe überschreiten wollen und schickte deshalb schnell einen Boten an ihn. Aber nun zeigte es sich, daß der Admiral den längern Beutel besaß und den Versteigerer besser bestochen hatte. Die Sklavin wurde ihm zum Preise von 1800 Thalern zugeschlagen. Dies war einer der theuersten Käufe, die je in Algier gemacht wurden, denn baar Geld war sehr rar. Alles wunderte sich darüber, nur wir freuten uns, denn unsere Pais erhielten dadurch einen namhaften Zuwachs. Indeß, der Admiral sollte mit seinem theuern Ankauf der heißgeliebten Schönen wenig Glück haben. Die Sache hatte so viel Lärm gemacht, daß der Bey von Tunis

davon erfuhr und die Sklavin als sein Eigenthum in Anspruch nahm. Der Admiral wurde noch obendrein bestraft, weil er von der ersten Landung der Sicilianerin nicht Bericht erstattet hatte, und mußte schwere Bestechungssummen entrichten, um nicht ganz in Ungnade zu verfallen. Die Sicilianerin aber machte ihr Glück am Hofe, wurde Lieblingssklavin und erhielt, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, sogar den Rang einer Gattin. Ihr Sohn war der vor wenigen Jahren (1855) gestorbene vorletzte Bey von Tunis, Ahmed Pascha, dessen Vorliebe für Europäer wohl von seiner mütterlichen Abstammung herrühren mochte.

Ein Aufstand der Kulis in Peru. Sklavenhandel mit Chinesen im Stillen Ocean.

Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, daß die Auswanderung aus China berufen sei, in wirthschaftlicher Beziehung eine wichtige Rolle zu spielen. In der That ist schon heute der chinesische Arbeiter kosmopolitisch geworden. Der malayische Archipelagus sowohl wie Birma, Siam und Annam haben Ansiedler aus dem Blumenreiche der Mitte, welche nach Millionen zählen. Sie graben Gold und Blei, bestellen den Acker, treiben Handwerke, Handel und Schifffahrt und sind viel energischer und thätiger, als die Eingeborenen Hinterindiens und der südostasiatischen Eilandsflur. Der Chinese ist seiner ganzen Racenanlage zufolge ein sehr fleißiger Mensch und zugleich genügsam. Ueberall, wohin er kommt, bewurzelt er sich rasch, lebt sich leicht ein, clubbt aber, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, mit Seinesgleichen zusammen, bildet Vereine und Geheimbünde, hält sich von den übrigen Bewohnern möglichst abseit und erscheint, da er ohnehin die Sitten, Gebräuche und Kleidertracht seines Heimathlandes beibehält, als ein fremdartiges Element. Er gedeiht überall, wohin er auch komme. Wir finden ihn nun schon massenweis auch in Australien, wo er Gold gräbt und Gemüse baut, in Westindien, wo er auf den Plantagen arbeitet, in den pacifischen Staaten Nordamerikas, wo er Eisenbahnen bauen hilft. Seit kurzer Zeit verwendet man ihn in Louisiana und einigen anderen Südstaaten der nordamerikanischen Union auf den Zucker- und Baumwollenplantagen, und mehrere Hundert arbeiten als Schuhmacher in Massachusetts. In jener Union, wo man dem halbbarbarischen Neger alle politischen Rechte eingeräumt und 800,000 Schwarzen das Stimm- und Wahlrecht gegeben hat, schreiet man nun gegen die „bezopften Mongolen, die eine weizengelbe Haut haben und Ratten essen“; man besorgt von ihnen, welche doch intellectuell unendlich höher begabt sind, als der Aethiopier, die größten Nachtheile für Staat und Gesellschaft, oder thut doch so, als ob man es glaube. Die Chinesenfrage ist zu einem Schiboleth der Parteien und der Stellenjäger geworden, welche sich das „irische Votum“ sichern wollen. Denn vorzugsweise die Söhne der Smaragdinsel sind es, welche sich gehässig gegen die „Mongolen“ zeigen. Den Hauptgrund bildet der Concurrenzneid; der Chinese arbeitet mindestens eben so gut, wie der Irländer, er arbeitet auch für weit geringern Lohn und nützt also dem Consumenten; außerdem ist er gefügig und weder ein Trunkenbold noch so unverschämt und händelsüchtig, wie der Sohn Erins.

Wir sehen, wie der Antagonismus der Race, wie gegenüber dem Neger, so auch in Bezug auf die Chinesen, immer schärfer hervortritt. Man will dem letztern nicht dieselben Rechte gewähren, welche man doch, unverständig genug, dem tiefer stehenden Schwarzen in den Schooß geworfen hat. Aber der Chinese verlangt auch jene Rechte nicht; er ist längst zufrieden, wenn man ihn ruhig seinem Erwerbe nachgehen läßt und ihn nicht, wie seit einem Jahre so häufig geschieht, planmäßig mißhandelt. Die „Chinesenfrage“ ist nun einmal auf dem Tapet, und es wird sich bald zeigen, ob man der Einwanderung der Chinesen einen Riegel vorschieben kann. Ein Verbot wäre keineswegs folgerichtig in einer Republik, welche sich rühmt, „allen Unterdrückten und allen fleißigen Menschen“ ein freiheitliches Asyl zu bieten.

Man bezeichnet die chinesischen Arbeiter gewöhnlich als Kulis, was eigentlich Träger bedeutet. In den beiden Südprovinzen Kuang tung und Fo kien, welche zusammen wohl an 40 Millionen Seelen zählen und an Uebervölkerung leiden, haben Speculanten, theils Portugiesen aus Macao, theils Chinesen, ein gewinnbringendes Geschäft mit der Anwerbung von Auswanderern gemacht. Sie sind dabei sehr oft gewissenlos und barbarisch zu Werke gegangen; sie verschifften auch Menschen, welche geraubt worden waren, das „Kidnappen“ wurde in ein förmliches System gebracht. Man warb den Abschaum der großen Städte an, und nicht selten wurden die Auswanderer auf den Schiffen barbarisch behandelt; daher kommt es, daß wir so häufig über Kulimeutereien lesen, die allemal nach grauenvollem Gemetzel ein blutiges Ende nahmen.

Nicht selten hat man die Kulis nach ganz anderen Gegenden gebracht, als denen, für welche sie angenommen worden waren. Im britischen und niederländischen Westindien befinden sie sich in guten Umständen: dort werden ihnen die Contracte gehalten. Aber in Peru sind sie von Anfang an schmachvoll betrogen worden. Man hat sie widerrechtlich gezwungen, über ihre Kräfte hinaus auf den Chincha-Inseln Guano zu graben, und Tausende sind dabei zu Grunde gegangen; man hat sie dort förmlich an den Meistbietenden verkauft, behandelt sie abscheulich und nutzt sie in wahrhaft empörender Weise aus. Sie sind viel schlimmer daran, als vormals die Sklaven, an deren Stelle sie treten. Jene repräsentirten ein Capital; man behandelte sie leidlich, um das Capital zu erhalten; man mußte den Sklaven gut nähren, damit er arbeiten konnte; man mußte ihn auch erhalten, wenn er alt geworden war. Beim Kuli fallen diese Rücksichten fort.

Die buntschäckige Mischlingsbevölkerung im heißen Gestadelande von Peru will nicht arbeiten. Indianer aus dem Gebirge, gleichviel ob Quechuas oder Aymaras, können in diesem tropischen Tieflande zum Ackerbau nicht verwandt werden, weil das Klima diese Leute aus der kalten Bergzone hinwegrafft. Die fruchtbaren Gegenden würden brach liegen, wenn man die Arbeitskräfte nicht von auswärts holen könnte. Man führte Chinesen ein, deren gegenwärtig zwischen 40,000 und 50,000 auf den Baumwollen- und Zuckerplantagen arbeiten; ohne sie wäre der Betrieb unmöglich.

Die nach Peru hinübergebrachten Chinesen gehören den

respectabeln Classen nicht an, sie sind, wie wir schon sagten, zumeist Gesindel aus den großen Städten. Man schließt in Lima Verträge mit ihnen, um sie auf eine Reihe von Jahren zu binden und ganz armselige Lohnsätze festzustellen. Seit längerer Zeit ist kein Jahr vergangen, in welchem wir nicht von vereinzelten Aufständen gelesen hätten, und diese waren allemal Folge der grausamen Behandlung, welche man den mit Arbeit überbürdeten Chinesen angedeihen ließ. In der Regel endeten sie so, daß einige Dutzend Rebellen niedergeschossen und die Uebrigen wieder zum Fortarbeiten gezwungen wurden.

Nun hat im September 1870 abermals eine Kulierhebung stattgefunden, diesmal jedoch von größerm Umfange, als je zuvor. Etwa 30 deutsche Meilen nördlich von Lima liegen in dem fruchtbaren Thale von Supe die Baumwollenplantagen Pativilca und Galpon. Auf denselben waren etwa 1200 und auf mehreren Nachbarplantagen etwa 4000 Kulis beschäftigt. Schon seit einigen Monaten herrschte Unzufriedenheit unter ihnen; die Pflanzer und ihre Aufseher legten darauf keinen Werth und blieben sorglos, weil sie eine Meuterei nicht befürchteten.

Aus den vor uns liegenden Berichten, die vielleicht an einiger Einseitigkeit leiden, ergiebt sich im Wesentlichen Folgendes. Im Anfange des September war in Pativilca ein Agent aus Lima eingetroffen; er führte eine beträchtliche Summe Geldes bei sich, um Arbeitslöhne zu zahlen und Baumwolle einzukaufen. Als er am 4. September mit dem Arzt, dem Aufseher und einigen anderen Plantagenbeamten beim Abendessen saß, wurde plötzlich die Thür eingeschlagen und sofort war der Saal mit Kulis angefüllt; sie trugen Knüttel, Spitzhacken, Schaufeln, Sicheln, fielen über die bei Tische sitzenden Leute her und ermordeten sie. Nur einer, der schwer verwundet zu Boden sank und für todt gehalten wurde, ist mit dem Leben davon gekommen. Nun konnten die Meuterer ungestört ans Plündern gehen; sie bemächtigten sich der vorhandenen Schießwaffen und stürmten dann nach der benachbarten Plantage Galpon, wo sich dieselben Auftritte wiederholten. Alle Weißen, welche ihnen in den Weg kamen, wurden ermordet, die Leichen verstümmelt, Frauen und Kinder in schmachvollster Weise behandelt.

Nach und nach war die Zahl der Empörer auf nahezu 1100 Mann angewachsen, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie einen Anführer hatten, dessen Befehlen sie gehorchten. Seiner Weisung gemäß rückten sie von Galpon aus gegen das kleine Dorf Barranca. Ein in der Nähe desselben wohnender Gutsbesitzer hatte inzwischen durch einen ihm befreundeten Chinesen Kunde von jenen Vorgängen erhalten. Rasch brachte er seine Frau und Kinder in die Capelle, verrammelte die Thür und stellte sich mit einem andern Manne auf, um die Kulis mit Pulver und Blei zu empfangen. Der Angriff war lebhaft, aber die Chinesen wußten mit Schießwaffen nicht umzugehen, und so streckte jeder in ihre Masse hineingefeuerte Schuß seinen Mann nieder. In einem zweistündigen Kampfe waren von jenen beiden Männern mehr als 60 Chinesen getödtet oder verwundet worden. Die übrigen zogen ab, um Barranca zu plündern; aber dort hatten die Bewohner Zeit gehabt, ihre Vorkehrungen zu treffen; sie warfen am Eingange des Dorfes eine Brustwehr auf und standen, etwa 40 an der Zahl, bereit, den Feind warm zu begrüßen. Die Heranstürmenden waren wohl an die 2000 Mann stark; sie verlangten Uebergabe, aber der, welcher zu derselben aufforderte, erhielt sofort eine Kugel in den geöffneten Mund und stürzte nieder. Die Kulis rannten dann gegen die Brustwehr an, es kam zum Handgemenge, in welchem mehrere Weiße mit Messern erstochen wurden. Aber die Flintenschüsse räumten gewaltig auf, und die Kulis entfernten sich. Auf ihrem Rückzuge begegnete ihnen der Mann, welcher sich in der Capelle so tapfer vertheidigt hatte; ihm hatten sich einige andere Weiße angeschlossen, und sie Alle feuerten so wacker, daß die Meuterer in wilder Flucht fortliefen.

Gleich bei Ausbruch der Meuterei war ein Telegramm nach Lima abgegangen, und man schiffte dort sofort einige Hundert Soldaten auf einem Dampfer ein. Als dieselben am 6. September anlangten, waren die Chinesen schon ins Gebirge geflüchtet und hatten sich dort zerstreut. Die Soldaten zogen ihnen nach. In der blutigen Tragödie sind etwa 60 Weiße und mehr als 300 Chinesen ums Leben gekommen. Die Ernten sind zerstört; die Chinesen schwärmen in Banden umher und plündern die kleinen Ortschaften und die vereinzelten Weiler aus; sie sind Räuber geworden. Die Aufregung in Peru war groß; man besorgte auch auf anderen Plantagen derartige Aufstände, und in Folge davon ein Brachliegen derselben. Im Congresse wurde der Antrag gestellt, von nun an die Einfuhr solcher „Teufel“ zu verbieten, und jeden Chinesen nach Ablauf seines Contractes des Landes zu verweisen. Aber wer soll dann Ackerbau treiben? Nach Aufhebung der Sklaverei wurde ein Gesetz erlassen, welches die Einfuhr von Negern verbietet. Man will dasselbe abändern und wo möglich Neger aus Nordamerika kommen lassen. Aber dieses holt sich ja selber Chinesen.

Unsere Berichte sagen, daß in vielen Fällen die Behandlung der Chinesen, namentlich auf manchen Zuckerplantagen, außerordentlich hart sei, jene beiden oben genannten hätten indeß eine Ausnahme gemacht; dort seien sie gut behandelt worden. „Sklaverei, in ihrer abschreckendsten Gestalt, ist sicherlich der Behandlung vorzuziehen, welche die Kulis auf manchen Plantagen erleiden, und die peruanischen Behörden thun nichts, um Abhülfe zu schaffen.“ Peru kann übrigens der Kulis gar nicht entbehren; Neger können die Arbeit derselben nicht ersetzen, und wenn man in Lima vorschlägt, europäische Einwanderer auf den Pflanzungen arbeiten zu lassen, so ist das in hohem Grade thöricht. Sie können das Klima nicht vertragen, und ohnehin haben Jene, welche früherhin nach Peru verlockt worden sind, dort die bittersten Erfahrungen gemacht.

* * *

Vor uns liegt ein ausführlicher Bericht aus Honolulu (auf der Insel Oahu), das bekanntlich den wichtigsten Hafen auf den Sandwichs-Inseln bildet. Derselbe ist datirt vom 6. September 1870, und aus ihm geht wieder einmal hervor, wie abscheulich mit den Kulis verfahren wird, und daß sie ärger behandelt werden, als ehemals die Neger auf der Ueberfahrt nach Amerika auf der sogenannten Mittelpassage, deren Greuel sprüchwörtlich geworden sind.

Ein unter der Flagge der Republik San Salvador fahrendes Schiff, die „Dolores Ugarte“, Capitän Saul, 850 Tonnen Gehalt, lief in der letzten Woche des August in Honolulu ein. Es hatte in der portugiesischen Stadt Macao, die bekanntlich unterhalb Canton liegt, 608 Kulis an Bord genommen und war zweiundsiebenzig Tage unterwegs gewesen!

Durch amtliche Untersuchungen hat sich Folgendes ergeben. Während der ersten drei Wochen durfte kein einziger Chinese auf Deck kommen. Alle lagen im Zwischendeck in vier Reihen; zwei derselben waren dem Schiff entlang in der Mitte, die beiden anderen an den Wänden; jedem Kuli war ein Raum von sechszehn Zoll zugemessen! In der vierten Woche durften sie in einzelnen Abtheilungen von funfzig Mann aus den vergitterten Lukendeckeln ans Tageslicht kommen und eine Stunde lang Luft schöpfen. Unter der Auf-

sicht bewaffneter Schildwachen, deren jede auch eine Peitsche trug, mußten sie sich Bewegung machen. Das Hinterdeck war abgesperrt, und auf den dortigen Verrammelungen standen ein paar geladene Karonaden. Wer nicht lustig genug hüpfte und sprang, wurde durch Peitschenhiebe dazu ermuntert. Es kam zu einem Handgemenge zwischen dem Schiffsvolke und den Kulis; während desselben sprangen 18 der letzteren über Bord und fanden Erlösung in den Fluthen des Großen Weltmeeres.

An Befreiung war nicht zu denken, die Unglücklichen gaben sich einer dumpfen Verzweiflung hin. Im zweiten Monate wurden Mundvorräthe und Wasser knapp; der Mann bekam nichts weiter, als täglich etwa ein Pfund gekochten Reis und keine volle Pinte (24 Loth) Wasser. Einige wenige besaßen ein paar Dollars; wenn sie zu arg von Durst geplagt waren, hielten sie ein Silberstück durch das Lukengitter; wer das that, erhielt dafür von den Matrosen einen kleinen Topf voll Wasser. Sehr häufig wurde gepeitscht; die Zahl der Hiebe betrug jedesmal 12 bis 24, und die Schildwachen ließen es nicht daran fehlen, die Kulis mit Fußtritten und Faustschlägen zu mißhandeln. Während der Ueberfahrt starben 25 Kranke. Der Steuermann bezeugte in Honolulu, daß der entsetzlich üble Geruch, welcher aus dem Zwischendeck förmlich hervorqualmte, ihm häufig Erbrechen verursacht habe; kein Wunder, denn als man das Schiff untersuchte, fand man es in einem geradezu grauenvollen Zustande.

Dreiundvierzig dieser Sklaven wurden ans Land gebracht, und sie konnten eine Leidensgeschichte erzählen, zu welcher es, traurig genug, nur allzu viele Nebenstücke giebt. Um keinen Preis wollten sie wieder an Bord zurück. Aus dem Berichte scheint hervorzugehen, daß „die Agenten des Schiffes, das angesehenste deutsche Handelshaus auf dieser Insel,“ in die Sache verwickelt waren, und daß mitleidige Seelen Alles aufboten, die Sklaven zu befreien, ohne daß jene Agenten Kunde davon erhielten. „Die Stellung und der Einfluß dieser Agenten war allmächtig, nicht bloß wegen ihrer Stellung in der Handelswelt, sondern auch deshalb, weil der Chef der Handelsfirma zugleich Consul für Rußland und Norddeutschland ist und viel gilt beim hawaiischen Minister des Auswärtigen, der seinerseits das System der Zwangsarbeit begünstigt.“ („Newyork Herald“ 19. October.)

Es ist bisher ein Ruhm für unsere deutschen Kaufleute gewesen, daß sie sich mit Sklavenhandel und überhaupt mit schmutzigen Geschäften nicht befaßt haben; sie stehen durchgängig in den überseeischen Ländern in hoher Achtung. Wenn die Angaben des „Herald“-Correspondenten sich bestätigen, dann läge hier ein Ausnahmefall vor, der in jeder Hinsicht zu beklagen wäre. Wir werden ohne Zweifel Näheres erfahren und dann auch Namen nennen. Wer die Ehre haben will, Deutschland, sei es wo es sei, zu vertreten, soll und muß saubere Hände und einen ehrlichen Namen haben. Man soll in Berlin von dem Hergange eingehende Kunde erhalten.

Auch auf den Sandwich-Inseln ist Mangel an Arbeitskräften. Die Eingeborenen vermindern sich alljährlich an Zahl und sind außerdem zu anhaltender Arbeit nicht zu verwenden; deshalb hat man schon seit einer Reihe von Jahren Kulis aus China geholt, welche auf längere Jahre Contracte schließen. Wir haben mehrfach gelesen, daß oftmals die Behandlung eine keineswegs angemessene sei; es sind immer wieder die alten Klagen.

In dem vorliegenden Falle nahmen sich außer mehreren Europäern und Nordamerikanern auch unabhängige Chinesen in Honolulu jener gelandeten Kulis an und schafften sofort etwa 30 derselben nach verschiedenen Punkten im Innern der Insel, wo sie nicht mehr „gekidnappt“, d. h. geraubt werden konnten. Die übrigen waren krank, wurden auf Karren gelegt und weiter befördert.

Der Berichterstatter schreibt, Capitän Saul und die bezeichneten Agenten seien wüthend über die Rettung dieser Sklaven gewesen; aber sie konnten nun nichts mehr ausrichten, weil die Landesverfassung Sklaverei verbietet; ohnehin waren sie Passagiere, und als solche konnte man ihnen nicht verwehren, zu bleiben, wo es ihnen gefiel. Einige Ehrenmänner, welche den Capitän für sein schmachvolles Benehmen verantwortlich machen wollten, gedachten einen Verhaftsbefehl gegen ihn auszuwirken, und wenn man seiner habhaft wurde, dann war es keine Frage mehr, daß die Kulis allesammt frei geworden wären. Er wußte sich jedoch zu verstecken. So standen die Sachen bei Abgang des Dampfers nach San Francisco.

Es traf sich, daß zwei Tage später abermals ein Kulischiff einlief, gleichfalls unter der Flagge von San Salvador, die „Louisa Carnevaro“, Capitän Demoro, von 1050 Tonnen. Es hatte ungefähr 700 Chinesen an Bord. Hier war der Beweis geliefert, daß es auch Schiffsführer giebt, die zugleich Verstand und Herz haben. Die Kulis konnten sich frei an Bord bewegen, das Zwischendeck war Tag für Tag gut gelüftet worden und nur zwei Todesfälle waren vorgekommen. Der Capitän bezeugte, er dulde nicht, daß ein Matrose sich an einem Kuli thätlich vergreife; wer es thue, werde sofort in Ketten gelegt; etwaige Irrungen schlichte er selber nach Recht und Billigkeit.

Für die Neger ist vollauf gesorgt worden, sie sind die lieben Kinder der „Philanthropen“, aber um die Mißhandlung der Asiaten haben diese Leute sich wenig oder gar nicht bekümmert. Freilich hat der Kuli eine weizengelbe, der Neger dagegen eine schwarze Haut, und diese allein ist Modefarbe der Philanthropen. Wir haben in diesen Blättern häufig des systematischen Menschenraubes erwähnt, an welchem sich auch die australische Colonie Queensland in unrühmlicher Weise betheiligt hat. Aber die britische Regierung hat nie energische Schritte gegen ein Verfahren gethan, das auf gleiche Linie mit dem Seeraube zu stellen ist. Auf die weißen Pflanzer der Sandwich-Inseln wirft es ein schlechtes Licht, daß die dortigen Zeitungen, welche sich pflichtgemäß und mit Nachdruck gegen das empörende Treiben aussprachen, von ihnen förmlich in Verruf gethan worden sind. Sie wollen mit Niemand Handelsverkehr oder überhaupt irgend welche Beziehungen unterhalten, der Ankündigungen in die Zeitungen rücken läßt. Diese wollen keine schlechte Behandlung der Arbeiter, die in der That als Sklaven behandelt werden; sie verlangen wirklich freie Arbeit und menschliche Behandlung.

A.

Aus allen Erdtheilen.

Wissenschaftliche Ausbeute der deutschen Polarexpedition.

Der Verein, welcher sich in Bremen gebildet hat, um die Ergebnisse der Expedition wissenschaftlich festzustellen, hat sofort seine Arbeiten begonnen. In seinen jüngsten Sitzungen, am 2. und 8. November, berieth er über die Herausgabe des großen Werkes, in welchem die Ergebnisse der Expedition niedergelegt werden sollen. Die Gelehrtencommission ist bereits in voller Thätigkeit. Das Werk wird in eine geographisch-statistische, eine naturwissenschaftliche und in eine mathematisch-physikalische Abtheilung zerfallen. Als Mitarbeiter hat man die tüchtigsten Kräfte gewonnen; für die Geologie z. B. F. v. Hochstetter, für die Anthropologie H. Welker, für die Ethnologie A. Bastian, für die Pflanzenversteinerungen O. Heer, für die Grundproben Ehrenberg, für die Kartographie A. Petermann etc.

Wir wollen aus dem Protocoll der fünften Versammlung den „vorläufigen Bericht" mittheilen, welchen Dr. A. Pansch erstattet hat.

„Was Anthropologie anbelangt, so ist der Inhalt fast aller aufgefundenen Gräber, etwa 25, sorgfältig gesammelt und lieferte: ein ziemlich vollständiges Skelett eines Erwachsenen; elf Schädel (einzelne ohne Unterkiefer), unter denen sich mehrere von jüngeren Individuen befinden; sowie eine Anzahl mehr oder minder gut erhaltener Knochen, die theilweise zu den Schädeln gehören.

Die Ethnologie umfaßt in 106 Nummern die recht interessante Ausbeute an Waffen und Geräthschaften, die auf den verschiedenen Ausflügen zerstreut gefunden oder mit Mühe aus dem Boden verschütteter Hütten ausgegraben wurden. Es befinden sich darunter vollständig erhaltene, theilweise aber auch zerbrochene Gegenstände aus Walroß- und Narwal-Zahn, aus verschiedenen Knochen und Rennthiergeweih, sowie aus Stein und Holz. Einige dieser Gegenstände verrathen viel Kunstfleiß und zeugen von der immensen Ausdauer und Geschicklichkeit ihrer Verfertiger, die jedenfalls eiserne Werkzeuge nicht kannten und, wie es scheint, mit den südlich und westlich wohnenden Eskimos keine Verbindung hatten. Um die Art und Weise der Bearbeitung, sowie die dabei benutzten Instrumente nachzuweisen, wurden unvollendete Gegenstände aus Zahn, Knochen oder Holz mitgenommen, sowie Abfälle ihrer Arbeiten. Ein vollständig erhaltener großer Schlitten, sowie einige roh aus Holz geschnitzte Thier- und Menschenfiguren, verdienen besonders erwähnt zu werden. An acht verschiedenen Orten wurden gegen 25 Hütten aufgefunden, sowie eine Menge Steinringe zu Sommerzelten, steinerne Fuchsfallen und Vorrathsbehälter für Fleisch und Speck. Ueber alle diese Funde, sowie über die Lage und Gestalt der Grabstellen, wurden genaue Notizen gemacht, nach denen zur bessern Veranschaulichung Modelle angefertigt werden sollen. Es werden dieselben im Verbande mit den gefundenen Geräthschaften und Waffen, den Schädeln der Hunde und Knochen der Jagdbeute, jedenfalls zur Kunde der ehemaligen Bewohner Nordost-Grönlands einen werthvollen Beitrag liefern, der die leider nicht vergönnte Beobachtung ihrer lebenden Nachkommen ersetzen muß.

Außer den Landthieren, Säugern und Vögeln, welche Ostgrönland bewohnen, wurde ganz besonders den Vorkommnissen des Meeres Aufmerksamkeit gewidmet. Es bestätigte sich hierbei die schon aus anderen arktischen Gebieten bekannte zoologische Thatsache, daß das Thierleben ein zwar an Individuen sehr reiches, dagegen aber an Arten (Species) armes ist. Inwieweit die Sammlungen Novitäten bergen, bleibt den Specialuntersuchungen vorbehalten, mit denen nun bald begonnen werden kann. Jedenfalls wird die Kunde über die Verbreitung arktischer Thierarten wesentlich bereichert werden. Der Nachweis des Schafochsen (Ovibos moschatus) verdient hierbei als höchst überraschendes Resultat in erster Linie Erwähnung. Außer Säugethieren und Vögeln, den Eiern und Nestern der letzteren wurde namentlich auf die Anatomie und Osteologie derselben Rücksicht genommen. Fische gelang es nur in beschränkterm Maße habhaft zu werden; darunter einige aus den Süßwasserseen der Sabine-Insel. — Unter den Meeresthieren ist namentlich die Classe der krebsartigen Thiere (Crustaceen) besonders reich vertreten, weniger die der Mollusken, Echinodermen und niederen Meeresthiere. In der äußerst spärlich vertretenen Insectenwelt verdienen mehrere Arten Schmetterlinge besonderes Interesse; außerdem wurden nur noch einige Fliegen erbeutet. Auffallend ist der Mangel an Käfern, von denen wir leider keinen einzigen erlangten.

Was die Botanik betrifft, so wurde im zweiten Sommer eine sehr reichhaltige Sammlung von Landpflanzen zusammengebracht, welche ein ziemlich vollständiges Bild der ostgrönländischen Flora dieser Breiten geben dürfte; während des ersten Semesters konnte dagegen im Ganzen nur wenig gesammelt werden. Ueber Vorkommen, Standort, Entwickelung, Vegetationsdauer etc. sind Notizen gemacht. Von Tangen und Flechten ist im Ganzen nur wenig vorhanden; bedeutend zahlreicher sind die Moose. Das Material hat während der ungünstigen Rückreise durch Feuchtigkeit und Schimmel ziemlich stark gelitten; doch gelang es durch Umlegung in trockenes Papier noch alles Wesentliche zu erhalten."

Negeraufstand auf Martinique.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Neger auf den Antillen führt ein müßiges Leben; schwere Arbeiten müssen ihnen ihre schwarzen Frauen verrichten, die Männer sind Bummler. Während manche sich in den Städten umhertreiben und dann und wann taglöhnern, jedoch nie regelmäßig, wohnen andere auf dem Lande in armseligen Hütten und erfreuen sich der lieben Sonne. Diese Leute bilden einen sehr gefährlichen Bestandtheil, und die Weißen leben vor ihnen in steter Besorgniß. Es vergeht kein Jahr, in welchem man nicht von Unfug und Gewaltthätigkeiten hört. Jüngst ist die französische Insel Martinique Schauplatz derselben gewesen. Am 22. September wurden dort von den Negern nicht weniger als zweiundzwanzig Zuckerplantagen verbrannt und mehrere Weiße ermordet.

Die Mordbrenner hatten Bummler aus der benachbarten englischen Insel Santa Lucia an sich gezogen. Das Gericht hatte einen Schwarzen zu fünfjähriger Einsperrung verurtheilt, weil derselbe einen hochbejahrten weißen Mann überfallen, mißhandelt und zu Boden geschlagen hatte. Angeblich wollten sie nun Rache nehmen, weil ihr Genosse ungerecht behandelt worden sei, aber das war nur Vorwand, denn sie hatten es lediglich auf das Plündern abgesehen. Nebenbei ließen sie die Republik hochleben, und wähnten, daß die Neger ungestraft dieselben Mord- und Brandauftritte wiederholen könnten wie 1848, als auch eine Republik ausgerufen wurde.

Diesmal irrten sie sich. Der Gouverneur De Loisne, ein energischer Mann, erklärte sofort den südlichen Theil der Insel in Belagerungszustand und rief alle Weißen unter die Waffen. Nachdem Freiwillige in beträchtlicher Anzahl ihre Dienste angeboten hatten, rückten sie gemeinschaftlich mit den wenigen verfügbaren Linientruppen gegen die etwa vierhundert Köpfe zählenden Meuterer aus und vernichteten binnen sechs Tagen die ganze Bande. Mehr als zweihundert derselben wurden niedergemacht, etwa 150 gefangen genommen, die übrigen versuchten nach Santa Lucia hinüberzuschiffen, aber ein dort kreuzender Dampfer lauerte ihnen auf. Am 3. October wurden die Gefangenen in Anklagezustand versetzt; die Besorgniß vor einem

allgemeinen Negeraufstande und Ausplünderung aller Weißen, die jedenfalls von Mord und Brand begleitet gewesen wäre, hatte sich gelegt; aber die Minderzahl der Weißen, welche in den tropischen Gegenden unter einer so großen, verwilderten Menge Schwarzer lebt, verhehlt sich nicht, daß sie sich auf einem Vulcane befindet.

Aus Nordamerika.

Der Staat Maine hat in dem letztverflossenen Jahrzehnt einen Bevölkerungszuwachs von nur 2144 Köpfen erhalten.

Der Staat New-Hampshire hat 318,065 Seelen, 8008 weniger als 1860.

Die Anthracitkohlenlager in Pennsylvanien nehmen einen Raum von 470 englischen Geviertmeilen ein. Zur Förderung dieser Kohle sind mehr als 40 Millionen Dollars Capital angelegt worden; etwa ebenso viel hat die Anlage von Canälen gekostet, 70 Millionen entfallen auf den Bau der Eisenbahnen. Im Jahre 1869 sind 16,000,000 Tonnen pennsylvanischer Anthracitkohle an den Markt gekommen.

Ost-Tennessee hat im Jahre 1870 mehr als 50,000,000 Buschels Waizen geerntet.

In Chicago ist im October unter großen Feierlichkeiten eine Anstalt zur Ausbildung weiblicher Aerzte eröffnet worden, „Womans Hospital Medicinal College". — An der Michigan-Universität sind weibliche Studenten in allen Facultäten inscribirt: 15 in der medicinischen, 9 in der für allgemeine Wissenschaften, 1 in der juristischen. — Die Universität in Iowa City hat drei weibliche Studenten der Medicin.

In Massachusetts sind vier Mormonengemeinden, welche zusammen mehr als 450 Köpfe zählen.

Die von Skandinaviern im Staate Maine gegründete Ansiedelung Neu-Schweden hat im Laufe des Jahres beträchtlichen Zuwachs erhalten und gedeiht sehr gut.

Im Staate Vermont zählt man 601 Unterrichtsanstalten mit 21,095 Schülern und 2377 Lehrern; die Bibliotheken dieser Schulen haben 62,439 Bände.

Die Stadt Kansas City im Staate Missouri zählt 32,296 Einwohner; seit 1865 ist die Zahl derselben um etwa 25,000 Seelen angewachsen.

Cincinnati hat in dem letzten Finanzjahre für 313,000,000 Dollars importirt. Davon entfallen auf Gerste 1,702,000 Dollars, Butter mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen, Schuhe und Stiefel 7,461,000, Baumwolle 16,132,000, Schlachtvieh 7,608,000, Schweine 11,799,000, Kaffee 7,461,000, „Allgemeine Waaren, mit Einrechnung der Schnittwaaren" 145,000,000, Zucker 8,334,000, Taback, in Blättern und fabricirt, 13,780,000, Branntwein 22,091,000 Dollars.

Das Territorium Nevada hatte am 1. Juli 41,866 Einwohner, deren Eigenthum auf $33\frac{1}{2}$ Millionen Dollars abgeschätzt worden ist.

Die Puritaner in Massachusetts bleiben bei der Behauptung, daß jede „mit Malz erzeugte Flüssigkeit", also Bier, Gift sei. Sie wollten ein Verbot der Bierfabrikation durchsetzen, und es wurde in 381 Ortschaften darüber abgestimmt, ob fernerhin gebrauet werden solle. Nicht weniger als 210 Ortschaften entschieden dafür, und gaben somit ein „heidnisches Votum".

Das liebe Bier macht namentlich den Geistlichen viel zu schaffen. Ein Fanatiker in Neuyork, Theodor Tilton, der sich unberufener Weise in alle möglichen Angelegenheiten mischt und fast immer in öffentliche Zänkereien verwickelt ist, liegt sich gegenwärtig mit einem Bostoner Geistlichen in den Haaren. Er giebt ein kirchlich-polemisches Blatt, den „Independent", heraus und veröffentlicht darin einen Brief, in welchem eine Todsünde seines Gegners zur Kunde aller guten Christen in den fünf Erdtheilen gebracht wird. Ein Kaufmann schreibt ihm: „Sie werden von Seiten des Reverend Justin D. Fulton mit einer Libellklage bedroht, weil ich ausgesagt habe, daß derselbe in einem Salon auf der Bowery am Sonntage, nachdem er seine Predigt gehalten, Lagerbier getrunken habe. Nun will ich Ihnen mittheilen, daß ich der Mann war, welcher mit ihm trank. Ich bin bereit, das zu bezeugen, falls man Sie zur Verantwortung ziehen will. Meinen Namen brauchen Sie aber erst zu nennen, wenn das unbedingt nöthig ist." Es ist eine Todsünde, wenn ein Pastor Bier trinkt und wenn ihm einer Vorwürfe über ein so schweres Verbrechen macht, dann droht er mit einer gerichtlichen Klage wegen Schmähung!

* * *

— Was ist Maizena? In einem Schreiben aus Weimar wird der Herausgeber des „Globus" gefragt, „ob er sagen könne, wie es sich mit diesem Nahrungs- oder Arzneimittel verhalte, das jetzt oftmals in den Ankündigungsspalten der Blätter angepriesen werde. Maismehl sei es offenbar nicht; aber von welcher Pflanze komme diese Substanz?"

Was man als Maizena bezeichnet, ist ganz einfach ein Mehl, welches man aus der Frucht der Carnauba-Palme gewinnt. Dieselbe hat die Größe von etwa einer Haselnuß, und aus ihr zieht man eine Art Mehl oder Maizena und eine angenehm schmeckende Flüssigkeit, ähnlich wie die sogenannte Milch der Cocosnuß.

Die Carnauba-Palme (Coryphera cerifera) wächst in Brasilien, vorzugsweise in den Provinzen Ceara und Rio grande do Norte. Sie liefert ein Bauholz, das vortreffliche Politur annimmt. Die Wurzel ist ein kräftigeres Arzneimittel als selbst die Sassaparille; aus den Blättern zieht man einen kleberigen Teig; man trocknet sie an der Sonne und schlägt sie nach drei Tagen an einem windstillen Platze. Solchergestalt geben sie ein weißes Pulver, welches, am Feuer geschmolzen, zu einem gelben, harten und durchsichtigen Wachse wird. Deshalb wird diese Palme auch als brasilianischer Wachsbaum bezeichnet. Von diesem Wachs führt Brasilien für mehr als eine Million Milreis (zu 20 Silbergroschen) aus. Die getrockneten Blätter geben auch Potasche; die im Stiele der Blätter befindliche weiche Fasersubstanz wird als Kork benutzt; aus den Blättern verfertigt man auch Matten, Hüte, Körbe, Fächer und Besen, aus den frischen Blattfasern Stricke und Netze, und der gebrannte Kern dient als Surrogat des Kaffes. Die Carnauba-Palme ist überhaupt ein äußerst nützlicher Baum.

— Nach amtlichen Angaben bestanden Ende 1869 im Königreich Polen 2014 von der Regierung errichtete Volksschulen, und zwar 1462 für katholische, 376 für griechisch-unirte, 218 für evangelische, 29 für russisch-orthodoxe und 30 für jüdische Kinder. Sämmtliche 2014 Volksschulen wurden von 76,823 Knaben und 44,810 Mädchen, mithin von 121,613 Kindern besucht, von denen 6002 dem griechisch-unirten, 13,265 dem evangelischen, 781 dem russisch-orthodoxen Bekenntnisse, 6583 der mosaischen und 8 der mohamedanischen Religion angehörten. Im Laufe des Jahres 1870 sind zu den 2014 Volksschulen noch 57 neue hinzugekommen, so daß gegenwärtig die Gesammtzahl der im Königreich Polen vorhandenen Volksschulen 2071 beträgt, in welche Zahl die 99 vorhandenen Sonntagsschulen für Handwerkslehrlinge mit 6633 Schülern nicht mit inbegriffen sind.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVIII.



№ 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

III.

Ein Rodéo, Einfangen wilder Pferde, in Lauramarca. — Ein Hirt auf der hohen Puna. — Die Geschichte vom Novillo. — Kochkunst in der Cordillere. — Die Andes und der Bergknoten von Avisca. — Eine Polarlandschaft. — Ankunft in Marcapata.

Die Glocke der Hacienda wurde geläutet, und man blies auf den Waldhörnern, um die gesammte Dienerschaft der Hacienda Lauramarca zu versammeln. Sie kamen eilig auf den Sammelplatz, und da sie wußten, um was es sich handle, schrieen sie in einem fort wie besessen: Rodéo, Rodéo!

Der Majordomo ertheilte seine Weisungen, die Gäste bestiegen ihre Maulthiere, und Alles setzte sich in Bewegung. Die Capataces, Führer und Aufseher, gleichsam die Offiziere dieser Expedition, hatten den Lasso, die Fangschnur, wie ein Bandelier umgelegt und trugen über den Armen rund zusammengelegte Leinen. Einige Peone, Diener, Treiber, hatten Säcke, diemit Llamadlünger, also mit Brennstoff, angefüllt waren. Wir werden bald sehen, zu welchem Zwecke sie desselben bedurften. Die Indianer, Kinder nicht ausgenommen, hielten Stangen mit bunten Lappen in den Händen und schwenkten sie in der Luft; dabei riefen sie allesammt in langgezogenem Tone: Rodéo, déo, déo. Das Ganze nahm sich wild genug aus.

„Der Weg, welcher von Lauramarca zu den tiefer gelegenen Ebenen hinabführt, ist ziemlich steil. Es war um elf Uhr Morgens, als wir uns in Bewegung setzten. Früh war der Himmel ganz klar gewesen, jetzt aber trat dann und wann Gewölk vor die Sonne, so daß die Landschaft wechselnde Beleuchtung hatte. Nachdem wir über eine Stunde lang geritten waren, nahmen wir Stellung auf einer Anhöhe, von welcher aus wir den Rodéo übersehen konnten. Schauplatz desselben war eine ziemlich enge, mehrfach gewundene Schlucht, welche zwei Hochebenen von einander trennte. Die Abhänge derselben fielen ziemlich sanft ab. Wir konnten von unserm Standort aus nur den Eingang der Schlucht übersehen, die eine grüne Rasendecke hatte.

Nun erwarteten wir das Schauspiel. Die Capataces waren im Galop nach verschiedenen Richtungen hingesprengt, um die wilden Pferde aufzustören und zusammenzutreiben. Die Peone theilten die Dienerschaft der Hacienda in zwei Gruppen, deren jede an einem Abhange der Schlucht aufgestellt wurde. Eine ziemliche Weile verging, ohne daß wir etwas Auffallendes bemerkt hätten. Dann aber hörten wir aus der Ferne ein dumpfes Geräusch; es war, als ob eine Schwadron Reiter im Galop heransprenge oder das Meer bei Hochfluth brausend an ein Felsengestade schlage. Bald war der kritische Moment da; auf den Anhöhen erschienen Banden wilder Pferde, hinter welchen die Capataces herstürmten. Die geängstigten Thiere rannten wie toll und blind den östlichen Abhang hinunter und stürzten bis an den



Ein Rodéo bei Lauramarca.

Eingang der Schlucht. Dort angekommen, machten sie plötzlich Halt, schnoberten unruhig in der Luft umher, schienen Gefahr zu wittern und wollten umkehren; doch es war zu spät, man hatte ihnen schon den Rückzug abgeschnitten.

Als die Peone ein Zeichen gegeben, waren die an jedem Rande der Hochebenen aufgestellten Gruppen in raschem Laufe weiter nach abwärts gekommen und hatten sich über eine ziemlich weite Strecke ausgebreitet. Jeder Einzelne fing, dem ihm gegebenen Befehle gemäß, aus Leibeskräften zu schreien an und schwenkte sein Fähnlein. Dieses Manöver wurde von den berittenen Peones geleitet. Wer etwa in die Luft nach einem in den Höhen schwebenden Condor schauete, also seine Pflicht vergaß, wurde durch einige Peitschenhiebe unsanft an dieselbe erinnert.

Die Pferde erschraken und rannten wild durch einander in die Schlucht hinein, und als alle sich in derselben gefangen hatten, waren auch schon die Capataces am Platze. Nun rückten die bisher zerstreuten Indianer näher an einander und bildeten eine lebendige Schranke um die Thiere, welche immer enger bis dicht an die Wände der Schlucht gezogen wurde. Jetzt konnten die Jäger die Rosse sehen und wurden auch von diesen gesehen. Jene hatten ihren Angriffsplan fertig und die Pferde machten einen Versuch, durchzubrechen. Es war ein Kampf zwischen Berechnung und Instinct.

Der Boden erzitterte, als sämmtliche Rosse zumal nach dem Eingange der Schlucht hinstürmten; sie drängten und stießen einander, preßten sich an die Wände und kamen auch in wirrem Durcheinander vorwärts. Aber gerade darauf hatten Capataces und Peones gewartet; nun war der richtige Augenblick gekommen, die Lassos auszuwerfen. Es war ein wildes Gewirr von Menschen und von Rossen, die sich bäumten, oder mit der Fangleine zu Boden gerissen waren, oder die Beine in die Höhe streckten; dazu kam das Schreien und Fluchen der Menschen, das Gestöhn und wilde Wiehern der Thiere. Aber der Tumult währte doch nicht lange; die Staubwolke legte sich, und nun sahen wir, daß mehr als ein Dutzend Hengste am Boden lagen; sie hatten sich in den Fangleinen verwickelt. Aus allen Kehlen erscholl Jubelgeschrei.

Die übrigen Rosse rannten wieder auf die Anhöhen und man ließ sie unbelästigt. Mehrere Peones entleerten ihre Säcke, um mit dem Inhalte derselben, der Bosta, d. h. Lamadünger, ein Feuer zu unterhalten, in welchem ein eisernes Märk mit den Anfangsbuchstaben des Besitzers der Hacienda glühend gemacht wurde. Jedes Pferd erhielt dieses Zeichen auf den linken Schenkel und durfte dann aufstehen. Ein gestempeltes Thier ist im Allgemeinen vor Dieben sicher, weil es nur schwer einen Käufer finden würde; es kann nun wieder zu seinen nicht gebrannten Collegen in die Wildniß laufen; man wird es schon einfangen, wenn man es haben will.

Der Besitzer der Hacienda hatte zwei stattliche Hengste für seinen Marstall zurückbehalten, und sie sollten gleich an Ort und Stelle gebrochen, d. h. gebändigt werden. Der eine war ein sogenannter Overo, ein „pfirsichfarbener“, hochgewachsen, mit breiter Brust und schön gebogenem Halse; Mähne und Schweif waren üppig voll, die Ohren unruhig, die Nüstern weit geöffnet. Dieser Hengst hatte heißes Temperament. Ein Capataz warf ihm einen Mantel über den Kopf und zäumte ihn auf. Er war momentan geblendet und rührte sich nicht; er stand da, als wäre er von Stein gewesen. Der Reiter streichelte ihn, schwang sich dann rasch in den Sattel und nahm ihm nun erst den Mantel ab. Kaum fühlte der Hengst die ungewohnte Last, als er die Vorderbeine steif ausstreckte und am ganzen Leibe nervös zitterte. Aber der Capataz ließ ihm keine Zeit zur Besinnung, sondern rannte ihm beide Sporen herzhaft in die Weichen. Damit begann der Kampf; der Hengst warf den Kopf in die Höhe, schnaubte mächtig, hob alle vier Beine auf einmal und machte einen gewaltigen Sprung, um den Reiter abzuwerfen. Darauf war derselbe gefaßt; er blieb wie angeleimt im Sattel sitzen und arbeitete unverdrossen mit seinen Sporen. Der Hengst war wie rasend und wieherte vor Schmerz; er drehete sich zu wiederholten Malen um sich selbst, wie ein verwundeter Stier, und warf den Hals zur Seite, um den Reiter in die Beine zu beißen. Das Alles half ihm nichts; aber trotzdem versuchte er immer wieder auf verschiedene Weise den Reiter abzuwerfen. Nach einer guten halben Stunde, denn so lange dauerte der Kampf noch, war er über und über mit Schweiß bedeckt, vor dem Maule stand ihm blutiger Schaum, er zitterte, als wäre er eben aus einem eisigen Flußbade gekommen. Er begriff, daß er den Kürzern gezogen habe, und ergab sich. Jetzt wurden ihm Zaum und Sattel abgenommen, und er bekam einen ledernen Halfter, an welchem ein Peon ihn abseits führte, wo er dann ruhig zu grasen anfing.

Als solchergestalt der Overo gebändigt war, kam die Reihe an einen Tordillo, grauen Apfelschimmel. Dieser warf den Reiter so heftig zu Boden, daß man besorgte, derselbe habe einige Rippen gebrochen. Er ächzte und stöhnte vor Schmerz, wurde aber trotzdem als Gavacho und Maturango verhöhnt, d. h. als ein ungeschickter Bursch.

Der Rodéo war nun zu Ende. Für Leute, welchen dieses Schauspiel neu war, hatte es gewiß viel Spannendes, für mich jedoch nicht. Ich hatte schon früher in den Andes von Mendoza und Conchali die Sache selbst in viel größerm Maßstabe beobachten können und gesehen, wie die Huasos, diese lebendigen Centauren, an einem Tage reichlich ein halbes Tausend Pferde eingefangen hatten. Dagegen verschwanden allerdings die funfzehn Hengste von Lauramarca in Nichts.“ —

Am nächsten Morgen zog die Karawane weiter auf Bergpfaden, die zumeist im Zickzack liefen. An den Abhängen weideten Rinder, Schafe und Llamas unter Aufsicht eines indianischen Hirten, der auf einem Pincullu, einer Flöte mit drei Löchern, spielte. Die Frau spann Wolle und die Kinder spielten mit Kieselsteinen. „Alli llamanta Hueracochas!“, d. h. guten Tag, Herren, ist die gewöhnliche Begrüßungsformel in jenen Gegenden.

Nach drei Stunden, in denen es immer bergab ging, gelangte der Zug an die Basis der Hochebenen in der Entre-Sierra und die ersten Abdachungen der Andes von Avisca, deren höchste Gipfel man seit Maynapata fortwährend in Sicht gehabt hatte. Der Boden war sehr uneben, der Pflanzenwuchs spärlich, wie überall auf den „Punas“. Inzwischen brach die Dunkelheit herein, und weit und breit war keine Ortschaft zu finden. Die Maulthiertreiber hatten eine Pascana, eine einsame Indianerhütte, erspäht, die aber weiter als eine Wegstunde entfernt und überdies so klein war, daß im besten Falle auch nicht der dritte Theil der Leute in ihr hätte Unterkommen finden können. Außerdem erwartete der Besitzer jeden Augenblick einen Zuwachs seiner Familie.

Es blieb nichts übrig, als in einem „Hotel des Zufalls“ zu übernachten, in einer Cuëva, die aber nicht etwa eine eigentliche, rechtschaffene Höhle war, sondern nur ein Raum, welcher von zwei gewaltigen, neben einander liegenden erratischen Blöcken gebildet wurde. Man machte gute Miene zum bösen Spiel, weil man doch wenigstens ein Obdach hatte, legte Ballen, Säcke ꝛc. derart zurecht, daß sie einigen Schutz gegen den Luftzug gewährten, aß zu Abend, was man hatte,

gab den Indianern und Maulthiertreibern einige Flaschen Rum, benutzte die Sattel als Kopfkissen, hüllte sich in Decken und Ponchos und erwartete den Schlaf. Der Himmel war tiefblau, fast schwarz, und die Sterne flimmerten und funkelten ganz prächtig; der von den Cordilleren herabkommende Wind verursachte ein leises Geräusch und bildete mit dem Geriesel und Plätschern der von den Anhöhen herabfallenden Quellbäche eine melancholische Harmonie. Dann und wann vernahm man auch einen Schrei der braunen Ente (Anas andensis) aus irgend einem Sumpfe her.

Früh Morgens wurden die Schläfer durch die Töne einer Hirtenflöte geweckt. Vor dem Eingange zur Höhle stand ein barfüßiger Indianer mit dem Chulio, einer Art phrygischer Mütze, auf dem Kopfe, und spielte wacker darauf los. Er war der schon erwähnte Besitzer der Pascana und wollte durch die Musik ankündigen, daß während der Nacht seine Frau eines Knäbleins genesen sei. Man gab ihm einige Realen, wofür er seiner Herzallerliebsten einige Ellen bunter Bänder kaufen konnte. Die Indianerin der Sierra ist durchschnittlich nichts weniger als hübsch, dabei schmutzig, hat ungekämmtes Haar, leidet keinen Mangel an Ungeziefer und trägt insgemein zerlumpte Kleider, — aber ein paar Dutzend Ellen Band, rosa, blau ꝛc., nähet sie an ihren Rock. Das bildet neben dem Cocakauen und Chicha- oder Branntweintrinken ihre Lebensfreude. Der Indianer erhielt ein paar Glas Rum, trank auf das Wohlergehen seines Sprößlings und küßte den weißen Herren die Hand.

Der scheinbar stumpfsinnige, aber doch schlaue Sohn der



Der Gebirgsknoten in den Andes von Avisca.

Cordillere hatte einen feinen Plan. Er bot den Reisenden einen Novillo, einen jungen, erst acht Monate alten Bullen, zum Verkauf an. Aber es konnte keine Rede davon sein, solch ein Thier mitzunehmen. Der Indianer jedoch wußte Rath; man könne ja, meinte er, den Novillo gleich an Ort und Stelle zum Frühstück verzehren. Aber, so warf man ihm ein, er könne doch nicht mit Steinen und Gras gekocht oder gebraten werden; Holz war weit und breit nicht vorhanden, und roh ließ der junge Bulle sich doch nicht verzehren. Das Alles thue nichts, sagte der Indianer, der Ochse solle schon gar und schmackhaft werden, den Mangel an Holz könne er schon durch Llamadünger, Bosta, ersetzen. Und so geschah es wirklich. Drei Säcke dieses Feuerungsstoffes waren bald herbeigeschafft, und der braunhäutige Sohn der Cordillere ging ans Werk, bei welchem Peones und Maulthiertreiber ihm halfen. Der Novillo wurde zur Erde gerissen und verendete durch drei Stiche, welche ihm vermittelst eines langen catalonischen Messers versetzt wurden. Man legte ihn auf den Rücken, schlitzte ihn von oben bis unten auf, zerlegte ihn, warf die Eingeweide für Condore und Geier bei Seite und reinigte die Haut von innen. Die einzelnen Fleischstücken wurden mit Salz, Piment, Knoblauch und Zwiebeln in die Haut eingenäht, welche nun einem unförmlichen Ballen glich. Auf diesen schüttete dieser Koch der Cordillere einen Sack Bosta aus, nahm ein Stück Rohr, schlug mit einem Stahl Feuer an, legte dasselbe in die Bosta und blies es an, bis eine Flamme emporschlug. Das Alles war in sehr kurzer Zeit geschehen; in Zwischenräumen wurde Bosta nachgeschüttet und die vom Winde angefachte Gluth wurde sehr stark. Der Rauch hatte einen starken Moschusgeruch.

Der Indianer war seiner Sache gewiß; nach guten drittehalb Stunden räumte er Feuer und Asche mit einem Stocke aus einander, und nun kam eine verkohlte Masse zum Vorschein, die nichts weniger als lecker aussah. Aber die Sache gewann einen ganz andern Anschein, als die Naht der Haut aufgetrennt wurde, aus dem Innern ein aromatischer Dampf emporstieg und der Braten sich als in jeder Hinsicht perfect erwies; er war in der That eine Delicatesse, und die Brühe ganz vortrefflich. Der braune Koch erntete Lob von allen Seiten, und man fragte ihn auch nicht, wie er denn in den Besitz des Novillo gekommen sei? Die indianischen Hirten, denen Vieh anvertraut ist, pflegen dann und wann ein Stück auf die Seite zu bringen, und dasselbe fehlt natürlich, sobald die nächste Zählung vorgenommen wird. Wo ist es geblieben? Die Antwort lautet allemal: Der Puma, dieser sogenannte amerikanische Löwe, welcher keine Mähne trägt, hat es geholt, zerrissen, gefressen. Jenen Novillo wird wohl auch „der Puma geholt“ haben.

Nach Verlauf einiger Stunden gelangte der Zug an den Fuß der Andes von Avisca, und der Aufstieg wurde sehr beschwerlich bis zum „Thore des Gebirges“. Von den Quechuas wird ein solches als Puncu, von den Spaniern als Puerto bezeichnet. Der Anblick auf das weiße Gebirge war prachtvoll und großartig. Diese Andes von Avisca bilden eine Verzweigung, welche von dem mächtigen Gebirgsmassiv von Titicaca nach Norden hin ausläuft; in ihrer Verlängerung werden sie nach und nach niedriger bis zum rechten Ufer des Amazonas, wo sie hinter San Pablo de

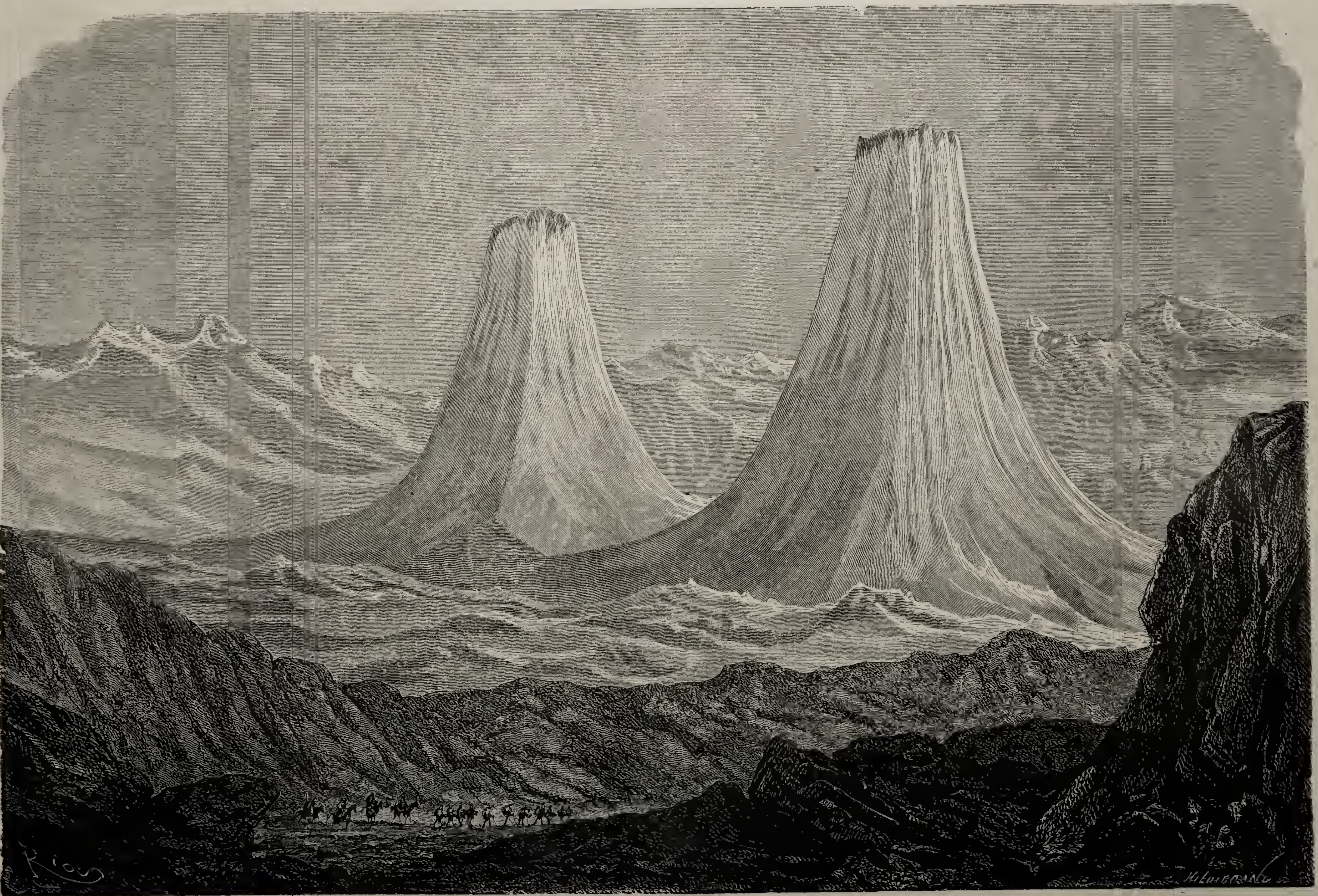


Das Puncu (Thor) in der Cordillere.

Olivença nur noch Hügelketten bilden. Auf dieser fast zehn Breitengrade einnehmenden Strecke verzweigen sie sich in secundäre Ketten, welche allesammt eine Richtung nach Nordwesten haben, als Sierras de Piñipiñi, de Ticumbinia und de Cuntamana, von welchen manche wasserreiche Gefließe herabfallen. Dahin gehört der vielbesprochene Madre de Dios, welcher die Flüsse aus den Thälern von Caravaya und jene des Beni dem Madeira zuführt; sodann der Aquiry, Hyuacu und Araca, welche die Quellflüsse des Purus bilden, sodann dieser letztere selbst und dann noch der Juruа und der Jarnahy, welche gleichfalls in den Amazonas münden.

Der Theil der Kette von Avisca, welcher zwischen 13 und 14 Grad südlicher Breite sich erhebt, enthält eine geradezu erstaunliche Menge, man kann sagen Anhäufung von erloschenen Vulcanen auf einer und derselben Linie, sodann Piks, Nadeln, Grate, Einsattelungen und ganz steile Abfälle, — Alles mit ewigem Schnee bedeckt. In dieser eisigen Region ziehen einige schmale Saumpfade am Rande der Abgründe hin; die Wanderung ist gefährlich und ermüdend, aber das Panorama über alle Beschreibung großartig, malerisch; man wird von einer Bewunderung erfaßt, mit welcher Schrecken und Entsetzen gepaart ist.

Vom Puncu aus hatte man zur Linken eine vollkommene Polarlandschaft. Dort lagen zwei schneebedeckte Ketten, die etwa 6000 Fuß über ihre Basis emporragten, mit sanften Abdachungen und fast scheitelrechten Abhängen und mit ausgezackten Gipfeln. Auf der einen Seite eines tiefen Spaltes standen vereinzelt zwei riesige Berge, die mit verhärtetem Schnee von theilweis bläulicher Farbe überzogen waren. Marcoy hielt längere Zeit an, um diese beiden seltsam ge-



Die Piks von Ausangate und Tayangate.

stalteten Berge und den Hintergrund derselben zu zeichnen. Alle diese Gipfel haben bei den Quechua-Indianern einen mehr oder weniger bezeichnenden Namen, z. B. Occlohualpa, die brütende Henne; Reycancha, der Garten des Königs; Colquepunco, das silberne Thor; Sombreroni, der Hut ꝛc. Die beiden Berge, welche unsere Illustration zeigt, und die gewissermaßen als Wächter dastehen, heißen: jener zur Linken Ausangate, der alte Urältervater, jener zur Rechten Tayangate, der alte Oheim.

Weiter nach Süden hin gelangte der Zug an eine jener secundären Gebirgsmassen, dergleichen in den Andes häufig vorkommen; die Eingeborenen sagen, an solchen Stellen hätten die Metall- oder Steinadern sich verknotet. Eine solche Verschlingung oder Verknotung bezeichnen sie als Porco (nodus), und manchmal laufen bis zu drei Verzweigungen von denselben aus. Jener Knoten, welchen unsere Abbildung zeigt, bildete eine trichterförmige Grube von etwa drei Wegstunden im Umfange. Auf den vielfach von Spalten und Schluchten durchrissenen Wänden lag hoher Schnee; aus der Vertiefung ragten Trachytspitzen empor, deren schwarze Masse einen scharfen Gegensatz zum schimmernden Schnee bildete.

Der Weg führte am Pancartampu-See vorüber, welcher den „Manantial“, d. h. die Quelle des gleichnamigen Flusses, bildet; am Ufer desselben weideten Vicuñas. Die Wanderung war lästig, weil stundenlang Schnee fiel, der erst weiter abwärts, in einer von Hügeln durchzogenen Gegend nachließ. Von nun ab ging es ununterbrochen bergab; die Landschaft und der Pflanzenwuchs zeigten allmälig einen ganz andern Charakter; an die Stelle der Flechten und Moose traten nun Gesträuche, bald auch Bäume. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde das vielersehnte Marcapata erreicht, in welchem da und dort ein Licht schimmerte. Man pochte an die Thür der ersten, besten Hütte, und bald erschien, im Hemd und zerfetzten Beinkleidern, ein barfüßiger Indianer, sozusagen Bürgermeister des Ortes, welcher die Fremden zum Pfarrer geleitete, bei welchem sie ein gastliches Unterkommen fanden.

Abenteuer eines algierischen Seeräubers.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Ich übergehe die Abenteuer der nächstfolgenden Jahre, nicht als ob sie nicht auch manches Rühmenswerthe enthalten hätten, aber ich will Euch mit den ewigen Wiederholungen von Raubüberfällen, blutigen Gemetzeln und Beuteraub nicht langweilen, denn Euch möchten sie wohl eintönig vorkommen. Ich knüpfe deshalb den Faden der Erzählung dort wieder an, wo wir ein ungewöhnlicheres Abenteuer zu bestehen hatten. Freilich wären wir ihm fast unterlegen, in solche Gefahr sollte es uns bringen. Ich war unterdessen 22 Jahre alt geworden. Schon hatte ich das Noviziat hinter mir und war Matrose der dritten Classe, d. h. zu einem drittel Pai berechtigt. Girolamo, mein Naya, diente auf demselben Schiffe, wie ich, einer schönen, großen Brigg, in England gebaut und von Sardiniern erbeutet. Matteo, der genuesische Renegat, war dem edlen Handwerk eben so treu geblieben, wie dem Islam, und commandirte als zweiter Seeoffizier unter unserm Rais, Baba Arudsch, einem trefflichen Seemann, der schon einige 30 Züge in seinem Leben mitgemacht, ja zum größten Theil selbst veranstaltet hatte. Ich nenne die Renegaten noch mit ihren früheren Namen, Matteo und Girolamo, obgleich sie nun als Moslems eigentlich Hassan und Ali hießen. Aber es war unsere Sitte, die Renegaten stets noch so zu nennen, wie sie damals hießen, als sie in unsere Hände fielen. Es gab zu viel Hassan's und Ali's unter uns, und die Unterscheidung wäre zu schwierig geworden.

Unser neuer Seezug fand zur Zeit statt, als die Spanier mit Hülfe der Engländer eben angefangen hatten, die Franzosen des großen Bonabardi (Napoleon) aus ihrem Lande zu vertreiben. Andalusien und Murcia waren schon von den Fremden gesäubert und standen unter einer provisorischen Regierung, von Spaniern gebildet. Da wir nun diese noch nicht anerkannt hatten, so waren wir froh, einen Feind mehr zu haben, den wir überfallen konnten, denn die Sardinier und Sicilianer waren in neuester Zeit so vorsichtig geworden, daß wir nur noch selten einem ihrer Schiffe begegneten. Indessen die freien Spanier besaßen noch sehr wenig Schiffe, und jene wenigen segelten meist unter der Flagge ihrer Beschützer, der Engländer, und diese durften wir nicht beleidigen. Wir schmiedeten deshalb einen andern, ungleich kühnern Plan, der an den großen Seezug der Tuniser im Jahre 1791, auf welchem sie die bei Sardinien gelegene kleine Insel Sant Antioco überfielen und ihre sämmtliche Bevölkerung zur Sklaverei abführten, erinnerte. Wir beschlossen, gleichfalls eine Landung an feindlicher Küste zu versuchen. Matteo und Baba Arudsch, welche beide die spanischen Küsten sehr genau kannten, schlugen vor, die Gegend von Almeria zum Schauplatz unseres Raubüberfalles zu wählen.

Natürlich durften wir ein so verwegenes Wagstück nicht allein unternehmen. Wir verstärkten uns mit zwei anderen Seeräuberschiffen, einem Schooner, arabisch „Bu es Sudsch“, d. h. „Inhaber der zwei (Maste)“ genannt, und einem großen Cutter, arabisch „Bu Wahad“, d. h. „Inhaber des Einen (nämlich Mastes)“ geheißen. Unsere drei Schiffe führten Namen von guter Vorbedeutung. Die Brigg hieß „Messaud“, d. h. „der Glückliche“, der Schooner „Mabruk“, d. h. „der Gesegnete“, und der Cutter „Rhasu ed Dyn“, d. h. „Kampf für den Glauben“. „Rhasu“ oder „Ghasu“ ist die allgemeine Bezeichnung für „Beutekampf“. „Rhasiya“ oder „Ghasiya“ heißt der „Beutezug“ im Besondern, und wir hießen als „auf Beute ausgehende Kämpfer“ die „Rhasy“ oder „Ghasy“.

Der im Frühling häufige Südostwind begünstigte sehr unsere Fahrt nach der spanischen Küste. Dort angekommen, legten wir uns hinter einem einsamen Vorgebirge in Hinterhalt. Es ist wahr, einer jener Wachtthürme, zum Schutz gegen Seeräuber errichtet, wie sie die ganze spanische Küste umzingeln, befand sich in unserer nächsten Nähe. Aber ein Glücksfall wollte, daß er ohne Besatzung war. Die Spanier

waren viel zu sehr mit dem Kriege gegen die Franzosen beschäftigt. Da sie von diesen keinen Angriff zur See zu befürchten hatten, denn die englische Flotte beherrschte das Meer, und da sie nicht an eine mögliche Wiederholung der fast zur Fabel gewordenen Seeräuberüberfälle auf dem Küstenlande dachten, denn seit undenklichen Zeiten hatte kein solcher stattgefunden, so vernachlässigten sie in dieser ihrer ersten Kriegsperiode die Besetzung der Schutzwachtthürme am Meeresstrande. Diese Nachlässigkeit bekam ihnen übel. Denn wir erhielten dadurch die beste Gelegenheit, einen befestigten Haltepunkt, wenigstens für die Zeit der Kampfesdauer, auf dem Lande zu gewinnen.

Wir nahmen gleich in der ersten Nacht von dem verlassenen Thurme Besitz. Unsere Schiffe ließen wir unter englischer Flagge hinter dem Vorgebirge liegen. Dies konnte nicht auffallen, denn an diesem Küstentheil ist es Sitte, daß die Segelschiffe, die vom Ocean kommen, während der Dauer der Ostwinde, die ihren Fortgang nach Westen hemmen, in den sicheren Zufluchtsbuchten der Küste warten, bis der Wind umschlägt. Es war gerade die Jahreszeit, in der die Oelschiffe aus Marokko kamen, und jeder Neugierige, der uns erspähte, hätte unsere Fahrzeuge für solche halten müssen. Alle drei waren erbeutete Schiffe, mithin europäisch, und fielen durch ihre Bauart nicht auf. Was jedoch aufgefallen wäre, war der Verkehr der Schiffe mit dem Thurme. Dieser durfte nur zur Nachtzeit stattfinden. Beim Tage blieben wir im Thurme eingeschlossen, auf die Gelegenheit wartend, die nächsten Dörfer zu überfallen. Eine solche zu entdecken, schickten wir den klugen und erfahrenen Matteo, der sich ganz wie ein spanischer Bauer zu kleiden und als solcher zu geberden wußte, aus. Er blieb einen Tag und eine Nacht weg. Schon glaubten wir, er habe diese Gelegenheit benutzt, um zu den Christen zurückzukehren und vom Islam abzufallen, als er plötzlich zu unserer Freude wieder erschien und zwar mit sehr guter Botschaft.

Matteo brachte uns die Nachricht, daß am nächsten Tage in einem nur zwei Seemeilen vom Thurme entfernten großen Dorfe ein Fest stattfinden solle, zu dem die Bauern und Bäuerinnen der Nachbarschaft in Schaaren hinzuzuströmen pflegten. Der Krieg hatte die Dörfer ihrer rüstigsten Männer und Jünglinge beraubt. Nur einige Polizeisoldaten befanden sich in dem einen. Das Volk besaß entweder gar keine oder nur sehr schlechte Waffen. Wir hatten also keinen ernsthaften Widerstand zu erwarten. Nur eins erregte noch Besorgniß. Wie nämlich konnten wir den Weg zum Dorfe so unbemerkt zurücklegen, um nicht die Menschen vom Schauplatze des Festes zu vertreiben und uns des schönsten Beutetheils, der Frauen, die natürlich immer zuerst die Flucht ergreifen, berauben? Auch hierin wußte Matteo Rath. Er hatte nahe beim Dorfe eine alte Kirche entdeckt, die nur von einigen Mönchen, welche das an sie angebaute Kloster bewohnten, besucht wurde. Die Mönche überfallen, uns der Kirche bemächtigen und darin bis zum Festesmorgen versteckt halten, das war Matteo's Plan. Natürlich mußte er bei Nacht ausgeführt werden.

Der Ueberfall des Klosters gelang. Die Mönche hatten glücklicherweise keine Schießwaffen, so daß kein Schuß die Aufmerksamkeit der nahen Dorfbewohner erwecken konnte. Säbel besaßen sie und mit diesen wehrten sie sich wie die Löwen. Die Spanier sind immer tapfer, selbst wenn sie Kutten und Talare tragen. Aber wir waren ihnen bei weitem überlegen und bald athmete kein Mönch mehr. Wir hatten sie Alle zur Hölle hinabgeschickt, welche die Ungläubigen erwartet.

Nun Herren des Klosters und der Kirche, erwarteten wir den Morgen, der uns Kampf und reiche Beute bringen sollte. Wir waren etwa 200 Mann, alle gut bewaffnet und keiner unter uns, der nicht sein Leben theuer verkauft hätte. Unser Sieg schien gewiß, aber eine einzige Gefahr drohte ihn zu vernichten. Diese Gefahr rührte von unserer eigenen Leidenschaft her. Die meisten jüngeren Seeräuber waren nämlich, trotz des Verbotes des Propheten, leidenschaftlich den geistigen Getränken ergeben. Nun wollte es das Unglück, daß wir im Kloster einen großen Weinvorrath fanden; dessen sich zu bemächtigen und sich im Wein dergestalt zu übernehmen, daß sie ganz kampfunfähig zu werden drohten, war für unsere jungen Matrosen, unter denen leider auch ich und Girolamo, mein Naya, das Werk einer halben Stunde. Aber der Rais und die Seeoffiziere, welche die Gefahr sahen, ergriffen das einzige Mittel, ihr zu steuern. Sie brachen allen Fässern den Boden aus, so daß eine wahre Ueberschwemmung den Keller füllte. Großes Murren, ja fast Empörung entstand nun. Aber bald kehrte die Einsicht zurück und man erkannte, daß der Rais uns aus großer Gefahr gerettet hatte.

Wir harrten nun des Augenblicks, da die Bauern in der Kirche zur großen Messe versammelt waren und fielen dann wie eine Schaar hungriger Wölfe über das friedliche Dorf her. Die Polizeisoldaten suchten zwar einigen Widerstand zu leisten, aber bald sahen sie unsere wohlbewaffnete Uebermacht und ergriffen die Flucht, wahrscheinlich um Verstärkung herbeizuholen. Als dieselbe ankam, war es jedoch schon zu spät. Die Bauern waren von einem panischen Schrecken ergriffen. Die meisten wehrten sich nicht einmal, sondern standen, vor Schreck gelähmt, wie versteinert da. Einige freilich eilten in die Häuser, um sich zu bewaffnen, aber gerade dadurch thaten sie uns den besten Dienst. Denn ehe sie wiederkamen, hatten wir schon den Raub ausgeführt. Den Gegenstand desselben bildeten lediglich die Frauen und Kinder. Diese waren in der Kirche selbst versammelt. Die Männer standen meist an den Thüren oder auf dem offenen Markte, von wo sie der Messe beiwohnten und alle Ceremonien mitmachten. Da diese uns nicht störten, so stellten wir eine Wache von 100 Mann aus und drangen in die Kirche ein. Ein jämmerliches Schauspiel erwartete uns dort. Die Frauen flüchteten sich schluchzend und weinend um den Hauptaltar, einige ergriffen die Gewande des Priesters, ihn um Schutz anflehend. Ueberall das Geschrei: „los Moros, los Arabes“ (d. h. die Mauren, die Araber), „Gesus Maria!“ „todos los Santos“ (alle Heiligen) und dergleichen Anrufungen. Indessen ihre Heiligen kamen den Frauen nicht zu Hülfe. Wir zwangen sie, unter Androhung augenblicklichen Todes, uns zu folgen, banden sie zu je sechs oder zu vier zusammen, und nun führten wir sie oder trieben wir sie vielmehr, einer geraubten Herde gleich, eiligst der Küste zu. Andere Beute suchten wir nicht zu machen, da zu viel Gefahr im Verzug war. Selbst diese wäre uns beinahe entgangen, denn kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, als eine Reiterschaar von etwa 50 Polizeisoldaten uns nachsprengte und uns die Beute abringen wollte. Da sie aber keine Flinten hatten und wir mit solchen versehen waren, so gelang es uns, fast ihre sämmtlichen Pferde zu tödten, worauf denn die meisten unter unseren Yataganen fielen. Andere ergriffen die Flucht, etwa 10 wurden gefangen gemacht, mußten aber später auch getödtet werden, da die kostbare Beute, die Frauen und Kinder, unsere ganzen Schiffsräume schon allein in Anspruch nahm, ja überfüllte.

Eilige Flucht wäre nun das Gerathenste gewesen. Aber leider war uns der Wind entgegen. Er war nur günstig, um nach Westen zu segeln, und dies wollten wir nicht. Zwar konnten die marokkanischen Häfen uns Sicherheit gewähren, aber wir hätten, um sie zu erreichen, unter den Kanonen von Gibraltar vorbei gemußt, und die Engländer durften

von unserm Unternehmen möglicherweise schon zur Zeit unseres Vorbeisegelns Kunde erhalten haben. So ungünstig war der Wind, daß wir uns gezwungen sahen, noch drei Tage im Schutze des Vorgebirges vor Anker zu liegen. Es ist mir noch heute ein Räthsel, wie es kam, daß unsere Schiffe während dieser Frist unbehelligt blieben und daß sie später ihren Rückzug in Sicherheit ausführen konnten. Nur durch die Kriegsereignisse, die damals alle Köpfe verwirrten, durch die noch sehr mangelhafte Organisation der spanischen Nationalregierung und vielleicht auch durch die Eifersucht zwischen englischen und spanischen Behörden, so daß letztere nur ungern erstere um Hülfe anriefen, kann ich mir die Rettung unserer Schiffe einigermaßen erklären. Ich sage „Rettung unserer Schiffe" und nicht „unsere Rettung", denn ich selbst sollte leider nicht mehr dabei sein, als unsere drei Schiffe mit einer so reichen Beute, wie seit lange kein Seeräuber, in Algier ankamen und unsere Gefährten dadurch zu großem Ruhm und sonst beispiellosem Vortheil gelangten.

Daß ich selbst nicht an ihrem siegreichen Einzuge theilnehmen konnte, daran war die Katastrophe Schuld, welche ich wohl mit Recht die traurigste meines Lebens nennen kann, eine Katastrophe, die mich zum äußersten Grade des Elends brachte. Während meine Gefährten ihren Triumph in Algier feierten, war ich, statt ihn mitzufeiern, als — Galeote auf einer spanischen Galeere angeschmiedet. Daß ich dahin kam, davon bildete ein großer Fehler die Ursache, den ich begangen hatte. Dieser Fehler war der, Girolamo zu meinem Naya gemacht zu haben. Als Naya hatte er mich schon oft in Gefahren verwickelt, meist freilich nur durch seinen Leichtsinn und durch jugendliche Heißblütigkeit. Nun aber sollte er sich auch noch als Verräther erweisen und zwar als der schwärzeste Verräther, indem er gerade das Gefühl, das er am meisten hätte hochhalten sollen, nämlich meine Freundschaft für ihn, benutzte, um mich zu verderben.

Der Hergang war folgender. An einem Abend der drei Tage, welche wir im Schutz des Vorgebirges an der spanischen Küste liegen bleiben mußten, kam Girolamo zu mir und forderte mich auf, an einem verwegenen Abenteuer theilzunehmen, das er am Festlande unternehmen wollte. Ich fragte ihn, um was es sich handele, und erfuhr daß es ihm in dem Mönchskloster, wo wir einen so reichlichen Weinvorrath gefunden, in jener Nacht, in welcher unsere Seeoffiziere alle Fässer zerstört hatten, gelungen sei, ein volles Weinfaß, und noch dazu, wie er sagte, mit dem besten Wein angefüllt, vor den Blicken unserer strengen Sittenrichter zu retten und zu verstecken. Dieses wollte er jetzt herbeiholen, und in diesem tollkühnen Wagniß bat er mich, ihm beizustehen. Obgleich mich nun die Aussicht auf so reichlichen Weingenuß zu jeder andern Zeit gereizt hätte, so war doch die Gefahr zu groß und das ganze Unternehmen zu unsinnig, um meinem Naya nicht aufs Bestimmteste von seinem Vorhaben abzurathen. Aber alle meine Vorstellungen blieben umsonst. Girolamo beharrte bei seinem verwegenen Vorsatze. „Wenn Du nicht mit willst, so führe ich das Wagniß ohne Dich und mit vier anderen Gefährten aus, die ich schon dafür angeworben habe," sagte er. Wirklich hatte er auch schon vier blutjunge Leute, zwei Novizen und zwei der jüngsten Matrosen, leichtfertige Burschen, denen die bloße Aussicht auf Weingenuß vor Freuden fast den Verstand raubte, für seinen Plan gewonnen. Mit dieser Bande durfte ich ihn nicht allein ziehen lassen, das verbot mir meine Pflicht als Naya. Da ich es ihm nun nicht ausreden konnte, so blieb mir nichts übrig, als ihn zu begleiten, um ihn, meinen Naya, zu beschützen und seine Gefahren brüderlich zu theilen, wie es das heilige Band der feierlichen Freundschaft mir zum Gesetz machte. Noch versuchte ich ein letztes Mal, ihn zum Aufgeben seines tollkühnen Wagnisses zu bewegen, aber auch dieser letzte Versuch scheiterte an seiner Hartnäckigkeit.

Wir brachen also spät am Abend zu Sechsen auf. Den Weg zum Kloster legten wir ohne Gefahr in der Dunkelheit zurück und fanden dieses, wenigstens anscheinend, noch unbewohnt. Girolamo stellte sich, als suche er nach seinem Weinfasse und entfernte sich unter diesem Vorwande einen Augenblick von uns. Bald jedoch kehrte er wieder und zwar nicht allein. Mit ihm kamen einige zwanzig Polizeisoldaten, die sich im Kloster versteckt gehalten hatten und schon längst mit Girolamo einig waren, um uns gefangen zu nehmen. Girolamo war nämlich mit ihnen bereits am Vorabend in verrätherische Verbindung getreten ueund hatte den ganzen Hinterhalt verabredet.

Wir sahen gleich, daß hier aller Widerstand vergeblich sei. Wir ließen uns deshalb ruhig gefangen nehmen. Mein Herz blutete, denn ich liebte meinen Naya, und der Kummer, in ihm einen Verräther zu finden, drückte mich tiefer zu Boden, als mein eigener hoffnungsloser Zustand, dessen ganze Tragweite ich noch nicht Zeit gehabt hatte, ins Auge zu fassen. Was mich besonders tief verletzte, war, daß ich mir nun sagen mußte, daß jene Freunde, die mir abriethen, Girolamo zu meinem Naya zu nehmen, und die mir die Gefahren davon vorgestellt hatten, doch im Recht gewesen waren. Ein Renegat wird eben nur in den seltensten Fällen ein aufrichtiger Moslem und ein wahrer Freund der Moslems. So lange er keine Gelegenheit findet, mit freien Christen zu verkehren und den Gläubigen einen Streich zu spielen, so lange scheint er zwar ein guter Moslem und treuer Freund. Aber wie der Löwe, selbst wenn jung gefangen und anscheinend gezähmt, nie ganz seine wilde Natur verliert, und im Moment des Erwachens derselben im Stande ist, selbst seinen Wohlthäter, aus dessen Hand er soeben noch gefressen hat, zu zerfleischen, so kennt auch der Renegat, der schon im Alter der Vernunft, wenn auch noch jung, übertritt (denn bei Kindern ist es etwas Anderes), keine wahre Anhänglichkeit an seinen neuen Glauben, keine Freundschaft für die Andersgläubigen, selbst wenn sie ihm noch so viel Gutes erwiesen haben, keine Dankbarkeit für ihre Wohlthaten. Kaum bietet sich ihm eine Gelegenheit, wieder zu seinem alten Volk und Glauben zurückzukehren, so vergißt er alle seine Schwüre und Pflichten, ja in den meisten Fällen begeht er noch Handlungen des Verraths an seinen treuesten Freunden, nicht etwa aus Haß, sondern bloß, um sich mehr Werth in den Augen derer beizulegen, zu denen er übertritt. Dies war auch Girolamo's Beweggrund. Nicht Haß konnte er gegen uns empfinden, denn er hatte nur Gutes von uns erfahren. Aber das schmutzige Interesse und der erbärmlichste Ehrgeiz machten ihn zum Verräther. Dies schien er selbst zu fühlen, denn man sah es ihm an, daß er keine rechte Freude über das Gelingen seines verrätherischen Planes empfand. Vielmehr senkte er das Haupt und schlich sich feige fort, als hätten unsere Blicke Vernichtungskraft für ihn besessen.

Welchen Lohn Girolamo für seine Schandthat empfing, weiß ich nicht. Eben so wenig, was später aus ihm geworden. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Was mich und die vier jungen Burschen betraf, so brachte man uns zuerst ins Dorf. Hier war ein fanatischer Volkshaufe versammelt, der uns die größten Verunglimpfungen in Wort und That zu Theil werden ließ, dann übergab man uns, schwer gefesselt, der Obhut einiger Polizeisoldaten, die Befehl hatten, uns nach Malaga zu bringen. Es war eine schreckliche Wanderung, die wir da antraten. Gefesselt an Händen und Füßen, kaum des Gehens fähig, wurden wir mit Kolbenstößen vorwärts gestoßen. Fielen wir, so traf uns die Peitsche, bis wir wieder aufstanden. Unsere Nahrung war das schlechteste

Brot, unser Trank stinkendes Wasser. Indeß die Qualen der gezwungenen Wanderung waren noch nichts gegen diejenigen, welche wir an den Ruhepunkten auszustehen hatten. In den Dörfern erwartete uns der fanatischste Pöbel, den ich je gesehen habe. Die gemeinen Spanier sind in ihrem Haß gegen die Moslems wahrhafte Teufel. Nie hatte ich eine solche thierische Wuth, einen solchen grimmigen, wahrhaft bestialischen Zorn gesehen, wie den, von welchem die Bewohner der von uns durchwanderten Dörfer gegen uns ergriffen schienen. Nicht nur die schmählichsten Schimpfwörter auf uns und, was der Moslem am tiefsten empfindet, auf unsern Glauben, nicht nur beschimpfende Handlungen, wie ins Gesicht spucken, mit Koth bewerfen, mußten wir erdulden, sondern auch den gewaltsamsten körperlichen Mißhandlungen waren wir ausgesetzt. Ja der Pöbel schien oft nahe daran, uns in Stücke reißen zu wollen. Aber das litten die Alguazils (Polizisten) nicht, denn sie hatten Befehl, uns lebendig auf die Galeere zu liefern. Aber keiner Mißhandlung, welche nicht mit unmittelbarer Lebensgefahr für uns verbunden war, wehrten diese Unmenschen, die man uns zu Wächtern gegeben hatte. Es war, wie wenn alle Teufel der Hölle gegen uns losgelassen wären, und wir waren schutzlos der grausamsten Unmenschlichkeit preisgegeben.

Wie ganz anders war damals in Algier das Benehmen der Moslems den gefangenen Christen gegenüber! Fanatismus kannten wir nur im Angesicht des freien Christen, der uns noch als Feind bekämpfte. Der gefangene dagegen fand bei uns niemals eine böswillige Aufnahme. Wurde ein Trupp neuer Sklaven eingebracht, so empfing sie kein Grimm, kein Jähzorn. Man freute sich über den Sieg des Islam und sah die Gefangenen als kostbare Trophäen desselben an. Sie erweckten lebhaftes Interesse, oft sogar Theilnahme. Niemals habe ich Handlungen des Fanatismus ihnen gegenüber gesehen. Aber die Spanier, von Natur schon nur zu sehr zum Zorn geneigt, sind durch ihre unduldsamen Priester dergestalt fanatisirt, daß sie die Grenzen alles Menschlichen bei der ersten, besten Gelegenheit überschreiten, wenn sie Andersgläubigen gegenüber ihren Ingrimm bethätigen können.

In Malaga kamen wir auf die Galeere, wo wir Tag und Nacht an der Ruderbank angeschmiedet blieben und natürlich das härteste Loos zu erleiden hatten. Aber dieses Loos war trotzdem noch eine Erleichterung gegen die unsäglichen Qualen, die wir auf der Wanderung durch die Dörfer durchgemacht hatten. Hier waren wir wenigstens allein mit unseren Wächtern und Mitsklaven. Obgleich wir Schläge und schlechte Behandlung erdulden mußten, so war doch unser Zustand Gold gegen den frühern.

Nur eine Prüfung war für uns Moslems sehr hart. Man gestattete nämlich der fanatischen katholischen Geistlichkeit, Bekehrungsversuche an uns anzustellen. Diese Versuche waren sehr sonderbar und ganz verschieden von dem, was man gewöhnlich von der Art und Weise, wie christliche Priester Andersgläubige zu bekehren suchen, erzählt. Die Christen sagen, daß ihre Priester meist nur durch Milde und Güte, durch freundliches Zureden und einsichtsvolle Gespräche die Andersgläubigen auf den nach ihrer Ansicht allein richtigen Weg zu bringen suchen. Von alle dem war hier jedoch keine Rede. Im Gegentheil, diese fanatischen spanischen Pfaffen schienen Schrecken und Furcht, Drohungen und Strafen als die einzig wirksamen Mittel der Bekehrung anzusehen. Gewöhnlich fingen sie ihre Gespräche damit an, daß sie uns mit einem Mistkarren von Schimpfwörtern überschütteten. Da wir dies natürlich nicht verstanden und ein früher in Tanger gefangener spanischer Matrose, der gut Arabisch sprach, es uns verdolmetschen mußte, so kamen die Schmähreden der Pfaffen sehr komisch heraus, denn in der arabischen Uebersetzung nahmen sie einen ganz andern Sinn an. Wenn sie uns zum Beispiel „Ihr Hunde von Moslems“ schimpften, so sagten sie nach ihrer Ansicht etwas sehr Hartes, denn „Moslem“ ist bei den Spaniern ein noch ärgeres Schimpfwort als „Hund“. Im Arabischen aber heißt „Moslem“ ein „Rechtgläubiger“, und der Ausdruck „Ihr Hunde von Rechtgläubigen“, wie die Verdolmetschung lautete, war so voll innern Widerspruches und so komisch, daß wir trotz unseres traurigen Zustandes nicht umhin konnten, zu lächeln. Eben so war es mit dem Worte „Seeräuber“, das wir täglich hören mußten. In arabischer Uebersetzung ließ sich dieses nur durch „Rhasy“ oder „Ghasy“ geben, und dies hat bei uns durchaus keinen beschimpfenden, sondern den ehrenvollen Sinn eines „Glaubenskämpfers, der den Ungläubigen Beute abjagt.“ Als die Priester sahen, daß sie mit der Einleitung nicht das Richtige getroffen hatten, schritten sie zu derberen Mitteln. Sie ließen uns von mehreren Sbirren gewaltsam in eine kniende Stellung bringen und befahlen uns dann, einige spanische oder vielleicht lateinische Sätze zu wiederholen, die sie uns vorsagten, während ein Wächter mit der Peitsche dabei stand und uns so lange prügelte, bis wir die Worte nachsprachen. Diese Worte waren, wie ich später hörte, Gebete, in denen wir Gott und die Jungfrau Maria, welche die Spanier anbeten, um Verzeihung baten, daß wir einem andern Glauben angehört hatten und dergleichen. Da aber für uns Moslems nur Gebete in arabischer Sprache Gebete sind, so wußten wir, daß wir durch die papageienmäßige Wiederholung dieser unverstandenen Worte unsern Glauben nicht verleugnen konnten. Wir wiederholten also lediglich um weiteren Strafen zu entgehen, diese Worte. Als ich sie mir später übersetzen ließ, konnte ich nicht umhin zu lachen. Denn auch sie nahmen sich in arabischer Uebersetzung aufs Unsinnigste widerspruchsvoll aus. In einem Gebet hieß es zum Beispiel: „O Maria, heilige Königin des Himmels, ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich bisher dem Islam ergeben war“ u. s. w. Nun heißt aber „Islam“ der „wahre Glaube“. Wir baten also Maria um Verzeihung, daß wir dem „wahren Glauben“ angehört hatten, und dergleichen Unsinn mehr.

Die Priester wurden durch unsere gezwungene Nachgiebigkeit zwar nicht milder gestimmt, beschimpten uns nach wie vor, aber sie begannen doch, uns mit anderen Augen anzusehen. Denn wir waren für sie plötzlich Gegenstände des Interesses geworden, nicht nur des geistlichen, sondern auch des weltlichen. Es stand nämlich für sie eine Belohnung darauf, wer einen Ungläubigen bekehrte. Daß wir uns nicht gutwillig bekehren ließen, sahen sie wohl ein. Eben so, daß jeder Religionsunterricht bei uns weggeworfen sein würde. Aber es kam ihnen auch gar nicht darauf an, daß wir überzeugte Christen würden. Wenn wir nur als solche erschienen und als Neubekehrte aufgeführt werden konnten, so war ihr Zweck schon erreicht. Man brachte uns also auf die eben beschriebene Weise so weit, d. h. man ließ uns so viele vorbereitende Gebete hersagen, bis die Priester erklärten, daß wir würdig seien, die Taufe zu empfangen, das heißt nicht uns erklärten sie dies. Wir selbst wußten gar nichts davon, daß wir getauft werden sollten, eben so wenig wie wir die Vorbereitung verstanden hatten. Hätte man uns gesagt, daß man uns taufen wolle, wir würden uns mit Händen und Füßen dagegen gesträubt haben. Uns mit Gewalt zu taufen, ging auch nicht an, denn wir mußten dabei wieder einige der bekannten Formeln murmeln, und dies hätten wir nicht gethan, wenn wir gewußt hätten, daß sie zur Taufe führen. Man mußte uns also überlisten. Eines Tages, als wir unter dem Commando der Priester und den Prügeln der

Wächter eben wieder einige Formeln gemurmelt hatten, wurden wir plötzlich Alle mit Wasser übergossen. Wir glaubten anfangs, das sei vielleicht eine summarische Art, die Sträflinge zu waschen, und hatten keine Ahnung davon, daß man uns in Masse durch Ueberschüttung getauft hatte, was freilich der sonst üblichen Praxis der Einzeltaufe widersprach. Aber in unserm Fall sah man von den Regeln ab. Erst einige Zeit später erfuhren wir, daß wir getauft wären und daß wir nun als Christen angesehen wurden.

Die Getränke der Indianer Guyanas.

Von **Ferdinand Appun.**

II.

Ein indianisches Paiwari-Trinkfest.

Heute Abend ist großes Trinkfest in der Niederlassung, und ich bin vor einigen Tagen bereits dazu vom Häuptling Paschiko eingeladen.

Die Bewohner einiger benachbarten Niederlassungen haben auch schon seit einer Woche vom Häuptling ihre Einladung zugeschickt erhalten, natürlich nicht vermittelst Karten, sondern in indianischer Manier, indem der Häuptling so viel Baumwollfäden auswählte, als er Freunde einzuladen gedachte, und in diese eben so viele Knoten knüpfte, als noch Tage bis zur Feier des Festes dazwischen lagen. Die jungen Leute der Niederlassung wurden dann mit einer mündlichen Einladung des Häuptlings an seine Freunde der nächsten Niederlassungen gesandt, einem Jeden derselben zugleich eine solche Knotenschnur überreichend, die der Empfänger sofort an seine Hängematte hängt, um jeden Morgen einen Knoten derselben abzuschneiden. An dem Tage, wo kein Knoten mehr vorhanden ist, treffen die Gäste sicher beim Trinkfeste ein. Der Häuptling selbst behält, um sich nicht zu verrechnen, eine ähnliche Knotenschnur zurück und löst jeden Tag einen der Knoten.

Bereits gestern Nachmittag trafen die Männer und Weiber der Niederlassung an ihren Körpern Vorkehrungen zum heutigen Feste, indem sie diese mit dem Safte der Lana (Genipa Caruto, H. B. et Kth.) aufs Sorgfältigste bemalten. Ich mußte auch dabei helfen.

Die Bewohner der Niederlassung hatten mir öfter bei meiner Aquarellmalerei und dem Skizziren zugeschaut und von meiner Kunstfertigkeit eine so hohe Idee bekommen, daß gestern Nachmittag mehrere junge Mädchen mich besuchten und baten, ihre Körper zum heutigen Feste aufs Schönste mit Lana zu bemalen. Natürlich fand ich mich dazu durchaus nicht abgeneigt, um so mehr als ich Farbe und Pinsel dazu geliefert erhielt, und der Grund, auf den ich zu malen hatte, immerhin interessanter war, als mit weißer Oelfarbe grundirte Leinwand oder Bristol-Paper.

Der färbende Saft der Lana wird aus der großen birnförmigen Frucht des Baumes gewonnen, die von den Indianern gekaut und deren Saft in eine Calabasse gespuckt wird, bis so viel davon beisammen ist, als das Bemalen einer Familie erfordert. Der Pinsel besteht aus einem Bäuschchen Baumwolle, das an das Ende eines langen, dünnen Holzstieles befestigt ist. Vermittelst desselben wird die Malerei mit dem anfänglich grünen Safte der Lana auf dem nackten Körper ausgeführt und tritt erst nach 10 bis 12 Stunden auf dem nackten Körper in dunkel violetter Färbung deutlich hervor; er beizt dermaßen in die Haut ein, daß sich die damit ausgeführten Zeichnungen erst nach 8 bis 10 Tagen allmälig verlieren und das sorgfältigste Waschen mit Seife sie in dieser Zeit nicht entfernen kann. —

Für meine Kunstschöpfungen in Lana wählte ich drei der schönsten Mädchen, die ich mit wahrem Künstlereifer bemalte. Der vordere Oberkörper und die Arme erhielten ihren Formen anpassende symmetrisch ausgeführte Figuren, während ich den Nacken und Rücken bis zu den Beinen in verschiedene Felder, in Art der pompejanischen Wandmalereien, theilte und in deren Mitte allegorische Figuren malte; die Beine malte ich in zierlichen Beinkleiderdessins mit dem nöthigen Gallon an der Außenseite. Weitere Anmeldungen zum Bemalen junger Indianerinnen wurden von mir nicht mehr angenommen, da ich mit den drei Auserwählten vollauf für den Nachmittag beschäftigt war. — — —

Heute bei anbrechendem Morgen entwickelte sich ein reges Leben in der Niederlassung.

In den Hütten, in die ich eintrete, finde ich deren Bewohner, besonders die weiblichen, mit der Festtoilette beschäftigt. Die Mütter bemalen die Körper ihrer Kinder vom zwölfjährigen bis zum Säugling, die Gesichter mit Punkten und verschieden geformten Linien von Caraweru *), den übrigen Körper mit Zeichnungen von Roucou **). Mitunter wird der Körper der älteren Kinder über und über mit Roucou eingerieben, während bei Säuglingen nur die Wangen rothe Punkte erhalten und deren Stirn völlig mit Roucou beschmiert wird. Die Malerwuth der Mutter ist jedoch hierbei noch nicht befriedigt, sie erstreckt sich bis auf die Hausthiere; Hunde erhalten rothe Brust und Bauch, den zahmen Affen, die als zur Familie gehörig betrachtet werden, werden die Gesichter mit Roucou gefärbt, selbst die niedliche Corototo (kleine Eule, Scops choliba, Orb.) wird aus dem dunklen Hüttenwinkel, wo sie jetzt gerade schläft, von den Kindern hervorgeholt und ihr Federkleid von der Hand der Künstlerin scharlachroth eingerieben.

Nichts entgeht dem rothen Anstrich, und ist Alles beendet, dann fährt die Künstlermutter mit ihren rothgetränkten, ölreichen Händen in die eigenen Haare, nicht um sie sich aus-

---

*) Caraweru, das aus den vertrockneten Blättern der Bignonia Chica, H. B. et Kth. im Wasser zu Boden fallende purpurrothe Satzmehl, das zum Gebrauche des Bemalens von den Indianern mit Hyawaharz (dem wohlriechenden Harz der Icica heptaphylla, Aubl.) gemischt wird.

**) Das die Samen umhüllende scharlachrothe Mark der Bixa Orellana, Lin., das behufs des Bemalens mit Craböl (Oel von den Samen der Carapa guianensis, Aubl.) versetzt wird.

zuraufen, sondern um mit dem Reinigen der Hände in solcher Weise zugleich den schwarzen Haaren einen röthlichen Schimmer zu geben, was gar nicht übel aussieht.

Die Erwachsenen haben nur ihr Gesicht zu malen, da sie bereits gestern ihren Körper mit dem Saft der Lana gefärbt haben.

In allen Hütten dasselbe Schauspiel; die Bewohner der Niederlassung erscheinen mir heute eine Rothfärberei-Actien-gesellschaft mit voller Haftpflicht der Actionäre.

Nach meiner Hütte zurückgekehrt, finde ich darin die drei gestern von mir mit Lana bemalten Grazien; ihre tättowirten Körper sehen superbe aus. Heute bitten sie mich, ihre Bemalung mit Caraweru und Roucou zu vollenden, was gestern nicht geschehen konnte, da die Oelfarben die Nacht über in der Hängematte verwischt worden waren.

Ich ziehe von ihren Mundwinkeln nach den Ohren zu einige feine, schön gebogene, durch einander sich schlängelnde Linien, röthe ihre Wangen ein wenig, ziehe dicht unter den Augenbrauen eine tief dunkelrothe, sanft gebogene Linie, und ihre reizenden Gesichter sehen dadurch noch einmal so schön und interessant aus! Dann fülle ich die auf ihren Rücken abgetheilten viereckigen pompejanischen Felder mit der rothen Farbe des Roucou aus, male die in deren Mitte befindlichen Allegorien vermittelst Cassadastärke weiß, und so gleichen die Mädchen, von hinten gesehen, lebend umherwandelnden, buntbemalten Ofenschirmen. Sie sehen aber jetzt wirklich reizend aus, ihre Gesichter haben durch meine Künstlerhand einen ungemein schwärmerischen, prächtigen Ausdruck erhalten, und sie selbst wissen dies, denn sie haben sich genug Male in meinem Spiegel beschaut, und trotzdem ihre einzige Kleidung nur in einem kleinen, einen Quadratfuß haltenden Schamschurz aus Glasperlen besteht, betrachten sie sich jetzt durch die Bemalung des Körpers als vollkommen bekleidet.

Als Lohn meiner Künstlerarbeit erhalte ich von Jeder die vorher accordirte Anzahl Küsse*), wobei mein Gesicht einen rothen Anstrich bekommt; dann springen sie lachend zur Hütte hinaus, um zu Hause ihren Festschmuck anzulegen. Nochmaliger Besuch von mir in den Hütten der Niederlassung.

Die Weiber haben ihre Malereien beendet und sind mit dem Backen einer Unzahl Cassadakuchen, dem Kochen von Fleisch und Fischen in Capsicumsauce beschäftigt, während die Männer, mit einem kleinen Spiegel vor sich, in den Hängematten sitzen, ihr Gesicht sorgfältig bemalen und sich wenigstens tausendmal mit dem Kamm durch die mit Craböl eingeriebenen Haare fahren, bis dieselben eine einzige pechschwarze Masse bilden. Die Eitelkeit der Indianer, besonders der jüngeren, geht oft über alle Begriffe, und eine unbeschreibliche Sorgfalt verwenden sie auf das Kämmen ihrer Haare, das mitunter eine halbe Stunde Zeit erfordert.

So kommt der Mittag heran, zu welcher Zeit sich die Männer in die Hängematten schlafen legen, während die Frauen noch unausgesetzt mit Kochen und Backen beschäftigt sind.

Um 3 Uhr Nachmittags ist Alles fix und fertig, die Kocherei ist beendet, die Männer erheben sich aus den Hängematten, verbessern etwaige, durch das Liegen in der Hängematte entstandene Derangements ihrer Bemalung, und Alles, Männer und Weiber, legt den Festschmuck an.

Und wirklich nicht übel präsentiren sich die schönen kräftigen Männergestalten in ihrem phantastischen Festschmuck!

Den Kopf mit der herrlich gefärbten Federmütze aus Papageienfedern, aus denen einzelne lange rothe Schwanzfedern des Arara (Macrocercus Macao und M. Ararauna) in die Höhe starren, geschmückt; die kurz abgeschnittenen Stirnhaare dick mit Roucou beschmiert, auf dem die feinen weißen Daunen des Panhi (Crax alector, Lin.) kleben, den kräftigen Nacken und die muskulöse Brust mit Ketten von Jaguar-, Caiman- und Peccari-Zähnen (Dicotyles torquatus, Cuv.) behängt, an denen große bunte Bündel von Bälgen des Pfefferfressers (Rhamphastos Toco, Gm. und R. vitellinus, Ill.), untermischt mit den blau und grünen der Nectarinia (Caereba cyanea und C. caerulex, Vieill.) und den glänzenden bronzeschillernden Flügeldecken des großen Prachtkäfers (Euchronia gigantea, Serv.) an einer rothgefärbten Baumwollenschnur auf den Rücken herabhängen; die Knöchel dicht umwunden mit weißen Glasperlen, während die Beine oberhalb der Waden mit Schnüren der ausgehöhlten Samen der Thewetia neriifolia, Juss., die bei jedem Schritte ein schellenartiges Geräusch hervorbringen, behängt sind; die Füße bis zum Knöchel, gleich rothen Schnürstiefeln, mit Roucou angemalt und dazu die bunte, nicht unschöne Bemalung des übrigen Körpers — dies ist das Bild eines Indianers in seinem Festschmuck, das den Fremdling in hohem Grade malerisch und interessant erscheint!

Und nun erst die Indianerinnen, besonders die jungen unverheiratheten, mit ihren schönen üppigen und trotzdem schlanken Gestalten, dem vollen, pechschwarzen, langen Haar, das ihre reizenden Gesichter mit den feurigen, schwarzen Augen aufs Schönste einrahmt! Eine Menge Schnüre rother, blauer und weißer Glasperlen, Geschenke ihrer Anbeter, hängen um ihren Nacken auf den vollen, herrlich geformten Busen herab; um den sammetweichen, schön gerundeten Oberarm, an den Hand- und Fußknöcheln sind Schnüre weißer Glasperlen festgewunden, und die kleinen Füße, gleich denen der Männer, bis an die Knöchel mit Roucou scharlachroth bemalt. Dies Alles, wie die sorgfältige, streng symmetrische Bemalung des Körpers, verleihen den Mädchen einen eigenthümlichen Reiz, der die höchste Potenz bei den von meiner Künstlerhand bemalten drei Grazien erreicht.

Ich bin stolz auf mein Kunstwerk, und die Mädchen wissen sehr wohl, daß sie in jeder Beziehung die Schönsten von Allen sind; sie sondern sich von ihren Gefährtinnen ab und ihre reizenden Gesichter zeigen einen hochmüthigen Ausdruck. —

Es ist 4 Uhr und eine Anzahl Indianer versammelt sich bei der Hütte des Häuptlings, in welcher das Fest vor sich gehen soll.

Paschiko, der Häuptling, tritt vor die Thür und blickt, nach indianischer Weise, nicht etwa auf die vor ihm Versammelten, sondern nach einem unsichtbaren Punkte am Himmel, während er sich mit den Umstehenden unterhält.

Sein Festcostüm sieht seltsam genug aus. Auf seinem Kopfe sitzt, in ziemlich aufrechter Stellung, die verwaiste Hutkrempe eines längst dahingeschwundenen Cylinders, die sein Gesicht gleich einem Heiligenschein umgiebt; sein Oberkörper steckt in dem, ihm von mir geschenkten englischen rothen Uniformrock, der ihm jedoch viel zu klein ist, so daß die nackten Hände lang aus den engen, kurzen Aermeln hervorschauen und an Zuknöpfen desselben über der roth bemalten Brust nicht zu denken ist. Dies ist, außer dem blauen Schamschurz von Salempores, der gleich einem langen Schwanze unter dem Rocke hervorschaut, die ganze Bekleidung des Häuptlings; seine nackten Beine sind mit Lana schwarz gefärbt. In der Hand hält er ein sonderbar aussehendes Instrument, einen einstigen Regenschirm, ebenfalls ein Geschenk von mir, von dem der Zahn der Zeit in traulichem Verein mit Ratten und Mäusen, den Ueberzug zernagt hat, so daß er jetzt einzig und allein auf das Gestell

*) Diese schöne Sitte wurde von mir bei den Indianern eingeführt, da sie bei ihnen vor meinem Erscheinen nicht Mode war.

reducirt ist, das von Paschiko in prahlerischer Weise öfters auf- und zugeklappt wird.

Der eben aus der Hütte tretende erwachsene Sohn des Häuptlings sieht nicht minder seltsam aus. Sein ganzer Körper, bis auf die Kopfhaare, zeigt sich im intensivsten Scharlachroth, während das Gesicht von der Stirn bis zur Nasenspitze mit Cassadastärke weiß, der untere Theil desselben jedoch schwarz gefärbt ist. Er gleicht von vorn einem norddeutschen Grenzpfahle, von hinten dem rosenfarbenen Geiste.

Doch welch sonderbare Gestalt wälzt sich jetzt aus der Hüttenthür, kaum daß sie bei ihrem Umfange aus dem engen Ausgange sich drängen kann! Der Häuptling mit seinem Gefolge muß der umfangreichen Figur Platz machen.

Endlich erkenne ich sie, Paschiko's Weib. Aber in welchem Aufzuge!

Ueber dem bloßen, nur mit dem Schamschurz bekleideten Körper trägt sie eine, an den defecten Stellen mit Schlingpflanzen zusammengebundene Crinoline, die sie anstatt um die Hüften, gleich einem Mantel, um den Hals befestigt hat und in dieser Tracht einem neuseeländischen Maori gleicht. Ihre langen Haare liegen rings über die Crinoline ausgebreitet, während die dicken nackten Beine unter derselben hervorschauen; die ganze Gestalt sieht einem jener tropischen Pilze (Thelephora speciosa, Fr.) mit durchlöchertem Hute ähnlich.

Die Crinoline hat Paschiko bei einer Reise nach der Küste von einer der Heidenbekehrung sich widmenden Lady erhalten, um sie seiner Frau als erstes Zeichen der Civilisation anzulegen; leider vergaß aber die mildthätige Lady, dem Häuptlinge den Gebrauch der Crinoline zu zeigen, so daß die einfältige Indianerin den untrüglichen Beweis der Civilisation um den Hals geschnallt trägt.

Eine seltsame Musik ertönt jetzt außerhalb des Dorfes und kommt immer näher und näher.

„Paiwa! Paiwa!" schreien die Macuschis der Niederlassung und rennen eilig vor ihre Hütten, um die sich mehrende Gesellschaft anzustaunen.

Und seltsam genug ist sie anzuschauen.

Ein langer Zug Indianer, einer hinter dem andern, bewegt sich langsam im Dorfe dahin. Sie sind sämmtlich maskirt, in die noch unentwickelten, hellgelben Wedel der Maripapalme, die künstlich entfaltet sind, dermaßen eingehüllt, daß man nicht das Geringste ihres Körpers erblicken kann. Vom Kopf, Hals und Leib herab hängen die langen Fiederblätter und lassen die ganze Gestalt in einem leuchtenden Gelb erscheinen. Voran ziehen die Musiker, mit Trommeln, Maraccas und dünnen hohlen Stämmen der Cecropia, denen sie fagottähnliche Baßtöne entlocken und dadurch einen übernatürlichen Lärm verursachen. Es sind die zum Trinkfeste eingeladenen Indianer der benachbarten Niederlassungen, die nie anders als in dieser Art maskirt zu dem großen Feste, das von den Macuschis „Paiwa" genannt wird, erscheinen.

Der lange maskirte Zug, ebenfalls „Paiwa" genannt, bewegt sich langsam von Haus zu Haus, umtanzt jedes derselben und bleibt dann unter ohrzerreißender Musik vor dem Eingange jeder Hütte stehen, um von deren Bewohnern reichlich mit Paiwari tractirt zu werden.

Zu allerletzt, bereits angetrunken, erscheinen sie vor der Hütte des Häuptlings, in welcher das Trinkfest stattfinden soll und werden eingeladen, in die Hütte einzutreten, um sich durch Speise und Trank zum Feste vorzubereiten.

Während dieser Zeit, bis zum Beginn des Festes, werden in der Hütte des Häuptlings die mannbar gewordenen Söhne und Töchter der Bewohner einer schmerzhaften Operation ausgesetzt, um ihren Muth und ihre Standhaftigkeit in Ertragung von Schmerzen zu prüfen und sie würdig zu machen, in die Gesellschaft älterer Indianer aufgenommen zu werden.

Der Piai (Zauberer und Arzt) der Niederlassung hat ein viereckiges, aus den feingeschnittenen Stengeln der Calathea netzartig ineinander geflochtenes, etwa einen Fuß im Durchmesser haltendes Instrument in der Hand, in dessen enge Maschen wohl an 60 bis 80 große, aufs Heftigste beißende Ameisen eingezwängt sind, so daß ihre mit langen Zangen bewaffneten Köpfe auf der einen Seite des Netzes sich befinden, während auf der andern ihre Leiber herabhängen.

Zuerst müssen die Knaben der Operation sich unterwerfen und werden nach einander dem Piai vorgeführt. Dieser sprudelt dreimal aus seinem Munde Paiwari auf die bereits gereizten Ameisen, um sie noch wüthender zu machen, und drückt dann das Instrument mit der Seite, auf welcher die Köpfe der Ameisen sich befinden, an den bloßen Körper des Indianerknaben, es so lange darauf ruhen lassend, bis die zornigen Ameisen sich in das Fleisch eingebissen haben, eine Operation, die bei der Menge großer Ameisen im höchsten Grade schmerzhaft sein muß, da der Biß einer einzigen solcher Ameise bereits Anschwellungen und heftige Schmerzen beim Menschen zur Folge hat.

In dieser Art werden Arme, Brust, Unterleib, Rücken, Hintertheil, Schenkel und Waden der bedauernswerthen Opfer den schmerzhaftesten Bissen der wüthenden Ameisen ausgesetzt, und der Knabe darf dabei seine Miene nicht verziehen, nicht den mindesten Schmerzenslaut ausstoßen.

Noch um Vieles furchtbarer ist diese Operation für die Mädchen, die, in die Mannbarkeit eingetreten, bereits schon einen so üppigen Körperbau aufweisen, als eine Europäerin von 20 Jahren.

In aller Ruhe müssen sie die Bisse der gereizten Ameisen am Busen und an anderen zarten Theilen ihres Körpers aushalten, und ich zählte nicht weniger als 22 Male, daß der Piai das Marterinstrument an verschiedene Körperstellen eines einzigen Mädchens drückte.

Ich konnte nicht genug die Standhaftigkeit eines bildschönen, äußerst üppigen Macuschimädchens bewundern, mit der sie diese furchtbare Qual ertrug. Die Lippen fest zusammengekniffen, stand sie während der barbarischen Operation da, nur als der Piai die Ameisen auf die vollen Oberarme und Schultern, den Busen, Unterleib und die Schenkel drückte, zuckten ihre Mundwinkel krampfhaft zusammen.

Der geringste Schmerzenslaut, die schmerzhafte Verzerrung des Gesichtes macht das unglückliche Opfer unfähig, in den Verein der Aelteren aufgenommen zu werden, es muß sich bei späteren Trinkfesten und zwar so oft dieser Operation unterwerfen, bis es dieselbe standhaft, ohne das geringste Anzeichen von Schmerz, ertragen kann. —

Es ist 6 Uhr, die Zeit des Sonnenunterganges in den Tropen und des Beginnes des Trinkfestes.

Ich begebe mich nach der Hütte des Häuptlings.

Das Innere der großen, runden, ohne jegliche Fensteröffnung sich befindenden Hütte ist ungemein dunkel, und zahlreich darin angezündete Feuer erhellen nur spärlich den weiten Raum.

In ihrer Mitte befinden sich drei große, auf Stangen befindliche brennende Haufen Simiriharzes*) und verursachen einen betäubenden Rauch.

Hier stehen auch die langen, canoeartigen, mit Paiwari gefüllten, in ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Tröge; es sind deren drei, ein Zeichen, daß das Trinkfest drei Nächte

---

*) Harz von Hymenae Courbaril, Lin. (Animéharz).

in Anspruch nehmen wird, da in jeder Nacht der Inhalt eines solchen, 120 bis 130 Gallons fassenden Troges ausgetrunken werden muß.

Eine große Menge Hängematten sind ringsum in der Nähe der Hüttenwände aufgeschlungen. Ich habe meinen holländischen Diener, einen leidenschaftlichen Liebhaber des Paiwari, mitgebracht, der mich, der ich ein abgesagter Feind des ekelhaften Getränkes bin, beim Trinken vertreten muß.

Aus allen Erdtheilen.

Aus den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in London.

In der Sitzung, mit welcher am 15. November das Vereinsjahr eröffnet wurde, gab Roderich Murchison eine Uebersicht der neuesten geographischen Forschungen und einiger Reisen, welche für die Wissenschaft von Interesse sind.

Zunächst erwähnte er G. W. Hayward's, dessen Expedition in Central-Asien, wie unsere Leser wissen, ein so unglückliches Ende nahm. Der Reisende hat eine Specialkarte der Landschaft Yassin und der umliegenden Regionen eingeschickt; er hatte dieselbe entworfen, als er im verflossenen Februar seine erste Wanderung in den Thälern jener Gegend unternahm. Die Briefe, welche von Hayward eingegangen sind, fallen in die Zeit zwischen dem 17. Februar und dem 21. Mai. Aus denselben geht hervor, daß er gegen Ende des verflossenen Jahres von Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, aufbrach, und über Iskardo in das Hochthal von Gilgit am obern Indus gelangte. Dort verweilte er einige Zeit und ging dann zwischen den Schneeketten weiter aufwärts im Industhale bis Yassin, wo er Ende Februar ankam. Der dortige Häuptling Mir Walli Chan (Meer Wulli Khan nach der schlechten englischen Schreibart) empfing ihn ungemein freundlich und versprach ihm, in jeder Weise behülflich zu sein. Er wollte ihm eine Bedeckung geben, damit der Reisende sicher über den Darkot-Paß in die Region des obern Oxus gelange. Während seines Aufenthaltes in Yassin machte er Ausflüge nach den Thälern der verschiedenen Nebenflüsse, welche sich in den Indus ergießen; auf denselben kam er bis an den Fuß der Pässe, welche gen Norden hin nach Wakhan, nach Westen hin gen Tschitral führen. Die Pässe selbst waren noch mit Schnee bedeckt und nicht zu passiren; Hayward zog jedoch möglichst viele Erkundigungen ein und ging dann nach Kaschmir zurück, wo er bis Mitte Sommers blieb. „Er hatte sich für die Sache der Bergbewohner von Gilgit und Yassin interessirt," welche, seiner Meinung zufolge, von ihren Eroberern, den Kaschmiris, bedrückt würden. Zu Ende des Juni ging er wieder nach Yassin (doch ist sein letzter Brief datirt: Gilgit, 5. Juli). Während seines dortigen Aufenthaltes in den Wintermonaten hatte er Vocabularien der Gebirgsstämme gesammelt, außerdem auch topographische Notizen über mehrere Thäler, welche er nicht selber besuchen konnte, z. B. jene der Hönza, Nagar und Dilail. Einzelne Berggipfel zwischen den Thälern haben eine Höhe von 25,000 Fuß. Die nach Norden führenden Pässe gehen alle nach dem obern Oxus und nicht zu den Nebengewässern des Yarkandflusses, und Hayward ermittelte, daß die Gebirgskette, welche die Ebene von Yarkand begrenzt, bisher auf den Karten viel zu weit nach Westen hin eingetragen worden ist. Die Karten Hayward's werden von der geographischen Gesellschaft veröffentlicht werden.

H. Rawlinson gab dann nähere Nachrichten über das tragische Ende des Reisenden. Es liege kein Grund zu der Annahme vor, daß der Radscha von Kaschmir bei dieser Angelegenheit irgendwie betheiligt sei. Hayward ist, wie schon gesagt wurde, auf seiner ersten Reise vom Häuptling in Yassin freundlich aufgenommen worden; was zwischen derselben und seiner Wiederankunft im Juli vorgegangen ist, wissen wir nicht; wir kennen die Beweggründe nicht, weshalb Mir Walli Chan's Gesinnungen sich geändert haben; so viel jedoch ist ausgemacht, daß der Wesir dieses Häuptlings mit dem Reisenden eng befreundet war und daß vielleicht dadurch die Eifersucht Mir Walli's geweckt wurde. Möglicherweise ist auch seine Habgier rege geworden, und es hat ihm daran gelegen, die Sachen des Fremden sich anzueignen. Als dann Hayward nach Darkot unterwegs war, schickte Mir Walli ihm mehrere Bewaffnete nach. Indeß hatte der Reisende wohl Verdacht geschöpft und schon auf der Wanderung seinen Leuten eingeschärft, die Waffen stets in Bereitschaft zu halten. Er hatte während eines jeden Nachtlagers geladene Pistolen neben sich liegen und hielt selber Wacht. Als er einmal gegen Morgen eingeschlummert war, fielen die Bewaffneten Mir Walli's aus einem Hinterhalt hervor, packten ihn, zogen ihn an einem Stricke, welchen sie ihm um den Hals geschlungen, aus seinem Zelte und steinigten ihn zu Tode. Ein gleiches Schicksal hatte sein Munschi (Secretär). Nun liegt Hayward in jener Wildniß unter einem Haufen Steine begraben. Aber Mir Walli hat keinen Vortheil von dieser Missethat gehabt. Die Häuptlinge und die Stämme der Nachbarschaft waren empört über diesen Mord, und der Verbrecher mußte entfliehen. Zuerst fand er in Badachschan ein Unterkommen; als auch dort seines Bleibens nicht war, entfloh er zu seinem Oheim, der Häuptling von Tschitral ist, und von dort ist er nach einem Schlupfwinkel irgendwo im Gebirge entkommen. Man stellte ihm nach, hoffte ihn einzufangen und will ihn mit dem Tode bestrafen.

(— Die Landschaften, deren in dem vorstehenden Bericht erwähnt wird, sind im Allgemeinen noch wenig bekannt; nur Ladakh, wo der wichtige Handelsort Leh Hauptstadt ist, kennen wir näher durch ein vortreffliches Werk Alexander Cunningham's: „Ladak, physical, statistical and historical, with notices of the surrounding countries," London 1854. Es ist eines der wichtigsten Passageländer Asiens und hat in unseren Tagen an Bedeutung ungemein gewonnen. Den Engländern liegt viel daran, im eigentlichen Centralasien, insbesondere auch in Ostturkestan, Absatz für ihren Himalayathee und europäische Fabrikate zu finden; sie wollen dort der Concurrenz der Russen, welche Westturkestan, die sogenannte kleine Bucharei, seit 1864 theils mittelbar, theils unmittelbar beherrschen, mit Nachdruck begegnen. Ostturkestan ist nun von China unabhängig; der mächtigste mohammedanische Häuptling ist Atalik Ghazi, welchem die beiden wichtigsten Handelsstädte jener Region, Kaschgar und Yarkand, gehören. Er glaubt sich, insbesondere an der Grenze von Kaschgar, durch die Russen, welche dort Forts gebaut haben, bedroht. Wir haben früher ausführlich im „Globus" berichtet, welche Aufnahme Hayward und Shaw im vorigen Jahre in Yarkand fanden; sie waren Vorläufer für Forsyth, der 1870 im speciellen Auftrage der indischen Regierung eine Expedition dorthin unternahm; über den Erfolg derselben soll weiter unten geredet werden.

Die gangbaren Pässe, welche der Handelszug zwischen dem nordwestlichen Indien, dem Pendschab, über die Gebirge folgen muß, führen theils durch Ladakh (Mitteltibet), theils durch Balti; beide Länder sind dem Maharadscha von Kaschmir unterworfen. Balti, das auch als Klein-Tibet bezeichnet wird, ist ein Hochland am obern Indus, welcher dasselbe auf einer Strecke

von etwa 40 deutschen Meilen durchzieht; die Breite mag etwa 15 Meilen betragen. Es liegt südwestlich vom Karakorumgebirge, und Skardo oder Iskardo ist die Hauptstadt, 6000 Fuß über dem Meeresspiegel. Ladakh liegt südöstlich von Balti, zwischen dem Himalaya und dem Karakorum, und wird gleichfalls vom obern Indus durchströmt.

Nur der wesentliche Theil von Balti ist im eigentlichen Besitze des Herrschers von Kaschmir, weiter nach Westen hin sucht er die verschiedenen Häuptlinge zu unterwerfen. Man bezeichnet diese westliche Grenzregion als Dardistan. Zu Balti rechnet man auch Gilgit, westlich vom Indus, wo Goldstaub als Umlaufsmittel gilt. Die Einwohner sind Darden, schiitische Mohammedaner; sie reden die Schina-Sprache und verarbeiten Päschm, die Wolle der sogenannten Kaschmirziege; das Product kommt von Yarkand. — Südwestlich von Gilgit liegt Tschilas, gleichfalls von Darden mit Schinasprache; sie verstehen aber auch das Afghanische (Puschtu). — Tschitral liegt näher dem Hindukoh und gehört zum Stromgebiete des Kabul; die Einwohner sind schiitische Darden mit Arnija-Sprache. Von dem Hauptorte laufen Straßen nach Peschawer, Badachschan und Yarkand. Das Hoflager des Häuptlings befindet sich in Yassin. Am obern Laufe eines dem Gilgit zuströmenden Flusses sind die Landschaften der Hönza oder Kandschat und der Nager oder Bardsches; beide Stämme sind Darden mit Chadschuna-Sprache.

Der Leser wird sich nun auf der Karte orientiren können. In ethnologischer Beziehung bietet Dardistan viel Interessantes dar. Genaueres darüber haben wir erst in der allerneuesten Zeit durch unsern Landsmann, den Missionär Leitner, erfahren, welcher in der anthropologischen Gesellschaft zu London einen ausführlichen Bericht über seine Reisen in jenen Gegenden abgestattet hat. Wir werden den wesentlichen Inhalt derselben in einer unserer nächsten Nummern mittheilen. — A.)

Die Expedition, welche Douglas Forsyth zum Atalig Ghazi nach Kaschgar unternahm, ist in politischer Beziehung ohne das gewünschte Resultat geblieben. In einem Briefe aus Schadullah, am Fuße des Kuen lün, meldet er, daß er nichts habe ausrichten können, weil der Atalig Ghazi nicht in jener Stadt, sondern auf einem Kriegszuge im Nordosten begriffen gewesen sei. Dr. Cayley, der Forsyth bis nach Schadullah begleitete, hat zwischen diesem Punkte und dem berühmten Tschangtschemmo-Passe während seiner Rückreise nach Ladakh geographische Forschungen in Betreff der Handelsstraßen angestellt. —

Livingstone ist noch immer verschollen. Ein Brief Dr. Kirk's aus Sansibar vom 29. August meldet, daß dort viele Handelsleute aus dem Innern angekommen seien; sie alle meinten, daß Livingstone wohl irgendwo im Innern sei, etwa in Karagueh oder in Udschidschi; sie wußten also nichts von ihm. Bekanntlich sind von Sansibar aus Vorräthe aller Art für ihn nach dem Tanganyika-See geschickt worden.

Sherard Osborne hat eine „Geographie des Meeresbettes" entworfen. Schiffslieutenant C. G. Musters hat 14 Monate unter den Patagoniern an der Ostseite der Andes zugebracht und Gegenden durchzogen, in welche vor ihm kein Europäer gekommen ist. — John Forrest ist vom Schwanfluß in Westaustralien nach Adelaide in Südaustralien überland gegangen; Charles Brown, welcher Britisch Guyana geognostisch erforscht, hat an einem der Nebenflüsse des Essequibo einen prächtigen Katarakt entdeckt, dessen Höhe nicht weniger als 730 Fuß beträgt.

Die Sträflingsansiedelungen auf den andamanischen Inseln.

Die Eilandgruppe der Andamanen liegt bekanntlich im östlichen Theile des bengalischen Meerbusens, nördlich von den Nikobaren, und ist von einer auf einer sehr tiefen Stufe stehenden Race schwarzer Eingeborenen bewohnt. Dort haben die Engländer eine Sträflingsniederlassung auf Süd-Andaman, an der Ostküste, beim Port Blair. Einer ihrer Oberbeamten ist ein Herr Friedrich Adolf v. Röpstorff. Derselbe hat an den „National Prison Congreß", welcher im October zu Cincinnati abgehalten wurde, einen Bericht erstattet („Newyork Tribune", 19. October), welchem wir die folgenden Angaben entnehmen.

Unter der Bezeichnung Port Blair werden die sämmtlichen Sträflingsansiedelungen begriffen. Auf jeder der drei im Hafen liegenden Inseln befindet sich eine solche; mehrere andere liegen am Ufer des Hafens und auch an der Westküste; im Ganzen sind ihrer zwölf. Die ersten Sträflinge waren Leute, welche sich an der großen Sipahimeuterei in Indien betheiligt; sie kamen 1857; nach und nach brachte man auch andere Verbrecher und auch einige politische Gefangene. Früher schickte man nach Port Blair manche zu längerer Freiheitsstrafe Verurtheilte, seit Jahren werden aber nur solche dahin geschafft, welche auf Lebenszeit verurtheilt worden sind. Die acht Oberbeamten beziehen eine Besoldung von zusammen 30,280 Dollars; unter ihnen stehen 6 freie Aufseher und 419 Aufseher, welche selber Sträflinge sind.

Der Sträfling hat nur etwa den fünften Theil so viel zu arbeiten, was ein freier Mann arbeiten wird. Jede einzelne Rotte besteht aus 25 Mann und hat einen Sträflingsaufseher. Einzelhaft ist völlig ausgeschlossen. Als Strafen wendet man an: Peitschenhiebe, Geldbuße und spärliche Kost, aber Strafen kommen überhaupt nur selten vor. Ein Ethnolog kann alle möglichen Völkertypen des fernen Ostens beobachten. Da sind stämmige Burschen aus dem Pendschab, welche in Europa recht gut Gendarmen abgeben könnten, und man nimmt sie gern zu Aufsehern, obwohl man weiß, daß sie gar zu gern ausreißen möchten. Die kleingewachsenen Tamulen aus Madras bilden jenen vierschrötigen Pendschabis gegenüber einen schroffen Gegensatz; sie sind schmutzig und diebisch, aber gute Arbeiter. — Man sieht auch „Pharisäer" (?), welche eine Kappe von Goldbrocat tragen, wenn sie die Sonne anbeten; — Kulis aus verschiedenen eingeborenen Stämmen aus den Gebirgen des südlichen Indiens, die weder Religion noch Gesetze kennen und sich doch nun dem Zwange der letzteren fügen müssen. Da geht auch ein mohammedanischer Oberpriester mit dichtem, langem Vollbart; er ist ein politischer Gefangener, der in Indien sich in eine Verschwörung eingelassen hat. Man sieht Inder, welche den Schnauzbart bis hinter die Ohren hinaufgezogen haben; auf der Stirn haben sie das Ram-Ram-Zeichen; sie sind verlogene Leute, und viele bemalen sich ihr Gesicht in abscheulich häßlicher Weise. Zu diesen Orientalen kommen noch Europäer, Amerikaner, Neger aus Westindien, Canadier und Mischlinge verschiedener Art, meist Eurasier, d. h. Abkömmlinge von weißen Vätern und indischen Müttern. Sie wollen Christen heißen und werden als Aufseher, Schreiber und dergleichen verwandt, sind jedoch eine verlogene, dem Trunk ergebene Gesellschaft ohne Moral oder Charakter.

Von der Gesammtzahl aller Sträflinge können 93 Procent weder lesen noch schreiben, und die Versuche, sie zum Christenthum zu bekehren, scheitern alle. Die Sträflinge haben sehr häufig Versuche zur Flucht gemacht, sie sind ihnen aber kein einziges Mal gelungen. Die Gefangenen dürfen allmonatlich Briefe nach Indien abschicken und durchschnittlich gehen 2000 derselben ab. Die Gestorbenen wurden von ihren Landsleuten ihren Religionsgebräuchen gemäß begraben, respective verbrannt. Für die Europäer und Amerikaner ist eine Bibliothek vorhanden. Im Jahre 1868 betrug die Zahl der Sträflinge 7885, wovon 448 weiblichen Geschlechts. Die Arbeitsstunden sind Morgens von 6 bis 11, Nachmittags von 2 bis 6 Uhr.

Von der afrikanischen Westküste. Die Postdampfer, welche im Süden des Aequators fahren, berühren auch die Häfen Loanda, Ambriz, Kinsembo, Ambrisette, Landana, Congo, Blackpoint, Gaboon, Fernando Po. Sie fahren auch in den Bonny hinein, berühren dann das wichtige Lagos und mehrere Plätze an der Guineaküste. Südlich vom Aequator bildet die Erdmandel (Arachis), welche in der Oel-

fabrikation von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung gewinnt, das Hauptproduct für den Handel; im laufenden Jahre ist aber die Ernte dort sehr schlecht ausgefallen. — Die Schiffer müssen in den südlichen Häfen wohl auf der Hut sein, um sich vor räuberischen Ueberfällen der Schwarzen zu sichern. So bringt der Dampfer „Sudan", welcher am 4. October Congo verließ und am 13. November Liverpool erreichte, einen Bericht über einen der nicht seltenen Conflicte mit den Negern. Ein englisches Barkschiff lag im Congoflusse und wurde ans Ufer getrieben. Sofort kamen die Eingeborenen an Bord, fingen Streit an und erschossen den Supercargo. Es gelang sie zu vertreiben und das Schiff wieder flott zu machen. Dann begab sich, was bei derartigen Gelegenheiten nicht auszubleiben pflegt. Der britische Kriegsdampfer „Perth" fuhr in den Congo und verbrannte alle Dörfer, deren Einwohner in dem Verdachte standen, bei dem Ueberfalle betheiligt gewesen zu sein.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Obopoflusse. Ein Palmölschiff, die Brigg „Locomotive", lief beim Einfahren auf der Barre fest und konnte nicht wieder abkommen. Die Mannschaft ging ans Land; sofort fielen die Neger über das Fahrzeug her, sprengten die Luken und fingen regelrecht zu plündern an. Ein Theil der Ladung bestand in Pulver; die Engländer treiben systematisch den Unverstand so weit, daß sie den wilden Barbaren Schießbedarf und Gewehre verkaufen. Die Neger gingen unvorsichtig mit dem Feuer um und es erfolgte eine fürchterliche Explosion, welche das ganze Schiff zertrümmerte und mehr als einem halben Hundert Schwarzer das Leben kostete. Die Häuptlinge am Obopo, unter denen Dscha dscha der vornehmste und ein sehr kriegerischer Mann ist, monopolisirten dort den Handel mit Palmöl, während sie mit dem „König" Oko Dschumbo in Fehde liegen, welcher keinem Andern erlaubt, am Bonnyfluß Handel zu treiben. Am Kalabar dauert die Anthropophagie fort.

Aus dem russischen Reiche.

Die Ergebnisse der Bergwerksindustrie in Rußland 1868. Eine Uebersicht derselben ist von Herrn Skalkowski in St. Petersburg zusammengestellt worden. An Gold wurden ausgewaschen 1711 Pud und an Rohplatina 122 Pud. Die Quantität der gewonnenen silberhaltigen Erze belief sich auf 2,857,436 Pud, der Kupfererze auf 8,047,153 Pud, der Eisenerze auf 40,390,005 Pud; die Ausbeute an Steinsalz betrug 27,532,151 Pud, an Naphta 1,753,984 Pud, an Salz 36,842,696 Pud. Aus diesen Erzen wurden bereitet 1,812,544 Pud Gußeisen und Gußeisenfabrikate; 10,513,860 Pud Stangen- und Schieneneisen; 3,137,009 Pud verschiedenes Platteneisen und 461,086 Pud verschiedener Eisenfabrikate. Die gesammte Bergindustrie hat im Jahre 1868 Producte im Werthe von circa 65 Millionen Rubel zu Tage gefördert. In den angegebenen Zahlen fehlen noch die Notizen über die Zinkerze und die Eisenausbeute verschiedener Fabriken, namentlich Finnlands. Die Resultate der Betrachtungen Skalkowski's sind folgende: Die Goldwäschereien liefern von Jahr zu Jahr reichere Ausbeute; die Silberausbeute verringert sich aber, da die Hauptgrube im Altai erschöpft ist. Der Kupferbau entwickelt sich im Kaukasus und der Kirgisensteppe, sinkt wegen der ausländischen Concurrenz in dem Ural. In der Eisen- und Gußeisenproduction ist beinahe keine Bewegung, nur in der Umgegend von Petersburg hat sich die Production gesteigert; die Zinkausbeute im Zarthum Polen verspricht einen Aufschwung zu nehmen; bedeutend gehoben hat sich der Bau auf Steinkohlen; außer dem Donetzlager ist wichtig die Auffindung von Steinkohlen auf der Halbinsel Mangyschlak am Kaspischen Meere; die Naphta-Ausbeute hat sich wenig gehoben, die Salzproduction war großen Schwankungen ausgesetzt.

Der Mineralreichthum Turkestans. Wir meldeten vor einiger Zeit, daß eine russische Expedition bis in das Quellgebiet des Flusses Serafschan (an welchem Samarkand liegt) vorgedrungen sei. Jetzt hat der Bergingenieur Myschenkow Folgendes in der zu Taschkent erscheinenden „Turkestaner Zeitung" veröffentlicht: „Auf der ganzen Strecke, die die Expedition zurücklegte, fanden wir Gold, Alaun und Schwefel. Gold findet sich fast dem ganzen Lauf des Serafschan entlang in kleinen Körnchen und dünnen Plättchen; dieses Metall wird also entweder durch die Fluthen des Serafschan herabgetrieben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, aus den Conglomeraten, welche stellenweise die Ufer dieses Flusses bilden, ausgewaschen. Im Ganzen ist aber das Ergebniß der Goldwäschereien ein sehr geringes; ein Artell von vier Personen gewinnt unter glücklichen Verhältnissen nicht mehr als 3 Kokan oder 60 Kopeken täglich. Auch beschäftigt sich mit dieser Industrie die nichtgrundbesitzende Classe der Bevölkerung. Die Alaunproduction bildet an einigen Orten nächst dem Landbau den ergiebigsten Erwerbszweig. Jeder, der sich damit beschäftigen will, erhält vom Beg die Erlaubniß, wofür er monatlich 5 bis 20 Kopeken zahlt und diese Abgabe erreicht bisweilen 2000 Kokans im Jahre. Vier und fünf Personen gewinnen im Laufe der drei Wintermonate bis 50 Pud Alaun und verkaufen denselben wieder an Ort und Stelle den Aufkäufern für 16 bis 20 Kopeken per Pud oder bringen ihn auf die Bazars von Pendschakent und Samarkand. — Das Recht der Schwefelausbeutung in der Nähe der Festung Ssorwada in dem Gebirge Kanthagh behalten sich die Begs ausschließlich vor. Zum Sammeln des Schwefels, welcher später auf Steinen gereinigt wird, beruft der Beg drei Mal jährlich die Bewohner der benachbarten Dörfer zusammen. Zu den Mineralreichthümern, welche noch ausgebeutet werden könnten, müssen auch die mächtigen Eisenerzschichten und Steinkohlenlager gerechnet werden, welche in einer Entfernung von 6 Werst von Ssorwada den Fluß Jagnau hinauf liegen. Bei der weiten Entfernung des Ortes jedoch und bei der Umständlichkeit des Verkehrs mit den Eingeborenen wird sich wohl kaum ein Unternehmer für Errichtung eines Eisenwerkes finden."

* * *

— An der Universität zu Kiew werden die naturwissenschaftlichen Vorträge von mehr als 100 Studenten weiblichen Geschlechts besucht.

— Der Pferdediebstahl hat in einigen Theilen Rußlands so kolossale Dimensionen angenommen, daß er entschieden den Wohlstand der Bevölkerungen bedroht. Einem längern Artikel des „Reg.-Anz." entnehmen wir hierüber, daß in 28 Gouvernements — aus den westlichen Gouvernements waren keine Nachweise eingegangen — des europäischen Rußlands in den Jahren 1864, 1865 und 1866 17,797 Pferdediebstähle vorgekommen und durch dieselben 26,159 Pferde ihren rechtmäßigen Besitzern verloren gegangen sind. In derselben Zeit hat man 7366 Diebe ermittelt und 7340 gestohlene Pferde ihren rechtmäßigen Besitzern zurückerstattet. In 18 Fällen hat man ganze Banden entdeckt, die sich mit dem Pferdediebstahl beschäftigen. Die erste Stelle nehmen hier die Gouvernements Ssamara und Orenburg ein; ersteres hat 2034, letzteres 2115 Pferdediebstähle aufzuweisen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVIII. № 20.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1870.**

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

IV.

Das Dorf Marcapata und dessen Pfarrer. — Erinnerungen an die Zeit der spanischen Herrschaft. — Die Pflanzungen in den heißen Thälern. — Wie die Hacenderos sich Arbeiter verschaffen und wie diese ausgebeutet werden. — Eine verfallene Kirche. — Die Expedition wirbt Indianer als Träger und einen Dolmetscher an. — Der Examinador und Oberst Perez. — Die Reihenvulcane in der Kette der Andes. — Ein Chacharpari, Abschiedsfest. — Nach Chile-Chile.

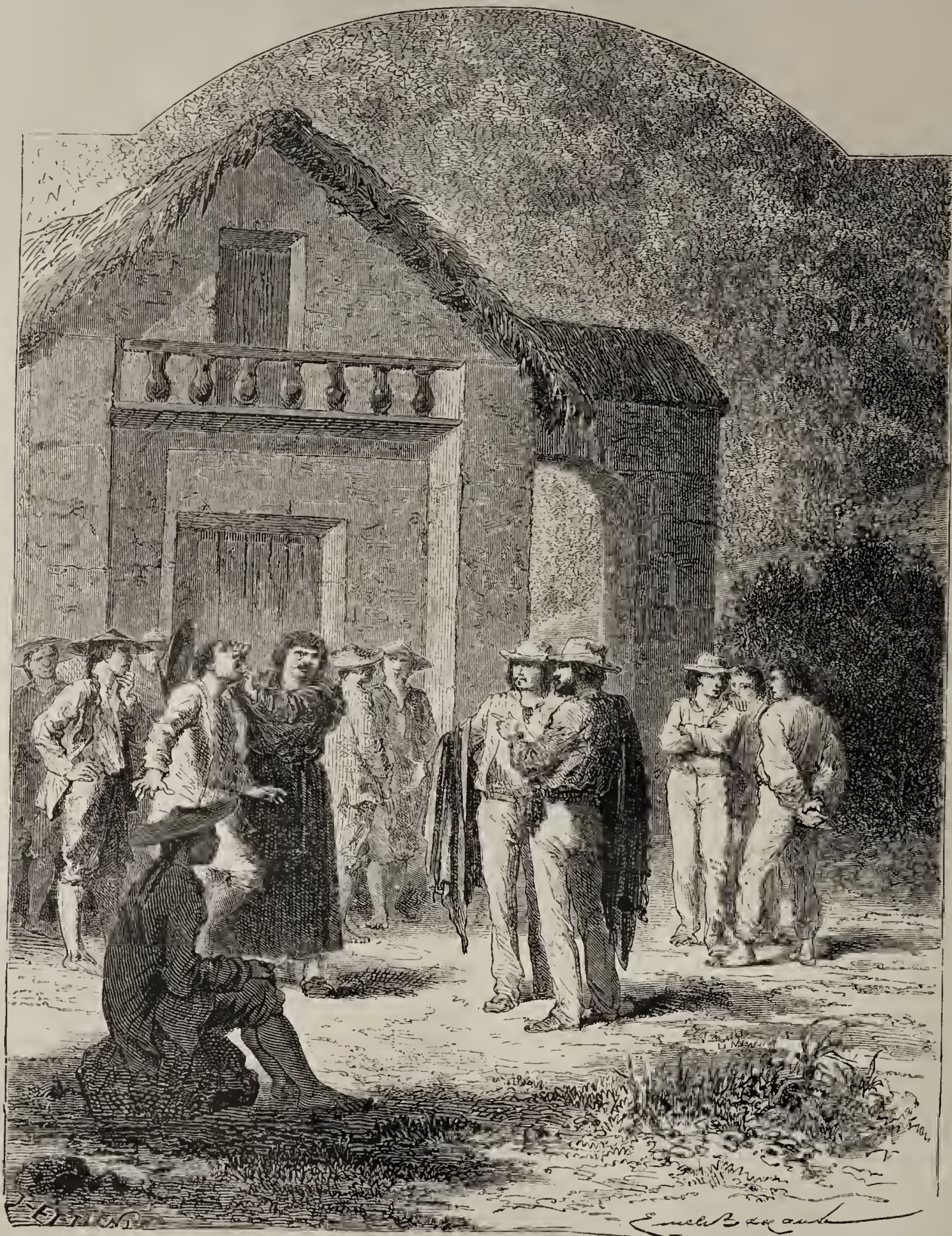
Die Leser wissen, daß unsere „Rindenjäger“ bei dem Pfarrer in Marcapata eine gastliche Aufnahme fanden. Die Expedition bestand aus elf Männern; fünf derselben wurden beim Ortsvorsteher untergebracht, welcher den pomphaften Titel eines Gobernadors führte. Aber die einen wie die anderen hatten eine echt peruanische Nacht, der Wind pfiff durch die Zimmer und von behaglicher Ruhe war keine Rede. Marcoy bestieg am andern Morgen eine Anhöhe, von welcher er einen weiten Ausblick hatte. Das Thal von Marcapata, das dort etwa eine halbe Stunde breit war, ist in seiner ganzen Länge von einer doppelten Reihe hoher, kegelförmiger Berge eingefaßt, die bis zu halber Höhe mit einander zusammenhängen und von unten bis oben bewaldet sind. Nach Westen hin liegen andere, mit Gras überzogene Höhen, bis zu welchen der Schnee des Apu und des Coquechanca hinabreicht. Zwei Flüsse, einer im Nordwesten, der andere im Südosten, fallen senkrecht von der vor jenen Höhen sich ausdehnenden Fläche wie Silberfäden ins Thal herab. Man bezeichnet sie als Kellunu, das gelbe Wasser, und als Ccachi, d. h. das salzige.

Marcapata ist ein Dorf von etwa 120 unregelmäßig durch einander zerstreut liegenden Hütten, aber die mit einem Rohrdache versehene Kirche hat doch einen viereckigen Glockenthurm. Die beiden oben erwähnten Bäche bilden nach ihrer Vereinigung den Araza, welcher dann das Thal der ganzen Länge nach durchströmt. In den Lichtungen der Wälder gedeihen Mais, Kürbisse, Piment, Wassermelonen und Luzerne; der Anblick vom Dorfe aus, das auf einer Bergplatte liegt, in das Thal, auf die grünen Berge und die schneebedeckten Ketten, welche den Hintergrund bilden, ist geradezu entzückend.

In jenem man kann wohl sagen von der Welt abgeschlossenen Erdenwinkel lebte der Pfarrer nun schon seit länger als dreißig Jahren unter seinen Quechua-Indianern. Erst durch die Rindenjäger erfuhr er den Namen seines damaligen Bischofes von Cuzco und jenen des Präsidenten, welcher an der Spitze des Staates stand. Peru, von welchem er selber sehr wenig wußte, war ihm „die ganze Welt“. Gleich den meisten seiner geistlichen Amtsgenossen pries er die Inquisition, die Ketzerverbrennungen (Autos da fé) und die absolute Monarchie. Diese drei bildeten für ihn das „göttliche Recht“. Seine politischen Erinnerungen hörten mit der Ankunft des letzten spanischen Vicekönigs, La Serna, auf; von Allem, was seitdem im Lande sich begeben hatte,

wußte er so viel wie gar nichts. Die Schlacht von Ayacucho (1824), welche der spanischen Herrschaft ein Ende machte, galt ihm für ein unheilvolles Ereigniß, das er mit den sieben Plagen Aegyptens verglich, und der „Befreier" Südamerikas, Simon Bolivar, wurde von ihm als der Antichrist bezeichnet, als ein Satan mit dreieckigem Hut und Epauletten. Schon der bloße Name Republik war dem Pfarrer ein Greuel, geschweige die Sache selbst. In Betreff der Indianer, seiner Pfarrkinder, hatte er folgende Maxime: „Gott verbietet Dir, dem Indianer Böses zu thun; thu ihm aber auch nichts Gutes, denn er ist ein Vieh (Bruto), bei welchem das sich der Mühe nicht verlohut."

Von Marcapata aus mußte die Expedition ihren Weg in die Wildniß nehmen; von Benutzung der Maulthiere konnte keine Rede mehr sein, und es handelte sich darum, Träger zu finden. Noch heutigen Tages sind mindestens fünf Sechstel von Peru völlige Einöde, ohne jeden Anbau. In dem ausgedehnten Gebiete, das im Osten der Andes



Untersuchung peruanischer Recruten vor der Kirche.

liegt und sich bis dahin erstreckt, wo jede Spur von Civilisation aufhört, ist großer Mangel an Arbeitskräften. Die Art und Weise, in welcher die Grundbesitzer, die Hacenderos, demselben einigermaßen abzuhelfen suchen, ist charakteristisch und verdient eine eingehende Erörterung.

Auf den Pflanzungen in dieser üppigen Region bauet man Zuckerrohr, Cacao, Maniok und Coca. Der Pflanzer will und muß Arbeiter haben. Zu diesem Zwecke trifft er mit dem Gobernador oder mit dem Pfarrer, manchmal mit beiden, in den Dörfern der Sierra ein Uebereinkommen und zahlt denselben eine Prämie für jeden Arbeiter, welchen er durch ihre Vermittelung erhält. Sie bestellen ihm seine Felder und besorgen die Ernte. „Zu den Zeiten des Königs," das heißt in den Tagen der spanischen Herrschaft, wurden nicht selten die Indianer ganzer Provinzen zur Frohnarbeit, namentlich in den Bergwerken, aufgeboten. Das war die sogenannte Mita.

Die Arbeiter, welche heutigen Tages für die Pflanzungen angeworben werden, nehmen aus ihrem Heimathsdorfe Frau und Kinder mit. Die Männer erhalten einen durchschnitt-

lichen Tagelohn von 4 Realen, die Frauen von 2 Realen, und außerdem Kost, die aber im höchsten Grade armselig ist. Manchmal müssen sie auch Hunger leiden, eine Sache, auf welche der Indianer sich versteht; er kann lange mit lee-



Der Dolmetscher und seine Kinder.



Der Examinador.

rem Magen ausharren; er begnügt sich Monate lang täglich mit einem Dutzend Bohnen oder einer Handvoll von geröstetem Mais, wenn er nur Coca kauen kann. Hinterher ist er aber auch im Stande, auf einmal einen Hammel zu verzehren, und sein welker Bauch wird dann stramm wie eine Trommel.

Die Peones, denn so bezeichnet man diese Arbeiter, müssen wenigstens drei Monate lang in den heißen Thälern ausharren, manchmal jedoch fünf bis sechs Monate. Das kommt für sie einer Verbannung gleich, und gutwillig, aus eigenem Antriebe, gehen sie niemals. Sie sind zumeist an Schnee, Winter und strenges Klima gewöhnt; die heißfeuchte Luft in den Yungas sagt ihnen nicht zu, und eine Reise über die Andes nach dem östlichen Tieflande ist ihnen gleichbedeutend mit Tod. Wenn sie aus ihrem Dorfe abziehen, herrscht in demselben



Oberst Perez.

allgemeine Traurigkeit, und es werden viele Thränen vergossen. Wer so glücklich ist, heimzukehren, befindet sich nicht etwa in besseren Verhältnissen als früher. Der Schnee hat das Dach seiner Hütte eingedrückt, Mundvorräthe und Vieh hat der Mann nicht, und erspartes Geld bringt er auch nicht mit heim. Die Hacenderos haben nämlich ein Verfahren beliebt, welches man in England als „Trucksystem“ bezeichnet. Jeder hält auf der Pflanzung einen Schank und einen Waarenladen; er verkauft an seine Peones Branntwein, Taback, Coca, allerlei kupferne Zierrathen, Wollen- und Baumwollenzeug, bunte Bänder nicht zu vergessen. Der Arbeiter, gleichviel ob männlich oder weiblich, hat ein Conto, und sein Credit geht bis zur Höhe des Betrages, auf welchen er nach vollendeter Arbeit Anspruch hat. An Allem, was der Hacendero

liefert, nimmt er 75 bis 100 Procent Gewinn, und er hat also nicht das mindeste Interesse, den armen braunen Mann zur Sparsamkeit zu ermahnen; auch hindert er die Leute nicht daran, daß sie sich betrinken, Hazard spielen und sich zügellos betragen. So erklärt es sich, daß Viele nach vollendeten Erntearbeiten auch nicht einen Real Geld übrig haben und kein Einziger eine irgend welche belangreiche Summe gut hat. Es ist ermittelt worden, daß durchschnittlich von je neun Indianern, welche aus der hochgelegenen, kalten Zone hinab nach den Pflanzungen in den heißen Thälern getrieben werden, nicht weniger als drei sterben. Man legt aber nicht viel Werth auf den Tod eines Peon; man gräbt ein Loch, wirft ihn hinein, schaufelt Erde über ihn, und damit ist Alles abgethan.

Manchmal gelingt es dem Hacendero nicht, die erforderliche Anzahl von Arbeitern herbeizuschaffen oder zu behalten. Manche erkranken am Fieber, andere entlaufen, und dann muß der Gutsbesitzer sich abermals an seine Agenten wenden, damit sie Ersatzmannschaft liefern. Wenn aber der Hacendero Präfect oder Unterpräfect eines Bezirks oder einer der vielen kleinen Provinzen ist, dann hilft er sich leicht; er giebt seinem Majordomo den Auftrag, eine beliebige Anzahl von Arbeitern beiderlei Geschlechtes aufzubieten, und sie müssen Folge leisten. Der Präfect ist zwar wohl Besitzer einer Hacienda, lebt aber in der Stadt, und die Angelegenheiten der Pflanzung besorgt ein Verwalter, ein Majordomo. —

Die Leute, welche sich in Cuzco der Expedition angeschlossen hatten, waren freiwillig mitgegangen, wurden nun



Durchwaten des Econi.

in Marcapata abgelohnt und zogen wohlgemuth mit gefülltem Säckel heim. Es kam nun darauf an, zum Ersatze für sie eine doppelte Anzahl von Trägern zu gewinnen, denn Maulthiere waren, wie schon angedeutet, weiterhin nicht mehr zu gebrauchen. Hier mußten der Pfarrer und der Gobernador Rath schaffen; sie versprachen, eine Anzahl brauchbarer Leute kommen zu lassen, aus welchen dann eine Auswahl getroffen werden konnte.

Es war an einem Sonntage. Die Indianer versäumen es nicht, der Messe beizuwohnen; sie gehen ins Gotteshaus nicht etwa aus einem Bedürfniß nach Andacht, sondern weil es ihnen so befohlen worden ist und weil dem, welcher die Messe versäumt, einige Peitschenhiebe sicher sind. Diesmal hielt der Pfarrer in der Kirche eine eindringliche Anrede an seine Herde, damit sie nicht sofort nach Hause gehe, sondern sich vor dem Gotteshause aufstelle und der Dinge harre, welche da kommen sollten. Er hatte ausführlich erörtert, daß es sich um einen Gegenstand handle, der hochwichtig sei, und auch um einen guten Profit für die Indianer. Außerdem schärfte er denselben ein, daß Gehorsam eine von Gott gebotene Pflicht sei.

Die sogenannte Kirche befand sich in einem jämmerlichen Zustande und lieferte den Beweis, daß die braunen Leute sich blutwenig aus derselben machen. Die Wände hatten Risse und waren mit Staub und Schmutz überzogen; von der Decke hingen Spinngewebe wie Lumpen und Lappen herunter. Auf dem Altare lag ein zerfetztes Tuch, dessen Löcher man da und dort mit Stecknadeln ausgebessert hatte; die Farben auf ein paar Gemälden des Altarblattes ließen sich nicht mehr erkennen.

Befohlenermaßen stellten die Indianer sich vor der Kirche auf; der Priester legte in aller Eile seinen Ornat ab, und dann begann die Untersuchung. Der Mann Gottes führte jedes kräftige Individuum vor, gab demselben einen freundlichen Klaps auf den Backen, lobte seine körperlichen und moralischen Eigenschaften und dabei wurde der Indianer betastet und hin- und hergewandt, so daß er sich von vorn wie von hinten darzustellen hatte. Marcoy hat den Auftritt gezeichnet. So kam die Sache in Ordnung und dem Pfarrer wurden als Vorschuß für jeden einzelnen Träger sechs harte Thaler eingehändigt; außerdem sollte die Löhnung für jeden Tag zwei Realen betragen. Der Reisende deutet an, daß die braunen Leute überhaupt nur jene sechs Thaler erhalten haben werden und der Tagelohn als „Prämie" in anderen Händen geblieben sein möge. Diesmal hatte der Priester allein den Profit; der Gobernador ließ das geschehen.

In den peruanischen Dörfern kommt viel darauf an, ob die geistliche und weltliche Gewalt, Pfarrer und Ortsvorsteher, mit einander Hand in Hand gehen oder sich feindlich gegenüberstehen. In der Regel gewinnt der Priester, der doch einige, wenn auch noch so geringe Bildung hat, die Oberhand und leitet den Gobernador, so daß das theokratische Element den Ausschlag giebt.

Die Indianer also waren angeworben, und es kam jetzt darauf an, einen Dolmetscher zu gewinnen, welcher sich nöthigenfalls mit den Chunchos verständigen konnte. Unter dieser Bezeichnung faßt man die verschiedenen, noch wild gebliebenen Indianerstämme zusammen, welche im Osten der Andes die Waldregion inne haben und sich bis heute jedem Einflusse der Weißen entzogen. Sie sind Heiden geblieben und sehr gefährliche Feinde der „gezähmten" Indianer, welche sich vor ihnen fürchten und nicht gern in die Nähe jener „Brutos" wagen.



Der Weiler Chile-Chile.

In dem etwa vier Wegstunden von Marcapata entfernten Weiler Chile-Chile wohnte ein brauchbarer Dolmetscher, welchen der Pfarrer herbeiholen ließ. Der Mann sah fast aus wie ein Araber; er war in Moyobamba am Hualaga in der Provinz Maynas geboren, Sohn einer Indianerin und eines baskischen „Estripa terrones", d. h. Arbeitsmannes aus Guipuzcoa. Pepe Garcia, so hieß er, war stolz auf das väterliche Blut in seinen Adern und kleidete sich nicht wie ein Indianer. Es kostete keine Mühe, mit ihm ein billiges Abkommen zu treffen; er verlangte für die ganze Dauer der Reise nur zwanzig harte Thaler, Beköstigung und Pulver nebst Blei, um Wild zu erlegen.

Bevor die Expedition weiterzog, nahm Santo Domingo, welcher dieselbe veranstaltet hatte, Abschied, um nach Cuzco zurückzukehren. Vorher hatte er noch eine eingehende Unterredung mit dem unseren Lesern bekannten Examinador und den Rindenjägern, von welchen ja der Erfolg des Unternehmens abhing. Der Zweck der Reise war bis dahin geheim gehalten worden; auch dem Pfarrer von Marcapata hatte man gesagt, daß es sich lediglich um wissenschaftliche Forschungen, insbesondere geognostische, handle.

Auch in Peru giebt es seltsame, problematische Existenzen. Außer Pepe Garcia gehörte zu denselben ein Neffe des Gobernadors, der auf jenen nicht gut zu sprechen war; derselbe sei ein nichtsnutziger Patron, und der Pfarrer habe

nicht wohl gethan, ihn zu empfehlen. Dagegen sei Johann Nepomuk d'Aragon, sein (des Gobernadors) Neffe, ein ganz vortrefflicher Bursch, der alle Thäler kenne und mit den Chunchos gut umzugehen wisse; der werde der richtige Dolmetscher sein.

Eine etwas abenteuerliche Figur war auch ein ehemaliger spanischer „Oberst", Manuel Perez, der nach dem Abzuge seiner Landsleute aus Peru sich in Cuzco niedergelassen hatte, aber selten daheim war, weil er einen unbändigen Hang zum Umherschweifen in sich hatte. Ihm war es gerade recht, einen abenteuerlichen Zug in das Gebiet der Chunchos mitzumachen, und er setzte großes Vertrauen in sein gutes Gewehr, das ihm noch niemals versagt hatte. Der Oberst, der Examinador und der Naturforscher waren das gebildete Kleeblatt und hielten fest zusammen.

Der Zug verließ Marcapata, ging dem Flusse Ecachi entlang und fand von vornherein sehr beschwerliche Pfade, die von manchen Schluchten durchrissen waren und über welche sehr einfache Brücken geschlagen waren; dieselben bestanden aus ein paar rohen Baumstämmen. In der Nähe befand sich eine warme Mineralquelle, aus welcher Dampf emporstieg. Um dieselbe herum trat Rubus fruticosus auf, der bis in die Nähe der Urwälder vorkommt und dessen Frucht einen erdbeerartigen Geschmack hat. Wenn in Marcapata ein Erdbeben verspürt wird, und das ist in jedem Jahre mindestens zwanzig Mal der Fall, dann stehen die warmen Quellen eine Zeitlang still, um bald nachher mit verstärkter Kraft hervorzubrechen. Sie werfen dann röthlichen Schlamm aus und mit demselben eine Menge kleiner blauer Fische, die nicht genießbar sind, weil sie stark nach Schwefel schmecken. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären. Die feuerspeienden Berge sind entweder Centralvulcane oder Reihenvulcane. Jene in den Andes gehören zu den letzteren, ragen hoch über die Gipfel der Cordilleren empor und zeichnen sich aus durch die Regelmäßigkeit ihres Kegels und die Gestalt und Größe ihres Kraters, die Verbindung, welche sie unter einander haben, und durch die Beschaffenheit ihrer Auswurfsstoffe. Sie alle sind mit Schnee bedeckt, welcher schmilzt, sobald eine Eruption stattfindet. Dadurch entstehen gewaltige Ueberschwemmungen, aber auch wenn der Vulcan ruht, sickert unablässig Wasser nach unten, füllt Höhlen, Spalten, Ritzen, überhaupt alle offenen Räume am Abhange und an der Basis des Berges, und diese bilden nach und nach Wasserbecken, welche durch theils offen liegende, theils unbemerkbare Canäle mit den Seen und Bächen der Hochebenen und niederen Flächen in Verbindung stehen. Die in jenem Wasser lebenden Fische vermehren sich zumeist im Dunkel der Höhlen. Wenn nun die Erdstöße und Erschütterungen eintreten, welche jeder Eruption vorausgehen und den Berg sammt dem, was darum herum liegt, erschüttern, dann öffnen sich diese unterirdischen Gewölbe, weil sie bis dahin keinen Abzug nach außen hatten, mit großer Gewalt und werfen Alles aus, was sich in ihnen befindet, Wasser, Schlamm, Fische, Insekten ꝛc. Der blaue Fisch, welchen jene heiße Quelle auswirft, ist Pimelodes cyclopum; die Indianer nennen ihn Pichingote, die Spanier Prenadilla.

Es muß erwähnt werden, daß die Indianer, bevor sie von Marcapata aufgebrochen waren, ein Abschiedsfest, ein Cacharpari, gefeiert hatten. Bei demselben bildeten die Männer, welche am Boden hockten, einen Kreis, und eine Frau war geschäftig, die ausgeleerten Schalen rasch wieder mit starkem Getränke zu füllen. Nach wenigen Stunden waren diese Quechuas, die in den ersten Stadien des Rausches vor gegenseitiger Zärtlichkeit fast verschwimmen wollten, dermaßen betrunken, daß sie aussahen wie Blödsinnige, und als sie am nächsten Tage aufbrechen mußten, wankten sie noch hin und her und ihr Antlitz hatte einen stupid-viehischen Ausdruck. Die meisten warfen sich zu Boden und rührten kein Glied. Aber der Governador wußte sie durch ein sehr praktisches Mittel auf die Beine zu bringen; er ließ je zwei und zwei neben einander legen und sie dann über und über so reichlich mit kaltem Wasser begießen, daß sie aufsprangen und sich schüttelten wie Hunde, die aus einem Flusse kommen. Dabei fluchten sie, trotz der Anwesenheit ihres Seelenhirten, gotteslästerlich, luden inzwischen ihre Tracht auf und trollten sich fürbaß.

Der Pfarrer gab dem Kleeblatt einen guten Rath auf den Weg. „Seid vorsichtig im Verkehr mit den Ungläubigen, haltet sie so viel als irgend möglich in respectvoller Entfernung und laßt euch ja mit ihren Weibchen nicht ein." Er bediente sich des Ausdrucks hembras, denn in den Augen eines guten Christen kann ein heidnischer Chuncho nicht eine Frau, sondern nur ein Weibchen haben; er ist ja bruto, ein Vieh!

Die Träger waren nicht schwer belastet, denn ihre Last war nicht viel über zwanzig Pfund schwer, und schon leidlich munter geworden, als sie durch den Fluß Econi, d. h. warm, zu waten hatten. Derselbe wird durch die Vereinigung der schon früher erwähnten Bäche Kellunu und Ecachi gebildet, und führt auf den Karten den Namen Araza oder auch Fluß von Marcapata; bei den Quechuas aber heißt er nur Econi. Er ist an jener Stelle etwa 150 Fuß breit und fließt über ein kieseliges Bett durch eine Menge von Felsen. An dem einen Ufer erheben sich kegelförmige Berge, die bis zum Gipfel bewaldet sind, in langer Reihe; nach Südosten hin verlieren sie sich in der Perspective.

Bis nach Chile-Chile konnten noch Maulthiere mitgenommen werden, aber von dem Uebergange über den Econi an war auch nicht die Spur eines Pfades zu finden, und der Zug bewegte sich, so viel irgend thunlich, in der Nähe des Ufers fort. Der Pflanzenwuchs an der linken Seite desselben war prächtig; jetzt traten schon Bambusgebüsche und Jacarandabäume auf, und diese letzteren waren mit vielen verschiedenen Schlingpflanzen und Kletterpflanzen bedeckt, und neben einer einsamen Indianerhütte standen Tausende von Lilien in einer Art von Garten, der mit einer Hecke von Agaven (Pita) umzäunt war. Wir haben schon früher gesagt, daß die Indianer einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Lilien nach dem kalten Hochlande treiben. Die Reisenden erfuhren, daß ihr ersehntes Ziel, der Weiler Chile-Chile, nicht mehr weit entfernt sei.

Abenteuer eines algierischen Seeräubers.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

V.

Unser Loos wurde durch die Taufe, die man uns aufgedrungen, in nichts verbessert. Doch in einem Punkt; insofern nämlich, als die schrecklichen Religionsstunden mit Prügelbegleitung nun seltener wurden und bald ganz aufhörten. Wozu auch? Die Pfaffen hatten ihren Zweck erreicht. Sie waren dafür bezahlt worden, daß sie fünf Moslems in den Schooß ihrer gottverfluchten Kirche aufgenommen hatten. Aber Gott ist mein Zeuge! Nie habe ich auch nur einen Augenblick daran gedacht, die schändlichen Lehren der Anbeter Maria's anzunehmen. Man hing uns zwar Rosenkränze um, an denen sich eine Schaumünze mit dem Bildniß der Jungfrau befand. Aber wir warfen sie bei der ersten besten Gelegenheit ins Meer. Sittea Meriem (unsere Herrin Maria), die Mutter des Propheten Jesus, den, wie Ihr wißt, auch wir Moslems anerkennen, konnten wir dadurch nicht beleidigen, denn diese Prophetenmutter müßte ja, wenn sie noch am Leben gewesen wäre, den größten Abscheu über die Abgötterei empfinden, welche die verfluchten Christenhunde mit ihr treiben. Auch ein Crucifix wollte man uns anbeten machen. Man wollte uns zwingen, die Messe zu hören. Man versuchte sogar, uns der sogenannten Beichte (ein Sündenregister, worinnen die Christenhunde alle ihre Sünden zusammenzustellen vorgeben, welche sie dem Pfaffen hersagen müssen, dem sie aber gemeiniglich nur etwas vorlügen) zu unterziehen. Dann stellte man uns in Aussicht, ein Hexenbrot genießen zu dürfen, welches die verdammten Hunde „den Leib von Sidna Aïssa" (d. h. den Körper Christi) nennen. Dieses Hexenbrot war indeß nichts als eine schmacklose Oblate, sehr dünn und klein, und demnach muß Sidna Aïssa (Christus) einen sehr magern Leib besessen haben. Allen diesen Zumuthungen setzten wir den standhaftesten Widerspruch entgegen, und wirklich zwang man uns weiter nicht. Denn die Pfaffen mußten sich schämen, so oft sich eine Gelegenheit ergab, bei welcher wir etwas Kirchliches mitmachen sollten und uns weigerten, dies zu thun. Dann bekamen sie wohl Worte, wie diese, zu hören: „Wie könnt Ihr vorgeben, daß diese Leute bekehrt seien, wenn sie sich weigern, zu beichten, zu communiciren?" u. s. w. Der Ruf unserer Bekehrer stand auf dem Spiel, und deshalb vermieden sie es, uns in Zukunft noch in die Kirchen zu bringen, nachdem sie gesehen hatten, daß unser Betragen in denselben ihnen nur zur Schande gereichte.

Zuletzt hatte dieser Umstand für uns noch eine günstige Folge. Da nämlich die Pfaffen fürchteten, daß unser Widerspruch ihnen weitere Verlegenheiten bereiten könne, denn bei jedem unserer Worte, jeder unserer Handlungen wurde es klar, daß wir nicht wirklich bekehrt waren, so gaben sie sich Mühe, uns von Malaga wegzubringen. Dies gelang ihnen auch, denn sie waren bei der provisorischen Regierung, die sehr pfäffisch gesinnt war, nicht ohne Einfluß. Wir sollten auf eine andere Galeerenanstalt geschafft werden. Ceuta war damals gerade erst wieder in die Hände der Spanier zurückgefallen, und zu den neuen Hafenbauten brauchte man Arbeiter in Menge. Alle Galeoten, die man entbehren konnte, wurden dorthin übergeführt. Wir waren auch darunter, und zwar zu unserm nicht geringen Erstaunen, denn es schien uns sehr unvorsichtig von der spanischen Regierung, Araber und Moslems, wie wir, in eine Stadt zu bringen, welche rings von einer arabischen und mohammedanischen Bevölkerung eingeschlossen war. Indessen die interessirten Pfaffen hatten uns in die Listen als Christen eintragen lassen, und die Regierung mochte gar nichts davon wissen, daß wir jemals Moslems gewesen waren.

So kamen wir denn nach Ceuta. Wieder betraten wir die geliebte afrikanische Erde, aber leider diesmal als Gefangene und Galeerensklaven in einem spanischen Presidio. Indessen schon der Umstand, überhaupt in Afrika zu sein und unsere Glaubensbrüder so nahe zu wissen, gab uns frischen Muth und Hoffnung endlich wieder zu entkommen, und dies sollte uns auch wider alles Erwarten leicht gemacht werden. Wir wurden nämlich hier nicht auf den Galeeren, sondern auf dem Festlande untergebracht. Die ganze Stadt Ceuta war gleichsam unser Gefängniß, denn da wir bei den Bauten verwandt wurden, so mußten wir uns mit einer gewissen Freiheit bewegen können. Wir schleppten zwar Ketten an den Füßen und an dieser eine Kugel nach, die unser Gehen sehr beeinträchtigte, aber unsere Arme waren frei. Ceuta ist eine sehr feste Stadt. Die Stadt ist eigentlich nichts, als eine einzige große Citadelle, von allen Seiten durch riesige Festungsmauern und mittelalterliche Castelle geschützt. Diese mächtigen Festungsmauern flößten der Regierung ein solches Vertrauen ein, daß sie es gar nicht für nöthig erachtete, den Galeoten und Strafarbeitern bestimmte Gefängnisse anzuweisen. Die Festungsstadt selbst genügte als unser Gefängniß. So war es von jeher in Ceuta gehalten worden und so ist es noch heute. Seltsam freilich, denn täglich kamen Desertionen vor. Nicht nur die Sträflinge fanden Mittel und Wege, auf marokkanischen Boden zu flüchten, sondern selbst die Soldaten der Garnison, die in dem Festungsstädtchen, in welchem auch sie wie eingesperrt lebten (denn vor den Mauern hörte gleich das spanische Gebiet auf), höchst trostlose Tage spannen, desertirten in Masse, wurden Renegaten und traten in die Armee Mulay Ismaels, des Kaisers von Marokko, wo manche es zu Ehren und Würden brachten.

Wir waren kaum acht Tage in Ceuta, als auch schon unser Plan, wie wir unsere Rettung bewerkstelligen sollten, gereift war. Wir fanden dort fünf spanische Galeoten, Verbrecher, die wegen Todtschlags festsaßen, die mit uns fliehen wollten. Unter diesen befand sich auch ein älterer Mann, der nach meinen Begriffen ganz unschuldig war, denn er hatte einen Mann umgebracht im Augenblick, da dieser seiner Tochter Gewalt anthun wollte. Bald schloß ich mich an den alten Spanier an, und zwar aus folgendem Grunde. Seine Tochter, dieselbe, um derenwillen er den Todtschlag begangen hatte, war ihm nach Ceuta gefolgt. Sie besaß Niemand auf der Welt, als ihren Vater, und liebte ihn zärtlich. Concha, so hieß sie, war ein Mädchen von seltener Schönheit. An Anbetern fehlte es ihr nicht, aber sie mochte keinen. Sie war außerordentlich zurückhaltend gegen Männer. Eine zarte Schwermuth umschattete ihr Auge und verlieh ihr einen eigenthümlichen Reiz, aber einen Reiz, den die meisten rohen Christenhunde nicht verstehen. Viele nannten das krankhaft und mochten lieber eine derbe Muchacha mit

dicken Backen und stetem Lächeln um dem Mund. Aber wir Moslems sind anderer Ansicht. Lachen ist der Feind der Liebe, Schwermuth ist ihr treuester Gefährte. Schwermuth und Schönheit zusammen entzücken das Herz jedes Arabers. So entbrannte denn auch bald das meinige. Es war meine erste große Leidenschaft, und es gefiel Allah, sie auch meine letzte sein zu lassen, wofür ich ihm ewig danke, denn die Leiden der Liebe sind unermeßlich. Freilich sind auch ihre Freuden groß, aber die Leiden überwiegen. Selbst der glücklichste Liebhaber leidet mehr, als er genießt. Die Momente des Genusses sind so flüchtig wie Blitzstrahlen. Die ganze übrige Zeit vergeht dem Liebhaber in Sorgen, in Anwandlungen von Eifersucht, in Furcht, daß ihm sein höchstes Glück entrissen werde. Ihr Christen könnt davon nichts wissen. Eure Liebe ist kühler Mondschein, die unserige ein versengender Sonnenbrand. Der Araber, der liebt, ist dem Wahnsinn nahe. Ja die Liebe selbst ist schon für uns eine Art von Wahnsinn. So empfand auch ich ihre ganze verheerende Macht. Mein ganzes Wesen war wie zerstört, seit ich die Spanierin erblickt hatte. Essen und Trinken vergaß ich. Die Arbeit that ich nur noch mechanisch. Der Umgang aller meiner Gefährten war mir zuwider geworden. Nur den alten Spanier suchte ich gern auf, denn Concha war fast immer um ihn. Sie zu sehen, war mein höchstes Glück und Unglück zugleich. Noch hatte ich ihre Liebe nicht gewonnen, ja mich ihr überhaupt nicht erklären können. Ich verschob den Augenblick einer solchen Erklärung, so lange ich es über mich vermochte, denn ich fürchtete sehr eine Zurückweisung. War ich doch für sie ein Ketzer, ein Heide, unwürdig, von ihr geliebt zu werden!

Aber glücklicherweise gewann ich die Gunst Isidoro's (so hieß der Spanier) in so bevorzugtem Grade, daß er selbst meine Verbindung mit seiner Tochter wünschte. Da er mit mir zu den Marokkanern zu entfliehen wünschte und natürlich sich nicht von Concha trennen wollte, so war dies auch sein eigenes Interesse. Als meine Gattin war seine Tochter sicher vor den Nachstellungen der Araber, vor dem Sklavenmarkt, denn es war keineswegs gewiß, daß sie sonst nicht als Beute angesehen wurde. Mein Glück schien auf dem Gipfelpunkte, als er mir dieses Anerbieten machte und seine Tochter dem nicht widersprach. Ja sie blickte mich sogar freundlich an. Aber leider sollte dies Glück von kurzer Dauer sein.

Endlich war unser Fluchtplan bis zur Ausführung gediehen. Wir warteten das letzte Mondesviertel ab, um ihn ins Werk zu setzen, damit der erste Theil der Nacht unsere Flucht verhüllen, der zweite unsere Wanderung begünstigen möge. Zu Lande war keine Möglichkeit, aus der allseits von hohen Mauern umgebenen wohlbewachten Festung herauszukommen. Aber auf der Seeseite, von welcher man keinen Angriff befürchtet, war die Stadt viel schlechter bewacht. Hier befand sich den Galeeren gegenüber eine kleine Insel, die wir schwimmend erreichten. Als wir Alle auf der Insel angekommen waren und uns versichert hatten, daß das übliche Alarmzeichen für die Flucht der Galeoten noch nicht gegeben worden war, warfen wir uns nochmals ins Meer, umschwammen die Festungsmauern, da wo sie in die See reichen, und landeten dann jenseits derselben. Alle bestanden diese ziemlich harte Schwimmprobe gut, nur ich hatte einen schweren Stand. Ich mußte nämlich nicht nur mich selbst, sondern auch Concha retten, die nicht schwimmen konnte. Oft drohte sie zu sinken, einmal sogar tauchte ich mit ihr unter. Meine Kräfte wollten mich verlassen, als Isidoro mir zu Hülfe kam, mir für einen Augenblick die theure Bürde abnahm, bis ich mich erholt hatte. Dann gab er sie mir wieder, denn der Alte war zu schwach, sie lange zu tragen. Endlich waren wir auf dem Lande. Nun noch ein Weg von einer Viertelstunde, und wir hatten das marokkanische Gebiet erreicht.

Plötzlich aber, während wir eben jenen Weg zurücklegten, vernahmen wir die drei Kanonenschüsse, welche die Flucht von Galeoten verkündigten. In demselben Augenblicke füllten sich die Thürme und Mauerzinnen mit Truppen, und eine Salve nach der andern wurde uns nachgesendet. Die Schüsse gingen freilich ins Ungefähr, da es noch fast ganz dunkel war. Aber dennoch verfehlten einige ihre Richtung nicht, denn der Weg nach der Grenze war nur ein einziger und wohlbekannt. Isidoro bekam eine Kugel in den Arm, ich eine in den Schenkel, die mich lähmte und mir heftige Schmerzen verursachte. Ich fiel zu Boden. Concha lag an meiner Seite, denn noch hatte sie nicht das Bewußtsein, welches sie beim Untertauchen verloren, wieder erlangt, und ich hatte sie bisher tragen müssen. Da ich nicht die Kraft in mir fühlte, mich zu erheben, so dachte ich im Augenblick nur daran, Concha eine andere Stütze zu sichern. Ich rief Isidoro und forderte ihn auf, seine Tochter auf den gesunden Arm zu nehmen und die paar Schritte an die Grenze zu tragen. Er that, wie ich ihm gesagt und versprach mir zugleich, wiederzukommen und mir denselben Dienst zu erweisen. Getreu seinem Versprechen, kehrte er auch wirklich nach etwa zehn Minuten zurück. Aber schon war es zu spät. Diese zehn Minuten hatten genügt, um unseren Verfolgern, den spanischen Soldaten, die schnell das Stadtthor geöffnet hatten und uns nachgeeilt waren, Zeit zu gönnen, mich zu erreichen. Ich sah mich plötzlich von der Schaar meiner Henkersknechte umringt. Auch der arme Isidoro fiel in ihre Hände. Die Anderen hatten sich gerettet. Concha war von ihrem Vater über die Grenze gebracht worden, ein Umstand, der für sie und ihn die schlimmsten Folgen haben sollte. Wir beide, Isidore und ich, fielen allein wieder in die Gefangenschaft. Die Soldateska behandelte uns aufs Grausamste und schleppte uns dann unter Püffen und Stößen nach der Stadt zurück, wo wir in einen unterirdischen Kerker geworfen wurden.

Nun begann die trostloseste Zeit meines ganzen Lebens. Die körperlichen Leiden, die mir meine Verwundung verursachte, die grausamen Strafen, die uns unsere Henkersknechte für die versuchte Flucht zu Theil werden ließen, waren nichts im Vergleich mit dem tiefen Seelenschmerz, den mir die Trennung von der Heißgeliebten verursachte. Concha war im marokkanischen Lager. Wie ich später erfuhr, war sie an der Grenzstation, wohin sie ihr Vater in der Hoffnung, bald zu ihr zurückzukehren, getragen hatte, noch lange ohnmächtig dagelegen. In diesem Zustande bemächtigte sich ihrer ein marokkanischer Häuptling. Sie war gänzlich schutzlos, denn die anderen Flüchtlinge hatten genug mit sich selbst zu thun, die Araber mußten sich als Moslems legitimiren, die Spanier ihren Uebertritt zum Islam ankündigen, denn von diesen Bedingungen hing ihr Leben ab. Ein Christ, der nicht Renegat werden will, wird nicht in Marokko geduldet. Concha wurde als Beute angesehen. Sie war weder eines Moslems Frau (unsere Verbindung hätte erst später stattfinden sollen), noch eines Moslems Tochter, mithin nur eine schutzlose Christin, und als solche gehörte sie dem Ersten, Besten, der sie gefangen nahm. Ihr neuer Herr brachte sie nach Mekines, wo der Kaiser damals residirte, und bot sie diesem zum Kauf an. So kam meine Geliebte in den kaiserlichen Harem. Für mich war sie für ewig verloren.

Der arme Isidoro erlag den Leiden seiner Gefangenschaft, seiner Wunde und seinem gebrochenen Gemüthe, denn seine Tochter war das Einzige gewesen, das ihn noch ans Leben gefesselt hatte. Ich glaube, er beging absichtlich Unvorsichtigkeiten im Essen und Trinken, während er noch das

Wundfieber hatte, um sich den Brand zuzuziehen. Diesem fiel er, wie er es gewünscht hatte, zum Opfer. Ich war allein. Noch einige Monate blieb ich in dem unterirdischen Kerker. Dann kam ich wieder auf die Galeere. Spanien hatte damals noch einige Galeeren, die Seedienst verrichteten. Neue Schiffe zu bauen, fehlte es an Geld, und so benutzte man die alten Galeeren, die damals schon in allen anderen Staaten abgeschafft waren. Etwa noch ein Jahr durchfurchte ich unter der Zuchtruthe des Galeerenmeisters die Wogen des Mittelmeeres, an der Ruderbank angeschmiedet, bis ein Ereigniß stattfand, welches mir die lange ersehnte Freiheit (leider nur für kurze Zeit) wiedergeben sollte.

Wir waren unserer an 200 Mann auf der spanischen Galeere. Davon waren etwa 100 Moslems, meist Marokkaner, Rifpiraten, die das Seeräuberhandwerk im Kleinen betrieben und leicht in die Hände der Christen fielen. Mit diesen verabredete ich mich, eine jener Empörungen zu versuchen, wie sie in früheren Jahrhunderten auf Galeeren öfters mit Erfolg gekrönt worden waren. Einmal hatten christliche Galeoten sogar das Admiralschiff des Kapudan Pascha von Konstantinopel durch eine glückliche Revolte in ihre Hände gebracht. Warum sollte uns Moslems etwas Aehnliches nicht mit der spanischen Galeere gelingen? Unsere christlichen Mitgefangenen waren kein Hinderniß, im Gegentheil, sie sehnten sich auch nach Freiheit, wollten mit uns zu den Algierern übergehen, Renegaten werden und Europa für ewig Lebewohl sagen. Wir verschafften uns nicht ohne große Mühe Feilen, um unsere Ketten zu durchfeilen. Dies geschah sehr langsam, denn nur Nachts konnten wir daran arbeiten, während wir uns schlafend stellten. Die Ketten wurden nicht untersucht. Die spanische Marine war damals außer Rand und Band, und große Fahrlässigkeit herrschte im Dienst. Dies begünstigte sehr die Ausführung unseres Planes.

Eines Nachts befanden wir uns auf der Höhe von Mayorca, als unser im Geheimen erwählter Führer das Zeichen gab, daß die Empörung beginnen solle. Im Nu waren unsere Ketten abgestreift, und die erstaunten Schiffsoffiziere sahen sich plötzlich in unserer Gewalt. Keiner versuchte Widerstand. Truppen waren nicht an Bord. In weniger als einer Viertelstunde waren wir im Besitze des Schiffes. So leicht war die Empörung auf Galeeren, sowie es einmal gelang, die Ketten loszuwerden. Wir wandten nun unsern Lauf nach Algier, wo wir bald siegreich einliefen.

Unermeßlich war der Jubel, der uns in meiner Vaterstadt empfing. Die Meinigen hatten mich schon für verloren gehalten, aber dennoch gewissenhaft meinen Beuteantheil bewahrt, der mir aus unserer letzten Expedition in Spanien zukam. Denn darin herrschte bei uns die größte Regelmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit. Starb ein Matrose auf einem Seezuge oder wurde er gefangen, so ward dessen Beuteantheil stets den Verwandten desselben eingehändigt. Mein Antheil war so bedeutend, daß ich mich auf einmal in die Lage versetzt sah, selbst ein Schiff ausrüsten zu können. Ich brannte vor Begierde, Rache an den Ungläubigen zu nehmen. In meiner Wuth machte ich gar keinen Unterschied mehr zwischen Feinden und Freunden, wenn sie nur Christen waren. Die Verträge galten mir nichts mehr. Dies durfte ich freilich in Algier, der Regierung und der Consuln wegen, nicht offen sagen. Aber dennoch wurde es unter allen Seeleuten bekannt, daß, wer mit mir ziehe, keine Rücksicht auf die politischen Bande zu nehmen brauche, die uns mit einzelnen christlichen Nationen verbanden. Deshalb fand ich auch bald ein Häuflein der muthigsten und tollkühnsten Abenteurer, alle von Haß gegen die Christen im Allgemeinen erfüllt, und auf nichts Rücksicht nehmend, so wie ich ankündigte, meinen Seezug antreten zu wollen.

Zuerst war ich glücklich. Französische, englische, spanische Kauffahrer griff ich an und nahm viele, verbrannte die Schiffe, zerstörte Alles, was auf den Ursprung der Waaren deuten konnte und kehrte jedesmal siegreich nach Algier zurück. Die Regierung mochte mein vertragswidriges Thun wohl kennen, aber sie drückte ein Auge zu, so lange kein Consul reclamirte.

Durch so viel Erfolg tollkühn gemacht, wagte ich mich auch an größere Schiffe und selbst in die Nähe feindlicher Küsten. Einmal an der genuesischen Küste verfolgte ich einen Kauffahrer, als plötzlich hinter einem Vorgebirge eine Fregatte zum Vorschein kam. Es war ein französisches Kriegsschiff, und da der Kauffahrer auch französisch war, so nahm jenes nun gegen uns den Kampf auf. Eine Salve der ganzen Breitseite der Fregatte bohrte uns in den Grund. Unser Schiff war verloren. Lebensrettung war nur möglich durch feindliche Hände. In diese fiel ich. Nun war ich wieder Gefangener, wurde nach Toulon auf die Galeere gebracht, wo ich, da die Franzosen keine Seedienst thuenden Ruderschiffe mehr hatten, im Bagno als Galeote leben mußte.

Hier blieb ich nun bis zum Jahre 1816, als nach Lord Exmouth's Expedition gegen Algier die Sklaverei der Christen in meiner Vaterstadt abgeschafft und in Folge davon auch die moslimischen Sklaven, die auf christlichen Galeeren gefangen waren, frei wurden. Ich kehrte nach Algier zurück, wo ich von nun an keine Gelegenheit mehr fand, das edle Handwerk von Neuem zu ergreifen, ein friedlicher Bürger ward und das kleine Geschäft anfing, welches meinen bescheidenen Lebensunterhalt noch jetzt fristet.

Nekrolog 1870.

I.

Blasius, Johann Heinrich, verdienter Naturforscher und seit 1836 Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, geboren am 7. October 1810 zu Nymbrecht im Regierungsbezirk Köln, gestorben am 26. Mai 1870 zu Braunschweig, ist namentlich durch seine „Wirbelthiere Europas" (Braunschweig 1840) und seine „Fauna der Wirbelthiere Deutschlands" (Braunschweig 1857) bekannt geworden. Die geographische Verbreitung der europäischen Säugethiere ist darin mit vorzüglicher Gründlichkeit angegeben. Im Verein mit Kaiserlingk schrieb er „Reise im europäischen Rußland 1840 und 1841" (Braunschweig 1844).

Boner, Charles, eigentlich ein Dichter, der wesentlich zur Verständigung zwischen Deutschland und England beitrug und deutsche Werke in seine Muttersprache übersetzte; aber auch um Länder- und Völkerkunde hat er sich Verdienste erworben. Mit einem wahren Künstlerauge für die Schön-

heiten der Natur begabt, zog es ihn in die Alpen, die er als Erzieher der Kinder des Fürsten Thurn und Taxis kennen gelernt hatte. Dort, namentlich in den bayerischen Alpen, sammelte er den Stoff zu den ersten Werken, welche hier erwähnt werden müssen, zu seinem „Chamois hunting in the Mountains of Bavaria“ (London 1853, 2. Aufl. 1860) und zu den „Forest Creatures“, welche auch als „Thiere des Waldes“ 1862 zu Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienen. Im Jahre 1863 brach Boner nach Siebenbürgen auf, um diesen noch wenig erforschten Winkel Europas zu beschreiben. Die Ausbeute seiner Studien und Entdeckungen legte er dann in dem vortrefflichen Werke „Transylvania“ nieder, welches gerechtes Aufsehen erregte und 1868 (Leipzig, bei J. J. Weber) ins Deutsche übersetzt wurde. Bis jetzt gilt es als das beste zusammenfassende Werk über das Land in den Karpathen. Boner war geboren am 29. April 1815 zu Bath in Somersetshire; er starb zu München am 7. April 1870.

Cameron, Charles Duncan, ehemals britischer Consul in Massaua, starb am 31. Mai 1870 in Genf. Er erhielt den Auftrag, sich 1863 nach Gondar zum König Theodoros von Abessinien zu begeben, dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen und über die politische Lage des Landes Bericht zu erstatten. Sein Benehmen bei jenem Fürsten war indessen nicht gerade sehr tactvoll; er wurde, nebst anderen Europäern, vom Könige gefangen gesetzt. Damit war eine der Veranlassungen zu dem abessinischen Kriege und dem Zuge der Engländer nach Magdala 1868 gegeben. Cameron wurde allerdings befreit, aber seine Gesundheit war durch die schlechte Behandlung während der Gefangenschaft untergraben.

Demidow, Anatol Nikolajewitsch. Der bekannte russische Krösus — aber auch Sonderling und Reisende — ward 1813 zu Moskau geboren. Er war ein Urenkel des Waffenschmiedes Nikita Antufejew zu Tula, der durch eigene Geschicklichkeit und die Gunst Peters des Großen zu bedeutendem Reichthum gelangte und die großartigen Gold- und Platinwerke im Ural erwarb, welche heute noch den Hauptreichthum der Familie Demidow ausmachen. Anatol Demidow erhielt seine Erziehung in Paris, wo unter Anderen auch Franz Arago sein Lehrer war. Die diplomatische Laufbahn behagte ihm nicht, er knüpfte Beziehungen zu hervorragenden Naturforschern an und beschloß, mit diesen den Süden Rußlands nach Steinkohlen zu durchsuchen, um dem dort herrschenden Mangel an Brennmaterial abzuhelfen. Im Beginne des Jahres 1837 brach Demidow, von einem glänzenden gelehrten Stabe umgeben, auf; in seiner Begleitung befanden sich Le Play, der Chef der französischen Bergwerke, der Botaniker Leveille, der Geolog Huot, der Geolog v. Nordmann. Ein großer Theil Südrußlands wurde von ihnen nach der geographischen, meteorologischen, geognostischen und botanischen Richtung hin untersucht. Demidow ließ mit großartigen Kosten Bohrversuche nach Steinkohlen am Donetz ausführen, fand nutzbare Mineralien auf und eröffnete einem Landstriche von großer Ausdehnung neue Quellen bisher ungeahnten Reichthums. Das Ergebniß der Reise liegt in dem 1842 zu Paris erschienenen vierbändigen Werke „Vogaye dans la Russie méridionale et la Crimée par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie“ vor, dem sich 1849 ein prachtvolles, aus 100 Folioseiten bestehendes „Album du voyage“ anschloß, lithographirt nach Zeichnungen des Historienmalers Raffut. Nur wenige Expeditionen waren in diesem Jahrhundert gleich vortrefflich ausgerüstet wie diese, und wohlverdienter Ruhm wurde auch ihrem Unternehmer zu Theil. Neben Sir John Franklin und Parry stand Demidow auf der Candidatenliste des Instituts von Frankreich, das seine Wahl auf ihn lenkte. Auch die altehrwürdige Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturwissenschaften, die Demidow vielfach durch Aussetzung von Preisen unterstützt hatte, ernannte ihn zu ihrem Mitgliede; desgleichen die Akademien zu Petersburg, Stockholm, München. Bekannt wurde der Fürst auch durch Stiftung des Demidow'schen Preises im Betrage von 5000 Rubel, die alljährlich in Rußland dem besten gemeinnützigen Werke zu verleihen sind, durch seine Heirath mit Prinzessin Mathilde Bonaparte, endlich durch die Art und Weise, wie er sein Schloß San Donato bei Florenz ausschmückte. Er starb am 29. April 1870 zu Paris.

Dollfuß-Ausset, Daniel, aus der bekannten industriellen Mühlhäuser Familie stammend, starb Anfangs August 1870 in seiner Vaterstadt. Er hat sich verdient gemacht durch seine Studien über die Gletscher, die er unter dem Titel Matériaux pour l'étude des glaciers (Paris 1864 bis 1866) veröffentlichte.

Fawkner, John Pascoe, der Gründer und erste Ansiedler der Colonie Victoria, starb am 4. September 1870 zu Melbourne. Geboren am 20. August 1792, kam er unter Collins 1803 nach Port Phillip und bald darauf nach Vandiemensland. Da hier aber seine sämmtlichen Unternehmungen mißlangen, ging er 1835 mit wenigen Begleitern nach dem australischen Continent zurück und landete an der Mündung des Yarra, an derselben Stelle, wo heute die volkreiche Stadt Melbourne sich erhebt. Anfangs beschäftigten sich die Ansiedler mit Schafzucht; die guten Erfolge, welche sie erzielten, lockten bald zahlreiche Colonisten an, und die Entdeckung der Goldfelder 1852 brachte der Colonie einen ungeahnten Aufschwung. Fawkner nahm in der Legislatur Victorias einen hervorragenden Platz ein.

Hayward, George, der bekannte englische Reisende, der durch seinen kühnen Zug nach Ostturkestan („Globus“ XVII, 265) plötzlich bekannt und dafür von der geographischen Gesellschaft in London mit der großen goldenen Medaille belohnt wurde, ist nach zuverlässigen Berichten Anfangs August 1870 von dem Gefolge des Häuptlings Mir Walli Chan von Yassim ausgeplündert und ermordet worden. Hayward befand sich auf dem Wege nach der Pamirsteppe, die er näher erforschen wollte.

Honigberger, J. Martin, bekannter Weltreisender, Leibarzt des ehemaligen Herrschers Dhulib Singh von Lahore, starb im Alter von 74 Jahren am 18. December 1869 zu Kronstadt in Siebenbürgen.

Hügel, Karl Alexander Anselm von. Die Verdienste dieses Diplomaten um Geographie, Ethnographie und Naturwissenschaften, namentlich um die Botanik, sind so bedeutend, daß sie seine diplomatische Thätigkeit für alle Zeiten weit überragen werden. Sein in den Jahren 1837 bis 1848 erschienenes mehrbändiges Werk über „Kaschmir und das Reich der Sikhs“ umfaßt nur einen verhältnißmäßig beschränkten Theil der Wanderungen und Forschungen, die Hügel während einer sechsjährigen Reise durch Syrien und die Länder am Rothen Meere, durch Ostindien, Tibet und mehrere Theile Australiens ausführte, und das im Jahre 1860 zu Wien erschienene Buch: „Der Stille Ocean und die spanischen Besitzungen im ostindischen Archipel“, welches, als Manuscript gedruckt, nicht in vieler Hände kam, umfaßt gleichfalls nur ein Bruchstück seiner großen Reisen. Aufsehen erregte auch die 1850 in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften gedruckte umfangreiche Abhandlung: „Das Kabul-Becken und die Gebirge zwischen dem Hindu-Kosch und dem Sudlej,“ welche zu dem Verdienste trefflicher und anschaulicher Schilderung der Länder und der

Bereicherung unserer Kunde von ihren Naturproducten noch das einer sorgfältigen kritischen Untersuchung der historischen Nachrichten in ihrem Zusammenhange mit den Oertlichkeiten hinzufügt, auf einem Boden, wo, um die Worte des Verfassers zu gebrauchen, die alten Civilisationen Indiens und des classischen Alterthums den zahllosen Nomaden begegneten, welche wie die in ihren riesenhaften Steppen geborenen Heuschrecken über die blühende Saat der Wohlfahrt, der Kunst und Bildung herfielen und nach kurzem Verweilen die öde Natur verließen — ein Boden, auf welchem sich auch die ältesten Sprachen begegneten. Arbeiten über Botanik und Ichthyologie schlossen sich den Reiseberichten an. Hügel fand für seine Reisen die wärmste Anerkennung, er ward zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt und in England durch die Verleihung des Oxforder Doctordiploms und der großen Medaille der geographischen Gesellschaft ausgezeichnet. Hügel ward am 25. April 1796 zu Regensburg geboren, er studirte zu Heidelberg Jurisprudenz und trat während der Freiheitskriege in ein österreichisches Regiment. Nachdem er in Frankreich und Süditalien gefochten, auch einige diplomatische Sendungen erfüllt hatte, trieb ihn seine immer deutlicher hervortretende Liebe zu den Naturwissenschaften 1831 zu den Reisen, deren Früchte die oben angeführten Bücher sind. Das Jahr 1848, von dem Hügel „das Zusammenbrechen alles Großen und Edlen, durch Jahrhunderte Gebildeten und Geheiligten" fürchtete, gab seiner Thätigkeit wieder eine andere Richtung: er ging abermals in die diplomatische Laufbahn über, war namentlich für die Wiedereinsetzung der vertriebenen mittelitalienischen Fürsten thätig und ging 1849 bis 1859 als österreichischer Gesandter nach Florenz. Später erhielt er den Gesandtschaftsposten in Brüssel, von dem er 1869 zurücktrat. Seitdem lebte er in England, abwechselnd in Torquay und auf der Insel Wight. Der Tod ereilte ihn auf einer Reise nach Brüssel am 2. Juni 1870. (Nekrolog in der „Allg. Ztg." Nr. 170 Beilage. 1870.)

Die Getränke der Indianer Guyanas.

Von **Ferdinand Appun.**

II.

Ein indianisches Paiwari-Trinkfest.

(Schluß.)

Zum Beginn des Festes wird der starke Paiwari in kleinen Calabassen von den Indianerinnen umhergereicht, von dem jeder Gast nur eine Trinkschale voll erhält.

Dann tritt der Sohn des Häuptlings, mit einer Maracca *) in der rechten Hand, an das eine Ende des Troges. Den Oberkörper vornüber gebeugt, beginnt er den Tanz, indem er jedesmal zwei Schritte vorwärts und dann wieder zwei Schritte rückwärts geht, wobei er einen monotonen Gesang, dessen Text sehr einfach in dem ununterbrochen wiederholten Worte „Heia! heia!" besteht, anstimmt.

Dies währt wohl eine halbe Stunde, während welcher Zeit ihn eine junge Indianerin mit einer Calabasse voll Paiwari versorgt, die er, in der linken Hand haltend, öfters an den Mund führt und die, wenn sie geleert, von der indianischen Hebe wieder gefüllt wird.

Darauf entsteht eine kleine Pause, die durch allgemeines Paiwaritrinken der ganzen Versammlung ausgefüllt wird.

Dann beginnt der junge Indianer wiederum seinen monotonen Gesang und Tanz, nunmehr aber in Compagnie eines Andern. Letzterer legt seinen rechten Arm auf die linke Schulter seines Nebenmannes, und Beide bewegen sich in dieser Weise, mit herabgebeugten Oberkörper, schrittweise nach dem Tacte ihrer Maraccas vor- und rückwärts.

Wiederum verfließt eine halbe Stunde mit dieser langweiligen Ceremonie.

Die junge Indianerin versorgt mich, der ich mich, in einer Hängematte sitzend, gräßlich ennuyire, reichlich mit Calabassen voll Paiwari, die ich, scheinbar davon trinkend, zu Munde führe, sie aber gleich darauf mit ihrem unberührten Inhalte meinem Diener übergebe, der den indianischen Nectar mit großem Wohlbehagen hinunterschlürft.

Endlich pausiren beide tanzende Indianer.

Nochmals allgemeines Paiwaritrinken.

Der Ceremonienmeister in der Person des Häuptlings mit dem Heiligenschein tritt auf. Er hält ein 6 Fuß langes dickes Bambusrohr, aus dem die Querwände entfernt sind, und dessen eines Ende mit Fell zugebunden, das Ganze aber mit den Samenkapseln der Cerbera thevetia behangen ist, in seiner Rechten, das, mit dem offenen Ende auf den Erdboden gestampft, einen dumpfen Ton von sich giebt, während die leeren halbirten Samenkapseln ein schellenartiges Geräusch hervorbringen.

Auf ein von ihm gegebenes Zeichen springen die Männer aus ihren Hängematten und stellen sich hinter ihm in langer Indianerreihe (vulgo Gänsemarsch) und um die Paiwaritröge auf. Hinter dem Häuptling stehen die Musiker mit Trommeln, Rohrflöten und Maraccas, dann kommen die übrigen Indianer, jeder derselben irgend einen Gegenstand, der ihnen zuerst unter die Hände fällt, als Kriegskeule, Haumesser, Flinte ꝛc., in der Rechten tragend. Nunmehr setzt sich der Zug unter Anführung des Ceremonienmeisters, der allein nur in gebückter Stellung, das Bambusrohr tactmäßig auf die Erde stampfend, einhergeht, in bereits oben angedeutetem schrittähnlichem Tanze um die Paiwaritröge herum in Bewegung.

Die Musiker machen einen Höllenlärm, der von den übrigen Tänzern mit dem einförmigen Gesange von „Heia! Heia!" begleitet wird.

An ein baldiges Aufhören der langsamen, gemessenen Umkreisung der Tröge ist nicht zu denken, nur bisweilen

---

*) Ausgehöhlte Frucht der Crescentia cujete, Lin., die mit kleinen Steinchen gefüllt ist und nach dem Tacte des Gesanges geschüttelt wird, wodurch ein rasselndes Geräusch entsteht.

findet eine kleine Pause durch das Leeren mit Paiwari gefüllter Calabassen, die den Tänzern von Frauen und Mädchen präsentirt werden, statt.

Wohl eine Stunde dauert der sogenannte Tanz, dann tritt eine etwas längere Ruhe ein, die wiederum zum Paiwaritrinken benutzt wird.

Eine große, 2 bis 3 Quart haltende Calabasse voll Paiwari nach der andern wird von Jedem der Indianer in einem Zuge geleert, und bereits beginnen die Köpfe der Trinker wirr zu werden.

Abermaliger Rundtanz um die Paiwaritröge beginnt, und diesmal schließen sich die Frauen und Mädchen dem Zuge der Tänzer an, jedoch so, daß beide Geschlechter getrennt, die Männer voran, gehen. Jede der Frauen hat ebenfalls irgend etwas in der Hand, ein kleines Kind, einen jungen Hund oder Affen u. s. w.; ihre Augen sind während des Tanzes stets niedergeschlagen.

Immer betäubender ertönt die Musik, immer gellender der Gesang, dessen Text jetzt complicirter wird und aus mehreren Strophen besteht. Der Ceremonienmeister singt jedesmal einige Worte vor, die der Chor mit größter Präcision und Genauigkeit wiederholt und den Tact dazu mit den Füßen stampft. Nachdem der lange Zug mehrmals die Tröge umkreist hat, bleibt der Anführer plötzlich stehen und bricht in ein entsetzliches Geschrei aus, in das sämmtliche Indianer einstimmen.

Ich bin nahe daran, aus der Hütte zu springen, so ohrenbetäubend sind diese Töne. Wiederum große Libationen in Paiwari und darauf Fortsetzung des Tanzes.

In dieser Art abwechselnd spielt das Stück wohl an zwei Stunden.

Die meisten Tänzer sind bereits in angetrunkenem Zustande.

Der das Amt des Ceremonienmeisters bekleidende Häuptling Paschiko zeichnet sich in dieser Beziehung vor Allen aus; seine Schritte sind durch überreichlich genossenen Paiwari in hohem Grade unsicher, und die in seiner Rechten befindliche Bambusstange muß, gleich dem Alpenstock eines Mitgliedes des Alpenclubs, seine schwindenden Kräfte unterstützen und ihm beistehen, seine gefährliche Wanderung sicher auszuführen. Trotzdem kommt er aus dem rechten Wege und geräth, gleich der in einer Spinnwebe gefangenen Fliege, in das Gewirr der an den Wänden aufgeschlungenen Hängematten, aus dem er nur durch den geschickten Beistand einiger Familienglieder nach Zurücklassung des rothen Uniformrockes befreit und in das alte Geleise zurückgebracht wird.

Aller Schlaf war bei dem tollen Lärmen der berauschten Menge von mir gewichen, und ich lag rauchend in meiner Hängematte und schaute dem wüsten Treiben, das mir die Indianer in ihrer vollen Wildheit zeigten, mit tiefem Bedauern, aber zugleich auch mit Ekel zu. In diesem Zustande sind diese rohen Naturen zu Allem fähig, und die geringste Veranlassung vermag sie zu Dämonen umzuschaffen.

Glücklicherweise kommen Streitigkeiten unter Indianern ein und desselben Stammes äußerst selten vor, und die Frauen finden es meist für gerathen, während der Pause nach dem langen Tanze den Männern die in den Händen habenden Waffen in schonender, oft unbemerkter Weise, zu nehmen und sie zu verstecken. Dadurch, daß sie die Letzteren reichlich mit Paiwari versorgen, läßt sich dieser Handstreich, der sonst große Schwierigkeiten verursacht hätte, leichter ausführen.

In eigenthümlicher Weise werde ich hier an einen widerlichen Gebrauch der alten Römer bei ihren Gastmählern erinnert.

Mehrere Indianer, die bereits bedeutende Quantitäten Paiwari, wohl 12 bis 14 große Calabassen, getrunken haben, stehen an einen Hüttenpfosten gelehnt, sich den Unterleib mit beiden Händen fest zusammendrückend und sich so des Genossenen wieder entledigend, um, unmittelbar nach der Entleerung, die ihnen dargereichte gefüllte Calabasse abermals zur Hand zu nehmen und deren Inhalt in einem Zuge zu leeren. —

Doch welcher Auflauf entsteht jetzt am Hütteneingange?

Ein kolossaler Lärm von dem dort versammelten Menschenknäuel, der plötzlich von außen her durchbrochen wird!

Vier junge, über und über bemalte, mit vielem Schmuck behängte Indianer stürzen durch die Menge hindurch zur Hütte herein. Sie tragen lange, um den Hals gebundene, aus den Schwanzfedern des blauen und rothen Arara kunstreich gefertigte Federmäntel.

Der Araratanz beginnt, die Musiker und Sänger überbieten sich in betäubendem Lärm, der wahrlich nicht schauderhafter sein kann.

Die Araratänzer, deren Federmäntel gleich gewaltigen Flügeln vom Rücken aus in die Höhe ragen, gehen dicht hinter der Musik und ahmen die Bewegungen ihrer Vorbilder, der großen Papageien, nach. Während der kleinen Pausen, die durch Paiwaritrinken entstehen, suchen sie nach der Manier gefangener Vögel aus der Hütte zu entfliehen, werden jedoch jedesmal von der trunkenen Menge eingeholt und zurückgebracht, um den Tanz in ihrer Weise wieder fortzusetzen, der wenigstens eine Stunde währt.

Darauf folgen andere ähnliche Tänze als der vorhergehende, der Affentanz, der Maipuritanz *) u. s. w., worin die Bewegungen der betreffenden Thiere von den Tänzern nachgeahmt werden. —

Die Frauen haben ebenfalls dem Paiwari allzu sehr zugesprochen; sinnlich erregt glühen ihre feurigen, schwarzen Augen, deren lüsterne Blicke die jungen Männer förmlich zu verschlingen scheinen. Trotz ihrer großen Decenz im nüchternen Zustande, wirkt der übermäßige Genuß des Getränkes auf sie im höchsten Grade aufregend und betäubt das in ihnen sonst vorherrschende Gefühl der Schamhaftigkeit.

Mein Diener scheint ebenfalls im Stadium der Berauschung sich zu befinden; er unterhält sich mit den neben ihm stehenden Indianern in einer von ihm neugebildeten Sprache, die ich englisch-indianisch nennen möchte, indem er jedem englischen Worte einen Vocal, mit besonderer Bevorzugung des i, anhängt, und er ist stolz auf seine Fertigkeit der indianischen Sprache. — Immer unregelmäßiger werden die Bewegungen der Tanzenden, immer lärmender der Gesang, der zuletzt in wildes Gebrüll ausartet; es ist eine widerliche Scene, wie man sie nur unter den rohesten, in der Wildniß lebenden Wilden finden kann.

Unmöglich kann ich es mehr unter dem trunkenen Volke aushalten, dessen Rohheit und Lärm über alle Begriffe geht. Ich springe aus der Hängematte, um aus der Hütte zu eilen.

Matti! Matti! seni! **) ruft eine der drei Grazien, die sich während des Festes charakterfest gezeigt und nichts von der ihr angeborenen Decenz verloren hat, mir nach und präsentirt mir eine mit Paiwari gefüllte Calabasse.

„Kanne, Kanne, Uridschi, ure waneppoe yenuri tukoe paiwari!" ***) entgegne ich ihr und zeige auf meinen zurückbleibenden Diener, dem sie die Trinkschale überreicht.

Viele der Indianer liegen bereits, total berauscht, in ihren Hängematten; ich dränge mich durch die tobende Menge und erreiche glücklich die Thür und das Freie.

---

*) Maipuri wird der Tapir (Tapirus americanus, Lin.) von den Indianern genannt.

**) „Hier, mein bester Freund!"

***) „Ich kann nicht mehr, Mädchen, ich habe schon zu viel Paiwari getrunken!"

Ein hellerer Schein im Osten des Horizontes kündet bereits das Grauen des Tages an. Bald erreiche ich meine Hütte und werfe mich schlaftrunken und abgespannt durch den gräßlichen Trubel mit dem Vorsatze in die Hängematte, sobald nicht wieder einem indianischen Trinkfest beizuwohnen. Spät am Morgen erwachend, suche ich vergebens meinen Diener in der Hütte und eile in die des Häuptlings, überzeugt, ihn dort zu finden.

In dieser ist jetzt Alles ruhig, das Schweigen des Todes herrscht in ihr. Daß aber die zahlreichen, in den darin befindlichen Hängematten liegenden menschlichen Wesen noch leben, beweist das sonore Schnarchen und die tiefen Athemzüge, die der Brust und Nase der total Berauschten entströmen. Hier liegt auch mein Diener in festem Schlafe, neben ihm in der Hängematte die noch zur Hälfte mit Paiwari gefüllte Calabasse. Nach vielem Rütteln gelingt es mir endlich ihn zu erwecken und nach meiner Hütte zu bringen, um den Kaffee zu kochen, dessen Zubereitung heute sehr viel zu wünschen übrig läßt. Nach seinem Berichte war, trotz seiner argen Trunkenheit, der Häuptling Paschiko der letzte, der sich von der ganzen Gesellschaft bis zum Anbruch des Tages aufrecht erhielt und unter fortwährendem Heia-heia-Gesange allein um die Paiwaritröge tanzte, bis er endlich auch in seine Hängematte taumelte.

Heute schon werden wohl noch die zwei anderen Paiwaritröge geleert werden, da der eine bereits des Tages über wegen der zur Vertreibung des greulichen Katzenjammers aufzulegenden Hundehaare, der andere während der Nacht sicher ausgetrunken wird.

Ich werde jedoch dem heutigen Feste nicht beiwohnen, das steht fest. —

Der Ort, wo das hier beschriebene Fest stattfand, heißt Tarinang und liegt im Gebiete der Macuschi-Indianer zwischen der Macuschi-Niederlassung Pirara unweit des Flusses Rupununi und dem Canucugebirge. Tarinang ist der Sitz des Häuptlings des mächtigen Macuschistammes und die größte indianische Niederlassung, die ich im Innern des tropischen Südamerika antraf, indem sie an 25 große Hütten und etwa 200 Einwohner zählt. Hier war meine Hauptstation, in der ich mehrere Jahre lebte und von hier aus mit den meisten Bewohnern des Ortes meine oft 6 bis 8 Monate weiten Reisen weiter nach dem Innern Südamerikas, besonders nach Brasilien und dem Quellgebiete des Orinoco, unternahm.

Ein so großes Trinkfest als das hier geschilderte, der Paiwa, findet nur alle Monate zur Zeit des Vollmondes (imu pé kapoi-wanne) statt und wird dann abwechselnd von den Bewohnern Tarinangs und denen der umliegenden Niederlassungen gegeben.

Außerdem jedoch finden in Tarinang sowie in jeder anderen Macuschi-Niederlassung wöchentlich mehrmals kleinere Trinkfeste, bei denen nur ein Trog Paiwari oder bloß einige mit diesem Getränk gefüllte Flaschenkürbisse paradiren und die öfter bereits schon am Vormittage beginnen, statt. Sie bleiben sich bei allen Indianerstämmen in der Hauptsache, dem viehischen Berauschen, dem unausgesetzten Tanzen und dem wahrhaft entsetzlichen Heidenlärm, völlig gleich, nur daß sie in der Auswahl des Getränkes, wie ich es in Abtheilung I bemerkt, hier und dort differiren.

Die Unabhängigkeitsbestrebungen der Colonien Australiens.

Die Engländer selber verhehlen sich heute nicht, daß „der alte Geist Albions“ sich mehr und mehr abgeschwächt hat. Seit die Manchesterpolitik maßgebend und das vermeintliche Nützlichkeitsprincip zur fast alleinigen Richtschnur auch in der großen Politik genommen wurde, hat sich diese, um ein englisches Sprüchwort anzuwenden, sehr häufig penny wise and pound foolish gezeigt. Es ist Alles gut, wenn die Ausfuhr der Manufacturwaaren steigt, wenn die Baumwolle billig zu haben ist, wenn vom christlichen Birmingham aus der Handel mit Götzenbildern nach Indien, zum Aerger der Missionäre, schwunghaft geht; und wenn eine Million am Budget gespart werden kann, dann wanken und weichen auch die Consols nicht.

Wenn die britische Politik ehemals sehr oft brüsk und verletzend auftrat, und Lord Palmerston den Namen „Feuerbrand“ sicherlich verdiente, so ist seit Jahren in dieser Beziehung eine Wendung eingetreten, eine Schwenkung zum Temporisiren, zum Unsichern, fast zum Zaghaften. Eine folgerichtige, energische Praxis fehlt, und es zeigen sich die Folgen, welche beim Mangel einer solchen unausbleiblich sind. Großbritannien hat an Ansehen verloren. Landheer und Flotte befinden sich in einem Zustande, welchen man in London „beklagenswerth“ findet; ein großer Theil Irlands wird durch die Fenier unterwühlt. Deutschland ist verstimmt wegen einer für uns geradezu verletzenden Pseudoneutralität; Nordamerika hat die bekannte Alabamafrage noch immer auf dem Kerbholz, und die dortigen Politiker führen eine nicht bloß drohende, sondern in geradezu beleidigender Weise herausfordernde Sprache. Rußland hat durch die Art und Weise, wie es mit seinem an sich nicht unbilligen Verlangen in Betreff des Schwarzen Meeres hervortrat, eine Formlosigkeit zu erkennen gegeben, welche einem Backenstreiche für England gleichkommt.

Diesem fehlen aufrichtige Freunde und Verbündete; es hat das Vertrauen Aller verscherzt; im Staatenleben giebt es doch etwas Höheres als Spinnen, Weben und Verkaufen von Baumwolle oder Gußeisen. Auch in Bezug auf die Colonien sind Schwierigkeiten in Menge vorhanden. Es ist in London zur Maxime geworden, den Schwerpunkt der Colonialpolitik nach Indien zu verlegen. Aber die Region im Süden des Himalaya ist keine Colonie, sie ist ein occupirtes Land, das, fast in der Art Algeriens, nur durch Waffengewalt behauptet werden kann, ein unsicherer Besitz. Der Aufstand der Sipahis hat gezeigt, welche Gefahren dort drohen, und eben jetzt wird wieder von Verschwörungen der Mohammedaner gemeldet, deren in Indien nahe an dreißig Millionen leben und welche alle von tiefem Hasse gegen die Feringhis durchdrungen sind.

Die Colonien, zwischen 40 und 50 an der Zahl, sind über den weiten Erdball zerstreut. Die Tage der alten Colonialpolitik sind längst unwiederbringlich dahin, und es liegt im Wesen der Dinge, daß die Frucht vom Stamme abfällt, sobald sie reif ist. Wir sehen, daß überall das Band sich lockert, welches die Pflanzungen mit dem Mutterlande verknüpft. Die neue Colonialpolitik Englands besteht wesentlich darin, die Colonien sich möglichst selber zu überlassen; sie sollen keine Kosten mehr verursachen und ganz für sich selber sorgen. Deshalb sind aus vielen Colonien die engli-

schen Truppen zurückgezogen worden, z. B. aus Neuseeland, Australien und vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Canada darf man im Hinblick auf die gespannten Verhältnisse gegenüber den Vereinigten Staaten nicht entblößen. Auf den westindischen Inseln, welche über kurz oder lang den Negern völlig anheim fallen werden, hält man geringe Garnisonen, aber gegen die Aufstände der Schwarzen muß die weiße Miliz das Beste thun.

Nun fragen die Colonien: welche Vortheile haben wir überhaupt noch von der Verbindung mit dem Mutterlande? Ueberwiegen nicht etwa die Nachtheile? Wird es nicht gerathen sein, uns so bald als möglich abzutrennen? In Südafrika hat man schon vor länger als einem Jahre vielfach geäußert, daß es zweckmäßig sein werde, sich fortan unter den Schutz Deutschlands zu stellen, das nun eine Kriegsflotte besitze und dessen Handelsschifffahrt in den ostasiatischen Meeren die Flaggen der meisten anderen Völker überflügelt habe. Auf diese Stimmen am Cap der Guten Hoffnung wollen wir bis auf Weiteres kein Gewicht legen, sie zeigen indeß, mit welchen Gedanken wenigstens ein Theil der Colonisten sich vertraut macht.

In den Colonien Australiens gewinnt das Streben nach Unabhängigkeit schon eine mehr concrete Gestalt. Die verschiedenen Gemeinwesen sind bereits nahezu selbständig. Jede einzelne hat ihr Parlament, ihr Budget und ordnet das Zollwesen ganz nach Gutdünken. Den Gouverneur ernennt die Krone, welche bisher auch auf Reichskosten Garnisonen unterhielt. Diese sind jüngst zurückgezogen und die Colonien in Betreff ihrer Vertheidigung völlig auf sich selbst angewiesen worden. Schon seit mehreren Jahren wurde sowohl in verschiedenen Parlamenten, wie in öffentlichen Versammlungen und in der Presse die Frage erörtert, ob und wann es zweckmäßig sei, die verschiedenen Colonien: Queensland, Neusüdwales, Victoria, Südaustralien und Tasmanien, in genauere Verbindung unter einander zu bringen; Westaustralien ist noch zu schwach bevölkert, um für jetzt in Betracht zu kommen und nimmt ohnehin noch deportirte Verbrecher auf. Als vor einiger Zeit die britischen Besitzungen in Nordamerika als „Canadian Dominion“ eine Conföderation bildeten, kam die Bildung eines australischen Staatenbundes abermals zur Erörterung, die seit Ausbruch des deutsch-französischen Krieges mit gesteigerter Lebhaftigkeit geführt wird. Im September und October sind Delegaten der verschiedenen Colonien zusammengetreten, um die Frage allseitig zu erörtern, was geschehen solle, falls das Mutterland, welches die Colonien durch Zurückziehung der Truppen wehrlos gemacht habe, in einen allgemeinen Krieg verwickelt werde.

Ueber die einschlägigen Verhandlungen und über eine „Föderalunion der australischen Colonien“, im Parlamente von Victoria (zu Melbourne) wurden die Berichte einer Commission verlesen. In jenem der Mehrheit wird im Wesentlichen Folgendes hervorgehoben:

Seitdem die Truppen zurückgezogen sind, bieten die Colonien eine anomale Erscheinung dar. Sie sollen verantwortlich sein, und man läßt sie doch ohne Schutz. Sie sind eben sowohl, wie England selbst, allen Wechselfällen eines Krieges preisgegeben, haben jedoch auf Anfang oder Ende eines solchen so wenig Einfluß, wie auf das Sonnensystem; obendrein ist es ungewiß, ob sie von Seiten Englands auf wirksame Hülfe und Vertheidigung zu rechnen hätten. Einem solchen Verhältniß, einer solchen Stellung mangelt alle Gegenseitigkeit, und sie kann deshalb als eine dauernde nicht betrachtet werden. Also wird es sich darum handeln, genau zu erwägen, wie dieses Verhältniß in der Art zu gestalten sei, daß es für die Dauer mehr Sicherheit gewähre.

Der Bericht ist nun der Ansicht, daß die australischen Colonien „quasisouveräne Staaten“ bilden sollen mit Genehmigung des britischen Parlamentes und unter Oberherrschaft der Königin. Das liefe also auf eine sogenannte Personalunion hinaus. Diese australischen Staaten sollen befugt sein, Verträge sowohl unter einander als auch mit auswärtigen Staaten zu schließen. Sie sollen die Befugniß haben, ganz nach ihrem Gutdünken und Belieben an Englands Streitigkeiten Theil zu nehmen oder nicht, etwa so, wie es früher mit Hannover und den ionischen Inseln gehalten worden sei. Es wird dann hervorgehoben, daß die Colonie bereits besondere Volksvertretung (Parlament), Regierung, Flagge, Miliz und Flotte besitze, daß sie alle Beamten selbständig ernenne, mit alleiniger Ausnahme des Vertreters der Königin, nämlich des Gouverneurs.

In dem Berichte des andern Theils der Commission wird hervorgehoben, daß die Analogie mit Hannover und den ionischen Inseln nicht passe, denn die Australier seien weder Deutsche, noch Griechen, sondern von britischer Abstammung. „So lange wir eine britische Colonie sind, müssen Englands Kriege auch die unserigen sein; wir müssen seine Triumphe und nöthigenfalls auch seine Niederlagen theilen.“ Dagegen wurde eingewandt, daß dergleichen allerdings recht schön klinge, es werde aber gerathener sein, daß man eine Partnerschaft aufgebe, die allerdings sehr ehrenvoll, aber auch sehr gefährlich sei. Was man sagen werde, falls z. B. Melbourne in einem Kriege bombardirt werde, mit welchem die Colonie Victoria platterdings nichts zu schaffen habe? Wenn die australischen Schiffe gekapert würden? Wenn aller Handel und Verkehr stocke, und die Reichsregierung auch nicht einen einzigen Soldaten zur Vertheidigung der Colonie stelle? Zu dem letztern sei sie überhaupt nicht im Stande bei der schwachen Ziffer ihrer Armee und der zerstreuten Lage der vielen Colonien, welche allesammt Anspruch erheben würden, von Seiten des Mutterlandes vertheidigt zu werden.

Aehnliche Erwägungen stellt man auch in Neusüdwales ꝛc. an; die öffentliche Meinung befreundet sich mehr und mehr mit dem Gedanken an ein „Unabhängiges Australien“, das einen selbständigen Bundesstaat bilden solle. Daß der Plan über kurz oder lang zur Ausführung kommen werde, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. In Nordamerika werden die Dinge einen ähnlichen Verlauf nehmen, falls die dortigen Colonien nicht den Vereinigten Staaten einverleibt werden. In Australien wird die Trennung gewiß in friedlicher Weise stattfinden, ob in Nordamerika, ist die Frage. So viel ist sicher: das britische „Colonialreich“ zerbröckelt.

A.

Aus allen Erdtheilen.

Ein Winterobservatorium auf dem Mount Washington.

Dieser Berg liegt im Staate Neu-Hampshire und bildet den höchsten Gipfel (5908 Pariser Fuß) in den sogenannten Weißen Bergen. Auf demselben ist für die Wintermonate ein meteorologisches Observatorium errichtet worden; der Geolog Huntingdon, der Naturforscher Nelson, der Photograph Clough und ein Telegraphist haben sich bis zum Frühjahr „im Schnee begraben", werden es aber ganz behaglich haben. Das Gebäude ist 60 Fuß lang, 22 Fuß breit und 25 Fuß hoch; das Hauptgemach 20 zu 11; die Wände sind mit dreifachem Filz beschlagen und hoch mit Teppichen belegt. Die Vorräthe und Kohlen reichen auf volle sechs Monate, auch Schneeschuhe fehlen nicht. Die Regierung der Vereinigten Staaten, die Beamten der Küstenvermessung und das Smithson'sche Institut haben die nöthigen Instrumente geliefert und fördern auch sonst das Unternehmen. Vom Kriegsministerium ist Alles geliefert worden, was zur Anlage eines Telegraphen nöthig war, der mit jenem an der Basis des Berges in Verbindung gebracht worden ist. Derselbe wird auch Stürme anzeigen und somit auch der Schifffahrt zu gute kommen. Die Instructionen sind von Professor Hitchcock entworfen worden.

Das Anwachsen der Stadt San Francisco.

Die große californische Handelsstadt ist nun die volkreichste an der Westküste Amerikas. Die Zählung im September 1870 hat 150,361 Seelen ergeben, gegen 56,802 im Jahre 1866, also eine Zunahme von 166 Procent. In schnellem Anwachsen ist sie nur von Chicago in Illinois überholt worden, welches in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 von 29,693 Köpfen auf 109,260 stieg, also um 264 Procent anwuchs. In demselben Zeitraum stieg San Francisco nur um 63,34 Procent.

Die liegende und fahrende Habe in San Francisco wurde 1860 abgeschätzt auf 36,580,417 Dollars, in 1870 dagegen auf 260,056,518 Dollars, also binnen zehn Jahren eine Vermehrung von 226,496,101 Dollars! Das ist mehr als der gesammte Werth in Californien 1860 betrug; dieser wurde auf 207,874,613 Dollars abgeschätzt.

Die „California Staatszeitung" schreibt: „Das Eigenthum in San Francisco hat demnach in dem letzten Decennium um über 600 Procent zugenommen!

Dieses riesenhafte Ergebniß scheint fast zweifelhaft und nur, wenn wir betrachten, wie San Francisco sich überhaupt verändert hat, können wir begreifen, daß eben eine enorme Steigerung im Preise des Eigenthums nur eine natürliche Folge des in San Francisco sichtbaren Fortschrittes ist. Das Stadtgebiet hat sich riesenhaft erweitert, regelmäßige gute Straßen durchschneiden die entferntesten Districte wie das Centrum der Stadt, ein großer Theil des Terrains wurde angebaut und so entstanden ganze Stadtviertel, wo man früher an Stadt gar nicht dachte. Für den innern Verkehr ward außerordentlich viel gethan, nach allen Richtungen hin führen jetzt die Straßeneisenbahnen, an welche im Jahre 1860 noch Niemand dachte, und verbinden so die bis fünf Meilen von einander entfernteren Stadtviertel. Auch der Besitz von Schiffen ist jetzt hier bedeutender als früher, und die in den Banken allein deponirten Capitalien betragen 61,000,000 Dollars. Im Angesicht all dieser Thatsachen ist das oben ergebene Resultat nur sehr natürlich, ja wir glauben, daß der gegenwärtige Wohlstand unserer Stadt sogar eine sehr gute Grundlage hat und daher nur Gutes von der Zukunft erwartet werden kann. Um zu den statistischen Ergebnissen des Census zurückzukommen, so beträgt der Grundbesitz hier 165,259,771 Dollars. Das persönliche Eigenthum 97,796,741 Dollars. Die Bevölkerung besteht aus 101,957 erwachsenen Personen und 48,356 Personen unter 15 Jahren. Bemerkenswerth ist, daß die Anzahl der Chinesen nicht 20,000 oder gar 40,000 beträgt, wie Viele glaubten, sondern nur 12,017, wovon 1769 weiblichen Geschlechts und 320 hier geboren sind. Das männliche Geschlecht ist um 14,247 dem weiblichen überlegen und kommt von dieser Mehrzahl von Männern auf die Waisen 13,786. Nach dem Census sollen hier 1898 Prostituirte sein, wovon 1452 farbig.

Sehr interessant sind die Angaben über den Theil unserer erwachsenen Bevölkerung, welcher weder lesen noch schreiben kann. Die ganze Anzahl beträgt 5667, wovon 4297 weiblichen Geschlechts sind. Nur 9 von diesen sind Amerikaner und zwar nur 2 Frauen. Im Uebrigen vertheilen sich diese Unwissenden nach den verschiedenen Nationen wie folgt: Irländer 4885 (in dieser Zahl sind die nicht extra aufgeführten Franzosen inbegriffen), Italiener 258, Mexicaner 283, Chinesen 44, Westindier 73, Engländer 29, Neger 40, Polen 33, Portugiesen 23."

Aus dem russischen Reiche.

Verbrauch geistiger Getränke in Rußland. Die Branntweinsteuer ist unstreitig der beste Maßstab für den Verbrauch von gebrannten Flüssigkeiten in einem Staate, und diese Steuer hat in Rußland eine unglaubliche Höhe. Schon im Jahre 1749 lieferte die Branntweinsteuer einen Ertrag von 1,786,955 Rubel. Hundert Jahre später betrug diese Einnahme bereits 38,582,944 Rubel, und im Budget von 1866 erscheint sie mit $115\frac{5}{6}$ Millionen beziffert. Dieser Aufschwung steht in keinem Verhältniß mit der sich nur langsam vermehrenden Bevölkerung und läßt sich nur aus dem erhöhten Verbrauche erklären. Diese Steuer liefert in Rußland 46 Procent, also nahezu die Hälfte aller Staatseinnahmen, während sie in Oesterreich nur 10 Procent, in Preußen gar nur 6 Procent der Gesammteinnahme ausmacht. Auf jeden Bewohner Rußlands kommen somit durchschnittlich weit über 2 Rubel jährlich an Branntweinsteuer. Der Verbrauch an Branntwein ist in den Städten ein viel größerer als auf dem Lande, und es kommen in Petersburg jährlich auf jeden Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes im Durchschnitte $1\frac{3}{4}$ Eimer, in Moskau etwas über 1 Eimer, in Orenburg, der mäßigsten Stadt des Reiches, noch immer $\frac{1}{4}$ Eimer. Die Zahl der Branntweinschenken in Petersburg ist eine ungeheure, so daß auf je 293 Bewohner eine kommt; dabei sind die Bier- und Weinschänken nicht mitgezählt, obwohl auch in diesen Branntwein verkauft wird. Die Folgen dieses unmäßigen Branntweingenusses treten außer in mancherlei Krankheitsformen insbesondere in dem unglaublich stark grassirenden Säuferwahne zu Tage. Die Zahl der an dieser entsetzlichen Krankheit im Jahre 1863 in Petersburg in den dortigen Spitälern behandelten betrug 297, und es entrollt sich ein trauriges Bild der gesellschaftlichen Zustände Rußlands vor uns, wenn wir vernehmen, daß unter jener Zahl nicht weniger als 107 Beamte sich befinden. Nur der geringste Theil jener Zahl fällt auf die niedrige, aller Bildung entbehrende Volksclasse, die Hauptsumme stellen Beamte, Kaufleute und dergleichen, also eine verhältnißmäßig gebildetere Classe.

Der „Regierungs-Anzeiger" bringt ausführliche Mittheilungen, welche unmittelbar die Folge der Trunksucht berühren. Schon lange hat die Regierung ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, mit allen nur möglichen Mitteln der Trunksucht zu steuern, welche immer schädlicher auf das sittliche und ökonomische Leben des Volkes einwirkt. Um die Zahl der Trinklocale zu vermindern, hielt das Ministerium des Innern es für nothwendig, den Einfahrten für Reisende den Einzelverkauf von star-

ken Getränken zu verbieten, das Bestehen besonderer Locale unter dem Namen Stoofbuden und Branntweinmagazine nicht zu gestatten, den Einzelverkauf an Ort und Stelle in den Weinkellern unbedingt zu untersagen und die Eröffnung von Trinklocalen auf Jahrmärkten und Bazars hinfort nicht mehr zu gestatten. Ferner wurde beschlossen, eine Normalzahl für Trinklocale in den Städten festzustellen, indem letztere in 10 Classen eingetheilt werden sollen, und ein Maximum und Minimum für solche Locale in den Kreisen nach Maßgabe der Bevölkerungsziffer zu bestimmen. Zugleich wurde vorgeschlagen, neben einer Erhöhung der Getränkesteuer und der Pfandsumme, die Getränkehändler zu verpflichten, jährlich eine Bescheinigung vom Friedensrichter oder von der Polizei vorzulegen, daß sie wegen Vergehen gegen das Reglement für den Handel mit Getränken nicht vor Gericht gezogen worden sind; die Rechte der Hebräer auf den Getränkehandel zu beschränken und Weibern und Kindern nicht nur den Handel, sondern auch das Betreten von Trinklocalen zu verbieten. Endlich wurde auch beabsichtigt, die Aufsicht über den Handel mit starken Getränken zu verstärken. — Das Finanzministerium glaubte auf die Mehrzahl dieser Vorschläge nicht eingehen zu können und reichte beim Reichsrath ein Memoire ein, das in seinen Hauptpunkten folgende Vorschläge enthielt: Erhöhung der Patentsteuer um 50 Procent für die Trinklocale der niedrigsten Classe, sowie für die Einfahrten und Krüge in den Städten der ersten, zweiten und dritten Classe; unbedingtes Verbot der zeitweiligen Locale; strenges Verbot, in Trinklocalen Individuen unter 16 Jahren unter die Bedienung aufzunehmen; die Dumen zu beauftragen, fortlaufende Verzeichnisse der Oertlichkeiten aufzustellen, in denen überhaupt einige Trinklocale zu gestatten seien, und schließlich der Vorschlag, das bestehende Statut für Trinklocale mit den gesetzlichen Bestimmungen über den Getränkehandel in vollständige Uebereinstimmung zu bringen.

— Ueber die Goldwäscherei in Finlands-Lapmarken erfährt die „St. Petersburger Zeitung“: Das im verflossenen Jahre entdeckte Gold bewog zur Bildung von 20 kleinen Compagnien, meist aus Finländern verschiedener Stände, behufs Ausbeutung der Goldwäschereien am Iwalo-Flusse, etwa 50 Werst von dessen Ausfluß in den Enari-See. Mit der Reise und den Vorbereitungen verfloß der Monat Juni; schon in der zweiten Hälfte des Juli wurden der finnischen Regierung 20 Pfund Gold zugesandt. Ende August betrug die Ausbeute 60 Pfund der feinsten Probe, wie auch ein wenig Platina. Es stellt sich heraus, daß das Gold mehr oder weniger in allen Flüssen Lapmarkens gefunden wird. An den Ufern des Iwalojöggi, wo dieses Jahr allein gewaschen worden ist, findet es sich in den Felsklüften und an dem ebenen Uferboden, am reichlichsten aber im Flußbette. Die Lagerstätte der edlen Metalle soll im Peldoniemi-Gebirge sein, wo die Flüsse Iwalo und Tara entspringen. Für nächstes Jahr wird eine großartigere Ausbeutung vorbereitet.

Veränderungen im Klima Neuseelands. Ein Bericht vom 30. August aus Dunedin auf der großen Südinsel stellt darüber Betrachtungen an. Seit vielen Monaten war das Wetter weit und breit so kalt und naß gewesen, daß die Felder schwer litten. Es scheine, aus einer noch nicht hinlänglich erklärten Ursache, eine radicale Umwandelung in den Witterungsverhältnissen eingetreten zu sein. Seit einigen Jahren treten Ueberschwemmungen der Flüsse häufiger ein und richten mehr Verheerung an als früher. Man meint, daß die ausgedehnten Arbeiten in den Goldgegenden des Oberlandes nicht ohne Einfluß auf diese Erscheinungen seien. Vermittelst der vielen Canäle, welche man aus den Flüssen abgeleitet hat, fließt das Wasser derselben viel rascher ab, sickert nicht mehr langsam, wie früher, in den Boden ein, und die große Menge von Schlamm, aus welchem man das Gold wäscht, füllt nach und nach die Flußbetten an. Wie dem aber auch sei, die Thatsache steht fest, daß ein verhältnißmäßig geringer Regenfall nun Ueberschwemmungen verursacht. Weite Strecken sorgfältig bebaueter Felder sind seit mehreren Jahren vorzugsweise um die Zeit der Ernte durch solche Ueberschwemmungen völlig ruinirt worden, sie haben gar keinen Ertrag gegeben und auch der Viehstand hat schwer gelitten. Die Landwirthe befinden sich in der schlimmsten Lage; die Arbeitslöhne sind sehr hoch; ein gewöhnlicher Feldarbeiter bekommt 50 bis 60 Pf. St. nebst Kost und Wohnung, eine Dienstmagd 25 bis 40 Pf. St., während die Getreidepreise niedrig stehen.

* * *

— Der Telegraph in Sibirien, der bekanntlich von Westen her bis Irkutsk und Kiachta geht, soll durch die Mongolei bis nach Peking weiter geführt werden. Andererseits lesen wir jetzt, daß derselbe von Sibirien aus der Schilka entlang (— diese ist, neben dem Argun, der obere Hauptarm des Amur —) bis Chabarowka und von dort an die Meeresküste bis Wladiwostock geführt werden soll. Auch liegt es in der Absicht der russischen Regierung, den Amurtelegraphen unterseeisch einerseits bis Schanghai und Hongkong in China, andererseits nach Osaka, Yokohama und Nagasaki in Japan weiter zu führen.

— Die beiden britischen transatlantischen Kabel waren zu Anfang Decembers nicht betriebsfähig. Das von 1866 brach Ende September und das von 1865 hörte am 30. November 1870 zu arbeiten auf, so daß bis auf Weiteres nur das französische Kabel dienstfähig war. Das von 1865 wurde etwa 70 Miles von Neufundland dadurch beschädigt, daß es der Ingenieur Lowe, welcher in jener Meeresgegend das Kabel von 1866 aufheben und ausbessern wollte, bei seinen Arbeiten aufgerissen hat. Das französische Kabel arbeitet regelmäßig bis zur Insel St. Pierre, weiterhin aber nicht zuverlässig.

— Im August sind auf Viti Lewu, der größten unter den Fidschi-Inseln, blutige Metzeleien vorgefallen. Wir haben vor längerer Zeit, als wir im „Globus“ über die Ermordung des Missionärs Baker ausführlich berichteten, darauf hingewiesen, daß zwischen den Bergbewohnern und den Eingeborenen an der Küste kein gutes Einvernehmen herrsche. Die letzteren sind dem Einflusse der Weißen und namentlich auch jenem der Missionäre unterworfen, während die ersteren sich in ihrer alten Urwildheit gefallen und das Menschenfressen nicht aufgeben wollen. Sie haben sich diesmal Fleisch genug verschaffen können, denn nicht weniger als 370 Küstenleute sind von ihnen erschlagen und ohne Zweifel auch bei festlichen Gelegenheiten verzehrt worden. Auch ein weißer Ansiedler, Norman, wurde erschlagen und unter allen hergebrachten Feierlichkeiten aufgefressen.

— Chinesische Arbeiter haben in der Gegend von Marysville in Californien binnen 90 Tagen etwa 100,000 Acres mit Schilf bewachsenen Sumpflandes entwässert und damit für den Getreidebau nutzbar gemacht.

— Sydney in Neusüdwales erhielt die Nachricht vom Ausbruche des deutsch-französischen Krieges aus England am neunzehnten Tage durch die Telegraphen, welche über Indien reichen, und dann durch die Dampfer.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

V.

Der zweite Dolmetscher Johann Nepomuk de Aragon. — Der Weiler Chile-Chile, Pepe Garcias Wohnort. — Ein Nimrod im Urwalde. — In Thyo. — Betrunkene Indianer; Brüllaffen und Spottvogel. — Beschwerliche Wege. — Brücken in der peruanischen Montaña.

Der Zug war noch eine kleine Strecke von Chile-Chile entfernt, als ein mit einer Flinte bewaffneter Mann aus dem Gebüsche trat, sich mitten in den Weg stellte und ruhig abwartete, bis die Karawane näher kam. Er nahm sich einigermaßen banditenmäßig aus, und der tapfere Oberst Perez erklärte, daß er bei Nacht und Nebel mit einem so verwogenen Burschen nicht gern etwas zu thun haben möchte; der sei offenbar ein Salteador, Brigant, und wirklich sah er mit dem niedergeklappten Filzhute, einem Kittel mit Ledergürtel, seinem Quersack und groben ledernen Sandalen keineswegs vertrauenerweckend aus.

In der Nähe betrachtet, erschien dieser Mozo weniger furchtbar; zwar seine Hautfarbe war braun wie eine Kastanie, im Uebrigen jedoch war er ein strammer, recht hübscher Jüngling und obendrein ganz höflich. Er nahm seinen Hut ab und sprach: „Die Herren wollen entschuldigen, daß ich ihnen erst jetzt meine Hochachtung bezeige und meine Dienste anbiete. Das wäre bereits in Marcapata geschehen, aber mein Herr Oheim, der Gobernador, ließ mir sagen, daß daran der Herr Pfarrer möglicherweise hätte Anstoß nehmen können. Auf seinen Rath habe ich mich hier aufgestellt, weil die Herren doch des Weges kommen mußten, und nun biete ich Ihnen meine Dienste als Mozo-sirviente und Dolmetscher an."

Auf diese Weise stellte Johann Nepomuk de Aragon sich vor und wurde auch ohne Weiteres angenommen. Er hatte ein Charango bei sich, jene nationale Guitarre, welche der Quechua aus einer halben Calebasse und einigen Katzendärmen herstellt, und fing ohne Weiteres zu spielen an. Offenbar war er ein aufgeweckter, lustiger Bursch.

Weiterhin wurde der Wald immer dichter und am Horizonte stiegen lange, bläuliche Bergketten empor. Neben den Mimosen des Pedregal (siehe über den landschaftlichen Charakter dieser Gegend die Illustration) trat die weiße und die purpurrothe Amaryllis auf und der Lantanenstrauch mit rosenfarbigen Blumen, die sich hübsch ausnehmen, aber einen unangenehmen Geruch verbreiten.

Nach etwa dreiviertel Stunden wurde Chile-Chile erreicht. In geographischen Handbüchern und auf den Landkarten wird man diese Ortschaft vergebens suchen, denn sie besteht aus kaum einem Dutzend Hütten und zählte kaum ein halbes Hundert Einwohner. Aber die Lage ist reizend, ringsum Alles so friedlich, das Ganze eine wahre Idylle; der Rasen saftig grün. Die Orangenbäume waren mit



Die Region des Pedregal.

goldgelben Früchten reich beladen, und der Bach, welcher hinter dichtem Gesträuche floß, murmelte melodisch.

Die Ankunft der Fremden brachte Alles in Aufruhr; die alten Frauen ließen die Spindel fallen, Enten und Schweine liefen fort, die Kinder schrien, und die Eltern kamen bestürzt herbeigelaufen. Aber wenige Worte des Dolmetschers reichten hin, um die Leute zu beruhigen, und bald war auch Pepe Garcia an Ort und Stelle, um zu erklären, daß die Reisenden rechtschaffene Männer seien, die weder rauben noch morden wollten. Nun war Alles gut.

Pepe Garcia war in der That ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Seine Hütte war reich mit allerlei Trophäen geschmückt: Schädeln und Geweihen von Hirschen, Köpfen von Unzen (Felis onça) und Füchsen, Hörnern von Ochsen, Widdern und Ziegenböcken; die Zwischenräume waren mit verschiedenen Fledermäusen ausgefüllt, an welchen Südamerika bekanntlich einen großen Ueberfluß hat. Diese Jagdtrophäen bildeten die äußere Verzierung der Hütten, deren Inneres sehr einfach war. Sie bestand aus zwei Abtheilungen, welche durch ein Bambusgeflecht von einander getrennt waren; die eine war zugleich Küche, Keller und Vorrathskammer, die andere Wohn- und Schlafzimmer. In demselben hausten auch seine beiden Töchter, Zwillinge von etwa neun Jahren; sie waren rechtschaffen zerlumpt, und die beiden einzigen Kinder, welche dem Vater übrig geblieben waren von den funfzehn, welche er auf seinen vielen Kreuz- und Querzügen in verschiedenen Gegenden Südamerikas gezeugt hatte.

Pepe Garcia war nicht etwa eifersüchtig auf den zweiten Dolmetscher, sondern lobte den Burschen Johann Nepomuk als einen thätigen und brauchbaren Mozo, der unternehmend genug sei, und einen ganzen Tag lang auf den Händen laufen würde, wenn er damit einen Thaler verdienen könne. Beide Dolmetscher stellten sich mit einander auf den besten Fuß.

Das Kleeblatt wurde nach besten Kräften bewirthet. Pepe Garcia setzte seinen Gästen zuerst süße Kartoffeln vor, die er in Asche gar gebacken hatte, gekochten Kürbis und Rostbraten vom Bären. Der Oberst und der Examinador schauderten anfangs vor einer solchen Speise zurück, fanden aber bald Geschmack daran. Der kleine schwarze Bär mit gelbem Bauche (Ursus bicolor) lebt am Ostabhange der Andes von der Region der Farrnkräuter bis hinab zu jener der Palmen. Bei Chile-Chile hatte sich einer die Spalten in einem benachbarten Berge zur Wohnung auserkoren, und von dort schlich er Nachts herab, um Kürbisse zu schmausen. Pepe Garcia hatte ihm zwei Kugeln in den Kopf gejagt und das Fell abgezogen, welches ausgespannt war und in einen Regenkittel verwandelt werden sollte.

Die Maulthiere hatte man frei laufen lassen, und sie waren ins Gebüsch an lichte Stellen gegangen, um Futter zu suchen. Als es dunkelte und Licht aus den Hütten schimmerte, kamen sie ins Dorf zurück. Ihr Instinct sagte ihnen, daß es draußen in der Nacht wegen der Kuguare und der Vampyre nicht geheuer sei; unwillkürlich suchten sie Schutz bei den Wohnungen der Menschen. Die Nacht war heiter, die Luft erquickend und mild. Der Dolmetscher benutzte die Abendstunden, um einen uralten Stutzen mit langem Lauf angemessen herzurichten und blank zu putzen. Nachher wies er seinen drei Gästen ihre Lagerstätte an und meinte, sie würden auf derselben schlafen, wie die heiligen drei Könige aus Mohrenland. In der That erhoben sie sich erst vom Lager, als die Sonne längst am Himmel stand und die Träger schon nach Thyo, dem nächsten Rastplatze, unterwegs waren. Um Mittag war dieser Weiler erreicht; er bestand aus drei Hütten, die weit aus einander zerstreut liegen.

Vor einer derselben lag ein gewaltiger Steinblock, der einer jener sogenannten celtischen Felsmassen glich, welche man als Menhir bezeichnet. Von einem auf demselben angebrachten Kreuze hingen verwelkte Blumen herab, zum Andenken an den Gottesdienst, welchen der Pfarrer von Marcapata alljährlich einmal vor diesem Monolithe verrichtet. Bei der zweiten Hütte saß auf dem vertrockneten Zweige eines Goyavabaumes ein Huacamayo (Ara splendens), der offenbar ein Alter von mindestens einem halben Jahrhundert hatte. Als Marcoy ihn fragte: Lorito, has almorzado? Jakobchen, hast Du gefrühstückt? antwortete er allerlei indianische Wörter, wiegte sich dann hin und her und fing an zu schreien und zu krähen. Neben der dritten Hütte lagen die Träger, schon wieder betrunken, vollgefüllt wie Blutigel, die meisten in tiefem Schlafe; als sie durch Peitschenhiebe aufgeweckt wurden, schwenkten sie die geleerten Krüge in der Luft, schrien durch einander und verfluchten alle Chunchos bis in den Abgrund der Hölle. Die bolivianischen Rindenjäger waren nüchtern geblieben und äußerten, daß die Quechuas sich hätten Muth antrinken wollen, denn sie hätten eine heillose Furcht vor den Wilden, die durch Flüche und Verwünschungen sich nicht übertäuben lassen.

In der Umgegend von Thyo war es allerdings nicht geheuer, da die Chunchos dann und wann bis dorthin streiften. Als daher Marcoy, der Oberst und der Examinador ein wahrhaft infernalisches Geschrei aus dem Waldgebüsch her vernahmen, dachten sie an einen Ueberfall und griffen schnell zu den Waffen, um einen Angriff abzuwehren; auch die Träger und die Bolivianer erwarteten Schlimmes. Aber Alles nahm einen harmlosen Verlauf, denn Pepe Garcia und Aragon, welche vor mehreren Stunden sich entfernt hatten, erschienen plötzlich Arm in Arm, wankend und schwankend, und wiederholten das wilde Geschrei, welches andeuten sollte, daß sie sich über die Maßen wohl befänden. Auch sie waren betrunken! Vorwürfe darüber nahmen sie ruhig hin; sie meinten nur, daß sie die Einladung einiger Freunde zu einem Abschiedstrunke nicht hätten ablehnen können, das würde ja unhöflich gewesen sein.

Am andern Tage hieß es Adelante! Vorwärts! Ein enger Pfad führte durch das Dickicht in einen Wald, in welchem noch kein hochstämmiger Baum zu bemerken war. Da und dort fand man in demselben eine Lichtung und hatte oftmals kleine Bäche zu durchwaten. Nach einigen Stunden wollten die durch den Rausch abgematteten Träger nicht weiter fort; sie meuterten und warfen sich zur Erde, um zu schlafen. Aber wehe ihnen! Pepe Garcia, jetzt leidlich ernüchtert, packte den ersten besten bei den Ohren, schüttelte ihn sehr unsanft hin und her, that mit den Uebrigen ein Gleiches, und als sie dann wieder auf den Beinen standen, regalirte er sie dermaßen mit flachen Säbelhieben, daß ihnen Hören und Sehen verging und sie fortan sichern und festen Schrittes fürbaß gingen.

In jenen Wäldern haben die Brüllaffen eine Heimath, die ihnen sehr zusagt. Kurz vor Sonnenuntergang fangen und zwitscherten die Vögel lebhaft, gleichsam um dem Gestirne des Tages einen Abschiedsgruß zu sagen; als es aber dunkel geworden war, begannen die Guaribos ihr unmelodisches Concert, das dem Menschen unheimlich durch Mark und Bein dringt und manchmal, wenn die Brülltöne recht lang gezogen werden, einem in weiter Ferne rollenden Donner gleicht.

Das Nachtlager wurde am Fuße eines bewaldeten Berges aufgeschlagen. Die Indianer sammelten Holz und zündeten ein Feuer an; ganz in der Nähe desselben wurden die Hängematten an Zweigen aufgehängt. Oberst Perez, als Proviantmeister, holte Sessina, getrocknetes Schöpsenfleisch,

hervor, das auf Kohlen geröstet und mit in der Asche gebackenen Kartoffeln verzehrt wurde.

Plötzlich gerieth der Examinador in eine sehr trübe Stimmung; er hatte Heimweh. Heute sei der 10. August und das sei der Tag des heiligen Laurentius, seines Schutzpatrones. Zu Hause in seinem Heimathorte Sorata würde er Chokolade, Wein und Anisbranntwein haben trinken können, und es würde lustig getanzt worden sein bis zum frühen Morgen; seine Frau sei eine ausgezeichnete Guitarrenspielerin, und sie werde heute wohl traurig sein, wie er selber, der nun in der Wildniß sich befinde. Es sei zum Erbarmen.

In Bolivia wie in Peru ist der Jahrestag des Heiligen der höchste Festtag für die Person, welche nach demselben ihren Vornamen bekommen hat. Es gilt für eine unumgängliche Christenpflicht, ihn an jenem Tage nach Landesbrauch in festlicher Weise zu ehren, und es muß an jenem Feste so hoch als nur immer möglich hergehen. Dann leistet der Heilige im Himmel Fürbitte. Nun hätte der Examinador gern das Seinige gethan, aber hier, bei nächtlicher Weile in der Waldöde? Indessen, es wurde einigermaßen Rath geschafft, um Ersatz zu haben. Zwar Eis, Kuchen, Liqueur hatte man nicht zur Hand, wohl aber Biscotcho (geröstetes Brot), trockene Feigen und alten Cognac. Und auch an der nöthigen Musik fehlte es nicht, weil Aragon munter auf seiner Guitarre klimperte und auch einen Yavari anstimmte, das heißt einen jener Gesänge, in welchem



Chaupichaca.

treue Liebe durch die Turteltaube, unbeständige dagegen durch den von Blume zu Blume flatternden Schmetterling symbolisirt wird.

Aus der Ferne gewährte der Lagerplatz einen malerischen Anblick. Der Mond schien hell, das rothe Feuer glimmte, das Laub ward in magischer Weise von der matten Flamme bespielt, und der Wind rauschte leise durch das Gezweig. Während die Brüllaffen eine längere Pause machten, erscholl aus der Tiefe des Waldes der höchst merkwürdige Gesang eines Vogels. Zuerst zitterte die Stimme, aber mit einer krystallinischen Klarheit, in hohen Accorden, ging dann urplötzlich in die tiefsten Töne über, bald nachher in ein melodisches Flöten, wie das der Nachtigal, und dann in ein liebliches Gezwitscher, wie jenes der Grasmücken oder der Hänflinge. Dazwischen waren Orgeltöne eingelegt und dann und wann ein Geschmetter, das bis zur höchsten Höhe stieg, die ganze Scala bis zur Tiefe durchmachte und gewissermaßen ein musikalisches Feuerwerk war, das in einem Funkenregen herabfällt. Dieser wunderbare Gesang währte länger als drei Minuten; er fand seinen Abschluß in einer Nachahmung des widerwärtigen Gekreisches, welches der Rauna-Aras zu erheben pflegt. Es war ein Uebergang von der poetischen Musik zur Posse, vom Erhabenen und Schönen zum Trivialen und Unangenehmen. Der Vogel spielte seine Komödie weiter, indem er den Gesang oder das Gekrächz anderer Vögel nachäffte, z. B. das Hu hu der großen weißbefiederten, goldäugigen Eule, das Ke ke i ke ke des Tunki oder peruanischen Steinhahns. Die Peruaner bezeichnen diesen Spottvogel als Chasquero, Postillon; er hat die Größe einer Amsel, ist bläulich-aschenfarbig; die Flügelspitzen und der Schwanz sind schwarz.

Nachdem von Mitternacht an ein gewaltiges Unwetter

mit Blitz, Donner, Sturm und Regengüssen getobt und bis gegen Morgen gedauert hatte, mußte der steile Cerro de Moroyaca erstiegen werden, mit verhältnißmäßig geringen Anstrengungen, weil die Natur selber eine Art von Felsenpfad gebahnt hatte. Auf der Höhe konnte man das ganze Thal übersehen und hatte einen Blick auf den Capiriberg; der Econi zog sich wie eine gewaltige Silberschlange mit vielen Windungen durch die grüne Landschaft. Aber in ihr trat ein scharfer Gegensatz auf; die Westseite des Moroyaca prangte in üppiger Laub- und Blumenfülle, die Ostseite dagegen war unfruchtbar, kahl, mit gewaltigen Felsblöcken förmlich übersäet. Es war, als ob eine unterirdische Pulvermine mit ungeheurer Gewalt das Gestein aus einander gesprengt und die Trümmer über weite Räume zerstreut hätte. Hier war kein Pfad, jeder Felskoloß mußte umgangen werden, und der Zug war froh, wieder auf ebenes Gelände zu kommen. In dieser hatte ein Waldbrand gewüthet, die meisten Bäume standen noch und hatten ihre nun allerdings nackten und ver-



Die Brücke bei Mamabamba.

kohlten Zweige behalten; sie sahen wie Gerippe aus. Den Boden bedeckte eine Lage grauer Asche. Der Brand mußte erst ganz kürzlich stattgefunden haben, denn trotz Nebel, Thau und Regen war noch keine Spur von Vegetation zu bemerken. Ohne Zweifel war er dadurch entstanden, daß die Chunchos, welche manchmal nach dem Berge von Moroyaca kommen, ein Lagerfeuer nicht ausgelöscht hatten, die Kohlen waren vom Winde hinweggetrieben worden und im dürren Laub oder Gestrüpp als Flammen emporgeschlagen.

Weiterhin kam man an eine lichte Stelle, in welcher eine auf vier Pfählen stehende Bude, ein mit Rohr und Baumzweigen gedeckter Schuppen (eine Ajupa) stand. Der Oberst rief: Alto alli! Halt gemacht! Sofort blieben Alle stehen wie Soldaten und legten ihre Ballen ab. Dieser Punkt oder dieser Schuppen war Chaupichaca, und unsere Illustration zeigt, wie es sich mit demselben verhielt. Die ganze Lichtung hatte vielleicht 40 bis 50 Fuß im Durchmesser und war von dichter Waldung umgeben. Bemerkenswerth er-

schien eine Art von Pyramide, welche aus einzelnen auf einander gehäuften Steinen bestand; diese waren durch einen aus Schlamm bestehenden Mörtel mit einander verbunden. Auf der etwa 12 Fuß hohen Pyramide war ein hölzernes Kreuz angebracht und Blumen niedergelegt worden, namentlich Amaryllis fulgens. Um dieselben flatterten einige Schmetterlinge, weiße, schwarzgeäderte Pieriden.

Eine Wegstunde weiter wurde ein Bach, der Piquimachay, welcher sehr steile Ufer hat, auf einer sehr einfachen Brücke überschritten. Dieselbe bestand aus einigen Baumstämmen, die aber schon ziemlich morsch waren; mit einiger Vorsicht konnte sie aber doch passirt werden. Eine andere, welche über den Rio de Mamabamba geschlagen worden war, nahm sich schon stattlicher aus und bot keinerlei Gefahr. Der „Fluß“ ist nur ein Arroyuelo, d. h. kleiner Bach; er strömt zum Econi. Weiterhin lag nur Wald und immer wieder Wald, aber vom Fieberrindenbaume war immer noch nichts zu bemerken. Die Bolivianer schaueten vergebens aus, und so hieß es dann immer wieder „vorwärts, wir werden schon Cascarilla finden!“

Gegen Abend wurde Hiapchana erreicht. So bezeichnet man eine längst verlassene Hütte, welche einst ein Mann aus Chile-Chile in einer Waldlichtung aufgeschlagen hatte. Nachdem er seine Frau unter einem Avocadebaume (Laurus persea) begraben, war er fortgezogen, und Keiner wußte, was er seitdem getrieben und wo er geblieben. Aus der Hütte kroch eine schwarze Schlange hervor, und die Indianer, von abergläubischer Furcht erfüllt, traten bei Seite; in diesem Thiere, so meinten sie, wohne die Seele der Verstorbenen. Sie erschraken, als Pepe Garcia, der an keine Seelenwanderung glaubt, das schwarze Kriechthier mit einem scharfen Säbelstreiche auf dem Flecke tödtete.

Von Hiapchana nach San Pedro rechnet man nur zwei spanische Meilen, aber eine entsetzlichere Tour kann man sich selbst in einer Sierra Nevada nicht denken. Ununterbrochen folgen steile Abhänge, Schluchten, Löcher, Spalten, Felsblöcke und Gießbäche auf einander; ein Pfad ist nicht vorhanden, der Wanderer muß rutschen, klettern, springen, durch Wasser waten und kümmert sich wenig um die prächtigen Ausblicke auf eine herrliche Landschaft. Er denkt an die geschundenen Knie und Hände, welche ihn schmerzen, und betrachtet dann und wann wehmüthig seine zerrissenen Kleider. Nur dem schönen Katarakte, welchen der Coyunco bildet, schenkt er einige Aufmerksamkeit. Ueber den Bach ist eine sogenannte Leiterbrücke gelegt worden, die eine gefährliche Passage bildet. Die Bolivianer sind an dergleichen gewöhnt und kamen gut hinüber. Die weißen Männer und die indianischen Träger wagten sich nur auf das schwankende Gestell, indem sie auf allen Vieren krochen; trotzdem glitt einer derselben aus, blieb aber zu seinem Glücke hängen und wurde mit genauer Noth gerettet. Er war aber so bestürzt, daß er dann noch einige Minuten lang ausgestreckt auf der Leiterbrücke lag; er wußte kaum, ob er vorwärts oder zurückweichen sollte. Als man ihm jedoch ein Glas Branntwein gereicht hatte, kletterte er vorwärts; nun war er wieder zu Sinnen gekommen.

Süd und Nord in Deutschland.

Nach **Emil Schatzmayr.**

r. d. Das Reich wird wieder beisammen sein, wenn auch fürs Erste noch nicht „so weit die deutsche Zunge klingt“, so doch in seinen wichtigsten Theilen, in Nord und Süd. Statt des bloß ideellen Deutschlands in Rede und Schrift, in Geschichte und Literatur, wird nun auch wieder ein greifbares, politisches Deutschland da sein, welches nicht bloß ein „geographischer Begriff“ ist, nicht nur in Zoll-, Post-, Telegraphen-, Militär- und anderen Verträgen besteht. Die Zeiten der Ohnmacht und Zerrissenheit sind vorüber, dafür aber ist die Zeit gekommen, daß im Sinne eines echten und gerechten Nationalitätenprincips wir uns „arrondiren“ und nach außen hin „reuniren“.

Die Gegensätze innerhalb des Ganzen, so weit sie nicht berechtigt und natürlich sind, werden sich abschleifen und eine bessere Verständigung wird Eingang finden. Daß es überhaupt nicht so schlimm mit den Gegensätzen ist, das hat Dr. E. Schatzmayr in einem Werkchen*) bewiesen, welches bereits vor einem Jahre erschien, aber heute noch mehr am Platze ist als damals. Der aus dem Süden stammende, aber im Nordischen heimische Verfasser hat vielfach mit feinem Verständniß eine Charakteristik unseres Volkes im Norden wie im Süden gegeben und mit echt deutschem Nationalgefühl, keinem zur Liebe, keinem zum Leide, wohl die Schärfen und Ecken hervorgehoben, die beiderseits bestehen, aber dabei doch ausgleichend und versöhnend gewirkt, wo es nothwendig erschien. Daß er dabei hier und da wohl zu weit geht, soll nicht weggeleugnet werden.

Die Ereignisse haben dem, was der Verfasser wünschte, Recht gegeben. Das schulmeisterliche Scepter, mit dem der Deutsche die Welt beherrscht, die geistig-unsichtbare Herrlichkeit, mit der man uns von allen Seiten gern abfinden wollte, war ihm nicht genug, und er wünschte dem Vaterlande auch etwas weltliche Macht, damit es nicht bleibe, wie schon Heine gesungen:

Franzosen und Russen beherrschen das Land,
Das Meer gehört den Briten;
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten!

Wir waren als Nation lange die Verkannten und Mißachteten, weil die Ohnmächtigsten und Bescheidensten — als Individuen dagegen sind wir die Geachtetsten, weil die Tüchtigsten, unter allen Nationen gewesen. Unser Nationalcharakter war ein Product unserer Naturanlagen, unserer Schicksale, unserer Geschichte. Nicht zu verwundern war es, daß nach den aufwühlenden socialen und religiösen Kämpfen der Reformationszeit, nach dem barbarischen dreißigjährigen Kriege und dem vielen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hineindauernden Jammer der blanke Stahl des deutschen Nationalcharakters angefressen erschien. Auf dem Boden schlechter politischer Zustände erwuchs uns jene über-

---

*) Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder. Als Beitrag zur Verständigung, zugleich als Reisehandbuch. Braunschweig, Bruhn, 1869.

mäßige Bescheidenheit und Selbstverleugnung, jene berüchtigte Nachäffung des Fremden. So entstand die kosmopolitische Allerweltsläuferei, die unbedingte Unterwürfigkeit, die Kehrseite der alten deutschen Treue, die ein deutscher Geschichtsschreiber treffend „Bedientengeist“ und „Hundedemuth“ nennt und die nun endlich verschwinden, um wieder Zuständen Platz zu machen, wie unter König Konrad II. (1138 bis 1152), welcher schreiben konnte:

„Alle, welche unsere deutsche Reichsgewalt beleidigt haben, sind nachdrücklich zur Fügsamkeit gebracht worden, und Frankreich wie Spanien, England, Dänemark und die benachbarten Staaten beschicken uns in täglichen Gesandtschaften mit schuldigem Gehorsam und gebührender Ehrerbietung, theils durch Geiseln, theils durch Eide und Versprechen unseren Befehlen mit Eifer nachzukommen.“

So müssen und werden auch die Thronreden wieder lauten, und daß dem so sein wird, dafür spricht die endliche Verständigung zwischen Süd und Nord, die freilich im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig läßt, aber doch das Haus unter Dach und Fach bringt. Es ist den Deutschen so gegangen, wie den beiden Männern, die in Belgien im Eisenbahnwagen zusammenstoßen und eine halbe Stunde lang schlecht französisch zusammen parlirten, bis der eine mit den Worten herausplatzte: „Hal mi de Duivel, twee Vlamingen — en tâlen fransch!“ Sie hatten sich für Wallonen gehalten. Nur das Verständniß muß zum Durchbruch kommen — dann ist Alles in Ordnung.

Schatzmayr geht bei seiner Charakteristik des Menschen ganz richtig vom Boden aus und zeigt zunächst die Gegensätze zwischen Norddeutschland und Süddeutschland. Wie unsere nordische Ebene den Charakter der Gleich- und Einförmigkeit trägt, so auch der norddeutsche Mensch. Umgekehrt erscheinen in Süddeutschland Natur und Menschen mannichfaltiger, farbenreicher. Daher auch im Norden mehr Phlegma, mehr Nüchternheit, mehr abstracter Verstandesschematismus, während im Süden mehr sanguinisches Temperament, mehr rosige Gesichter und Herzen, mehr Gemüth und Phantasie.

Im Allgemeinen finden wir im deutschen Norden mehr modernes Wesen, mehr Schule und Wissenschaft, mehr gelehrte Bildung. Dagegen im Süden zwar durchschnittlich mäßigere, weniger gelehrte, aber dafür auch oft harmonisch-gesundere Bildung, mehr Grazie, mehr Instinct, mehr Frische und Ursprünglichkeit, daher auch Vorwalten des natürlichen Verstandes und Mutterwitzes. In Folge der regern, mächtigern Phantasie aber auch mehr Katholicismus und Glaubenseifer im Süden und am Rhein, während im Norden mehr Prosa, mehr Protestantismus und Kriticismus herrschen.

Die Unterschiede zwischen Nord und Süd werden durch Gegenüberstellung vieler kleiner Einzelheiten, Züge aus dem täglichen Leben, Sitten und Gebräuche am besten klar. Man nehme beispielsweise nur das Capitel der Speisen und Getränke durch. Im tiefgelegenen warmen Süden und am Rhein wird mehr Wein, im Norden, auf den rauhen fränkisch-baierischen und thüringischen Hochebenen und in den hohen Thälern der Alpen dagegen naturgemäß mehr Bier und Branntwein getrunken. Der Norden hat Cognac, Rum, Arrak, Genever, Korn, im Süden gelten Kranewitt- (Wachholder-), Enzian-, Sliwowitzschnaps, Rosoli und Kirschengeist.

So ist es auch mit den Speisen; man denke nur an die Knödel, Knöpfle, Dampfnudeln, Nocken, Strudeln, Schmarn, Plante (Polenta) des Südens. Gemüse ist im Süden „Zuspeise“, Meerrettig im Südosten Kreen (slavisch Krên); Sahne und Flott in Norddeutschland sind in Mitteldeutschland Rahm und Schmand, im Süden Obers und im Südosten Schmetten (slavisch Smetana). Specifische Gerichte und Gebäcke giebt es hier und da; man denke an die „Kipfele“ und „Hörndele“ im Süden, an die „Stollen“ in Sachsen, die „Klaben“ im Norden. Ein norddeutsches Mittagsbrot ist ein süddeutsches Mittagsessen; ein Vesperbrot ist im Süden „a Jausn“.

Was Gefäße, Werkzeuge, häusliche und ländliche Geräthschaften betrifft, so stoßen wir auf dieselben sprachlichen Unterschiede. Ein norddeutscher Topf oder „Pott“ ist ein baierisch-österreichischer „Hafn“ und ein Töpfer ein Hafner. Eine irdene Pfanne ist ein „Reindl“, ein Wasserkübel ein „Schaff“, ein Schrank ist ein Kasten oder Almer, eine Kneipzange eine Beißzange, eine Harke ein Rechen. So geht es fort, und der Pfropfenzieher des Nordens ist ein Stöpselzieher des Südens. Im Norden Wind- und Dampfmühlen, im Süden fast nur Wassermühlen; im Süden Dreschflegel, im Norden Dreschmaschinen.

Berufsclassen und Stände, Handwerker, Bauern, Dienstboten und Kinder mit ihren Bezeichnungen lassen uns gleichfalls einen tiefen Blick in das Wesen von Süd und Nord thun. Der liebe Gott ist bei dem baierisch-österreichischen Stamme „da Himmelvada“ oder „Himmeltattl“, der Pathe ist der „Herr Göth“ (— auch in Frankfurt am Main —) und die Pathin die „Frau Gothe“, die ihrem „Göthl“ (Pathenkind) das „Krösengeld“ (von $\chi\varrho\tilde{\iota}\sigma\mu\alpha$, die Taufe) „spendirt“. Ein concessionirter Klempner ist ein „bürgerlicher Spenglermeister“ oder „Klampferer“, ein Bäcker „a Beck“; ein Unterzeichneter ist ein „Endesgefertigter“, ein Stuhl ist ein Sessel und ein Sesselmacher ein „Sesselerzeuger“; Schuster und Schneider sind aber im Norden: Schuh- und Kleiderfabrikanten! Mancher Kaufmann in Oesterreich ist ein „gemischter Schnitt- oder gedörrter Obstwaarenhändler“, und ein concessionirter Verkäufer von Taback und Cigarren in Oesterreich ist ein „k. k. privilegirter Taback- und Cigarrentrafikant.“ Ein Zollamt ist im Süden eine Mauth, ein Zollbeamter demnach ein Mauthner. Männer sind „Mannsbilder“ oder „Mannsen“, wie Weiber „Weibsbilder“ und „Weibsen“. Die „Mentschin“ oder „'s Mensch“ kann im Süden jedes ehrsame Frauenzimmer sein — meist aber ist es die Geliebte. Eine Wöchnerin ist dort eine Kindbetterin, eine Braut eine „Hochzeiterin“ und der Bräutigam „ein Hochzeiter“.

Ein hageres, plattes, nordisches „Frauenzimmer“ ist im Süden „a zaundürre Hungrige“. Dagegen ist ein niedliches, rundes, „furchtbar nettes“ oder „pikfeines“ Mädchen im Süden „a G'schmachal“ oder ein „blitzsaubres Madl“. Eine nachlässige, schmutzige Person dagegen ist „a Schlampe“. Ein unartiges Kind im Norden ein „Blag“, Balg oder Bengel — im Süden „a Fratz“ oder „Nickl“. Ein mürrisches Kind ist „a Grantnigl“, ein unreinliches „a Saunigl“, wie im Norden ein Schweinigel. Das nordische Maul oder „Snute“ erscheint im Süden als „Gosche“ und die Ohrfeige wird dort zur „Watsche“ oder „Dachtl“.

So läßt sich das Charakteristische von Süd und Nord durch alle Zweige des menschlichen Lebens verfolgen. Auch in Land- und Forstwirthschaft finden wir die Unterschiede. Im Norden sehen wir die Felder mit Gräben und Hecken oder „Knicks“, im Süden, vorzüglich den Alpengegenden, mit Bretterzäunen, Stacketen oder „Zaunstecken“ umgeben und geschützt. Im Süden vom Schwarzwald durch Schwaben, Baiern, Oesterreich bis Kärnthen und Krain die „Eggarten“ (Ehegarten, ehedem Garten oder ungebautes Feld), im Norden hingegen die in mancher Beziehung ähnliche Koppelwirthschaft. Fast ausschließlich süddeutsche Culturgewächse sind der Krapp, der Safran, der Maulbeerbaum, die süße Kastanie, der Dinkel, auch der Taback, wogegen der

Norden keine besonderen Culturpflanzen aufzuweisen hat, die nicht auch der Süden hätte.

Charakteristische, tief in das Verkehrs- und Geschäftsleben eingreifende Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland finden sich auch in Münzen und Maßen. Im Allgemeinen herrschen im Norden Thaler, Groschen und Pfennige und zwar mehr in Silber und Gold, als in Kupfer und Papier. Im Süden hingegen Ducaten, Gulden und Kreuzer, letztere mehr in Kupfer als in Silber. Im Norden: Mark, Schillinge, Grote, Schwarren, Stüber — im Süden Heller (eigentlich Häller, von Hall in Schwaben), Batzen. Im Norden Ruthen, Fuß, Morgen — im Süden Klafter, Schuh, Joch oder Juchart und so fort durch die Hohl- und Flüssigkeitsmaße hindurch.

Alles Erwähnte ist sachlicher Natur; aber welche Unterschiede würden sich nicht erst ergeben, wollten wir auf die sprachlichen Verhältnisse eingehen, auf das Hoch- und Plattdeutsche. Statt dessen mögen einige bezeichnende Redensarten hier stehen. Das norddeutsche Triezen, Uzen, Zwiebeln, Schuhriegeln, Piesacken ist süddeutsch Tratzen, Seckiren, Zwifeln, Kuranzen, Karnifln. Eine norddeutsche Erkältung ist süddeutsch eine Verkühlung; der Norddeutsche fragt bei entstandenem Lärm: Was ist los? Der Süddeutsche: Was is g'schegn? — Norddeutsch: Vorgesehen! ist süddeutsch: Aufgeschaut! Wird etwas spaßhaft gefunden, so hört man im Norden ausrufen: „Das ist gelungen!“ im Süden: Da schauts her! oder: das ist g'scheid! Ein „gelungener“ schnurriger Kauz ist im Süden „a gspaßig's Mandl“; die süddeutsche Kellnerin fragt den Gast: Was schaffns? Der norddeutsche Kellner: Sie wünschen?

Wir haben nur einige Proben angeführt, wer mehr wissen will, dem empfehlen wir das in Rede stehende Buch, das dazu helfen will, alle nationalen Glieder Deutschlands zur vollen Entfaltung zu bringen. Dazu ist nun alle Aussicht vorhanden, und der Vergleich zwischen Deutschland und dem Zeusbilde des Phidias trifft zu. Um die Größe des Göttervaters sichtbar zu machen, hatte der Künstler den Mächtigen sitzend dargestellt, so daß er die Decke des Tempels fast mit dem Scheitel berührte und es jedem Beschauer klar wurde, der Gott müsse das Gebäude sprengen, wenn er sich erhöbe. Diesem Zeusbilde gleicht der deutsche Riese, den die Geschichte fast nur in gebeugter Lage sah, und der sofort das Staatengebäude Europas sprengt, wenn er sich erhebt. Er sprengt es aber nur dann, wenn er aller seiner Glieder mächtig, wenn er ein geschlossenes Ganze ist.

Aber dieses geschlossene Ganze können wir freilich erst dann werden, wenn wir selbst erst innerlich mit einander einig geworden, erst dann dürfen und können wir hoffen, daß wir auch äußerlich und politisch einig und mächtig werden. Im Wesentlichen stehen sich alle deutschen Stämme, stehen sich der Norden und Süden näher, als es auf den ersten oberflächlichen Blick scheint — viel, viel näher, als unsere Stämme im Nord und Süd es vermuthen.

Die süddeutschen und rheinischen Städte und Stämme waren es, die den herrlichen Weltbaum der deutschen Literatur zuerst in deutschen Boden gepflanzt — die dem Norden die Leuchte nationaler Bildung und Freiheit bis zur lutherischen Reformation und bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein vorangetragen, wo der kampfesmüde Süden sodann dem stammverwandten Norden sein Führeramt übergab, das er Jahrhunderte lang verwaltet hatte.

Und so ist es nur der natürliche Verlauf der Dinge, wenn der Norden jetzt seine alte Schuld an die Nation bezahlt, wenn er jetzt — wie einst der Süden — mit seiner geistigen und politischen Macht das gemeinsame Vaterland einiger und größer als je wieder aufbaut und herstellt. Kein echter Deutscher aus des Südens schöneren Gauen wird dem Norden länger grollen, weil Preußen jetzt mit starker und kluger Hand am Steuer des Vaterlandes sitzt, und kein wahrhaft gebildeter Sohn des mächtigern Nordens wird fürder vergessen, was er seinen Brüdern im Süden schuldig ist.

Nekrolog 1870.

II.

Neumann, Karl Friedrich. Der berühmte Orientalist und Kenner der Geschichte fremder Länder, dessen Name unzertrennlich verbunden ist mit dem ältesten wie dem jüngsten Reiche der Erde, mit China und den Vereinigten Staaten, wurde am 28. December 1793 zu Reichmannsdorf bei Bamberg als Sohn armer jüdischer Handelsleute geboren. Er hat sich mühsam genug durchs Leben schwingen und in den kümmerlichsten Verhältnissen zu Bamberg, Fürth und Frankfurt den Grund zu seinen Kenntnissen legen müssen. Schon früh erkannten Leute wie Grotefend in ihm das Genie und machten es möglich, daß Neumann 1817 die Heidelberger Universität beziehen konnte. Von dort begab er sich nach München, wo er, um die Hindernisse zu beseitigen, die sein Judenthum ihm beim Fortkommen in den Weg legte, zum Protestantismus übertrat. Die Königin Karoline und Friedrich Thiersch waren seine Taufpathen. Nun erst erwählte er den Namen Karl Friedrich Neumann, um zu bezeichnen, daß für ihn ein neues Leben beginne. Bis zu jener Zeit (1818) führten die baierischen Juden noch nicht allgemein Familiennamen, und Neumann hatte sich beim Verlassen der Heimath selbst erst den Namen Bamberger zugelegt. Im October 1822 als Lehrer am Lyceum zu Speyer angestellt, wurde Neumann aber schon 1825 von seiner Stelle entfernt, weil er es gewagt, den Durchgang der Juden durchs Rothe Meer auf natürlichem Wege zu erklären. Neumann warf sich nun auf die Schriftstellerei, verdiente einiges Geld und ging 1827 in das Mechitaristenkloster auf der Insel San Lazaro bei Venedig, um dort armenisch zu lernen. Damit legte er den Grund zu seinen orientalischen Studien. In Paris und London veröffentlichte er nun mehrere Werke und Abhandlungen über Armenien, die nicht geringes Aufsehen erregten. 1830 fand sich für ihn eine günstige Gelegenheit zur Ueberfahrt nach China, wo er für die Berliner Bibliothek eine kleine Sammlung chinesischer Bücher ankaufen sollte. In Macao und Canton fand er chinesische Lehrer und erwarb eine bedeutende Bibliothek, die jetzt in Berlin und München aufgestellt ist. Ein Katechismus der Schamanen und eine Geschichte der chinesischen Piraten, beide in englischer Sprache vom Oriental Translation Fund veröffentlicht, waren die ersten Früchte seiner Reise. Im Jahre

1833 erhielt Neumann die Professur der chinesischen und armenischen Sprache an der Münchener Universität; auch las er Länder- und Völkerkunde, und zwar mit solchem Erfolge, daß sich ein Kreis von 300 Studenten um ihn versammelte. Die ersten gelehrten Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und die Männer der Wissenschaft staunten über die Fruchtbarkeit des tüchtigen Mannes, der in der Zeit seiner Münchener Professur nach und nach folgende Werke veröffentlichte: „Geschichte der Uebersiedelung von 40,000 Armeniern" (Leipzig 1834); „Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur" (Leipzig 1836); ferner eine chinesische Chrestomathie „Lehrsaal des Mittelreichs" (München 1836); „Asiatische Studien" (Leipzig 1837), sowie die „Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen, nach dem Werke des chinesischen Weltweisen Tschuhi". Hiermit schloß er seine orientalisch-linguistischen Studien. In das Gebiet der Länder- und Völkerkunde fallen folgende Schriften: „Zusätze und Verbesserungen zu A. Bürck's deutscher Ausgabe der Reisen des Venetianers Marco Polo" (Leipzig 1845); „Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach chinesischen Quellen" (Ausland 1845); „Geschichte des englisch-chinesischen Krieges" (Leipzig 1846) und „Die Völker des südlichen Rußlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung" (Leipzig 1847), eine vom Institut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Das Jahr 1848 riß Neumann in die politische Bewegung hinein, und obgleich er keineswegs zu den Radicalen gehörte, wurde er 1852 „aus administrativen Gründen" in den Ruhestand versetzt. Neumann sah sich dadurch allein auf die schriftstellerische Thätigkeit beschränkt. Nach und nach erschienen nun von ihm: „Geschichte des englischen Reiches in Asien" (Leipzig 1857); „Ostasiatische Geschichte vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen in Peking" (Leipzig 1861); ferner in Raumer's historischem Taschenbuch: „Das Trauerspiel in Afghanistan" (1848); „Die Sikh und ihr Reich" (1852); „Persien seit dem Niedergang der Sefi" (1855); auch gab er die „Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asien und Afrika von 1394 bis 1427" heraus (München 1859). Sein letztes und Hauptwerk war die „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika" (3 Bde., Berlin 1863 bis 1866). Er starb am 17. März 1870. (Ausführlicher Nekrolog „Allg. Ztg." 1870. Nr. 111 und 112. Beilage.)

— **Talvj.** Unter diesem Schriftstellernamen verbarg sich Therese Albertine Luise von Jakob, verehelichte Robinson, geboren 1797 als Tochter des Professors von Jakob zu Halle, eine Frau, deren Thätigkeit dem deutschen, englischen und slavischen Volke gleichmäßig zu Gute kam. In der napoleonischen Zeit flüchtete ihr Vater mit ihr nach Charkow, wo sie russisch lernte, den tiefen elegischen Ton der slavischen Volkslieder ergriff und die wilden Steppensöhne beobachtete, die zu den großen Pferdemärkten sich einstellten. Dort ging dem jungen Mädchen das Verständniß für die slavische Welt auf. In die Heimath zurückgekehrt, war sie alsbald schriftstellerisch thätig; sie lernte den jungen Serben Wuk Stefanowitsch Karadschitsch kennen und durch ihn die serbische Volkspoesie; es ward ihr leicht, mit Hülfe des Russischen Serbisch zu erlernen und 1825 die „Volkslieder der Serben" zu übersetzen. So ward sie eine der ersten, welche uns die Kenntniß des serbischen Volksgeistes vermittelten. Im Jahre 1828 heirathete sie den bekannten Palästinaforscher Eduard Robinson, mit dem sie sich in Massachusetts niederließ. Dort studirte Talvj sich in die Indianersprachen hinein, übersetzte Pickering's Buch über diesen Gegenstand, machte Anmerkungen dazu und so entstand ihr Buch „Ueber die indianischen Sprachen" (Leipzig 1834). Während ihr Mann seine dreijährigen Forschungen in Palästina unternahm, lebte Talvj in Deutschland, wo sie ihren „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften" und die Streitschrift „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere" veröffentlichte. Zurückgekehrt nach Amerika schrieb sie für „Westermann's Monatshefte" zahlreiche Aufsätze zur Kunde der Vereinigten Staaten, wie z. B. „die weißen Berge von New-Hampshire", „die Ottawa-Fälle" und andere. Aus langwierigen Quellenstudien hervorgegangen ist ihr Werk „Geschichte der Colonisation von New-England", das von den ersten Landungen der Pilgerväter bis zum Jahre 1692 reicht. Im Jahre 1864 siedelte sie dauernd nach Deutschland über, wo sie den literarischen Nachlaß ihres Mannes herausgab und dessen „Physische Geographie Palästinas" vollendete. Sie starb zu Hamburg am 13. April 1870.

Unger, Franz, ausgezeichneter Botaniker und Paläontolog, geboren 1800 in Steiermark, Professor an der Wiener Universität, starb am 13. Februar 1870 zu Graz. Seine Schriften sind hauptsächlich botanischer Natur; einige fallen jedoch auch in unser Gebiet. Im Sommer 1852 bereiste er behufs zoologischer Forschungen den Norden Europas, und einige Jahre später Aegypten und Syra. Als Früchte der letztern Reise erschienen: „Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Griechenland und den Ionischen Inseln" (Wien 1862) und im Verein mit Kotschy „Die Insel Cypern" (Leipzig 1865).

Vivenot, Rudolf von, ein Mediciner, geboren am 5. October 1834, verdient hier in seiner Eigenschaft als Klimatologe Erwähnung. Da seine zarte Gesundheit durch anstrengende Studien gelitten hatte, und die Anfänge einer Brustkrankheit sich zu zeigen begannen, ging Vivenot auf längere Zeit nach Palermo, wo er sich mit klimatologischen Untersuchungen beschäftigte. So entstand sein Werk: „Palermo und seine Bedeutung als klimatischer Curort mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen klimatischen Verhältnisse von Deutschland, Italien, Sicilien, Nordafrika und Madeira" (Wien 1860). Die Erforschung aller der Einflüsse, welche das „Klima" bilden und ihre Einwirkung auf den menschlichen Organismus waren fortan der hauptsächliche Gegenstand seiner Studien. Seine in Virchow's Archiv, in der Wiener Medicinischen Wochenschrift oder den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschienenen Abhandlungen beruhen auf naturwissenschaftlich-statistischer Grundlage und behandeln bald Gegenstände der vergleichenden Klimatologie, bald die Messungsmethoden der Luftfeuchtigkeit und andere Gegenstände. 1863 erfand Vivenot einen neuen, sehr sinnreichen Verdunstungsmesser. Er starb am 7. April 1870 zu Wien.

Wrangell, Ferdinand Ludwig von. Der berühmte Erforscher Nordsibiriens entstammte einer esthnischen Familie. Er war geboren am 29. December 1796 zu Pleskau, wohin seine Eltern zu Besuch gekommen waren. Nachdem er seit 1809 im Cadettencorps seine Erziehung genossen, ward er 1817 der Seemannschaft der Kriegsslup Kamtschatka beigeordnet, die unter Befehl Golownin's eine Weltumsegelung antrat. Da hierbei der junge Wrangell sich als vorzüglich tüchtig bewährt hatte, so wurde ihm bereits im folgenden Jahre die Leitung einer Expedition nach Nordsibirien anvertraut, welche sich mit der Aufnahme der Küsten des Eismeeres, zumal mit der Bestimmung der Lage des Caps Schelagin befassen sollte; auch die weiter östlich gelegenen Küsten bis zur Behringsstraße sollte Wrangell aufnehmen. Bekanntlich führte er diesen Auftrag während einer dreijährigen, mit großen Gefahren und Mühseligkeiten

verknüpften Reise in glänzender Weise durch. Am 20. November 1820 langte er in Nischne-Kolymsk an, drang zu Anfang des folgenden Jahres auf Hundeschlitten nach dem Cap Schelagin vor, untersuchte die Häreninseln und fuhr im Sommer vom Flusse Kolyma aufwärts in das Land der Jakuten. Am 10. März 1822 erneuerte Wrangell mit dem Steuermann Kosmin und dem Midshipman Matjuschkin die Fahrt auf dem Eise des Meeres. Es hielt schwer, die Hunde zusammenzubekommen, aber endlich fand man die nöthige Anzahl an der Indigirka. Mit Proviant für 40 Tage versehen, drangen die Reisenden bis 72° 2′ nördl. Br., noch 300 Werst nördlich von den Baranowinseln vor. Hier sah man das Polarmeer seine Fesseln sprengen und große Eisblöcke, durch die Wellen fast senkrecht gehoben, mit entsetzlichem Gekrach gegen einander schlagen. Die dünne Eisschicht, auf welcher man sich befand, mahnte zur Umkehr. In einem traurigen Zustande, halb verhungert, erreichte Wrangell am 4. Mai Pawodsk, den Sitz einiger Tungusen. Im folgenden Jahre machte der thatkräftige Reisende einen letzten Entdeckungsversuch: ob nicht im Eismeer ein unbekanntes Polarland sich verstecke. Am 8. März wurde Cap Schelagin und am 13. die Schalaurow-Insel verlassen. Als Wrangell über das gefrorene Meer hinfuhr, erhob sich ein Sturm, welcher die Eisdecke brach, so daß der Reisende sich plötzlich auf eine schwimmende Eisinsel versetzt sah und nur durch einen glücklichen Windwechsel dem Untergange entkam. Unter großen Gefahren setzte er die Reise fort, bis ein 150 Klafter breiter Spalt sich vor ihm öffnete. Er erkletterte nun unter 70° 51′ nördl. Br. und 175° 27′ östl. L. einen der höchsten Eisblöcke und schaute nach Norden aus: von dem gesuchten Lande fand er keine Spur, wohl aber dehnte sich vor ihm, so weit sein Auge reichte, der freie Ocean aus. (Am 14. August 1867 entdeckte der amerikanische Capitän Long im sibirischen Eismeere bekanntlich ein arktisches Land, das er Wrangell zu Ehren benannte. Vergl. „Globus“ XIV, 12.) Am 15. August 1824 traf Wrangell wieder in Petersburg ein. Seine auf dieser Reise angestellten „Physikalischen Beobachtungen“ wurden zu Berlin 1827 von Parrot herausgegeben, die deutsche Ausgabe seiner Reisebeschreibung „Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. 2 Bde.“ erschien schon 1839 zu Berlin; die russische zwei Jahre später. Schon am 20. August 1825 trat Wrangell als Capitän der „Slup Krotki“ (der Friedliche) von Kronstadt aus eine Reise um die Welt an, von der er am 15. September 1827 zurückkehrte. Bald darauf wurde er zum Gouverneur der russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika ernannt, wo er sich vielfach verdient machte und unter Anderm auch den Kartoffelbau einführte. Während der fünf Jahre, die er dort sich aufhielt, sammelte er die werthvollen „Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste Amerikas“ (Petersburg 1839). Seine Rückreise von Neu-Archangel über Panama nach Petersburg beschrieb er in einem in russischer Sprache erschienenen Werke. Später wurde Wrangell Mitglied des Reichsraths, Generaladjutant, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, Viceadmiral der Flotte (1847) und Mitglied des Marineministeriums. Er starb am 25. Mai 1870 auf der Durchreise in Dorpat.

Zigeunerische Erzählungen.

Mitgetheilt von **Hermann Vambery.**

I.

Leon Zafiri erzählt:

Einmal, einmal lebte ein reicher Mann; der hatte einen Sohn. Mutter und Vater liebten ihn sehr. Er besuchte die Schule und lernte Alles, was auf der Welt existirt. — Eines Tages erwacht er, nimmt vier oder fünf Beutel mit Geld (1 Beutel Geld = 500 Piaster) zu sich und verzehrt sie da und dort. Früh am andern Tage tritt er vor seinen Vater: Gieb mir wieder Geld. Wieder nahm er Geld zu sich; er macht sich auf und geht weg; während der Nacht verschwendete er das Geld. Nach und nach verschwendete er so alles Geld. In früher Morgenstunde tritt er wieder vor Vater und Mutter: Ich will Geld. — Mein Kind, es ist kein Geld mehr da; willst Du die Geräthe? Nimm sie, geh', verkaufe sie und iß. — Er verkauft sie und in ein bis zwei Tagen hat er sie verzehrt. — Ich will Geld. — Mein Kind, wir haben kein Geld mehr; nimm die Kleider, geh', verkaufe sie.

In ein bis zwei Tagen hat er das Geld verzehrt. Er tritt vor seinen Vater: Ich will Geld. — Mein Sohn, wir haben kein Geld mehr; wenn Du willst, verkaufe das Haus. — Der Junge ging und verkaufte das Haus, und in einem Monate hat er das Geld verzehrt. Nun war kein Geld mehr übrig. — O, Vater, ich will Geld! — Mein Sohn, wir haben nunmehr weder Geld noch ein Haus; wenn Du willst, führe uns auf den Sklavenmarkt, verkaufe uns. — Der Junge verkaufte sie. Mutter und Vater sagten: Besuche uns, damit wir Dich sehen.

Der König kaufte Mutter und Vater. Der Junge kaufte sich für das Geld, welches er für seine Mutter gelöst hatte, Kleider, und um das Geld für seinen Vater ein Pferd. Nach einem oder zwei Tagen sahen Mutter und Vater, daß ihr Sohn nicht komme; da fingen sie an zu weinen. Die Leute des Königs sahen, daß sie weinten, da sagten sie es dem Könige.

Die Du gekauft hast, weinen jämmerlich. — Rufet sie her zu mir. — Der König sprach sie an: Warum weinet Ihr? — Wir haben einen Sohn, um diesen weinen wir. — Der König fragte: Was für Leute seid Ihr? — O, König, wir waren nicht immer so, wie wir heute sind; wir hatten einen Sohn, er verkaufte unsere Reichthümer, er hat uns selber verkauft, und wir weinen um ihn; daß er kommen möge, uns zu besuchen, damit wir ihn sehen. — Während sie mit dem Könige sprachen, kam der Junge. Der König schrieb einen Brief und überreichte ihn dem Jungen: „Uebergieb den Brief an seine Adresse.“ In dem Briefe schrieb der König: „Der Junge überbringt den Brief; sobald Ihr den Brief erhaltet, schneidet dem Jungen die Kehle ab.“

Der Junge legte sich Kleider an, bestieg sein Pferd, schob den Brief in den Busen und machte sich auf den Weg. Er durchritt eine weite Provinz; der Durst plagte ihn, er sah einen Brunnen. — Was fange ich an, um Wasser trinken zu können? Ich werde den Brief (an einen Faden) anbin-

den, dann lasse ich ihn in den Brunnen steigen und benetze ein wenig meinen Mund. — Er ließ den Brief hinunter, zog ihn dann in die Höhe und preßte ihn aus und trank. — Ich will doch sehen, was in dem Briefe steht. Was sehe ich da? „Sobald er den Brief übergiebt, schneidet ihm die Kehle ab.“ — Der Junge blieb unbeweglich stehen. — In einem Orte gab es eine Königstochter; man besuchte sie und gab ihr ein Räthsel auf; wenn sie es löste, so brachte man ihn (den Aufgeber) um; wenn sie es nicht löste, so heirathete ihn die Prinzessin.

Der Junge erhob sich, er ging in den königlichen Palast. — Wozu bist Du gekommen, mein Junge? — Ich werde mit der Prinzessin sprechen. — Du wirst mit ihr sprechen; wenn sie Dein Räthsel erräth, dann bringt sie Dich um, wenn sie es nicht lösen kann, dann heirathest Du die Prinzessin. — Ich bin deshalb hergekommen. — Er setzte sich vor die Prinzessin. Die Prinzessin sagte: Laß Dein Räthsel hören. — Der Junge sagte: Ich habe meine Mutter auf den Rücken genommen und bin auf meinen Vater gestiegen, und aus meinem Tode habe ich Wasser getrunken. — Die Prinzessin blickte in ihr Buch; sie konnte (das Räthsel) nicht lösen. — Schenke mir eine Frist von drei Tagen. — Ich schenke sie Dir, sagte der Jüngling. Der Jüngling erhob sich, ging in ein Gasthaus; da legte er sich nieder. Die Prinzessin ließ einen unterirdischen Gang machen, bis zu der Stelle hin, wo der Jüngling schlief.

Einmal, zur Mitternacht, erhob sich die Prinzessin, ging zu ihm hin und umarmte den Jüngling. — Ich bin Dein und Du bist mein; o, sage mir es. — Man kann es nicht sagen; entkleide Dich, sagte der Jüngling zur Prinzessin; die Prinzessin entkleidete sich. — O, sage mir es. — Während er das Mädchen umarmte, löste er ihr das Räthsel. Die Prinzessin klatschte in die Hände, ihre Leute kamen, sie nahmen die Prinzessin und ließen sie weggehen. Die Prinzessin legte das Hemd des Jünglings an, und er das ihrige. Es wurde Tag. Man ließ den Jüngling rufen. Der Jüngling bestieg sein Pferd, er ging in den Palast; die Leute blickten ihn an; es ist schade, sie werden den Jüngling umbringen. Er stellte sich gegenüber dem Könige. — Meine Tochter hat Dein Räthsel gelöst, sagte der König. — Wie hat sie es gelöst, o, mein König? Während ich des Nachts entschlief, da kam ein Vogel zu mir, an meine Brust, ich habe ihn ergriffen, ich habe ihn zerschnitten, ich habe ihn kochen lassen; im Augenblicke, wo ich ihn essen wollte, da entflog er mir. — Der König sagte, sie werden ihn umbringen, er verliert seinen Verstand. — Ich verliere nicht meinen Verstand, o, mein König; ich habe das Räthsel Deiner Tochter aufgelöst. Deine Tochter hat einen unterirdischen Gang machen lassen, sie kam zu mir, als ich entschlafen war, sie kam in meine Arme; ich habe sie genommen, ich habe sie entkleiden lassen, ich habe sie an meine Brust gedrückt, ich habe ihr dieses Räthsel gelöst. Sie klatschte in ihre Hände. Ihre Leute kamen, die nahmen sie, und wenn Du es nicht glaubst, siehe, ich trage ihr Hemd und sie trägt meines. — Der König sah, daß dies die Wahrheit sei. Sie machten Hochzeit, die dauerte vierzig Tage und vierzig Nächte; er heirathete die Prinzessin; er ging, kaufte seinen Vater und seine Mutter los.

II.

Leon Zafiri erzählt:

Es war einmal ein Mann, der machte sich eine Galeere; er lud seine Leute auf, um vom Weißen Meere nach dem Schwarzen zu gehen. Da kam er in ein Dorf, um sich mit Wasser zu versorgen; hier sah er vier bis fünf Jünglinge, welche spielten; einer von den Jünglingen war kahl. Er rief ihn zu sich; wo bekomme ich hier Wasser? fragte er. Der Jüngling zeigte ihm das Wasser; er versah sich mit Wasser. — Gehst Du mit mir? — Ich gehe, aber ich habe eine Mutter. — Gehen wir zu Deiner Mutter; sie gingen zu seiner Mutter. — Giebst Du mir den Jungen mit? — Ich gebe ihn Dir. — Der Schiffer gab einen Monatsgehalt, er nahm den Jungen mit sich. Sie machten sich auf und kamen in ein großes Dorf; sie schifften sich aus, um sich mit Wasser zu versehen. Der Prinz ging spazieren und sah einen Derwisch, der ein Bild verkaufte; der Prinz kaufte es; es war sehr schön. Ihr Vater arbeitete an dem Bilde sieben Jahre. Der Prinz legte es auf die Quelle und einer von jenen, welche kamen, um Wasser zu trinken, sagte: Ich habe dieses Mädchen schon gesehen. Der Schiffer stieg aus, er versah sich mit Wasser, er erhob seine Augen und sah die Schöne: Welche Schönheit! — Dann ging er zu dem Schiffe und sagte seinen Leuten, draußen sei eine Schöne, und daß er noch nie eine solche Schönheit gesehen. Der Kahle sagte, ich gehe, um sie anzuschauen. — Er ging; sobald er sie sah, fing er an zu lachen; das ist ja die Tochter des Derwischs; woher kommt dieses Bild? — Sobald er ausgesprochen hatte, ergriffen sie ihn; man führte ihn in den Palast; der Jüngling verlor den Verstand, sobald sie ihn ergriffen. Zwei Tage später kamen andere Leute zu dem Jungen. — Kennst Du dieses Mädchen? — Ich kenne sie, wir sind zusammen in einem Orte aufgewachsen; ihre Mutter ist gestorben, sie säugte mich und sie. — Fürchte Dich nicht, wenn man Dich vor den König führt. — Er kam zu dem Könige. — Kennst Du dieses Mädchen, mein Junge? — Ich kenne sie, wir sind in einem Orte aufgewachsen. — Wirst Du dieses Mädchen hierherbringen? — Ich bringe es; mache mir einen goldgeschmückten Nachen, gieb mir 20 Sänger und Jünglinge, die spielen. Deinen Sohn nehme ich auch mit mir; Niemand darf mit mir von dem sprechen, was ich thue; ich werde gehen, nach sieben Jahren komme ich zurück. — Sie nahmen Brot und Wasser auf sieben Jahre, dann machten sie sich auf den Weg. Sie gingen in das Land des Mädchens. Bei Sonnenaufgang blieb das Schiffchen vor dem Hause des Mädchens stehen, das Haus des Mädchens stand am Meere. Der Jüngling sagte: Ich werde aussteigen, um spazieren zu gehen, Niemand von Euch soll sich zeigen. — Er ging auf dem Schiffchen spazieren. Die Tochter des Derwisch erhob sich vom Schlafe, die Sonne schien auf das Schiffchen. Das Mädchen kam heraus und wusch ihre Augen. Ein Mann geht spazieren, das Mädchen beugte sich tief; sie sah unsern Jüngling, sie erkannte ihn; was sucht er hier? — Was suchst Du hier? — Ich bin Deinetwegen gekommen; es sind schon so viele Jahre, daß ich Dich nicht gesehen habe; nun bin ich gekommen, um Dich zu sehen, kleide Dich an und komme auf das Schiffchen. Wohin ist Dein Vater gegangen? — Weißt Du nicht, daß mein Vater an meinem Bilde arbeitet? Er ist gegangen, um es zu verkaufen; in einigen Tagen kommt er wieder, ich erwarte ihn. — Komme her, laß uns ein wenig plaudern. — Das Mädchen ging, um sich anzukleiden. Der Jüngling sagte seinen Leuten: Verstecket Euch, Niemand soll erscheinen; sobald ich sie in die Kajüte gebracht, schneidet Ihr die Stricke ab, ich werde mit ihr plaudern. — Sie kam in das Schiff; sie setzten sich, sie plauderten, das Schiffchen zog ab, er ließ im Stillen den Prinzen herbeiführen. Das Mädchen sagte: Wer ist dies? Ich gehe weg. — Bist Du toll, meine Schwester? Nehmen wir etwas Obst. — Er setzte dem Mädchen vor, das Mädchen wurde berauscht. Der Jüngling befahl, daß man Musik herbeirufe. Er ging, führte die Musikanten herbei; sie fingen zu spielen an; das Mädchen sagte, ich erhebe mich, ich gehe weg, mein Vater

kommt. — Setze Dich doch ein wenig, die Jünglinge sollen Dir spielen, die Jünglinge spielen Musik. — Das Mädchen wußte nicht, daß das Schiffchen vom Ufer abgestoßen war. Ich gehe, sagte das Mädchen zu dem Jünglinge. Das Mädchen ging aufs Verdeck und sah sich nach seinem Hause um. — Ach, mein Bruder, was hast Du mir gethan? — Was wirst Du nun thun? Derjenige, der neben Dir gesessen, ist der Prinz, und ich bin gekommen, um Dich für ihn zu nehmen. — Das Mädchen weinte: Was soll ich nun beginnen? Soll ich mich ins Meer werfen? — Sie ging zum Prinzen, setzte sich neben ihm nieder; Musik, Speisen und Getränke waren in Hülle und Fülle da. Der Jüngling befand sich ebenfalls auf dem Verdeck, er war der Capitän; sie aßen, sie tranken, er rührte sich nicht von seinem Platze. Die Reise ging so drei bis vier Tage fort. Beim Anbruche eines Tages kamen drei Vögel auf das Schiff, Niemand war bei ihnen. Die Vögel fingen an zu sprechen: O, Vogel, o Vogel! Was giebt es, o, Vogel!? Die Tochter des Derwisch ißt und trinkt mit dem Prinzen, sie weiß nicht, was über ihrem Haupte schwebt. — Und was schwebt denn über ihrem Haupte? fragten die anderen Vögel. — Sobald sie ankommen, werden sie auf einem kleinen Schiffe aufs Trockene gesetzt. Das Schiffchen wird umkippen; die Tochter des Derwisch und der Prinz werden ertrinken, und wer es hört und ihnen erzählt, wird bis zu den Knien in Stein verwandelt.

Der Kahle hörte es, er war ganz allein da. Es wurde Tag; die Vögel kamen wieder herbei: O, Vögel, o, Vögel! Was giebt's, Ihr Vögel? Die Derwischtochter ißt und trinkt; sie weiß nicht, was über ihrem Haupte schwebt. — Was schwebt denn über ihrem Haupte? fragten die anderen Vögel. — In derselben Nacht, wo sie heirathet, wird ein Drache mit sieben Köpfen kommen und die Derwischtochter sammt dem Königssohne verzehren, und wer dies hört und ihnen erzählt, wird bis an den Kopf in Stein verwandelt.

Der Kahle sagte, als er allein war, ich werde keine Leute kommen lassen. Er erhob sich, stellte sich gegenüber dem Palaste; Leute kamen, um das Mädchen zu nehmen. — Zurück, ich mag Euch nicht; er hißte die Segel, das Schiffchen ging zurück. Die Galeere schwamm der Breite nach. Die Leute sahen dies. Warum wird er die Galeere zerbrechen? Der König sagte, er gehe und zerbreche sie. — Er zerbrach die Galeere.

Der Kahle sagte zu dem Könige: Als ich ausging, um dieses Mädchen zu holen, hast Du mir da nicht gesagt, daß ich thun könne, was ich wolle? Niemand rede mir etwas in meine Sache drein. — Er nahm das Mädchen und den Prinzen; er kam zur Thür; zertrümmert sie! — Warum sie zertrümmern? sagten sie. Hab' ich Euch nicht gesagt, es soll mir Niemand etwas dareinreden! — Man zerstörte sie. Darauf gingen jene hinauf, ließen sich nieder, aßen, tranken, lachten und schwatzten. Ein innerer Wurm nagte an dem Kahlen. Es wurde Nacht; man machte Hochzeit. Der Kahle sagte, wo Ihr schlafen werdet, dort werde auch ich schlafen. — Bräutigam und Braut werden beisammen schlafen, Du kannst das nicht. — Was für einen Contract habt Ihr? Du weißt es. — Sie gingen und legten sich, der Kahle nahm seinen Degen und legte sich. Er bedeckte sein Haupt; um Mitternacht hörte er einen Drachen kommen; er zog den Degen, schneidet ihm die Köpfe ab und legt sie unter das Kissen. Der Prinz erwachte und sah seinen Degen in Jenes Händen; er schrie: der Kahle will uns umbringen. Sein Vater kam; er fragte, was giebt es, mein Sohn, daß Du so schreiest? Der sagte, der Kahle will uns umbringen. Man band ihm die Hände. Als es Tag wurde, rief ihn der König zu sich. — Warum hast Du das gethan? Sieben Jahre lang bist Du gegangen, um dieses Mädchen zu holen, und nun hast Du sie umbringen wollen. — Ich konnte nicht anders handeln. — Du wirst meinen Sohn umbringen und ich Dich. — Thue was Du willst.

Man band ihm die Hände und führte ihn auf den Richtplatz. Während des Gehens sagte der Kahle zu sich: Sie werden mir den Kopf abschneiden; wenn ich es aussage, werde ich in Stein verwandelt; führt mich zum Könige, ich habe mit ihm zwei Worte zu sprechen. — Man führte ihn zum Könige. — Wozu habt Ihr ihn hierhergeführt? — Er hat Dir zwei Worte mitzutheilen. — Sprich, mein Junge. — Als ich die Derwischtochter holen ging, da saß ich allein auf der Galeere; Dein Sohn und das Mädchen aßen und tranken. Eines Morgens kamen drei Vögel, die fingen an, unter einander zu plaudern: O, Vogel! O, Vogel! Die Derwischtochter ißt und trinkt mit dem Prinzen und weiß nicht, was über ihrem Haupte schwebt; wer es hört und nacherzählt, der wird bis zu den Knien in Stein verwandelt. Niemand hörte es sonst als ich.

Kaum hatte dies der Kahle gesprochen, als er schon bis zu den Knien in Stein verwandelt wurde. Als dies der König sah, sagte er, Verzeihung, mein Sohn, sprich nicht weiter. — Ich werde weiter sprechen, sagte der Kahle. Er erzählte auch von der Thür; da wurde er bis an den Hals zu Stein. Zum dritten Male kamen die Vögel und sprachen wieder unter sich; ich habe sie gehört, deshalb wollte ich mit ihnen schlafen. Ein Drache mit sieben Köpfen kam herbei, er hätte sie verzehrt; und wenn Du es nicht glauben willst, so blicke nur unter mein Kissen. — Sie gingen hin und sahen die Köpfe. — Ich habe ihn umgebracht; Dein Sohn sah den Degen in meiner Hand und meinte, ich wolle ihn umbringen. Ich aber konnte nichts verrathen.

Da wurde er zu Stein bis an den Kopf. Man grub ein Grab für ihn. Der Prinz erhob sich; er machte sich auf den Weg und ging. Sieben Jahre lang, sagte er, wanderte jener für mich herum, nun will ich für ihn sieben Jahre wandern. — Der Prinz ging. In einem Orte fand er Wasser, das trank er, und dann legte er sich nieder; im Traume erschien ihm der Kahle; nimm ein wenig Erde von hier, dann geh und wirf sie auf das Grab. Das wird sich öffnen. — Er schlief lange; als er sich dann erhob, nahm er etwas Erde, dann schüttete er die Erde auf das Grab. Der Kahle erhob sich. — Wie lange habe ich da geschlafen? sagte er. — Du bist meinetwegen sieben Jahre lang gewandert, nun wanderte ich deinetwegen sieben Jahre.

Er nahm ihn, führte ihn in den Palast und gab ihm ein hohes Amt.

Fortschritt in Japan.

Die beiden großen Völker Ostasiens: Chinesen und Japaner, bilden schroffe Gegensätze. Wir finden bei den einen wie bei den anderen eine uralte, wesentlich eigenartige Civilisation, und es haben mehrfach wechselseitige Berührungen und Einwirkungen zwischen ihnen stattgefunden, aber die Anlage und die Entwickelung jener Menschengruppen ist eine durchaus verschiedene.

Der Mensch im Blumenreiche der Mitte verhält sich stolz und hochmüthig gegen die Fremden; er ist selbstgefällig und lehnt, so viel er irgend kann, jeden Einfluß ab, der von außen kommt. Schwer genug hielt es, ihn dahin zu bringen, daß er überhaupt nur die Ebenbürtigkeit der Völker des Abendlandes einigermaßen zugegeben und äußerlich anerkannt hat. Es bedurfte dazu der Kriegsdampfer, der Kanonen und der überlegenen Taktik europäischer Soldaten in mehr als einem Kriege, um die Regierung in Peking von ihrer Machtlosigkeit zu überzeugen. Sie sah sich gezwungen, fremde Offiziere in ihren Dienst zu nehmen, um die Rebellen zu besiegen; sie konnte auch nicht umhin, eine Gesandtschaft, an deren Spitze ein Nordamerikaner stand, an die Großstaaten des Abendlandes zu schicken. Aber im Innern grollt sie fort, und in den Kreisen der Gelehrten und Staatsbeamten ist der Haß gegen die ausländischen Barbaren ungemindert; sie hetzen das Volk gegen die Fremden auf, welche sich nur allzu häufig großer Taktlosigkeit schuldig machen. Mordthaten gegen Europäer sind an der Tagesordnung, und allem Anscheine zufolge wird demnächst wieder eine Krisis eintreten. Eine Einwirkung der Literatur des Abendlandes auf jene der Chinesen hat bis auf den heutigen Tag nicht stattgefunden; auch in dieser Beziehung verhält China sich starr und ablehnend.

Ganz anders das Inselreich des Sonnenaufgangs. Japan hatte in der That Gründe in Menge, die Europäer auszuschließen und fern zu halten. Vor beinahe dreihundert Jahren brachten sie ihm die Brandfackel religiöser und politischer Zwietracht ins Land, welches durch sie inneren Fehden und blutigen Bürgerkriegen anheimfiel. Vor siebenzehn Jahren schlugen Nordamerikaner die Pforten des verschlossenen Reiches ein; die europäischen Handelsmächte zwangen dem Herrscher zu Yeddo Verträge auf und verfuhren vielfach rücksichtslos. Sie hatten nur dürftige Kunde über die inneren Verhältnisse und trieben Japan in eine gefährliche und verhängnißvolle Krisis hinein. Wir haben die Hauptmomente derselben früher in mehreren Aufsätzen des „Globus“ geschildert, heute wollen wir nur ein wichtiges Moment hervorheben. Nach einem blutigen innern Kriege wurde der uneigentlich als „weltlicher Kaiser“ bezeichnete Sjogun oder Taïkun abgesetzt, seine Würde beseitigt und damit die Usurpation der Kronfeldherren, welche gegen Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts die Macht des legitimen Erbkaisers, des Mikado, zu einer lediglich nominellen herabdrückten, vernichtet.

Der Mikado allein ist nun Herrscher Japans geworden. Das Volk hat sich nach allen Richtungen hin in die neuen Verhältnisse möglichst hineingefunden. Während einer mehr als zweihundertjährigen Abgeschlossenheit ist es nicht etwa verknöchert oder erstarrt, es hat vielmehr in seiner eigenartigen Weise ein frisches, lebendiges Leben geführt. Es ist betriebsam geblieben, hat den Ackerbau auf eine hohe Stufe gebracht, hat Gewerbe und Künste gepflegt; es hat eine sehr mannichfaltige Literatur und sich überraschend schnell die Thatsachen zurecht gelegt. Nach einigem sehr erklärlichen Tasten und Versuchen befreundete es sich mit dem Neuen und suchte aus demselben Vortheil zu ziehen. Von der europäischen Civilisation nimmt es mit freier Auswahl willig an, was ihm für Japan nützlich zu sein scheint. Dabei beschränkt es sich nicht lediglich auf materielle Dinge von praktischem Werthe, z. B. den Bau von Eisenbahnen und Anlage von Telegraphen, auf Maschinen- und Waffenfabrikation, Kriegsdampfer und dergleichen, sondern es sucht sich auch intellectuell mit dem geistigen Leben und den Wissenschaften des Abendlandes in nahe Berührung zu bringen.

In Bezug auf Schulbildung ist Japan den Franzosen bei weitem voraus. Neuerdings, im September, ist in Yeddo abermals von Seiten der Stadtbehörden die Zahl der Schulen vermehrt worden; jedes Kind zwischen dem achten und funfzehnten Jahre ist unbedingt schulpflichtig.

Die kaiserliche Regierung hat eine eigene Behörde für Landesgeschichte niedergesetzt; diese bildet eine Abtheilung des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten. An die Vorsteher aller Gemeinden und Städte im Reiche ist die Weisung ergangen, Abschriften von jedem irgend belangreichen, amtlichen oder nicht amtlichen Document an jene Behörde in Yeddo einzusenden.

Nach Europa sind aus den Provinzen Satsuma, Bizen, Tosa rc. eine Anzahl höherer Offiziere geschickt worden, um den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich zu studiren; auch ein Mia, d. h. Prinz des kaiserlichen Hofes, hat sich denselben angeschlossen.

Etwa einhundert junge Männer aus den höheren Ständen befinden sich auf höheren Bildungsanstalten in Europa und Nordamerika, und den Studenten aus Japan, welche deutsche Universitäten besuchen, wird überall das vortheilhafteste Zeugniß ausgestellt. Sie sind wißbegierig, fleißig, intelligent, und ihre Aufführung wird als musterhaft geschildert. Fast jeder Dampfer, welcher von Yokohama nach San Francisco kommt, bringt eine Anzahl solcher japanischen Studenten. Wir lesen soeben in der californischen Staatszeitung, daß der am 15. October angelangte Dampfer abermals „viele hohe japanische Persönlichkeiten an Bord hatte, welche ihren Weg über Neuyork nach Europa nahmen. Einer dieser Herren ist ein echter japanischer Prinz des regierenden Hauses, der erste seiner Familie, welcher den japanischen Boden verlassen hat, um andere Länder kennen zu lernen. Dieser etwa zwanzig Jahre alte Jüngling beabsichtigt, fünf Jahre auf einer amerikanischen und zwei Jahre auf einer deutschen Universität zu studiren und eine Rundreise durch ganz Europa zu machen, bevor er heimkehrt. Auch manche andere dieser japanischen Granden wollen auf Universitäten ihre Studien machen.“

Man sieht, daß hier ein aufrichtig gemeintes, verständiges Eingehen in die völlig veränderte Lage Japans vorhanden ist.

Wir finden ein solches ferner in geradezu überraschender Weise im Staatswesen, und auch in den auf dasselbe bezüglichen Umwandelungen tritt der praktische Verstand der Japaner zu Tage. Fünf Jahre haben hingereicht, eine radicale Umgestaltung herbeizuführen. Die drittehalbhundertjährige Herrschaft der Sjoguns erscheint heute nur noch als eine lange, geschichtliche und politische Episode aus der Vergangenheit. Der von den alten Heroen abstammende legitime Erbkaiser ist, wie schon gesagt, wieder Alleinherr-

scher und die Uebermacht der großen Feudalvasallen hat aufgehört. Wenn wir erwägen, welche Kämpfe es bei uns in Europa gekostet hat, um die Feudalbarone und Dynasten zu bändigen und die Könige souverän zu machen, dann tritt uns die Anomalie, welche Japan in dieser Beziehung in unseren Tagen darbietet, um so schärfer entgegen.

Nach dem Sturze des Taïkun Stots Baschi traten die Daïmios zusammen, um ein Parlament zu bilden und eine constitutionelle Verfassung festzustellen. Manche dieser großen Herren besaßen Landschaften, deren Ausdehnung und Volksmenge beträchtlicher war, als jene mancher unserer Herzogthümer und Königreiche. Sie erfreueten sich großer Vorrechte; jeder unterhielt eine eigene bewaffnete Macht und ein prunkreiches Gefolge. Im September 1869 votirte das aus Daïmios zusammengesetzte Parlament zu Yeddo, daß sie, diese einflußreichen Feudalherren, ihren ganzen Landbesitz sammt Unterthanen und Einkünften an den legitimen Erbherrn, den Mikado, also an die Reichsregierung, abtreten wollten. Als Entschädigung habe der Kaiser ihnen Ehren- und Würdentitel zu verleihen und ein Zehntel ihrer früheren Einkünfte zu belassen; diese sind von ihren bisherigen Unterthanen aufzubringen.

Damit war eine völlige Revolution durchgeführt, die von wohlthätigen Folgen begleitet wird. Diese freiwillige Unterordnung von mehr als siebenzig, bisher nahezu souveränen Fürsten und Baronen unter die einheitliche, constitutionelle Reichsgewalt giebt dem ganzen Staatswesen eine veränderte Gestalt, und hat doch eine gewisse Continuität in sich, indem sie an das anknüpft, was im sechszehnten Jahrhundert unterbrochen wurde. Der Mikado kommt zu seinem alten legitimen Rechte, aber die früheren Daïmios bewahren sich politische Einflüsse, indem sie Sitz und Stimme im Parlamente haben. Die große Volksmenge ist in demselben allerdings noch nicht vertreten, sie macht auch noch keinen Anspruch auf politische Geltung; es sind aber Evolutionen angebahnt worden, um allmälig auch dem höhern Mittelstande eine Vertretung zu gewähren. Das Recht, Eingaben und Vorstellungen beim Parlamente zu machen, hat schon jetzt Jedermann.

In der allerjüngsten Zeit, im August 1870, sind nun abermals wichtige Reformen durchgeführt worden. Die Daïmios befaßen etwa neun Zehntel vom Grund und Boden des Reiches; indem sie diese Besitzungen abtraten, lieferten sie einen großartigen Beweis von Hingebung an das Staatsinteresse. Andere bevorrechtete Classen konnten nicht umhin, diesem Beispiele zu folgen.

Unter den Taïkunen gab es noch eine zahlreiche Classe von kleineren Vasallen und Würdenträgern, welche zur unmittelbaren Gefolgschaft des Sjogun gehörten und zwei große Abtheilungen der Militärkaste bildeten; ich meine die Hatamotos und die Gokenin.

Als Hatamotos bezeichnete man diejenige militärische Adelsclasse, welche an Rang und Einfluß zunächst auf die Daïmios folgte; eigentlich bestand der wahre Unterschied in der Stellung beider nur darin, daß die ersteren viel geringere Einkünfte hatten. Daïmio konnte Niemand sein, der keine Jahreseinnahme von mindestens zehntausend Koku hatte und so hoch konnte ein Hatamoto es nicht bringen.

Es möge hier bemerkt werden, daß in Japan alle Einkünfte nach Kok, d. h. Säcken Reis, berechnet werden. Solch ein Kok enthält etwa 100 Pfund Gewicht und hat einen durchschnittlichen Geldwerth von 4 bis 5 Thalern. Ein Daïmio mußte also wenigstens 40,000 bis 50,000 Thaler Einkünfte haben. Wie mächtig und reich manche jener Vasallen waren, ergiebt sich daraus, daß die Einkünfte des Fürsten von Fidsen sich auf etwa 350,000 Koku, also auf anderthalb Millionen Thaler beliefen; in der Provinz Budsen hatte der in Kokura residirende Fürst etwa 150,000 Koku Jahreseinnahme.

Die Hatamotos gehören zu den ältesten und angesehensten Adelsfamilien, aber als Schomio, d. h. kleine Namen, waren sie nur das, was wir etwa als Ritter bezeichnen können, und folglich standen sie an Rang hinter den Daïmios, d. h. großen Namen, großen Baronen, zurück. Nichtsdestoweniger waren sie während der ganzen Herrschaftsperiode der Sjoguns von großer Bedeutung und übten mächtigen Einfluß. Fast alle Beamtenstellen, auch jene im Heere, wurden mit ihnen besetzt, und sie konnten jedes Amt bekleiden; nur eine einzige Ausnahme fand statt, — im Gorodschio, diesem obersten Reichsrathe, durfte kein Hatamoto sitzen. Aber sie waren Gouverneure von Städten, Generäle in der Armee und führten den diplomatischen Verkehr mit den auswärtigen Mächten. Bei allen Verträgen, welche von Seiten der letzteren mit dem Sjogun abgeschlossen wurden, sind die Verhandlungen durch Hatamotos geführt worden, und die japanische Gesandtschaft, welche wir 1866 auch in Deutschland gesehen haben, bestand gleichfalls aus solchen Hatamotos. Die Zahl derer, welche dieser Kaste angehörten, wird schwerlich unter achtzigtausend anzunehmen sein; sie hatte Güterbesitz in fast allen Provinzen. Jeder Hatamoto war seinerseits Feudalherr über eine Anzahl von drei bis zu dreißig Vasallen.

Die Kaste oder Classe der Gokenin war noch weit zahlreicher, aber sie stand an Rang und Einkünften weit unter den Hatamotos, obwohl sie in vieler Beziehung eine ähnliche Stellung hatten und das Wort Kenin synonym ist mit Keraï, wie die Vasallen der Daïmios gewöhnlich genannt wurden. Das Einkommen eines Gokenin betrug selten einhundert Koku, aber die Scheidelinie zwischen ihnen und den Hatamotos wurde nicht durch die Einkünfte, sondern durch den Rang gezogen, und zwar dadurch, daß die letzteren das Privilegium des O me miye genossen, d. h. sie durften sich der Gegenwart ihres Gebieters erfreuen, „den Sjogun anblicken und von ihm angeblickt werden.“ Die Gokenin zerfielen, je nach den Diensten, welche sie verrichteten, in verschiedene Classen, z. B. in Yoriki, d. h. berittene Miliz; Dofchin, d. h. Männer, welche auf Reisen des Gebieters im Zuge neben dessen Norimon (Palankin) einhergingen ꝛc.

Diese beiden zahlreichen Classen des Militäradels bildeten die persönliche Gefolgschaft des Sjogun, und ihre Privilegien waren erblich. Sie zählten, wenn man die Angehörigen ihrer Familien und ihre Untergebenen hinzurechnet, mindestens eine halbe Million Seelen. Ihren Unterhalt erhielten sie vom Sjogun, der ihnen Ländereien und Reis gab.

Als nun im Frühjahr 1868 der Sjogun für einen Verräther und Feind des Mikado erklärt wurde, als man ihm in Folge dessen seiner Würden beraubte und seine Besitzungen und Einkünfte ihm entzog, war damit auch seine ganze Gefolgschaft zu Grunde gerichtet und ihres Unterhaltes verlustig. Begreiflicherweise mußten diese Hatamotos und Gokenins, wenn man sie in ihrem hülflosen Zustande beließ, unversöhnliche Feinde der Regierung des Mikado werden, und die Verzweiflung würde sie zum Aeußersten getrieben haben.

Aber die Regierung verfuhr so liberal, so verständig und staatsmännisch, daß sie Bewunderung verdient. Sie wußte in praktischer Weise auszugleichen.

Zunächst gestattete sie dem Sjogun Stots Baschi, nachdem derselbe sich ihr unbedingt unterworfen hatte, sich auf seine altererbten Besitzungen in Sumpu zurückzuziehen. Er durfte so viele Vasallen mit sich dorthin nehmen, als ihm

beliebte, und von der Amnestie wurden nur einige wenige, die sich unversöhnlich zeigten, ausgeschlossen. Beim Ausbruche des Krieges zwischen Sjogun und Mikado hatte sich etwa der zehnte Theil der Hatamotos der Sache des letztern angenommen. Diese Loyalität für den legitimen Erbkaiser wurde dadurch belohnt, daß sie ihre bisherigen Einkünfte behalten durften. Andere blieben dem Sjogun anhänglich, und noch andere hatten sich ruhig verhalten, um abzuwarten, wer Sieger bleiben werde. Diesen letzteren wurden vorerst ihre Einkünfte nicht verkümmert; man begann erst mit ihnen abzurechnen, nachdem die Daïmios ihr großartiges Opfer gebracht hatten. Die parlamentarische Regierung schaffte die Bezeichnung Hatamoto ab; statt dessen führte sie die Bezeichnung Taifu ein, d. h. ein Mann von Rang und Stand, eine considerable Person. Damit war die hohe gesellschaftliche Stellung dieser Adelsclasse anerkannt; dieselbe blieb unbeeinträchtigt, während das frühere Vasallenverhältniß zum Usurpator, dem abgesetzten Sjogun (Taïkun), völlig ignorirt und ohne Weiteres von selber beseitigt wurde.

Im August sind dann die Verhältnisse endgültig geregelt worden durch einen Erlaß der Regierung. Das Parlament, so heißt es in demselben, habe dem Kaiser die Ländereien zurückgegeben, welche ursprünglich sein Eigenthum gewesen seien. Der Mikado habe den betreffenden Gegenstand der allgemeinen, völlig freien Erörterung anheim gestellt. Er hege nun den sehnlichen Wunsch, ein gleichmäßiges System für die Fu, Han und Ken einzuführen, und habe im Interesse einer guten, wohlgeordneten Regierung das Amt eines Tschihandschi geschaffen. Es sollen Maßregeln getroffen werden, die Einkünfte der früheren Vasallen zu regeln und festzustellen und die Verwaltung in ihren Besitzungen im Geiste der Reformen durchzuführen. Aus den für nothwendig erachteten Aenderungen folgt, daß die Benennungen Tschu taifu, Ka taifu und Schi aufzuhören haben; an die Stelle derselben treten die Bezeichnungen Schikotzu und Sotsu. Sobald die Verordnungen in Betreff ihrer Einkünfte in Kraft getreten sind, sollen sie, dem kaiserlichen Befehle zufolge, unter die Gerichtsbarkeit ihrer respectiven Ortsbehörden gestellt werden. Es ist ihre Pflicht, den Wünschen Seiner Majestät unbedingt nachzukommen, sich ihrer Lage und Stellung bewußt zu sein und sich der amtlichen Obliegenheiten, zu welchen sie etwa berufen werden, gewissenhaft zu entledigen.

Die Ländereien, von welchen sie früher ihren Unterhalt bezogen, werden von ihnen abgegeben; sie erhalten denselben fortan in Reis, welcher ihnen aus den kaiserlichen Magazinen verabfolgt wird; auch für ihre bisherigen Untergebenen soll bis zur dritten Generation ein Gleiches geschehen. Jeder der bisherigen Untergebenen kann, wenn es ihm beliebt, nach wie vor im Dienstverhältnisse zu seinem frühern Gebieter bleiben und sich von ihm bezahlen lassen.

Es ist ganz folgerichtig, daß der Adel zweiten Ranges seine feudalen Vorrechte aufgiebt, nachdem die großen Lehnsfürsten vorangegangen waren. Die Privilegien und die vielen kleinen Staaten im Staate waren mit einem Parlamente und mit einer constitutionellen Verfassung nicht vereinbar und mußten fallen. Die friedliche Art und Weise, in welcher sie aufgegeben und abgeschafft wurden, steht in der Geschichte einzig da und gereicht den vornehmen Herren in Japan zu hoher Ehre. Es ist viel politische Intelligenz unter ihnen; die parlamentarischen Reden, welche die „Yokohama Mail“ dann und wann mittheilt, bezeugen, daß sie die Zeit und die Umwandlungen, welche dieselbe gebracht hat, in ihrer ganzen Tragweite begreifen. Eine altconservative Opposition ist allerdings vorhanden, sie scheint aber nicht stark genug zu sein, um die Weiterentwickelung hemmen zu können. Es ist für Japan schon viel damit gewonnen, daß der alte Dualismus zwischen Sjogun und Mikado aufgehört hat und die frühere Gewalt der großen Vasallen nun zu den Dingen gehört, welche gewesen sind.

A.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Nordamerika.

Die große transatlantische Union zählt gegenwärtig 37 Staaten und mehrere Territorien (Dakotah, Wyoming, Colorado, Idaho, Washington, Neu-Mexico, Arizona), welche im Laufe der nächsten Jahre, sobald sie die hinreichende Volksmenge haben, als Staaten in den Bund treten werden. Jeder Staat sendet zwei Senatoren in den Congreß nach Washington; zusammen 74; das Repräsentantenhaus besteht aus 243 Mitgliedern. Seit zehn Jahren hat die radical-republikanische Partei im Congresse das Uebergewicht gehabt und dasselbe in einer geradezu tyrannischen Weise nicht nur gegen den mit Waffengewalt unterjochten Süden, sondern auch gegen die demokratische Partei geltend gemacht. Seitdem sie auch so ungeschickt war, in der Person des Generals Grant einen politisch unfähigen und eigensinnigen Mann zum Präsidenten zu ernennen, hat sie mehr und mehr an Boden verloren und bei den jüngsten Novemberwahlen große Schlappen erlitten. Im gegenwärtigen Congresse zählt sie 167 Repräsentanten, während auf die Demokraten nur 67 kommen, und im Senate 59 Mitglieder gegen nur 13 Demokraten. Durch die neuen Wahlen haben die Demokraten nun 104 Mitglieder im Repräsentantenhause erhalten, während die Republikaner 139 zählen; im Senat haben sie noch 54 gegen 18 Demokraten. Ihre Majoritäten an den Stimmkästen sind bedeutend zusammengeschmolzen und in der Partei selber herrscht Zwiespalt. Im Staate Missouri ist die Spaltung vollkommen; dort sind immer noch viele Tausend Weiße aller politischen Rechte beraubt, weil sie unter der Conföderation als Soldaten oder Civilisten gedient haben; dagegen haben alle Neger Stimm- und Wahlrecht. Es sind vorzugsweise die dort sehr zahlreichen Deutschen, welche dieser unvernünftigen Entrechtung ein Ende machen wollen, während die radicalen Yankees diese Entrechtung verewigen möchten. Die letzteren sind durch Karl Schurz, der Bundessenator für Missouri ist und als politischer Führer der Deutschen den Ausschlag gab, unterlegen. Im Bundessenate sitzt jetzt ein Neger, und das Repräsentantenhaus wird im neuen Congresse acht Neger aufzuweisen haben.

Die republikanische Partei hat den Negern alle politischen Rechte gegeben und den Süden mit Gewalt erst in die Union zurückgebracht und dann in unverantwortlicher Weise „reconstruirt“. Somit hat die Union, in welcher jene Partei auch viele Bestimmungen der Verfassung abänderte, ein theilweise neues Staatsrecht, an welchem vorerst wohl nicht gerüttelt werden wird. Die Partei sucht außerdem, auf Kosten der Rechte der Einzelstaaten, zu centralisiren und dem Congresse immer mehr Befugnisse in die Hände zu spielen. Sie hat eine Menge verhängnißvoller Fehler begangen. Im Allgemeinen galt ihr der Staat lediglich als Object zum Ausbeuten, die Klagen über „grauenvolle Corruption“, die mit Documenten belegt werden, nehmen kein Ende, ebenso wenig die über das verkehrte Ab-

gaben- und Steuersystem und die politische „Bigotterie", die Verfolgungssucht. Viele anständige Leute haben sich öffentlich und indem sie laute Anklagen erhoben, von ihr getrennt. Auch Grant hat durch sein unverständiges Verfahren viel dazu beigetragen, diese Partei der Corruption noch mehr zu discreditiren; er lebt in ununterbrochenem Zanke mit seinen Ministern, welche ihm in Fractur-Schreibebriefen den Handel aufkündigen, und ebenso mit der Mehrheit des Congresses. Indem er in die Hände der Protectionisten fiel und die Einfuhrzölle nicht hoch genug bekommen konnte, verdarb er es mit den Republikanern der westlichen Staaten, welche gleich dem Süden Finanzzölle, niedrigen Tarif verlangen. Es wird sich fortan in dem Congresse vorzugsweise einerseits um „Protection", d. h. exorbitant hohe Eingangszölle, und andererseits um „niedrigen Tarif" handeln. Wenn die Partei bei den letzten Wahlen viele Stimmen verloren hat, weil ihre meisten Führer und die unzählige Schaar der Aemterjäger als „politische Gauner" erkannt und hingestellt wurden, so ist doch andererseits auch in Erwägung zu nehmen, daß sich Hunderttausende von ihr abgewandt haben, weil sie von den unvernünftig hohen Schutzzöllen, die vielfach einem Verbotszolle gleichkommen, nicht lassen will. Der Schiffsbau z. B. ist durch dieselben völlig zu Grunde gerichtet worden.

Die Zerrüttung im ostarabischen Sultanat Omân.

Bis vor etwa funfzehn Jahren war der Beherrscher von Omân am persischen Meerbusen zugleich Sultan von Sansibar an der Ostküste von Afrika. Nach dem Tode Seyd Seys wurde das Reich unter zwei seiner Söhne getheilt. Sansibar befindet sich in vergleichsweise günstigen Verhältnissen, dagegen ist Omân einer völligen Zerrüttung anheimgefallen. Dieser Staat erscheint für die Engländer von Wichtigkeit, weil von ihm aus die Euphratroute gefährdet werden kann, und sie unterhalten auf der gegenüberliegenden Seite des persischen Meerbusens, in Bender Abuschär, das zu den omanischen Besitzungen gehört, stets einen politischen Agenten von Talent; so z. B. in den letzten Jahren den Obersten Pelly, denselben, welcher vor drei Jahren nach Er Riad ging, der Hauptstadt des Sultans der Wahhabis. Diese Fanatiker unterhalten Verbindungen mit den Mohammedanern in Indien, und jüngst (im September) sind wieder einige derselben wegen Conspiration zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden. Den Engländern muß daran liegen, die arabischen Wahhabis nicht in den Besitz des von denselben bedroheten Omân gelangen zu lassen, weil sie in diesem Falle gefährliche Nachbarn Indiens würden. Sie sind eroberungssüchtig, haben mehrmals gegen Omân Krieg begonnen und vor etwa einem Jahre lasen wir, daß sie nahe daran seien, ihren Zweck zu erreichen. Ueber die gegenwärtigen Zustände bringt Herr v. Maltzan in der „Allgemeinen Zeitung" einige Angaben, welche er in Kairo von Omânis erfahren hat; nur ist ein sehr wichtiger Punkt, eben die gegenwärtige Stellung der Wahhabis zu Omân, von ihm unberührt geblieben. Herr v. Maltzan schreibt:

„Dieses bisher einheitlich verwaltete Land scheint nun in Folge der steten gewaltsam herbeigeführten Thronwechsel und Revolutionen der Anarchie anheimgegeben. Bekanntlich wurde dort der von dem Reisenden Palgrave (1860) besuchte Sultan Thowêry vor einigen Jahren von seinem Sohn, Selym, ermordet, den England als Sultan anerkannte, und dieser wieder von seinem Schwager, Hasan ben Gês (Qays), verdrängt, welcher bis vor Kurzem, obgleich von England nicht anerkannt, regierte. Diesen Sommer (1870) ist nun ein neuer Thronprätendent aufgetreten, und zwar in der Person eines gewissen Sa'yd Tarky. Dieser, vom Sultan von Sansibar begünstigte und unterstützte Prätendent, der sich bisher in Bombay aufgehalten, segelte von dort im Juni nach Koki Mobarik an der Beludschen-Küste, woselbst er eine ziemlich bedeutende Truppenmacht, meist aus Beludschen und Afghanen gebildet, zusammenbrachte. Mit diesen ist er am 19. August dieses Jahres nach Sfûr an der Küste von Oman, südlich von Maskat und nördlich vom Ras el Hadd, abgesegelt, in Sfûr gelandet, und ist jetzt im Kriege mit Hasan ben Gês begriffen. Letzterer hatte jedoch im Augenblick von Sa'yd Tarky's Landung noch anderwärts gegen Rebellen zu kämpfen, nämlich gegen die Araber vom Stamme der Ulâd Na'ym bei Biyr 'Aymé, im Norden von Maskat, sowie auch den mächtigen, gleichfalls zur Empörung sehr geneigten Stamm al Sa'ad zu beschwichtigen. Letztere Kriege führt Hasan ben Gês in Person, gegen Sa'yd Tarky dagegen hat er seinen Chalyfa (Stellvertreter) Schêch Câlih abgeschickt. Man scheint allgemein zu glauben, daß Hasan ben Gês sich gegen die von zwei Seiten ihn angreifenden Feinde nicht auf die Dauer halten kann, und daß Sa'yd Tarky wenigstens einen Theil von Oman sich unterwerfen wird. Mit dem ganzen dürfte es ihm wohl schwerlich so bald gelingen, und so scheint denn die Anarchie für die nächste Zukunft das Losungswort in Oman zu sein."

* * *

— Das Standbild des Christoph Columbus in Colon (d. h. Aspinwall) ist am 29. October feierlich eingeweiht worden. Die Statue ist ein Geschenk der Kaiserin Eugenie. Der Präsident des Staates Panama war zugegen, ebenso die ganze ausländische Kaufmannschaft. Das Standbild ist von Sir Charles Bright verfertigt worden, in Bronze gegossen und steht unweit von den Magazinen der Isthmusbahn.

— In einem Bericht aus Mexico, wo im October nur drei neue Rebellionen, zu den drei im September vorhandenen, ausgebrochen sind, wird Folgendes gemeldet. Ein aufständischer General, Vega, hielt den Sohn des Kriegsministers Mejia gefangen. Dieser ist aber „auf echt mexicanische Weise" befreit worden. Vater Mejia nahm vier Mörder in Sold, durch welche die sieben Offiziere, welche den Gefangenen in ihrer Obhut hatten, niedergemacht wurden. Dieser Meuchelmord ist nach der Hauptstadt Mexico in einem amtlichen Berichte des Präfecten von Tepic an den Kriegsminister „als eine gesetzliche Maßregel" gemeldet worden. Auf Befehl desselben Kriegsministers ermordete der General Canto in Durango den General Pattoni, gleichfalls meuchlings, und erhielt dafür zwei Jahre Scheingefangenschaft. Ländlich, sittlich!

— Bei den donischen Kosacken ist es viel besser mit dem Schulunterrichte bestellt als bei den Franzosen. Von den in Dresden gefangenen Soldaten kann kaum der zwanzigste schreiben, kaum der zehnte lesen. Von den 7279 donischen Kosacken, welche 1866 in die russische Armee traten, konnten 1842 Mann lesen und schreiben.

— Die Goldausbeute in Neuseeland ist zufriedenstellend. Im ersten Halbjahr 1870 betrug die Ausfuhr etwas über 280,000 Unzen, hauptsächlich aus der Provinz Otago. Außerdem kommen auf Auckland 19 Procent; auch Nelson und Westland waren am Export betheiligt. Die Gruben von Otago liefern einen gesteigerten Ertrag, seitdem chinesische Arbeiter in größerer Anzahl dort beschäftigt sind.

— Der Häringsfang an der Ostküste von England ist namentlich in der Mitte des Decembers ungemein ergiebig ausgefallen. In Great Yarmouth wurden an einem Tage 500 Last ans Land geschafft, deren jede aus 13,200 Fischen besteht.

Inhalt:

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung in Peru von Cuzco nach den Wäldern des Fieberrindenbaumes.

VI.

Eine Strickleiter als Brücke über den Abgrund. — Ein Ragout vom Fleische des Brüllaffen. — Das Pecari. — Die Bejucoliane als Schlangenkraut. — Zwei Plantagen in der Waldeinöde. — Heliconien. — Pseudo-Cascarilla. — Ankunft in Sausipata. — Pfade und Brücken auf der Strecke von den Andes nach der Montaña.

Wir haben geschildert, wie ungemein beschwerlich das Vordringen in der Waldregion am Ostabhange der peruanischen Andes ist. Auch nach dem Uebergange über den Cosynco wurden die Pfade nicht etwa besser, und auf einen leichten Regenguß folgte ein entsetzliches Gewitter, welches lange anhielt und wobei die Wanderer bis auf die Haut durchnäßt wurden. Der Dolmetscher bahnte einen Weg durch das Gestrüpp, indem er mit seinem Haumesser (Machete) Sträucher und Baumzweige abhieb.

So gelangte man nach San Pedro. Es wäre ein großer Irrthum, sich darunter ein Dorf oder auch nur einen Weiler vorzustellen, denn es handelte sich um weiter nichts, als um eine Waldblöße, in welcher ein aus acht Pfählen bestehender, mit Rohrdache versehener Schuppen stand. Unter dem Dache sind Stangen angebracht, an welchen Reisende ihr Gepäck aufhängen können und an welchen man auch die Hängematten befestigt. Vor der offenen Bude wurde ein Feuer angezündet, und man traf Vorkehrungen, ein Abendessen zu bereiten.

Eine Stunde vor Einbruch der Dunkelheit wurde das Wetter klar, und Marcoy hatte Gelegenheit, sich die Umgegend mit Muße zu betrachten. Von oben herab sah er, wie der Econi schäumend durch und über Felsen rauschte, und es überlief ihn ein kalter Schauder, als er die Brücke betrachtete, die am andern Tage passirt werden sollte! Dieselbe bestand aus einer schwankenden Strickleiter, aus Lianen, die auf jeder Seite des Ufers an Felsen und Bäumen befestigt waren. Diese „Brücke" war in einer Höhe von etwa funfzehn Ellen über den Abgrund gespannt.

Am Lagerschuppen vernahm man plötzlich zwei Schüsse aus dem Walde her. Alles sprang auf, denn vielleicht waren Chunchos in der Nähe. Aber die Bestürzung währte kaum ein paar Secunden, weil man gleich darauf einige helle Rufe vernahm und die beiden Dolmetscher triumphirend aus dem Gebüsch hervortraten. Der eine hatte ein vierhändiges, der andere ein vierfüßiges Geschöpf auf der Jagd erbeutet. Pepe Garcia warf einen Brüllaffen zu Boden; die Indianer nennen denselben Guariba, die Zoologen Mycetes ursinus. Aragon brachte ein wildes Schwein, indianisch Huangana genannt; es ist das Pecari mit weißen Lippen, Dicotyles labiatus. Das getrocknete Schöpsenfleisch, aus welchem das Abendessen bestehen sollte, war noch nicht im Topfe, und man beschloß, statt desselben den Brüllaffen zu verzehren. Auf einer Felsenplatte wurde ihm die Haut

abgezogen und er sah nun einem kleinen Neger sehr ähnlich. Dann hieb man ihm die Hände ab, welche jenen der Menschen nur allzu ähnlich sahen, und zerlegte ihn in Stücke.

Der Reisende stellte bei dieser Gelegenheit allerlei Betrachtungen über die problematische Frage an, ob der Mensch vom Affen oder der Affe vom Menschen abstamme. Gleichviel ob das Eine oder Andere richtig sei: ein Compliment liege weder für den Menschen noch für den Affen darin. Wie dem aber auch sein möge, der Brüllaffe wurde verzehrt. Man hatte seinen Bauch mit Kartoffeln und rothem Pfeffer ausgefüllt; aus den kleineren Stücken war ein dickes, schwarzes Ragout verfertigt worden, das zwar nicht sehr einladend aussah, aber doch baß mundete. Das Gekröse war in einem besondern Topfe in Butter gedämpft worden und bildete geradezu eine „Delicatesse".

Nachher kam die Reihe an das Pecari, welchem man die Rückendrüse ausgelöst hatte, weil sonst das Fleisch ungenießbar gewesen wäre. Es wurde nicht abgebrüht und abgekratzt, wie man sonst mit Schweinen zu thun pflegt, sondern abgeledert und auf ein Gitter von Zweigen gelegt; man räucherte es über einem mit grünen Zweigen genährten, stark qualmenden Feuer bis zum Morgen.

Dieser Morgen war heiter und schön, — wenn man nur nicht die verwünschte Lianenbrücke vor Augen gehabt hätte. Aber da hing sie über dem nassen Abgrunde, und wer ausglitt, war ohne Rettung verloren. Die Cascarilleros waren



Auf der San Pedrobrücke.

schon vor Tagesanbruch in die Wälder gegangen, um Fieberrindenbäume zu suchen. Sie fanden jedoch den Erdboden weit und breit morastig, also war dort keine Cinchona, die einen ganz andern Boden verlangt. Sie brachten übrigens dem Naturforscher ein mehr als eine Elle langes Stück von einer Liane mit, daumsdick, mit lederartigen, schwarzgrünen Blättern und fünf Zoll langen, tulpenartigen Blüthen. Diese Liane wird als Bejuco, Schlangenkraut, einige Tage lang in Rum gelegt, welcher dann ein Mittel gegen Stiche und Bisse von Schlangen, Scorpionen, Tausendfüßen und giftigen Spinnen sein soll.

Nun mußte der verhängnißvolle Gang über die sogenannte Brücke angetreten werden. Die Dolmetscher erklärten, daß die Sache gar nicht schwierig oder gefährlich sei, wenn man nur die Augen geradezu auf das andere Ufer richte, nicht zur Rechten und nicht zur Linken sehe; auch dürfe man nicht nach dem Abgrunde hinunterschauen. Pepe Garcia und Aragon gingen dreist auf die schwankende Leiter und schwangen, als sie etwa in der Mitte waren, ihre Gewehre; dabei riefen sie: Es lebe Peru! und wiederholten diesen Ruf, als sie am andern Ufer angekommen waren. Das Kleeblatt mußte wohl oder übel folgen, allein der Naturforscher, der Oberst Perez und der Examinador tänzelten nicht etwa wie Luftspringer hinüber, sondern krochen bescheiden auf Händen und Füßen. Stolz nahm sich das allerdings nicht aus, aber sie kamen doch hinüber und hatten überdies den tröstlichen Anblick, daß sämmtliche indianische Träger auf dem Bauche hinüberrutschten. Die Brücke, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, war 72 Fuß lang und nur 7 Fuß breit.

Weiterhin wiederholte sich, was schon alle Tage vorgekommen war. Von einem Pfade in dem aufgeweichten Bo-

den war keine Spur vorhanden; die Träger wurden unlustig, wollten überall ausruhen und gingen nur vorwärts, wenn der Dolmetscher sie mit Kolbenstößen bedachte. Nach und nach gewann der bislang ziemlich einförmige Pflanzenwuchs einen andern Charakter; nun traten schon Corypha palmen mit ihrem Fächerdach auf, und daraus schöpfte der Examinador für den Zweck der Reise gute Hoffnung. Diese Palme findet man häufig in der Nähe von Cinchonabäumen.

Die Wanderer gelangten an eine kleine Pflanzung von Bananen, Zuckerrohr und Coca; inmitten derselben standen fünf Schuppen, welche einem Manne aus Chile-Chile gehörten, der zweimal im Jahre an diesem Orte, welchen er Corregidor genannt hatte, sich einfand; um zu pflanzen und um zu ernten, sonst nicht. Zwei Stunden weiter lag eine ähnliche Plantage, welche dem Dolmetscher gehörte; er hatte sie als Miraflores getauft. Derartige, weit von allen bewohnten Ortschaften entfernte Pflanzungen, die im Walde zerstreut liegen, giebt es in jenen Gegenden eine ganze Anzahl, und der Grund ist folgender. Um Chile-Chile und Thyo beträgt die mittlere Jahrestemperatur nicht über 16° C., wegen der Nähe der schneebedeckten Cordillere. Während alle Getreidearten und Gemüse gedeihen, kommen Orangen und derartige Fruchtbäume nicht gut fort, tropische Gewächse aber gar nicht. Man scheuet also die Mühen und Beschwerden nicht, dergleichen weiter abwärts zu pflanzen, wo das Klima heißer ist. Der Indianer will Coca kauen, aus dem



Heliconia pendulata und Heliconia erecta.

Zuckerrohr Tafia bereiten und Bananen essen. Auf solchen Plantagen trifft er dann freilich wohl in unliebsamer Weise mit Chunchos zusammen, die ihm indeß gewöhnlich weiter nichts zu Leide thun, als daß sie ihm seine Kleider vom Leibe fortnehmen. Sie, die in Adam's Livree gehen, finden es unstatthaft, daß ein Mensch sich mit derselben nicht begnügt, „sondern die Haut eines andern anzieht". Der Dolmetscher, welcher die Schnurre erzählte, fügte hinzu: „Ja, so sind nun einmal diese Brutos; sie glauben, unsere Kleidung sei die Haut geschundener Menschen."

Pepe Garcia hatte seine Pflanzung Miraflores benannt, weil er, als er sie anlegte, in der Nähe prächtige Blumen fand, von welchen er viel Rühmens machte. Da sie in Menge dort wachsen, so konnte er sie auch dem Naturforscher zeigen. Es waren zwei Heliconien, Heliconia erecta und pendulata, die auch in manchen Gegenden Brasiliens vorkommen; man bezeichnet sie dort als Pariri und Pacoba-sororoca.

Das nächste Ziel war Sansipata, wohin man nur langsam kam, weil die Cascarilleros oftmals in den Wald abschwenkten, um nach Cinchonabäumen auszuspähen. Der Mendoza, ein Zufluß des Coni, mußte durchwatet werden, bevor die Wanderer nach Huaynapata gelangten. Der Aufstieg zu diesem Hügel war ganz außerordentlich anstrengend, und die Träger krochen auf allen Vieren. Oben auf der flachen Höhe stand wieder ein Schuppen, der sich aber dadurch vortheilhaft auszeichnete, daß er mit Wänden versehen war und demnach Schutz gegen Regen und Unwetter darbot.

Von dort oben hatte man einen weiten Ausblick auf das Thal von Marcapata; man übersah einen ganzen Waldocean. Diesen prüfte der Examinador mit einem Kenner-



Thal von Marcapata vom Berg Huaynapata gesehen.

blick und unterhielt sich sehr lebhaft mit den Bolivianern, welche er auf verschiedene Punkte aufmerksam machte. Die Unterhaltung wurde in der Aymara-Sprache geführt; doch hörte der Naturforscher mehrmals die dem Spanischen entlehnten Wörter Anaranjada und Morada, Bezeichnungen, welche im Handel für einige Arten von Fieberrinde angewandt werden. Auf die Frage, ob nun ein werthvoller Fund gemacht worden sei, entgegnete der Examinador: „Noch nicht; das Thal hier muß behext sein, sonst hätten wir schon ermittelt, was wir haben wollen; morgen werden wir den Wald näher untersuchen."

Als Marcoy sich des herrlichen Panoramas erfreuete, bewegte sich ein paar Schritte von ihm entfernt etwas im Grase. War das etwa eine Schlange? Er trat näher, um zu beobachten, und fand zwei Schnecken, deren Gehäuse so groß war, wie eine starke Apfelsine; beide wurden mitgenommen und beim Schuppen unter einen Binsenkorb gelegt, aus dem sie jedoch in der Nacht entschlüpften. Am Morgen ging man ihren Spuren nach und fand sie auch wieder; sie wurden gekocht, doch war das Fleisch außerordentlich zäh und ungenießbar. Auch das geräucherte Fleisch des Pecari wollte nicht munden; es schmeckte stark ranzig und hatte einen wilden, höchst widerwärtigen Geruch, etwa so wie der vom Marder oder Iltis. Da hatte doch der Brüllaffe ganz anders den Gaumen gekitzelt.

Auf dem Hügel von Huaynapata war der Ausblick nach Osten hin bis in eine ungemessene Weite frei, eben so gen Norden und Süden, wo mehrere Bergketten sich erstreckten gleich den ausgebreiteten Fingern einer Hand. Die vom Winde bewegten Wälder wogten leicht, wie ein sanft bewegtes Meer, und der Cconi glitzerte im Sonnenlichte wie ein Spiegel. Weiterhin erhoben sich vereinzelte Berge über den Baumocean, wie Inseln im grünen Meere. Dahin gehört der Cerro Escopal, welcher bis nahe an den Gipfel hinauf bewachsen ist.

Der Examinador und die Bolivianer kamen von ihrem Ausfluge zurück. Sie brachten einige grüne Zweige mit, gleichsam als Verkündiger guten Glückes. Doch hatte Marcoy, als Pflanzenkundiger, einige Zweifel. Das eine Muster war nur eine Varietät von Carua-carua mit großen, stark gerippten Blättern, das andere ähnelte jenen Quinquinas, welche durch die Botaniker vom Genus Cinchona abgetrennt und als Cosmibuena bezeichnet worden ist. In botanischer Hinsicht waren beide Proben interessant, commerciell hatten sie indeß nur sehr geringen Werth. Dem Examinador zufolge können sie indeß gleichsam als Vorläufer werthvollerer Sorten dienen, und deuten darauf hin, daß solche in einer nähern oder entferntern Umgegend auftreten. Jedenfalls hatten die Wanderer nun den Pflanzengürtel erreicht, in welchem auch die besseren Quinquinaarten auftreten, und so zogen dann Alle wohlgemuth vorwärts; sie durchwateten wieder einige Bäche, z. B. den Escopal, den Casuahiri und den Rio Cadena und gelangten dann nach Sausipeta. —

Hier bricht die Erzählung Marcoy's vorerst ab. Die Expedition war nun in der „Region der Quinquinas" angelangt, und wir werden hoffentlich im Stande sein, im nächsten Bande über ihre Erfolge und ihre Begegnungen mit den Chunchos zu berichten. Schon aus dem, was wir bisher mitgetheilt haben, ersieht der Leser, welche Anstrengungen es erfordert, um bis dahin zu gelangen, wo die heilkräftigsten Arten der Fieberrinde gewonnen werden.

Wir wollen einige Mittheilungen hinzufügen, um jene Schwierigkeiten näher zu kennzeichnen.

Das Land Peru wird in der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest von zwei Ketten durchzogen, welche man insgemein, aber (wie J. J. von Tschudi: „Peru; Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842, Thl. II, S. 57" stark hervorhebt) unrichtig, als Cordilleren bezeichnet. Die Benennung Cordillera (d. h. Gebirgskette überhaupt) darf nur der westlichen Kette beigelegt werden; der östliche Gebirgszug ist als Andes zu bezeichnen von Anta, indianisches Wort für Metall im Allgemeinen und Kupfer insbesondere. In den Cordilleren erheben sich gewaltige Bergpyramiden, z. B. der Misti oder Vulcan am Arequipa und der Sahama; — in den Andes ragen gleichfalls hohe Schneeberge empor, z. B. der Illimani und der Nevada de Sorata. Im Osten der Andes liegt nun das tropische Tiefland, das man vom Westen her mit so viel Mühe und unter allerlei Gefahren erreicht.

Vom Hochgebirge her zieht gen Osten der Weg erst über schmale Rücken der vielen Seitenarme, welche weithin auslaufen. Sie bilden scharfe Gebirgskämme, sogenannte Messer (Cuchillas). Weiterhin folgen Flußthäler und Forsten mit verhältnißmäßig niedrigen Bäumen, und dann treten in Abstufungen die dichten Wälder auf. Das sind die „Brauen des Waldes" (Cejas de la Montaña), mit heißfeuchtem, ungesundem Klima. Jenseit derselben treten dichte Urwälder auf, in welchen kein anderer Pfad zu finden ist, als entlang den Schluchten, welche das Wasser ausgerissen hat. Aber an vielen Stellen würde der Wanderer nicht weiter kommen ohne jene Luftbrücken, wie unsere Illustration sie zeigt. Dort, wo der Weg durch einen Erdschlipf (Derumbo) oder einen nicht zu umgehenden Felsen versperrt wird, rammt man in den weichen Boden Pfähle ein oder bringt dergleichen in den Steinritzen an; über dieselben bindet man kreuzweis einige starke Aeste, füllt den Zwischenraum mit mattenartig geflochtenen Baumzweigen oder Rohr aus und wirft Erde darüber. Solch eine Barbacoa betritt der Reisende, wenn er kein Indianer ist, nur mit Zagen; sie schwebt zumeist frei in der Luft, ächzt und schwankt und ist oft so stark abgenutzt, daß die Maulthiere durch die Zweig- und Rohrmatten hindurchtreten; bei dem Bemühen, die Beine herauszuziehen, in den Abgrund stürzen und die Brücke selber mit sich reißen. Dann ist immer auf längere Zeit der Verkehr unterbrochen, denn wer denkt an Ausbesserung oder Wiederherstellung? Noch gefährlicher aber sind die Lianenbrücken.

Wer glücklich die Barbacoas passirt hat und am Ostabhange weiter nach unten hin vordringt, findet dann nicht minder gefährliche und beschwerliche Wege, denn diese führen nicht selten auf weiten Strecken in schmalen Klüften hin, über sehr unebenen Grund und zwischen Seitenwänden, die oft so eng sind, daß der Reiter seine Füße nicht am Maulthiere herablassen darf, sondern sie über den Hals des letztern legen muß. Und in solchen Hohlwegen begegnen sich, wie schon früher bemerkt wurde, manchmal Waarenzüge, deren Führer dann gewöhnlich in Streit darüber gerathen, wer zurück soll. In manchen Gegenden haben die Indianer, um in ihrer Weise einen Weg herzustellen, auf langen Strecken große Steine treppenartig gelegt; aber die Stufen sind schmal und das Reiten dort ist höchst unbequem. Die Maulthiere können nur zwei Füße auf eine Stufe setzen, und während sie mit den Hinterfüßen auf der ersten sind, müssen sie mit den vorderen auf die dritte springen, um die hinteren auf die zweite zu setzen. Dabei streckt sich das Thier lang aus und der Reiter muß sich jedesmal ganz auf den Rücken desselben hinterbücken, um nicht durch den heftigen Ruck kopfüber geworfen zu werden. Manchmal hat er fünf bis sechs Stunden lang ohne Unterbrechung auf solchen Treppen hinunter zu reiten. Nachdem er diese Qual überstanden, gelangt er



Thal von Marcapata.

an steile Abhänge mit lehmigem Grunde, auf welchem die Maulthiere bei jedem Schritte ausgleiten; aber mit bewundernswürdigem Instinct rutschen sie, halb stehend und halb sitzend, die glatte, schiefe Ebene hinab. Manchmal ist auch der Pfad in den Schluchten durch die Menge der vor Hunger oder Müdigkeit umgekommenen Lastthiere versperrt; Menschenwohnungen liegen nicht selten zwanzig bis dreißig Wegstunden aus einander!

Endlich gelangt man solchergestalt in acht bis zwölf Tagen von den Andes hinab in die Montaña, d. h. die Region der Urwälder, welche sich der ganzen Ostseite entlang von Norden nach Süden zieht. Aber es giebt auch einzelne Punkte, wo der Reisende die Strecke von einer schneebedeckten Hütte im Hochlande bis zu einer Bananenpflanzung im Laufe eines einzigen Tages zurücklegen kann. In der Montaña, an der Grenze der Civilisation, wenn der Ausdruck hier paßt, findet er, wie wir auch aus Marcoy's Schilderungen ersahen, mehr oder weniger zerstreut liegende Pflanzungen von Zuckerrohr, Mais, Coca, Taback, Bananen, Ananas und Südfrüchten. Die Indianer sammeln in den Wäldern Cascarilla, Balsam, Harz, Honig, Wachs. Diese Artikel werden in den Ortschaften des Gebirges und des Hochlandes überhaupt gegen Fabrikate vertauscht, insbesondere Tucuyo, d. h. bedruckte Baumwollenzeuge, grobe Wollenstoffe (Bayeta), Messer, Beile, Haumesser, Hacken, Angelhaken und dergleichen Bedürfnisse mehr. Aber das Alles muß auf jenen bösen Wegen befördert werden. (Karl Andree, Geographie des Welthandels. Band I, S. 269.)

Die heutigen Zustände in der Dzungarei *).

Unter Dzungarien oder Dzongarien, wie man richtiger aussprechen sollte, versteht man jenen Strich Landes, welcher auf der äußersten Westgrenze des chinesischen Reiches sich befindet, zur südlichen Grenze den Ilistrom und den Bergrücken des Thienschan (Himmelsgebirge) hat, im Westen und im Nordwesten hingegen von den bis hierher sich erstreckenden russischen Besitzungen begrenzt ist. In der zumeist sumpfigen, von großen und kleinen Seen dicht besäeten Gegend sind folgende Orte von Bedeutung: Im Norden die Stadt Tschugutschak, von dem schiffbaren schwarzen Irtisch bewässert; in dem mittlern Theile Kr-Kara-Usu und im Süden die Stadt Kultscha. Von europäischen Reisenden nur durch den gelehrten Sprachforscher Dr. Wilhelm Radloff besucht, hat dieser östliche Theil Turkestans, wenn wir ihn so nennen dürfen, erst in der Neuzeit angefangen, unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Unter chinesischer Herrschaft wurde dieser District als Thien-Schan Pe-Lu oder das Land im Norden des Thien-Schan bezeichnet und von Seiten der chinesischen Regierung als Strafcolonie benutzt; sie schickte nämlich jene rebellischen Tataren aus den Sechsstädten hierher, die, durch den Fanatismus der Chokander Chodschas zu den Waffen gerufen, später besiegt worden sind. Und da die eben erwähnten Chodschas ihre unter der Decke des Religionskrieges ausgeführten Raubzüge recht häufig wiederholten und die schlichten Turkestaner oft ins Unglück stürzten, so hat die tatarische Strafcolonie in den letzten Decennien die Zahl von 6000 Familien in sich beherbergt.

Diese bildeten den eigentlichen ansässigen oder ackerbautreibenden Theil der dzungarischen Bevölkerung, die mit Fleiß und Emsigkeit, trotz der unerhörten Unterdrückung von Seiten der chinesischen Regierung, so manchen verlassenen Theil in blühende Ländereien verwandelte. Außer den Tataren giebt es noch Kalmücken, die als eingefleischte Nomaden sich zumeist von Viehzucht und Raub nähren, ferner chinesische Mohammedaner oder Tunganis, die Handel treiben, und eine spärliche Anzahl von chinesischen Beamten und Kaufleuten.

Bis zur Zeit des letzten Aufstandes in den Sechsstädten ging hier Alles in der alten, chinesischen Ordnung, oder besser gesagt, Unordnung vor sich. Rußland wurde der Eingang streugstens verboten, die Marktplätze von Tschugutschak und Kultscha waren dem russischen Kaufmanne weniger zugänglich, als die von Bochara und Chokand; doch seit 1862 ist hier Alles einer wesentlichen Umgestaltung entgegen gegangen. Von dieser Zeit angefangen, hatten nämlich die mohammedanisch-chinesischen Revolten im Westen des Himmlischen Reiches der Pekinger Behörde vollauf zu thun gegeben. Durch die Erfolge der Taipings ermuntert, erhoben sich zuerst im südlichen Yünnan die Mohammedaner; sie bildeten ein unabhängiges Reich, dessen Hauptstadt Talifu ist. Von dort aus wurde die Provinz Kansu, wo es schon ehedem viele Mohammedaner gab, angesteckt; von Kansu aus drang das Feuer in die Dzungarei und in die Sechsstädte auf einmal, und wenngleich heute noch die chinesische Herrschaft in allen diesen Theilen nicht förmlich erloschen ist, so bleibt doch so viel sicher, daß die Anarchie allgemein ist und daß eben diese unruhigen Zustände der in der nächsten Nähe befindlichen russischen Macht die beste Gelegenheit zur eigenen Vergrößerung geben.

Am ärgsten geht es in der Dzungarei her. Daß beim ersten Anprallen der mohammedanischen Bevölkerung, welche die Mehrzahl bildet, die Anhänger der Lehre Confutze's weichen müssen, ist selbstverständlich. Schrecklich waren die Metzeleien und Verwüstungen, mit welchen Tunganis und Tarantschis (letzteres ist der Name für die ansässige tatarische Bevölkerung), unterstützt von ihren Glaubensgenossen, den Kirgisen im Westen, ihre Herrschaft und den Rachetag über die armen Kalmücken hereinbrechen ließen. Wie damalige Berichte erzählen, haben sich ganze Zweige aufgerieben, und nur die Hunde blieben am Leben, von welchen mehrere Hunderte, herrenlos umherirrend, die Gegend für einzelne Reisende ganz unsicher machten. Das geschah vor nun sechs Jahren, während des Sturzes der chinesischen Herrschaft.

Heute indeß haben sich die siegreichen Rebellen in zwei Theile getheilt; die Tarantschis nämlich konnten mit den chinesischsprechenden und den chinesischen Sitten mehr huldigenden Tunganis nicht lange einig bleiben. Sie erwählten aus ihrer eigenen Mitte einen Häuptling, der nun in Urumtschi wohnt und ein Hazred ist, d. h. ein heiliges Individuum, dessen Stammbaum bis zu irgend einem Chodscha (angeblichen Abkömmling des Propheten) der Vorzeit hinaufreicht. Er übt einen unumschränkten hierarchischen Einfluß auf die Seinigen aus; statt politischer Gesetze halten Zucht und Ordnung sein beseelender Hauch, seine Fluch- und

---

*) Dzon-Gar heißt auf westmongolisch oder kalmückisch der linke Arm, ein Ausdruck, mit welchem man den hier ehemals ansässigen Theil der Westmongolen bezeichnete.

Segensworte aufrecht. In einem zweiräderigen Karren sitzend und von einer Menge Mollahs begleitet, zieht er von Stadt zu Stadt, um bei seinen Glaubensgenossen jenen Eifer zu unterhalten, welcher zur Bewahrung der Unabhängigkeit nöthig ist.

Auch die Tunganis haben sich ihren eigenen Häuptling erwählt, der sich aber weiter hinein im Osten aufhält und, was sonderbar genug ist, mit seinen politischen Tendenzen sich mehr nach dem südlichen Yünnan hinneigt. Daß dieser Zwiespalt für die Betreffenden sehr nachtheilig ist, ja ihren baldigen Untergang herbeirufen kann, ist gar nicht zu bezweifeln. Der scharfsichtige Jakub Kuschbegi hat dies schon längst eingesehen; er hatte sich oft bemüht, diese nördlichen Fractionen durch Güte und durch Gewalt seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen; bis jetzt aber war Alles vergebens. Abgesehen von den gegenseitigen Anfeindungen, unterhalten die Tarandschis eine stete Fehde mit den Kalmücken, die im Norden, nämlich am Tarbagatai- (— Murmelthier —) Gebirge sich gesammelt haben und unter der Leitung eines Weibes, was sonderbar genug ist, in der Wiedereroberung ihrer ehemaligen Rechte ausharren. Diese Frau, welche ihren unmündigen Sohn in der Regierung vertritt, wird als eine ältliche Dame geschildert, die in ihren zwei großen, langen Zöpfen so viel Edelsteine, Gold- und Silberschmuck herumschleppt, daß diese von zwei Begleitern vollkommen nachgetragen werden müssen, und da die Kalmücken, von China unterstützt, den Kampf nicht so leicht aufgeben werden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Streitigkeiten, welche Handel und Wandel lähmen, bald einen Dritten, nämlich Rußland, ins Feld rufen.

Bis heute hatten die Einfälle einzelner Räuberbanden ins Gubernium von Semiretschinsk den russischen Unwillen gerechterweise hervorgerufen; wahrscheinlich findet die Regierung von St. Petersburg, daß der geeignete Moment zum Einschreiten noch fern ist, sonst wären die Vorpostenketten, welche von Sergiopol nach Urdschar auf der Tschugutschaker Straße und von Kopal nach Lepsinsk sich hinziehen, gewiß schon vorgeschoben worden. Was bis jetzt unterblieben, ist doch für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt, denn Rußland hat zu viel triftige Gründe, um eine Ausdehnung seiner Macht nach dieser Richtung hin zu bewerkstelligen.

Der Besitz der Dzungarei ist erstens vom commerciellen Standpunkte aus sehr wichtig, da die alten Handelsstraßen aus dem Nordwesten Chinas durch diese Gegenden in seine Besitzungen münden; zweitens ist die Dzungarei an Mineralien reich und schließlich ist sie drittens ein strategisch-wichtiger Punkt zu etwaigen Plänen auf Ostturkestan, dessen wohlangebaute Triften sich den Umarmungen des russischen Adlers nur sehr schwer entziehen werden. Bis heute hat es Jakub Kuschbegi wohl verstanden, seine Unabhängigkeit zu schützen; doch wird ihm dieses vielleicht nicht lange mehr möglich sein, denn es ist nicht die Schwäche des Pekinger Cabinets, sondern der anarchische Zustand dortiger Gegenden, die den russischen Diplomaten am meisten in die Hand arbeiten.

Vambery.

Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer*).

Jeder, der sich mit Ethnologie beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, über mythologische Vorstellungen der Naturvölker sich zu unterrichten; denn ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, jene Völker zur Mittheilung ihrer heiligsten Anschauungen zu bringen, verschmähen sehr oft die Reisenden, diese Mythologeme, weil sie ihnen zu wüst oder absurd klingen, aufzuzeichnen. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß viele der älteren griechischen Mythen reichlich eben so wüst und eben so absurd sind, deren Wichtigkeit für die Erkenntniß des Alterthums, trotz der sonst so reichlich fließenden Quellen, anerkannte Thatsache ist. Um wie viel wichtiger also wird jede Sage, jeder Mythos von Völkern sein, deren mündliche Ueberlieferungen fast die einzigen Quellen für die Erkenntniß ihres geistigen und also auch ihres religiösen Lebens sind. Die Reisenden in allen Welttheilen sollten also mit der Aufzeichnung solcher Geschichten ja nicht sparsam sein: oft kann ein scheinbar ganz unsinniger Zug Licht verbreiten über ganze Gruppen von Verhältnissen oder sonst sehr wichtig sein.

So begrüßen wir denn die oben genannte Sammlung solcher Mythen, Märchen und Sagen mit großer Freude, um so mehr, als sie auf einem ethnologisch so höchst interessanten und dabei dennoch keineswegs genau gekannten Felde gesammelt sind. Herr Knortz hat den großen Reichthum, den er uns bietet, 87 Nummern, nicht bloß aus schon gedruckten Quellen, sondern vielfach aus dem Munde der Eingeborenen selbst aufgezeichnet, wodurch sein Buch die selbständige Wichtigkeit einer Quellenschrift bekommt. Dazu kommt nun eine fließende, elegante Darstellung, die jeden Leser schon durch ihre Form fesseln wird — kurz, wir haben hier eine werthvolle Gabe vor uns, welche uns von einem unserer Landsleute aus dem fernen Westen geboten wird und die wir nicht bloß des letztern Umstandes wegen sehr empfehlen möchten. Vielmehr ist sie auch wissenschaftlich bedeutend, einmal weil sie die Phantasie der Indianer in ihrem ganzen Wesen aufs Deutlichste zeigt; dann weil diese Erzählungen zunächst für die Mythologie dieser Völker, ferner aber auch für die Erkenntniß ihrer Charaktereigenthümlichkeiten wichtige Beiträge bringen; drittens weil auch für die Geschichte der amerikanischen Eingeborenen alter und neuer Zeit gar mancherlei aus ihnen zu lernen ist, wie z. B. aus der reizenden Fabel von den sechs Falken (43).

Es ließe sich hier sehr ins Einzelne gehen, wenn es der Raum nicht verböte; doch sei noch auf Folgendes hingewiesen. Auch der vergleichende Mytholog wird vielfachen Gewinn aus dem Buche ziehen. Zunächst für das amerikanische Gebiet selbst. Hier ist es von besonderm Interesse, die verschiedenen Mythen über denselben Gegenstand, z. B. über die große Fluth (56, 65, 69, 83, 74, 79 u. s. w.), über die Erschaffung der Menschen (19, 53, 63, 76, 77, 79, 80 u. s. w.), die Entstehung der Welt (18, 62, 74, 76, 77, 68, 82 u. s. w.) mit einander zu vergleichen. Wir finden Uraltes neben Neugestaltetem, Ausführliches neben ganz trümmerhaften Erzählungen. So erkennen wir, daß H. Knortz ganz objectiv gesammelt und gegeben hat, was er vorfand. Dafür aber müssen wir ihm sehr dankbar sein:

*) „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer" von Karl Knortz, Professor an der Hochschule zu Oschkosch in Wisconsin. Jena, Costenoble 1871. 8. VIII, 285. 1 Thlr. 20 Sgr.

denn wir sehen durch sein Buch wie durch einen Querschnitt genau in das innerste Wesen des heutigen Indianerglaubens. Und gerade dieser Einblick spricht für die Nothwendigkeit der Sammlung; denn manche Mythen sind schon in solchem Verfall (vergl. 39, 45, 53, 55 u. a.), daß ihnen gänzliche Vergessenheit drohte.

Durch die Mannichfaltigkeit ferner der Erzählungen über einen und denselben Gegenstand läßt sich auch über einen andern wichtigen Punkt eine Entscheidung treffen. Man ist leicht versucht zu denken, daß der Einfluß der Missionen auf viele der Mythen umgestaltend gewirkt habe; allein, wenngleich einzelne Modificationen durch dieselben nicht geleugnet werden sollen, die aber immer nur äußerer Art sind, im Allgemeinen wird diese Annahme durch das Material bei Knortz widerlegt.

Gehen wir nun über Amerika hinaus, so finden wir zunächst eine Menge auffallend genauer Berührungspunkte zwischen diesen amerikanischen und den Mythen der Polynesier, wie z. B. in den Erzählungen über die Erdschöpfung (65, 53, 74, 76 u. a.), über das Einfangen oder Besuchen der Sonne (6, 81, 49), des Himmels (35), über bestimmte Classen von Halbgöttern (72, 47) ꝛc. Allgemeiner interessant aber dürften die merkwürdigen Uebereinstimmungen auch mit europäischen Mythen und Märchen sein. So ist die 47. Erzählung ein treues Abbild unserer Elfenmärchen. „Die Packwatschininis oder die kleinen Luftgeister vom Superiorsee — heißt es — sind ein gar munteres Völkchen. Wenn heller Mondschein die Erde färbt und angenehme Luft ihr Geisterwäldchen fächelt, führen sie ihre anmuthigen und neckischen Tänze unter Begleitung sanfter Vocalmusik auf und lassen sich dabei häufig von Fischern in angemessener Entfernung bewundern. Doch sind sie lange nicht so harmlos und unschuldig, wie sie aussehen, denn sie spielen Jägern und Fischern mitunter manchen empfindlichen Schabernack, rauben ihnen häufig die Federn vom Kopf oder zerschneiden ihnen heimtückisch die Bogensehnen.“

Auch die Liebe zu Menschen ist dieselbe: Lilina, die Tochter eines berühmten Häuptlings, haben sie geraubt, wenn letztere nicht selber eine Packwatschinini war, wie in vielen indogermanischen Mythen das Gleiche vorkommt. Man vergleiche auch das Märchen vom kleinen Geist (12) und anderes (11, 31). Märchen ferner, in denen ein göttlicher Jüngling in Thiergestalt, die er nur zeitweise ablegt, eine Erdenjungfrau besucht, finden sich gleichfalls (40), wie sie auch sonst von Nordamerika erwähnt werden. (Waitz, Anthropologie III, 185.)

Auch solche Märchen sind häufig, in welchen eine himmlische Jungfrau zur Erde herabsteigt und sich mit einem irdischen Jünglinge vermählt, oder in welchen ein sterblicher Mann in den Himmel gelangt, sei es, um die entflohene Gemahlin wieder aufzusuchen, oder, um eine Gemahlin dort erst zu gewinnen (35, 81). Auch in Schwanengestalt treten jene Jungfrauen auf und nur durch List gewinnt man sie (39, 35).

Andere Züge, welche gleichfalls in indogermanischen Märchen weite Verbreitung haben, sind die Erzählungen von der rettenden Schwester (13, 38, S. 157; 81), von dem verfolgenden, durch Zauber aufgehaltenen Unhold (7, 9, 38). Das Märchen (10) von der Frau, welche in die Gewalt eines Wassergeistes geräth und von diesem an eiserner Kette festgehalten wird, hat sein getreues Ebenbild in Indien und Deutschland. An Entlehnung ist hierbei nicht zu denken, wie jeder sehen wird, der die Märchen liest; kaum daß einige wenige Züge europäischem Einfluß entsprungen sein mögen.

Wir beabsichtigen natürlich nicht, diese Uebereinstimmungen hier zu verfolgen oder gar zu erklären, wie wir denn selbstverständlich nicht im entferntesten an irgend einen directen Zusammenhang oder gar an irgend welche Verwandtschaft denken; uns kommt es nur darauf an, auf den Reichthum, welchen Herr Knortz uns bietet, hinzuweisen. Und so können wir diese Anzeige nicht schließen, ohne Herrn Knortz zu bitten, recht bald auch Weiteres zu veröffentlichen. Er, der so nahe der Quelle sitzt, dürfte noch viele der wichtigsten Beiträge für die Kunde indianischen Lebens und Denkens geben können.

Halle. **Dr. Gerland.**

Island und seine Bewohner.

Von Professor **Dr. Meinicke.**

I.

Island im nördlichsten Theile des Atlantischen Oceans, eine Insel, die im Ganzen so wenig bekannt ist, daß selbst die Gebildeten unseres Volkes wenig mehr davon zu wissen pflegen, als daß es da den Hekla und den Geyser giebt und die Eiderdaunen daher kommen, gehört ohne Zweifel durch seine Natur wie durch seine Bewohner zu den interessantesten Theilen Europas. Ein Land von finsterm, abstoßendem, melancholischem Charakter, birgt es in seinem Schoße so viel Merkwürdiges, ja so viel Wunder der Natur, wie kaum ein ähnliches der Art auf dem ganzen Erdboden, während andererseits seine Bildung doch wieder so einfach ist, daß sie eigentlich nur aus zwei freilich sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt erscheint, aus Eis und aus Feuer.

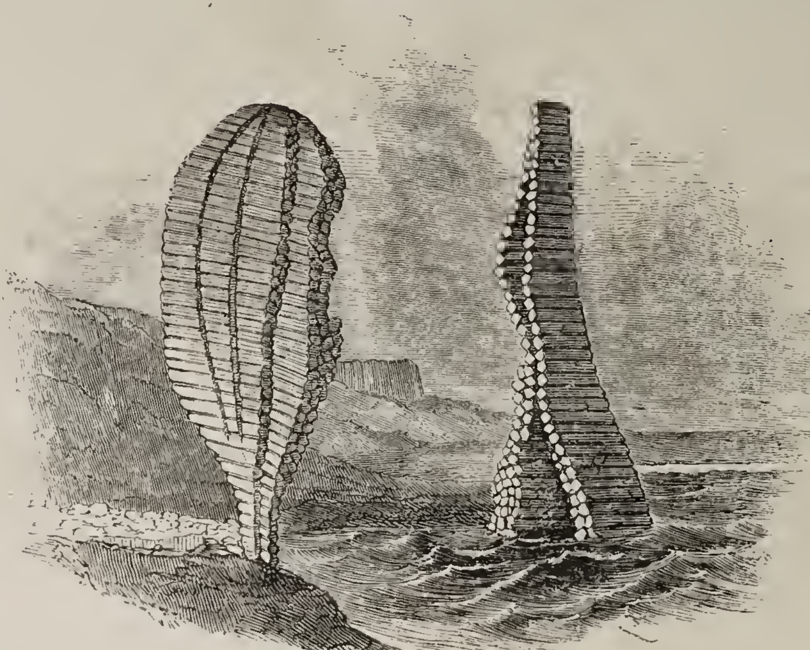
Die Sage geht, daß am Ende des neunten Jahrhunderts der normännische Seekönig Floki, als er die kurz zuvor von einem seiner Landsleute entdeckte Insel habe aufsuchen wollen, sie nur dadurch gefunden habe, daß ihm Raben, die er fliegen gelassen, die einzuschlagende Richtung angezeigt hätten. Unsere Schiffe bedürfen freilich der Raben nicht mehr, um Island zu erreichen; allein ganz leicht ist es selbst jetzt noch nicht, sich der Küste sicher und glücklich zu nähern, da das Meer umher an der Grenze zwischen dem Atlantischen und Polarocean fast beständig aufgeregt und stürmisch bewegt ist, unregelmäßige und heftige Strömungen die Schiffe hin und her treiben, und dazu noch das Land meistentheils durch dichte Nebelbänke den Schiffenden verdeckt wird, so daß man im besten Fall zufrieden sein kann, wenn man nur die Spitzen der Schneeberge sich über die Wolken erheben sieht. Der trübe Eindruck, den alles dies auf das Gemüth des Reisenden machen muß, wird auch nicht im mindesten gemildert,

wenn zufällig einmal das Verschwinden des Nebels einen Ueberblick über das Land gestattet; man sieht dann nichts Anderes als unter dem Eis und Schnee, womit alle höheren Theile bedeckt sind, schwarze, kalte Felswände und Felsabhänge bis an den dunkelgrauen Strand, gegen den die Wogen des aufgeregten Meeres mit unglaublicher Heftigkeit anstürmen, während nirgends eine Spur von Grün, ja bis auf die zahlreichen Schwärme der Seevögel nirgends eine Spur des Lebens sich zeigt.

Landet endlich der Reisende, nachdem sein Schiff nicht ohne oft große Mühe zwischen den alle Küsten der Insel in Menge umgebenden Felsklippen, welche durch die starken Meeresströmungen noch um Vieles gefährlicher werden, den schützenden Hafen glücklich gefunden hat, so trifft er beim Betreten des Landes nichts an, was ihm günstigere Vorstellungen von demselben zu erwecken geeignet wäre. Wo er auch landen mag, überall erblickt er nackte, kahle, steinige Strande mit wenig Grün und ohne Bäume, allgemein vorherrschend vielmehr wilde Felsmassen (die Isländer nennen das Hraun), die in weiter Erstreckung hin den Boden bilden, gewöhnlich uneben und rauh in kaum glaublicher Weise, nicht selten so, als wäre der wild aufgeregte Ocean plötzlich in Stein verwandelt. Alles ist einförmig dunkel und schwarz; selbst Flechten bedecken nur ausnahmsweise das Gestein, und nur hier und da finden sich an den Ufern der Seen und namentlich der kleinen Flüsse Stellen, doch niemals von bedeutender Ausdehnung, auf denen Gras, Blumen, höchstens Sträucher erscheinen. Dringt man aber tiefer in das Land ein nach den Bergen zu, die das ganze Innere der Insel anfüllen, so steigert sich die Rauheit und Unebenheit des Bodens und die Oede und Unwirthlichkeit noch viel mehr; der Felsboden, die kahlen, mit nacktem Gestein bedeckten Höhen und Abhänge nehmen immer mehr zu, bis sich zuletzt in größerer Höhe der Fels unter Schnee und Eis verbirgt. Es ist nicht leicht, sich eine anschauliche Vorstellung von diesen Fels- und Schneewüsten zu machen, welche das Innere Islands einnehmen. Zwischen den bewohnten Gegenden der Nord- und Südküste der Insel (denn das Innere ist natürlich ganz menschenleer) führen einige Wege, darunter namentlich der zwischen Holum und dem Thale von Eyafjord, den die Reisenden, welche von der einen zur andern Küste reisen, vorzugsweise zu nehmen pflegen, der daher doch gewiß einer der bequemsten ist. Man durchschneidet auf ihm diese Felswüsten des Innern mehrere Tage lang, und sie sind in dem Grad öde, daß sich nur in Entfernungen von gegen acht deutschen Meilen kleine Vertiefungen zwischen den Felsen finden, in denen etwas Gras wächst, und die daher, weil sie allein den Pferden Nahrung geben, von den Reisenden aufgesucht werden müssen und ihnen eben so zu Haltepunkten dienen, wie in den wasserlosen Wüsten Afrikas die Oasen. Sonst aber sieht man auf der ganzen Reise nichts als den rauhen, unebenen, kahlen Felsboden voll Spalten und Löcher; nur hohe Schneeberge in der Ferne unterbrechen die Einförmigkeit eines Landstrichs, in welchem, wie ein Augenzeuge sich ausdrückt, „alles Leben ausgestorben erscheint und nur der Tod lebt“.

Es folgt hieraus zugleich, welche Schwierigkeiten derlei Reisen in Island darbieten, wie sehr durch diese Beschaffenheit des Bodens die Verbindung zwischen den bewohnten Districten erschwert wird. Bei dem Zustande, in dem sich jetzt die Schifffahrt unter den Bewohnern Islands befindet, besteht zur See fast kein Verkehr, den absolut nothwendigen ausgenommen; aller Zusammenhang zwischen den zerstreuten Bauerhöfen unter sich wie mit den Handelsniederlassungen an den Küsten wird durch Reisen zu Lande vermittelt, die zu Pferde geschehen, und die Wege führen entweder an den Küsten entlang, wo jedoch die angeschwollenen Ströme nicht selten, wenn nicht Gefahr und Verderben, doch langen Aufenthalt bringen, oder über Gebirgspässe und durch Felseinöden der eben geschilderten Art. In den genauen Darstellungen des jetzigen Islands findet man bei jedem Thale sorgfältig alle Gebirgspässe angegeben, über die der isländische Bauer zu reiten hat, wenn er seine Nachbaren besuchen will.

Die einzigen bewohnbaren und besuchten Theile des Landes sind die schmalen Thäler, und außerdem (besonders in dem westlichen, allenthalben durch tiefe Meerbusen zerschnittenen Theile der Insel) die geschütztesten Stellen an der Küste. Die Thäler sind nur klein und kurz, selbst in dem massenhaftern Osttheile des Landes dringen sie nicht tief in das unwirthliche Innere ein; es sind tief in dem sie umgebenden Felsboden eingeschnittene, vom Wasser ausgewaschene Spalten, in denen herabgespültes Gestein, vulcanischer Sand und Asche zu einem feuchten, oft sumpfigen Boden aufgelöst ist, den der Isländer fruchtbar nennt, wenn er nur Gras trägt. Sobald der Reisende, nachdem er Tage lang auf den rauhesten Pfaden durch wildes Gestein und nackten Fels oder zwischen Eis und Schneebergen hingezogen ist, plötzlich an den Rand eines solchen tief eingeschnittenen Thales kommt, das sich mit seinen lieblichen, saftiggrünen Auen, zerstreuten Bauerhöfen, weidenden Herden und einem schönen, gewundenen Fluß vor seinen überraschten Augen ausbreitet, dann läßt sich nicht leugnen, daß auch Island seine Naturschönheiten hat, die als solche freilich ohne die schreckenvolle Einfassung der nackten, schwarzen Felswüsten nicht in dem Grade erscheinen würden. In diesen Thälern und den Küstenebenen ist fast die ganze Vegetation und die ganze Bevölkerung Islands vereinigt, und wie unbedeutend diese Theile dem Umfang nach im Vergleich zu den felsigen Gegenden sind, zeigt am besten der Umstand, daß ein Land von nahe an 1900 Quadratmeilen Flächeninhalt von kaum 70,000 Menschen bewohnt wird.


Ueberbleibsel von Basaltsäulen.

Dieser nackte, wilde Felsboden besteht durchaus aus vulcanischem Gestein, die Felshügel und Felsebenen sind fast ohne Ausnahme Lavaströme und Lavafelder. Allerdings gehört nicht ganz Island der vulcanischen Bildung im engern Sinn (der Erzeugung von Strömen geschmolzener Gesteine, die aus den Schlünden der feuerspeienden Berge hervorbrechen) an; ein nicht geringer Theil der isländischen Gesteine

rührt vielmehr von einer viel ältern, wenngleich der neuern vulcanischen Bildung ganz analogen her. Allein auch diese älteren Massen sind an sehr vielen Stellen von jüngeren Vulcanen durchbrochen und von ihren Lavaströmen bedeckt und überfluthet, so daß diese später entstandenen Gesteine doch den größten Theil des Bodens der Insel einnehmen, und sie werden in ihrer ursprünglichen Härte und Festigkeit um so leichter und länger erhalten, da bei der sonst schon so schwierigen und langsamen Auflöslichkeit der Lava ihre Zerstörung und Umwandelung in Erde um so mehr zurückgehalten wird, weil die eine der beiden, die Vernichtung der Gesteine fördernden Kräfte, die große Wärme, in Island ganz fehlt.

Demgemäß giebt es denn in Island auch eine große Zahl von feuerspeienden Bergen, von denen freilich der bei weitem größte Theil jetzt für erloschen gilt, weil sie die frühere Thätigkeit allein in der Bildung der Kraterschlünde und den jetzt in Fels verwandelten Lavaströmen bekunden. Deshalb ist jedoch der Hekla, der unter allen Vulcanen der Insel allerdings von jeher die zahlreichsten Ausbrüche gehabt hat (einer der neuesten hat 1845 und 1846 volle 7 Monate gedauert und entsetzliche Verheerungen angerichtet), keineswegs der einzige thätige Vulcan Islands; erst 1823 noch haben aus dem Berge Eyafjäka furchtbare vulcanische Ausbrüche stattgefunden. Es läßt sich überhaupt gar nicht bestimmen, welche Vulcane in Wahrheit erloschen sind, da die Möglichkeit niemals ausgeschlossen werden kann, daß auch nach den längsten Pausen die vulcanische Kraft sich neue Wege bahnt und Feuerberge, welche dem Anschein nach erloschen sind, wieder in thätige verwandelt. Aber nicht bloß die Zahl der ursprünglichen Vulcane, auch die grenzenlose Heftigkeit ihrer Ausbrüche, über welche genaue Berichte sich freilich nur aus den letzten Jahrhunderten erhalten haben, zeichnet die Insel aus; einige Ereignisse der Art sind so vernichtend und zerstörend gewesen, wie wenige andere auf dem Erdboden, und namentlich ist es die große Menge der Lava, die zu Zeiten diesen Bergen entquollen ist, wodurch sie sich von anderen Vulcanen unterscheiden, im schärfsten Gegensatz zu denen der indischen Inseln, welchen in historischen Zeiten wenigstens niemals Lava entquollen zu sein scheint. Einer der größten Vulcane der Insel, der Skaptar, der im Südosttheil in der Mitte eines ausgedehnten, weithin mit Eis und Schnee bedeckten Berglandstriches sich erhebt, hat im Sommer 1783 in der Zeit von 3 Monaten eine Reihe von Ausbrüchen gehabt, die zu den schrecklichsten gehören, von denen man Kunde hat. Der erste Lavastrom ergoß sich in ein Thal von 500 bis 600 Fuß Tiefe und über 200 Fuß Breite, füllte es in seiner ganzen Länge aus und überschwemmte sogar seine obersten Ränder; dann trat er in die bewohnte Küstenebene hinaus und bedeckte und vernichtete die Weidegründe und die Bauerhöfe. Ehe er sich noch vollständig abgekühlt hatte, brach ein zweiter Lavastrom hervor, der über ihn fort floß und an seinem Ende sich über den Rand seines Abhanges in furchtbar schrecklichen Feuercascaden herabstürzte, indem er Ströme siedenden Wassers vor sich her sandte und allenthalben Vernichtung verbreitete. Noch jetzt sind als Zeugen dieses Ereignisses Lavaströme zu sehen, von denen einer 10 deutsche Meilen lang und 1 bis 2 Meilen breit ist und in der Ebene eine Dicke von gegen 200, in den Thälern des Gebirges von über 600 Fuß besitzt. Zur Zeit des großen Erdbebens, das 1755 Lissabon zerstörte, begann der isländische Vulcan Kötlugiaa seine Thätigkeit, die fast ohne Unterbrechung 9 Monate lang dauerte. Es wird dabei allerdings keiner Lavaströme gedacht, sie sind wahrscheinlich, da der Berg in einem großen mit Schnee und Eis bedeckten District liegt, nur nicht bis an die bewohnten Gegenden weiter vorgedrungen und deshalb unbemerkt geblieben; dagegen hatten die fast ununterbrochen niederfallenden Massen vulcanischen Sandes und Asche und die Ströme siedenden Wassers, die in Folge des Schmelzens der Schnee- und Eismassen von dem Berge ausgingen, einen überaus traurigen Einfluß auf die daran stoßenden Theile der Südküste, an der über 50 Bauerhöfe zu Grunde gingen. Bei dem heftigsten dieser Ausbrüche gerieth die ganze Umgebung des Berges bis auf eine Entfernung von 6 deutschen Meilen in die stürmischste Bewegung; ein anderer Berg, Solheima, stieg auf und nieder, bis er zuletzt das Doppelte seiner bisherigen Höhe erreicht haben soll. Der Eyafjälla, an Höhe der zweite Berg der Insel, der bis zur Hälfte seiner Höhe stets mit Eis und Schnee bedeckt ist, verlor durch die innere Gluth der Erde seine ganze Schneehülle und zeigte sich zum ersten und letzten Male den bestürzten und erstaunten Bewohnern der Umgegend in seiner ursprünglichen Nacktheit. Man kann sich durch die Schilderungen solcher Ereignisse wenigstens eine schwache Vorstellung von dem Zustande der Dinge verschaffen, da nicht, wie jetzt einige wenige Piks, sondern eine große Zahl von Bergen, wenn auch nicht immer zu derselben Zeit, Ströme von Lava und siedendem Wasser, Regen von glühenden Steinen, Asche und Sand auswarfen und dadurch jene anfangs geschmolzenen, später erkalteten Felsmassen bildeten, die in dem jetzigen Zustande der Insel eine bedeutende Rolle spielen. Hiernach ist man ohne Zweifel zu der Behauptung berechtigt, daß es vielleicht kaum noch ein anderes Land auf der Erde gebe, in welchem die vulcanischen Kräfte in gleich gewaltiger und großartiger Weise gewirkt hätten; die Erscheinungen, welche von der vulcanischen Thätigkeit bedingt und Folgen derselben sind, treten daher auch in Island vorzugsweise auf, und jederzeit wird diese merkwürdige Insel eine Hauptquelle für das Studium der Vulcanität ausmachen.

Statt jedoch Einzelnheiten anzugeben, die zuletzt ohne ausführliche Erklärung nichts Lehrreiches bieten würden, will ich vielmehr versuchen, den Lesern dieser Blätter durch eine genauere Schilderung einer Gegend der Insel, in welcher die vulcanische Kraft sich besonders thätig zeigt, einen Begriff von dem zu verschaffen, was sie hier zu erwarten haben.

Im Nordosttheil der Insel liegt ein Landsee, den die Isländer Myvatn oder den Mückensee nennen, weil er in jedem Sommer mit dichten, sehr lästigen Schaaren von Mücken bedeckt ist. Er hat 8 deutsche Meilen Umfang und war früher sehr tief, während jetzt seine Tiefe nur 12 bis 30 Fuß beträgt, seitdem nämlich die gewaltigen Lavaströme, welche 1730 den naheliegenden Vulcanen Krabla und Leihrenkr entflossen, nicht bloß die Umgegend des Sees im Norden und Osten mehrere Meilen weit mit großen Lavafeldern bedeckten, sondern auch zugleich in das Seebecken sich ergossen und seinen Grund zum großen Theile ausfüllten. Seit der Zeit sind auch, während vorher nur einzelne Inseln mit vulcanischen Bergen und Krateröffnungen sich über ihn erhoben, eine große Zahl kleiner Inseln und Felsen aus Lava in ihm entstanden. Eine Menge von heißen Quellen, die in dem Lavaboden des Beckens entspringen und durch die aus seinen Fluthen in die Luft steigenden Dampfsäulen angezeigt werden, erwärmen jetzt sein Wasser, und dies soll der Grund sein, weshalb die Forellen, die in ihm leben, alle übrigen der Inseln an Schönheit und Schmackhaftigkeit übertreffen. Steigt man nun von dem Ostufer des Sees über die harte, allenthalben an der Oberfläche in Stücke gebrochene Lava allmälig hinan, so erreicht man zuletzt eine eigenthümliche Gegend, deren theils aus verhärteter Asche, theils aus dünnen Felsschichten bestehender Boden eine mit kochendem Schlamm bedeckte Ebene verhüllt; hier und da stößt man auf Teiche

von schwarzem, zähem Schlamm, der in beständigem Sieden begriffen ist, und aus allen Ritzen und Löchern dringen dichte Wolken von schwefligen Dämpfen, die, in der kühlen Luft condensirt, den Schwefel, den sie enthalten, absetzen. Um diese Ebene zieht sich in einem Halbkreise eine Kette von ziemlich hohen Bergen, die aus abweichenden Schichten von vulcanischem, durch die schwefligen Dämpfe zersetzten Gestein und Schwefel bestehen, den die umwohnenden Bauern, wie auch in anderen Theilen Islands, auf rohe und verschwenderische Weise zur Ausfuhr gewinnen. Man ersteigt diese Kette in dem Passe Namaskard auf der Hauptstraße, die von der Nord- zur Ostküste der Insel führt, und erreicht, sobald man auf die Paßhöhe gelangt ist, einen steilen Abhang, an dessen Fuße in einer Tiefe von 600 Fuß im Grunde eines von schwarzen Wänden umschlossenen Beckens 12 große Teiche voll kochenden, schwarzen Schlamms liegen, aus denen fortwährend und unter ununterbrochenem dumpfen Getöse, hohe Rauch- und Dampfwolken aufsteigen und garbenartige Massen des zähen Schlamms in die Luft geschleudert werden. Nördlich von diesen Becken erheben sich die beiden schon erwähnten Vulcane Krabla und Leihrenkr, die beide gleich schwierig und gefährlich zu ersteigen sind, da ihre steilen Abhänge aus aufgelöstem und zersetztem Gestein, Asche und Bimsstein bestehen. Auf ihnen liegen verschiedene Kraterschlünde mit großen, schwarzen Schlammteichen, die beständig hohe Dampfsäulen ausstoßen und Massen kochenden Schlamms in die Luft spritzen, und das zwar seit jenen letzten furchtbaren Ausbrüchen, die bis 1730 sechs Jahre lang fortgedauert und die ganze Umgegend mit einer Schicht Lava bedeckt haben, die noch jetzt so frisch und glänzend schwarz aussieht, als wäre sie eben erst erkaltet. Die kühnste Phantasie, bemerkt ein Augenzeuge, kann sich das Erhabene und Schreckenvolle dieses Anblicks nicht ausmalen; ähnlicher Localitäten aber, die bei unendlicher Abwechselung im Einzelnen doch immer nur den einen Eindruck finsterer, Grausen erregender Erhabenheit erzeugen, giebt es in Island nicht wenige.

Von allen vulcanischen Erscheinungen, an denen diese wunderbare Insel so reich ist, sind es vor allem die heißen Quellen, die ihr solchen Ruhm verschafft haben; der Name Geyser ist in den weitesten Kreisen der Gebildeten bekannt. Der Reichthum Islands an solchen Quellen ist wahrhaft erstaunlich; nirgends giebt es (vielleicht das nördliche Neuseeland ausgenommen) ein Land, in dem heißes Wasser in gleicher Fülle dem Erdboden entquillt. Die meisten haben das gemein, daß sie in ihrem Wasser eine Menge Kieselsäure aufgelöst enthalten, die sich bei der Abkühlung desselben in feinen, schneeweißen Gebilden absetzt von solcher Zartheit und wunderbarer Schönheit, daß alle Augenzeugen davon mit Begeisterung und Entzücken sprechen, aber so zerbrechlich und vergänglich, daß sie sich nicht vom Platze entfernen lassen. — Sie zerfallen in zwei Abtheilungen; die gewöhnlichen heißen Quellen, die Laugar, sind den kalten bis auf die Temperatur des Wassers ganz ähnlich, übrigens die allein von den Einwohnern benutzten, welche hier und da rohe Badehäuser über sie gebaut haben, die sie zu den bei ihnen sehr beliebten warmen Bädern brauchen. Die zweite Abtheilung, welche die Isländer Xwerar nennen, sind kochende und sprudelnde heiße Quellen, und von diesen wiederum die berühmtesten diejenigen, welche im Lande alle mit dem Namen Geysir (die wüthenden) bezeichnet werden, unter denen die bei weitem bekannteste und so oft geschilderte der große Geysir im Xaukadal ist, die jeder Reisende, der nach der Hauptstadt des Landes Reykjavik kommt, zu besuchen pflegt. Es ist das nicht eine Quelle, sondern die größte und stärkste unter einer Menge ähnlicher, alle gleich gebildeter, die in einem breiten Thale am Abhange einer Hügelkette sich ausbreiten; sie besteht aus einem brunnenartigen runden Loche von 9 Fuß Durchmesser und 60 Fuß Tiefe, dessen obere Oeffnung in einem flachen, runden, etwas über dem Boden des Thals erhöhtem Becken von 60 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Tiefe mündet; der Brunnenschacht wie das obere Becken sind ganz und gar aus dem durch das Quellwasser abgesetzten Kieselsinter gebildet, aus dem auch die äußeren, sanft sich senkenden Ränder des Beckens wie der Boden des Thals weit unten besteht. Gewöhnlich ist das Becken wie das Rohr ganz mit heißem Wasser gefüllt, das an mehreren Stellen langsam über den Rand des Beckens nach außen abfließt. Zu Zeiten aber und zwar in Zwischenräumen, die von einigen Stunden bis selbst einigen Tagen dauern, erhitzt sich das Wasser im Becken zusehends und fängt zuerst an einigen Stellen an aufzukochen und Dampfblasen aufzuwerfen. Später folgen dann unter furchtbarem unterirdischem Donner und Getöse die Ausbrüche, das heiße Wasser wird in garbenartigen, nach oben sich erweiternden und schirmartig sich ausbreitenden Säulen in die Luft geschleudert. Diese, von dichten Dampfwolken umgebenen, 10 Fuß dicken Wassersäulen von gewöhnlich bis 90, in einzelnen Fällen selbst bis 150 Fuß Höhe gewähren einen Anblick von solcher Pracht und Erhabenheit, wie sie keine Feder würdig schildern kann, und es ist nur natürlich, daß man diese Quellen unter die ersten Wunder des Erdbodens rechnet. Nach einigen solchen Ausbrüchen ist das ganze Becken entleert und selbst der Schacht ohne Wasser, das hierauf allmälig langsam wieder steigt, bis zuletzt das ganze Becken angefüllt ist, welches nun in diesem Zustande so lange bleibt, bis neue Ausbrüche alles Wasser wieder hinausschleudern. Es kann nicht bezweifelt werden, daß es dieselbe Kraft ist, welche in diesen Quellen, die man daher Wasservulcane zu nennen wohl berechtigt ist, die Ausbrüche siedenden Wassers erzeugt, und die aus den Feuerbergen die Ströme geschmolzener Lava hervortreibt. Der Wasserdampf wird im Innern durch das in das Becken getretene, allmälig sich abkühlende Wasser zurückgehalten, sammelt sich in der Tiefe und erreicht endlich einen so hohen Grad der Spannung, daß er im Stande ist, die ihm im Wege stehenden Wassersäulen in die Luft zu schleudern.

Kaum weniger merkwürdig ist aber die Localität im Innern der Insel, welche die Isländer Xwerawellir (die Ebene der heißen Quellen) nennen. In einem breiten Thale, dessen sumpfiger Boden der von den Quellen abgesetzte Kieselsinter an den meisten Stellen an der Oberfläche gehärtet hat, sind viele heiße Quellen, zum Theil aufkochende, zum Theil auch springende Geysir. In der Mitte des Thals liegt ein sehr merkwürdiger, 4 Fuß hoher Hügel, Auskhollin (der brüllende Berg), an dessen Westseite sich eine Oeffnung befindet, aus der unter dem furchtbarsten Getöse beständig ein Strom von reinem Wasserdampf mit solcher Heftigkeit hervordringt, daß hineingeworfene Steine unmittelbar bis zu bedeutender Höhe emporgeschleudert werden, also ein Wasserdampfvulcan. Alle Oeffnungen dieses Thals, denen heißes Wasser und Dämpfe entströmen, stehen augenscheinlich unter sich in Verbindung; denn die Ausbrüche der Quellen erfolgen gewöhnlich in bestimmter Reihefolge, und zwar so, daß ein besonders starker Ausbruch des Auskhollin den übrigen Quellen gleichsam das Signal giebt, ihr Wasser in die Luft zu schleudern.

In einem Lande, wo die Mitteltemperatur der Luft eine so geringe ist, sind natürlich alle höheren Theile, die Berge bis weit herab mit nie schmelzendem Schnee und Eis bedeckt; die Schneelinie liegt im südlichen Island noch nicht 3000 Fuß hoch, im nördlichen viel niedriger. Da nun

eine große Zahl von Bergspitzen diese Höhe übersteigt, so finden sich allenthalben mehr oder weniger ausgedehnte Eis- und Schneemassen, deren blendende Weiße einen scharfen Gegensatz zu den dunklen Lavafelsen der unteren Abhänge bildet; man rechnet, daß nicht weniger als der siebente Theil des Landes unter ewigem Eis und Schnee begraben liegt. Die Isländer nennen die Schneeberge Jöklar. Die größte Masse derselben bildet der Gebirgsdistrict Klofajökul an der Ostküste, ein Landstrich von 22 deutschen Meilen Länge und von 60 Meilen Umfang voller Berge von 4000 bis 5000 Fuß Höhe, der fast ganz und gar mit Schnee und Eis bedeckt ist. Diese Schneemassen bestehen übrigens aus demselben körnigen, halb in Eis verwandelten Schnee, den die Schweizer Firn nennen; unter ihnen finden sich nach den Rändern zu gewaltige Gletscher, die in jeder Beziehung mit denen der Alpen und Norwegens übereinstimmen. Lange vorher, ehe man im mittlern Europa nur Gletscher und Firnfelder unterscheiden gelernt hatte, war man in Island von der Natur der ersten wohl unterrichtet und hatte sogar ihre Bewegung, ihr periodisches Vor- und Rückschreiten beobachtet; denn die Eingeborenen bezeichneten die eigentlichen Gletscher mit dem Namen Skridjöklar (bewegliche Eismassen). Diesen Gletschern entströmen an ihren Ausgängen Flüsse, deren Ursprung das trübe, weißlich gefärbte Wasser auf den ersten Blick kenntlich macht, und die durch ihre Breite und die Heftigkeit der Strömung für die Reisenden im Küstenlande das bedeutendste und gefährlichste Hinderniß bilden. Der merkwürdigste unter allen Gletschern des Landes ist der Breidamarkjökul, dessen gegen 400 Fuß hoher, meist mit schwarzem Sande bedeckter Eisstrom jetzt in einer Breite von 3 deutschen Meilen aus einem Gebirgsthal des Klofajökul 4 Meilen weit in die ebene Ostküste vorgedrungen ist und sich unter unaufhörlichem Vorwärts- und Rückwärtsschreiten der Küste des Meeres genähert hat, von der er gewöhnlich nur eine Viertelmeile entfernt bleibt. Aus ihm entströmt in mehreren Armen ein Fluß, der zu Zeiten, namentlich wenn der Gletscher im Vorschreiten begriffen ist, wenig oder kein Wasser hat. Man sollte fast glauben, daß sich tiefer im Innern das durch das Schmelzen des Schnees erzeugte Wasser in solchen Massen ansammelt, daß es endlich im Stande ist, die gewaltige Eismasse in die Höhe zu heben und auf seinen Wogen langsam fortzuschieben, bis es zuletzt das Eis nach vorn zu immer mehr zernagt und sich endlich am Ende des Gletschers einen Ausweg in das bis dahin fast trockene Bett des Flusses bahnt, in welchem es sich dann mit einer so wüthenden Heftigkeit, große Massen des Eises mit sich fortreißend, in das Meer stürzt, daß in solchen Zeiten alle Verbindung zwischen der Ost- und Südküste des Landes aufgehoben ist. Aehnlich wie dieser, wenn auch nicht im gleichen Grade, sind alle Gletscherströme des Landes von einer Größe, Tiefe und Heftigkeit, wie sich das in anderen Hochgebirgen selten findet; es liegt nahe, den Grund dafür in den Einflüssen zu suchen, welche die vulcanische Hitze des Innern des Erdbodens hier auf das raschere und stärkere Schmelzen des Schnees ausüben muß.

Es stehen diese Erscheinungen in einem engen Zusammenhange mit dem Klima Islands, von dem seine Bewohnbarkeit zum größten Theil abhängt. Daß es verhältnißmäßig milde genannt werden muß, folgt bereits aus dem, was über die Höhe der Schneelinie gesagt ist, und diese wird um so auffallender erscheinen, wenn man damit das ganz nahe im Westen liegende Grönland vergleicht, in welchem das ganze Innere, Berge wie Thäler, mit Schnee und Eis bedeckt und nur der unmittelbare Küstensaum bewohnt ist, während doch in Island jeden Sommer der größte Theil der Insel von Schnee entblößt wird. Genaue Messungen haben aber ergeben, daß die Winter im südlichen Theile des Landes hinsichts der Kälte sich von denen im nördlichen Deutschland nicht erheblich unterscheiden (die Mitteltemperatur des Winters beträgt in Reykjavik etwa — 3, in Königsberg — 3,25, in Danzig etwa — 2°); allein sie dauern bei der nördlichen Lage natürlich viel länger, und namentlich sind die Sommer kürzer und viel kühler als in Norddeutschland (die Durchschnittstemperatur des Sommers ist in Reykjavik fast 10, in Königsberg und Danzig 16°); die Folge ist, daß die Mitteltemperatur des ganzen Jahres in Island natürlich viel geringer ist (in Reykjavik 3, in Königsberg und Danzig gegen 6,5°). Und doch muß das Klima Islands hiernach für milde gelten, wenn man erwägt, daß der Nordpolarkreis die nördlichste Spitze des Landes durchschneidet. Einestheils kann das allerdings wohl mit dem großen vulcanischen Herde zusammenhängen, der sich unter dem Boden der Insel ausbreitet und auf ihr Klima gewissermaßen wie ein kolossaler Ofen wirkt; wenn man jedoch bedenkt, daß den angestellten Beobachtungen zufolge zwischen den Küsten des nördlichen und südlichen Theiles des Landes ein Unterschied in der Temperatur von 3 Grad besteht (Eyafjord, nur zwei und einen halben Grad nördlich von Reykjavik, hat eine Mitteltemperatur von 0,2, für den Winter aber — 6,2, für den Sommer nur 7,7°), so ergiebt sich, daß andererseits noch ein anderer Grund vorhanden sein muß, der diese verhältnißmäßige Milde des Klimas, namentlich in den südlichen Theilen, erklärt. Augenscheinlich ist dies die Lage Islands an der Grenze zwischen zwei in ihren klimatischen Verhältnissen so verschiedenen Zonen, wie die atlantische und die nördliche Polarzone sind; vor Allem aber wirkt auf die Erwärmung der Südküste der Golfstrom, der dieselbe, von Südwest kommend, bespült und sich im Osten der Insel nach Norden längs der Küsten des europäischen Continents bis Spitzbergen und Nowaja Semlja erstreckt. Diesem sind auch die Baumstämme und Früchte des tropischen Amerika zuzuschreiben, welche nicht eben selten an der Südküste angetrieben werden, wie auch das erwärmte Wasser dieser Strömung dem südlichen Island die großen Massen schöner Fische zuführt, welche diese Theile der isländischen Meere zum Hauptsitz und Mittelpunkt der Fischerei gemacht haben. Dagegen führt die Polarströmung von Norden her das kalte Wasser an die Nord- und Westküste, längs der sie in den Atlantischen Ocean eintritt, und sie bewirkt namentlich die große Temperaturverschiedenheit zwischen dem nördlichen und südlichen Theile des Landes. Sie ist es, mit der in jedem Frühjahr, wenn das Eis des Polarmeeres zu schmelzen beginnt, große Massen Treibeis und ganze Eisberge, nicht selten von Eisbären und weißen Polarfüchsen begleitet, in Island ankommen und die Meerbusen der Nordküste anfüllen, wo sie strenge Kälte verbreiten, bis sie erst allmälig und im Laufe des Sommers durch die Wärme der Sonne und des Wassers des Atlantischen Oceans aufgelöst werden. Wenn diese Eismassen des Polaroceans, deren Anblick den norwegischen Seekönig Floki bewog, dem Lande seinen jetzigen Namen Island beizulegen, sich an der Nordküste längere Zeit bis in den Sommer hinein erhalten, so wirken sie, da sie den Graswuchs zurückhalten, auf die Ernährung der Herden sehr nachtheilig ein; wenn sie aber, wie es einige Mal geschehen ist, den ganzen Sommer über liegen bleiben, ohne zu schmelzen, so vernichten sie die Vegetation fast ganz und erzeugen Noth, Elend und Seuchen unter der Küstenbevölkerung. Zum Ersatz dafür bringt dieselbe Polarströmung große Massen von Treibholz an die Küsten, das bloß aus Nadelholzstämmen (meistens Lärchen) besteht und unzweifelhaft aus den Wäldern Sibiriens und des nördlichen Amerikas stammt;

dies Treibholz ist für die Isländer von solcher Wichtigkeit, daß deshalb die wüsten Strande der Nordküste den einzelnen Kirchspielen als Eigenthum zugetheilt sind, um das auf ihnen angespülte Holz, das aber niemals zum Brennen, nur zum Bauen und zur Verfertigung von Geräthen dient, zu sammeln.

Diese klimatischen Eigenthümlichkeiten sind auch nicht ohne Einfluß auf die Vegetation Islands und dadurch auf das Gedeihen seiner Bewohner. Sicher muß es der verhältnißmäßigen Milde des Klimas zugeschrieben werden, daß das Land viel mehr Pflanzenarten (zusammen gegen 500) enthält als das ihm so nahe liegende Grönland; damit scheint aber die gewöhnliche Behauptung, es gebe in der Insel keine Wälder, in auffallendem Widerspruche zu stehen. Genau genommen ist sie auch nicht richtig, denn es giebt allerdings hier und da größere Gebüsche und kleine Wäldchen, vorzugsweise von Birken, neben denen sich noch einzelne Weiden und Ebereschen finden; aber diese Bäume wachsen immer mehr strauchig und erheben sich nie höher als 15 Fuß über den Erdboden; dazu sind die Wälder an Zahl so gering, daß auf einer in neuerer Zeit von der dänischen Regierung publicirten Karte der Insel alle sorgfältig einzeln bezeichnet sich finden. Nach wohl verbürgten Angaben älterer Schriftsteller hat es in früheren Zeiten viel mehr und ausgedehntere Wälder von Birken, Eichen und anderen Bäumen gegeben, die aber später zum Theil durch verheerende vulcanische Ausbrüche, allein noch viel mehr durch die sorglose und verschwenderische Behandlung der Einwohner großentheils zerstört sind; wenn jetzt aber die Bäume nicht sich wieder verbreiten und zu bedeutenderer Höhe anwachsen, so scheint der Grund an den großen Schneemassen zu liegen, die in jedem Winter den Boden bedecken. In vorhistorischen Zeiten müssen, nach den großen Lagern von alten in Braunkohlen verwandelten Stämmen (Surturbrand der Isländer) zu schließen, die sich an vielen Stellen der Insel zwischen vulcanischen Felsschichten eingelagert finden, die Wälder sehr bedeutend gewesen sein und, wie das auch in Grönland und anderen Polarländern der Fall gewesen ist, aus ganz anderen Arten bestanden haben wie jetzt, wo sie eigentlich bloß aus Birken zusammengesetzt sind. Das einzige Nadelholz Islands ist der in ganz Nordeuropa verbreitete Wachholder.

Fast ebenso auffallend erscheint es auf den ersten Blick, daß die Isländer keinen Ackerbau treiben, allein die Gründe dafür sind leicht zu verstehen. In früheren Jahrhunderten und auf Betrieb der dänischen Regierung noch in den neueren Zeiten haben sie es öfter und längere Zeit hindurch versucht, aber dabei gefunden, daß, wenn auch das Korn im Winter nicht erfriert, es doch bei der Kürze und Kühle der Sommer nicht reifen kann; sie pflegten sich daher wohl damit zu helfen, daß sie die unreifen Aehren abschnitten und die weichen Körner langsam über dem Feuer trockneten. Jetzt ist allenthalben und mit Recht jeder Versuch des Landbaues aufgegeben; man begnügt sich damit, einige Gemüse in beschränkter Weise in Gärten zu ziehen; dagegen sammelt man die Samen der auch im nördlichen Europa unter dem Namen des Strandhafers bekannten Grasart und zerreibt und verbäckt sie, unter das vom Auslande eingeführte Mehl gemischt. Die Vegetation hat übrigens einen durchaus europäischen Charakter; sechs Siebentel aller Pflanzen hat die Insel mit der Flora von Großbritannien gemein. Nahe den Küsten und in den an sie stoßenden Ebenen findet man die allenthalben in den Ufergegenden des nördlichen Atlantischen Oceans verbreiteten Pflanzen, dagegen tritt auch schon in den tieferen Gegenden, noch mehr aber, je höher man steigt, eine Pflanzenwelt auf, die lebhaft an die der Alpen und des skandinavischen Hochgebirges erinnert, wie es sich aus den Eigenthümlichkeiten des isländischen Klimas und seiner Feuchtigkeit leicht erklärt. In enger Verbindung damit steht, daß das ganze Leben der Isländer wie das der Bewohner der europäischen Hochgebirge auf der Viehzucht begründet ist, und da das Land ursprünglich (bis auf einige Nagethiere) keine Mammalien hatte — denn Rennthiere sind erst vor 100 Jahren auf Veranlassung der dänischen Regierung eingeführt und gedeihen in den Bergen gut, ohne daß die Eingeborenen einigen Nutzen von ihnen ziehen —, so sind die europäischen Hausthiere übergesiedelt und jetzt in großen Herden verbreitet (man zählt gegen 800,000 Schafe, über 30,000 Stück Rindvieh und besonders viele Pferde), und die Grundlage für das Gedeihen und Bestehen des interessanten Volkes geworden, welches die Insel bewohnt.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Brasilien.

In Brasilien will man wieder einen Versuch mit der Civilisirung einiger Indianerstämme machen; diesmal am Flusse Araguaya in der Binnenprovinz Goyaz. Der Plan ist von dem oftmals im „Globus" erwähnten Ingenieur Couto de Magalhaes entworfen worden, und derselbe wird auch die Ausführung beaufsichtigen. Zunächst sollen 50 junge Indianer in die „Isabellenschule" aufgenommen werden; Gegenstände des Unterrichts sind Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik. Sobald sie darin einen Lehrgang durchgemacht haben, sollen sie Handwerke lernen und namentlich zu Schmieden und Zimmerleuten in die Lehre gegeben, damit sie gute Schiffbauer werden. Andere sollen den Ackerbau lernen und zweckmäßige Geräthe erhalten. Die Anstalt wird von zwei Kapuzinern geleitet, von zehn Soldaten bewacht, erhält auch einen Arzt und mehrere Handwerker. — Das Unternehmen ist gewiß löblich und macht der brasilianischen Regierung Ehre; ob jedoch der Plan gelingt, ist eine andere Frage. Bisher sind die Versuche, Horden von Waldindianern für ein seßhaftes und arbeitsames Leben zu gewinnen, fast allemal fehlgeschlagen; selbst die Jesuiten, welche ein anthropologisches Verständniß für die Eigenartigkeit jener südamerikanischen Eingeborenen hatten, mußten sich viele Jahre lang abmühen und patriarchalischen Zwang anwenden, um einigermaßen Resultate zu erreichen. In den Missionen bei den Guaranis hatten sie anderthalb Jahrhunderte lang gearbeitet, um die Waldindianer zu zähmen; als sie aber aus Südamerika vertrieben wurden, gingen die braunen Leute wieder in den Wald, und alle jene Missionen am Parana wurden Ruinen, bevor zehn Jahre verflossen waren. —

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß in den nächsten Jahren die Negersklaverei in Brasilien ihr Ende erreicht. Ueber die Sache selbst sind alle Parteien einverstanden, über das Verfahren bei der Emancipation, die man verständiger Weise, gewarnt durch die Mißgriffe der Engländer und Nordamerikaner, stufenweise durchführen will, sucht man jetzt eine Verständigung, die nur auf dem Wege eines Compromisses gefunden werden kann. Leider hat sich die „British and foreign Anti-

slavery Society" in London, welche durch ihren Mangel an anthropologischem Verständniß und ihrem unbedachten, aufdringlichen Eifer schon so viel Unheil angerichtet hat, auch in jene Angelegenheit gemischt; man wird aber hoffentlich in Rio de Janeiro diesen Pseudophilanthropen den Rücken kehren. Man ist bereits darüber einig, daß das Emancipationsgesetz, sobald ein solches in Kraft tritt, alle Kinder, welche vom Tage des Erlasses an geboren werden, für frei erklärt. Inzwischen werden immer mehr Sklaven von ihren Herren unentgeltlich freigelassen, namentlich von kleineren Grundbesitzern. Viele große Fazendeiros geben Frauen und Kinder frei, dann auch solche Sklaven, die sich durch gutes Betragen empfohlen haben; diese werden freie Lohnarbeiter. Seit nun 22 Jahren sind keine Neger mehr aus Afrika in Brasilien eingeführt worden.

Schifffahrt und Verkehr auf dem Amazonenstrome. Seit 1853 wird derselbe mit Dampfern befahren; im nächsten Jahre zahlte die Compagnie, welche das Privilegium und eine Subvention erhalten hatte, eine Dividende von 4 Procent, im Jahre 1861 schon 14 und 1869 schon 30 Procent; außerdem hat sie einen beträchtlichen Reservefond. Am 7. September 1867 wurde der Strom für alle Handelsflaggen eröffnet. — Mündungshafen für das ganze Amazonasgebiet ist bekanntlich die Stadt Para oder Belem, wie sie amtlich heißt. Von dort gingen nach Europa und Nordamerika im Jahre 1868 Schiffe mit 104,521 Tonnen, im folgenden Jahre mit 113,853 Tonnen Trächtigkeit. Von den letzteren kamen auf die brasilianische Flagge 23,356 Tonnen, auf die englische 24,673, amerikanische 53,488, französische 3969, portugiesische 6363, deutsche 1471, dänische 198, holländische 149, norwegische 184 Tonnen. Für Stromschifffahrt hat die brasilianische Schifffahrtscompagnie bis jetzt noch thatsächlich ein Monopol, weil sie von der Regierung Subvention erhält. Sie hat drei Linien: eine von Para nach Manaos (d. h. Barra do Rio Negro), zweimal monatlich; Dauer der Fahrt 12 bis 13 Tage; — eine von Manaos nach Tabatinga an der peruanischen Grenze; einmal im Monat, 14 Tage Fahrt; — von Para nach Cameta an der Mündung des Tocantins; alle 14 Tage, Fahrt 48 Stunden. Dazu kommen die sogenannten Provinziallinien von Para nach Chaves, Tapera, Soure und Obidos. Die Subventionen von Seiten der kaiserlichen und der Provinzialregierung beliefen sich 1869 auf 853 Contos, d. h. 853,000 Gulden (zu 20 Silbergroschen), welche etwa den Milreis entsprechen; die Einnahmen aus allen anderen Quellen 2,718,000 Gulden. —

Hauptausfuhrartikel ist Kautschuk. Der Export betrug 1860 erst 34,172 Arrobas (32 Pfund), 1867 schon 334,041 und 1868 stieg er auf 381,877 Arrobas. — Cacao, 1860 erst 47,533 und 1868 schon 199,568, in 1869 dagegen 163,823 Arrobas. Der gesammte officielle Werth der Ausfuhren des Amazonenstromes stellte sich 1860 auf 6,666,000, dagegen 1869 auf 12,870,000 Gulden. Der Verkehr hat sich binnen zehn Jahren verdoppelt.

Vom Jahre 1871 an wird der obere Parahyba zwischen Jacarahy und dem Hafenplatze Caxoeira in der Provinz San Paulo mit Dampfern befahren.

Der Zuckerverbrauch in Brasilien wird von einigen Statistikern für den Kopf auf 60, von anderen gar auf 90 Pfund veranschlagt; — der Verbrauch von Kaffee in den Provinzen, wo er gebaut wird, auf 16 Pfund.

Während die Provinzen Pernambuco und San Paulo eine sehr gute Uplandbaumwolle produciren, ist der Anbau mit der Sea Island in der Provinz Espirito Santo gelungen. In derselben hat ein reicher Deutscher, der Pflanzer Karl Günther, auf seiner Plantage am Rio doce eine beträchtliche Anzahl von Europäern als Colonisten angesiedelt. Er giebt Grund und Boden unter denselben Bedingungen, wie ihn die Einwanderer in Canada erhalten, und das Klima wird als gesund geschildert. Günther baute früher nur Zucker, jetzt aber auch Baumwolle. Die Provinz liegt zwischen jenen von Bahia und Rio de Janeiro und wird durch die vom Atlantischen Ocean kommenden Winde erfrischt.

In der Provinz Ceara hat ein Geistlicher Versuche mit dem Anbau des Weizens gemacht, die vortrefflich gelungen sind; ein Gleiches ist der Fall in der Provinz Rio de Janeiro.

In der großen Binnenprovinz Matto grosso, die noch sehr spärlich bevölkert ist, sind die Leute weit und breit in großer Aufregung wegen eines angeblich beispiellos ergiebigen Goldlagers. Einer der Hausirer, welche sich bis in die Tiefe des Waldes wagen, hat von den Mundurucus und den Apiaca-Indianern erfahren, daß in der Quellgegend des Arinos, zwischen den Provinzen Matto grosso und Para, das Gold liege. Man müsse, um dorthin zu gelangen, den Peixe (sprich: Peïsche), einen Nebenfluß des Arinos, hinauffahren bis zu dessen Fall an der Serra. Dort läßt man den Nachen liegen, wandert sechs Tage lang durch den Wald, kommt dann auf eine Grasfläche und weiter, nach zwei Tagen, an einen Fluß, dessen Wasser sehr kalt und dessen Bett voll Gold ist („fast ganz aus Gold besteht", wie die Eingeborenen sagten). Als man sie fragte, weshalb sie von dort kein Gold mitgebracht hätten, entgegneten sie, das würde ihnen eine Pestilenz zugezogen haben; man bekomme schon das Fieber, wenn man nur über den kalten Fluß gehe! — Von Cuyaba und anderen Ortschaften sind im September Schaaren von Abenteurern aufgebrochen, um ihr Glück zu versuchen. Wir wollen hier beifügen, daß jüngst auch in der Sierra de Cordova in Argentinien Gold gefunden worden ist.

Propaganda der Mohammedaner in Rußland.

Die „Moskauer Zeitung" bringt darüber einige Notizen. Der Generalgouverneur von Orenburg, General Kryschanowsky, hat die Aufmerksamkeit der Regierung auf die „Religionsfragen" gelenkt. Die Bevölkerung des Orenburgischen Gebietes ist bekanntlich in confessioneller Hinsicht eine getheilte, indem auf 1,200,000 griechisch-katholische Christen 1,800,000 Mohammedaner kommen. Wenn man die Lage der beiden Religionsbekenntnisse, einer bloß geduldeten Religion und der herrschenden Kirche, mit einander vergleicht, so finden wir ein Uebergewicht und Vortheile auf Seiten des Islam. Während dieser geistige und materielle Kräfte zu einer erfolgreichen Propaganda findet, sieht sich die griechisch-katholische Kirche nicht im Stande, diejenigen seiner Glieder festzuhalten, welche sich ihr schon seit langer Zeit angeschlossen haben. In den zum griechischen Glauben übergetretenen Kirchspielen wird in letzter Zeit eine starke, dem Islam zuneigende Reaction wahrgenommen, und die Schuld daran tragen keineswegs die Eingepfarrten. Ihre Lage in geistlicher Hinsicht war eine äußerst traurige; sie wurden gleichsam ganz bei Seite geworfen und entbehrten jeglicher religiöser Aufsicht. In vielen Kirchspielen wuchsen die neuen Christen wegen Mangels an griechisch-katholischen Kirchen ungetauft heran, gingen Ehen ein, ohne getraut zu werden, und starben ohne Buße, ohne Beichte und Communion gekannt zu haben. — In den Nachrichten über die Kasaner Eparchie ist ein Bericht enthalten über den religiösen Zustand der bis zum Jahre 1869 neugetauften Tataren, aus dem hervorgeht, daß im verflossenen Jahre 416 Seelen beiderlei Geschlechts zum Mohammedanismus zurückgekehrt sind. Den unermüdlichen Anstrengungen der Geistlichkeit und den energischen Maßregeln der Regierung gegen die „Agitatoren" gelang es, ungefähr die Hälfte der Abtrünnigen in den Schooß der christlichen Kirche zurückzuführen; die Uebrigen beharren bei ihrem Entschluß, Mohammedaner zu bleiben.

Der Körperbau der Italiener.

P. Die italienische „Nation" entstand aus einem recht bunten Völkergemisch. Spuren dieser Mischung geben sich dem schärfern Beobachter überall kund; doch mögen auch hier und da so manche recht deutlich hervortretende provincielle Eigenthümlichkeiten gleichsam autochthon oder auch erst mit der Zeit erworben sein; denn nicht alle Verschiedenheiten der Römer im Körper-

bau, sowie in Sitten und Gebräuchen lassen sich auf eine Uebertragung von außen her zurückführen. — Die ethnographischen Merkmale der hauptsächlichsten Volksstämme Italiens hat vor Allem der Arzt und Anthropolog Dr. Lombroso studirt. Nach seiner Beobachtung beträgt das durchschnittliche Gewicht eines Venetianers mehr als das eines Toscaners; das geringste Körpergewicht von allen Volksstämmen haben Neapolitaner und Lombarden. Dabei stieß Lombroso auf die wunderbare Erscheinung, daß verhältnißmäßig die kleinen Staturen mehr wiegen als die großen. Die größten Staturen erreichten in Italien die Neapolitaner und Venetianer, am kleinsten wurden die Sarden und Calabresen befunden. Wo die Menschen am kleinsten sind, sind auch die Ochsen, Esel und Pferde kleiner als anderswo, „natürlich," setzt Lombroso hinzu, „ohne einen gemeinschaftlichen Ursprung mit ihrem stolzen Herrn zu haben." Die großen Centralpunkte, fährt er fort, tragen dazu bei, die menschliche Statur zu erhöhen, die Städter seien immer größer als die Bauern. Was die Farbe der Haare beträfe, so seien die blonden Haare am häufigsten in Venetien, in Ligurien und der Lombardei; weniger im Neapolitanischen, in der Romagna, in Sardinien und in Calabrien. Hierauf habe das Klima (?!!!) großen Einfluß; das nordische mache blond, das südliche brünett, aber die Race kämpfte und häufig siegreich dagegen, wie z. B., wenn ein Sicilianer durch weniges, aber kräftiges, griechisches und normännisches Blut blond werde. Auffallend sei ferner, daß die Calabresen vorwaltend lange Arme haben, die Venetianer hingegen lange Beine. In dieser Beziehung also näherten sich die ersteren mehr als die übrigen den Affen (!). In Bezug auf das Gehirn will Lombroso auf Grund seiner an 2000 Schädeln lebender Individuen angestellten Untersuchungen beobachtet haben, daß die größte Capacität des Gehirns vor Allem in Toscana zu finden sei, darauf in Piemont, in Venetien und Ligurien, am wenigsten in Sicilien und Sardinien. Die Verschiedenheit des Durchmessers sei auffallend, nicht bloß von Provinz zu Provinz, sondern auch von Ort zu Ort in derselben Provinz. Die breitesten und höchsten Stirnen seien in Toscana, das Gegentheil finde man in Calabrien. — Da Lombroso seit vorigem Jahre, wo er diese Mittheilungen auf dem internationalen medicinischen Congresse zu Florenz machte, einen Widerspruch noch nicht erfuhr, so scheint seine Charakteristik des physischen Baues der Italiener das Richtige getroffen zu haben.

Streifzüge des Schiffslieutenants Musters in Patagonien.

Ueber den südlichen Theil Patagoniens haben wir bisher nur dürftige Nachrichten gehabt, weil von der Magellans-Straße nach Norden hin noch kein Europäer vorgedrungen war. Die Lücke wird nun durch Musters ausgefüllt. Derselbe gab jüngst in der Londoner geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine merkwürdigen Wanderungen, die sich nach Norden hin bis an die Grenze Argentiniens erstreckten. Chile besitzt an der Magellans-Straße die Sträflingsniederlassung Punta Arenas. Dort landete Musters am 15. April 1869, und der Gouverneur gestattete ihm, sich einer Abtheilung Soldaten anzuschließen, welche an der Mündung des Santa Cruz einige flüchtig gewordenen Verbrecher wieder einfangen sollte. Hier machte Musters Bekanntschaft mit dem Kaziken Orkeke und mit diesem zog er gen Norden hin bis zum Rio Negro, erlernte die Sprache des Stammes, machte sich mit den Sitten und Gebräuchen der Wilden vertraut und begleitete sie auf ihren Jagdzügen. Auf diesen erlegen sie Guanacos, Strauße und auch den Puma, diesen ungemähnten sogenannten Löwen, dessen Fleisch genossen wird. Der Winter, welcher dort bekanntlich in unsere Sommermonate fällt, war streng, die Flüsse waren mit Eis bedeckt, der Schnee lag tief, und der eigentliche Wanderzug konnte deshalb nicht vor dem 12. August beginnen. Die Patagonier zogen anfangs in westlicher Richtung bis an den Fuß der Cordillere; dieser entlang gingen sie etwa 700 Miles weit bis an die Quellgewässer des Rio Negro; dabei machten sie nur einen kurzen Umweg über den Fluß Limay in der Cordillere, da, wo dieselbe gerade östlich von Valdivia liegt. Musters schildert die Ströme, welche überschritten wurden, die Beschaffenheit der verschiedenen Gegenden und ihre Erzeugnisse; dann auch die Art und Weise der Kriegführung zwischen den verschiedenen Stämmen. Seinen Beobachtungen zufolge ist der Patagonier, wenn man ihn nicht reizt oder beleidigt, gutmüthig und umgänglich; Frau und Kind behandelt er zärtlich und mit Nachsicht. Den Frauen ist Alles überlassen, was in den Zelten zu besorgen ist; diese bestehen aus Stangen, über welche Guanacohäute gehangen werden. Die Wanderungen, welche oft monatelang dauern, werden alle mit Rücksicht auf die Jagd unternommen; man zieht dorthin, wo man ergiebige Beute zu machen hofft. An jedem Morgen stellt der Kazike die Tagesordnung fest, und das geschieht allemal vermittelst einer wohlgesetzten Rede. Sobald die Jagd beginnt, breiten sich die Männer über einen weiten Raum aus und bilden auf der Ebene einen Halbmond, der sich fortbewegt und im Kreise schließt, so daß das Wild umringt ist. Die Patagonier sind immer zu Pferde; anfangs wurden gewöhnlich drei bis vier Tagemärsche hintereinander gemacht, die aber nur höchstens drei deutsche Meilen lang waren; sobald man an eine gute Jagdgegend kam oder auf einen üppigen Weideplatz, dann wurde tagelang gerastet. — Musters ist länger als ein Jahr unter den Patagoniern geblieben, hat ihr Land von Osten nach Westen durchzogen, ist im Mai 1870 von Westen nach Osten gegangen und hat am 21. Mai die argentinische Niederlassung Patagones an der Mündung des Rio Negro erreicht. Die Horde, mit welcher er zog, hatte sich dermaßen an ihn gewöhnt, daß sie ihn als einen der Ihrigen betrachtete. Das Klima ist nach Norden hin bis zum 40. Grade südlicher Breite kalt und unfreundlich, selbst mitten im Sommer fällt Schnee, und in den wärmsten Monaten stieg der Thermometer nicht über 65 Grad Fahrenheit.

* * *

— Eine neue Forschungsexpedition zur Untersuchung der Landenge von Darien ist am 1. December 1870 von Neuyork abgegangen, ein Dampfer „Guard"; zwei andere Dampfer, „Nipsik" und „Saginaw", sind nach der Südsee beordert worden; die „Guard" bleibt auf der atlantischen Seite. Auch diese Expedition zur Auffindung einer für die Anlage eines Canals geeigneten Strecke wird, gleich der frühern, vom Commodore Selfridge befehligt.

— Goldentdeckung an der Magellans-Straße. Während aus der Sierra de Cordova in Argentinien auch mit der neuesten Post wieder Nachrichten von neuen Goldfunden nach Europa gelangten, sind „Nuggets" von der Magellans-Straße nach Buenos Ayres gebracht worden. Ein Schotte, Malcolm, meldet, daß das edle Metall dort in Menge vorhanden sei; die Folge wird zeigen, ob das richtig ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: ARCHIVIO PAR L'ANTROPOLOGIA E LA ETNOLOGIA.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1871.

Der Stamm der Todas in den Nilgherris und seine Gebräuche.

Ostindien bietet eine so bunte ethnographische Musterkarte dar, wie kein anderes Land von gleichem Flächeninhalt. Wir finden dort ein Gemisch von Neben- und Durcheinander von verschiedenen Racen, Völkern, Stämmen, Religionen und Sprachen, eine merkwürdige Zerklüftung und die schroffsten Gegensätze. Diese Völker sind ohne Zusammenhang unter sich, viele wissen gar nichts vom Dasein der übrigen; sie haben gar keine Gemeinschaft. Der Malabare oder der Singhalese weiß nicht, daß am Brahmaputra Abors und Mischmis wohnen, und der Mann aus dem Pendschab, an den Grenzen Afghanistans, weiß nichts von den Stämmen im südlichen Dekhan, welche er nicht einmal dem Namen nach kennt. Für die Völkerkunde ist die ganze Region im Süden des Himalaya geradezu classischer Boden, welcher unserer Wissenschaft ununterbrochen neue und werthvolle Ausbeute liefert.

Vor dem Jahre 1819 hatte man keine Ahnung davon, daß in dem Nilgherri-Gebirge eingeborene Stämme leben, die unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nehmen. Im südlichen Dekhan erheben sich diese „Blauen Berge“ als eine in sich völlig abgeschlossene Hochlandsmasse, welche vor das Tafelland des Dekhan hingestellt ist, bis zu etwa 8000 Fuß erhebt und auf allen Seiten steil abfällt. Sie ist mit Wald bestanden, und in den unteren Theilen hat sie dichte Dschengeln; in diesem Waldgestrüpp hausen Tiger und Elephanten. Die Bewohner des heißen Tieflandes, zum Beispiel jene in den Ebenen von Koïmbatur, haben nie den Versuch gemacht, bis auf die Höhen vorzudringen, welche ein gemäßigtes Klima haben und wo die Engländer geeignete Punkte für die Gründung von Gesundheitsstationen fanden.

Im Jahre 1821 wurde eine Straße gebaut, welche den Zugang bis zu dem höchsten Punkte ermöglichte. Man machte überraschende Entdeckungen. Bisher völlig unbekannte Stämme wohnten in einer prachtvollen Gegend, auf bewaldeten Hügeln, an Bächen, auf üppigem Weidelande. In den oberen Regionen leben die Todas und die Chotas, weiter abwärts die Irulas und Kurumbas. Die gegenseitige Stellung dieser Völker ist von ganz eigenthümlicher Art, und dazu kommt, daß noch ein fünftes Volk in derselben Gegend lebt; es sind die Badacas oder Badaghas, die von den Engländern gewöhnlich als Burghers bezeichnet werden. Sie sind vor etwa 200 Jahren von Norden her (— wohl aus Maïssur, Mysore —) eingewandert, gehören zu den eigentlichen Hindus, sind aber von hellerer Hautfarbe, schlank und dünn gebaut, haben wenig Bart und tragen einen Turban. Als Viehzüchter haben sie Zebus und Büffel, treiben auch Ackerbau, und manche vermiethen sich als Arbeiter an die Europäer, was kein anderer Gebirgsstamm thut. Sie sind Verehrer des Gottes Siwa; jedes Badaghadorf hat als phallisches Symbol einen Lingam aufgestellt, und ein kleiner, anspruchsloser Tempel fehlt nicht. Die Wittwenverbrennung ist abgeschafft worden. Die Frau thut jetzt nur so, als ob sie sich in die Flammen stürzen wolle; sie wird von ihren Verwandten zurückgeholt; diese ziehen ihr einige Kleider aus, welche auf den Scheiterhaufen geworfen werden.

Man schätzt die Anzahl der Badaghas auf etwa 9000 Köpfe; sie sind Vasallen der viel weniger zahlreichen Todas, von welchen sie, als sie ins Land kamen, Erlaubniß zur Besiedelung einer Bodenstrecke erhielten. Dafür müssen sie, bis auf den heutigen Tag, einen Procentsatz von ihrer Getreide-

ernte abgeben. Sie wurden, weil sie fleißig ihre Aecker bestellen, wohlhabend, sind schüchtern und unkriegerisch, in hohem Grade abergläubisch und gegen die Todas sehr unterwürfig.

Diese Todas sind ohne Zweifel alte Ureingeborene der Nilgherris, von allen Völkern des Unterlandes und den umwohnenden Stämmen wesentlich verschieden. Major W. Roß King*), der drei Jahre lang unter ihnen gelebt und sie aufmerksam beobachtet hat, entwirft folgende Schilderung: Sie sind schlank, kräftig, sehr ebenmäßig gebaut und muskelstark, die Glieder stark behaart; die Brust ist breit, das Gesicht hübsch, sehr regelmäßig, offen. Der schwarze Bart sehr voll, das Hauptlhaar, welches manchmal in der Mitte gescheitelt wird, reichlich. Eine Kopfbedeckung, z. B. ein Turban, ist nicht üblich. Die Hautfarbe ist mehr braun als schwarz, das Jochbein nicht gerade stark vorstehend, die Lippe voll, aber nicht breit, das Auge groß und intelligent, die Nase gebogen. Man ist überrascht, bei einem dunkelfarbigen Volke so Vieles anzutreffen, was man sonst nur bei Weißen findet. Manche Todas haben sogar einen ganz jüdischen Gesichtsausdruck, im Allgemeinen kann man jedoch ihr Antlitz als fast altrömisch bezeichnen**). Ihre stattliche Haltung und das fliegende Gewand lassen sie als classisch erscheinen. Das Kleid, welches der Toda trägt, ist von grobem Baumwollenzeuge, weiß mit rothem Randstreifen; es wird über eine Schulter geworfen und läßt die andere frei. Beim Hüten der Büffel trägt der Hirt eine etwa sechs Fuß lange dünne Gerte; dies ist die einzige Wehr oder Waffe, falls diese Bezeichnung paßt, welche die Todas haben.



Todas in den Nilgherris.

*) The aboriginal tribes of the Nilgiris Hills (Journal of anthropology, Juli 1870, p. 18—51). Wir wollen anführen, daß schon der Missionär Metz vor zwölf Jahren die ersten speciellen Berichte gegeben hat: „Die Volksstämme der Nilagiri, ihr sociales Leben und ihre religiösen Gebräuche. Mit einer Karte. Verlag des Baseler Missionshauses."

**) Das hebt auch Metz hervor: „Sie sind ein schöngebautes, in Bewegungen gewandtes Geschlecht, hellfarbig, mit römischem Gesichtsgepräge, Adlernase, großem, lebhaftem Auge, schwarzem, langlockigem Haar ꝛc." Metz hat die Todas gesehen, Major Roß King hat drei Jahre unter ihnen gelebt; jener erklärt sie für „hellfarbig", dieser sagt: „the complexion is almost black." Wer hat da recht?
A.

Die Frauen sind weniger dunkelfarbig als die Männer; die Haut ist wie Kaffee mit Milch, das Antlitz aber etwas dunkler. Ihr Gesicht zeigt einen recht angenehmen Ausdruck, namentlich bei solchen zwischen 15 und 20 Jahren. Sie haben zumeist über Mittelgröße, sind gut entwickelt und haben kleine Füße und Hände. Unsere Illustration zeigt, daß das Gesicht regelmäßig ist. Das feine, glänzend schwarze Haar hängt in Locken bis auf den Busen herab, und man verwendet auf dasselbe große Sorgfalt; als Pomade dient Ghi, schmalzige Büffelbutter. Sie tragen als Schmuck sehr hübsch gearbeitete Halsbänder von massivem Gold und Silber, welche vom Stamme der Chotas verfertigt werden, außerdem auch große silberne Ohrringe und Bracelets, auch goldene, silberne und messingene Ringe an den Fingern, und zwei große Messingreifen oberhalb der Ellenbogen, manche auch einen Gürtel von Silber oder Messing.

Die Wände einer Todahütte bestehen aus rohen Brettern, deren Fugen man mit Lehm ausfüllt; die Seiten sind nur etwa 3 Fuß hoch und 12 Fuß lang. Diese Wohnung hat einen abgerundeten Giebel; das Dach besteht aus Rohr,



Todas; Frau und Kind.

über welches Gras gelegt wird. Das Ganze ist recht sauber gebaut; Rauchfänge kennt man nicht; ein offener, mit Gras bewachsener Raum vor der Hütte ist mit über einander gelegten Steinen umfriedigt. Gewöhnlich stehen drei bis vier Hütten unweit von einander, und solch eine Gruppe bezeichnet man als Mand. Allemal findet man neben derselben eine abgesonderte Hütte, die von einer niedrigen Mauer umgeben ist. Sie darf unter keiner Bedingung von einem weiblichen Wesen betreten werden, und ist zur Aufbewahrung der Milch bestimmt. Frauenzimmer dürfen keine Büffelkuh melken; wir finden also bei den Todas dasselbe Verbot, wie bei den Kaffern in Südafrika.

Die einzelnen Mands liegen in sehr beträchtlichen Entfernungen von einander, und die Bewohner begeben sich periodisch, der Weide halber, vom einen zum andern. In der trockenen Jahreszeit, die von Anfang Januars bis Ende Aprils dauert, brennen sie das Gras ab; bevor sie aus ihrem Mand fortziehen, machen sie ihre Hütten zu und kümmern sich monatelang nicht mehr um ihre Wohnungen, in welchen keinerlei Geräth zurückbleibt.

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Stamm, dieses eigenartige Volk, heute nicht voll achthundert Köpfe zählt; in früheren Zeiten ist die Ziffer gewiß viel beträchtlicher gewesen. Die Todas rühmen sich, daß sie die ursprünglichen Herren des Bodens und Besitzer der ganzen Nilgherris seien, und diesen Anspruch lassen die anderen Stämme gelten; sie bezahlen jenen einen Jahrestribut. Jede einzelne Todafamilie hat ihren Landbesitz oder District; die auf demselben seßhaften Badaghas sind, wie schon bemerkt wurde, nur als Pächter zu betrachten.

Die Sprache der Todas wirft kein Licht auf ihren Ursprung oder ihre Abstammung; sie ist durchaus eigenartig, hart, hat tiefe Töne, ist schwer auszusprechen und hat keine Schriftzeichen. Sie wird von den übrigen Stämmen des Gebirges, welche doch so häufigen Verkehr mit den Todas unterhalten, nicht verstanden; die letzteren dagegen haben sich so viel von den Sprachen ihrer Nachbaren angeeignet, um sich mit denselben nothdürftig verständigen zu können. Die Todasprache soll Wörter aus dem Sanskrit und dem Tamulischen enthalten und im grammatischen Bau eine beschränkte Aehnlichkeit mit dem letztern aufweisen; im Uebrigen weicht sie aber ganz und gar von jeder andern Sprache ab. Die Annahme einzelner Ausdrücke aus dem Sanskrit und dem Tamulischen erklärt sich aus dem Verkehr und der geographischen Lage von selber.

Der Toda ist intelligent und sinnt nach; von Natur träg, kann er doch nöthigenfalls Anstrengung entwickeln und man darf ihn als tapfer und kühn bezeichnen, obwohl er, wie schon gesagt, keinerlei Waffe kennt. Man hat gesagt, er sei zu faul, um Wild zu erlegen, das in seinem Lande in so großer Menge vorkommt, aber man sollte bedenken, daß er überhaupt gar kein Fleisch genießt. Ackerbaugeräthe hat er nicht, weil er kein Feld bestellt; seinen Bedarf an Getreide erhält er von den Vasallen, und wahrscheinlich ist das Genießen von Getreide bei ihm eine Neuerung, die noch nicht lange her ist. Furcht kennt er nicht, er ist sich seiner Macht bewußt und diese wird von den übrigen Stämmen anerkannt; sie beugen sich vor dem waffenlosen Toda, der nicht einmal eine Vertheidigungswaffe gegen die Tiger, schwarzen Panther, Bären und wilden Hunde anwendet, obwohl die erstgenannten ihm manchen Büffel rauben. Sie wenden sich dann an die Engländer, damit diese bei ihnen die Tiger wegschießen.

Die Büffelherden der Todas bestehen aus größeren und schöneren Thieren, als man sie bei den Stämmen des Unterlandes findet, sie sind aber dem Europäer gegenüber sehr wild und gefährlich, während ein Todaknabe eine ganze Herde mit einer Gerte lenkt. Jedes Mand hat einen mit Steinen eingehägten kreisrunden Platz, Tuil, auf welchem das Vieh über Nacht verweilt, und der von Jahr zu Jahr höher wird, weil man die Excremente nicht entfernt; die Umhägung muß deshalb immer höher gemacht werden, und man legt auf die Steine allerlei Zweige und Dornensträucher. Die Büffel werden, wenn sie Abends zum Dorfe kommen, von jedem Toda achtungsvoll begrüßt; kein Büffel wird geschlachtet; man genießt nur die Milch. Bei den Terraris, den heiligen Stätten, wird eine Anzahl heiliger Büffel gehalten, die niemals gemolken werden. Milch ist die Hauptnahrung; man genießt sie süß und sauer; alle Pflanzenkost, wilde Früchte und Beeren ausgenommen, muß von den Badaghas geliefert werden, insbesondere Erbsen, Gerste, Hirse und andere Samen, welche von den Frauen geworfelt und vermittelst zweier Steine zerrieben werden. Es bleibt auffallend, daß die Todas, welche so große Anhänglichkeit an den Büffel haben, sich mit gar keinem andern Hausthiere befassen und nicht einmal Hunde halten.

Der an Zahl so schwache Stamm zerfällt doch in eine Priester- und in eine Laienclasse; die zur erstern Gehörenden werden als Terralis, die Laien als Chutas bezeichnet. Jene haben eine ähnliche Stellung wie bei den alten Israeliten die Leviten; aus ihnen allein können die Priester gewählt werden, und gesetzlich sollen keine Zwischenheirathen stattfinden. So lange ein Mann Priester ist, darf er nicht heirathen und muß sich vom Verkehr mit Allen fernhalten, die nicht, gleich ihm selber, Priester sind. Um zu dieser Würde zu gelangen, muß der Candidat allerlei Proben bestehen: lange fasten und mehrere Nächte hinter einander ganz nackt und allein im Walde schlafen. Die Oberpriester tragen ein anderes Kleid, als die gewöhnlichen Priester, welche letzteren weniger gefährliche Einweihungsproben zu bestehen haben. Beide sind Viehzüchter, doch kann auch ein Chuta Priester werden, wenn er sich durch vorgeschriebene Proben und Ceremonien „reinigt". Die Priester haben Aufsicht über die heiligen Büffel, opfern ein Kalb, damit die Herden fruchtbar seien, bringen täglich das Milchopfer im Tempel und überwachen die Leichenfeierlichkeiten. Gemeinschaftliche Gottesverehrung ist unbekannt; der einzelne Toda richtet Gebete an ein unsichtbares Wesen, um wieder gesund oder von Krankheit verschont zu bleiben.

Major Roß King fand Gelegenheit, unbemerkt eine Tempelhütte zu besuchen, in welche er auf allen Vieren hineinkriechen mußte. Sie war dunkel und leer, und weiter nichts in ihr zu bemerken, als eine viereckige Metallglocke und ein schwarzer Stein, der etwa doppelt so stark war, wie ein Manuskopf, und welcher im äußersten Winkel allein der Eingangsthür gegenüberstand. Ein Aërolith war er nicht. Schwarze Steine sind bekanntlich schon in den ältesten Zeiten Gegenstand religiöser Verehrung gewesen; so in Mekka, bei den alten Römern und auf den vor der Westküste Schottlands liegenden Inseln, wo ihnen, wie bei den Todas, Milch geopfert wurde. Auch Glöckchen und Schellen haben geheimnißvolle Gewalt über böse Geister; so bei den Schamanen, im alten Britannien 2c.

Die Todas glauben an einen höchsten, unsichtbaren Geist und an einen Zustand nach dem irdischen Leben, an ein Paradies mit vielen Büffeln und Ueberfluß an Milch. Verehrt, aber nicht angebetet, werden auch Hügel, Wälder und die aufgehende Sonne; und aus Achtung vor dem Lichte wird eine Art Andacht verrichtet, wenn man Abends die Lampe anzündet. Aehnliches war noch bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts in Schottland und Irland gebräuchlich. Als „Götzendiener" kann man die Todas nicht bezeichnen; ihre Steine und dergleichen sind nur Symbole, gleichsam Vertreter einer unsichtbaren Macht.

Auf den Hügeln der Todas findet man viele Dolmen und Steinkreise. Manche Cromlechs sind, zum Mißvergnügen der Gebirgsstämme, näher untersucht worden. Man fand dort Thongefäße und in denselben schwarze Erde, verkohlte oder angebrannte Bruchstücke von Menschenknochen, ganz roh gearbeitete Thonfiguren, welche Büffel darstellen, in einigen Fällen auch Glöckchen. Das Alles lag innerhalb des Steinkreises unter großen, flachen Steinen. Urnen und Glocken haben die größte Aehnlichkeit mit solchen, die man in Großbritannien gefunden hat. Ganz vor Kurzem ist an der Südseite der Nilgherris auch eine Anzahl eiserner Geräthe gefunden worden; doch liegt noch keine genaue Beschreibung derselben vor. Roß King fand Cairns und andere Ueberreste in den Thälern, welche zwischen den höheren Gipfeln nach oben hin sich erstrecken, namentlich auch Steinaltäre, die mit einem Ringe von kleineren Steinen umgeben waren, dann auch Erdhügel, welche eine ringförmige Einfassung haben. Diese Kreise werden von den Todas so-

wohl wie von den Badaghas mit Ehrfurcht betrachtet; es hält aber schwer, von ihnen etwas über dieselben herauszubringen. Die ersteren bedienen sich keiner Aschenurnen, errichten auch keine Denkmäler, sondern verbrennen die Leichen innerhalb eines Steinkreises und begraben sie dann.

Bemerkenswerth ist, daß bei ihnen Vielmännerei herrscht, die sonst nur bei wenigen anderen Stämmen gefunden wird, z. B. in einzelnen Gegenden von Tibet und im Himalaya, dann auch bei den Naïrs in Malabar. Eine Todafrau hat drei bis vier Männer, lauter Brüder, und mit jedem derselben lebt sie einen Monat lang. Weibliche Individuen sind nur in geringer Zahl vorhanden, und deshalb trifft es sich oft, daß ein junger Mann keinen Part an einer Frau haben kann. In solchen Fällen gestatten dann die Brüder-Männer oder Männer-Brüder, daß auch ein solcher zeitweilig seinen Part an ihrer gemeinschaftlichen Frau erhält.

Die Verlobung mit dem ersten Gatten findet schon in früher Jugend statt; alle anderen Brüder dieses Bräutigams sind von ihrer Geburt ab an dessen zukünftige Frau gebunden. Der Vater des Bräutigams schenkt dem Erzeuger der Braut einen Büffel und ein neues Gewand; die Annahme dieser Geschenke gilt als bindende Zusage. Wenn die Braut etwa funfzehn Jahre ist, erhält sie von ihrem Vater eine Mitgift, die aus einigen Büffeln, Hals- und Armbändern und Ohrringen besteht, und dann kann die Vermählung stattfinden. Ein einfacher Tanz darf dabei nicht fehlen, eben so wenig ein höchst eintöniger Gesang. Wenn eine Frau sich der Niederkunft nahe fühlt, muß sie in den Wald gehen und dort allein bleiben; gegen Wind und Regen findet sie keinen andern Schutz, als das Gebüsch. So gebiert sie das Kind, das wochenlang von keinem Andern als nur den Eltern angesehen werden darf; nach Ablauf der anberaumten Zeit bekommt es dann einen Namen, und nun dürfen auch andere Leute es anschauen.

Der Mangel an Frauen kam ohne Zweifel mit daher, daß bis vor Kurzem noch der Kindermord im Schwange ging; es bleibt aber bemerkenswerth, daß die Todas nie Weiber aus anderen Stämmen heiratheten, mit welchen sie doch im Uebrigen ganz freundschaftlich verkehrten. Man sieht ihnen auf den ersten Blick an, daß sie unvermischt geblieben sind.

Die Leiche wird mit aromatischen Kräutern bedeckt und bleibt in der Hütte, bis entfernte Verwandte angekommen sind und ein glücklicher Tag eintritt, denn man glaubt an gute und an unglückliche Tage. An jedem Abend und an jedem Morgen stimmt die Familie und die Verwandtschaft einen Todtengesang an, und nicht selten nehmen auch entfernte Freunde oder Vorübergehende an demselben Theil. Am Begräbnißtage wird gefastet; man legt die Ohrringe ab und scheert, zum Zeichen der Trauer, das Haar kurz. Nach dem Tode eines männlichen Verwandten muß das von Seiten beider Geschlechter geschehen, wenn aber eine Frau stirbt, behalten die Männer ihr Haar. Die Terralis, Priester, schneiden das Haar niemals kurz. Die Leiche wird am Begräbnißtage mit einem Mantel bedeckt, doch so, daß das Gesicht entblößt bleibt, und zum Terrari, dem heiligen Grunde, getragen, welcher der Familie gehört. Dort verbrennt man ihn unter lautem Wehklagen, nachdem die Verwandten ihm einige Locken abgeschnitten haben.

Die eigentliche Trauerceremonie findet jedoch erst nach Wochen oder auch Monaten statt. Man hat einen Theil der Asche des Verstorbenen aufbewahrt und seine Ohrringe nebst anderm Zierrath in den Mantel gewickelt. Roß King wohnte gemeinschaftlich mit dem Missionair Metz dieser Feierlichkeit bei. Die beiden Europäer ritten über ein wellenförmiges Tafelland, auf welchem riesige, in voller Blüthe prangende Rhododendren standen. Weiter aufwärts führte der Weg an bewaldeten, heißen Thälern hin, bis an ein großes Gehölz auf einem von Nebel umzogenen Spitzberge. Dort vernahmen sie den schrillen, ganz eigenthümlichen Ton von Blasinstrumenten. Sie stiegen von ihren Ponies und traten in einen Wald, dessen Bäume über und über mit Moos, Farrnkräutern, Orchideen und lang herabhängenden Büscheln von grauen Flechten und anderen Schmarotzerpflanzen bedeckt sind. In einer Lichtung, in welche die hellen Strahlen der Mittagssonne fielen, befand sich eine beträchtliche Anzahl weißgekleideter Todas und halb nackter Chutas, deren gellende Pfeifen alles andere Geräusch übertönten. Außerhalb des Waldes stand auf einem offenen, grünbewachsenen Platze ein Todatempel, dessen blank polirte Giebelenden mit Silbermünzen von verschiedener Größe reihenweise behängt waren. Ein kleines Zelt stand in der Nähe, und unweit von demselben befand sich ein großer, kreisrunder Tuil, ein Kraal für das Vieh, mit ungewöhnlich hoher Umfriedigung aus Steinen und an der Sonne getrocknetem Lehm. Der Eingang war durch dicke Stangen gesperrt. In diesem Kraal standen zehn prächtige Büffel, welchen man die Hörner mit großer Sorgfalt polirt hatte. Um den Tempel herum standen Frauen und Kinder; andere Frauen hatten soeben das Gewand des Verstorbenen, dessen Schmucksachen und zwei Säckchen mit Asche in demselben niedergelegt. Die kleineren Kinder gingen nackt; alle anderen Anwesenden waren sauber in Weiß gekleidet und trugen Halsbänder und Ohrringe von Gold und Silber. Während dann alle Männer nach einander an der Asche vorübergingen und sich vor derselben verneigten, sangen die Weiber monotone Klagen. Gleich nachher spielten die Chutamusikanten auf, und die Männer, einander an den Händen haltend, tanzten im Kreise; nur zwei hochbetagte Patriarchen waren bei Seite sitzen geblieben.

Nach einer Pause traten sechs junge, kräftige Männer auf, deren jeder eine lange und schwere, am dicken Ende mit einer Spitze versehene Keule trug; sie warfen dann den Mantel ab, und so kam eine Art Kild von dickem, weißem Baumwollenzeuge zum Vorschein; derselbe war unten mit einem rothen Bande eingefaßt. Beine und Oberkörper waren entblößt, so daß man den prächtigen Muskelbau dieser stattlichen Figuren bewundern konnte. Von Weibern und Kindern gefolgt, gingen sie nach dem Viehkraal, auf dessen Umwallung die Menge Platz nahm. Jene tanzten, ihre Keulen schwingend, unter den erschreckten Büffeln hin und her und versetzten ihnen Keulenschläge; einige der kühnsten sprangen zu zweien gleichzeitig auf den Nacken der Büffel, packten sie bei den Hörnern und an den Nasenlöchern, suchten sie dann niederzureißen und ihnen einen Strick und eine Schelle um den Hals zu hängen. Derartige vierkantige Glöckchen werden auch beim Grasen einigen Thieren der Herden angehängt. Mit äußerster Gewandtheit wichen diese Matadore den spitzigen Hörnern der Büffel aus, doch erhielt einer eine gefährliche Wunde im Nacken durch den Stoß mit dem spitzen Horn. Sogleich trugen die Frauen denselben in das oben erwähnte Zelt und verbanden ihn. Im Kraal wurde der Kampf immer hitziger. Die Keulen wurden rascher geschwungen, die Schläge fielen wuchtiger, die Weiber schrieen und kreischten, die Büffel, vor deren Nüstern Schaum und Blut stand, bellten förmlich, und das Ganze bot einen ungemein aufregenden Anblick dar. Nun wurde ein mit der Asche des Verstorbenen angefülltes Säckchen am Eingange des Kraals niedergelegt; der Hohepriester nahm ein paar Handvoll Erde und warf einen Theil derselben auf die Asche, einen andern unter die Büffel. Von diesen lag einer todt am Boden, die übrigen wurden, so viel sie sich auch sträubten, an einen Pfahl gebunden, neben welchem nun Gewand,

Schmucksachen und Asche des Verstorbenen lagen, und dort erschlug sie, als Opfer für den Todten, der Oberpriester mit der heiligen Axt. Darüber jammerten nun die Weiber; sie knieten neben den geopferten Büffeln und fragten unter Thränen in zärtlichem Thone: „Seid Ihr nun glücklich? Geht's Euch jetzt wohl?"

Die männlichen wie die weiblichen Leidtragenden traten nun paarweis einander gegenüber; der Mann streckte erst den rechten Fuß und gleich darauf den linken gegen die Frau aus, welche sich auf die Knie niederließ und den rechten Fuß mit ihrer Stirn berührte. Dann setzten sich beide einander dicht gegenüber, hielten die Stirnen an einander und legten gegenseitig ihre Hände auf Knie oder Schultern. Dabei weinten die Frauen laut und zogen ihr Gewand über den Kopf. Nach einigen Minuten sprang der Mann auf, stieß einen Klagelaut hervor und ging zu einer andern Frau, um ganz dieselbe Ceremonie zu wiederholen, an welcher sich nach und nach Alle betheiligten. Zuletzt legte der Oberpriester auf Asche und Kleid des Verstorbenen irgend eine Getreideart oder Sämerei und trug, unter Beihülfe eines andern Priesters, diese Gegenstände wieder in den Tempel.

Damit war der erste Theil der Feierlichkeit beendet, und die Scene wurde ganz anders, als eine Schaar lärmender Chutas (Khotas) die Büffel fortschaffte und die Todas sich zu einem großen Mahle vorbereiteten. Kleidung und Schmuck des Verstorbenen sollten erst am Abend verbrannt werden. Die Europäer, welche einen Heimritt von sieben Wegstunden zu machen hatten, konnten nicht bis in die Nacht dort bleiben, man zeigte ihnen jedoch die Stelle, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte. Sie befand sich innerhalb eines Steinkreises, und man bemerkte deutliche Spuren, daß dort schon oftmals Verbrennungen vorgenommen worden sind. In die Mitte des Kreises legen die Priester dann Mantel, Schmucksachen, Asche und Gerte des Verstorbenen, nebst Kürbisschale und aus Gras geflochtene Körbe, die mit Getreide gefüllt sind, auf daß es in der andern Welt ihm an Speise nicht mangele. Das Alles wird ein Raub der Flammen, während die Weiber mit verhülltem Haupt umherstehen und die Männer monoton rufen: Hih, hey; he ha. Vom Todten darf nichts übrig bleiben; man sucht die Metallsachen heraus und begräbt die Asche in der Mitte des Kreises unter einem großen flachen Steine. Die Familie geht mit den Metallsachen heim, und die Feierlichkeit hat ein Ende.

Pfahlbauten der Neger in Centralafrika.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Nicht nur Europa hat seiner Zeit Pfahlbauten gehabt, man findet sie auch in anderen Welttheilen, und namentlich auch in Afrika noch heute im Gebrauch.

Erreicht man in Innerafrika, von Norden kommend, den Benue, und richtet seine Schritte, einige Tagemärsche oberhalb des Zusammenflusses mit dem Niger, nach Loko, so erreicht man den Hauptüberschiffungspunkt, der besonders dazu dient, die Handelsleute von Kano, Bautschi, Keffi und Saria einerseits, andererseits die in den Landstrichen südlich vom Benue lebenden mit einander in Verbindung zu erhalten. Die Länder südlich vom Benue sind uns aber gänzlich unbekannt, wir kennen nur einzelne Stämme, und als Ortschaften einige, wie Udje am linken Ufer, gegenüber von Loko gelegen, und die große Stadt Wukari, etwas weiter im Innern.

Der Uebergangspunkt des Benue wird durch die Insel Loko erleichtert, welche eine Länge von ungefähr 3 Kilometer auf etwa 1 Kilometer Breite hat. Der Benue selbst ist auf dieser Stelle, die Insel eingeschlossen, etwa 3 Kilometer breit. Im Sommer hält er, wie die eingesenkten Stangen der uns herüberholenden Neger zeigten, an einigen Stellen noch 9 Fuß, also $1\frac{1}{2}$ Faden. Aber während und nach der Regenzeit schwillt das Wasser dieses mächtigen Stromes derart an, daß die Fluthen mehrere Fuß über die etwa 10 Meter über dem niedrigsten Wasserstande hervorragenden Inseln hinwegrollen.

Die auf dieser Insel hausenden Neger gehören dem Stamme der Bassa an. Ursprünglich waren sie wohl auf dem rechten Ufer des Benue ansässig, sie zogen sich jedoch vor der Invasion der Pullo (Fulbe) zurück und sind jetzt die hartnäckigsten Vertheidiger der Schwarzen gegen die Gelben. In ihren Augen ist jeder Gelbe oder Weiße ein Feind; und erst als wir uns gehörig legitimirt hatten, daß wir nicht zu den „Kinderräubern" gehörten (so nennen sie Araber und Pullo), wurden wir freundlich aufgenommen. Ihr Haß gegen diese wird noch dadurch gesteigert, daß die Bassa dem Heidenthum angehören, Araber und die Pullo der Mehrzahl nach aber Mohammedaner sind. Die Engländer in Lokodja haben sich übrigens in Achtung und Ansehen zu setzen gewußt, und seit dort eine europäische Besiedelung ist, sind die Bassa inne geworden, daß es auch gute „Thorana" (weiße Leute) giebt.

Für gewöhnlich wohnen die Bassa in Strohhütten, die ohne Kunst viereckig und plattdachig errichtet sind. Zur Zeit der hohen Wasser aber beziehen sie Pfahlbauten. Meistens werden diese Bauten, runde Hütten, von vier langen Pfählen, welche in den Boden gerammt und am obern Ende gabelförmig sind, getragen. Die Pfähle sind 10 Fuß hoch, bis man die Basis der Hütte erreicht, die Hütte selbst hat auch etwa 10 Fuß Höhe. In der Regel kreisrund, hat dieselbe hinlänglich Platz für eine ganze Familie. Selbst nach schon abgelaufenem Wasser werden diese Hütten noch lange Zeit bewohnt, weil der Boden dieser und anderer überschwemmt gewesenen Inseln noch zu viel Feuchtigkeit enthält, als daß man gleich darauf wohnen könnte.

Als Sicherheit gegen Feinde oder wilde Thiere scheinen die Pfahlbauten der Bassa nicht zu dienen, sie haben lediglich den Zweck, auch bei hohem Wasserstande die Inseln als bewohnt und eigenthümlich hinzustellen. Andere Stämme könnten ja nach verlaufenem Wasser sich vor ihnen einstellen und ihnen so ihr Eigenthum streitig machen. Eine nach der Natur gezeichnete Pfahlbaute der Insel Loko ist hier beigegeben.

Als bei uns das Zeitalter der Pfahlbauten war, kamen unsere Vorfahren mit Stämmen anderer Länder in Berührung, die relativ, was Civilisation anbetrifft, dieselben nicht bedeutend überragten.

Wie ganz anders hier in Afrika! Diese Pfahlbaumen-

schen kommen jetzt mit Leuten zusammen, die ihnen die Civilisation der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vorführen. Diese Stämme, welche vielleicht kaum anfingen, Eisen selbst zu bearbeiten, befinden sich jetzt auf einmal in Gegenwart des Dampfes und der Elektricität, der Buchdruckerkunst und des Pulvers. Ob ein so plötzlicher Sprung für diese Völker günstig wirkend ist, läßt sich bezweifeln; jedoch sehen wir da, wo nicht mit Gewalt, und sei diese Gewalt auch nur moralisch drückend, Civilisationsversuche gemacht werden, den europäischen Einfluß wohlthuend auf die Eingeborenen wirkend.

Die Bassa haben übrigens schon vor Jahren Gelegenheit gehabt, Dampfer und Europäer kennen zu lernen. Oldfield und Allen, dann Baikie und Crowther gingen zu Schiffe eine weite Strecke den Benue hinauf, Letztere, um sich mit Barth, den sie am obern Flusse vermutheten, in Verbindung zu setzen. Von diesen Reisenden werden die Bassa als treulos und räuberisch geschildert. Nach Koelle besteht zwischen den Bassa und Nupe eine große Verwandtschaft.

Was nun die Sprache beider anbetrifft, so läßt sich dies nicht leugnen, indeß stehen die Bassa auf einer weit tiefern Stufe der Gesittung als die Nupe, und bieten außerdem einige bedeutende Unterscheidungszeichen. Sie sind be-



Pfahlbaute der Bassa-Neger auf der Insel Loko im Benue.

deutend schwärzer als die Nupe, was allerdings seinen Grund darin haben mag, daß sie nackt gehen. Sie feilen ihre Vorderzähne spitz, was die Nupe nicht thun, ihr Körperbau ist gedrungener, und ihre Gesichtsbildung mehr negerartig als die der Nupe. Mit Ausnahme eines Baumwolltuches, welches um die Hüften geschlungen wird, gehen die Bassa ganz nackt. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil; ihre Schiffe bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen; die Nupe hingegen haben große gezimmerte Schiffe, welche manchmal über funfzig Personen fassen können.

Die Lebensweise der Bassa ist sehr einfach; ihren Hauptunterhalt ziehen sie aus dem unerschöpflichen Fischreichthum des Benue, und es giebt keine Art Fische zu fangen, die den Bassa nicht bekannt wäre. Außerdem liefert ihnen die Oelpalme vortreffliches Oel. Verschiedene Sorghum- und Hirsearten werden gezogen, eben so ist der Mais von der Küste her schon bis hierher gedrungen. Reis, Gunda, Bananen, Yams kommen wild vor, eben so Indigo und Baumwolle. Man ersieht hieraus, daß diese Völker, an einer der Hauptadern Afrikas gelegen, vielleicht eine Zukunft haben können, wenn sie nicht, wie fast überall, der Civilisation zum Opfer fallen.

Der Einfluß der englischen Colonie Lokodja am Zusammenflusse des Benue und Quorra macht sich übrigens schon jetzt geltend: früher ging der Handel mit Zähnen von Loko über Saria und Bautschi nach Kano und von da nach dem Mittelmeere, heute geht er, die natürliche Straße nehmend, den Benue hinab über Lokodja nach Lagos.

Island und seine Bewohner.

Von Professor **Dr. Meinicke.**

II.

Es ist bekannt, daß Island von norwegischen Seeleuten im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entdeckt und durch Einwanderer, welche den Unterdrückungen des Königs Harald Harfagr entfliehen wollten, colonisirt worden, daß von diesen Colonisten später Grönland entdeckt ist, daß sich auf der Insel ein republikanischer Staat bildete, der seine Selbständigkeit erst im dreizehnten Jahrhundert durch den König Hakon den Fünften von Norwegen verlor; daß sie dann mit diesem Staate, ein Jahrhundert später aber mit Dänemark verbunden wurde, zu dessen Provinzen sie noch bis jetzt gehört. Ebenso bekannt ist es, wie sehr sich diese Isländer des Mittelalters durch den Eifer, den sie auf ihre Handelsunternehmungen wandten, durch die Kühnheit ihrer Seezüge und durch den hohen Werth, den sie auf die Bewahrung und Verbreitung der alten Lieder und Sagen ihres Volkes legten, ausgezeichnet haben. Alles das bedarf daher hier weiter keiner genauern Ausführung; viel weniger bekannt ist dagegen die jetzige Lage und der Zustand der Isländer, und sie verdient um so größere Beachtung, da wir in ihnen einen der eigenthümlichsten und zugleich der edelsten Stämme der Europäer anerkennen müssen.

Die Isländer unserer Tage sind an Zahl nicht bedeutend; die Zählung von 1865 hat nur 68,000 Einwohner ergeben; selbst wenn man für die durchaus wüsten und öden Gegenden nur 1200 Quadratmeilen rechnet, kommen auf die übrigen 700 kaum 100 Menschen auf die Quadratmeile. Sie sind die unmittelbaren Nachkommen der alten norwegischen Einwanderer und haben die Reinheit des Blutes in einer Art erhalten, die in Europa vielleicht ohne Beispiel ist; unter den 68,000 Menschen, welche Island 1865 bewohnten, gab es nur 113, die nicht in Island geboren waren. Sie sind den Norwegern im Aeußern vollkommen ähnlich; ihre Sprache, die isländische, ist ein norwegisch-dänischer Dialekt, der sich jedoch durch die ursprünglich in der weiten Entfernung und den politischen Verhältnissen begründete, später durch die Unterwerfung unter die norwegische und dänische Herrschaft und die Maßregeln der dänischen Regierung befestigte Abgeschlossenheit in seiner ursprünglichen Alterthümlichkeit erhalten hat, — während sich die in Norwegen und Dänemark gesprochenen Dialekte im Laufe der Zeit und unter der Berührung mit fremden, namentlich deutschen Elementen fortgebildet haben, so daß sich das jetzige Isländische und das jetzige Dänische fast so zu einander verhalten wie das im Zeitalter der Hohenstaufen zu dem heute gesprochenen Deutsch. Und wie sich in der Sprache des Volkes das alte Norwegische erhalten hat, so gilt ganz dasselbe von den Sitten und Gewohnheiten, der Lebensweise und den gesellschaftlichen Einrichtungen; es ist dies der Grund, warum man befugt ist, die Isländer als ein eigenthümliches Element in der Ethnologie unseres Erdtheils zu bezeichnen.

Einen Unterschied der Stände kennt man in Island nicht, im Grunde sind alle Isländer Bauern, einen Adel hat es hier nie gegeben. Von Städtebewohnern kann man auf der Insel kaum reden; allerdings hat die dänische Regierung seit dem vorigen Jahrhundert einige Handelspunkte zu sogenannten Städten erhoben, von denen jedoch nur die eine, Reykjavik, der Sitz der Regierung der Insel und der Mittelpunkt des Verkehrs, diesen Namen verdient und doch kaum 1400 Bewohner hat. Die übrigen bestehen aus wenigen Häusern, und überdies sind sie alle hauptsächlich von dänischen Beamten, fremden Kaufleuten, einzelnen Fischerfamilien u. s. w. bewohnt, so daß ihre Bevölkerung ihrem Bildungszustande nach großentheils gar nicht zu den Isländern gerechnet werden kann. Die einzigen Isländer, die keine Bauern sind, würden die Geistlichen sein, wenn sie sich im Aeußern und in der Lebensweise von den Bauern unterschieden, was gar nicht der Fall ist. Das Ideal einer vollständigen Demokratie ist in Europa einer Verwirklichung nirgends näher als in Island.

Alles Land, das sich zur Viehzucht benutzen läßt, ist entweder Privateigenthum oder Gemeindeland und bildet zusammen das Territorium der 299 Kirchspiele, in welche die Insel zerfällt. Das Privateigenthum ist wieder in die sogenannten Bay (Bauerhöfe) getheilt, auf deren jedem die Wohnung des Besitzers liegt; denn die Isländer leben familienweise getrennt und für sich, es giebt kein Dorf, sogar die Kirchen liegen gewöhnlich von den Bauerhäusern entfernt auf den zum Kirchspiel gehörenden Kirchenländereien. Jederzeit liegt das Wohnhaus des Hofbesitzers ganz in der Nähe des besten und schätzbarsten Theiles seines Eigenthums, des sogenannten Tun (eines von Steinen gereinigten, umzäunten und sorgfältig gedüngten Platzes), dessen Gras stets gemäht wird. Alles übrige Weideland des Hofes heißt Säterland; es dient zur Weide, obschon auch auf ihm an den geeigneten Localitäten noch viel Heu gewonnen wird; auf großen Höfen sind auf diesem Weidelande die in Norwegen ebenfalls bekannten Säter (Sommerhäuser) angelegt, kleine, einfache Wohnhäuser mit besonderen Gebäuden daneben, die zum Kochen und zur Aufbewahrung der Milch bestimmt sind. In diesen Säter lebt ein Theil der Familie des Besitzers oder seine Dienstleute einen Theil des Sommers über, die Herden zu besorgen und zu beaufsichtigen, es sind demnach recht eigentlich Sennhütten wie in den Alpen. Außerdem besitzen die Bauern, deren Grundstücke zusammen ein Kirchspiel (Hrepp) bilden, in den entlegeneren Theilen noch größere Weidedistricte (oder Affrettir) als Gemeindeland, das sie (ganz wie dasselbe auch in den Alpen stattfindet) gemeinsam nach bestimmt festgesetzten Regeln benutzen. Uebrigens sind keineswegs alle Bauerhöfe im Besitz von Privatleuten. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurden bei der Einführung der Reformation die liegenden Gründe der damals sehr einflußreichen und ansehnlich begüterten katholischen Kirche vom Staate eingezogen, und die auf solche Art in Staatseigenthum verwandelten Bauerhöfe sind theils zur Erhaltung der Pfarreien und milden Stiftungen verwandt, theils als Staatsdomäne verpachtet. Die Zahl der Bauerhöfe beträgt zwischen 5000 und 6000, von ihnen sind 1500 kirchliches Eigenthum, 700 im Besitze des Staates.

Die Häuser sind selbst jetzt nur selten von Holz oder Stein. Sie haben gewöhnlich noch ganz die Form und Bauart, wie die norwegischen Häuser vor 500 bis 600 Jahren und bestehen aus verschiedenen, durch Wände von einander getrennten und unter einem Dach vereinigten Zimmern. Die Außenwände sind gegen 5 Fuß hoch und

6 Fuß dick und ganz aus Rasen oder abwechselnden Lagen von Rasen und Steinen, sie neigen sich nach oben zu etwas einwärts gegen das Dach; dies ist fast platt und aus dicken Lagen Rasen zusammengesetzt, die auf einem aus querüberliegenden hölzernen Balken bestehenden Gerüst liegen, im Sommer wächst schönes Gras darauf, und häufig dient es als Spielplatz für die Kinder, an den Küsten des Meeres auch wohl als der sorgfältig geschonte Brutplatz für die Eidergans. In den Wänden wie auch im Dache bleiben hier und da kleine Oeffnungen, die als Fenster dienen und selten durch Glas, gewöhnlich durch Stücke Schafhaut verschlossen sind. Die Wände im Innern des Hauses zwischen den einzelnen Zimmern sind gleich den Außenwänden von Rasen, aber von geringerer Dicke und in der Regel auch ohne alle Bekleidung. An der Vorderwand pflegt das Haus drei häufig roth angestrichene Thüren zu haben, die meist oben mit einem Dreieck enden. Die mittlere, welche immer die größte ist, führt in einen langen Gang, der das ganze Haus in der Länge durchschneidet, und aus dem kleinere Thüren in besondere Zimmer zu beiden Seiten gehen, die zur Aufbewahrung von Geräthen und Lebensmitteln, manchmal zu Viehställen, eines als Küche, eines zum Boden, das beste aber zur Aufnahme von Fremden dienen. Der Gang endet an dem größten Raume am Ende des Hauses, der sogenannten Badstofa, in welchem die ganze Familie des Hofbesitzers mit Knechten und Mägden zusammen lebt und schläft. In diesem Zimmer stehen die Bettstellen, viereckige, mit Seegras, Federn oder wollenen Decken gefüllte Kasten, längs der Wände, Stühle, die in einzelnen Fällen auch wohl durch Walfischknochen oder Skelette von Pferdeköpfen ersetzt werden, benutzen bloß die Angesehensten der Familie und die Gäste, alle übrigen sitzen auf ihren Bettstellen. Der Boden der Zimmer ist natürlich allenthalben der Erdboden. Geheizt wird kein Zimmer, selbst nicht bei der strengsten Kälte, und allerdings halten die dicken Außenwände die kalte Luft sehr ab; auch hat die Küche keinen Schornstein, dessen Stelle ein offenes Loch im Dach vertritt; das Brennmaterial ist Torf, an der Küste auch getrocknete Seevögel und Dünger. Die beiden kleinen Thüren der Vorderseite des Hauses zu beiden Seiten der Hauptthür führen die eine in die sogenannte Skemma, einen zur Aufbewahrung von getrockneten Fischen dienenden Raum, die andere in die bei keinem Bauerhofe fehlende Schmiede. Bei kleineren Höfen befindet sich das Vieh unter dem Dach des Wohnhauses, bei größeren sind besondere Stallgebäude, die den Häusern ganz ähnlich sehen. Auch die Kirchen unterscheiden sich von diesen in der Bauart gar nicht; sie enthalten Chöre, eine Kanzel, einen Taufstein, Sitzbänke sind jedoch bloß für Frauen bestimmt. Jedem Reisenden, der Island besucht, fallen diese Häuser nicht wenig auf, die im Sommer, weil sich der Rasen, aus welchem die Wände und das Dach bestehen, mit Gras bedeckt, ganz niedrigen grünen Hügeln gleichen; sie sind in hohem Grade unbehaglich und, was noch schlimmer ist, entschieden ungesund, weshalb fremde Reisende gewöhnlich lieber in Zelten übernachten oder in Kirchen, wenn eine solche in der Nähe ist. Dennoch lassen die Isländer bei der Zähigkeit, mit der sie an dem Althergebrachten hängen, nicht von dieser Bauart, und selbst die Gebildeten, welche die Einrichtungen fremder Länder kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, belegen vielleicht Wände und Boden der Zimmer mit Brettern, bringen Glasfenster und einige andere Einrichtungen an, um die Häuser bequemer und behaglicher zu machen, aber auch sie bleiben stets hartnäckig bei der alten Weise des Hausbaus.


Sigurdr, isländischer Rechtsbeflissener.

So eigenthümlich wie die Wohnung ist auch die Tracht der Isländer; auch darin hat sich, vor allem bei dem weiblichen Geschlecht, die alte norwegische Sitte erhalten. Sie verfertigen sich ihre Kleider selbst aus der Wolle ihrer Schafe; die an den Küsten Lebenden wenden auch Seehundsfelle zu Kleidern an, Schuhe machen sie sich allenthalben aus rohem Leder. Die Männer tragen gewöhnlich Jacken und weite Beinkleider gleich den Matrosen, Röcke nur auf Reisen und beim Besuch des Gottesdienstes, die Frauen Hemden und Unterröcke, darüber andere Röcke, blaue Jacken u. s. w.; das Auffallendste ist der turbanartige Faldur, ein Kopfputz von weißer Leinwand und mit zahllosen Nadeln besteckt, der bei festlichen Gelegenheiten getragen wird, während für gewöhnlich beide Geschlechter blaue Mützen mit bunten Quasten, die Männer bei Reisen auch breitkrämpige Hüte zu tragen pflegen.


Eine isländische Frau.

Die Nahrung ist in hohem Grade einfach. Mehl ist theuer und verhältnißmäßig selten; die Hauptnahrung besteht daher aus dem Fleische der Herden und der gefangenen Fische. Auch das bekannte isländische Moos dient zur Nahrung und wird besonders von Frauen in der Mitte des Sommers auf den Bergen eingesammelt, weshalb sie in ganzen Schaaren dahin ziehen und während des Sammelns unter Zelten leben, ein Geschäft, das für eine große Lustbarkeit und Ergötzlichkeit gilt. Das Hauptgetränk ist saure, auch geronnene und dicke Milch, an den Küsten jetzt leider mehr und mehr der Branntwein.

Eben so ist die Lebensweise der Isländer überaus einfach. Sie sind vor allen Dingen ein echtes Hirtenvolk; ihre Hauptthätigkeit bezieht sich auf ihre Herden und deren Pflege und Versorgung, denn von diesen hängt ihre Ernährung und Bekleidung zum größten Theil, die Möglichkeit zu reisen aber ganz allein ab. Sie ziehen besonders Rindvieh, dieses aber weniger des Fleisches als vor allem der

Milch halber, Schafe sowohl der Wolle als des Fleisches halber und Pferde; die Hauptsorge wird den Schafen zu Theil. Das in dem gedüngten Tun gewonnene Heu (Tadahey) dient bloß zur Ernährung der Milchkühe, das in den Säter geerntete (Uthey) für die Erhaltung der übrigen Rinder und der Schafe während des Winters. Die Pferde, deren Zahl so groß ist, daß im Durchschnitt auf jeden Einwohner deren zwei kommen, weil sie ausschließlich zum Reisen und zum Transport aller Sachen dienen, werden am schlechtesten behandelt, kommen im Südtheile der Insel, während alle übrigen Hausthiere im Winter in die Ställe gebracht werden, niemals unter Dach und Fach und müssen sich, da sie nur selten etwas Heu bekommen, ihre Nahrung kümmerlich und im Winter unter dem Schnee hervorsuchen, daher sie sich an den Küsten nicht selten von Seegras oder Fischgräten ernähren. Die natürliche Folge davon ist, daß sie außerordentlich abmagern und zuletzt Skeletten ähnlich werden; allein das frische Gras des Frühlings giebt diesen wenn auch nicht schönen, doch überaus nützlichen und dauerhaften Thieren in kurzer Zeit ihre ganze Kraft und Stärke wieder.

Nächst der Viehzucht ist es besonders die Fischerei, welche die Isländer beschäftigt. Ein im Ganzen nicht unbedeutender Theil des Volkes, allein nur an der Süd- und Westküste, lebt davon wenigstens vorzugsweise, denn auch diese Fischerfamilien treiben gewöhnlich etwas Viehzucht dabei und verwenden hauptsächlich die ihnen übrigbleibende Zeit auf den Fischfang; nur wenige treiben nichts weiter als diesen. Sie finden darin nicht bloß das Mittel zu ihrer Ernährung, auch durch den Handel mit Fischen erwerben sie alles das, was sie zum Leben brauchen. Der Fisch, welcher hauptsächlich gefangen wird, ist der Stockfisch, der an der Südküste in großen Schwärmen und von vorzüglicher Güte sich findet. Freilich sind die dazu benutzten Geräthschaften und Boote nur mangelhaft und wenig zureichend. Die letzten sind fast stets offen, selten gedeckt; sie führen verhältnißmäßig nur selten 8 bis 12 Ruder, der bei weitem größte Theil weniger als 4, und in diesen leichten und schwachen Fahrzeugen, die ein kleines Segel tragen, fahren sie selbst im Winter (denn der Fang der Stockfische beginnt an der Südküste bereits im Februar und März und dehnt sich erst im Juni und Juli auf die Nordküste aus) meilenweit in die stürmische See, welche ihre Heimath umgiebt, mit einer Kühnheit und Ausdauer, die den Beweis liefern, daß von der Seetüchtigkeit, welche sie im Mittelalter so berühmt gemacht hat, noch ein gutes Theil in ihnen sich erhalten hat. Sie fangen die Fische übrigens in Netzen bloß im Fexafjördur, dessen Fischgründe zu den geschätztesten der Insel gehören; an den anderen Küsten bedienen sie sich dazu der Leinen und Haken. Aber sie sind bei der Beschaffenheit ihrer Geräthe so wenig im Stande, den Fischreichthum dieses Meeres auszunutzen, daß vielmehr fremde Völker, früher Engländer und Holländer, jetzt einzig Franzosen in großer Zahl in kleinen Fischerschiffen die Küsten besuchen und sie ausbeuten, daher es an Händeln und Streitigkeiten zwischen den isländischen und französischen Fischern nicht fehlt. Eine andere Art des Fanges, die neuerdings mehr und mehr in Aufnahme gekommen, ist die des Haifisches (Nakarla oder Harkalen, Sogennus microcephalus), und zwar vor allen Dingen der Leber halber. Nur an der Nord- und Nordwestküste trifft man diese Fische, die hier von Fischerschiffen gefangen werden, welche zum Theil in Dänemark, hauptsächlich aber in Island selbst, jedoch nur von Fremden und für deren Rechnung ausgerüstet werden. Für die Eingeborenen ist das Fleisch dieser Thiere von besonderer Bedeutung, da sie es trotz des argen Gestanks gern essen; sie graben es erst einige Wochen in die Erde und trocknen es dann, worauf es nach einem Jahr nutzbar wird. Walfische wurden bis vor einem Jahrhundert viel an den isländischen Küsten gefangen; seitdem hat der Fang aufgehört, und erst vor wenigen Jahren hat sich ein unternehmender Amerikaner in Seidisfjördur an der Ostküste niedergelassen, um von da aus den Walfischfang neu zu betreiben.

Aber nicht bloß die eigentlichen isländischen Fischerfamilien beschäftigen sich mit dem Fischfange, auch die Bauern, wenigstens diejenigen, welche in nicht zu großer Entfernung vom Strande leben, ziehen gewöhnlich vor der Heuernte alle Jahr zur Küste und fangen daselbst für ihren eigenen Bedarf so viel Fische, als es ihnen ihre Mittel gestatten. Das reicht jedoch häufig so wenig aus, daß von der Süd- und Westküste nach der nördlichen und östlichen, an denen wenig Fischfang getrieben wird, getrocknete Fische ausgeführt werden. Außerdem wird auch von den Einwohnern den in den Flüssen und Seen des Innern sehr zahlreichen Lachsen und Forellen eifrig nachgestellt; sie werden ebenfalls getrocknet als Wintervorrath aufbewahrt.

So sind die Isländer vorzugsweise ein Hirten-, in geringerm Maße ein Fischervolk, und ihre Lebensweise regelt sich danach in eben so einfacher als gleichmäßiger und einförmiger Weise. Der Winter ist für sie die lange Zeit der Ruhe, in welcher der Familie wenig mehr zu thun bleibt als die Versorgung der Herden, die Verfertigung und Ausbesserung der Geräthschaften und die übrigen häuslichen Arbeiten. Gleich mit dem Eintritt des Frühjahrs werden die Herden auf die Weiden vertheilt; die Familie zieht dann zum Fischfang an das Meer, und darauf folgt die Heuernte, die hier im Durchschnitt in den Anfang des September fällt, und die das wichtigste und bedeutendste aller Geschäfte der Isländer, zugleich die Zeit allgemeiner Fröhlichkeit und Lustbarkeit ist. Die von der Fischerei Lebenden pflegen dann die Küste zu verlassen und sich an die Hofbesitzer als Arbeiter für die Ernte zu vermiethen. Ist diese vollendet, so werden die Pferde gerüstet und alles, was zum Handel bestimmt ist, ihnen aufgepackt; denn in einem Lande von dieser Beschaffenheit geschieht aller Verkehr durch Hülfe der Pferde, deren Zahl eben deshalb so bedeutend ist; noch niemals hat ein Wagenrad den isländischen Boden berührt. So ziehen die Bewohner des Innern gewöhnlich in großen Karawanen oft auf langen und beschwerlichen Wegen nach den Handelsplätzen an der Küste, wo sie die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit gegen die nöthigsten Bedürfnisse umsetzen; denn fast aller Verkehr ist Tauschhandel, Geld nur wenig verbreitet. Beim Eintritt des Winters sind dann wieder alle in der schützenden Heimath versammelt.

Handwerker giebt es in Island nicht. Jeder bereitet sich selbst, was er braucht, und bei der Anstelligkeit und den Talenten der Isländer sind Beispiele nicht selten, daß einfache Bauern z. B. Holzschnitzereien und Goldschmiedearbeiten angefertigt haben, die man in Kopenhagen mit Bewunderung betrachtet hat. Auch die Zeuge zu ihren Kleidern, wie diese selbst, bereiten die Frauen allein aus der Wolle ihrer Schafe; daher kommt es, daß rohe Wolle in viel geringerm Maße ausgeführt wird, als vielmehr daraus gesponnene und gestrickte Strümpfe, Handschuhe, grobe Zeuge. Darnach sind die Gegenstände der Ausfuhr, welche die Isländer liefern, die Producte ihrer Viehzucht und ihrer Fischerei, außer diesen kaum noch etwas anderes, als Eiderdaunen und etwas Schwefel; die Einfuhr beschränkt sich auf Lebensmittel aller Art, Holz, Kohlen, Eisen.

Handel treibt der Isländer jetzt gar nicht. Das rührt keineswegs daher, daß es ihm an Geschick und Neigung dazu fehlte, waren doch im Mittelalter Handel und Seefahrt hier so blühend, als sie jetzt, namentlich die Schifffahrt, dürf-

tig und verfallen sind. Vielmehr ist es die Folge der engherzigen und beschränkenden Maßregeln der dänischen Regierung, welche Jahrhunderte lang den isländischen Handel als Monopol ansah und seltener selbst als vielmehr durch einzelne Kaufleute oder Handelsgesellschaften, denen sie ihn verpachtete, betreiben ließ, ein Verfahren, das allen Unternehmungsgeist des Volkes lähmte und unterdrückte und es in Armuth und namentlich bei Ausbrüchen von Kriegen (wie zuletzt noch im Anfang dieses Jahrhunderts) in Noth und Elend versenkte, während es einzig einzelne Isländer bereicherte. 1780 erst hob zur allgemeinen Freude des Volkes die Regierung das Monopol auf und gestattete allen Dänen den Verkehr mit strengem Ausschluß aller Fremden, und 1854 ist dann durch das Gesetz vom 15. April auch den Fremden der Verkehr in Island gestattet, doch unter drückenden Zöllen und mit schädlichen Beschränkungen, wie daß fremde Schiffe nur in bestimmten Häfen einlaufen dürfen u. s. w. Aber diese Erweiterungen des Verkehrs haben selbst jetzt noch nicht ganz die Folgen gehabt, welche man sich davon versprochen hat; noch immer sind gewisse Kaufmannshäuser thatsächlich im Besitz des isländischen Handels, fast alle Dänen, die öfter in Kopenhagen leben und in Island bloß ihre Comptoire halten; ein einziges Handelshaus in Reykjavik, wo der stärkste Verkehr im Lande getrieben wird, ist ein englisches. Die Fische des Landes gehen hauptsächlich nach Dänemark und England, die besten auf dänischen oder spanischen Schiffen nach Spanien, besonders nach Bilbao und Barcelona, wo sie unter dem Namen Bildals Klippfisch (nach einem kleinen Handelsplatze Bildal oder Bildudal am Arnarfjödur) sehr geschätzt sind. Im Uebrigen ist natürlich der Hauptverkehr mit Dänemark, viel geringer ist der mit Norwegen und England. Seit 1858 besteht eine Dampfverbindung zwischen Reykjavik und Kopenhagen; die Boote machen sechs Reisen im Jahre und berühren jedesmal noch einen schottischen Hafen. Dies ist von günstigem Einfluß für die Bewohner der Insel gewesen, da die Theilnahme der Schotten am Handel das Sinken der Preise wichtiger Einfahrtartikel und das Steigen der Preise der Producte des Landes zur Folge gehabt und damit das drückende Monopol der dänischen Händler zerstört hat.

Es wird nach dieser Schilderung sich nicht leugnen lassen, daß die gesellschaftlichen Zustände in Island eigenthümliche sind, daß die Lebensweise dieses Hirtenvolks etwas von ähnlichen Zuständen in Europa ganz Abweichendes, für sich Dastehendes bildet. Uebrig bleibt noch, den Nachweis zu liefern, warum die Isländer einer der edelsten Stämme der europäischen Völker genannt zu werden verdienen, so geringen Antheil auch dieses einfache Hirten- und Fischervolk in seiner Abgeschiedenheit von der Welt an den geistigen Bewegungen derselben nimmt. Die geistigen und sittlichen Vorzüge desselben treten aber noch viel schärfer hervor, wenn man den Gegensatz gehörig erwägt, der zwischen ihnen und dem einförmigen Leben des Volks, den Leiden und Entbehrungen, denen es ausgesetzt ist, dem Mangel an allem, was das Leben reizend und angenehm macht, besteht.

Das Wesen der Isländer erhält, wie es nach ihrem Leben zwischen dunklen Lavafelsen, Eis- und Schneebergen und einem ungestümen, brausenden Meere nicht anders zu erwarten ist, einen entschieden ernsten und melancholischen Charakter. Sie sind stets ruhig, gelassen und ernst, demüthig und bescheiden, wenn man nach dem ersten Anblick urtheilt, sogar phlegmatisch; es gilt bei ihnen für ungezogen, selbst nur laut oder heftig zu reden. Der Arbeit und Anstrengung erscheinen sie nicht geneigt; ist sie aber entschieden nöthig, so sind sie auch außerordentlich ausdauernd, standhaft und energisch und verfolgen ihre Zwecke unermüdlich, so lange nur noch die mindeste Aussicht auf einen Erfolg ist. In sinnlichen Genüssen sind sie mäßig und enthaltsam; einzig diejenigen, welche von der Fischerei leben, und die, welche in den Handelsplätzen mit den europäischen Seeleuten in mehrfache Berührungen kommen, machen davon eine Ausnahme, wenigstens soweit es den Genuß des Branntweins betrifft. Im ununterbrochenen Anschauen der gewaltigen Natur, welche sie umgiebt, sind sie der Abhängigkeit von einer höhern Macht sich wohl bewußt, fromm und gottergeben. Gastfreiheit besteht unter ihnen in einer Art, die mir mährchenhaft erscheint. Wenn der Reisende in einem Bauernhause einkehrt (denn Gasthöfe und dergleichen giebt es auf der ganzen Insel natürlich nirgends), so führt man ihn in das Fremdenzimmer, das beste des Hauses; Niemand, höchstens mit Ausnahme des Hausherrn, wagt es, das Mahl mit ihm zu theilen; und will er zur Ruhe gehen, so erscheint die Hausfrau oder die älteste Tochter des Hauses, den geehrten Gast zu entkleiden, und setzt ihm das Glas Milch zum Nachttrunk hin. Sind die Pferde eines Reisenden durch lange Strapazen erschöpft, so läßt er nach einer allgemeinen Sitte sie auf dem ersten besten Bauernhofe und erhält von dem Besitzer desselben neue, ohne daß dabei etwa an eine Ausgleichung des Werthes gedacht würde. — Eine besondere Eigenthümlichkeit der Isländer ist ferner die Vorliebe für ihr Vaterland. Selbst diejenigen, welche die Vorzüge anderer Länder und eines gebildeteren Lebens kennen gelernt haben, sind weit davon entfernt, diese ihrer öden und wilden Heimath vorzuziehen; damit hängt auch zugleich ihr zähes Festhalten an den hergebrachten Sitten und Gewohnheiten zusammen. Man erzählt von einem Isländer, den das Geschick in früher Jugend schon nach Schottland geführt habe, wo er erzogen und später ein geachteter und wohlhabender Kaufmann und glücklicher Familienvater geworden sei, der aber, als er einmal zufällig die Töne seiner Muttersprache vernommen, plötzlich vor Sehnsucht nach der Heimath erkrankt und nicht eher wieder genesen sei, als bis sein Fuß den heimischen Boden betreten habe. Aber noch bei weitem auffallender und wunderbarer ist ihre Vorliebe und ihr Eifer für Belehrung und wissenschaftliche Beschäftigungen, ein Zug ihres geistigen Lebens, den sie sich aus den früheren Zeiten des Mittelalters bewahrt haben, und der es erklärt, warum gerade in Island so viele der alten Lieder und Sagen der Skandinavier uns erhalten worden sind; man würde es kaum für glaublich halten, was darüber von diesen in elenden, dem Tageslicht fast unzugänglichen Hütten lebenden Hirten und Fischern berichtet wird, wenn es nicht so wohl beglaubigt wäre.

Es darf schon das für außerordentlich gelten, daß, was in Deutschland mit der ganzen Macht einer kräftigen und die Ordnung liebenden Staatsgewalt erstrebt und doch nicht immer vollkommen erreicht wird, daß nämlich Jedermann lesen und schreiben lerne, wie in Island der Fall ist, wo es doch bei dem zerstreuten Leben der Einwohner keine Elementarschule giebt und geben kann. Man findet hier wirklich kein Kind in einem Alter von über neun Jahren, das nicht lese und schriebe. Der Hausvater unterrichtet die Kinder wie die Dienstleute selbst, und alle Jahr besucht der Pfarrer zweimal alle Familien seines Kirchspiels und prüft die Kinder, wie es mit ihren Kenntnissen steht; das ist aber bloß die hergebrachte Sitte, nicht etwa Gesetz oder Vorschrift. Noch mehr. Nach Vollendung des elementaren Unterrichts setzt die Mehrzahl der Knaben ihre Studien noch weiter fort unter Leitung des Vaters oder des Geistlichen; denn der Besitz von Kenntnissen gilt unter den Isländern für das Ehrenvollste und Geschätzteste, und so finden sich unter diesen rohen und einfachen Hirten oft Kenntnisse verbreitet,

welche nicht selten Reisende in das maßloseste Erstaunen versetzt haben. Der Engländer Henderson traf auf einer Reise in das Innere zufällig auf einen jungen Bauer, der, als er erfahren, der Reisende sei ein Engländer, sich mit ihm in ein Gespräch über englische Geschichte, namentlich die des Protectors Cromwell und seine Zeit, einließ und durch seine genaue Kunde davon dem Fremden Bewunderung einflößte. Der junge Mann verdankte das alles einer in dänischer Sprache geschriebenen Geschichte Englands, und da ihm vor Kurzem zufällig ein deutsches Werk über denselben Gegenstand in die Hände gefallen war, so beschäftigte er sich in diesem Augenblicke damit, in seiner Hütte die deutsche Sprache zu erlernen, um das Buch lesen zu können. Es ist nicht selten, daß man solche Bauern antrifft, die lateinisch sprechen und lateinische, selbst griechische Autoren in der Ursprache lesen, wie sie denn auch öfter mit den literarischen Werken und den Verhältnissen der europäischen Nationen bekannt sind, mit denen vertraut zu werden sie gerade zufällig Veranlassung hatten. Als Henderson einst einem Bauern, der für die Thätigkeit der Bibelgesellschaften großes Interesse zeigte, einen Brief vorlas, den der persische König dem englischen Gesandten über die neue persische Bibelübersetzung geschrieben hatte und dabei zufällig bemerkte, der Brief sei im Jahre 1229 geschrieben, bemerkte ein dabei stehender Knabe, der Brief müsse ja sehr alt sein; sogleich belehrte ihn aber der Bauer, der Brief sei nicht nach christlicher Zeitrechnung, sondern nach der mohammedanischen der Hedschrah datirt. Der Pfarrer des Kirchspiels Bägihaa, Siradon Thorlackson, der 1819 gestorben ist, hat, ohne jemals Island verlassen und Unterricht im Deutschen und Englischen erhalten zu haben, Milton's verlorenes Paradies und Klopstock's Messiade in isländische Verse nach dem Versmaße, in welchem die Völuspa und andere Sagen gedichtet sind, übersetzt, und das hat der arme isländische Pfarrer, dessen ganzes Einkommen noch nicht dreißig Reichsthaler betrug, einzig aus innerm Drange und von der Lust an geistiger Thätigkeit getrieben gethan, denn die Mittel, solche Werke drucken zu lassen, fehlten ihm natürlich ganz.

Wird man nach Allen dem zu der Annahme gezwungen, daß den Isländern eine überaus hohe geistige Kraft beiwohnt, so darf andererseits doch nicht übersehen werden, daß die Natur des Landes wie die Art des Lebens viel dazu beiträgt, die wissenschaftlichen Beschäftigungen und Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern. Die Isländer haben namentlich im Winter nicht viel zu thun, denn die Sorge für das Vieh, das Einzige, was sie beschäftigt, nimmt nicht zu viel Zeit in Anspruch; sie haben dann also Muße für andere Arbeiten in Menge übrig. In der Mitte des Winters ist es fast die ganzen 24 Stunden über Nacht, die Sonne geht erst kurze Zeit vor Mittag auf und bald nach Mittag unter. Sind die nothwendigen Tagesarbeiten vollbracht, so versammelt sich die ganze Familie mit Einschluß der Dienstleute in der Badstofa; jeder setzt sich mit seiner Arbeit auf sein Bett, der Hausvater in die Mitte des Zimmers. Er unterrichtet die Kinder und Dienstleute, abwechselnd lesen auch einzelne, die er bestimmt, die alten Sagen der Isländer vor, an denen sie noch immer mit leidenschaftlicher Vorliebe hängen, und die früher durch Handschriften verbreitet waren, jetzt durch zahlreiche Drucke, welche eine besondere Gesellschaft in Kopenhagen veranlaßt hat, ihnen viel zugänglicher geworden sind. Es giebt auch besondere Sänger, die durchaus in der Weise der Rhapsoden in den ältesten Zeiten Griechenlands im Lande von Hof zu Hof umherziehen und so lange auf einem Hofe Unterkommen und Unterhalt finden, bis sie alle alten Sagen vorgetragen haben, die sie auswendig wissen. Manchmal treten an die Stelle derselben Lieder, auch die der Vorliebe des Volkes für Gedichte halber metrisch übersetzten, historischen Schriften der Bibel, die jetzt in keinem isländischen Hause fehlt; ehe man zu Bett geht, wird ein Kirchenlied gesungen oder ein Capitel aus der Bibel vorgelesen. So leben die isländischen Bauern den ganzen langen Winter über. Besuche bei Freunden und Bekannten sind äußerst selten, Vereinigungen zum Vergnügen, Tanz, Gesang, Spiel ganz unbekannt; man begreift es hiernach, wie in einem Volke von so hoher geistiger Kraft und so entschiedenen Fähigkeiten sich der wissenschaftliche Sinn und die Lust und Liebe an wissenschaftlichen Beschäftigungen in solchem Grade hat ausbilden können.

Erhalten und gefördert aber wird dieser Sinn entschieden durch die Geistlichen des Landes, in denen man die wahre Blüthe des isländischen Volkes erkennen muß, aus dem sie ganz und gar hervorgehen. Sie erhalten ihre Bildung zum Theil auf der einzigen gelehrten Schule, welche Island besitzt, und die lange Zeit in Bessastadir sich befand, seit Kurzem nach Reykjavik verlegt ist. Es ist eine Pensionsanstalt, in der einige vierzig Knaben unterrichtet und verpflegt werden, und deren Lehrer so besoldet sind, daß ihnen gewisse, der Anstalt zugehörende Bauerhöfe übergeben werden; daher sind alle Sommer über vier Monate lang Ferien, während derer die Lehrer auf den Höfen die Heuernte, Fischerei und andere Geschäfte besorgen, die Knaben ihren Anverwandten bei den gleichen Geschäften helfen. Was den Unterricht betrifft, so ist die Anstalt halb Gymnasium, halb theologisches Seminar, denn sie ist vorzugsweise zur Ausbildung der künftigen Geistlichen bestimmt, und auch diejenigen Knaben, welche später nicht in den geistlichen Stand treten, erhalten dennoch vollständig dieselbe Vorbildung wie die künftigen Pfarrer. Bei weitem nicht alle Knaben aber werden auf dieser Anstalt gebildet. Die wohlhabendsten Einwohner senden, und zwar jetzt mehr als früher, ihre Kinder zum Unterricht nach Kopenhagen, — ein Streben, das die dänische Regierung dadurch begünstigt, daß sie den in Dänemark gebildeten und erzogenen Isländern die einträglichsten Beamtenstellen verleiht; aber der größere Theil der Knaben wird namentlich für das geistliche Amt durch Privatunterricht im Hause des Pfarrers vorgebildet. Die Candidaten für das Pfarramt, mögen sie nun in dieser Art oder auf der gelehrten Schule ihre Vorbildung erhalten haben, werden nach Vollendung derselben ohne Unterschied auf einige Zeit zu ihrer fernern Entwickelung an gewisse Pfarrer überwiesen zur Unterstützung derselben, später vom Bischofe, der das Haupt der isländischen Geistlichkeit ist, geprüft und nach seinem Ausspuch für anstellungsfähig erklärt. Die Pfarrer unterscheiden sich weder im Aeußern noch in Lebensweise und den Beschäftigungen in irgend einer Hinsicht von den Bauern. Die Stellen sind durchweg schlecht und dürftig dotirt; gewöhnlich besteht die ganze Besoldung in dem Ertrage eines nahe bei der Kirche liegenden und der Gemeinde gehörenden Bauerhofes, den der Geistliche bewohnt und bewirthschaftet, er muß daher in den meisten Fällen Heuernte und Fischfang selbst besorgen, die Geräthschaften und Kleider selbst anfertigen und ausbessern, kurz alles das thun, was nur die Bauern des Kirchspiels vollbringen. Die Gebühren bei den kirchlichen Handlungen sind unbedeutend und werden immer in Naturalien entrichtet. Wenn unter diesen Umständen die Geistlichen bei den Einwohnern dennoch im höchsten Ansehen stehen, so verdanken sie das allein ihrer Gelehrsamkeit und ihren Kenntnissen, welche den Isländern allein Achtung und Ehrfurcht einzuflößen vermögen, und wenn das einerseits für sie ein Antrieb ist, an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung unablässig zu arbeiten, so werden sie dadurch andererseits wieder die Träger und Erhalter des wissenschaftlichen Sinns und Lebens

und verbreiten durch den Unterricht, welchen sie in den winterlichen Mußestunden den Kindern ihrer Gemeindeglieder ertheilen, Belehrung und Kenntnisse der mannigfachsten Art. Die Zahl der Pfarreien ist, wie es das zerstreute Leben der Isländer mit sich bringt, sehr groß; eine Bevölkerung von höchstens 70000 Menschen lebt in den 299 Kirchspielen, für die 177 Pfarreien eingerichtet sind, die Zahl der fungirenden Geistlichen beträgt 200. Neuerdings ist in Reykjavik auch eine katholische Mission mit zwei Priestern zur Bekehrung der lutherischen Ketzer gegründet; sie haben jedoch bis jetzt nur einen Eingeborenen zum Uebertritt bewogen.

So sind die heutigen Isländer beschaffen, die Nachkommen jener alten Isländer, die vor Jahrhunderten den Ruhm der tüchtigsten und kühnsten Seefahrer besaßen, die Küsten von Grönland und Nordamerika bis zum heutigen Neuyork herab entdeckten und befuhren, Colonien daselbst gründeten und Handel trieben, — die zu einer Zeit, als das ganze Europa unter strengen Lehensherrschaften stand, sich der freiesten republikanischen Verfassung erfreuten, durch ihre Vorliebe für die Sagen und Lieder der Skandinavier und durch ihre Anhänglichkeit an die Satzungen und Gebräuche des alten nordischen Heidenthums vor allen übrigen Europäern sich auszeichneten. Jetzt freilich sind diese glänzenden Eigenthümlichkeiten ihrer Vorfahren entweder ganz geschwunden, oder sie treten nur noch in schwachen Umrissen, in mannigfachen Modificationen hervor. Handel und Seefahrt treiben sie nicht mehr, ihre freie Verfassung ist ausgerottet, die politische Thätigkeit unterdrückt, nur noch die Liebe zu den alten Liedern, der wissenschaftliche Sinn, das Streben nach Belehrung ist geblieben, ja hat wohl noch zugenommen. Sie verdanken diese Veränderungen der Verbindung mit dem dänischen Staate, dessen Beherrscher, obschon im Grunde wohlmeinend und bereit, die Entbehrungen und Leiden ihrer isländischen Unterthanen zu mildern, doch darin fehlten, daß sie zu viel regierten und anordneten, und vor allem es für nöthig erachteten, alle freien geistigen Regungen der Isländer nach Möglichkeit zu unterdrücken. Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es nicht immer so bleiben wird; nicht immer werden sie wie bis jetzt vom übrigen Europa ausgeschlossen und vergessen sein; auch sie werden gewiß einst an der Entwickelung der europäischen Geschicke den Antheil nehmen, der ihnen nach der Lage und den Eigenthümlichkeiten ihrer Heimath, nach den geistigen Eigenschaften, welche sie auszeichnen, zukommt. Uns erscheinen sie jetzt freilich wie ein Mensch, der nach einer glänzenden, viel versprechenden Jugend später in beschränkte Verhältnisse zurückgetreten ist und im Mannesalter in der bescheidensten Zurückgezogenheit unter Armuth und Entbehrungen sein Leben führt.

Der Afrikareisende Georg Schweinfurth.

I.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, in Georg Schweinfurth besitzen wir Deutschen abermals einen Reisenden ersten Ranges, der sich seinen großen Vorgängern in Afrika, Barth, Overweg, Vogel, Beurmann, Rohlfs, würdig anreiht. Er zog aus als ein reisender Botaniker, aber die Zeit hat ihn zu einem botanisirenden Reisenden gemacht; wenigstens sagt er dieses selbst von sich. So Tüchtiges er auch in seiner Specialwissenschaft, der Botanik, geleistet haben mag, seinen größern Ruhm wird er stets als geographischer Reisender haben, seit er seinen kühnen Zug in die Aequatorialgegenden des unbekannten Afrika unternommen und uns zum ersten Male zuverlässige Kunde von den Niam-Niam und ihrem Lande gebracht hat.

Georg Schweinfurth stammt aus der alten deutschen Stadt Riga in Livland. Dort wurde er, als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, am 29. December 1837 geboren. Auch bei ihm hieß es: Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten; schon als Knabe liebte er die Naturwissenschaften, vertiefte er sich in das Lesen von Reisewerken. Als er eine sorgfältige Vorbildung genossen, bezog er, zwanzig Jahre alt, die Hochschule Heidelberg, dann studirte er weiter in München und Berlin, stets die Pflanzenkunde als sein Hauptfach betrachtend. Während seiner Studienzeit machte er Ausflüge nach den Ländern am Mittelmeere, nach Sardinien, nach dem Innern Rußlands. Dieses Alles waren aber nur kleine Vorbereitungen zu seinen größeren Reisen: denn die botanische Erforschung des ganzen Nilgebietes hatte er sich zur Lebensaufgabe gestellt, und von diesem großen Ziele ließ er nicht ab. Schon seine Heidelberger Promotionsschrift (Plantae quaedam Niloticae) handelte von diesem Thema, das er im Verlaufe von sieben Jahren auch weiter förderte, als irgend ein anderer vor ihm.

Im Jahre 1863 trat Schweinfurth, gänzlich auf eigene Mittel angewiesen, seine erstere größere Reise an; von Kairo aus machte er einen Abstecher nach dem damals im Entstehen begriffenen Suezcanale, über welchen er im „Globus“ VI, S. 33 berichtete, dann nach den Mosesquellen („Globus“ VI, S. 19) und weiter nach Kosseir und Sauakin, wobei er wichtige botanische Ergebnisse zu Tage förderte. Schon seine nächste, im December 1864 unternommene Reise, die ihn in dieselben Gegenden führte, sollte auch der Geographie zu Gute kommen. Von Sauakin aus drang er in die Gebirge der Ababde und der fanatischen Bischarin vor, so zum ersten Male nähere Kenntnisse über eine noch ziemlich unbekannte Gegend bringend, die den Europäern doch gleichsam vor der Thür liegt (Petermann's Mittheilungen 1864. 331). Dann zog Schweinfurth auf der Karawanenstraße von Sauakin nach Kassala in Taka, weiter nach dem Markte El Gedaref und endlich nach dem Hauptorte Metemmé in der Negerrepublik Galabat an der Grenze des abyssinischen Reiches, in dem damals Theodoros der Zweite noch mit starker Hand herrschte. Vom Mai bis November 1865 fand er gastfreundliche Aufnahme bei den deutschen Missionären in Metemmé, das so zum Centralpunkt seiner Forschungen an der abyssinischen Grenze wurde. Schweinfurth ging ein Stück an der Gandoa aufwärts, besuchte das Ras el Fil, hatte aber während dieser Zeit stark vom Fieber zu leiden, von dem er erst in Chartum sich wieder einigermaßen erholte. Ueber Berber, Sauakin und Suez reisend kehrte er im Sommer 1866 nach Deutschland zurück.

Zunächst beschäftigte Schweinfurth sich nun mit der Verarbeitung seiner überreichen Ausbeute. Vieles ist von ihm in botanischen Fachzeitschriften veröffentlicht worden; bekannter wurde seine „Pflanzengeographische Skizze des Nilgebietes“ sammt Karte in Petermann's Mittheilungen 1868;

auch gab er, um eigene Forschungen vermehrt, den Nachlaß des verstorbenen Botanikers Kotschy heraus (Reliquiae Kotschyanae 1866), der bekanntlich sein Vorgänger in der botanischen Durchforschung der Nilländer gewesen war.

Schweinfurth's eigene Mittel waren durch diese erste fast dreijährige Reise beinahe erschöpft, und doch hielt er seine Aufgabe noch lange nicht für gelöst. Er wollte weiter am Weißen Nil und am Gazellenstrom aufwärts vordringen, den Spuren des dort gestorbenen Landsmannes und Fachgenossen Dr. Steudner nachgehen und dessen unterbrochenes Werk vollenden. Nachdem er seinen Plan der mathematisch-physikalischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt, bewilligte ihm diese im Frühjahr 1868 die verfügbaren Gelder der „Humboldtstiftung für Naturforschung und Reisen". Wir wollen hier gleich hinzufügen, daß auch für 1869 und 1870 abermals dieses Stipendium im Betrage von je 2500 Thalern dem Reisenden in einer überaus ehrenvollen Weise verliehen wurde. Der Vorsitzende des Curatoriums, Du Bois Reymond, sprach sich dabei 1870 in folgender Weise aus: „Ist auch keinen Augenblick zu vergessen, daß der Reisende in einer Gegend weilt, die auf die Länge sich noch jedem weißen Eindringling in der einen oder andern Weise verderblich erwies, so darf man unserseits behaupten, daß so acclimatisirten und doch ungeschwächten Leibes, bei geringen Mitteln so ausgerüstet, bei aller Verwegenheit so besonnen und in Allem, was den Erfolg sichern kann, schon so erfahren, vielleicht noch kein Reisender in das Herz des gefürchteten Continents drang, während sein vielseitiger Forschungstrieb und seine rastlose Arbeitskraft in Ländern fast so neu, als werde, um mit Darwin zu reden, ein anderer Planet betreten, auf eine des Namens der Humboldtstiftung würdige wissenschaftliche Ausbeute hoffen lassen."

Am 30. Juni 1868 verließ Schweinfurth Berlin, am 20. August schiffte er sich in Suez ein und ging über Suakin nach Chartum (Petermann's Mittheilungen 1869, S. 53 und S. 281 nebst Tafel 15, auf welcher der neue Weg Schweinfurth's von Sauakin nach Berber eingezeichnet ist). Von dem deutschen Consul Duisburg auf das Freundlichste empfangen und von dem Generalgouverneur des Sudan, Djiaffer Pascha dem Zweiten aufs Nachdrücklichste unterstützt, gelang es ihm bald, mit dem in Chartum ansässigen koptischen Großhändler Ghattas einen Vertrag abzuschließen, mit demselben, der auch den italienischen Abenteurer Carlo Piaggia in die Niam-Niam-Länder befördert hatte. Ghattas übernahm es, gegen eine sehr ansehnliche Geldentschädigung Dr. Schweinfurth nach seinen am Bahr el Gasal gelegenen Seriben zu bringen, wobei er ihm Schutz und Unterhalt zusicherte.

Mit Spiritus, Pulver, Perlen, kupfernen Ringen als Tauschmitteln war Schweinfurth reichlich versehen. Was seine Verbindung mit den Elfenbeinhändlern und Sklavenjägern, dem „Abschaum der Menschheit", betrifft, so dachte er darüber außerordentlich verständig. Schweinfurth schreibt nämlich: „Als Cäsar unter den Piraten war, heulte er mit den Wölfen, später ließ er sie Alle hängen. — Dies ist auch mein Grundsatz, wie ich glaube, der einzig zuverlässige, wenn man die Zwecke der Wissenschaft im Auge behalten und diese nicht dem thörichten Verlangen opfern will, unter Verhältnissen den Sittenrichter spielen zu wollen, die uns nichts angehen."

Am 5. Januar 1869 verließ der Reisende Chartum auf einer eigenen Barke und erreichte nach einer sehr günstigen Fahrt bereits am 24. Januar Faschoda (Danab), den äußersten Punkt des ägyptischen Reiches unter 10° nördl. Br. Die weitere Fahrt auf dem Bahr el Abiad hat Schweinfurth in sehr ergötzlicher Weise („Kölnische Zeitung" 21. März 1870) geschildert. Das Schillukneger Land fand er dicht bevölkert und die Schwarzen selbst sehr feindlich; doch entging man glücklich einem beabsichtigten Angriffe. Schweinfurth setzte trotz der Gefahren ruhig seine Forschungen fort und verlor keinen Augenblick seinen vortrefflichen Humor.

„Ich hatte den ganzen Tag Wasserpflanzen aufgefischt, namentlich die auch in unseren Victoriahäusern cultivirte Pistia, welche, kleinen Kohlköpfen gleich, alle ruhigen Stellen des Flusses bedeckt. Die dabei erbeuteten zahlreichen Wasserthiere, Insecten, Würmer und Krebsthiere wandern in die Spiritusflaschen. Da nun ein solches Gemisch von grünen, braunen und rothen Wesen dem Inhalte einer Mixed-Pickles-Flasche sehr ähnlich sieht, so war mir wohl zu verzeihen, zumal ich die geleerten Flaschen dieser Art zur Aufbewahrung der Thiere benutze, daß ich einmal beide mit einander verwechselte und Schnecken, Tausendfüße, Blutegel ꝛc. mitten unter Pfeffergurken, Zwiebeln und spanischen Pfeffer schüttete. Von einem meiner Diener auf diesen Irrthum aufmerksam gemacht, sondere ich Pickles von Mixed und überlasse erstere den Leuten, welche dieselben vergnügt zu einer herzstärkenden Suppe verwenden. Daß der Geschmack derselben über europäische Vorurtheile erhaben ist, weiß ich längst, da ich schon früher zu den Schnäpsen, die ich an besondere Günstlinge vertheile, den Spiritus verwende, der bereits zum Ausziehen der Wasserthiere gedient hat. Das etwas trübe Gebräu wird einige Stunden stehen gelassen, die klar gewordene Flüssigkeit mit einigen Tropfen geschmackbetäubenden Pfefferwurzöls versetzt und nun als herz- und magenstärkendes Crambambuli verabfolgt."

Am 7. Februar kam es zu einer friedlichen Berührung mit den Schilluk. Wir hielten wegen conträren Windes mit unserer Flottille gerade an einem der endlos sich ausdehnenden Dörfer. Sofort strömten von allen Seiten die Neger herbei und eröffneten einen Markt, so lebhaft, wie ihn nur die größten Städte bieten können. Ganze Züge trugen Korn auf den Köpfen, andere Eier, Butter, Bohnen, Straußfedern ꝛc., andere boten ganze flatternde Büschel von Geflügel feil, während diese Scene im Umkreise von Bewaffneten umschlossen wurde, deren Lanzen wie ein Kornfeld zum Himmel starrten. Zwei Stunden waren so verflossen, die nöthigen Einkäufe gemacht (die hier geltenden Valuta sind weiße und rothe Glasperlen), als ein günstiger Wind sich einstellte. Der Zuzug aus den Dörfern dauerte ungeschwächt fort; in das wimmelnde Marktgewühl, in das Geschrei und Gesticuliren der sich nicht verstehenden Menschen hinein ertönte plötzlich der Knall der Signalschüsse. Das Getümmel, Geschrei und Auseinanderstieben, welches nun folgte, spottet jeder Beschreibung; die Schilluk, nicht minder furchtsam wie die Araber, wo sie der schwächere Theil sind, glaubten gewiß, jetzt „geht es los". Und es ging auch los, nämlich weiter zu Schiffe. Trotz des günstigen Windes ließen sich aber unsere Leute eine kurze Strecke weiter nicht abhalten, ans Land zu stürzen, wo unvorsichtige Hirten vergebens eine Kuh unter das dürre Gras zu verbergen suchten. Piff, paff, streckte sie die Beine an sich; in fünf Minuten war das Rind zerlegt, die Stücke auf den Barken vertheilt, in der Geschwindigkeit noch ein halbes Dutzend Ziegen und Hämmel aufgegriffen und die Weiterreise angetreten. In den Augen der Leute ist dieser offene Raub völlig erlaubt, erstens, weil die Schilluk Ungläubige sind, zweitens, weil sie vor einigen Jahren fünf Barken verbrannt haben, drittens und hauptsächlich, weil Rind- und Hammelfleisch gut schmeckt, besonders wenn man lange Zeit nichts als Durrabrei gegessen hat. Auch konnten meine braunen Beschützer noch einen vierten Grund anführen, daß sie nämlich allein von dem Viehreichthum der Schwarzen den richtigen Gebrauch zu machen verstehen. Alle Schilluk

und überhaupt die Neger der oberen Gewässer schlachten nie ein Rind, sondern verzehren nur die natürlichen Todes sanft entschlafenen, da sie den Besitz der lebenden als das Endziel ihres Daseins betrachten; die Kühe sind ihre Guineen und Napoleond'ors, sagen die Nubier, wir essen aber diese Guineen, die in den Händen der Neger stets todtes Capital bleiben.

„An demselben Tage hatte ich die Freude, meine Augen an dem ersten Papyrusbusch zu weiden. Hier erst, viele Hundert Meilen südlich von seiner frühern ägyptischen Wohnstätte, findet sich heute der „Vater des vereinigten Gedankens" einheimisch; von dort besitzt noch kein Museum Proben dieser vergötterten Pflanze, welche der Gegenstand zahlreicher botanischer und antiquarischer Speculationen und dickleibiger Bücher geworden ist; in den nächsten Tagen sammelte ich daher und präparirte Exemplare, welche eine halbe Kameelslast ausmachen."

Aus allen Erdtheilen.

Sanct Domingo und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In diesen Blättern ist häufig darauf hingewiesen worden, daß sowohl die innere wie die auswärtige Politik Nordamerikas sich mehr und mehr entfernt von den Ueberlieferungen und Maximen, welche die „Väter der Republik" für das Gedeihen des Landes ersprießlich hielten. Durch die von der radical-republikanischen Partei erzwungenen Amendements zur Bundesverfassung ist die „Republik der weißen Menschen" beseitigt und ein neues Staatsrecht geschaffen worden. Dieselbe Partei, welche seit 1861 herrscht, hat aus ihren Centralisirungsgelüsten kein Hehl gemacht; sie hat Alles aufgeboten, um dem Congresse so viele Rechte als möglich auf Kosten der Einzelstaaten in die Hände zu spielen. Nun denkt man auch an das Annectiren, und in dieser Beziehung ist die demokratische Partei nicht verständiger als die republikanische. Wenn man früher sagte, alles Land vom hohen Norden bis zur Landenge von Panama müsse der großen Republik einverleibt werden, so dachte man nur an das Festland. Aber seit 1856 sind gierige Blicke auch auf Cuba geworfen worden, das gekauft werden sollte. Jetzt wartet man ab, weil man die Perle der Antillen im Fortgange der Zeit sehr wohlfeil oder ganz umsonst haben zu können glaubt. Dafür hat aber der Präsident Grant die Erwerbung der dominicanischen Republik aufs Tapet gebracht. Er verlangte dieselbe schon im vorigen Jahre, konnte aber im Senate nicht die erforderliche Stimmenzahl für sein Project erhalten; die Verwirklichung desselben würde dann nothwendig auch die Einverleibung der durch und durch anarchisch zerrütteten Negerrepublik Haiti, welche den kleinern Theil der Insel St. Domingo bildet, im Gefolge haben. Der Senat verwies den Präsidenten, dessen große Unzulänglichkeit und geistige Impotenz schon längst von seiner eigenen Partei scharf getadelt wird, auf die guten, alten Traditionen; ihnen gemäß sollen die Vereinigten Staaten kein Gebiet in Besitz nehmen, das nicht mit dem Festlande zusammenhängt, und überhaupt keine sogenannten Dependenzen haben.

In seiner jüngsten Botschaft ist nun Grant abermals auf seinen Plan zurückgekommen. Er möchte aus einer Annexion Sanct Domingos politisches Capital für sich machen und speculirt schon auf die nächste Präsidentenwahl, bei welcher er als Bewerber aufzutreten gedenkt. Er sagt:

„Die Regierung von Sanct Domingo hat freiwillig um die Annexion nachgesucht. Sie ist schwach; das Gebiet zählt nur etwa 120,000 Seelen, ist aber eines der gesegnetsten unter der Sonne und könnte bequem zehn Millionen Menschen ernähren. Die Bewohner sind nicht im Stande, sich in ihrer gegenwärtigen Lage zu erhalten und müssen von auswärts her Unterstützung haben. Sie sehnen sich nach dem Schutz unserer freien Staatseinrichtungen und Gesetze, unserer Civilisation und unseres Fortschrittes. Sollen wir sie zurückweisen?"

„Die Erwerbung ist wünschenswerth wegen der Lage Sanct Domingos. Die Insel beherrscht die Einfahrt zur Caraibischen See und den Transitverkehr über den Isthmus. Sie hat den üppigsten Boden, die schönsten Häfen, gesundes Klima und ist überreich an Producten des Waldes und an Metallen. Ihr Besitz wird binnen wenigen Jahren für uns einen ungeheuern Küstenhandel ins Leben rufen und unserer herabgekommenen Handelsmarine wieder aufhelfen. Sie wird uns solche Artikel liefern, welche wir nicht erzeugen, aber in großer Menge verbrauchen, und eine Ausgleichung zwischen unseren Einfuhren und Ausfuhren herstellen. Im Fall eines Krieges, wird sie uns die Herrschaft über die westindischen Inseln sichern und kein Feind wird dann unsere Küsten zu einem Stelldichein seiner Flotte machen können. Gegenwärtig wird unser Küstenhandel zwischen den Staaten am Atlantischen Ocean und jenen am Mexicanischen Golf durch die Bahama-Inseln und die Antillen durchschnitten; wir müssen zweimal durch fremdes Gebiet fahren, wenn wir zur See von Georgia aus nach der Westküste von Florida gelangen wollen."

Grant betont weiter, daß die Insel, wenn sie eine feste Regierung habe, vielen tausend Arbeitern lohnende Beschäftigung geben werde; die benachbarten Inseln würden des Segens der Freiheit theilhaftig zu werden suchen; Portorico und Cuba würden die Sklaverei nicht mehr aufrecht erhalten können (— deren Abschaffung bekanntlich durch die neueren spanischen Gesetze angebahnt worden ist; die Emancipation wird eine allmälige sein —). Die Insel werde dann viele Producte der nördlichen und westlichen Staaten kaufen; ein Gleiches werde mit den Nachbarländern der Fall sein. Sie werde wesentlich beitragen, die gewaltige Schuldenmasse der Union völlig tilgen zu helfen. Ihre Erwerbung entspreche durchaus der Monroe-Doctrin, sei eine Maßregel des nationalen Schutzes; durch sie werde der „gerechte Anspruch" der Union auf controlirenden Einfluß über den Handel befestigt, welcher den Weg über die Landenge von Darien nehme. Die herrliche Bai von Samana dürfe man nicht in die Gewalt irgend einer europäischen Seemacht fallen lassen.

Ein Kannibalenhäuptling auf den Fidschi-Inseln.

Was wird im Laufe von zehn oder zwanzig Jahren aus dieser herrlichen Inselgruppe in der Südsee werden? Von Australien und auch aus Nordamerika strömen immer mehr Kaufleute, Abenteurer und Missionäre dorthin, und der Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr gewinnt an Ausdehnung. Die Zahl der Weißen wird gegenwärtig wohl die Ziffer von 4000 erreicht haben. Ein Theil der auch in ethnologischer Hinsicht sehr interessanten Urbewohner hat die Menschenfresserei aufgegeben, seitdem Ochsenfleisch zu haben ist; viele leben im Frieden mit den weißen Eindringlingen, ihr König Thakombau ist mürbe gemacht worden und hat sich offenbar mit guter Miene in die neuen Verhältnisse und das Unabwendbare gefügt. Als einige seiner Unterthanen ein paar nordamerikanische Matrosen verspeist hatten, kostete ihn diese Liebhaberei 80,000 Dollars, welche er als Schadenersatz zahlen mußte, und da er über eine solche Summe nicht verfügen konnte, mußte er, um das Geld herbeizuschaffen, ein paarmal hunderttausend Morgen des schönsten Landes an eine

australische Compagnie verkaufen, welche außerdem noch große Privilegien erhielt. Wir haben seiner Zeit diese Angelegenheit im „Globus" ausführlich erzählt.

Nun ist wieder ein nordamerikanisches Kriegsschiff auf den Fidschi-Inseln gewesen, die Kriegsslup „Resaka", um Genugthuung für einige Unbilden zu nehmen. Der ganze Vorgang ist charakteristisch. Die Stämme im Innern halten zäh an ihren Ueberlieferungen und sind in Bezug auf die Anthropophagie durch und durch altconservativ; König Thakombau, der in Levuka auf der Insel Viti Lewu residirt, ist ihnen als Freund der Weißen und als Reformer bitter verhaßt. An der Küstenstrecke von Nakiraki ist Bolabola Häuptling; er hat sich seit längerer Zeit sehr unangenehm gegen die Amerikaner und die friedlichen Fidschileute betragen. Mit ihm wollte die „Resaka" Abrechnung halten. Thakombau und zwei seiner Söhne waren mit auf dem Dampfer, und der König wußte es zu veranstalten, daß dieser Bolabola an Bord kam. Man traf ein Uebereinkommen, demgemäß Thakombau bei der amerikanischen Regierung mit 10,000 Dollars sich dafür verbürgen sollte, daß Bolabola nie mehr nach der Nakirakiküste zurückkehre. Darauf steuerte die „Resaka" mit ihrem Gefangenen nach Lewuka.

Unterwegs äußerte der König, daß er nach seiner Ankunft in Lewuka eine Versammlung von Weißen und Fidschileuten, welche letztere auch schwere Anklagen gegen Bolabola vorzubringen hätten, einberufen wolle; falls derselbe schuldig befunden werde, gedenke er ihn aufzuhängen, auch um Anderen, die etwa Lust hätten, in die Fußtapfen des Bösewichts zu treten, zu warnen. Als Bolabola davon hörte, fühlte er sich schuldbewußt; es war festgestellt worden, daß er einen weißen Mann vergiftet und mehrere Fidschileute aufgefressen hatte. Um also dem Galgen zu entgehen, sprang er, als das Schiff nur noch vier Miles von Lewuka, aber nur etwa eine Mile von der Küste entfernt war, über Bord, und man hat seitdem nichts mehr von ihm gesehen oder gehört.

Im Jahre 1866 eroberte Thakombau die Bezirke Bugalei und Wiria, welche sich gegen ihn aufgelehnt hatten. Während des Krieges forderte er den Häuptling von Matailobau auf, den Häuptling Muikalou von Soloiva als Gefangenen nach des Königs Residenz Bau zu schaffen. Das that jener; er hoffte, daß dem letztern nicht gestattet werde, in seine Berge zurückzukehren. Das geschah nicht; Muakolu erhielt strenge Ermahnungen und durfte dann heimgehen. Diese hatten aber nicht gefruchtet, denn er erklärte, daß er aus Rache seinen Feind Matailobau auffressen werde. Seitdem führt er Krieg gegen denselben; ein Soloiradorf, Nakoro balavu, hat mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht und die Folge war ein Blutbad. Als am 12. August alle Männer desselben in ihren Gärten arbeiteten, wurden sie von fünf Seiten her zumal überfallen und nebst den meisten Frauen und Kindern niedergemacht, 260 an der Zahl.

Es versteht sich von selber, daß die Fehde ihren Fortgang nimmt. Auch auf den Fidschi-Inseln vermindert sich die Zahl der einheimischen Bevölkerung rasch, und in nicht geringem Maß auch durch Kriege, welche mit großer Barbarei geführt werden.

Der Aussatz auf den Sandwichs-Inseln. Diese unheilbare Krankheit greift auf dem Hawaii-Archipelagus immer mehr und in sehr bedenklicher Weise um sich. Im vorigen Jahre hat ein Wiener Arzt, Dr. Bechtinger, dessen Buch über die Südsee wir seiner Zeit erwähnten, aus eigener Beobachtung umfassende Schilderungen gegeben. Jetzt lesen wir in einem Bericht aus Honolulu vom 25. October („Newyork-Herald", 16. November), daß die Regierung alle auf den verschiedenen Inseln zerstreut lebenden Aussätzigen einer speciellen Untersuchung hat unterwerfen lassen. Die Aerzte erklären, daß die Krankheit um sich greife, weil man keine wirksamen Mittel anwende, die von ihr ergriffenen Leute völlig vom Verkehr mit anderen abzusondern. Im Bezirke von Honolulu fanden sie gegen 50 Kranke, von welchen 30 isolirt wurden. Die übrigen beließ man zu Hause, sie sollten sich aber allmonatlich einmal zur Inspection stellen. Das ist sehr unverständig, weil nun sicherlich noch andere angesteckt werden. Bis vor Kurzem wurden nur Eingeborene vom Aussatze befallen, seit einiger Zeit ist er aber auch bei einigen Weißen aufgetreten; wie und wodurch das jetzt gekommen ist, hat man noch nicht erklären können. In den Schulen für polynesische Kinder hat sich die Krankheit bei mehreren Mädchen und Knaben gezeigt. Ein Weißer nahm ein junges Mädchen aus gemischtem Blut als Hülfsmagd in ein Haus, obwohl ein Arzt ausdrücklich erklärt hatte, daß bei demselben Anfänge zur Leprose unverkennbar seien. Diese Kindsmagd wurde dann sofort weggeschickt und ihre Mutter gewarnt. Man hielt sie eine Weile fern vom Verkehr mit ihrer Familie, als man aber in der Ueberwachung nachließ, bekam auch ihre Schwester den Aussatz. „So geht es fort, und es ist kaum eine Hoffnung, daß die Hawaiier vor dem völligen Untergange bewahrt bleiben."

* * *

— Dr. Nachtigal hat seine Reise von Mursuk durch die Sahara glücklich zurückgelegt und ist am 6. Juli 1870 in Kuka, der Hauptstadt von Bornu, eingetroffen. Beim Sultan Omar, welchem er von Seiten des Königs von Preußen werthvolle Geschenke überbrachte, ist er ausgezeichnet empfangen worden.

— Herr Theodor Kirchhoff sprach, wie manche Leser sich erinnern werden, seine Verwunderung darüber aus, daß man in vielen Theilen von Texas über den Anbau der Baumwolle den Getreidebau vernachlässige und Mehl sogar aus Chicago am Michigan-See beziehe. Wir lesen jetzt, daß man in Texas verständig genug geworden sei, um den Anbau der Baumwolle etwas einzuschränken und dafür statt derselben Weizen für den eigenen Bedarf zu erzeugen.

— Das unterseeische Telegraphentau zwischen Singapore und Batavia auf Java ist in der ersten Hälfte des December 1870 gelegt worden; am 10. December war die Arbeit vollendet und das Kabel sofort in voller Wirksamkeit. Die Linie soll von Batavia durch den östlichen Archipelagus nach Australien weitergeführt werden.

— Der transandinische Telegraph zwischen Argentinien und Chile war im October so weit fortgeschritten, daß der Betrieb der ganzen Strecke zwischen Buenos Ayres und Valparaiso um Neujahr 1870 eröffnet werden sollte. — Eine Linie von Cordova nach Jujuy, also bis in die Nähe der Grenze von Bolivia, ist im Bau.

— Die Rinderpest ist fast gleichzeitig in Argentinien und in Oregon aufgetreten.

— Die bolivianische Regierung giebt sich Mühe, Colonisten in ihr Land zu ziehen. Im November ist von Boston aus eine Anzahl von Nordamerikanern nach Bolivia abgesegelt, um sich am Beni anzusiedeln. Dieser ist bekanntlich einer der drei Quellflüsse des Madeira, strömt durch ein ungemein fruchtbares Gebiet und wird vom Amazonenstrom her bequem zu erreichen sein, sobald die projectirte Eisenbahn, den Katarakten des Madeira entlang, hergestellt sein wird.

— Für den Staat Kentucky hat die Zählung 1,432,695 Köpfe ergeben, 277,011 mehr als im Jahre 1860.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XVIII. **№ 24.**

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Januar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. **1871.**

Die Diamantenfelder in Südafrika.

Bis in die jüngsten Jahre hinein hat keine überseeische Colonie eine so ruhige Bevölkerung gehabt, als das südafrikanische Capland. Die Kriege gegen die Kaffern sind längst vorüber; die mißvergnügten Bauern holländischer Abstammung zogen vor einem Menschenalter nach Norden und gründeten zwei Republiken, in welchen sie nach ihrem Wohlgefallen leben. Ihre Fehden mit den Basutos waren von keinem Belang für die Region im Süden und Osten; die Colonisten baueten Getreide und Wein, in Natal auch Zucker und Baumwolle; sie führten ihr Hauptproduct, die Schafwolle, in jährlich steigenden Quantitäten aus, und Handel und Schifffahrt gingen vorwärts in normaler Weise. Auch baueten sie Straßen und Eisenbahnen und nahmen neue Bodenstrecken unter Anbau. Die reichen Kupfergruben an der Westküste im Groß-Namaqualand wurden im Auftrage der „Cape Copper Mining Company" ausgebeutet und zogen keine unternehmenden Abenteurer an. Diese Gruben sind, beiläufig bemerkt, so ergiebig, daß aus denselben von October 1869 bis dahin 1870 mehr als 1000 Tonnen des besten Kupfererzes verschifft wurden.

Von bewegten Tagen, in welchen die Ansiedler große Aufregungen erfahren hätten, wie jene in Australien und Californien, war keine Rede im Caplande. Eine Art von Goldfieber, jedoch mit milden Symptomen, trat erst auf, als vor einigen Jahren unser Landsmann Karl Mauch so viel von dem unerschöpflichen Reichthum der Goldgruben im Norden der transvaalschen Republik, jenseits des Limpopostromes, im Gebiete der Matebele-Kaffern, zu erzählen wußte. Auch aus der Capcolonie zogen einzelne Abenteurer nach den Tatin-Goldfeldern; sie schlossen sich unternehmenden „Diggers" an, welche aus Neuseeland, Australien und Californien gekommen waren, um ihre Praxis in Südafrika auszuüben. Die meisten sind enttäuscht heimgewandert, obwohl Nachrichten vom October 1870 wissen wollen, daß neuerdings die Tatin-Gruben reiche Ausbeute liefern.

Daß Südostafrika ergiebig an Gold ist, weiß man seit den Tagen des hohen Alterthums. Hat man doch König Salomo's Ophir auch nach der Sofalaküste verlegt, und es ist möglich, daß dieselbe schon in den Tagen des prunkliebenden Judenkönigs besucht wurde. Unter Ophir verstehe ich jedoch keine geographisch streng begrenzte Oertlichkeit, sondern eine weite Region am Indischen Ocean, welche Theile der afrikanischen Ostküste und der westlichen Küste Indiens umfaßte. Die Portugiesen, welche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an den Gestaden Ostafrikas sich festsetzten und Eroberungen machten, verlegten dieses Ophir nach den Goldgruben von Manika, also in das Innere von Sofala, und wir wissen, daß noch gegenwärtig dort die eingeborenen Batonga in einfachster Weise das edle Metall aus dem Sande und aus dem Schlamme der Bäche waschen; aber jene schwarzen Leute schätzen Kupfer höher als Gold. Dieses letztere ist, wie die Berichte vom November melden, nun auch in den Drakenbergen, an der Ostgrenze des Basutogebietes, gefunden worden, und sowohl in Capstadt wie in Port Natal, Elizabethtown und Neu-London hatten die Bewohner „eine gesteigerte Goldsensation".

Dieselbe will jedoch wenig bedeuten im Vergleiche zu der „Diamantensensation", und diese erklärt sich, wenn man Berichte liest, wie z. B. den folgenden, dessen Wahrhaftigkeit man in der Colonie nicht bezweifelt. Ende Octobers wurde



Die Diamantenfinder in Südafrika, am Vaalflusse.

aus den „Diamantfeldern“ geschrieben: „Fortwährend findet man Diamanten in großer Menge und von erheblichem Werthe. Am Vaalflusse sind 8000 bis 10,000 Leute mit dem Suchen der edeln Steine beschäftigt. Wie durch Zauberschlag waren Gasthöfe, Waarenbuden und Concertsäle entstanden, und in den Feldern erscheinen bereits zwei Zeitungen. Steine von 20 bis 30 Karat sind etwas ganz Gewöhnliches. Lieutenant Vibart, der mit einer Partie von Natal her in die Felder gekommen war, hat 55 Diamanten im Werthe von 140,000 Pfund Sterling gesammelt; einer derselben hält 105 Karat; ein anderer, welchen er als den „Stern von Beaufort“ bezeichnet, hat 88 Karat!“

Uebertreibungen sind, wie in neuen Gold- und Silberregionen, so auch in den Diamantfeldern an der Tagesordnung, und man thut wohl, die Angaben im Allgemeinen um 50 oder auch um 75 Procent zu reduciren. Wir lasen im October in einer Nummer der Londoner „Daily News“ eine Bekanntmachung der Londoner Firma J. N. de Jongh und Sohn, in welcher diese holländischen Juwelenhändler hervorheben, daß die aus den Diamantfeldern nach England gelangten Steine keineswegs den Erwartungen entsprächen, welche man vom Cap her rege gemacht habe. „Wir haben eine große Anzahl solcher Steine geprüft und können mit Bestimmtheit versichern, daß sie weder in Quantität noch in Qualität einen Vergleich mit den brasilianischen aushalten. Am Cap findet man wenige oder gar keine Leute, welche sich auf die Beurtheilung von Diamanten verstehen, und die Preise, welche man dort für dieselben annimmt oder feststellt, sind fictiv, sind willkürliche Annahmen. Hier nur ein Beispiel. Eine Parcelle Diamanten war hierher consignirt, und der Werth auf 500 Pfund Sterling angegeben worden; nach genauer Prüfung stellte sich jedoch derselbe auf weniger als 80 Pfund Sterling. Wenn die anderen Diamanten Südafrikas sich von denen, welche bisher nach London gekommen sind, nicht erheblich an Quantität und Qualität unterscheiden, dann hat es lange keine Gefahr, daß die Diamanten überhaupt im Preise zurückgehen.“

Wie dem auch sein möge: Diamanten werden im nördlichen Theile der Capcolonie, am Vaal und Oranjeflusse in nicht geringer Menge gefunden, und in Capstadt hält man allwöchentlich eine Diamantenauction ab. Im Jahre 1869 machte der „Stern von Südafrika“, der angeblich erste Diamant, welcher zum Vorschein kam, ungeheures Aufsehen, und man ging so weit, ihn mit dem indischen „Berge des Lichtes“, dem berühmten Koh i nur, zu vergleichen. Einer von jenen Hausirern, die als „Togtengänger“ weit und breit umherziehen, traf mit einem Kaffer zusammen, der als Zauberdoctor bei seinem Hocuspocus auch einen glänzenden Stein gebrauchte. Er schrieb demselben geheimnißvolle Wirkungen zu und wollte sich anfangs nicht von ihm trennen. Als aber der Hausirer sein Angebot steigerte und nach und nach so weit ging, ihm allerlei Waaren, deren Geldwerth etwa 2500 Thaler betragen mochte, zu bieten, widerstand er nicht länger und gab den Zauberstein fort. Mit diesem begab sich der Togtengänger, dessen Name Nieuwkerk ist, nach Hope Town, wo er ihn an das jüdische Handlungshaus Lilienfeld verkaufte. Dasselbe will ihn mit 11,200 Pfund Sterling bezahlt haben, also mit reichlich 75,000 Thalern. Der „Stern von Südafrika“ gab sofort zu einem Processe Veranlassung. Eine „Colonialcompagnie“ ließ ihn gerichtlich mit Beschlag belegen, weil er ihr gehöre! Der Diamant sei nördlich vom Oranjeflusse gefunden worden, im Gebiete des Griquahäuptlings Waterboer, und dieser habe unbedingt und auf immer Alles, was dort an edeln Metallen und Steinen gefunden werde, der Compagnie überlassen. Das Gericht entschied indeß gegen die letztere; Lilienfeld traf mit seinem „Stern“ am 1. Juni 1869 in Capstadt ein, und derselbe wurde dort zuerst auf 20,000, bald nachher auf 40,000 Pfund Sterling abgeschätzt!

Dem Berichte eines Dr. Winthall zufolge („Newyork Herald“ 13. October 1870) war aber der „Stern von Südafrika“ nicht der erste Diamant. Ein Hausirer, der früher in Amsterdam, wo bekanntlich mehrere Diamantschleifereien sind, das Geschäft kennen gelernt hatte, kam an die Wohnung eines Bauern; vor der Thür spielte dessen kleine Tochter mit einem Steine, den sie in der Nähe an einem Bache gefunden hatte. Es war ihm ein Leichtes, denselben für einige Bänder und andere Kleinigkeiten zu bekommen, und er brachte ihn nach Port Elizabeth, wo der französische Consul, als Kenner, den Stein für einen echten Diamanten erklärte. Er wurde dann nach Amsterdam geschickt, dort geschliffen und auf etwa 5000 Pfund Sterling abgeschätzt.

Der zweite Diamant befand sich allerdings, auch nach Winthall's Bericht, im Besitz des Zauberdoctors, welcher ihn als Amulet gegen Bosheit seiner Feinde und gegen Krankheiten betrachtete. Er war schlau gegen den Käufer und trieb den Preis, wie schon oben gesagt wurde, in die Höhe. Für den Erlös kaufte er sich etwa ein Dutzend Weiber, viele Ochsen und Schafe, und er ist nun ein reicher Mann, der von seinen Landsleuten beneidet wird.

Nun brach das Diamantenfieber aus und bald war der Weg von der Ostküste nach dem Vaal und dem Oranje sehr belebt. Winthall schildert, wie es auf den Reisen der Diamantensucher zugeht. Sie bezeichnen sich nicht als „Diggers“, sondern als Finder. Gewöhnlich bildet Port Elizabeth, in der östlichen Abtheilung der Capcolonie, an der Algoabai, mit mehr als 15,000 Einwohnern und als Handelsstadt bedeutender als Capstadt, den Ausgangspunkt. Es unterhält schon seit Jahren lebhaften Verkehr mit dem Kafferlande und der Oranjerepublik, und ist mit der Provinzialhauptstadt Grahams Town durch eine Eisenbahn verbunden. Dort finden die Abenteurer alle Gegenstände, welche sie zu ihrer Ausrüstung nöthig haben. Sie ziehen über Uitenhage gen Norden etwa 250 Miles weit durch eine zumeist öde Gegend bis Graaf Reinet. Man trifft unterwegs auf vereinzelte Farmen, theilweise mit Weingärten, aber in Abständen auch auf Einkehrhäuser, in denen es an Erfrischungen nicht fehlt; man kann sogar besondere Wohnzimmer und recht gute Bedienung haben. Der Finder verschmäht indeß gewöhnlich solchen Luxus des civilisirten Lebens; er schläft gern in seinem Karren unter freiem Himmel und satt essen kann er sich alle Tage. Schöpsen-, Ziegen- und Antilopenfleisch fehlt ihm nie, mit Rindfleisch ist es jedoch nicht so gut bestellt, denn man schont die Ochsen. An Wachholderbranntwein und Capwein hat er auch keinen Mangel.

Winthall hatte Pferde vor sein Geschirr gespannt, nicht Ochsen. Die Rosse vom Cap sind ungemein ausdauernd, schwer wie die Brabanter, aber viel flinker, denn sie legen manchmal anderthalb deutsche Meilen in der Stunde zurück. Unterwegs läßt man sie frei grasen; sie sind eine Kreuzung zwischen englischer und holländischer Race. Zur Bedienung hatte der Reisende einen Malayen und einen Hottentoten; der erstere war Treiber, der andere hielt nur die etwa 20 Fuß lange Peitsche, welche er ungemein gewandt handhabte und mit der er munter genug klatschte. Es ist wunderbar, wie geschickt ein Hottentot mit diesem seinem Lieblingsinstrument umzugehen weiß. — Die Capregierung verdient Anerkennung für die Sorgfalt, welche sie dem Bau von Straßen zugewandt hat; dieselben führen bis weit in das Innere des Landes und werden trefflich unterhalten. Man verwen-

det dazu Sträflinge, weiße sowohl wie schwarze. In vielen Gegenden ist übrigens das Land gebirgig und in den unbewohnten Gegenden hat man nicht selten Mühe und Noth, weiter fortzukommen.

Graaf Reinet ist ein angenehmes, hübsches Städtchen in anmuthiger Gegend. In den Gärten zieht man Apfelsinen und Wein, der geschätzt und in Menge ausgeführt wird; auf den Feldern bauet man Mais, Weizen und Gemüse; vor den Häusern wachsen schöne Lindenbäume. Es ist bemerkenswerth, daß die Hottentoten das Brot aus Mais jenem aus Weizen vorziehen und das letztere verschmähen; die Weißen haben ein Vorurtheil gegen den Mais, bei welchem die Gelben so trefflich gedeihen, daß man sagt, sie mästeten sich damit. Die Entfernung von Graaf Reinet nach den Diamantfeldern beträgt noch 220 englische Meilen; der Weg führt über ein steiles Gebirge, den sogenannten Oderberg; weiterhin kommt man nach dem Dorfe Hannover, welches eine Art von Centralpunkt für die holländischen Bauern katholischer Confession bildet. Diese halten dort von weit und breit her einige Mal im Jahre Zusammenkünfte; in der Kirche finden die Trauungen statt, nach dem Gottesdienste wird getanzt. Weiterhin, schon dem Diamantenwasser nahe, liegt Colesberg, ein früher armseliger Platz zwischen Bergen, in dem engen Thale des Oranje. Hier ist die Temperatur niedriger als in den tiefer liegenden Ortschaften Graaf Reinet und Hannover; die Südfrüchte kommen nicht mehr fort, desto besser die Apfelbäume. Der Oranje hat in den Sommermonaten ein trockenes Bett, aber in der Regenzeit schwillt er mächtig an, strömt mit großer Gewalt und richtet Verwüstungen an. Die Fährboote, welche man dann zum Ueberfahren benutzt, sind plump und können bei vollem Hochwasser nicht benutzt werden, die Strömung ist dann viel zu reißend.

Vom Oranje bis zu dessen Nebenflusse, dem Vaal, hat man dann noch drei gute Tagereisen. Die ganze Gegend zwischen beiden Flüssen ist „Diamantenland“ und gebirgig. In demselben liegt die Missionsstation Philapolis, auch Neu-Philadelphia genannt. Von dort setzt man über einen tiefen, fischreichen Fluß und gelangt in zwei Tagen nach Bloemfontein, das am Vaal liegt. —

Ein anderer Reisender, von Ronn, aus Port Elizabeth, besuchte im vorigen Herbst die Felder und entwarf an Ort und Stelle eine Skizze, welche unsere Illustration wiedergiebt; auch er schildert die Gegend am Vaal als rauh und steinig, aber das Flußthal selber fand er geradezu lieblich. Dort wachsen Weiden und andere große Bäume; die Hügelabhänge, obwohl sie Basaltstein sind, vergleicht er mit jenen an der obern Themse. Beiden Ufern entlang fand er auf weiten Strecken eine unzählige Menge von Zelten und Wagen, und auf einem verhältnißmäßig nicht ausgedehnten Raume waren wohl an 4000 Leute in Thätigkeit. Manche hatten schon am Tage nach ihrer Ankunft gutes Glück gehabt und einen reichen Fund gethan, andere waren schon wochenlang thätig gewesen, ohne ihre Mühe auch nur im Geringsten belohnt zu sehen.

Das Verfahren beim „Suchen“ ist sehr einfach. Man hauet in den zähen, aus Stein und Kies bestehenden Boden hinein, schafft die Stein- und Erdmasse bis dahin, wo man Wasser hat, wäscht die Kiesel rein und prüft dann alle einzelnen, mit oder ohne Brille. Die „Wiegen“ sind nicht bloß am Tage, sondern vielfach auch vom Einbruche der Dunkelheit bis zum Morgen in Thätigkeit. Bei Tage war das Wetter sehr heiß, Nachts aber mehrmals so kalt, daß zum Trocknen aufgehängte Wäsche steif gefror. Das war allerdings in einem dortigen Wintermonate; während des Sommers soll die Hitze drückend sein.

Die Finder schütten von dem ausgewaschenen und schon durchsuchten Kies eine Lage in ihr Zelt oder ihre Hütte, in welcher sie den Fußboden bildet, und spähen, wenn sie im Bette liegen, umher, ob nicht irgend ein Stein glitzere. Mehrere haben auf solche Weise einen werthvollen Fund gemacht, und jetzt möchte Jeder, wenn auch nicht im Schlafe, doch vom Lager aus Diamanten entdecken.

Lebensmittel waren nicht theuer, auch gute Getränke konnte man zu mäßigen Preisen haben. Von Unordnungen und wilden Auftritten, wie sie nach den Goldentdeckungen in Californien und Australien so oft vorkamen, findet sich keine Spur; die Capcolonie hat glücklicherweise weder amerikanische Raufbolde noch australische Sträflinge. Allerdings giebt es auch einige Trinker und Spieler in der großen Menschenmenge, im Allgemeinen jedoch geht Alles ordentlich und sittsam zu. Die Holländer haben sogar Frauen und Kinder mitgebracht und das Lager gleicht zuweilen einem Picknick.

Man giebt sich der Hoffnung hin, daß am Vaal bald eine blühende Stadt entstehen werde, die natürlich keinen andern Namen führen kann, soll und darf als — Diamantopolis. Warum auch nicht? Die Hauptgrundlagen sind schon vorhanden: Billardsäle, einige Musikhallen (Leinwandzelte), auch eine Spielhölle! Alles Andere wird schon folgen.

Nun aber fragt sich: wem soll Diamantopolis nebst steinreicher Umgegend gehören? Wird es monarchisch oder republikanisch sein? Wird die Königin von Großbritannien herrschen oder der Präsident der holländischen Oranje-Bauernrepublik? Die Grenzen in jener Gegend sind nicht genau gezogen; die Capleute befinden sich in der Mehrzahl; sie verlangen britische Gesetze und Annexion. Im October hatten sie bereits einen Sicherheitsausschuß gebildet und eine Finderregierung nach Art der nordamerikanischen Miners eingesetzt. Zwölfhundert Mann waren bewaffnet, um ihre britischen Ansprüche oder, wie sie sagen, Rechte, nöthigenfalls mit Gewalt, gegen die holländischen Bauern zu vertheidigen.

Ein Conflict ist bereits da. Die neuesten Berichte vom Cap, welche die „Times Mail“ jüngst brachte, melden, daß die Regierung der Capcolonie einen Herrn Campbell zum „britischen Magistrat in den Diggings“ ernannt habe. Der Präsident des Oranje-Freistaates, Herr Brand, hat gegen eine solche Usurpation feierlichen Protest eingelegt.

A.

Der Afrikareisende Georg Schweinfurth.

II.

„Am 8. Februar befanden wir uns nunmehr ganz nahe an dem durch die Vereinigung der beiden großen Ströme, des Bachr-el-Gasal und Bachr-el-Gebel, gebildeten Sees, aus dem der Nil unter dem Namen Bachr-el-abiad (weißer Fluß) hervorgeht.

In dieser Gegend wird die Schifffahrt öfter durch die angehäufte Vegetation gehemmt, so daß die Eingeborenen wie auf einer schwimmenden Brücke von einem Ufer zum andern gehen können. Diese großartigen Flußstopfungen werden hauptsächlich durch den Ambatsch gebildet, in dessen Schutz sich kleine Wasserpflanzen und besonders das allverbreitete Schilfgras, Om Ssuf (Mutter der Wolle) genannt, weil seine Haare überall an der Haut der darin Umherwandelnden hängen bleiben, anhäufen und ausbreiten können. Glücklicherweise findet die Ambatsch-Vegetation alle 5 bis 6 Jahre eine Unterbrechung, indem die Pflanze, nachdem die buschigen 20 bis 30 Fuß hohen Triebe ihr volles Wachsthum erreicht und der Stamm seine schwammig-leichte Verholzung beendigt hat, von Sumpfameisen und Würmern am Grunde abgefressen und stückweise abwärts geschwemmt wird. Die allverbreiteten Samen gewinnen den Raum zu einer neuen Vegetationsentwickelung, die im ersten Jahre zwei Fuß Höhe nicht übersteigt. Dem günstigen Umstande, daß das gerade in diesem Jahre der Fall ist, hatten wir das verhältnißmäßig leichte Fortkommen zu verdanken, indem wir es nur mit Papyrus und Om-Ssuf-Schilf zu thun hatten. Gegen 200 Mann zogen eine Barke nach der andern an Seilen durch die engen Grascanäle. Es war wohl ein eigenthümliches Schauspiel, die acht großen Fahrzeuge wie eingewachsen in diese Wildniß in über 15 Fuß hohen Papyrusbüschen zu sehen; dazu die nackten Broncegestalten der schwarzbraunen Menschen, welche in dem freudigen Grün der Umgebung um so lebhafter abstachen; das Geschrei und Jauchzen, mit dem sich die Leute die Arbeit zu erleichtern glaubten, ließ meilenweit die Lüfte wiederhallen. Den Nilpferden schien es dabei recht eigenthümlich zu werden; wie in Verzweiflung steckten sie bald hier, bald dort schnaubend ihre Köpfe aus dem Wasser oder brachten an flachen Stellen, wo sie nicht schreien konnten, furchtbares Geplätscher hervor, während die Menschen im Wasser, in Besorgniß, die aufspringenden Ungethüme möchten Lücken in die Barken einbrechen (was allerdings schon vorgekommen ist), die Kraft ihrer Kehlen zur Abwehr entfesselten. Dieser Höllenlärm war in der That die einzige zu Gebote stehende Waffe, da in diesem Getümmel, wo man überall Menschen und Schiffe um sich hatte, an Schießen nicht zu denken war.



Georg Schweinfurth.

So arbeiteten wir uns mühsam mehrere Tage weiter; einmal mußte, da sich der Durchgang nicht erzwingen ließ, auf die schwer errungene Strecke verzichtend, umgekehrt und anderswo das Vordringen versucht werden. Endlich am 13. Februar trennte uns nur noch eine etwa 200 Fuß breite Grasfläche von dem ersehnten See. Ich blieb fast der Einzige an Bord; alle Uebrigen zusammen schoben und zogen an den Grasbüscheln, um sie aus einander zu drängen und eine Fahrstraße für die drei Fuß tief gehenden Barken herzustellen. Und wirklich, die schwer gezimmerten, kornbelasteten, breiten Boote wurden buchstäblich über das Gras geschleift. Als die Sonne sank, waren wir im großen, freien Wasserbecken, allen Anstrengungen Valet sagend, in diesem ambatscharmen Jahre 1869.

Dieser No-See verschmälert sich nach Westen ganz allmälig und wird, ohne daß man eine sichtbare Strömung gewahrt, zum Gazellenflusse. Dieser Strom, gleichsam eine afrikanische Havel, besteht abwechselnd aus großartigen Wasserflächen und aus engen Stellen, deren Breite kaum die Länge einer Barke erreicht. Seltsam ist es, daß dieser Strom auch mehrere auffallende Pflanzentypen mit seinem europäischen Gegenbilde gemein hat. Dasselbe Schilf, dieselben Seerosen, deren schneeweiße, himmelblaue und carmoisinrothe Blüthen seine schönste Zierde bilden, erinnerten mich lebhaft an jenes fröhliche Abschiedsfest, das mir die Geographische Gesellschaft auf der Halbinsel Pichelswerder gab. Nur denke man sich statt der Hügelufer endlose Grasflächen; Termitenhaufen, sardinischen Nuraghen gleich, 10 bis 15 Fuß Höhe erreichend, sind die einzigen Unebenheiten der Landschaft, welche, so weit das Auge reicht, zum Ueberschwemmungsgebiet des Flusses gehört und sich in einen unermeßlichen See verwandelt, sobald er anschwillt. Sobald man in den Bachr-el-Gasal einlenkt, wird das Gras niedrig, die Papyrus erscheint wie verkrüppelt und eine große Anzahl von neuen Pflanzenformen beweisen, daß wir ein neues Gebiet betreten haben. Noch an demselben Abend erreichten wir die Nuér-Dörfer,

wo die Herden ruhig am Ufer weideten, da die Befahrer des Stromes ihrem harmlosen Benehmen kein Leides zufügen und Agenten zum Ankauf des Elfenbeins dort stationirt zu werden pflegen. Hier schoß ich auch zuerst den neuentdeckten Riesenvogel, den die Araber wegen der Gestalt seines Schnabels Abu Maskub (Vater des Schuhs) nennen (Balaeniceps rex).

Am 22. Februar, nach mehrtägiger Fahrt ohne weitere Hindernisse, hatten wir endlich, nachdem wir von Chartum, abgesehen von dem Aufenthalte am Lande, nur 30 Tage unterwegs gewesen, die Meschera, den Halteplatz aller Barken, erreicht. Ich schrieb an Ghattas' Hauptagenten und verlangte in Gemäßheit meines Vertrages die Hierhersendung von 60 Trägern. Nach 3 Wochen erschienen deren sogar 70, auch zum Ueberfluß noch 2 vortreffliche Reitesel, und in wenigen Tagen breche ich auf nach den Wäldern des Innern, deren Pracht mir meine Leute nicht beredt genug schildern können.

Die Zwischenzeit verbrachte ich theils mit Verpacken meiner Sammlungen, theils mit Ausflügen in das Labyrinth von Stromarmen und kleinen Waldinseln. Achtzehn andere Barken lagen mit den meinigen im Hafen; die Soldaten waren alle nach dem Innern aufgebrochen und nur die Bootsleute zurückgeblieben. Da die Barken hier Monate lang verweilen, so werden am Ufer Zelte und große Strohhütten, ja Gemüsegärten angelegt. Die Barken steckten tief zwischen den Papyrusbüschen und sind der kommenden Regengüsse halber ebenfalls mit Strohdächern versehen; so liegen sie unthätig, wie die Nordpolfahrer im Eise, in Thon und Schlamm vergraben. Die umwohnenden Neger, welche zum Dinkastamme gehören, unterhalten einen lebhaften Verkehr mit den Barken. Sie bringen täglich Milch und verkaufen Ziegen und Schafe für Perlen und Kupferringe. Auch eine Art Königin dieses Stammes, die allen Reisenden wohlbekannte alte Schol, versäumte nicht, schon am ersten Tage auf meine Barke zu kommen, um die Brüder der Signora (Mlle. Tinne) zu sehen, von deren Ankunft sie gehört. Ihre Häßlichkeit zu schildern, finde ich keine Worte. Ein nacktes, von zäh-runzeliger Negerhaut umhülltes, wackelndes und geknicktes Beingerüst, zahnlos, mit dünnen, schmierigen, fettgetränkten Haarsträngen, um die Lenden eine Schürze von gleichfalls fettgetränktem Schafleder, dessen Kanten von weißen Glasperlen umsäumt sind, an Hand- und Fußgelenken ein Arsenal von Eisen-, Kupfer- und Messingringen, stark genug, um Verbrecher damit an die Mauer ihres Gefängnisses zu schmieden, schließlich um den Hals Ketten von Eisen und Kupfer, Lederstränge, Schnüre mit Holzkugeln und Gott weiß was für Plunder aus einer alten Rumpelkammer, das ist die alte Schol. Ein ehemaliger Dinkasklave, nun Soldat, diente als Dolmetscher. Zuerst war die Rede von Mlle. Tinne, welche Allen im Lande unvergeßlich geblieben, da sie ihnen als das Mädchen in der Fremde erschien, die Jedem eine Gabe brachte. Sehr überrascht war sie aber, daß Mlle. Tinne immer noch keinen Mann mit ihrer Hand beglückt habe. Die alte Schol hat dagegen einen Gemahl, der der Sohn eines frühern Mannes aus anderer Ehe und viel jünger als sie ist. Der Queens' Consort, welcher Kurdjule heißt und mich am folgenden Tage besuchte, spricht ziemlich verständlich Arabisch. Auch er wußte des Lobes der Tinne nicht genug zu sagen; ein Mägdlein, welches eine seiner Nebenfrauen ihm kürzlich geboren, wurde von ihm Signora benannt. Das beweist Empfänglichkeit und Fortschritt für eine europäische Gesittung, mögen sie es nur nicht beim Namen bewenden lassen. Von mir lernen die Neger etwas Deutsch, z. B. den täglichen Gruß, mit dem ich sie anzureden pflege: Du Lump! Lump!

Am 26. Vormittags erhielt ich Besuch eines Mannes, der durch zahlreiche um den Vorderarm geschmiedete, stark mit Eisen beschlagene Ringe sich als Großen des Reiches zu erkennen gab. In einer Kürbisflasche, welche den Urvätern die rechte Idee zur ägyptischen Galla und zu unserer alten Phiole gegeben haben mag, überreichte er mir etwas Milch und war sehr gerührt, als ich ihm zum Zeichen der Würde ein altes Halstuch um den Kopf band. Die oberen Schneidezähne ragen strahlenförmig aus seinem großen Munde wie Mandeln, die man zur Zierde in die Schnauze eines gesülzten Schweinskopfes gesteckt hat. Abends kam auch die alte Schol mit völlig verändertem Arsenal um Hals, Arme und Füße, da sie erfahren hatte, daß ich königliche Geschenke für sie mitgebracht habe. Da sind Perlen, wie große Eier, noch nie gesehen in diesem Lande, da schwere Steinkugeln, grüne und blaue, aus Indiens mythischen Gefilden, für wen sind sie? Für die Schol. Da eine Stahlkette, wem gehört sie? Der Schol. Dieser königliche Stuhl von Strohgeflecht, wer wird auf ihm thronen? Die Schol. Und nun die Krone von Allem, dieses Riesenmedaillon von Bronce (von einem Jubiläum in Europa herrührend), um den Hals zu tragen an der güldenen Messingkette. Die alte Schol war in der That gerührt, besonders machte das Medaillon, von allen Schiffern und Soldaten bewundert, einen tiefen Eindruck auf ihr Herz. Als Gegengeschenke erhielt ich eine Kürbisbüchse voll Butter und einen prächtigen Bullen von einer merkwürdigen, völlig harmlosen Race.

So verstrichen mir schnell die Tage. Die einzige Plage waren die zahllosen nächtlichen Insecten und die Termiten, von denen die Erde wimmelt. Alle Gegenstände, die es vor ihnen zu sichern galt, wurden theils auf eingegrabene Flaschen, theils auf menschliche Schädel, an denen wegen der vielen hier jährlich sterbenden Sklaven Ueberfluß ist, gestellt: trotzdem fühle ich mich hier im Mittelpunkte Afrikas so behaglich, als hätte ich nie unter anderen Verhältnissen gelebt."

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt an der bekannten Meschera brach Schweinfurth am 25. März landeinwärts nach der großen Seriba des Ghattas in der Landschaft Djur (sprich Diur) auf, wo er nach sechstägiger Reise glücklich eintraf. (Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde V, 1870. S. 97 und Petermann's Mittheilungen 1870. S. 18.) Schon die erste über diese Tour publicirte Karte verändert die bisherige Darstellung des Landes wesentlich; unangetastet bleibt aber, was Theodor von Heuglin nach eigener Anschauung niederlegte. Was dagegen südlich von dessen Route (vergl. die Karte zur „Reise in das Gebiet des Weißen Nil". Leipzig und Heidelberg 1869) lag, wie die Flüsse Tondj, Molmul, Djur, so war Alles sehr unsicher eingetragen und mußte weiter nach Norden und Westen gerückt werden. Petherick hatte seinen fernsten Punkt Mundo unter den Aequator verlegt; schon die Petermann'schen Mittheilungen hatten ihn unter $4\frac{1}{2}$ Grad nördliche Breite verwiesen, während Schweinfurth ihn gar auf $6\frac{3}{4}$ Grad nördliche Breite verlegt.

Die Position der Seriba des Ghattas, die nun Schweinfurth's Hauptquartier wurde, ist 7° 20′ nördl. Br. und 27° 30′ östl. L. v. Gr. Die botanische Ausbeute dort in der Umgebung war sehr lohnend. „Noch hat," schrieb Schweinfurth am 20. Juli 1869, „die Vegetation ihren Höhenpunkt nicht erreicht, auch die Regenzeit noch nicht ihre Hälfte, und bereits habe ich hier eine größere Anzahl Pflanzen gesammelt, als man während einer Sommersaison bei uns im Umkreise irgend einer Stadt zu sammeln im Stande ist. — Meine Gesundheit hat sich wider alles Erwarten auf dieser Reise bewährt und war bisher durch keinen erwähnens-

werthen Erkrankungsfall unterbrochen. Dabei grassiren die Fieber in meiner Umgebung. — Allein mit Fieber oder ohne Fieber: in die Länder südwärts muß ich durchaus, im ersten Falle schon deswegen, weil jene höheren Gebiete allgemein als fieberfrei geschildert werden, im zweiten aus selbstverständlichen Gründen. Heutzutage begnügt man sich nicht mehr mit Streifzügen bis Mundo, wie zu Petherick's Zeit. — Die Abnahme des Elfenbeinmarktes schreitet so rasch vor, daß jetzt nur noch diejenigen Expeditionen auf ihre Kosten gelangen, welche mindestens bis Kisa und Iso vordringen."

Wie der Verfolg lehren wird, hatte Schweinfurth sich nicht getäuscht in Bezug auf das gesunde Klima der weiter südlich gelegenen Länder. Was die Abnahme des Elfenbeins und das Vordringen der Jäger in neue Landschaften anbetrifft, so kommt dieses der Wissenschaft zu Gute. Wie an das Vorkommen des Goldes in Amerika sich die geographischen Entdeckungen der Spanier knüpften, wie Sibirien durch die Jagd nach den seltener werdenden und sich zurückziehenden Pelzthieren allmälig erschlossen wurde, so ist es mit Innerafrika auch der Fall: je mehr die Elephantenherden sich vor ihren Verfolgern zurückziehen, desto weiter dringen die Händler vor, desto willkommenere Nachrichten erhalten wir von ihnen oder den Weißen, die in ihrem Gefolge einherziehen.

Von der Seriba Ghattas aus unternahm Schweinfurth endlich im Beginne des Jahres 1870 seine großartige Reise in das Niam-Niam-Land. Nur einen Vorgänger hatte Schweinfurth hier gehabt, den ungebildeten und nicht ganz zuverlässigen italienischen Handwerker Piaggia, dessen Reisebericht Antinori in den Jahrbüchern der Florentiner Geographischen Gesellschaft 1868 veröffentlicht hat. Bei dem Niam-Niam-Häuptling Tombo, dem er sich nützlich zu machen wußte, blieb Piaggia ein Jahr lang bis zum Februar 1865; er brachte die Nachricht zurück, daß gegen Süden zu ein großer See läge. Auch auf Heuglin's Karte finden wir schon einen solchen verzeichnet und dabei die Bemerkung: Unermeßlicher See mit flachen Ufern; die Bewohner seiner Nordseite sind auf demselben vermittelst Piroguen 24 Stunden weit südlich vorgedrungen, ohne die jenseitigen Ufer sehen zu können. Schweinfurth hatte von allem Anfang an das Vorhandensein dieses Sees bezweifelt oder eine Verwechselung mit Baker's Albert-See angenommen. Ferner hatte Piaggia von einem großen anthropoiden Affen berichtet, unter dem Antinori den Troglodytes calons, Troglodytes niger oder gar den Gorilla verstehen wollte; endlich bestätigte Piaggia, daß die Niam-Niam Anthropophagen seien, daß sie aus Nachsucht das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehrten. Er war selbst Augenzeuge. Immer jedoch war man über diesen Cannibalismus noch nicht ganz im Klaren; Heuglin wenigstens sucht ihn (Nilreise S. 219) in Abrede zu stellen.

Ueber alle die offenen Fragen giebt uns nun Schweinfurth's epochemachende Reise die gewünschte Auskunft. Wir geben deren Resultate nach einem vorläufigen Berichte („Nationalzeitung" vom 7. December 1870). Zu Anfang 1870 hatte Schweinfurth sich der Handelskarawane des Mohammed Abu Ssamat angeschlossen, mit der er durch das östliche Niam-Niam-Land nach Süden bis zu dem Herrschersitze des noch wildern Volkes der Mombuttu jenseits des 3. Grades nördlicher Breite und des großen nach Westen strömenden Flusses Uele vordrang. Den letztern vergleicht Schweinfurth mit dem Blauen Nil bei Chartum und hält ihn für den obern Lauf des Schari, der von Süden her in den Tsadsee mündet. Die ganze fünfmonatliche Reise wurde trotz unsäglicher Strapazen und nicht geringer Gefahren glücklich zurückgelegt. Unter ersteren ist besonders die täglich mehrmals wiederholte Ueberschreitung von Flüssen, Bächen und Sümpfen, unter letzteren sind hinterlistige Angriffe der wilden, durchweg menschenfressenden Bevölkerung hervorzuheben. Dagegen schildert Schweinfurth das Klima der durchreisten Landstriche ausnahmslos als gesund, so daß er zwar von den Strapazen und Entbehrungen abgemagert, aber in voller körperlicher und geistiger Kraft zuerst Mitte Juni die Seriba Sabbi und darauf Ende Juli 1870 die Seriba Ghattas, sein Hauptquartier, wieder erreichte. Die wissenschaftliche Ausbeute war eine glänzende. Die Geographie der Niam-Niam-Länder, von welcher man bisher nach Piaggia's Angaben eine dürftige und unrichtige Vorstellung hatte, wurde zum ersten Male erschlossen; von dem großen See Piaggia's konnte Schweinfurth nichts in Erfahrung bringen. In anthropologischer Hinsicht ist hervorzuheben, daß Schweinfurth eine Anzahl bisher nur unvollkommen, theils gar nicht bekannter Negerstämme kennen lernte, unter anderen die für fabelhaft gehaltene Zwergnation der Acka, von der er sogar ein Individuum in seinen Diensten zur Seriba des Ghattas zurückbrachte. Die Ueberbleibsel der cannibalischen Mahlzeiten lieferten Schweinfurth reichen Stoff für seine kraniologische Sammlung, sowie er auch eine große Anzahl Schädel des großen Kanjaaffen erwarb. Unter den botanischen Entdeckungen verdienen eine Art der in Afrika bisher nur aus der Südhälfte bekannt gewordenen Cycadeen sowie ein Riesenbaum aus der Familie der Brotfruchtbäume, welcher kürbisgroße Früchte trägt, besonderes Interesse.

Aber nicht zufrieden mit diesen fast überreichen Resultaten, gedachte Schweinfurth auf einer westlichern Route abermals in das Niam-Niam-Land vorzudringen und noch ein Jahr dort zu bleiben, wobei er das Kosangagebirge erforschen will, bis zu welchem 1863 Heuglin umsonst vorzudringen bemüht war.

Der Handel mit tscherkessischen Sklavinnen in Konstantinopel.

Es ist bekannt, daß der Sklavenhandel, allerdings in beschränkter Weise, auch heute noch in der Türkei nicht aufgehört hat. Erst als die Russen am Kaukasus festen Fuß gefaßt und die ganze Ostküste des Schwarzen Meeres besetzt hatten, wurde diesem Handel einigermaßen gesteuert. Aber die mohammedanischen Beys im türkischen Antheile von Guriel machen noch jetzt Einfälle in die Grenzbezirke von Georgien, um Menschen wegzuführen und sie zum Verkauf an den Markt zu bringen.

Die Walideh Sultana, d. h. Sultanin Mutter des verstorbenen Sultans, war eine georgische Sklavin. In Guriel war bis vor ein paar Jahren ein großer Theil des Sklavenhandels in den Händen einer Frau, der Tintine Khanam, und ihrer beiden Söhne Hassan und Ali, der

Beys von Tschurukfu. Diese biederen Männer stahlen und raubten Knaben und Mädchen und brachten dieselben ihrer Mutter, welche die Waare zum Verkaufe nach Konstantinopel schaffte. Dort stand sie in der engsten Verbindung mit dem Palaste des Großherrn und manchen hohen Würdenträgern. Ihr Einfluß war so groß, daß einer ihrer Söhne zum Pascha, der andere, Ali, im Jahre 1865 zum Gouverneur von Kerasunt am Schwarzen Meere ernannt wurde.

Bei den Tscherkessen war der Handel mit Mädchen eine althergebrachte gesellschaftliche Einrichtung, mit welcher dieselben sehr zufrieden waren. Ihr Trachten war vor Allem darauf gerichtet, nach Konstantinopel gebracht und dort verkauft zu werden. Viele gingen auch freiwillig dorthin, um sich von einem beliebigen Türken heirathen zu lassen; andere wurden auf Speculation nach Aegypten, Tunis, Marokko und selbst bis nach Persien verschickt. Sie waren gleichsam versessen darauf, in die Sklaverei zu kommen und in irgend einem Harem eine Rolle zu spielen, und hatten gar nichts dagegen, daß der Händler mit ihnen gute Geschäfte machte; er galt und gilt ihnen für einen Wohlthäter.

Nun ist der Kaukasus seit 1864 von den Russen unterworfen worden und weit über 100,000 Tscherkessen sind nach der Türkei ausgewandert. Dort hindert nichts sie, den Sklavenhandel nach Herzenslust und in beliebiger Ausdehnung zu treiben. Allerdings verkündigte zur Zeit ihrer Einwanderung die türkische Regierung ein Gesetz, dem zufolge sämmtliche Tscherkessen für freigeborene Leute erklärt wurden. Nichtsdestoweniger schickten manche hohen Würdenträger besondere Agenten an die Landungsplätze, um die hübschesten Mädchen aufkaufen zu lassen, bevor dieselben an den Markt kamen, auf welchem sie theurer bezahlt worden wären. Sie legten auf solche Weise einen guten Vorrath von ausgesucht schöner Waare an. Seitdem hat der Mädchenverkauf seinen regelmäßigen Fortgang; die in Rumelien und in Kleinasien in der Umgegend von Brussa in Bithynien angesiedelten Tscherkessen versorgen den Markt ganz regelmäßig.

Tscherkessische Sklavinnen gelten, von ihrer Schönheit ganz abgesehen, bei den vornehmen Türken auch schon deshalb für werthvoll, weil sie sich jener Unterordnung fügen müssen, welche der Koran den Frauen vorschreibt. Zu derselben ist die Frau durch Gesetz und Religion verpflichtet, und überdem weiß sie, daß ihr Mann sich beim geringsten Vorwande ihrer entledigen oder auch Nebenbuhlerinnen zur Seite stellen kann. Vor dem letztern Falle hat sie eine heillose Furcht, und sie folgt lieber unbedingt, als daß sie sich eine Nebenbuhlerin geben ließe. Ohnehin hat sie keinen Rückhalt an Vater, Mutter, Brüdern, wie eine geborene Türkin, die sich stets viel mehr herausnimmt und ihrem Manne durch Widerspenstigkeit allerlei Ungelegenheit bereiten kann.

Die Tscherkessinnen haben im Harem noch einen weitern Nutzen. Eine freigeborene, nicht gekaufte, türkische Frau darf Gesicht und Hände nicht sehen lassen; schon durch das letztere würde ihre Tugend einen Schmutzfleck bekommen; die Sklavin dagegen hat, dem Koran zufolge, keine Tugend für sich zu beschützen; diese ist Eigenthum ihres Gebieters.

Dem gesetzlichen Herkommen gemäß darf der Sultan, als Oberhaupt des Staates und Nachfolger des Propheten Mohammed, keine seiner Unterthaninnen und auch keine Ausländerin heirathen. Woher soll er nun Gemahlinnen und Nebenfrauen für seinen Harem bekommen? Mit Sklavinnen, die ihm eigen gehören, darf er eine Art von Verbindung eingehen, und ein Gleiches gilt für die Prinzen von Geblüt, die möglicherweise einmal den Thron besteigen könnten. Die Geschichte des ottomanischen Reiches kennt nur einen einzigen Fall, in welchem von dieser Regel abgewichen worden ist; Sultan Orchan heirathete Theodora, die Tochter des byzantinischen Kaisers Kantakuzenos; aber damals führten die Sultane auch noch nicht den Titel der Nachkommen und Stellvertreter des Propheten. So wird es begreiflich, weshalb Sklaverei bei den Türken für eine Nothwendigkeit gilt und daß die kaiserlichen Aufkäufer tscherkessische Mädchen so lange einkaufen, wie das bisherige System dauert.

In Konstantinopel giebt es zweierlei Arten von Sklavenhändlern, welche mit Tscherkessenmädchen einen gewinnreichen Handel treiben. Für die einen ist er ein Geschäft wie jedes andere, und die meisten sind geborene Tscherkessen; die zweite Classe besteht aus Liebhaberinnen.

Sobald eine Sendung frischer Waare bei einem dieser Händler angelangt ist, schickt derselbe eine Anzahl von Unterhändlerinnen zu den Liebhaberinnen. Diese bestehen zumeist aus hochgestellten Damen des kaiserlichen Palastes oder Frauen der hohen Würdenträger, z. B. der vielgenannten Staatsmänner Ali Pascha, Fuad Pascha, Hussein Pascha, also „aufgeklärter Reformtürken“; sodann aus Frauen vieler Paschas. Diese Liebhaberinnen, gleichsam Bönhasen des Sklavenhandels, lassen nun die Mädchen entweder in ihr Haus kommen oder fahren zum Sklavenhändler, um das Geschäft mit ihm abzuschließen, nachdem sie mit der Waare eine sehr genaue Untersuchung vorgenommen haben. Das Mädchen, welches von der vornehmen Dame auf Speculation gekauft worden ist, wird von ihr mit in ihren Palast genommen und zweckgemäß erzogen. Es bleibt etwa drei bis vier Jahre dort, um Türkisch zu lernen und im Haushalt unterrichtet zu werden. Einige müssen auch auf dem Klavier klimpern, weil man solche theurer anbringen kann. Die Damen bedienen sich verschiedener Kunstgriffe, um Kunden anzulocken. So z. B. fahren sie in den Straßen von Stambul umher; das Mädchen nimmt den Rücksitz der offenen Kutsche ein und trägt einen so durchsichtigen Schleier, daß die Schönheit auffallen muß.

Manche vornehme Damen in Konstantinopel sind durch den Sklavenhandel reich geworden, denn die Speculation ist gar nicht schlecht. Ein Mädchen von zehn oder zwölf Jahren, das für 200 Pf. St., sage 1300 Thaler, eingekauft worden ist, bringt vielleicht 1000 Pf. St., wenn es das sechszehnte Jahr erreicht hat. Major Millingen (On Circassian Slaves; in Journal of the Anthropological Society, Juli 1870, p. CXIV) giebt eine Preisliste über die verkauften Tscherkessinnen, mit welchen Atidscheh Khanum Effendi Handel getrieben; dieselbe ist Mutter des Riza Bey, der vor mehreren Jahren türkischer Gesandter in St. Petersburg war und jetzt den Sultan in Teheran vertritt. Diese Liste enthält Name der Sklavin, Summe, welche dafür gezahlt wurde, und das Jahr des Verkaufes:

Dschemalisa, verkauft an Hamil Pascha,	1000	Pf. St.	1859
Ainiser, an einen ägyptischen Bey,	750	„	1859
Andelib, an Rifaat Pascha,	650	„	1862
Frenkistn, an einen Bey,	770	„	1862
Dilber,	190	„	1866
Afitab, an Mahmud Pascha von Tunis,	600	„	1866

Behieh Khanum, Gemahlin des in Rom gestorbenen Premierministers Fuad Pascha, trieb den Handel in großartigem Stile, und das wußte in Konstantinopel Jedermann. Um ihre Waare recht theuer an den Mann zu bringen, bediente sie sich eines Zauberers, eines Chodscha, welchem man übernatürliche Kräfte zuschrieb. Dieser gab ihr als Talisman ein Zauberhemd. Wenn eine Sklavin dasselbe anlegte und es fand sich ein Käufer ein, dann wurde er von den Reizen des Mädchens dermaßen bezaubert, daß er unweigerlich die geforderte Summe zahlte. Die Behieh hat hoch und theuer versichert, daß jener Talisman in allen Fällen die gewünschte Wirkung gehabt habe.

Die Händler und Liebhaberinnen beschränken ihre Operationen nicht bloß auf Stambul, sondern dehnen dieselben, wie schon gesagt wurde, weiter aus, namentlich auf Aegypten und Tunis. Kunden aus diesen Ländern zahlen insgemein sehr gut. Ein besonderes Augenmerk wird auf den kaiserlichen Palast gerichtet, denn dort ist immer Nachfrage für das Harem. Ein Mädchen, das einmal für denselben gekauft worden ist oder im Dienste einer Sultana gestanden hat, darf niemals weiter verkauft werden. Es ist nämlich unter der Würde des Thrones, daß Jemand, der Prinzen vom Geblüte gedient hat, ein Gleiches bei anderen Menschen thue. Nach männlichen Sklaven ist heutzutage nur geringer Begehr; doch wird dann und wann ein Tscherkessenknabe gekauft, um dem Sohne irgend eines Prinzen oder Paschas als Spielgefährte zu dienen.

Den Tscherkessinnen wird übrigens kein so glückliches Loos zu Theil, wie sie sich eingebildet haben; sie müssen abgeschlossen leben, leiden unter Eifersucht und fühlen sich unter Türkinnen niemals heimisch oder behaglich. Diese sind ihnen aufsässig und hetzen gern den Herrn und Gebieter gegen das fremde Weib auf. Die Kebsfrauen ihrerseits sind den gesetzlichen Frauen nichts weniger als hold; es kommt gar nicht selten zu Fehden zwischen beiden Theilen. Viele Tscherkessinnen magern ab und sterben an Auszehrung. Millingen kennt auch Fälle gewaltsamen Todes. Ein Mädchen Namens Yildiz litt entsetzlich durch Schläge und wurde dann von der wüthenden Frau in einen Keller gesperrt, um nie wieder das Tageslicht zu erblicken. Der Mann gab sich vergebliche Mühe, die Unglückliche zu erlösen, aber die eifersüchtige Furie wollte davon nichts hören, und er war so schwach, sich zu fügen.

Am besten geht es solchen, die im kaiserlichen Palast ein Unterkommen finden. Allerdings sind sie dort streng abgesperrt, im Uebrigen fehlt es ihnen aber an Nichts; sie werden gut genährt und haben allerlei Zeitvertreib als Entschädigung für die bedingte Freiheit, welche die Frauen in der Stadt sich erlauben dürfen. Solche, welchen das Glück vorzugsweise hold ist, werden Gemahlinnen oder Kebsfrauen des Sultans oder irgend eines Prinzen der kaiserlichen Familie. Andere werden im Serail alt und erwerben Reichthümer oder Einfluß, was auf eins hinausläuft. Aber die größte Anzahl dieser Tscherkessenmädchen wird nach einigen Jahren aus dem Palast entlassen und an einen Offizier der Armee oder irgend einen Beamten verheirathet. Diese Serailmädchen gelten aber für intrigant und unsolide, finden indeß willige Männer, welche durch die Verbindungen dieser Personen im Palaste Protection zu erhalten hoffen. Auffallend ist, daß gar nicht selten solche Serailmädchen, auch wenn ein reicher Mann erbötig ist, ihnen die Hand zu reichen, doch widerwärtig-häßlichen schwarzen Eunuchen den Vorzug geben.

Eines Tages erschien ein alter tscherkessischer Bauer am Thore des Palastes, in welchem die zweite Gemahlin des vorigen Sultans, Abdul Medschid, wohnte. Er sei, so sprach er, Vater der Sultana und hege den Wunsch, seine Tochter noch einmal zu sehen, bevor er sterbe. Sie aber sprach: „Ich will und mag nicht das Antlitz des Menschen sehen, der keinen Anstand nahm, mich in die Sklaverei zu verkaufen."

Deutschlands Interessen in Ostasien.

In unserer Zeitschrift ist häufig auf die erfreuliche Thatsache hingewiesen worden, daß Deutschlands Handel und Schifffahrt in den östlichen Meeren rasch anwachsen; die Flaggen aller anderen Handelsvölker, mit alleiniger Ausnahme der englischen, sind binnen zehn Jahren von der unserigen weit überflügelt worden. So ist zum Beispiel die Frachtschifffahrt in den chinesischen Gewässern zumeist an deutsche Fahrzeuge übergegangen. Reinhold Werner, der vortreffliche deutsche Seemann, machte schon vor etwa neun Jahren darauf aufmerksam, daß die Engländer „mit Aerger und Neid" auf den kolossalen Anwachs der deutschen Schifffahrt im fernen Osten blicken. Vom Januar bis Ende September 1860 waren allein in Hongkong 93 hanseatische Schiffe mit 43,776 Tonnen eingelaufen; bis zu Ende jenes Jahres noch etliche 20 mit 11,000. Dazu kamen an anderen deutschen Fahrzeugen 55 mit 30,000, und Schleswig-Holsteiner, welche damals noch unter dänischer Flagge segeln mußten, 45 mit 25,000 Tonnen, — also vor neun Jahren schon mehr als 200 deutsche Schiffe mit 110,000 Tonnen in Hongkong allein.

Sehr zutreffend bemerkt Capitän Werner: „Wir nisten uns allmälig ein und verdrängen die Engländer und Nordamerikaner auf friedlichem Wege, wenn auch langsam, aus ihren Positionen, welche sie gern als Monopol betrachten. Auch im Osten wird, wie in Nord- und Südamerika, die deutsche Concurrenz allen anderen gefährlich. Es war für mich sehr erfreulich, in der „Hongkong Shipping Gazette" eine Notiz zu lesen, der zufolge in einer einzigen Woche für elf Küstenfrachten zehn deutsche Schiffe gechartert waren und nur ein englisches."

Karl von Scherzer hat in seinen commerciell-statistischen Arbeiten der „Novara"-Expedition die Thatsache hervorgehoben, daß „beinahe drei Viertel der ganzen Schifffahrt zwischen den verschiedenen Küstenplätzen Chinas durch deutsche Fahrzeuge besorgt wird." Diese Fahrzeuge haben durchschnittlich 300 bis 400 Tonnen Trächtigkeit, also eine Größe, welche für die Küstenschifffahrt sehr geeignet ist, und nicht minder für Fahrten nach Australien, den Philippinen, Siam und dem Archipelagus. Es ist eine Anerkennung für die Tüchtigkeit unserer Rhederei, daß die den Küstenhandel fast ganz beherrschenden chinesischen Kaufleute den deutschen Fahrzeugen vor allen anderen den Vorzug geben; zwischen Hongkong, Canton und Schanghai sind jetzt durchschnittlich mehr als 100 deutsche Fahrzeuge in ununterbrochener Thätigkeit.

Unter den 1864 in Hongkong eingelaufenen fremden Schiffen befanden sich nicht weniger als 537 deutsche; nämlich: 315 Hamburger, 101 Bremer, 92 preußische und hannoversche, 20 Oldenburger, 8 Mecklenburger und 1 Lübecker; dagegen 1865 nur 60 amerikanische und 92 französische.

Die große Bedeutung unserer Kauffahrteiflotte verdient sicherlich auch von Seiten des großen Publicums im Binnenlande größere Aufmerksamkeit, als ihr bisher zugewendet wird. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß wir unter den seefahrenden Nationen die dritte Stelle einnehmen und gleich auf die Engländer und Nordamerikaner folgen.

Die verhältnißmäßige Ungunst unserer geographischen Lage und unserer Küsten wird reichlich ausgeglichen durch den Unternehmungsgeist unserer Rheder und die über alles Lob erhabene Tüchtigkeit und Ausdauer unserer vortrefflichen Seeleute.

In Singapore, diesem großen centralen Entrepot am Eingange zum hinterindischen Archipelagus, war schon 1863 jedes zwölfte Schiff, das einlief, ein deutsches.

In Bangkok, der Hauptstadt von Siam, wo die Handelsbewegung 1864 sich schon auf mehr als 63,400,000 Francs belief, war die Schifffahrtsbewegung der deutschen Flagge mit 57,888 Tonnen betheiligt; auf dieselbe entfielen mehr als ein Drittel der ein- und ausgelaufenen Fahrzeuge. Schon im Jahre 1861 befanden sich reichlich zwei Drittel des siamesischen Handels in den Händen zweier deutschen Häuser in Bangkok; 1862 besuchten 82 deutsche Schiffe diesen Hafen, und das deutsche Haus Markwald und Compagnie expedirte in jenem Jahre nicht weniger als 90 Schiffe mit zusammen 51,000 Tonnen. Die Schiffe, welche der König von Siam auf eigene Rechnung fahren läßt, sind, namentlich die Dampfer, fast ohne Ausnahme der Führung deutscher Capitäne anvertraut.

Auch in Hinterindien entfaltet die deutsche Flagge eine große Thätigkeit. Ich ersehe z. B. aus dem „Jahrbuch für die amtliche Statistik des Bremischen Staates“, S. 31, daß Bremen an Reis eingeführt hat im Jahre 1869: Aus Britisch Ostindien 17,098,851 Pfund; Französisch Indien (Saigong) 8,848,315 Pfund; Birma (d. h. dem britischen Birma) 121,165,858 Pfund; Siam 13,003,429 Pfd.; Niederländisch Ostindien 1,438,584 Pfd., während auf alle anderen Gegenden nur 4922 Pfd. entfallen. Der Betrag dieser Reiseinfuhr stellte sich auf den Geldwerth von 4,861,972 Thaler Gold. Sie betrug 1868: 155,319,329 Pfd., Geldwerth 5,124,647 Thaler; 1867: 100,262,213 Pfd., Geldwerth 3,371,073 Thlr.

Von Bremen liefen 1869 nach den genannten Gegenden 90 Schiffe aus und zwar nach Britisch Ostindien 11, Französisch Ostindien 9, Birma 56, Siam 10, Niederländisch Indien 2, China 3. Die Ostküste des bengalischen Meerbusens und Hinterindien sind erst seit etwa 20 Jahren von Bedeutung geworden; diese steigt mit jedem Jahre. Dort liegen die sogenannten Reishäfen: Akyab in Arrakan, Malmän, und in Pegu Nanguhn und Basseïn. Dazu kommen dann noch Bangkok und Saigong.

Man sieht, wie erheblich die Interessen sind, welche Deutschland im fernen Osten zu beschützen hat. Bis vor wenigen Jahren war unsere Kauffahrteiflotte ohne Schutz, und mehr als eins unserer Schiffe, welche dort übrigens allesammt einige Karonaden auf Deck und bewaffnete Mannschaft haben, mußte blutige Kämpfe mit chinesischen Piraten bestehen. Dann und wann sind einzelne unserer Kriegsdampfer in jenen östlichen Meeren sichtbar geworden, und eben jetzt hat einer derselben ein ehrenvolles und siegreiches Gefecht in China mit einem französischen Dampfer bestanden. Aber die Nothwendigkeit einiger Flottenstationen zum Schutz unserer Seefahrt und unseres Handels wird immer dringender, je mehr unser Verkehr anwächst. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß nicht etwa lediglich die Rhederei und der Handel unserer Seehäfen hier in Frage kommen; die deutsche Industrie in vielen ihrer wichtigsten Zweige ist dabei nicht minder betheiligt. Man braucht, um das zu begreifen, nur einen Blick auf die Ausfuhrlisten zu werfen. Es handelt sich um Belange, die für unsere gesammten wirthschaftlichen, gewerblichen und commerciellen Verhältnisse von der größten Erheblichkeit erscheinen.

Schon vor einer Reihe von Monaten, als wir über die Insel Formosa sprachen, betonten wir, daß es hohe Zeit sei, Flottenstationen im fernen Osten zu erwerben. Seitdem ist der Gegenstand auch im Reichstage zu Berlin erörtert worden. Vor einigen Tagen hat unser geehrter Freund Adolf Bastian uns eine Flugschrift zugesandt, welche denselben Gegenstand behandelt. Niemand ist competenter, hier zu reden, als der berühmte Reisende, welcher die Gegenden, um welche es sich zunächst handelt, gründlich aus eigener Anschauung kennt und, aus einer Kaufmanns- und Rhederfamilie in Bremen stammend, einen praktischen Blick für die commerciellen Verhältnisse hat. In seinem großen Werke über Ostasien liegen dafür die Beweise vor.

Die Schrift führt den Titel „Deutschlands Interessen in Ostasien“ (Berlin 1870, 16 Seiten 4°) und ist das Ergebniß der Erwägungen, welche von Seiten einiger Mitglieder des Vereins für Erdkunde angestellt worden sind, und zwar von Männern, welche mit Ostasien und den dortigen Handelsverhältnissen durch persönliche Anwesenheit oder Studien näher bekannt sind.

Zunächst wird die Bedeutung unseres deutschen Seehandels und unserer Schifffahrt hervorgehoben und nachgewiesen, daß der jährliche Werthumsatz des Handels zwischen Europa und Ostasien jetzt auf etwa 700,000,000 Thaler gestiegen ist und daß daran Deutschland einen beträchtlichen Antheil habe; dieser werde sich von Jahr zu Jahr steigern. China sei zerrüttet und in großen Krisen; was dieselben bringen werden, lasse sich noch nicht absehen. Wir aber müssen eine achtunggebietende Macht auch zur See entfalten, und die Erwerbung einer deutschen Flottenstation sei als eine Vorsichtsmaßregel zu betrachten, damit wir gewappnet seien für das, was eintreten wird und eintreten muß. „Sie hat als Warte zu dienen, um von dort die kommenden Conjuncturen zu beobachten, um im geeigneten Augenblicke eingreifen zu können und Deutschland auch fernerhin seinen gebührenden Antheil an einem Verkehr zu sichern, in welchem die höchsten Werthe des Welthandels umgesetzt werden.“

Ein Theil unserer jungen Flotte wird in den ostasiatischen Gewässern eine dringende Nothwendigkeit; für genügende Sicherheit derselben in stürmischen Zeiten bedürfen wir zur Sicherung der Schiffe einer Flottenstation. Diese Nothwendigkeit wird in der Schrift eingehend und überzengend nachgewiesen. Die Frage ist, welche Oertlichkeit sich zur Erwerbung derselben eigne.

Die Franzosen haben bekanntlich einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaune gebrochen und demselben Untercambodscha, das Deltagebiet des Mekongstromes, abgenommen. Hatten die Engländer dem Kaiser von Birma das Mündungsgebiet des Irawaddy aberobert, so wollte Napoleon der Dritte mit jenem des Mekong ein Gleiches thun. Er begann 1859 einen Krieg, um seinerseits festen Fuß am chinesischen Meere zu gewinnen. Die wohlverdiente Strafe, welche die gesetzwidrig ins Land eingedrungenen Missionäre erlitten hatten, mußte den Vorwand abgeben für den „Beschützer der katholischen Kirche in Asien“, zu welchem Frankreich sich aufgeworfen hat. Mit jener frechen Verlogenheit, welche ihn stets ausgezeichnet hat, erklärte Napoleon in seinem „Moniteur“, „daß der Kaiser der Franzosen auch nicht entfernt an eine Einverleibung oder Eroberung denke, daß es sich bei dem Kriege vielmehr lediglich um die Interessen der Civilisation und um den Schutz der Christen in Südostasien handle.“

Die Franzosen schossen Saigong in Brand; dem annamitischen Kaiser Tu Duc wurde am 5. Juni 1862 ein Frieden aufgezwungen, in welchem er drei Provinzen abtreten und obendrein 25 Millionen Francs Kriegskosten bezahlen mußte. Man organisirte „das französische Co-

chinchina“ mit der Hauptstadt Saigong; man zwang dem König von Kambodscha ein „Protectorat“ auf, und was ein französisches Protectorat bedeuten will, weiß Jedermann. Am 20. Juli 1867 mußten dann noch die drei westlichen Provinzen abgetreten werden, so daß nun das ganze Delta des Mekong und der Strom von Kambodscha den Franzosen unterthan sind.

Von einer Colonie kann in Cochinchina keine Rede sein; es ist und bleibt eine große Handelsfactorei, ein occupirtes Land, mit trefflicher Welt- und Handelslage und für den Anbau aller tropischen Bodenerzeugnisse geeignet.

Es ist nun vorgeschlagen worden, Saigong, die Hauptstadt an einem östlichen Arme des Mekong, den Franzosen abzunehmen und dasselbe zu einer deutschen Flottenstation zu wählen. Es haben sich manche Stimmen dafür erhoben. Aber zunächst haben wir unsererseits Saigong noch nicht; sodann müßten wir, wenn wir es hätten, die sechs Provinzen mit in den Kauf nehmen. Bastian freilich meint: „Eine europäische Macht, die als neuer Besitzer einträte, könnte sich auf Saigong und nächste Umgebung einschränken und würde das beste Vernehmen mit den Annamiten herstellen, wenn sie sich nur das Protectorat über die weiteren Provinzen bewahrte und die Bewohner im Uebrigen zu ihrer nationalen Verwaltung zurückkehren ließe.“

Dadurch würden die Annamiten nichts gewinnen; sie befinden sich unter der geregelten französischen Verwaltung entschieden besser als früher unter dem Druck und den Erpressungen der Mandarine. Doch das ist für unsere Frage gleichgültig; ich will einen andern Punkt hervorheben. Herr P. Rickmers in Bremen („Bremer Handelsblatt“ vom 17. December) will wissen, daß Saigong ungesund gewesen sei; nun aber wäre es durch Abführung der überflüssigen Feuchtigkeit zu einem gesunden geworden. Bastian (S. 12) bemerkt, daß Saigong als „verhältnißmäßig gesund“ bezeichnet werde; endemische Krankheiten fehlen oder seien doch nicht so mörderisch als in benachbarten Sumpfländern, wo Engländer und Holländer volkreiche Städte gebaut haben. Die Chinesen in Cochinchina erfreuen sich durchgängig einer guten Gesundheit 2c. „Im Uebrigen ist natürlich das Klima Saigongs, das unter den Tropen liegt, nothwendig ein der europäischen Constitution feindliches.“ — „Bei vernünftiger Lebensweise, bei Anwendung hygienischer Vorsichtsmaßregeln läßt sich ein jedes Klima unter den Tropen ertragen, und außerdem würde für die Zwecke der beabsichtigten Flottenstation immer in den Tropen zu wählen sein (— aber doch nicht nothwendig gerade in solchem Klima —), so daß Saigong, wenn sich andere Vortheile damit verbinden, am empfehlenswerthesten bleibt.“

Da die Angelgenheit einer Flottenstation einmal aufs Tapet gebracht und die Sache selbst von großem Belang ist, so werden wir wohl mehr als einmal auf dieselbe zurückkommen müssen. Heute nur noch eine Bemerkung. Bastian führt einige Autoritäten an, namentlich Aubaret, welchen er für einen der „besten Kenner des Landes“ erklärt; derselbe sagt: das Klima sei wahrscheinlich eines der gesündesten in den tropischen Ländern.

Ich erlaube mir eine andere Autorität anzuführen, welche von der Berliner Schrift nicht erwähnt worden ist. Der französische Stabsarzt Bineteau, welcher eine Reihe von Jahren über die klimatischen Verhältnisse specielle Forschungen angestellt hat, schreibt im „Bülletin der Pariser Geographischen Gesellschaft“ 1868 Folgendes:

„Das Klima ist das ganze Jahr über heiß, feucht und eine Quelle vieler Krankheiten, z. B. der Dysenterie und Cholera; auch Sonnenstich kommt häufig vor; sodann das perniciöse Fieber, Krampf und trockene Kolik. Ein Europäer, welcher sich einigermaßen gegen die Einwirkungen dieses höchst ungesunden Klimas schützen will, muß außerordentlich mäßig leben und sehr vorsichtig sein. Jede Krankheit, die einmal eintritt, verläuft sehr rasch. Man darf nur wenig essen und trinken; selbst der häufige Genuß von Kaffee ist nicht ohne Gefahr, geistige Getränke sind geradezu Gift. Am zuträglichsten ist ein schwacher Theeaufguß, welcher auch das gewöhnliche Getränk der Landeseingeborenen bildet. Alles Fluß- und Brunnenwasser ist unrein; der Himmel zumeist bewölkt, die Hitze drückend, die Atmosphäre erschlaffend.“ (Karl Andree, Geographie des Welthandels, II, S. 402.)

Die Deutschen in Buenos Ayres.

Die „Deutsche Zeitung am Rio de la Plata“, in der wir seit einigen Jahren manche werthvolle Mittheilung über die La-Plata-Länder fanden, hat sich mit einem andern Blatte, der „Freien Presse“, verschmolzen, welche täglich erscheint und auch eine Ausgabe für Europa veranstaltet, welche uns regelmäßig zukommt. Herausgeber ist Hr. Dr. Adolf Korn, welcher nicht minder patriotisch ist, wie Hr. Napp, der aus Gesundheitsrücksichten die Redaction der „Deutschen Zeitung“ niederlegte. In der ersten Nummer der „Presse“ finden wir das Nachfolgende über die deutsche Colonie in der Stadt Buenos Ayres:

Aus kleinen unbedeutenden Anfängen entstanden, ist unser Deutschthum am La Plata und ganz besonders in der Stadt Buenos Ayres zu einem wenn auch numerisch nicht sehr bedeutenden, so doch in seiner Qualität einflußreichen Factor in dem kosmopolitischen Leben der argentinischen Republik geworden. Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Berufszweige, denen sich unsere Landsleute z. B. in unserer Stadt gewidmet haben, so finden wir ein so befriedigendes Resultat, wie es kaum eine der anderen hier vertretenen Nationen aufweisen kann.

Was zunächst den Ausschuß der Einwanderung anbetrifft, so können wir gestehen, daß verhältnißmäßig kein Volk hier einen so geringen Procentsatz Spitzbuben, Landstreicher und Industrieritter stellt, als unser deutsches Vaterland. Auch in den Erwerbszweigen, die an und für sich ganz ehrenwerth sind, wenngleich sie mehr einem weniger gebildeten Volke entsprechen, — wir meinen die sogenannten Changadoren, Stiefelputzer u. s. w. — finden wir nur ein äußerst geringes deutsches Contingent. — Der sogenannte Klein- oder besser gesagt Trödelhandel ferner, zu welchem gewisse Nationen sich so vortheilhaft eignen, wird in äußerst seltenen Fällen von unseren Landsleuten betrieben. Es ist erfreulich, zu sehen, wie der Deutsche sich die Berufszweige ausgesucht hat, welche Kenntnisse, Arbeitskraft und Ausdauer erfordern. Der solide Handwerkerstand, namentlich Bierbrauer, Tapezierer, Uhrmacher, Tischler, Hutmacher und Bäcker, wird von keiner andern Nation so gut vertreten, als

von den Deutschen. Im kaufmännischen Beruf ist es besonders eine Branche, welche sich vorzugsweise in deutschen Händen befindet, nämlich die sogenannten Baracken, d. h. große Wolldepositgeschäfte, in denen die zum Markte kommende Wolle, eines der wichtigsten Landesproducte, empfangen, classificirt und für den Versand nach Europa oder den Vereinigten Staaten verpackt wird. Die rein kaufmännischen Geschäfte, namentlich aber der Import, finden unter keiner Nation, vielleicht die englische ausgenommen, so viele solide und tüchtige Häuser, wie unter unseren Landsleuten, die aber nicht allein als Chefs sich eine große Achtung erworben haben, sondern auch als Commis den anderen Nationalitäten vorgezogen werden.

Weniger zahlreich finden wir die Deutschen in dem Berufe der Architekten, Ingenieure, Maschinenbauer, Gelehrten und Künstler, aber auch in diesen Zweigen haben sie sich die Anerkennung errungen, die unsere deutschen Leistungen verdienen. Wir sagen absichtlich errungen, denn in den meisten Fällen muß der solide, aber gewöhnlich etwas unbeholfene Deutsche einen gewandten französischen oder italienischen Concurrenten aus dem Sattel heben.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Ostindien.

Die indische Armee hat bisher jährlich für 250,000 Pf. St. Thee gebraucht, welchen die Regierung lieferte. Sie bezog denselben aus China, will aber von 1871 nur ein Drittel chinesischen und zwei Drittel einheimischen, in Indien gewachsenen Thees vertheilen.

Das Spinnen und Verweben der Dschute (Jute) kommt im Lande selber mehr und mehr in Aufnahme, seitdem europäische Capitalien diesem Erwerbszweige zufließen. Eine Fabrik, welche einem Schotten gehört, beschäftigt 605 Arbeiter, wovon ein Fünftel weiblich. Die Zahl der Sackmacher beträgt 130, der Spinner 100, der Weber 70, der Zurichter 90; die übrigen sind Packer, Handwerker &c. Die Löhne für die besten Arbeiter betragen wöchentlich 7 Schilling (2 Thlr. 10 Groschen) und für die geringsten, namentlich Knaben, 1 Schilling. Der Durchschnittslohn für die männlichen Arbeiter stellt sich auf 3 Schilling 6 Pence, für die weiblichen auf 2 Schilling. Das ist ein scheinbar niedriger Satz, aber in Indien hat der Arbeiter geringe Bedürfnisse und sehr billige Lebensmittel; ein Einzelner lebt in seiner Art „ganz comfortabel" für 2 Pence täglich. Was er in dem heißen Klima an Kleidern auf dem Leibe hat, ist nicht der Rede werth, einzuheizen braucht er auch nicht, und seine Nahrung besteht in Reis, Hülsenfrüchten und „Curryſtuff". Auch leistet der Bengali bei der Arbeit nicht halb so viel wie ein Europäer; er wird z. B. nur 250 Ziegelsteine in einem Tage legen, ein guter europäischer Arbeiter aber mindestens zehnmal mehr. Die Calcuttaer Correspondenz der „Mail" (20. December vom 23. November) berichtet, daß alle Dschute, welche von Calcutta aus verschifft wird, jetzt nach Dundee gehe, wo bekanntlich die Fabrikation dieses Faserstoffes einen großartigen Aufschwung genommen hat. Vor dem Jahre 1866 wurde Alles, was an Dschute in Calcutta eintraf, nach London und nach Liverpool verschifft; das hat ganz aufgehört. Im Jahre 1866 gingen direct nach Dundee 38,922 Ballen (zu 300 Pfund); 1867 schon 70,237; 1868: 142,134; 1869: 180,012 Ballen, und 1870, bis zum 20. November, schon 192,769 Ballen; es lagen aber noch 18 große Schiffe im Hafen, um Ladung einzunehmen, so daß man für das ganze Jahr weit über 300,000 Ballen rechnen darf und während der „Season", welche bis Ende Juli reicht, sicherlich 400,000, die in runder Summe einen Geldwerth von etwa 1,000,000 Pfund Sterling repräsentiren. —

Der Reisende Forsyth war im November in Calcutta wieder angelangt; man wollte wissen, daß seine, in diesen Blättern mehrfach erwähnte Sendung nach Yarkend in Turkestan doch nicht ganz fehlgeschlagen sei. Es sei lediglich einem Mißgeschicke zur Last zu legen, daß er den Atalig Ghasi nicht gesehen habe; derselbe sei auf einem Kriegszuge fern von seiner Hauptstadt gewesen, „das Geschäft aber doch abgewickelt worden". Damit soll wohl gesagt sein, daß die Freundschaft zwischen Jakub Beg und der indischen Regierung keinen Abbruch erlitten habe. — Die ganze Reise war äußerst beschwerlich. Volle zwei Wochen lang bewegte sich die Expedition in einer Höhe von 16,000 bis 19,000 Fuß über dem Meere, doch ist ihr kein Mann verloren gegangen. Forsyth will in seinem Berichte auch Mittheilungen über Gegenden bringen, welche seit Marco Polo kein Europäer besucht hat.

Unter den eingeborenen Soldaten trat an verschiedenen Stellen wieder ein Geist der Meuterei zu Tage, so unter zwei Regimentern aus dem Pendschab, in der Garnison zu Mhau, auch in Allahabad haben sich bedenkliche Symptome unter den Truppen gezeigt. Die Regierung schweigt so viel als möglich über solche Vorfälle, die aber doch ihre bedenkliche Seite haben. Dazu kommt das Mißvergnügen, welches sich in einem großen Theile der mohammedanischen Bevölkerung zeigt. Wir wiesen neulich im „Globus" darauf hin, daß namentlich die Wahhabis in Indien mit ihren Glaubensgenossen in Arabien in einer verdächtigen Verbindung stehen und daß jene ein Netz von Verschwörungen über das ganze Land gesponnen haben. Mehrere Verschworene sind nach langer Untersuchungshaft zur Deportation verurtheilt worden. Einer derselben, Emir Chan, sitzt noch im Gefängnisse zu Alipur; für ihn, wie für einen andern Verurtheilten, den Mulwi Emir-uddin, nimmt die Presse der Mohammedaner lebhaft Partei, während die Blätter der Hindus von Seiten der Bekenner des Islam Gefahr wittern. Die britischen Behörden beobachten Schweigen auch über diese Angelegenheit, überwachen jedoch die Wahhabis genau.

Es ist in der That unverständig, daß einzelne englische Stimmen empfehlen, die verschiedenen Präsidentschaften Indiens selbständiger zu machen und sie zu Föderativgouvernements umzugestalten. Gerade für ein von so verschiedenen Völkerelementen bewohntes Land ist es, schon im Interesse der Beherrscher, dringend geboten, die ganze Leitung in einer Hand zu concentriren. Die einzelnen Landestheile stehen zu einander in gar keiner innern Beziehung, und die wirthschaftlichen Verhältnisse erfordern unbedingt eine mit weitreichenden Befugnissen ausgestattete Centralregierung, zum Beispiel auch in Bezug auf die Bewässerungscanäle. Uebrigens haben die Eingeborenen in Bezug auf ihre Ortsverwaltungen großen Einfluß und sind nahezu selbständig. Das hat sein Gutes, aber auch sein Schlimmes, weil sie nur schwer dahin zu bringen sind, vom alten Schlendrian abzuweichen und sich zu Verbesserungen herbeizulassen, wenn diese auch sehr dringend nöthig sind.

Auflösung der englischen Henley-Santalina-Compagnie in Argentinien.

Während die von Deutschen und Schweizern in der Region des La Plata gegründeten Ansiedelungen sehr gut gedeihen und erstarken, ist eine von einem Engländer projectirte Colonie gleich

in ihren Anfängen in sehr kläglicher Weise zusammengebrochen. Die Geschichte ist folgende.

Ein Mann Namens Henley war eine Reihe von Jahren im Lande ansässig, hielt es aber, wie viele andere Engländer, unter seiner Würde oder für zu unbequem, auch nur ein Wort von der Landessprache, dem Spanischen, zu lernen. Aber er faßte den Plan, eine Colonie zu gründen, welcher er einen großartigen Aufschwung prophezeiete. Solch ein Prognostikon wird bekanntlich von Seiten der „Gründer" all und jedem Unternehmen gestellt. Henley ging nach England, pries sein Unternehmen an und bewog sechszig junge Männer aus anständiger Familie, sich ihm anzuschließen. Jeder Einzelne schoß 150 Pf. St., sage in runder Summe 1000 Thaler, ein; es wurden Ackermaschinen und allerlei andere Sachen gekauft, jedes Mitglied mußte sich eine Art von romantisch aufgeputzter Uniform anschaffen und wohl bewaffnet sein, und lustig ging die Expedition unter Segel. Er wollte die Leute nach einer Farm bringen, die er bei Frayle Muerto, unweit der Bahn zwischen Cordova und Rosario, zu haben vorgab. Er traf auf allerlei Hindernisse und die jungen Männer mußten sich längere Zeit in der letztgenannten Stadt aufhalten. Sie hatten eine eiserne Kirche und auch einen Pfarrer dazu mitgebracht, der letztere aber fand es für angemessen, durchzubrennen und nach Europa zurückzukehren.

Inzwischen führten die jungen Herren ein heiteres Leben in Rosario. Henley suchte inzwischen nach einer Farm, und fand endlich eine solche, drei spanische Meilen von der Stadt entfernt, für 20,000 Piaster, wofür er Wechsel ausstellte. Nun zogen eines schönen Morgens die Henleyleute in ihrer romantischen Uniform (indianische Helme, Jagdkittel, hohe Lederstiefeln ꝛc.) unter Sang und Klang ab, zu Roß, in zweiräderigen Karren, die mit allerlei Geräth beladen waren, namentlich mit hölzernen Häusern, — unter Sang und Klang. Die Colonisten baueten ihre Häuser in bunter Unordnung durch und neben einander auf. Von Anordnung und Disciplin war überhaupt keine Rede, und die „Pupillen" zeigten keine Neigung, harte Arbeiten zu thun; die zarten Hände bekamen ja Schwielen dabei; an heißen Tagen Erde auswerfen, um einen Graben zu ziehen, das war langweilig. Es machte den jungen Gentlemen viel mehr Vergnügen, Pferderennen zu halten, auf die Jagd zu gehen, zu fischen. Ueberdies war die Stadt Rosario nicht weit entfernt, und dort hatte man im Theater, im Casino, in den Kaffeehäusern allerlei Zeitvertreib; man konnte dort „Half and Half" trinken; Ale und Porter waren gut.

Bei diesem System hatte man es fertig gebracht, drei Morgen Landes mit Leinsaat zu besäen und einen Graben herzustellen. Dabei war man guten Muthes, bis Henley eines Morgens erklärte, ihm sei das Geld bis auf den letzten Piaster ausgegangen. Darüber großer Lärm! Einige schießen grimmig ihre Revolver ab, Andere schwören hoch und theuer, Rache zu nehmen; noch andere werfen sich auf die Erde, starren in die blaue Luft und rauchen eine Pfeife Taback. Als richtige Söhne Albions halten die jungen Gentlemen ein Indignationsmeeting und geben die Erklärung ab, daß die Colonie bankerot sei. Sie thun keinen Handschlag mehr, gehen nach Rosario, spielen Billard, trinken Halbundhalb oft mehr als gut ist und geben den respectabeln Leuten allerlei Anstoß. Viele schrieben heim um Geld zur Rückfahrt; Andere suchten irgend welches Unterkommen; die Wechsel wurden nicht bezahlt und die Gläubiger belegten Alles mit Beschlag. Henley ist verduftet.

Aus Brasilien.

Die Staatsschuld des brasilianischen Kaiserreiches stellte sich für die Mitte des Jahres 1870 folgendermaßen heraus:

Staatsschuld	36,495,700	Pf. St.
Davon: Innere . .	23,431,200	„ „
Auswärtige .	13,064,300	„ „

Die innere Schuld beträgt, nach Pesos fuertes (Silberdollars) gerechnet, 117,156,000; sie war von März 1869 bis April 1870 um 21,767,000 Pesos angewachsen. Brasilianer hatten davon für 85,685,000 Pesos in Händen, Fremde 11,752,500, der Rest entfällt auf öffentliche Anstalten ꝛc.

Außer der Nationalschuld hat die Regierung noch andere Verpflichtungen, durch welche dieselbe auf 290,666,765 Pesos oder etwa 58,000,000 Pfund Sterling anwächst. Dahin gehören für 75,200,000 P. Papiergeld, 27 Millionen Schatzscheine ꝛc.

Im Vergleiche mit den Schulden anderer Länder kommen auf den Kopf: für Brasilien etwa 7 Pf. St., Großbritannien 25, Frankreich 14, Vereinigte Staaten von Nordamerika 11, Preußen 2, Argentinien 6 Pf. St.

Was die Handelsbewegung anbelangt, so stellte sich im letzten Finanzjahre der Werth der Einfuhren auf 83,300,000 Dollars, der Ausfuhren auf 101,343,000, also auf $22\frac{1}{2}$ Procent zu Gunsten der letztern. Nach Provinzen vertheilt ergeben sich folgende Ziffern:

	Einfuhr. Dollars.	Ausfuhr. Dollars.
Rio de Janeiro	45,000,000	45,000,000
Pernambuco	12,800,000	11,550,000
Bahia	11,750,000	10,800,000
Para	4,000,000	5,400,000
Rio Grande do Sul . . .	3,850,000	4,280,000
Maranhao	2,600,000	3,039,000
Ceara	1,625,000	2,444,000
San Paulo	1,150,000	8,900,000
Acht verschiedene Provinzen	422,000	9,930,000
	83,300,000	101,343,000.

Wie sehr die Production der Haupterzeugnisse Brasiliens sich in den letzten Jahren gesteigert hat, geht aus folgenden Angaben über die Ausfuhr hervor, nach Arrobas, je zu 35 brasilianischen Pfund:

	Baumwolle.	Zucker.	Kaffee.	Kautschuk.
1864 . .	1,350,465	8,016,127	8,183,311	237,235
1865 . .	1,726,015	7,483,107	10,806,336	232,417
1866 . .	2,899,004	9,158,065	9,940,566	230,900
1867 . .	2,689,206	8,167,685	13,048,464	325,636
1868 . .	3,386,692	8,719,023	14,546,770	343,422.

Binnen vier Jahren hat sich die Production etwa verdoppelt. Die Zunahme betrug in Baumwolle 150 Procent, Zucker 9, Kaffee 80, Kautschuk 44 Procent. Der Werth der Ausfuhr stellte sich 1864 auf 54 und 1868 schon auf 74 Millionen Dollars.

Die Ehescheidungsgesetze im Staate Indiana.

Es ist nirgends leichter für ein Männlein und Weiblein zusammen und auseinander zu laufen, als in den Vereinigten Staaten. Man geht nach Indiana und die Sache kommt in Ordnung. Das „Indianopolis Journal" stellt darüber Betrachtungen an und erklärt die Scheidungsgesetze für einen Schimpf und eine Schande; sie sind eine Anlockung für Menschen aus allen Ländern, welche sich des Ehejochs mit leichter Mühe entledigen wollen. In der That finden sich zu diesem Zwecke Leute aus Rußland, Frankreich, England, Deutschland, Canada ꝛc. ein. Bis vor ein paar Jahren standen die Sachen folgendermaßen: Ein „Scheidungsjäger" oder eine „Scheidungsjägerin" kam heute in den Staat Indiana, reichte eine Petition um Scheidung ein und nach Verlauf von ein paar Wochen wurde dieselbe vom Richter ausgesprochen. Oft kommen die „Scheidungssucher" gleich als Paar. Eine Lady tritt hier in Indianopolis mit einem Reisegefährten auf, reicht ein Scheidungsgesuch ein, ohne daß ihr Mann davon auch nur eine Ahnung hat; der Herr Reisegefährte tritt als Zeuge auf, die Scheidung wird ausgesprochen und noch an demselben Tage heirathet der Gentleman die Lady. Eine namhafte Schauspielerin verlangte, von ihrem Manne getrennt zu werden, weil er sie grausam behandelt habe. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Sie fuhr auf einem Dampfer von San Francisco nach Neuyork und unterhielt sich während der Reise auf Deck vielfach mit einem hübschen jungen

Manne, der ihr allerlei schöne Dinge aus Byron und anderen Dichtern vordeclamirte. Sie benahm sich dabei so, daß ihr Gatte ihr eindringliche Vorstellungen machte. Darüber weinte sie, ging nach Indiana und wurde, weil „grausam behandelt", richtig geschieden. — Eine andere Lady machte eine Vergnügungsreise mit dem Geliebten ihrer Wahl und wollte eine Scheidung gegen ihren, ihr nicht mehr wahlverwandten Ehemann durchsetzen. Sie wandte sich an den Richter, der aber beim Mittagessen zu viel getrunken hatte und ihr barsch erklärte, daß in ihrem Falle von Scheidung keine Rede sein könne. Die Lady wandte sich sofort an einen Advocaten, der ihr bemerkte, daß nichts zu machen sei, wenn der Richter Nein sage. Sie hatte inzwischen irgendwie ihre Angelegenheit in Fluß gebracht, und als der Richter am nächsten Morgen im Gerichtssaal erschien, gab er die Erklärung ab, daß er in Betreff eines gestern etwas rasch erledigten Falles sich eines Andern und Bessern besonnen habe und daß allerdings hinlängliche Gründe zur Scheidung vorlägen. Diese wurde denn auch erkannt, und die Lady heirathete sofort ihren Reisegefährten. Fast jedes Gerichtshaus in Indiana hat derartige Possen aufzuweisen. Die Legislatur versuchte, dem Unfug einigermaßen zu steuern, indem sie festsetzte, daß Jeder, der um Scheidung einkomme, seit mindestens einem Jahre in Indiana ansässig gewesen sein müsse. Das hat auch etwas, aber nicht viel geholfen. Die Gründe und Ursachen, weshalb auf Scheidung erkannt worden, sind, laut dem Gesetze, folgende: Ehebruch, Impotenz, bösliches Verlassen, Grausamkeit, Trunksucht; wenn der Mann nicht angemessen für den Unterhalt seiner Frau sorgt; wenn der eine Theil nach der Verheirathung erfährt, daß der andere Theil ein entehrendes Verbrechen begangen habe; und irgend ein anderer Grund, aus welchem der Gerichtshof es statthaft erachtet, eine Scheidung auszusprechen. Diese letztere Clausel legt die Sache ganz in die Willkür des Richters, und die anfangs erwähnte Zeitung meint, sie sei doch allzustark „selbst in unseren Tagen der freien Liebe, der freien Religion und der allgemeinen Emancipation." Es ist nun im Vorschlage, daß die Richter in Indiana ferner nicht befugt sein sollen, über Scheidungen zu erkennen, deren Grund und Ursache außerhalb des Staates ihren Ursprung habe.

Der Zwiespalt unter den Emancipationsfrauen in Nordamerika.

Die starkgeistigen Damen liegen schon seit längerer Zeit einander arg in den Haaren und behandeln sich sehr unsanft. Zwar sind alle darüber einig, daß die Weiber insgesammt von den Männern wie vom Staate im höchsten Grade schmachvoll behandelt werden und daß man ihnen alle heiligen Menschenrechte verkümmere. Sie erleiden den Druck einer unverantwortlichen Tyrannei und werden auf empörende Weise herabgewürdigt. Die Männer haben sich privilegirt und wollen allein das entscheidende Wort reden; die Weiber sind lediglich rechtlose Pariahs und dermaßen gedrückt, daß der himmelschreiende Unfug endlich ein Ende nehmen muß. Man verschließt ihnen die Thüren des Congresses; sie können nicht Senatoren und Repräsentanten werden, weder Richter noch Advocaten, nicht Zollbeamte und nicht Staatsgouverneure. Die Männer glauben schon bis zum Exceß nachgiebig zu sein, indem sie geprüften Frauen die ärztliche Praxis erlauben und nichts dagegen einwenden, daß sie die Kanzel besteigen. Aber das will nicht viel bedeuten. Vor allen Dingen müssen die ehelichen Verhältnisse von Grund aus reformirt werden, und der Frau ist volle Gleichberechtigung mit dem Manne einzuräumen; von Zwang darf fernerhin keine Rede sein, und auch in Betreff der Ehescheidungen und der häuslichen Pflichten müssen die Dinge eine andere Wendung nehmen.

Da aber die Männer ein höchst selbstsüchtiges und verstocktes Geschlecht sind, so giebt es nur ein Mittel, sie zur Vernunft zu bringen. Die Frauen müssen das Stimm- und Wahlrecht haben, und gesellschaftlich wie politisch mit ihren bisherigen Drängern gleichgestellt werden. Sobald sie das Stimmrecht ausüben, werde sich, so meinen sie, alles Uebrige schon finden. Um dasselbe zu erkämpfen, haben sie Vereine gebildet, die in Allem, was eben gesagt wurde, übereinstimmen, aber sonst einander bitter befehden. Die „Frauenstimmrechts-Genossenschaft" zerfällt in zwei rivalisirende Gesellschaften. Die feste Burg der „Amerikanischen Frauen-Stimmrechtsassociation" ist in Boston; die „Union-Frauen-Stimmrechtsgesellschaft" hat ihren Sitz in Neuyork; die Vereine in den westlichen Staaten sind getheilt und halten theils zu der einen, theils zu der andern. Es versteht sich von selber, daß puritanische und methodistische Pfaffen, wie Theodor Tilton, Beecher Stowe und andere Kanzelgaukler dieses Schlages, bei diesen Yankee-Ecclesiazusen eine Rolle spielen und das große Wort führen.

Die „Weiberbewegung", mit welcher so viel declamatorischer Lärm verbunden war, erregte Jahre lang Aufmerksamkeit und die zum Theil pikanten Reden, welche von den Starkgeistigen in öffentlichen Versammlungen zum Besten gegeben wurden, dienten zu allgemeiner Erheiterung. Als aber wieder und immer wieder dasselbe Stroh gedroschen wurde, beachtete man die Declamationen nicht mehr. Abermals ein Beweis für die Verstocktheit und die Selbstsucht der Männer.

Aber die starkgeistigen Frauen sind beharrlich; sie lassen nicht von dem, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, und sie bewiesen das in letzter Novemberwoche, als zu Cleveland in Ohio die Jahresversammlung der „Woman Suffrage Association" abgehalten wurde. Auf derselben sollte eine Wiedervereinigung der zwiespaltigen Gesellschaften versucht werden, doch war das Bemühen vergeblich. Aus dem ausführlichen, vor uns liegenden Berichte („Newyork-Weekly Tribune", 30. November 1870) ersehen wir, wie viel Gift und Galle in den starkgeistigen Damen kocht.

Zunächst fielen spitzige Worte, daß das Publicum einer so wichtigen Angelegenheit gegenüber so sehr theilnahmlos sich verhalte; das schlechte Wetter könne nicht als Entschuldigung dienen. Leider bemerke man seit etwa sechs Monaten eine Abnahme des öffentlichen Enthusiasmus, und von Seiten der Bostoner wurde gesagt, die Schuld liege nur daran, daß „hohle, maliciöse Köpfe sich so breit machen, namentlich jene, welche in den abscheulichen Spalten der „Revolution" (— dem Blatte, welches Organ der Neuyorker Partei ist —) ihren Unfug treiben; auch der Parteigeist im Westen trage große Schuld, ebenso der Zank, der Neid, das Streiten und Keifen zwischen den beiden Parteien. . . . Aber das eine große Wort, welches retten könne, heiße Versöhnung. Andererseits wurde der Bostoner Faction „kindische Unwissenheit" zum Vorwurf gemacht.

Nun trat die seit etwa zwanzig Jahren unvermeidliche Miß Susanne B. Anthony auf: „Ja, der Krieg ist da! Aber er ist lediglich das Resultat eines Ringens um die Führerschaft; ein abscheulich nichtswürdiger Plan, der aus dem rachedürstenden Busen der Bostoner kommt."

Die nicht minder unvermeidliche und ebenso zungenfertige Mistreß Lucy Stone wollte auch ein Wort sagen. „Bei dem Zwiespalt handelt es sich um weiter nichts, als um Methode und Principien. Ein Streit ist gar nicht vorhanden, sondern nur eine Differenz über Ehe und Ehescheidung." Die Gegner sagten, Frau Stone wünsche keine Vereinigung und Versöhnung, weil sie dann unvermeidlich ihre „Supervision", d. h. die Führerschaft, an Demoiselle Anthony werde abgeben müssen. Sie habe in der „Frauenzeitung" (— „Womens Journal" —) Bannflüche gegen das Organ der Frau Anthony geschleudert, denn die Grundsätze der „Revolution", welche Organ der letztern ist, seien ihr zu lax. Frau Anthony vertheidigt sich; die Delegationen aus dem Westen erheben den Schlachtenruf: „Wir wollen freie Ehescheidung! Hier ist Neid und Aerger!" Die Bostoner schreien: „Unwürdige, unmoralische Ideen!" Die Neuyorker fragen: „Was Boston eigentlich wolle; man könne sich aus ihnen ja gar nicht vernehmen, nur so viel sei gewiß, daß Frau Stanton die eigentliche Propagandistin für die unmoralischen Ideen sei.

Dann wurde den Damen eine „bittere Pille" eingegeben. Vom Kanzelgaukler Henry Ward Beecher, der wohl begreift, daß jetzt mit den Stimmrechtlerinnen keine Popularität weiter

zu erschwindeln ist, wurde ein Schreiben verlesen, in welchem er erklärt, daß er die Präsidentschaft niederlege. Statt seiner übernahm Frau Tracy Cutler aus Ohio den Vorsitz; „eine süße Zuckerpflaume", um dem unruhigen Westen eine Art von Satisfaction zu geben.

Es wurden Vorschläge zur Wiedervereinigung gemacht, aber beide Theile wiesen „den dargebotenen Oelzweig" zurück. Eine vorgeschlagene Resolution: „Das Frauenstimmrecht bedeutet Stabilität für die Bande der Ehe, des häuslichen Lebens und der republikanischen Regierungsform," war vom Richter Bradwell direct gegen Miß Anthony gerichtet; die unterstrichenen Worte betonte er mit fast brüllender Stimme und warf dabei einen stechenden, viel bedeutenden Blick auf Miß Anthony. Diese saß allein, weit von anderen Damen entfernt, und sah außerordentlich grimmig aus, während Frau Stone ein süßes Antlitz zeigte, dann und wann ein paar Worte mit zarter Stimme sprach und ruhiger aussah als je."

Noch andere Redner ließen sich vernehmen. Richter Bradwell sprach viel und „polterte energisch", er konnte indeß gar nicht aufkommen gegen ein glaäugiges, schnippisches, klarköpfiges, redefertiges kleines Mädchen aus dem Westen, das tapfer darauf los extemporisirte und gleichsam wie ein Wolf in den Schafstall einbrach. Vor allen Dingen wollte sie Neid und Zwietracht beseitigt wissen.

Das sei ganz gut und brav, sprach ein breitschultriger und vierschrötiger Mann aus Chicago; aber Moral sei und bleibe Moral, und Thatsache bleibe, daß Frau Stanton der ganzen Welt, von Maine bis Wisconsin, Aergerniß gebe. Die Association des Pastor Tilton gehe in Stücke und Trümmer, deshalb bettele sie um Versöhnung und Vereinigung. Pastor Tilton sei ein nichtsnutziger Kerl. (Die Ausdrücke waren derber.)

Richter Bradwell fühlt sich wieder gemüßigt, zu reden. Diesmal poltert er nicht; er bittet die Versammlung aus tiefbewegtem Herzen, das Fräulein Anthony doch nicht so zu behandeln, als ob diese Lady „ein Sünder und Zöllner" sei; man möge ihr in Betreff der Wiedervereinigung doch das Wort gönnen. Sie erhielt das Wort und erhob sich „mit großer Contenance". Ihre geflügelten Worte lauten: „Schwätzt keine blinde Sprache mehr! Sagt gerade heraus, was Ihr meint. Wenn diese Versammlung schön thun und einen Stein auf Frau Stanton werfen will, so mag sie es sagen. Wenn Ihr, als Verein, sagen wollt, daß Frau Stanton, die keinem Verein angehört, es nicht gerechtfertigt finden soll, daß eine Frau sich von einem Manne scheiden darf, der ein Trunkenbold ist, — ei, so sagt das doch! Nicht von einem Manne, der ein Spieler ist, und liederlich; sagt es. Sie verlangt nur ein Gesetz zum Schutze persönlicher Freiheit. Ja, gegenwärtig ist das Weib eine Sklavin."

Darauf allgemeine Verwirrung, bis Herr Whitchead aus Neu-Jersey, „der eine geniale Creatur" ist, erklärt, daß der Fehler beiden Genossenschaften gleichmäßig zur Last falle. Das Ende der Versammlung war, daß der Zwiespalt ärger ist als zuvor.

Der Archimandrit Palladius in der russischen Mandschurei.

Vor längerer Zeit meldeten wir, daß der in Peking residirende russische Archimandrit Palladius von der chinesischen Hauptstadt aus einen Zug durch die Mandschurei chinesischen und russischen Antheils unternehmen werde. Jüngst ist nun von ihm ein aus Chabarowka datirter Bericht bei der geographischen Gesellschaft in St. Petersburg eingelaufen; der wesentliche Inhalt ist folgender:

Palladius fand am linken Ufer des Amur Reste der Befestigungen, die im 17. Jahrhundert durch Chabarow Stepanow und andere Russen daselbst errichtet worden waren. Auf russischem Gebiet werden Dauren, Mandschuren und Chinesen, die einst alle chinesische Unterthanen waren, angetroffen. Ihre Zahl belief sich auf etwa 10,000 und der Aufenthalt auf dem russischen Gebiete ist ihnen durch den Tractat von Aigun vom Jahre 1858 gewährleistet. In Chabarowka fand man Mansen vor, d. h. solche Chinesen, die Gold und die kostbare Ginsengwurzel suchen; sie sind jetzt seltener geworden als früher. Während der Anwesenheit der Expedition in Chabarowka verbreitete sich das Gerücht, daß ein Einfall der „Rothbärte" in das untere Ussurigebiet drohe. Dies sind Mohammedaner, die in Girin Raubwesen trieben und durch die dortige Behörde unerbittlich verfolgt, in verschiedenen Richtungen auseinander gesprengt worden sind. Von ihnen ist aber kaum ein Einfall zu befürchten, es sei denn, daß sie sich mit den Mansen vereinigen, die darüber murren, daß man ihnen nicht ohne Weiteres gestattet, auf russischem Boden Gold zu suchen. Auch aus Korea findet eine Einwanderung in das russische Gebiet statt; sie hat schon die Zahl von 3000 Köpfen erreicht, so daß die Behörden ihr zeitweilig Einhalt geboten haben, um erst zu sehen, ob die Leute nicht vielleicht Böses im Schilde führen. Palladius meldet, daß ihm ein reicher Beobachtungsstoff vorliegt. Er will die Bevölkerung Koreas, die zum Theil von Verbannten gebildet wird und trotzdem friedlich ist, einem eingehenden Studium unterziehen. Er hat die Stadt Mugden in der Mandschurei besucht, wo ungeheure Schätze der chinesischen Kaiser aufgestapelt liegen. Nachdem die Mandschu sich des chinesischen Thrones bemächtigt hatten, schickten sie nämlich, so lange dieser durch Eroberung gewonnene Thron nicht fest stand, die Ueberschüsse ihrer Einnahmen fortwährend in ihre Heimath und haben so im Laufe der Zeit enorme Schätze gesammelt. Palladius bemerkt übrigens, daß die Mandschu dem Uebergewicht der chinesischen Cultur unterliegen und chinesificirt werden, in der Weise, wie in Rom die höheren Stände gräcisirt wurden. Dasselbe hob anläßlich seiner Reise durch Liaotung kürzlich auch der deutsche Geolog v. Richthofen hervor.

Tabacksbau in Rußland. Mit demselben beschäftigen sich im Gouvernement Ssamara ausschließlich die deutschen Colonisten der Kreise Nikolajewsk und Nowo-Usensk. Die Russen in jener Gegend beschäftigen sich nicht mit demselben, schon deshalb nicht, weil sie als Sectirer einen großen Widerwillen gegen den Taback überhaupt hegen. Nach amtlichen Angaben gab es 1869 im Gouvernement 5735 Deutsche, welche Taback bauten; die Ernte betrug 339,475 Pud von einem Flächenraume, der 5028 Dessjätinen umfaßte. In manchen Colonien, z. B. Philippsfeld, erntete man 300 Pud von der Dessjätine, in anderen kaum 50 Pud. Man baut vorzugsweise die „russische Sorte", dann auch die amerikanische, die türkische Sorte dagegen nur in sehr geringer Quantität. Die Blätter werden theils in der Colonie Solothurn verarbeitet, theils gehen sie in die Fabriken nach Kasan, Ssaratow und Moskau. Der russische Taback wird in Päckchen versandt und hat seinen Hauptabsatz in den Städten an der Wolga und auf den Jahrmärkten in Uralsk, Orenburg und in Sibirien. Der Anbau gewinnt eine immer größere Ausdehnung.

μ **Aus Gefle** berichtet ein Correspondent der „Norrland Post", daß er kürzlich das Vergnügen gehabt, den harmonischen Gesang der Schwäne zu hören. „Der Gesang des Schwanes ist zweitönig; erheben aber bei klarer hoher Luft junge und alte Vögel ihre Stimme mit einander, so klingt es von fern wie liebliche Hornmusik." Es wäre interessant zu erfahren, ob auch anderswo die Bemerkung gemacht worden, daß der melodische Reiz des Schwanengesanges von dem verschiedenen Alter der Vögel abhängig ist. Im Spätherbste verkündet die Stimme der Schwäne den baldigen Eintritt eines strengen Winters, im Frühling dahingegen die Nähe des wiederkehrenden Lenzes. — Von der Milde des vorjährigen Herbstes in Südschweden zeugt, daß am 25. November in Ystad noch Leberblumen (Anemone hepatica) gepflückt wurden und in Marstrand, um die Mitte desselben Monats, reife Himbeeren.

—μ. Von Tromsö wurden in vorigem Jahre 37 Fangboote nach Spitzbergen und Nowaja Semlja ausgerüstet. Sechs derselben sind verloren, die übrigen aber glücklich

heimgekehrt. Ihre Beute besteht in 852 Walrossen, 2240 Seehunden, 98 Bären, 49 Liespfund Eiderdunen, 873 Renthieren, zu einem Baarwerthe von 25,933 Speciesthalern. Die Preise waren im vergangenen Jahre gedrückt. Für ein Walroß, welches früher mit 20 Speciesthaler bezahlt wurde, erhielten die Fänger nur 13 Speciesthaler, für einen Eisbären statt 10 nur 6 Speciesthaler. — Funfzehn andere zur Fischerei nach Spitzbergen ausgelaufene Fahrzeuge brachten 801 Tonnen Leber und 1348 Stück Weißfische heim, zum Werthe von 28,269 Speciesthaler. Von diesen Booten haben einige im Laufe des Sommers zwei Reisen gemacht.

* * *

— Für die Industrieausstellung in Cordova (Argentinien) ist ein Ochs angemeldet worden, der nicht weniger als 2250 Pfund wiegt. Bisher hat man in Argentinien die Mästung des Hornviehes sehr vernachlässigt; das Gewinnen von Häuten, Hörnern und Klauen war die Hauptsache; das Vieh nährte sich auf den Pampas. In neuerer Zeit fängt man an, auch der Fleischerzeugung Sorgfalt zuzuwenden und getrocknetes wie gesalzenes Fleisch guter Qualität in immer größerer Menge auszuführen. — Auch eine Herde von Alpacas soll ausgestellt werden. Sie kommt aus den Gebirgen der Provinz San Juan, deren Klima ihnen zuzusagen scheint.

— In Peru geschehen „Zeichen und Wunder". Der Congreß in Lima hat ein Gesetz erlassen, demgemäß Freischulen für Mädchen in allen Ortschaften, die über 500 Einwohner haben, gegründet werden sollen. Das ist vortrefflich, wenn das Gesetz nicht, wie das in Peru so vielfach der Fall ist, lediglich auf dem Papiere bleibt. Mädchenschulen überhaupt gehören im ehemals spanischen Amerika zu den Seltenheiten.

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Auswanderung nach Westen im verflossenen Herbst so stark gewesen, daß durch Paris in Missouri in der zweiten Woche des Novembers nicht weniger als 332 Emigrantenzüge kamen.

— Die Zählung in Californien hat in runder Zahl 550,000 Einwohner ergeben; der Staat hat also binnen zehn Jahren seine Bevölkerung um etwa 170,000 Köpfe vermehrt.

— Die centralamerikanischen Staaten Guatemala und San Salvador haben im Münzwesen das Decimalsystem angenommen. — In Honduras, wo bisher der Taback ein Regierungsmonopol war, ist dasselbe abgeschafft und der Anbau freigegeben worden.

— Die Zahl der Neger, welche in den Vereinigten Staaten das Stimmrecht haben, wird auf 750,000 angegeben; mehr als 400,000 Weiße dagegen sind immer noch politisch entrechtet.

— Die Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten ist für das verflossene Jahr nun auf rund vierthalb Millionen Ballen abgeschätzt worden. Der höchste Ernteertrag wurde 1859 erreicht; derselbe stellte sich auf 4,669,770 Ballen; 1865, nach Beendigung des Krieges, betrug die Ernte nur 2,193,987 Ballen; 1869 schon wieder 3,250,000 Ballen. Wir wollen hier beifügen, daß in Ostindien der Anbau der Baumwolle geringer geworden ist, seitdem die Vereinigten Staaten ihre Production wieder so hoch gesteigert haben.

— Die Kaninchenplage auf Neuseeland ist bereits so arg geworden, wie in der australischen Colonie Victoria. „Es kommt möglicherweise dahin, daß der Pakehn und der Maori zumal vom Kaninchen verdrängt wird." So meint der „Nelson Examiner" in einem Bericht aus Amuri, das im Südosten der Provinz Marlborough liegt. Vor etwa fünf Jahren war der Besitzer der Syncombe Run so unvorsichtig, einige Paar Kaninchen ins Freie zu lassen. Auf jenem Run weideten damals etwa 20,000 Schafe; 1870 fanden auf demselben keine 10,000 mehr hinlängliches Futter. „Bevor ich nicht den Syncombe Run mit eigenen Augen gesehen, hatte ich keine Vorstellung davon, was eine Verwüstung durch Kaninchen bedeuten will. Ich sah keinen Grashalm mehr; Kräuter und Sträucher waren bis auf die Wurzel abgenagt; die Schafe mußten andere Weidestrecken aufsuchen, und dorthin folgen auch die Kaninchen, die streckenweis aber sicher vordringen. Ich kann nicht anders, als sie mit den Heuschrecken Afrikas und des Orients vergleichen. Nicht bloß die Viehzüchter werden durch diese Plage zu Grunde gerichtet, auch die Ackerbauer im Bezirke Kaïkura ernten gar nichts mehr. Ich bin kein Pessimist, aber ich glaube, daß die Kaninchen Herren der Insel werden, wenn man nicht rasch und mit Ausdauer daran geht, dieselben auszurotten."

— Die Schulden der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrugen 2,334,308,494 Dollars und 65 Cents am 1. December 1870; sie haben sich seit dem März 1870 um 104,019,982 Dollars vermindert, weil die außerordentlich hohen Steuern eine so beträchtliche Abzahlung möglich machten. — Die stehende Armee stellt sich auf 2483 Offiziere und 34,870 Mannschaften; sie soll im Jahre 1871 noch um etwa 4000 Mann vermindert werden.

— Zu Pittsburg in Pennsylvanien ist ein Herr A. W. Brown „Kohlenkönig". Er besitzt eine Anzahl Dampfer und Remorqueure, welche auf dem Ohio fahren, und außerdem 165 viereckige Barken, 20 Musterbarken, 26 sogenannte Flats und 34 Flachboote. Diese Flotte trägt nicht weniger als 130,280 Tonnen (zu 2200 Pfund) Steinkohlen.

— Die nordamerikanischen Blätter heben „mit Stolz" hervor, daß viele europäische „Doctoren" ins Land kommen, um ihre „dental education" zu vollenden, d. h. als Zahnärzte und Zahneinsetzer sich auszubilden. Unter den neuen Zahnakademien haben die beiden in Philadelphia den größten Ruf; Boston hat auch zwei solcher Akademien; Neuyork, Neuorleans, Baltimore, Cincinnati und St. Louis haben je eine. Beim Philadelphia Dental College besteht ein Viertel der Zahnakademiker aus Europäern, die zumeist schon in Wien, Berlin und London studirt haben. Die Stadt der Bruderliebe rühmt sich, die größte Fabrik künstlicher Zähne und zahnärztlicher Instrumente in der Welt zu besitzen.

— Die Lustbarkeiten, an welchen die „freien Bürger afrikanischer Abkunft" in den Vereinigten Staaten sich dann und wann ergötzen, nehmen manchmal eine etwas bedenkliche Wendung. So jüngst im November bei den Wahlen zu Donaldsonville in Louisiana. Als die schwarzen Wähler, die sich allesammt tapfer bezecht hatten und Waffen trugen, ihren afrikanischen Candidaten nicht durchsetzen konnten, äußerten sie ihr Mißvergnügen dadurch, daß sie die Stadt in Brand steckten, und nachdem sie den Mayor todtgeschossen hatten, in das Haus eines Richters eindrangen, welchen sie auch zur Leiche machten. — Zu Baton Rouge in demselben Staate unternahmen Weiße einen Sturm gegen eine Stimmbude; diese Belustigung hatte weiter keine Folgen, als daß nur 4 Menschen getödtet und mehr als 20 verwundet wurden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

